



Allgemeine Weltgeschichte.

Fünfter Band.

Allgemeine

Weltgeschichte

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker und mit Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen

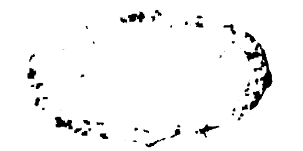
für die gebildeten Stände bearbeitet

von

Dr. Georg Weber,
Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Fünfter Band.

Leipzig,
Verlag von Wilhelm Engelmann.
1864.



Geschichte

des

Mittelalters

mit besonderer Berücksichtigung

des

Geistes- und Culturlebens der Völker

von

Dr. Georg Weber,

Professor und Schuldirector in Heidelberg.

Erster Theil.

Leipzig,

Verlag von Wilhelm Engelmann.

1864.

Vorrede.

Wenn ich dem vorliegenden Bande, der die Geschichte des Mittelalters in den ersten Jahrhunderten nach der Völkerwanderung behandelt, eine Vorrede vorausschicke, so geschieht es zunächst in der Absicht, meinen Dank auszusprechen für manches wohlwollende Urtheil, für manche freundliche Worte der Anerkennung, die mir persönlich und öffentlich zu Theil geworden sind und die ich um so höher anschlage, als ich bei der Zurückgezogenheit meines Lebens annehmen zu dürfen glaube, daß dabei keine äußerlichen Motive mitgewirkt haben; sodann aber auch in der weiteren Absicht, Rechenschaft abzulegen über mein bisheriges Thun, die Mittel und Wege zu bezeichnen, wie ich die bei Beginn des Unternehmens angedeutete Aufgabe zu lösen gesucht, die Zwecke und Ziele zu beleuchten, die ich bisher angestrebt und noch ferner zu verfolgen gedenke.

Wie schon der Titel ankündigt, ist die „Allgemeine Weltgeschichte" für die gebildeten Stände bearbeitet. Diesen Standpunkt habe ich niemals aus dem Auge verloren, wie die ganze Haltung des Buches darthut. Wenn man hie und da geglaubt hat, auch dieses Werk sei, wie mein kleines und mein größeres „Lehrbuch der Weltgeschichte," vorzugsweise für die Jugend berechnet, so ist man mehr durch meinen Beruf als durch den Charakter des Werkes zu diesem Schluß geführt worden. Allerdings trägt auch die „Allgemeine Weltgeschichte" manche Spuren, die auf die Schule und auf die praktische Lehrthätigkeit des Verfassers hinweisen: der Schule habe ich es hauptsächlich zu verdanken, daß mir ein bestimmter und präciser Ausdruck zur andern Natur geworden ist, daß mir jede Unklarheit, jedes verschwommene halbdurchdachte

Gerede widerstrebt, daß ich ein Feind bin aller schimmernden Phrasen, alles Schellengeklingels; der Schule und dem Verkehr mit der Jugend verdanke ich es ferner, daß ich bei meiner Betrachtung und Behandlung historischer Sachen und Personen eine gewisse Idealität bewahrt habe, daß ich mit einer gewissen Ehrfurcht vor der Würde des Gegenstandes an die Aufzeichnung der geschichtlichen Erscheinungen herantrete, die einst den Lebensinhalt vergangener Völker und Geschlechter gebildet haben; daß ich ein inneres Widerstreben empfinde, in die schlammigen Bäche der Unsittlichkeit hinabzusteigen und die Charakterbilder für einzelne Persönlichkeiten und Perioden in der Verworfenheit und im Laster zu suchen. Die Ansicht, daß es besser sei, die Jugend durch ideale Vorbilder für das Edle und Hohe zu begeistern als ihr erst die Sünde zu malen und dann die Hölle und ihre Schrecken, hat so sehr mein ganzes Wesen erfaßt, daß die Wirkungen davon wohl auch in meiner Geschichtsdarstellung hervortreten werden.

Der Titel betont ferner die sorgfältige Benutzung der neueren geschichtlichen Forschungen, so daß das Buch den gegenwärtigen Stand der historischen Wissenschaft erkennen lasse, und in der Vorrede zum ersten Bande heißt es dann ergänzend: „Neben der Benutzung der wichtigsten Quellen werden die neuesten Werke über Geschichte und Völkerkunde von anerkanntem Werthe zu Rathe gezogen und in ihren sicheren Resultaten in die Darstellung verarbeitet werden. Die Quellenschriftsteller müssen bei der Erzählung und Darlegung die Grundlage bilden, aber in der Auffassung schwieriger, dunkler und streitiger Fragen soll die Ansicht der Gegenwart, so weit sie aufgeklärt und entschieden vorliegt, zur Geltung kommen."

Auch diese Verheißung habe ich treu und gewissenhaft erfüllt. Wer auch nur mit flüchtigem Blick einen der Bände durchlaufen hat, wird erkannt haben, daß ich stets in erster Linie an der Quelle geschöpft und daß keine neuere historische Arbeit von einiger Bedeutung, wenigstens aus der deutschen Bücherwelt, unberücksichtigt geblieben ist; er wird aber ferner auch erkannt haben, daß, wie knapp und gedrängt immer der reiche Inhalt hie und da gefaßt werden mußte, überall in der Gesammthaltung, in der pragmatischen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, in dem Gange der erzählenden Darstellung

die eigene Geistesarbeit hervortritt. Es ist nicht die leichteste Art der Geschichtschreibung, aus einer Anzahl ausführlicher Particularschriften den wesentlichen Inhalt zuerst in sich aufzunehmen und dann zu einem eigenen Ganzen verarbeitet mit steter Rücksicht auf Kürze und Präcision des Stils in einer gebundenen Erzählung wiederzugeben, also daß in der logischen Anordnung weder Sprung noch Lücke sich bemerklich mache, in Stil und Darstellung kein Flickwerk, keine musivische Zusammenstellung ungleicher Theile zu Tage trete. Ich erkenne mit Freuden an, daß ich dem Fleiß und der Sorgfalt deutscher Geschichtsforscher sehr viel verdanke und war beflissen, was ich von Andern entlehnte, durch Anführungszeichen als geliehenes Gut kenntlich zu machen: aber Alles, was die „Allgemeine Weltgeschichte" in ihren Blättern trägt, ist mein volles Eigenthum; ich habe es mir durch mühsame Arbeit erworben und manche Stunde des nächtlichen Schlafes dafür in Kauf geben müssen. Vor Allem ist die Vertheilung und Anordnung des historischen Stoffes mein eigenstes Werk. Um mir den Blick völlig frei zu halten, habe ich es absichtlich vermieden, irgend eine andere Weltgeschichte, große oder kleine, zu Rathe zu ziehen. Durch eine mehr als dreißigjährige Beschäftigung mit allen Theilen der Geschichte und durch die aus der steten Verbindung von Studium und praktischer Anwendung erlangte Erfahrung und Uebung glaubte ich berechtigt zu sein, meine eigenen Wege zu suchen. Grundriß und Aufbau nehme ich also für mich ausschließlich in Anspruch, für solides Material, das ich von allen Seiten zusammengesucht, bin ich Andern verpflichtet.

In der Vorrede zum ersten Band heißt es, daß die „Allgemeine Weltgeschichte" bemüht sein werde, allen Bestrebungen und Errungenschaften der Culturvölker Rechnung zu tragen und zwar in rein historischer Auffassung ohne Nebenzwecke und Parteitendenzen; doch sollten diejenigen Völker und Staaten, welche auf den Bildungsgang und die geistigen Anschauungen späterer Geschlechter einen vorwiegenden Einfluß gehabt, auch eine umfassendere Behandlung erfahren.

Auch diesem Grundsatze bin ich bei der Geschichte des Alterthums treu geblieben und werde auch in den folgenden Bänden nach besten Kräften demselben treu bleiben. Ich werde, wie in der alten Welt den Hellenen, so im

Mittelalter und in der neueren Geschichte dem deutschen Volke den Ehrenplatz einräumen und seine Thaten und Schicksale wie sein Geistesleben eingehender und umfassender behandeln; aber ich werde auch den andern Nationen die ihnen gebührende Stellung anweisen und dabei nie meinen Denkspruch aus dem Auge verlieren: „Gerecht sein gegen jede aufrichtige Bestrebung ist wahre Humanität.“ Zu dieser Behandlung drängt schon der Lauf der Geschichte selbst. War denn nicht das Alterthum vorzugsweise von hellenischem Geiste und Wesen getragen? und bildete denn nicht das deutsche Volk, sobald es sich einmal als Ganzes fühlen gelernt und zu Einem Reiche geeinigt hatte, den Kern und Mittelpunkt, an den sich die übrigen Nationen anlehnten, das Centrum, um das sich das geschichtliche Leben im Mittelalter und in der Reformationszeit bewegte? Was aber die Bemerkung betrifft, daß die „Allgemeine Weltgeschichte“ ihren ruhigen Gang gehen werde, ohne sich durch politische oder religiöse Parteistellungen oder durch die wechselnden Zeitströmungen in ihrem Urtheile bestimmen zu lassen, so wird man diese Worte nicht so deuten, als werde der Verfasser in farbloser Objectivität Hohes und Edles wie Niederes und Gemeines mit gleichem Interesse behandeln oder mit stoischer Resignation Alles im Spiegel eines theilnahmlosen Gleichmuthes betrachten. Der Leser wird auf den ersten Blick erkennen, daß ich für Freiheit und Vaterland und für alle edleren Güter der Menschheit ein warmes Herz im Busen trage, daß allem Streben und Trachten nach hohen Zielen, allem Kämpfen und Ringen um würdige Zwecke stets meine tiefsten Sympathien zugewendet sind. Jene Bemerkung sollte nur andeuten, daß ich bei Beurtheilung von Personen und Thatsachen mich stets in die Zeitverhältnisse zu versetzen gesucht, unter deren Einwirkung jene handelten, diese zur Erscheinung kamen, nicht aber den Maßstab des Urtheils aus den Parteistellungen der Gegenwart entnommen, daß ich frei von confessioneller oder politischer Orthodoxie das welthistorische Leben aus einem höheren menschlichen oder philosophischen Gesichtspunkte zu erfassen gestrebt und mit unbefangenem Sinn ohne vorgefaßte Meinung an die Erscheinungen herangetreten sei. Angesichts so mancher Bestrebungen unserer Tage, durch „Rettungen“ das bisherige geschichtliche Urtheil umzustoßen und die Vergangenheit nach den Anschauungen und Tendenzen der Gegenwart zu construiren,

wird man das Vorhaben gerechtfertigt finden, die Weltgeschichte nicht im Spiegel einer Zeitströmung oder nach den Lehrsätzen eines kirchlichen oder politischen Katechismus zu betrachten.

Dieser unparteiische von vorgefaßten Ansichten und Dogmen freie Standpunkt ist besonders für den Universalhistoriker eine nothwendige Bedingung, soll anders sein Werk ein richtiges Abbild der Wirklichkeit sein. Keinem Volke aber dürfte ein so unbefangener und vorurtheilsfreier Sinn, eine so gerechte Anerkennung und Würdigung fremder Natur und Eigenthümlichkeiten innewohnen als dem Deutschen. Ich bin daher der Ansicht, daß das deutsche Volk vor allen andern berufen sei, der Weltgeschichte ihre echte Gestalt und Ausbildung zu geben. Seine Stellung in der Mitte von Europa, sein Streben nach universaler Bildung, sein angeborner kosmopolitischer Hang, der auch an das Fremde und Feindliche den Maßstab der Humanität, der Gerechtigkeit, der Menschenliebe anlegt, scheinen es besonders zum Hüter und Verwalter der historischen Schätze zu befähigen. Hat das deutsche Volk in früheren Jahrhunderten das geschichtliche Leben bestimmt, beherrscht und in Fluß gesetzt, so ist ihm jetzt der wenn auch unscheinbare, doch immerhin ehrenvolle Beruf zugefallen, dasselbe zu beobachten und die eigenen wie die fremden Errungenschaften genau und gewissenhaft im großen Grundbuch zu verzeichnen.

Mögen diese Zeilen den Eindruck machen, daß ich mit freudigem Muthe und ungebrochener Kraft einem klaren Ziele zustrebe und daß weder die Länge des Weges, noch die Schwierigkeiten, die mir wohl bekannt waren, ehe ich die Feder ansetzte, mich von dem rüstigen Vorwärtsgehen abzuschrecken vermögen. Wie viele Jahre und Tage das Schicksal mir noch beschieden hat, liegt im dunkeln Schooß der Zukunft verborgen; aber die Versicherung kann ich geben, daß ich nie von dem Unternehmen ablassen werde, so lange Leben und Gesundheit andauern. Die Beschäftigung mit dem liebgewonnenen Gegenstande ist für mich eine Quelle freudiger und erhebender Empfindungen. Man erzählt von einem Chalifen, er habe am Ende einer fünfzigjährigen ruhmreichen Regierung nur vierzehn Stunden reinen und echten Glückes gezählt. Dazu macht Gibbon die Bemerkung: „Meine glücklichen Stunden haben die kärgliche Zahl des Mohammedaners weit überstiegen und einen großen Theil derselben

verdanke ich der angenehmen Arbeit meines Geschichtswerkes." Diese Worte des großen Historikers finden auch auf mich ihre Anwendung. Es gibt kein dauerhafteres Glück als freudiges Schaffen in einem würdigen Beruf, zu einem gemeinnützlichen Zwecke. Hier bewährt sich die Wahrheit des alten Spruches: „Wo dein Herz ist, da ist dein Schatz!"

Schließlich habe ich noch zu bemerken, daß die Artikel über Geschichte der Musik in diesem Bande (S. 410—413) und in den folgenden Herrn Dr. Friedr. Chrysander zum Verfasser haben, die bewährteste Autorität in diesem Fache, für dessen Herbeiziehung ich dem Verleger zu großem Danke verpflichtet bin.

Heidelberg im Mai 1864.

Dr. G. Weber.

Inhaltsverzeichniß.



*) Diese Ueberschriften (2. u. 3.) sind im Text einzuschalten.

Verbesserungen.

Seite	22	Zeile	16	v. o.	lies Radjab statt Kadjab.
"	24	"	19	v. u.	" Maliks statt Malibs.
"	28	"	5	v. u.	das „christliche" zu streichen.
"	35	"	1	v. u.	lies Muta statt Mula.
"	37	"	9	v. o.	" Salt statt Kalt.
"	53	"	3	v. u.	" um statt und.
"	56	"	9	v. o.	" Ardemidocht statt Argemidocht.
"	68	"	8	v. u.	" Malik statt Malib
"	82	"	7	v. u.	" Mamuns statt Mutaßims.
"	91	"	20	v. o.	" Mahfuza statt Mahfuga.
"	"	"	21	v. o.	" Manßura statt Marßura.
"	132	"	16	v. o.	" Almukanna statt Almukama.
"	214	"	4	v. u.	" Muir statt Meier.
"	222	"	8	v. o.	" Dsobyani statt Dhobyani.
"	276	"	20	v. o.	ist unter der benutzten Literatur beizufügen: W. B. Wenck, Das französische Reich nach dem Vertrag von Verdun. Leipzig 1851.
"	315	"	15	v. u.	am Rande lies 768 statt 764.
"	431	"	11	v. u.	lies E statt F.

I. Die mohammedanische Welt.

Literatur. Bei dem folgenden Abriß der mohammedanischen Welt, wo so manche Irrthümer an der Hand der neuern Forschung beseitigt werden mußten, wurden außer Gibbon und den beiden Werken Abulfeda's (Mohammeds Leben, lateinisch von J. Gagnier und französisch von A. Noël des Vergers, Paris 1837; und Annales Moslemici nach der lateinischen Uebersetzung von Reiske, Kopenh. 1789—92, 4 voll.) besonders die gründlichen und zuverlässigen Schriften von Gust. Weil benutzt, nämlich: 1. Mohammed der Prophet, sein Leben und seine Lehre. Stuttg. 1843. 2. Historisch-kritische Einleitung in den Koran. Bielefeld 1844. 3. Geschichte der Chalifen bis zum Untergang des Chalifats von Bagdad. 3 Bde. Mannheim 1846—1851 und dazu als Fortführung und Ergänzung: Geschichte des Abbasiden-Chalifats in Aegypten. 2 Bde. Stuttg. 1860. 1862. — Daneben machte der Verfasser Gebrauch von der reichen Literatur, welche die Heidelberger Universitätsbibliothek über die arabische Geschichte ihm darbot, nämlich: 1. Ueber Mohammed selbst: Mohammed von K. E. Oelsner. Frankf. 1810. The life of M. by Muir. Lond. 1861. 4 Thle. — Das Leben und die Lehre des Mohammed bearbeitet von A. Sprenger. Berl. 1861. 62. 2 Bde bis zur Hidjirah. — Das Leben Muhammeds, nach den Quellen populär dargestellt von Theod. Nöldeke, Hannover 1863, konnte erst nachträglich benutzt werden. — 2. Ueber Mohammed und die ersten Chalifen: Essai sur l'histoire des Arabes cet. par A. P. Caussin de Perceval. 3 Thle. Paris 1847. 48. — Gemäldesaal der Lebensbeschreibungen großer Moslimischer Herrscher der ersten sieben Jahrhunderte der H. von Hammer-Purgstall. 2 Thle. Leipz. u. Darmst. 1837. — In einem kurzen Abriß behandelt Gust. Flügel die Geschichte der Araber bis auf den Sturz des Chalifats von Bagdad. Leipz. 1840. — 3. Ueber die Chalifenherrschaft im Westen: Geschichte der Herrschaft der Mauren in Spanien von Jos. Ant. Conde, deutsch von K. Rutschmann, Karlsruhe 1824. — Geschichte der Ommaijaden in Spanien von Jos. Aschbach. 2 Thle. Frankf. a. M. 1829. 30. — Geschichte von Spanien von Fr. Wilh. Lembke und H. Schäfer, Hamb. 1831. 1844. (Heeren u. Ukert, Gesch. der europ. Staaten.) Histoire des Musulmans d'Espagne par R. Dozy. 4 Bde. Leyde 1861 und Recherches sur l'histoire et la litérature de l'Espagne pendant le moyen age. 2me édit. Leyd. 1860. — Amari storia dei Musulmani di Sicilia. Firenze 1854. 2 voll. 8°. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. III. u. a. m. — Auch die Werke von Carlyle, Washington Irving u. a. über Mohammed und seine Nachfolger wurden verglichen und benutzt. — 4. Ueber die literarischen und wissenschaftlichen Leistungen: Hammer-Purgstall, Literaturgeschichte der Araber in zwei Abtheilungen. 7 Bde in 4°. Wien 1850 ff. Derselbe: Geschichte der schönen Redekünste Persiens &c. 1 Bd. 4°. Wien 1818. G. Weil, die poetische Literatur der Araber. Stuttgart u. Tübingen 1837. — 5. Ueber die Verhältnisse des Chalifats zum oströmischen Reich: Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Frankf. 1812.

1. Land und Volk der Araber.

Naturbeschaffenheit des Landes. Arabien ist die südwestliche Halbinsel Asiens, ein Länderraum von mehr als 50,000 Quadratmeilen, der im Süden mit einem breiten Randgebirge in das Weltmeer und über die „Thränenpforte", Babelmandeb, hinausragt, im Osten und Westen durch tief eindringende Meerbusen von dem übrigen Continent geschieden ist, im Norden die schauerliche Sandwüste zur undurchdringlichen Schutzwehr hat. Im Nordwesten, bei Sues, mit Afrika zusammenhängend und weiter südwärts nur durch den schmalen Streifen des rothen Meeres davon getrennt, bildet die Halbinsel, sowohl nach ihrer räumlichen Stellung als nach den Naturverhältnissen das „verwandte Mittelglied" zwischen diesem Erdtheil und dem übrigen Asien. Jener Bergzug, der sich von Syrien bis zur Straße von Babelmandeb längs der Küste hinzieht, tritt mit seinen öden ungastlichen Felsen von röthlichem Sandstein und Porphyr oft so nahe an das Ufer, daß er von den Wellen des rothen Meeres bespült wird, zuweilen zieht er sich soweit zurück, daß er einen breiten Rand ebenen Landes bildet. Von der Mitte dieser großen Kette zweigt sich ein Seitengebirge ab, welches von Taïf nach dem persischen Golf laufend die arabische Halbinsel in zwei gleiche Hälften theilt. Das Innere ist eine weite Ebene, wo hinter den kahlen Gebirgsrücken und nackten Felsenhöhen sich breite Sandflächen hinziehen, wo kein Baum oder Strauch Schatten gegen den glühenden Brand einer südlichen Sonne gewährt, wo selten um eine Quelle oder einen bald im Sande versiegenden Bach ein grasreiches, mit Palmenhainen umwachsenes Eiland (Oase) die Einförmigkeit der endlosen Ebene unterbricht und der Heerde des Hirten eine Lagerstätte, dem beladenen Kameel des Kaufmanns einen Ruheplatz gewährt, wo statt erfrischender Lüfte oft schädliche Dünste aufsteigen und die aufgeregte Natur Sandstürme emportreibt, die mit zermalmender Gewalt Alles vor sich niederwerfen, wo das salpeterschwere und salzige Wasser, der heiße Boden und die senkrechten Strahlen einer glühenden Sonne den unvermeidlichen Tod verhängen über Jeden, der unbekannt mit diesen grünenden Inseln sich in das öde, immer öde Sandmeer stürzt. Dieses innere Wüstenland besitzt keine größeren Ströme, die den Boden befeuchten und den Verkehr mit andern Ländern befördern, keine Flußthäler mit fruchtbaren Geländen, keine Anhöhen mit nützlichen Waldungen: „die Gießbäche, die von den Bergen stürzen, werden von der durstigen Erde getrunken; die seltenen und abgehärteten Pflanzen, die Tamarinde und Akazie, die ihre Wurzeln in die Felsenspalten schlagen, werden von dem Thau der Nacht genährt; ein kärglicher Vorrath von Wasser wird in den Cisternen und Wasserleitungen gesammelt, die Brunnen und Quellen sind der geheime Schatz der Wüste. Aber jährlich breitet sich nach dem Winterregen ein Teppich von Gräsern und

Blumen über die sandige Fläche aus, welche unter der Hitze des Sommers allmählich verschwindet, in der folgenden Regenzeit aber mit neuem Leben wiederkehrt." Die einzigen Reichthümer, die höchsten irdischen Güter für die Bewohner dieser Wüstenländer sind das Kameel und das edle, schnelle Pferd. Jenes starke geduldige Thier, das ohne Speise, Trank und Schlaf eine Reise von mehreren Tagen zurücklegen kann, das seinem Begleiter nährende Milch spendet, von dem das Fleisch zum Essen, die Haare zu Gewändern und Zelten, der Harn zur Bereitung von Salz und der Mist als Brennstoff benutzt werden können, ist für die Sandwüsten Afrika's und Arabiens eine werthvolle, heilige Gabe der Natur; und mit welcher Sorgfalt und Liebe der Araber das feurige Roß pflegt und auf die Reinheit der Zucht und Abstammung hält, ist eine allbekannte Thatsache.

Die Griechen und Römer reden von einem steinigen, sandigen und glücklichen Arabien; aber den Einwohnern selbst war diese Eintheilung unbekannt. Der Araber dehnte seine Heimath so weit aus, als seine Heerden ziehen und die Stämme ihre Sitze behaupten konnten. Dennoch hat die Eintheilung ihre Berechtigung in der Beschaffenheit des Landes. Aber nur das nördliche, von kahlen Granitfelsen durchschnittene, steinige oder peträische Arabien mit Petra (hebr. Sela), der glänzenden Hauptstadt des alten Nabatäerreiches, war von den Griechen und Römern betreten worden; das innere Wüstenland, wo wandernde Hirtenstämme unter erblichen Stamm- und Familienhäuptern an den Weideplätzen um die Brunnen und Bäche ihrer Heerden warteten, war ihnen unbekannt, und selbst von dem felsigen Stufenlande Hedschas, das sich nach dem „Niederlande" (Tehama) am Ostrande des rothen Meeres absenkt, und von dem südwestlichen Küstenstrich, Jemen, der wegen der Fruchtbarkeit seiner Thäler und Gebirgsabhänge mit Recht den Namen des „glücklichen Arabiens" führte, wo die tropische Atmosphäre gemildert durch frische Bergluft und die über den Ocean herauwehenden Winde kostbare und edle Früchte zur Reife bringt, wo neben Weizen- und Durrafeldern das Zuckerrohr und der immer grünende und blühende Kaffeebaum gedeiht, wo Granatäpfel, Feigen und Datteln das Auge entzücken und die Weihrauchblüthe die Luft mit Wohlgerüchen füllt, wo schon seit grauer Vorzeit ein eifriger See- und Caravanenhandel unterhalten wurde, hatte das europäische Alterthum nur eine dürftige Kunde. Dieses Stufenland, der breite Raum zwischen der großen von Norden nach Süden ziehenden Gebirgskette und dem rothen Meer, ist mit kleineren Bergzügen mit dazwischen liegenden Thälern oder Wadies ausgefüllt, die vom Ufer aufsteigend einer über den andern sich erheben, bis die granitnen Spitzen der Hauptkette das Ganze überragen. Das glückliche Arabien.

Wir haben im vierten Bande das Volk der Homeriten (Himjariten) kennen gelernt, das einige Zeit unter der Herrschaft der christlichen Abyssinier stand, bis es mit Einwohner u. Städte.

1 *

Hülfe der Perser das fremde Joch abwarf (IV. S. 802). Unter diesem Namen faßten die Alten die Bewohner des glücklichen Arabiens zusammen. Zu ihnen gehörten die Miniäer um die große Stadt Maccoraba (Mekka), die Themudener mit Jathrippa, dem heutigen Medina, die Sabäer, in der altberühmten Stadt Saba oder Mareb, die Chatromiten an der Südküste (Hadramaut), von deren tempelgeschmückter Sonnenstadt Sabbatha Plinius wunderbare Dinge berichtet. Wie übertrieben auch die Schilderungen sein mögen, welche Strabo, Diodor u. A. nach ältern Berichten, nach unsichern Sagen und Schiffer-Erzählungen von der Fruchtbarkeit und dem Reichthume dieses Landes der Wohlgerüche entwerfen, so beweisen sie doch, daß die Bewohner des glücklichen Arabiens schon im hohen Alterthum große Städte mit reichgeschmückten Tempeln und Palästen besessen, daß sie an Bildung ihren Stammesgenossen in der Wüste weit voraus waren, daß sie die kostbaren Erzeugnisse ihres Landes durch einträglichen Handel nach Babylonien und Aegypten, zu den syrischen und äthiopischen Stämmen zu verwerthen und ihr Leben mit den köstlichen Gütern des eigenen Landes wie der benachbarten Culturvölker zu bereichern wußten. Und was die alten Schriftsteller von den Anlagen und Prachtbauten der Araberstädte erzählen, erhält durch die Ruinen von Mareb, von Nakab el Hadschar, von Misenât u. a. O. seine Bestätigung.

Die Hauptstadt der Sabäer, Mariaba, sagt Strabo, liegt auf einem baumreichen Berge; sie hat einen König als Vorstand der Gerichte und anderer Gegenstände: aus dem Schloß zu gehen ist ihm nicht erlaubt. In weiblicher Ueppigkeit lebt nicht nur er, sondern auch seine ganze Umgebung. Das Volk beschäftigt sich entweder mit Ackerbau, oder mit dem Gewürzhandel, sowohl dem inländischen, als auch dem aus Aethiopien, indem sie zu Jenen durch die Engen auf ledernen Kähnen fahren. Und es gibt davon eine so große Menge, daß sie statt des Reisigs und andern Brennholzes sich des Zimmts, der Cassia und anderer Stoffe bedienen. Bei den Sabäern wächst auch das Larimnon, das wohlriechendste Räucherwerk. Durch diesen Handel sind die Bewohner die reichsten von allen, und haben eine große Menge goldner und silberner Geräthe, Ruhebetten, Dreifüße, Mischgefäße sammt Schalen und dem ganzen Schmucke der Häuser. Ja auch Thüren, Wände und Decken sind mit Elfenbein, Gold, Silber und Edelsteinen geziert. — Als aber die Herrschaft Roms sich über Syrien und Mesopotamien ausdehnte, gerieth die Handelsblüthe Arabiens in Verfall, die Caravanenstraßen wurden verlassen und die großen Städte verödeten. Dadurch sahen sich die Bewohner Jemens (die Azditen) genöthigt, ihre überflüssige Bevölkerung auszusenden, daß sie sich weiter nordwärts, in Hedschas oder auf den Oasen der Wüste neue Niederlassungsorte suchten. Ein Theil siedelte sich in der Gegend von Mekka und Medina an; ein anderer gründete Staat und Reich Hira an der persischen Grenze, wo bald ein glänzender, durch Poesie und Musik erheiterter Fürstenhof entstand.

Die Wüstenbewohner.

Anders war das Dasein der Stämme im Innern der Halbinsel, nordwärts und ostwärts der hohen Randgebirge. Während die „Städtebewohner“ (Hadheri) in den fruchtbaren Küstenthälern die Güter und Genüsse der Erde in reicher Fülle sich aneigneten und mit den Vorzügen auch die Gebrechen und Entartungen eines verfeinerten Culturlebens in ihrer Mitte aufschießen ließen, also daß schon Strabo ihre Trägheit, Ueppigkeit und Verweichlichung rügt; bewahrten die Söhne der Wüste (Beduinen), welche halbnackt mit ihren Heerden von Ziegen und Schafen, von Kameelen und Pferden die Steppen und Bergtriften durchzogen, und bald mit andern Stämmen um den

Besitz eines Brunnens oder Weidelandes langdauernde Kriege führten oder die reicheren Nachbarländer mit kühnen Raubfahrten heimsuchten oder aus den Ueberfällen oder dem friedlichen Geleite und Lösegeld der Caravanenzüge ihren Unterhalt gewannen, unter der Armuth und den Entbehrungen des Wanderhirten, unter den Mühen und Anstrengungen eines gefahrvollen Kriegs- und Reiterlebens die Kraft und Geschmeidigkeit des Körpers, die altväterlichen Sitten und die Genügsamkeit und Einfachheit, aber auch die Gluth der Leidenschaft südlicher Naturkinder.

Bei den Saracenen, berichtet Ammianus Marcellinus (14, 4), sind alle ohne Unterschied Kriegsleute, halbnackt, mit farbigen Kleidern bis zu den Hüften bedeckt, und schwärmen mit ihren flüchtigen Pferden und gelenkigen Kameelen bald friedlich, bald feindselig umher. Nie faßt Einer von ihnen einen Pflug an, oder pflanzt einen Baum, oder sucht überhaupt durch Landbau seine Nahrung; immer treiben sie in entlegenen Gegenden herum, ohne Haus, ohne bestimmten Wohnsitz, ohne Gesetze. Nicht lange halten sie in einem Himmelsstriche aus, noch gefällt ihnen lange ein und derselbe Boden. Ihr Leben ist ein beständiges Herumziehen. Ihre Nahrung besteht größtentheils aus Wildpret und Milch, woran sie Ueberfluß haben, aus mancherlei Kräutern und aus Geflügel, wenn sie es gerade fangen können. Ich selbst habe Welche gesehen, denen der Gebrauch des Getreides und des Weines völlig unbekannt war.

Die Eigenartigkeit der Araber.

Wir sind im Laufe der Jahrhunderte, die wir bereits durchwandert haben, schon öfters den streitbaren Araberschaaren begegnet, welche bald als kühne Freibeuter der Schrecken und die Geißel der alten Culturreiche am Euphrat und Tigris oder im syrischen Lande waren, bald in den Kriegen zwischen den Großstaaten des Westens und Ostens als rasche Hülfstruppen nicht selten das Schicksal der Schlachten entschieden, den Nachkommen Edoms und dem Riesenstamme der Amalekiter, die einst nach der Sage die heilige Prophetenstadt Mekka gründeten an der Quelle Zem-Zem in einem heißen „getreidelosen Thal" zwischen ziemlich hohen Felsen, den Midianitern, den Kedreern und den kriegerischen Schwärmen der Nabatäer. Sie alle gehörten dem Geschlechte Sems an und leiteten ihre Abstammung von Ismael her, dem Sohne Abrahams und der Hagar (I S. 495 ff.). Ismael wurde nicht nur als Stammvater aller „Ismaeliten" verehrt, sondern auch als Gründer des uralten Nationalheiligthums in Mekka, jener würfelgestaltigen Kaaba mit dem schwarzen Stein, den der Engel Gabriel dem Erbauer vom Himmel gebracht haben soll, und der seit unvordenklichen Zeiten bis zur Stunde als Gegenstand der Andacht und inbrünstigen Anbetung aller Gläubigen, als Zielpunkt zahlloser Pilgerfahrten gedient hat. Alle diese und andere Stämme, wie fremd und feindselig sie auch einander gegenüber stehen mochten, lebten unter gleichen Sitten und Einrichtungen, hatten dieselben Tugenden und Fehler, und die Aehnlichkeit der Sprachen, der Religion, der Volkseigenthümlichkeiten lassen sie als verwandte Glieder eines großen, scharf ausgeprägten Nationalganzen erkennen. Abgeschlossen durch die Lage und Beschaffenheit ihres schwer zugänglichen Landes, waren die Araber oder Saracenen leichter als die übrigen

semitischen Völker im Stande, ihren nationalen Charakter rein zu bewahren und ihre Naturanlagen ohne fremde Einwirkung oder Störung einer freien Entwickelung entgegen zu führen. Es war von jeher der größte Stolz der Araber, daß sie, vorübergehende Störungen abgerechnet, nie das Joch einer Fremdherrschaft getragen, daß die großen Eroberungszüge der Perser, Macedonier und Römer sich an ihren Grenzen gebrochen, daß die ursprüngliche Freiheit und Unabhängigkeit von Vater auf Sohn sich erhalten und fortgepflanzt habe. Dieser eigenartige Lebensgang, den die Nachkommen Ismaels, stolz, trotzig und freiheitliebend, nicht minder der tapfern Gegenwehr verdankten, die sie den Angriffen jedes fremden Eroberers entgegensetzten, als den Verhältnissen ihres Landes, hatte zur Folge, daß sie fast unberührt von dem Strome der Weltgeschichte und von den Gütern und Gebrechen eines cultivirten Lebens die patriarchalischen Zustände und Sitten der Vorzeit viele Jahrhunderte hindurch unverändert bewahren konnten. Alle jene Erscheinungen und Charakterzüge des semitischen Volksstammes, die uns durch Sage und Erzählung, durch Geschichte und Poesie so lebendig und anschaulich überliefert sind, haben die Araber bis auf Mohammed treu bewahrt.

Stämme und Geschlechter.

Die Stämme erwuchsen aus Familien, deren Häupter die Väter oder Erstgebornen waren. Wie bei den Israeliten in den ersten Jahrhunderten ihrer Geschichte, stand an der Spitze jedes arabischen Wanderstammes das Haupt der ältesten Familie, welche ihre Abkunft nach dem Rechte der Erstgeburt von dem Stammvater herleitete, der dem ganzen Stamme den Namen gegeben und zuerst mit patriarchalischer Vollgewalt über denselben geherrscht hat. Das Ansehen des Stammfürsten (Emir) gründete sich auf die Pietät der jüngeren Familienglieder gegen den Erstgebornen. Ihm zur Seite standen die Häupter der übrigen Geschlechter (Scheikh), mit deren Rath und Zustimmung der Stammfürst über Krieg und Frieden entschied, die Streitfragen des Stammes schlichtete, die Jugend unter seiner Fahne sammelte, um sie zu Kampf und Fehde ins Feld zu führen. Dem Oberhaupte kam es zu, daheim die Stammesgenossen zur Versammlung zu rufen und die Anliegen zu ordnen, im Krieg die Befehle zu geben und die Beute zu theilen. „Einfach wie diese Verhältnisse war des Arabers Wohnung: ein Zelt; seine Kleidung: ein Mantel und ein wollenes Hemd; seine Geräthe: der Kameelsattel, der Wasserschlauch und Dreifuß; seine Waffe: Schwert und Speer, Helm und Panzer.“

Blutrache.

Selten waren mehrere Stämme verbunden; in der Regel standen sie einander feindselig gegenüber; stolz auf ihre Freiheit und Unabhängigkeit verschmähten sie jede Unterordnung, die nicht in der Blutsverwandtschaft wurzelte, nicht durch Pietät geboten war. Es gab keine Staatsgewalt, der ein Zwangsmittel gegen Ungehorsame und Widerspenstige zugestanden hätte. „Aber der enge Zusammenhang der Familie, das sehr lebendige Gefühl für Ehre und Schande und der, nur auf Ansehen, nicht auf gesetzlicher Machtbefugniß beruhende Einfluß einzelner durch Tapferkeit, Reichthum, große

Familie, Klugheit und Erfahrung ausgezeichneter Leute ersetzten in den meisten Fällen diesen Mangel ziemlich gut." Das Bewußtsein, daß die ganze Familie für die Ehre und Sicherheit ihrer Angehörigen und Schützlinge einstehen müsse, war in vielen Fällen eine heilsame Schranke gegen Willkür und Gewaltthat. Die Fehden der Stämme wider einander bildeten den Inhalt ihrer Dichtungen und Sagen, wenn sie im Freundeskreise die sternenhellen Nächte mit Gespräch und Lied verbrachten. Mit Stolz erzählten sie, wie sie die Feinde überfallen, die getödteten Stammesgenossen gerächt, Gefangene weggeführt und Heerden erbeutet. Denn nach den Geboten der Ehre und Blutrache war es für jede Familie, für jeden Stamm heilige Pflicht, die gefallenen Angehörigen an den Thätern zu rächen und den Kampf so lange fortzusetzen, bis die Zahl der Erschlagenen auf beiden Seiten gleich war oder die Blutschuld durch genügende Sühne getilgt wurde. „Der geringste Angriff auf die Ehre der Eltern, der Schützlinge, der Frauen (deren Unbescholtenheit der zarteste Ehrenpunkt war) mußte gerächt werden, und entehrt war, wer die Beleidigung nicht im Blute des Beleidigers abwusch." Blutrache rieb ganze Stämme auf. Oft vergingen funfzig und mehr Jahre, ehe die Rechnung der Rache völlig geschlossen ward.

Der durch den Dichter Antara bekannte Krieg „Dahes und Gabra" zwischen den Stämmen Abs und Dsubian, dem ein Wettrennen zweier Pferde Ursprung und Namen gab, dauerte vierzig Jahre; ein verwundetes Kameel führte zwischen zwei andern Stämmen, den Taghlebiten und Bekriten, einen nicht minder blutigen Kampf herbei, der durch die Dichter Muhalhal, den Bluträcher seines ermordeten Bruders Kuleib und seinen Gegner Hareth, Sohn des Abbad, verewigt ward. Die Worte der Bibel über Ismael, den unechten Sohn des Patriarchen, „dessen Hände wider Jedermann und Jedermanns Hände wider ihn," gaben stets ein treues Bild der Söhne Ismaels, der Wüstenbewohner.

Aber wie oft auch die Gluth der Leidenschaft den Sohn der Wüste zu grausamen Thaten fortriß; die Gesetze der Ehre und der überlieferten Sitte hielt er stets heilig und gegen den besiegten Feind übte er Großmuth. Nie verletzte er die Pietät gegen die Stammhäupter und Aeltesten, nie brach er das gegebene Manneswort oder stritt mit unredlichen Waffen; nie entweihte er die Heiligkeit des Gastrechts. Dieselben Scenen idyllischen Lebens, die uns aus der Patriarchenzeit des israelitischen Volkes oder aus den Gedichten Homers so reizend entgegentreten, wiederholten sich fort und fort im Schooße des arabischen Volkslebens. Der Fremdling, der sich friedlich den Gezelten nahte, wurde wie ein theurer Gast aufgenommen und bewirthet. Die Töchter tränkten ihn und sein Thier am Brunnen; im Innern der Wohnung wurde ihm ein Mahl bereitet, wie es den Umständen des Hauses entsprach; die kühlen Abendstunden unter dem klaren Sternenhimmel wurden in traulichen Gesprächen und Erzählungen über die Thaten und Schicksale des Stammes oder über die eigenen Erlebnisse verbracht. Und wenn der Fremdling nach gepflogener Ruhe wieder fortzog, wurde er auf den rechten Weg geführt und mit weisen Sprü- Sitten und Lebensweise.

chen, mit Segenswünschen und Geschenken entlassen. In den Gedichten der Araber werden Tapferkeit und freigebige Gastlichkeit stets als die ersten Tugenden gepriesen. Die Erzählungen von kühnen Waffenthaten, von edler Gastfreundschaft, von treuer Liebe bilden den reichen Inhalt arabischer Poesie. Der Reiz des Wüstenlebens, die Vorzüge des adeligen Blutes, die Freude an blanken Waffen, die Begierde nach kriegerischer Rache, die Anhänglichkeit an die kostbarste Habe des Nomaden, Kameele und Rosse, versetzten den Beduinen in eine begeisterte Stimmung, der das Gedicht ungekünstelt entsprang. Ihre Klagen gelten gewöhnlich dem Verlust der Jugend, denn das Leben, singt Tharafa, ist ein Schatz, der jede Nacht sich mindert. Desto ärmer ist die arabische Poesie an Naturschilderungen. „Eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und staubbedeckten Einöden,“ bemerkt Humboldt im Kosmos, „konnten nur in eigenthümlichen seltneren Stimmungen das Naturgefühl beleben.“

Charakter. Wenn dem semitischen Stamme im Allgemeinen das harmonische Gleichmaß der Seelenkräfte versagt war, wenn Leidenschaft und Phantasie, wenn Energie des Wollens und Handelns und scharfer Verstand im Erfassen des Einzelnen, wenn eine auf sich selbst bezogene Persönlichkeit und egoistische Anschauungsweise vorzugsweise hervortraten, so waren bei den Wanderstämmen der Wüste alle diese Seiten und Kräfte am stärksten ausgeprägt. Aus diesen Eigenschaften entsprangen die Tugenden und Laster, die Thaten des Muthes wie der Grausamkeit, das Großartige wie das Widerwärtige ihrer Geschichte. Waren die Leidenschaft des Gemüths, die Energie des Willens, der selbstsüchtige Glaube an die ausschließliche Berechtigung, die egoistische Natur für kühne Thaten und große Unternehmungen angelegt, so erstickten sie dagegen die Regungen der Liebe und Menschlichkeit und gönnten der Humanität keinen Zugang zum Herzen. Persönlicher Muth bis zur Todesverachtung, Tapferkeit und Unternehmungssinn und ein gewandter, thatkräftiger, durch die Kämpfe wider die feindlichen Stämme und durch das Wanderleben in der Steppe unter Sonnengluth und Sandwirbeln gestärkter und abgehärteter Körper, verbunden mit raschem Blick, scharfer Erkenntniß und starkem Gedächtniß, geübt durch die Erzählungen geschichtlicher Sagen und beliebter Märchen; dies waren die Eigenschaften, denen die Araber die wunderbaren Erfolge im Felde und auf dem Gebiete des Geistes verdankten, als ein neuer Glaube die gespaltenen Stämme vereinigte und die vereinzelten Kräfte durch die Macht religiöser Begeisterung auf ein gemeinsames Ziel lenkte. Aber das größere Leben brachte auch die schlimmen Seiten zur Erscheinung, die Habgier und Raubsucht, die Herzenshärtigkeit und den Egoismus, die Grausamkeit, die nicht ruht, bis der Feind mit Weib und Kind vernichtet zu Boden liegt, und alle Aeußerungen roher leidenschaftlicher Gemüthsart, die den Menschenfreund mit Abscheu erfüllten und den Saracenenhaß des christlichen Mittelalters erklärten und entschuldigten.

Diese selbstsüchtige, auf die eigene Person gekehrte Natur der Araber gibt sich sogar in ihren geistigen Erzeugnissen kund. Denn obgleich ihre rege Phantasie sie Gefallen finden ließ am Singen und Sagen aus vergangenen Zeiten und an den Erzählungen und Märchen voll Anmuth, Witz und Belehrung, so hat sich doch bei ihnen kein epischer Sagenkreis ausgebildet, wie bei den Indern, Griechen und Germanen. Das Epos wie das Drama, worin das Ich des Dichters vor dem Gegenstand zurücktritt, die eigene Individualität in den handelnden Personen aufgeht, kam nicht zur Entwickelung und kunstmäßigen Ausbildung. Der epische Stoff der Araber erhielt sich als mündliche Ueberlieferung und Sage, er lag verborgen in der Urgeschichte der Stämme. Desto reicher quoll der Strom der lyrischen Poesie: in schwungvollen Liedern pries der arabische Dichter die Tugenden und Thaten der Stammesgenossen, und sprach die Stimmungen und Gefühle seines Gemüthes aus, seine Freude und seinen Schmerz, seine Liebe und seinen Haß, seine Bewunderung und seine Verachtung. In der lyrischen Poesie spiegelte sich die reiche und feurige Einbildungskraft des Arabers, die „nicht von Außen zerstreut nur auf wenige Gegenstände gerichtet war, diese treu ausmalend, dann wieder mächtig schaffend in riesenhaften Bildern, wenn der ewige Anblick der weiten Oede sie auf sich selbst, in ihre grenzenlosen Räume zurückführte.“ — Alles was den Araber in seinem engen Lebensraum bewegte, zog die lyrische Poesie in ihren Zauberkreis: „jede ihm merkwürdige That, jeder errungene Sieg, jede geübte Blutrache, jede empfangene Wohlthat, jede überstandene Gefahr, Tapferkeit, Ruhmliebe, Gastfreundschaft, Freigebigkeit, die Tugenden des Arabers, vor Allem Frauenliebe, boten den Stoff zu Schilderungen. Jedes dieser Gedichte ist weniger ein in seinen Theilen zu einer Einheit verschlungenes Ganzes, als eine lockere Verbindung verschiedener kleiner Gemälde (Kasiden) einzelner Blumen, die kunstlos zu einem Strauße verbunden sind. Schilderungen von Einöden, Stürmen, Gefechten, zergliedernde Beschreibung des Kameels, des Pferdes, der Gazelle, das Lob des Schwertes, der Lanze, das Abbild der Geliebten, bilden diese kleinen Gemälde, die sich meist in jedem Gedicht wiederholen. Der Araber in seiner Abgeschiedenheit von der Welt, in seinem engeren Lebenskreis, in den er um so tiefer sich einlebt, von wenigen Gegenständen, an denen sein Blick haftet, umgeben, beobachtet an ihnen alle Formen bis auf die feinsten Züge.“ Von den übrigen Künsten liebte und pflegte der Araber am meisten die Musik, die der unmittelbarste Ausdruck des bewegten Gemüthes ist und die leidenschaftliche Stimmung am heftigsten aufregt. „Die Seele,“ äußert sich ein arabischer Schriftsteller über die Macht der Töne auf die Gemüthswelt, „wenn sie durch schöne Melodien entzückt wird, sehnt sich nach der Anschauung höherer Wesen und Geister und nach der Mittheilung einer reineren Welt. Durch die Tonkunst werden die von der Dichtheit der Körper verdunkelten Seelen zum Umgang mit höheren Geistern und Lichtwesen, welche in den heiligsten Wohnorten um

Dichtkunst.

den Sitz des Allmächtigen schweben, vorbereitet und empfänglich gemacht." Die großen Schöpfungen der Sculptur und Malerei dagegen blieben den Völkern indogermanischer Abkunft vorbehalten.

Religion. Die Religion der Araber war ursprünglich ein an die Verehrung der Sonne, des Mondes und der Sterne geknüpfter Naturdienst. Wenn sie zuerst, wie alle Hirten und Ackerbau treibende Völker, in den Erscheinungen der Luft, der Erde und des Himmels die Wirkungen höherer Mächte erkannten und diese unter verschiedenen Namen verehrten, so richtete sich in der Folge ihr gläubiges Auge vorzugsweise auf die Sterne, die über der arabischen Halbinsel in ihrer glänzendsten Pracht am nächtlichen Himmel dahinziehen. Man beobachtete ihre Bewegungen, man schrieb die Erscheinungen des Naturlebens und den Wechsel der Jahreszeiten ihrem Einflusse zu und trug dann dieselbe Wirkung auch auf das Menschenleben über. So kam man denn bald dahin, daß man in den Wandelsternen göttliche Mächte verehrte, welche die Natur und die Geschicke der Menschen nach ewigen Gesetzen lenkten. Man betete zu den Sterngöttern auf Berghöhen, man errichtete an geweihten Orten heilige Steine als Symbole der festen Ordnung der Natur und der treuen Bewahrung der Bundesverträge, man brachte Thiere und Menschen zum Opfer. Aber die nationale Spaltung und Zerrissenheit übte auch auf Cultus und Religionswesen eine trennende Wirkung. Jeder Stamm verehrte seine eigenen Natur- oder Sterngötter nach eigenen Formen und unter eigenen Namen, so daß das Religionswesen der Araber zu einem vielgestaltigen Götzendienst sich erweiterte, der, als das Hinzutreten jüdischer, christlicher und persischer Lehren, Gebräuche und Traditionen die Mannichfaltigkeit noch mehrte, zuletzt zu einem unklaren und unverständlichen Gemische oder Gewirre verschiedenartiger Culte, Götternamen und Religionssatzungen ausartete. Nicht nur daß die Zahl der göttlichen Wesen ins Endlose anwuchs, daß alle Stämme je nach dem Zustande ihrer Lebensformen, ihres Bildungsgrades, ihrer Stellung und Lage zu den angrenzenden Culturvölkern, verschiedene Götterbegriffe zur Entwickelung brachten; auch die Geschlechter und Familien besaßen ihre eigenen Götter oder Genien (Dschinn), welche Gezelte und Heerden unter ihrer Obhut hielten, die Habe mehrten und den Hirten und Reiter in der weiten Einöde vor Unfällen bewahrten, und selbst sinnliche Gegenstände aus der umgebenden Natur wurden in der Phantasie des Volks mit übernatürlichen, göttlichen Kräften ausgerüstet und als „Dinggötter" (Fetische) oder Idole verehrt. Dazu traten noch die religiösen Anschauungen, Gebräuche und heilige Sagen, welche flüchtige Juden und verfolgte Anhänger christlicher Sekten, die in dem geschützten Wüstenlande eine Zufluchtsstätte fanden, in ihrer neuen Heimath verbreiteten. So manche Eigenthümlichkeiten und Sitten, wie die Beschneidung, die Vermeidung des Schweinefleisches, der Abscheu vor jeder Vermischung mit andern Völkern, deuteten auf eine nationale Verwandtschaft der Araber und Juden und verliehen der alten Ueberlieferung

einer gemeinsamen Abstammung von Abraham neue Stärke. Auch den Glauben an Unsterblichkeit der Seele scheinen die Araber von den fremden Einwanderern angenommen zu haben. Bei einigen Stämmen war es Sitte, auf dem Grabe eines Verstorbenen ein Kameel verschmachten zu lassen, damit es am Tage der Auferstehung seinem Herrn diene. Aus solchen verschiedenartigen Elementen bestanden die religiösen Anschauungen und Cultusformen in der arabischen Halbinsel.

Aber in diesem wirren Conglomerat sollte das Religionswesen der Araber nicht aufgehen. Die geistige Anlage des semitischen Stammes drängte zur Zusammenfassung des Einzelnen in der Gattung, der Unterordnung des Geringeren unter das Höhere; und wenn die einzelnen Volksglieder auch erst allmählich zum Begriffe der göttlichen Einheit emporstiegen, so gelangten sie doch frühzeitig zur Erkenntniß eines höchsten Götterwesens, dem alle Einzelgötter an Macht nachständen, eines Nationalgottes, der sein Volk beherrsche, beschütze und bestrafe, und dem alle Stämme und alle Volksgenossen mit gläubiger Verehrung dienen und folgen sollten. Wie bei den Hebräern Jahve, so stand bei den Arabern Allah (Allahu taala) als höchstes Wesen in allgemeiner Verehrung.

Die große Menge freilich begnügte sich mit der Verehrung der Idole, mit den Umzügen um ihre Tempel, mit der Verrichtung der vorgeschriebenen Gebräuche; viele Gebildete und Denkende dagegen hielten sich ferne von dem unwürdigen Cultus der Götzen und Fetische und richteten Auge und Herz nach der geistigen Gottheit. Bei mehreren Dichtern der heidnischen Zeit, wie Nabigse Dzobyany, Lebid u. a. finden sich Spuren einer geläuterten Religionserkenntniß und eine Ahnung von Unsterblichkeit und ewiger Vergeltung; und von vier Männern, zu denen Mohammed in näheren Beziehungen stand, Waraka und Othman Ibn al Howayrith, Vettern der Chadidja, Obeid Allah Ibn Gahsch und Zeid Ibn Omar, erfahren wir durch einen alten Geschichtschreiber, daß sie den Dienst der steinernen Götter verabscheuend in fremde Länder gezogen seien, um die Religion Abrahams zu suchen; daß drei derselben sich entweder zum Judenthum oder Christenthum bekehrt hätten, Obeid Allah aber sich keiner der bestehenden Religionsformen angeschlossen, sondern Gott auf eigene freie Weise verehrt habe. „Wenn die Völker geistige Bedürfnisse haben, folgt Versuch auf Versuch, sie zu befriedigen, bis es endlich gelingt."

Die Religionsfeste in Mekka.

Auch darin glichen die Söhne Ismaels den Nachkommen Jakobs, daß sie einen religiösen Mittelpunkt, ein nationales Heiligthum besaßen, das von allen Stämmen in gleicher Ehrfurcht betrachtet ward, auf den die religiöse Andacht der ganzen Halbinsel gewendet war. Dieses Heiligthum war die erwähnte Kaaba in Mekka, die vierseitige Capelle in der Mitte eines großen, von weiten Säulengängen umschlossenen Tempelraumes. In den vier heiligen Monaten, in welchen seit undenklicher Zeit alljährlich Tausende von andächtigen Pilgern aus allen Gegenden der arabischen Erde an der geweihten Stätte sich einfanden, um dem Allmächtigen mit Opfern und inbrünstigen Gebeten in vorgeschriebener Weise zu dienen, herrschte ein heiliger Gottesfriede; alle Fehden

ruhten, die Blutrache hörte auf und Freund und Feind vereinigte sich in der Vollbringung der religiösen Ceremonien und in den Umgängen um das heilige Gebäude. Eine große zwanzigtägige Handelsmesse, die während der Wallfahrten in Okazh bei Mekka abgehalten wurde mit poetischen Wettkämpfen und Preisrichtern und allen Arten von Erheiterung, Zerstreuung und froher Volkslust, verherrlichte die heilige Festzeit an der geweihten Stätte. Die dichterischen Vorträge, in welchen die eigenen Thaten und der Ruhm des Geschlechts und Stammes den Inhalt bildeten, nährten einen edlen Wetteifer in Tugend und Beredtsamkeit. Denn der Dichter war der geehrteste Mann seines Stammes; im Liede gefeiert zu werden war der Stolz des Arabers; des Sängers Worte erregten oder beschwichtigten die Streitlust, weckten die Gefühle der Ehre und Großmuth und besänftigten die Leidenschaften und die Rachsucht. Der Dichter war der Anwalt seines Stammes, der Schiedsrichter bei innern Streitigkeiten, der Wahrsager in zweifelhaften Fällen. Die dem Munde des Dichters entströmten Orakelsprüche und Prophezeiungen, meistens in poetisch gereimter Rede ohne Versmaß ertheilt, galten als Eingebungen unsichtbarer Geister und standen bei vielen Gelegenheiten in demselben Ansehen, wie die Entscheidungen durch das Loos, welches zu Mekka im Angesichte Hobals, des größten Götzen der Kaaba geworfen ward.

Die Kureischiten.

So war Mekka der Mittelpunkt und Vereinigungsort für alle Völker arabischer Zunge und Abstammung. Die Stadt mit der Kaaba und der Quelle Zem-Zem war seit uralten Zeiten der Gegenstand des Verlangens und des Streites unter den Nachkommen Ismaels. Endlich bemächtigte sich Kußai, der vierte Ahnherr Mohammeds, der weltlichen und geistlichen Herrschaft über Stadt und Umgegend und wurde, indem er alle seine Verwandten aus dem in jener Gegend heimischen Beduinenstamme Kinana um sich sammelte, der Stifter der Kureischiten, des angesehensten und mächtigsten Stammes in Arabien. „Kußai allein hatte das Recht, die Pilger mit Lebensmitteln und süßem Wasser, das in der Nähe von Mekka selten ist, zu versorgen. Um seine Fahne mußten sich alle Krieger sammeln und ihm als Feldherrn folgen. Dabei erhob er den Zehnten von allen nach Mekka eingeführten Gütern, war Verwalter des Tempels und führte den Vorsitz im Rathhause, wo nicht nur alle Staatsangelegenheiten besprochen, sondern auch jede feierliche Handlung, wie Vermählungen, Beschneidungen u. dergl. begangen wurden.“ Alle diese Rechte sollten auf Kußais Erstgebornen, Abd Al Dar, übergehen; aber er wurde durch eine Empörung gezwungen, das fürstliche Ehrenamt mit den Söhnen seines Bruders zu theilen.

Das Geschlecht Haschim.

So erhielt Amru'l-Ula, wegen seiner Freigebigkeit Haschim (Brodbrecher) genannt, die Rechte der Bewirthung und sein Zwillingsbruder Abd Schem (von dem die Ommejjaden abstammen und dessen Geschlechtslinie auch der Chalife Othman angehörte), die Führung des Banners in der Schlacht. Haschims Sohn Abd-Al-Muttalib, ein Mann von edlem Charakter, der aber nur

mit großer Mühe das Recht, die Quelle Zem-Zem zu bewachen und die Pilger zu tränken, gegen die zahlreichen Neider und Widersacher unter den Kureischiten zu behaupten vermochte, hatte zwölf oder dreizehn Söhne, darunter Abbas (Stammvater der Abbasiden), Abu Talib, Hamza, Abu Lahab und Abdallah. Der letzte, ein Mann von großer Schönheit, vermählte sich mit Amina aus dem Stamme der Kureischiten, starb aber schon zwei Monate nach der Geburt seines Sohnes Mohammed, auf einer Reise nach Medina, wo er auch begraben ward. Die Sage verlegt Mohammeds Geburt gerade in das Jahr, da der Abyssinier Abraha, Statthalter von Jemen, mit einem Christenheere die heilige Stadt belagerte, um Rache zu nehmen für die Entweihung oder Zerstörung der christlichen Kirche in Sanaa durch einen Mekkaner. Al Muttalib vertheidigte die Stadt. Bei einer Zusammenkunft mit dem feindlichen Führer forderte er als erste Bedingung eines Vertrags die Rückerstattung seiner geraubten Heerden. „Warum bittest du nicht lieber um Schonung deines Tempels?“ fragte Abraha. „Die Kaaba gehört den Göttern,“ war die Antwort des Arabers, „und die werden ihr Haus schon vor Frevel zu schützen wissen.“ Und in der That wurden die Feinde (durch eine ungewöhnliche Seuche) zum Abzug genöthigt und die heilige Sage meldet, ein Schwarm von Vögeln habe die Häupter der Ungläubigen mit Steinchen durchbohrt. Noch lange haftete der „Tag der Elephanten,“ so genannt weil Abraha auf einem stattlichen Elephanten einherritt, im Gedächtniß des Volkes und noch der Koran gedenkt des „Kriegs der Elephanten,“ da der Herr die Feinde seines Volkes zu Schanden gemacht.

2. Mohammed und der Islam.

A. Mohammed in Mekka.

Mohammed (eigentlich Muhammad „der Vielgepriesene“) wurde im April des J. 751, vier Jahre nach dem Tode Justinians, in Mekka geboren*). Das geringe Erbe, das ihm der Vater hinterließ, bestand in 5 Kameelen und einer treuen Sclavin. Wie die Biographen melden, gab nach der bei den vornehmen Mekkanern herrschenden Sitte seine Mutter Amina das Kind zur Pflege auf das Land. Halima, die Frau eines Hirten, wurde seine Amme und Wärterin bis in sein drittes Jahr; und die heilige Sage weiß von vielen Wundern zu erzählen, womit die göttliche Gnade die Kindheit Mohammeds umgab. Die Heerden Halima's mehrten sich um das zehnfache; ihre Felder trugen im Mohammeds Jugend.

*) Ueber die Zeit von M. Geburt weichen die Traditionen von einander ab, und zwar nicht nur nach Tagen, sondern auch nach Jahren, da ihm trotz der Uebereinstimmung über die Zeit seines Todes (Juni 632) doch manche ein Alter von 63, andere von 65 Mondjahren geben, so daß er entweder im April 571 oder im Mai 569 geboren wäre.

Ueberfluß, Engel machten das Herz des Kindes rein von aller Sünde und füllten es mit Glauben, Wissen und Prophetengabe. Da aber der Knabe an krampfhaften Anfällen litt, so brachte ihn Halima nach zwei Jahren der Mutter zurück. Bei dieser blieb er bis zu seinem sechsten Jahre. Da reis'te sie mit ihm nach Jathrippa (Medina), um ihre Verwandten zu besuchen, starb aber auf dem Rückwege in dem Orte Abwa. Nun kam Mohammed in das Haus seines Großvaters Abd Al Muttalib, und als dieser gleichfalls nach zwei Jahren starb, nahm ihn sein Oheim Abu Talib zu sich und wachte über ihn mit väterlicher Liebe. Daß er in seinem zwölften Jahre seinen Pflegevater auf einer Karavanenreise nach Syrien begleitet und daß bei dieser Gelegenheit ein christlicher Mönch die künftige Größe des geistvollen Knaben vorausgesagt habe, scheint, wie viele andere Einzelheiten seines Lebens, eine spätere Legende zu sein. Bei zunehmenden Jahren, nachdem er eine Zeitlang die Heerden gehütet, betheiligte sich Mohammed an den Geschäften und der Lebensweise seiner Verwandten. Er begleitete mehrere seiner Oheime in Fehden und auf Handelsreisen, wobei er sein Vaterland und sein Volk kennen lernte, wobei er die Wüste schaute mit ihren Schrecknissen und ihrer Poesie, wo er die Sagen und Ueberlieferungen der Wanderstämme vernahm und von den Glaubenslehren der Juden und Christen Kunde erhielt. Er selbst verstand die Schriftsprache nicht, aber Mekka war als Wallfahrtsort des Morgenlandes eine Weltstadt, eine lehrreiche Bildungsschule für einen sinnigen Jüngling. Die christliche Religion scheint ihm freilich nur in einigen Legenden und entstellten Glaubenssätzen bekannt geworden zu sein, dagegen hatte sich in der jüdischen Sekte der Hanife, die über die Oasen der Wüste zerstreut lebte, das Judenthum in seiner ursprünglichen Reinheit und Einfachheit nebst dem Glauben an göttliche Offenbarungen aus dem Munde begeisterter Propheten, erhalten und fortgepflanzt. In seinem 25. Jahre übertrug ihm eine reiche Kaufmannswittwe, Chadidja, die wie er selbst von Kußai abstammte, die Leitung einiger Karavanenzüge nach Syrien und Südarabien. Bei der Ausführung dieser Aufträge zeigte Mohammed so viele Umsicht, Gewandtheit und Redlichkeit, daß Chadidja, obwohl schon vierzig Jahre alt, ihm ihre Hand anbieten ließ. Die Vermählung wurde feierlich vollzogen und sie begründete Mohammeds Glück. Chadidja war eine verständige, tugendhafte Frau und ihrem Gatten eine treue Gefährtin in guten und schlimmen Tagen. „Sie war seine erste Gläubige, sie tröstete ihn, wenn er verspottet wurde, sie sprach ihm Muth ein, wenn er unter Verfolgung litt, sie stärkte ihn, wenn er schwankte." Ohne die Liebe und den Glauben der Chadidja wäre Mohammed nie der Prophet seines Volkes geworden. „Wenn auch arm an Gut, das nur ein wandelbares Ding, ein vergänglicher Schatten ist," sagte Abu Talib bei dem Hochzeitsfeste, „mein Neffe Mohammed übertrifft an Seelenadel, Tugend und Verstand jeden Mann aus Kureisch." Die Ehe war mit Kindern gesegnet, aber die Söhne starben in zarter Jugend

Seine Verheirathung mit Chadidja.

und von den vier Töchtern hat nur die jüngste, Fatima, das Geschlecht fortgepflanzt. Mohammed erkannte und schätzte die Vorzüge Chadidja's. Trotz seiner großen Liebe für das weibliche Geschlecht bewahrte er ihr die Treue so lange sie lebte, und nach ihrem Tode hielt er ihr Andenken hoch in Ehren. Aischa, seine spätere Lieblingsgattin, sagte, sie sei auf keine seiner übrigen Frauen so eifersüchtig als auf die todte Chadidja, die er stets für das Muster aller Frauen erklärte.

Noch über ein Jahrzehnt nach seiner Verheirathung setzte Mohammed das Kaufmannsleben fort, aber mit wenig Glück und mit wenig Zufriedenheit. Man sah ihn oft in tiefes Nachsinnen versunken; er zog sich immer mehr in die Einsamkeit zurück, verbrachte manche Tage, und gewöhnlich den ganzen Monat Ramadhan in einer Höhle des Berges Hara, unweit Mekka, bald allein, bald mit Chadidja. Dort in düsterer Umgebung, voll nackter Felsen, klaffender Abgründe und grauenvoller Schluchten, wo kein Schatten vor dem scharfen Sonnenlicht schützt, kein Gras, keine Vegetation, kein plätscherndes Wasser die Sinne labt, gab er er sich religiösen Betrachtungen hin und sann nach, wie er sein Volk aus der Gesunkenheit erlöse. Er war in der volkbelebten Stadt Mekka wie auf seinen Reisen vielfach mit Juden und Christen in Verkehr gekommen; er hatte nicht nur ihre Lehren und Traditionen vernommen, er hatte auch aus den Wirkungen ihrer Religion auf Sein und Leben die Vorzüge des Glaubens an Einen Gott vor dem götzendienerischen Heidenthum des eigenen Volkes erkannt; er hatte aber auch erfahren, daß beide Religionsgenossenschaften noch einer Vollendung ihrer Religion entgegen harrten, daß die Juden die Ankunft eines Messias, die Christen die Wiederkehr Jesu oder das Erscheinen des verheißenen „Trösters" (Parakleten) erwarteten. So entstand allmählich die Ueberzeugung in ihm, daß sein Volk einer reineren geoffenbarten Religion bedürfe, daß die Götzen eitel Tand seien und ihre Verehrung den Zorn Gottes errege, daß ein neuer gottbegeisterter Prophet erstehen müsse, der das Reich der Finsterniß und der Abgötterei niederwerfe, und seine feurige Phantasie erfüllte ihn mit dem Glauben, daß Gott, der Einzige, ihn gesandt habe, um die Menschen zu bekehren, damit sie der himmlischen Freuden theilhaftig würden und den furchtbaren Höllenstrafen entgingen. Seine nervöse hysterische Natur, die Verzückungen und kataleptischen Anfälle, die ihn von Zeit zu Zeit mit heftiger Gewalt erfaßten, die lebhaften Traumbilder und Sinnestäuschungen, die ihm seine fieberhaft aufgeregte Phantasie vorführte, mochten in ihm selbst und in Andern den Glauben erzeugen, daß er mit Engeln und Geistern in Verkehr stehe und göttlicher Erscheinungen (Visionen) und Eingebungen theilhaftig werde. Mohammed hatte schon sein vierzigstes Jahr überschritten, „als er die Geburtswehen neuer Ideen zu fühlen anfing." Einst als er in der schauerlichen Höhle weilte, hatte er eine Vision, in welcher der Engel Gabriel sich ihm nahte und ihm befahl, die von dem Herrn und Schöpfer gesandten

Die Zeit der Meditation.

Mohammeds Auftreten als Prophet 610 oder 612.

Offenbarungen zu lesen. Mohammed fühlte seinen Geist von göttlichem Lichte erleuchtet; aber zweifelnd, ob nicht ein Dämon sein böses Spiel mit ihm treibe, kam er schweißtriefend und zerschlagen von dem Gesichte zu Chadidja. Diese glaubte an die göttliche Sendung und bemühte sich, im Verein mit ihrem gelehrten Vetter Waraka, der bereits dem heidnischen Glauben der Väter entsagt hatte, seine Zweifel zu zerstreuen. Bald erschien ihm der Engel zum zweiten Mal und gab ihm die Versicherung, daß er nicht von Dämonen besessen sei, sondern berufen von Gott, die Offenbarungen des Himmels zu verbreiten. Nun glaubte und verkündete Mohammed, daß Allah, der Herr des Himmels und der Erde ihn als Gesandten ausersehen, um seinen heiligen Willen den Menschen kund zu thun; nun glaubte und lehrte er, „daß der Herr aus ihm spreche", daß seine Aussprüche Eingebungen und Offenbarungen des Einen und höchsten Gottes seien. Als solche wurden sie auch, einzeln aufgezeichnet und in der Folge zu dem heil. Buch „Alkoran" vereinigt, von den Gläubigen angesehen und mit Ehrfurcht aufgenommen. Damit begann Mohammeds prophetische Laufbahn, im Jahre 610 oder 612 unserer Zeitrechnung. Wie die Seher des Alterthums, wie die Propheten in Israel faßte auch er die in ihm wohnende Begeisterung als eine „Last des Herrn", und die Worte, die seinem Munde entströmten, als Ergießungen des göttlichen Geistes auf.

Die Kureischiten. Von der Wahrheit seiner prophetischen Mission überzeugt, trat nunmehr Mohammed sein Lehramt an. Aber bei aller Schwärmerei für die heilige Sache ging er doch mit großer Vorsicht zu Werke. Er wandte sich zunächst an seine Verwandten, um von ihnen als Gottgesandter anerkannt zu werden. Seine Gattin Chadidja, seine Töchter, sein Vetter Ali, der zehnjährige Sohn Abu Talibs, sein Freund Abu Bekr, ein wohlhabender Kaufmann von rechtschaffnem Charakter und klarer Einsicht, und sein früherer Sclave Zeid, dem er die Freiheit gegeben, waren seine ersten Gläubigen. Eben so vermied er Alles, was seine Landsleute hätte reizen können. „Er suchte seine Lehre mit ihren Vorurtheilen in Einklang zu bringen und sie allmählich zu besserer Erkenntniß zu führen. Er wagte es nicht, die Heiligkeit der Kaaba anzutasten, machte die Ceremonien des Pilgerfestes mit und bestätigte die Anbetung des schwarzen Steines." So vergingen drei Jahre, während welcher die Zahl der Anhänger Mohammeds nicht vierzig überstieg, meistens junge Leute, Fremde oder Sclaven. Erst im vierten Jahre versuchte er, in Folge einer neuen Vision, öffentlich als Prophet aufzutreten. Er wandte sich zunächst an seine Geschlechtsgenossen, die Kureischiten, und bedrohte sie im Namen Gottes des Einzigen, der ihn als Apostel ausgesendet, mit dem Feuer der Hölle, wenn sie nicht ihrem Unglauben entsagten. „Ihr werdet einst sterben und auferstehen; dann müßt ihr von eueren Thaten Rechenschaft geben und werdet belohnt für eure Tugend im Paradiese und bestrafet wegen euerer Laster in der Hölle." Aber weit entfernt Gehör zu finden, erntete er Spott und Verachtung. Sein Oheim Abu

Lahab hob schon in der ersten Versammlung einen Stein wider ihn auf; und wenn ihn auch die übrigen Verwandten vor Mißhandlungen schützten, so wuchs doch mit jeder neuen Predigt der Haß und der Widerstand der Kureischiten. Jemehr sie erkannten, daß Mohammeds Prophetenthum ihre priesterliche Stellung, ihre einträglichen Vorrechte als Hüter des heil. Tempels gefährden würde, desto mehr entbrannte ihr Zorn, desto heftiger wurden ihre Drohungen und Lästerungen. Seine Hauptgegner waren die Kureischiten von der Linie Abd-Schems unter der Führung Abu Sofians und Abul Hakam, von Mohammed Abu Djahls („Vater der Thorheit") genannt, zweier erbitterter Gegner des neuen Propheten. Nur dem Schutze seiner nächsten Verwandten verdankte Mohammed seine Rettung vor den Gewaltthaten seiner Feinde und Verfolger. Dagegen wurde die Lage seiner Anhänger niederen Standes, denen nicht so mächtige Beschützer zur Seite standen, namentlich der Sclaven und Freigelassenen, mit jedem Tage gefährdeter, so daß der Prophet einigen seiner Anhänger erlaubte, um den Folterungen und Geißelungen zu entgehen, ihn äußerlich zu verleugnen, „wenn nur das Herz standhaft im Glauben bliebe," und daß auf seinen Rath eine Anzahl gläubiger Männer und Frauen, unter ihnen seine Tochter Rukejja und ihr Gatte Othman, nach Abyssinien sich einschifften, wo der König, ein nestorianischer Christ, ihnen eine Zufluchtsstätte gewährte. Umsonst ließen die Kureischiten durch Amru und einen andern Gesandten dem Fürsten reiche Geschenke für die Auslieferung der Flüchtigen anbieten; der Abyssinier hielt seine Hände rein von jeder Verletzung der Schutzflehenden. Er mochte erkennen, daß die Verfolgten dem wahren Glauben näher ständen als die Götzendiener der Kaaba.

Die Schmähungen und Mißhandlungen, unter denen Mohammed in Mekka zu leiden hatte, mehrten die Zahl seiner Anhänger, indem der Unwille über die Kränkungen und Insulte, denen er ohne Schuld von seiner Seite täglich ausgesetzt war, einige wackere Männer von ritterlicher Gesinnung auf seine Seite führte. Unter ihnen befand sich Mohammeds Oheim Hamza, „der Löwe Gottes," und Omar, der Neffe Djahls. Ausgesandt von seinen Verwandten, gegen großen Lohn den Propheten zu tödten, wurde er auf dem Wege nach dessen Wohnung durch das Lesen einer Koranstelle bei seiner Schwester Fatima wunderbar schnell bekehrt und aus einem Verfolger der eifrigste Gläubige. Omar, damals 26 Jahre alt, war ein Mann von gigantischer Gestalt, fabelhafter Kraft und großem Muthe. Sein wilder Anblick erschreckte die Kühnen und sein Wanderstab flößte dem Beschauer mehr Furcht ein, als eines andern Mannes Schwert. Jemehr Bekenner aber der „Islam," d. i. „Ergebung" (in den Willen Gottes), gewann, desto eifriger trachteten die Feinde, das Werk im Blute des Schöpfers zu ersticken. Neue Verfolgungen mehrten die Zahl der Auswanderer; allein Mohammed selbst und seine getreuesten Verehrer wurden durch Abu Talib vor dem Grimme der Söhne

Mohammed in Acht und Bann.

c. 618.

Schems und Naufals geschützt. Er verbarg sie in einem festen Schlosse außerhalb der Stadt hinter einer unzugänglichen Felsenschlucht und als die mächtigen Gegner alle Anhänger des Propheten und das ganze Geschlecht Haschims mit der Acht belegten und in einer im Innern der Kaaba aufgehängten Urkunde feierlich erklärten, daß sie bis zu dessen Auslieferung seine Beschützer als Feinde behandeln würden, begab sich der treue Oheim selbst nebst vielen Verwandten in die Felsenburg. Drei Jahre verlebten sie in der öden Wildniß, abgeschlossen von allem Verkehr mit der Stadt, wohin sie sich nur während der heiligen Monate wagen durften, und oft der nothwendigsten Lebensbedürfnisse ermangelnd. Endlich wurde der Bann, der in Mekka große Unzufriedenheit erregte und den Söhnen Schems selbst lästig zu werden anfing, aufgehoben. Die Pergament-Urkunde verschwand aus der Kaaba, nach der Legende durch ein Wunder. Nun kehrte Mohammed nach Mekka zurück, aber der baldige
c. 620. Tod seines väterlichen Freundes und Beschützers Abu Talib, dem wenige Tage nachher seine treue Gattin Chadidja ins Grab folgte, setzte ihn neuen Gefahren aus. Abu Talib starb in der Religion seiner Väter; er hatte seinen Neffen stets als redlichen und gottesfürchtigen Mann geehrt, doch nie an seine prophetische Mission geglaubt. Mohammed betrauerte beide aufrichtig. „Nie hat es eine bessere Frau gegeben als Chadidja," sagte er einst zu der jugendlich schönen Aïscha; „sie glaubte an mich, als die Menschen mich verachteten; sie half meinem Mangel ab, als ich arm war und von der Welt verachtet wurde." Doch entschädigte er sich bald für ihren Verlust durch seine Verheirathung mit Sauda und durch seine Verlobung mit Aïscha, der siebenjährigen Tochter Abu Bekr's.

Der Bund auf dem Huldigungs-Hügel.

Während der Prophet unter Schmach und Hohn bald in Mekka bald in Taïf, einem an der Grenze des Hochlandes in fruchtbarer Gegend gelegenen Orte, im Kreise weniger Getreuen kummervolle Tage verlebte, nur mühsam sich vor den Nachstellungen und Verfolgungen seiner Feinde bergend, fühlte sich seine Seele durch neue Visionen getröstet und gehoben. Er schaute im Geist, wie er von einem geflügelten Roß nach dem Tempel von Jerusalem und von da bis zum siebenten Himmel in die Nähe Gottes getragen wurde, wo die Patriarchen, die früheren Propheten und die Engelschaaren ihm den Vorrang zuerkannten und der Herr selbst ihn als Krone und Zweck der Schöpfung verkündigte. Es bedurfte dieses Selbstgefühls, dieses festen Glaubens in seine höhere Sendung, um nicht zu wanken und zu erliegen bei den Stürmen und Gefahren, die sich über seinem Haupte zusammenzogen. Aber während die Einwohner Mekka's ihr Herz verstockt hielten gegen die Lehre von dem Einigen Gott, der sich durch den neuen Propheten geoffenbaret, gewann Mohammed unter einer Pilgerschaar aus Jathrib, in der Folge Medina, d. i. die Stadt, genannt, denen er auf dem „Huldigungshügel" Akaba die Grundlehren des Islam vortrug, eifrige Bekenner. Sie gehörten zu dem angesehenen Stamm

der Chazradjiten, der in Verbindung mit dem Stamm Aus im fünften Jahrhundert den Juden die Herrschaft über Medina entrissen hatte, und wirkten nach ihrer Rückkehr in ihrer Vaterstadt im Stillen für den neuen Glauben, für den sie durch den Umgang mit den zahlreichen Judenstämmen der Gegend mehr Verständniß hatten als die Mekkaner. Trotz der Eifersucht des Stammes Aus auf die Chazradjiten gewann doch durch die Thätigkeit des gelehrten Mußab, den Mohammed als Vorbeter und Koranleser nach Medina sandte, der Islam in jener Stadt bald festen Boden, so daß seine Anhänger zwei Jahre später es wagen konnten, den Propheten zu sich einzuladen. Zu dem Zwecke reisten 73 Gläubige nach Mekka und schlossen auf demselben Huldigungshügel in einer nächtlichen Zusammenkunft einen Treubund mit Mohammed. Sie gelobten mit Mund und Handschlag, nur den Einen Gott anzubeten, und keine andern Götter neben ihm, den Propheten zu ehren und ihm zu gehorchen in Freud und Leid, stets die Wahrheit zu bekennen ohne Menschenfurcht. Unter der Führung von 12 Vorstehern, die Mohammed aus ihrer Mitte erwählte, zogen am andern Tage die Medinesen (die seitdem den Namen Anßar, d. i. Hülfsgenossen, führten), begleitet von vielen Gläubigen aus Mekka nach ihrer Vaterstadt zurück. Mohammed aber blieb mit seinen treuesten Anhängern Abu Bekr und Ali noch gegen drei Monate in Mekka. Erst als er von einem geheimen Verehrer die sichere Kunde erhielt, daß die Kureischiten beschlossen hätten, ihn zu ermorden, bewerkstelligte er mit Abu Bekr seine Flucht auf schnellen Kameelen. Während die Feinde sein Haus umstellt hielten, fand er durch die List und Treue Alis, der des Propheten Lager eingenommen und dessen Gewand umgelegt hatte, Gelegenheit, im Dunkel der Nacht mit seinem Freunde heimlich zu entfliehen und sich in einer Höhle zu verbergen. Als die Kureischiten am andern Morgen den Betrug entdeckten, setzten sie einen Preis von hundert Kameelen auf den Kopf des Flüchtigen und ließen ihm nachsetzen. Aber Mohammeds Schicksal war noch nicht erfüllt. Nachdem er drei Tage und drei Nächte in der Höhle des Berges Thaur zugebracht, entkam er mit seinem Begleiter auf Nebenwegen glücklich nach Medina. Mit dieser Flucht, die in der Folge auf den 16. Juli des Jahres 622 unserer Zeitrechnung gesetzt ward, beginnt die Hidjrah, die Aera der Mohammedaner oder Moslim (Muselmänner), d. i. „Ergebene.“

Die Hidjrah. 16. Juli 622.

B. Mohammed in Medina.

Entwickelung des Islam und Koran.

Mit begeisterter Freude wurde Mohammed von den Gläubigen Medina's empfangen; sein Einzug in die Stadt glich mehr dem eines triumphirenden Fürsten als dem eines armen Flüchtlings. Bald sammelten sich die übrigen Freunde und Anhänger um ihn, unter ihnen Ali, den die Kureischiten unverletzt entlassen hatten, Omar mit seiner schönen Tochter Haffsa, die der Prophet

einige Zeit nachher in die Zahl seiner Frauen aufnahm, und Othman nebst seiner Gattin Rukejja. Als die letzte im nächsten Jahre starb, gab Mohammed seinem treuen Gefährten seine zweite Tochter Um Kolthum in die Ehe. Der Obhut der Haffsa wurde die Lade mit den Offenbarungssprüchen des Koran anvertraut. Die Anwesenheit des Propheten war für Medina von den heilsamsten Folgen. Die beiden Stämme der Chazradjiten und Ausiten, die sich in früheren Jahren oft und blutig befehdet, vereinigten sich jetzt in dem neuen Glauben als die treuen „Hülfsgenossen" des Gottgesandten und bildeten im Verein mit den Ausgewanderten aus Mekka (Muhadjirim) den Kern der Moslemin. Anfangs suchte Mohammed auch die zahlreiche Judenschaft Medina's für seine Sache zu gewinnen und nahm deshalb in vielen Dingen auf das mosaische Gesetz Rücksicht: er ließ die Sabbatfeier bestehen und machte Jerusalem zur Kibla, d. h. zu dem heiligen Ort, nach welchem die Gläubigen ihr Antlitz im Gebet kehren sollten. Als aber die Juden in ihm so wenig wie einst in Jesus den erwarteten Messias erkennen wollten, vielmehr den neuen Propheten zum Gegenstand ihres Spottes machten, wendete er sich wieder mehr dem alten arabischen Glauben zu. Er verlegte die Kibla nach Mekka, bestimmte den Freitag zum Tag der Andacht und religiösen Feier und schwang in der Folge die Geißel religiöser Verfolgung ohne Unterschied über Juden und Heiden.

Um den ausgewanderten Mekkanern, die in der Fremde häufig von Krankheiten und Heimweh befallen wurden, den Verlust ihrer Verwandten und Angehörigen zu ersetzen, stiftete Mohammed eine Verbrüderung zwischen 54 Gläubigen aus Mekka und der gleichen Zahl aus Medina, also daß zwei durch diese „Glaubensbrüderschaft" verbundene Männer in allen Dingen, selbst in der Erbschaft, einander näher stehen sollten als Blutsverwandte, eine Einrichtung, die jedoch nur so lange dauerte, bis die Fremdlinge sich eingelebt hatten.

In Medina beginnt eine zweite Periode in der Entwicklungsgeschichte des Islam. Aber so glänzend und erfolgreich von da an Mohammeds prophetisches Wirken sich entfaltete, sein Charakter war während der Zeit seines Glückes weniger fleckenlos, seine Ueberzeugung weniger aufrichtig, seine Motive weniger lauter als in der dunkeln, leidensvollen Zeit der Verfolgung und Unterdrückung. Seine Offenbarungen, die er nach dem jedesmaligen Bedürfniß durch den Engel Gabriel empfing und die als „Sprüche der Begeisterung" theils durch mündliche Tradition, theils in losen Blättern unter dem Volke sich verbreiteten, bis sie als Heilige Schrift (Koran) zu einem Ganzen vereinigt wurden, waren hie und da nicht ohne Anbequemung an die Zeitumstände und an seine Gelüste, eine Veränderung, die sich auch in der Form und Sprache erkennen läßt. Denn während in den zu Mekka verfaßten Stücken die poetische Begeisterung oft bis zum Uebermaß vorherrscht, tritt in Medina mehr das oratorische Element in den Vorgrund, da Mohammed, allzu sehr an das Positive gefesselt, sich nun nicht mehr so frei bewegen konnte. „Er mußte auch bei

dem eintretenden Mangel an eigener Ueberzeugung, wenn er sich noch über das Gewöhnliche erheben wollte, den innern Drang durch erkünstelte Belebtheit, tiefgefühlte Wahrheit durch leere Sophismen ersetzen, und man merkt es seiner Schreibart wohl an, daß seine Gedanken nicht mehr aus einem warmen Herzen hervorsprudeln, sondern Erzeugung des kalten Verstandes sind. Jetzt konnte er nicht mehr, den Eingebungen des Gemüths folgend, seiner Rede ihren natürlichen Lauf lassen; jetzt mußte Alles vorher überdacht und berechnet werden, denn er war nicht mehr vom Geiste Gottes, sondern von seinem eignen Ich getrieben." Die erste Moschee, die bald nach seiner Ankunft in Medina errichtet wurde, ein einfaches, kunstloses Gebäude aus Holz von Dattelbäumen, wurde ein heiliger Mittelpunkt seiner Lehre. Von dem Dache derselben rief Bilal, der standhafte Bekenner, täglich fünfmal die Gläubigen zum Gebet auf.

Kriegerischer Aufschwung.

Bisher war der Islam eine Religion des Friedens und der Liebe gewesen, und kein Gebot hatte Mohammed mehr eingeschärft als das der Milde in Wort und That. Nunmehr aber, da er sich an der Spitze einer ergebenen Schaar von Anhängern sah, da ihm die Möglichkeit gegeben war, mit Waffengewalt seinen Feinden entgegen zu treten, mit Waffengewalt die Zahl der Bekenner zu mehren, machte er den Kampf gegen die Ungläubigen, die Verbreitung seiner Lehre mit Feuer und Schwert zu einer heiligen Pflicht aller Moslim, ein Gebot, das dem Islam eine aggressive Richtung gab und in seinen Folgen von welterschütternder Bedeutung geworden ist. Nicht den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, sei er, der letzte und höchste der Propheten, auf Erden erschienen; der Kampf gegen die Feinde des Islam sei ein heiliger Kampf; wer in demselben falle, der gehe, aller Sünde und Strafe ledig, sicher in das Paradies ein, in jenen Aufenthalt der Seligen, den er den Gläubigen mit aller Gluth der Phantasie als einen Ort der Erdenlust und aller sinnlichen Freuden ausmalte; und damit ihr Muth noch mehr entzündet werde, pflanzte er ihrer Seele Todesverachtung ein, indem er lehrte, daß die Dauer des Lebens, so wie des Menschen Schicksal und Ausgang durch göttlichen Rathschluß, durch ein unabänderliches Fatum, vorausbestimmt sei: sei die Todesstunde gekommen, so könne Niemand seinem Schicksale entgehen, sei sein Lebensende noch nicht nahe, so könne er unbedenklich das Aeußerste wagen.

Im Vertrauen auf den kriegerischen Aufschwung, den solche Lehren in der feurigen Seele des Arabers erzeugen mußten, unternahm nun Mohammed an der Spitze von Stammverwandten, Bundesgenossen und gläubigen Anhängern Streifzüge gegen die Kureischiten, die ihn aus der Vaterstadt vertrieben hatten. Er wußte, daß er die übermüthigen Kaufherren von Mekka nicht empfindlicher strafen könnte, als wenn er ihren Karavanen auflauerte und die werthvollen Waaren raubte, die sie nach Syrien auszuführen pflegten. Zugleich konnte er bei diesen Kämpfen am sichersten auf den Beistand seiner neuen Mitbürger rechnen, da die Handelsleute von Mekka auf die ackerbautreibenden

Medinesen mit Verachtung herabsahen. Er selbst zog gewöhnlich mit ins Feld, mehr um den Muth der Streiter durch seine Gebete und durch die Verheißungen himmlischen Beistandes anzufeuern, als selbst die weiße Fahne zu tragen, die er gewöhnlich dem tapfern Omar oder dem heldenmüthigen Ali, dem „Vater des Staubes,“ anvertraute.

Ali, dem Mohammed in Medina seine geliebteste Tochter Fatima in die Ehe gab, ist die reinste und edelste Gestalt unter den Anhängern Mohammeds, der „Siegfried des Islam,“ wie ihn ein neuerer Schriftsteller bezeichnet. Mit völliger Hingebung und heißer Bewunderung hing er sein Leben lang an dem Propheten und an dem Glauben seiner Jugend. Machte ihn sein feuriger, großmüthiger und lauterer Charakter zum Ruhm und zur Zierde der Moslemin, so war er durch seinen Heldenmuth und seine Tapferkeit der kühne Vorfechter des Islam, der Rufer im Streit bei Kampf und Gefahr.

Die Schlacht bei Bedr. 624.

Wenn Anfangs nach der Weise der Väter in den heiligen Monaten die Waffen ruhten, so riß Mohammed bald auch diese Schranke nieder. Als nämlich Abdallah Ibn Djasch im heil. Monat Radjab die Koreischiten im Thale Nachla überfiel, ihre Waaren raubte und die Begleiter theils erschlug, theils gefangen nahm, so ließ der Prophet, da er merkte, daß diese von ihm in einem zweideutigen Schreiben an den Führer befohlene That allgemeinen Unwillen erregte, eine Offenbarung ausgehen, kraft deren der Krieg gegen Ungläubige zu jeder Zeit gestattet sein sollte, ein Zeugniß, „daß er nicht mehr nach Gottes, sondern nach seinem eigenen Willen handelte,“ und daß die Aussprüche des Koran häufig „Spiegelbilder“ seiner Lage waren. Im zweiten Jahr der Hidjrah erfolgte das Treffen bei Bedr, wo zum erstenmal zu Tage kam, mit welch todesmuthiger, schmerzverachtender Begeisterung die Hoffnung auf ein seliges Jenseit die gläubigen Moslim erfüllte. Um eine große Karavane aus Gefahr und Bedrängniß zu erretten, zogen die Kureischiten, tausend Mann stark, mit 700 Kameelen und 100 Pferden ins Feld. Zwar entging der Waarenzug durch die kluge Führung Abu Sofian's den Nachstellungen; aber Abu Djahl bestand dennoch auf dem Kampfe. Bei Bedr, einem wegen seines Wasserreichthums bis auf den heutigen Tag bekannten Stations- und Marktplatze, begegneten die Mekkaner dem feindlichen Haufen, der nicht halb so stark war und rüsteten sich zur Schlacht. Drei Mekkaner, Verwandte der bei Nachla Erschlagenen, traten vor und forderten drei aus der Gegenpartei zum Zweikampfe auf. Hamza, Ali und Ubeida stellten sich ihnen entgegen und erschlugen sie, worauf der Kampf allgemein wurde. Mohammed, der auf einer Anhöhe unter einer Laubhütte dem Treffen zuschaute und mit großer Inbrunst und Herzenserregung zu Gott betete, daß er sein getreues Häuflein nicht untergehen lasse, erklärte plötzlich, in einer Vision sei ihm der Sieg verheißen worden, und eine Handvoll Staub nach den Kureischiten schleudernd, rief er aus: „Schmach über ihr Angesicht!“ Bald ergriff Verwirrung den Feind und die Schlacht endigte mit einer vollständigen Niederlage der Kureischiten. Siebenzig angesehene Familien-

häupter wurden im Treffen oder auf der Flucht getödtet. Unter den Gefallenen waren Otba und Scheiba und vor Allem Abu Djahl, der „Feind Gottes," Mohammeds erbittertster Gegner; unter den Gefangenen Abbas, sein Oheim, und Abul Aaß, der Gatte seiner ältesten Tochter Zeinab. Beide kehrten gegen Lösegeld nach Mekka zurück. Abbas diente wahrscheinlich von der Zeit an seinem Neffen als Kundschafter und Abu Aaß mußte sein Weib ihrem Vater nach Medina zuschicken. Zwei andere Gefangene, Annadr und Okba, die zu Mohammeds eifrigsten Widersachern in Mekka gehört hatten, wurden hingerichtet. Doch bereute der stets zur Milde geneigte Prophet die rasche That, als er das rührende, uns noch erhaltene Klaglied von der Tochter des ersteren hörte. Uebrigens war die Schlacht von Bedr von der größten Wichtigkeit für den Sieg des Islam, daher auch alle Kämpfer, deren Namen in den Listen verzeichnet wurden, fortan den höchsten Adel der Moslim bildeten. Die Beute und das Lösegeld wurden gleichmäßig getheilt, aber bald darauf gebot ein Koranspruch, daß hinfüro der fünfte Theil jeder Beute dem Propheten zufallen solle, für ihn selbst, für seine Verwandten, für Arme, Waisen und Wanderer.

Der Sieg von Bedr war der erste Schritt des Islam zur Herrschaft. Schlacht bei Ohod, März 625. Während die Einwohner von Medina und die Beduinenstämme der Umgegend im Glück des Propheten den Glauben an seine göttliche Sendung fanden und ihm mit Begeisterung zufielen, war in Mekka große Verzweiflung. Abu Lahab, Mohammeds feindlicher Oheim, starb sieben Tage nachher an einer blatternartigen Seuche voll Gram und Zorn über die Erfolge seines Neffen, und Okba's Tochter, Hind, die leidenschaftliche Frau Abu Sofians, schrie Tag und Nacht in ungemessener Wuth um Rache für ihre gefallenen Verwandten. Ihr Eheherr zog auch wirklich mit 200 Kureischiten gegen Medina; aber der Glaube an die eigene Sache war erschüttert; als Mohammed ihnen entgegenrückte, flohen sie in solcher Eile ihrer Heimath zu, daß sie ihren Mehlvorrath im Stich ließen. Einige Monate nach diesem „Feldzug des Mehls," nachdem mittlerweile einige Juden in Medina, die Mohammed in Gedichten verspottet hatten, getödtet und viele ihrer Glaubensgenossen, die den Uebertritt zum Islam verweigerten, besonders die Beni Keinukaa, die geschicktesten reichen Goldschmiede des Landes, in die Verbannung nach Syrien getrieben worden, rückte Abu Sofian abermals zum Kampfe aus, diesmal mit einer Streitmacht von 3000 Kureischiten, an deren Spitze drei tapfere Männer standen, Akrama, ein Sohn Abu Djahls, Chalid und Amru, in der Folge die berühmtesten Kriegshelden der Gläubigen. In der Nachhut befand sich die schreckliche Hind mit 15 andern Frauen, und Dichter, welche durch Trauerlieder auf die bei Bedr Geschlagenen das Rachegefühl des Heeres anfeuerten. Mohammed wollte die Feinde in der Stadt erwarten; aber die junge streitlustige Mannschaft verlangte nach der Feldschlacht. Der Prophet gab ihrer Forderung mit innerem Widerstreben nach; am Berge Ohod, dessen baum- und strauchlose Granitmassen etwa eine Stunde weit nörd-

März 625. lich von Medina einsam emporragen, ordnete er seine Krieger, die, da er die Hülfe der Juden verschmähte und dadurch deren Beschützer, den Chazradjiten Abdallah Ibn Ubejj, ohnedies einen heimlichen Neider und Widersacher Mohammeds, so sehr beleidigte, daß auch er mit seiner Schaar abzog, nicht über sieben hundert betrugen. Mohammed selbst kämpfte in der vordersten Reihe; eine rothe Binde um die Stirn und das „Schwert Gottes und seines Gesandten" schwingend, ermuthigte er die Seinen mit Kernsprüchen des neuen Glaubens. Auch hier schien sich anfangs der Sieg zu Gunsten der Moslim zu wenden: wie sehr auch Hind und ihre Frauen, „die Töchter der Sterne mit duftendem Haar und Perlen geschmücktem Halse," die Kämpfenden anfeuerten, den Siegenden liebende Umarmung verheißend, den Fliehenden Schmach und Scheidung drohend; die Reihen der Mekkaner wankten, sieben Glieder der Familie Abd-Abdar, die nach einander das ererbte Ehrenamt des Bannertragens versahen, stürzten in den Staub. Da verließen die Bogenschützen, aus Furcht bei der Beute zu kurz zu kommen, die gesicherte Stellung, die Mohammed hinter dem Berge ihnen angewiesen und gaben dadurch dem Chalid Gelegenheit, mit der Reiterei den Moslemin in den Rücken zu fallen. Nun nahm die Schlacht plötzlich eine andere Wendung: die Uebermacht der Kureischiten siegte, Mohammed stürzte im Gesichte verwundet in einen Graben, sein Fahnenträger Mußab fiel, und da er an Gestalt dem Propheten glich, so verbreitete sich schnell das Gerücht „Mohammed ist todt!" eben so ermuthigend für die Ungläubigen als niederschlagend für die Moslim. Schon stürzten die Geschlagenen fort, um Medina zu erreichen, als der Dichter Kaab, der Sohn Malibs, unter den Verwundeten den mit Panzerhemd und Helm bedeckten Propheten an den Augen erkannte. Ermuthigt durch die frohe Botschaft, daß Mohammed noch lebe, sammelten sich schnell zehn bis zwölf seiner Getreuen, darunter Abu Bekr und Omar, um ihn und bahnten sich mit dem Schwerte den Weg nach einer Felsenhöhe, wo sie sich tapfer vertheidigten, bis die Feinde, die bei dem vermeintlichen Tod des Propheten des kleinen Haufens nicht besonders achteten, den Rückzug antraten, nachdem sie noch die Todten verhöhnt und verstümmelt hatten. Hind und ihre Begleiterinnen reihten die abgeschnittenen Nasen und Ohren der Feinde wie Perlen aneinander und trugen sie als Halsketten und Armbänder, ja die erste ging in ihrer Wuth so weit, daß sie versuchte, der Leiche Hamza's, den der abyssinische Sclave Wahschi aus sicherem Versteck mit einem Pfeil getödtet, das Herz auszureißen und zu verzehren. Der Fall des treuen Hamza ging Mohammed sehr nahe; er beweinte ihn mehrmals und die Frauen von Medina erhuben eine vereinte Todtenklage um den gefallenen Helden, dessen Name fortan bei jedem Todtengesange zuerst genannt ward.

Mohammeds Haltung nach der Schlacht. Nach dem Abzug der Kureischiten kehrte Mohammed mit den Seinen nach Medina zurück. Wie hart auch der Schlag war, er vermochte nicht seinen Glauben und seine Zuversicht auf einen glücklichen Ausgang zu erschüttern.

Während er die Verwandten der Getödteten mit dem glücklichen Leben im Jenseits tröstete, die herkömmlichen Trauergebräuche, das Schlagen des Angesichts, das Scheeren des Hauptharres, das Zerreißen der Kleider, untersagte, nur das Beweinen gestattend, weil „die Thränen dem betrübten Herzen Erleichterung verschaffen;" traf er zugleich zweckmäßige Anstalten der Vertheidigung, falls die Kureischiten auf die Kunde, daß der Prophet noch am Leben sei, wieder umkehren würden. Aber diese wagten nicht, ihr geschwächtes Heer neuen Gefahren auszusetzen; sie begnügten sich mit dem errungenen Siege und hofften der religiösen Neuerung doch noch mit der Zeit Meister zu werden, wenn sie die heilige Stadt sammt der Kaaba vor jeder Befleckung bewahrten, alle Moslemin, die in ihre Hände fielen, und die ausgesandten Koranleser, welche den Islam den Bewohnern des Hochlandes verkünden sollten, tödteten und keinem Mohammedaner den Zutritt zur Kaaba gestatteten. Jahrelang durften die Anhänger des Propheten nicht an den Wallfahrten Theil nehmen, welche in den heiligen Monaten die übrigen Araber zum Gebet und zur Festfreude nach Mekka führten. Aber die Zeit nahte mit langsamen Schritten, wo auch in Mekka das Ansehen der alten Heidengötter in Staub sank und selbst die Kureischiten ihre Knie beugten vor dem Namen dessen, den sie jetzt so tödtlich haßten und so blutig verfolgten.

Mohammed konnte nach dem Charakter seiner Religion das Schwert nicht ruhen lassen, so lange der Islam nicht zur Herrschaft gelangt war. Daher fuhr er fort, an der Spitze seiner Anhänger Streifzüge gegen Juden und Heiden auszuführen. Es war ein großer Sporn zu Muth und Tapferkeit für die Seinen, daß er selbst an allen Gefechten Theil nahm; mehr als einmal schwebte sein Leben in Gefahr, aber eine höhere Macht schützte den Gesandten Gottes: einem feindlichen Führer entsank das Schwert, das er über dem Haupte desselben geschwungen. Die meisten Angriffe waren seit der Schlacht bei Ohod gegen die Juden gerichtet, die immer feindseliger der neuen Religion entgegentraten. Sie fanden einen Beschützer an Abdallah Ibn Ubejj, dem Haupte der Chazradjiten, der eifersüchtig auf die wachsende Macht Mohammeds mit seinen Anhängern dem Propheten entgegenwirkte. Die Beni Nadhir wurden, nachdem gegen die arabische Kriegssitte ihre Dattelpalmen gefällt waren, aus ihren festen Schlössern getrieben und verdankten ihr Leben nur der mächtigen Fürsprache Abdallahs, doch mußten sie, wie früher die Beni Keinukaa, das arabische Land verlassen. Die „Heuchler" fuhren indessen fort, Mohammeds Macht entgegen zu arbeiten. Nach einem siegreichen Feldzuge gegen den mächtigen Stamm der Beni Mustalik erregte Abdallah einen Streit zwischen den „Hülfsgenossen" und den eingewanderten Gläubigen, der nur durch die Klugheit und rasche Entschlossenheit des Propheten beigelegt ward. Ein Koranspruch warnte vor den Heuchlern, aber Abdallah entging auch diesmal der Bestrafung. Selbst die bösen Gerüchte, die er und andere um diese Zeit über Aïscha's Tugend und

Streifzüge gegen die Juden. 626.

627.

eheliche Treue in Umlauf setzten, weil sie bei einem nächtlichen Marsche zurückgelassen am andern Tage in Begleitung eines Mannes ins Lager einzog, wurden übersehen. Mohammed erklärte die Nachreden in Folge einer Offenbarung als Verleumdungen, strafte die Lästerer, die wie der Dichter Hassan ihre Schuld behaupteten, und schloß Aïscha mit erneuter Zärtlichkeit in sein Herz. Aber Abdallah blieb straflos. Mohammed fürchtete die Rache der Chazradjiten.

Belagerung von Medina. Vertilgung der Juden. 627. 628. Bald darauf verbanden sich die Kureischiten und andere Araberstämme mit den jüdischen Beni Kureiza gegen die Moslim, und rückten mit einer Streitmacht von 10,000 Mann auf Medina los. Mohammed wagte nicht dem überlegenen Feinde im Felde zu begegnen, aus Furcht ein Schicksal wie bei Ohod zu erleiden. Er schritt zu einer bis dahin in Arabien unbekannten Vertheidigung, indem er um die Stadt einen Graben zog. Mittelst dieser Schutzwehr hielt er die Feinde mit kleinen Gefechten so lange hin, bis es ihm gelang, durch einen listigen Unterhändler Zwietracht und Mißtrauen unter den Verbündeten zu erzeugen. Dies hatte zur Folge, daß die Araber, ohnedieß mißmuthig über die Winterstürme und kalten Regengüsse, nach einem vergeblichen Belagerungskrieg von fünf Wochen abzogen und dadurch ihre jüdischen Bundesgenossen der Rache Mohammeds preisgaben. In ihren festen Schlössern belagert mußten sich die Beni Kureiza auf Gnade und Ungnade ergeben. Darauf wurden, trotz der Fürbitte der Ausiten, ihrer alten Verbündeten, nach dem harten Urtheil des zum Schiedsrichter aufgestellten Häuptlings Saad Ibn Muadh, alle Männer des Stammes, 700 an der Zahl, auf dem Marktplatze von Medina hingerichtet, die Frauen und Kinder in Sclaverei geführt, ihre Heerden, ihr Gebiet und ihre Habe unter die Sieger vertheilt. „Gott vertrieb die Schriftbesitzer (Juden) aus ihren festen Plätzen und warf Schrecken in ihr Herz. Einen Theil von ihnen habt ihr erschlagen, einen andern gefangen genommen; er hat euch ihr Land, ihre Wohnungen, ihre Güter zum Erbtheil gegeben. Gott ist allmächtig!“ Mit diesen Worten verkündigt ein Koranspruch diese entsetzliche Begebenheit, die dunkelste That im Leben Mohammeds. Saad starb bald nach dem grausamen Urtheilsspruche. Gereizt durch die wiederholte Treulosigkeit und die feindselige Gesinnung der Juden hatte sich Mohammed zu einem Verfahren hinreißen lassen, bei welchem der Gesandte Gottes hinter dem leidenschaftlichen Araber zurücktrat, bei welchem nicht die Gesinnung eines Propheten, sondern die Rachsucht des leidenschaftlichen Arabers und die Grausamkeit eines orientalischen Despoten zu Tage trat, wobei „irdischer Schlamm die heilige Flamme des Prophetenthums erstickte.“ Und um die Macht der Juden in Medina und
628. der Umgegend gänzlich zu vernichten, zog Mohammed im folgenden Jahre mit vierzehnhundert Gläubigen wider ihre Hauptfestung Cheibar. „Wir flehen dich an, o Allmächtiger! um das Gut dieser Plätze, nebst allem, was sie enthalten,“ rief der Prophet mit lauter Stimme, als sie in das Gebiet der festen Burgen einrückten, „und bitten dich uns zu bewahren vor dem Schlimmen

dieser Plätze und ihrer Bewohner." Mohammeds Gebet ward erhört. Durch die Tapferkeit der Moslemin, vor Allen Ali's, dem der Prophet vor der Schlacht sein eigenes Schwert gab, „dem Mann, der Gott und seinen Gesandten liebt, dem Mann, der keine Furcht kennt, und noch nie dem Feinde den Rücken gewandt," wurden die Schlösser gebrochen, die Schätze und Güter geraubt, die Einwohner, die dem Schwert entronnen, zinspflichtig gemacht, also daß sie ihre reichen Ländereien und Dattelpflanzungen im Erbpacht bestellen und die Hälfte des Ertrags den neuen Eigenthümern entrichten mußten. Zu diesen kriegerischen Unternehmungen wurden übrigens die Mohammedaner nicht minder durch Beutegier als durch religiösen Fanatismus angefeuert. Der jüdische Häuptling Kinana wurde auf die Folter gespannt, um verborgene Schätze zu verrathen, und als er stumm blieb, enthauptet. Mohammed selbst eignete sich nicht nur den fünften Theil der Beute an, sondern auch liegende Güter und mehrte die Zahl seiner Frauen mit zwei schönen jüdischen Gefangenen, Safia und Zeinab. Jene bekehrte sich zum Islam und wurde eine zärtliche Gattin des Propheten, der im Zelte das Brautlager mit ihr feierte, diese dagegen, deren nächste Verwandten im Kampfe den Tod gefunden, ersann eine finstere That der Rache. Sie setzte Mohammed eine vergiftete Speise vor. Zwar aß er (in Folge einer wunderbaren Warnung, wie die Legende meldet) nur wenig davon, doch genug, um seine Gesundheit für den Rest seines Lebens zu untergraben. Noch in seiner Todesstunde soll er gesagt haben, er fühle das Gift von Cheibar in seinen Adern.

Noch vor diesem Krieg hatte Mohammed mit einem ansehnlichen Gefolge eine Pilgerfahrt nach Mekka unternommen, um zu versuchen, ob er sich unter dem Schutze des heiligen Monats der Kaaba nähern könnte, von der richtigen Erkenntniß geleitet, daß es für die Verbreitung seiner Lehre von großer Wichtigkeit sein würde, wenn er sie an das alte Heiligthum seines Volkes knüpfen könnte. Zwar kam er diesmal nicht zum Ziele; die Thore von Mekka blieben den Mohammedanern verschlossen; doch erlangte er durch den „Frieden von Hudeibia" von den Kureischiten einen zehnjährigen Waffenstillstand und das Zugeständniß, daß er und seine Gläubigen alljährlich drei Tage hindurch ihre Gebete in der Kaaba verrichten dürften. Der heftige Omar zürnte über dieses Abkommen: „Bist du nicht der Gesandte des Herrn? Sind die Mekkaner nicht Ungläubige und wir Gläubige? Warum sollen wir unserm Glauben eine solche Schmach zufügen lassen?" Aber Mohammed zog den kleineren Vortheil einer ungewissen Entscheidung durch die Waffen vor, überzeugt, daß aus geringen Anfängen bald größere Erfolge hervorgehen würden. Er irrte sich nicht. Kurz nach dem Falle von Cheibar unternahm er in Folge dieses Vertrages mit einer Schaar seiner Getreuen die Pilgerfahrt nach Mekka, und wie groß war die Freude der Vertriebenen, als sie zum erstenmal wieder den heimathlichen Boden betraten! Mohammed machte auf seinem Kameele die herkömmlichen sieben

Mohammeds Pilgerfahrt nach Mekka. 629.

März 629.



Umgänge um die Kaaba und den Hin- und Herlauf zwischen den beiden Hügeln Assafa und Almarwa, und ihm folgten die Uebrigen. — Bei dieser Gelegenheit verband sich Mohammed mit Meimuna, einer Wittwe von 51 Jahren. Waren seine bisherigen Ehen seit dem Tode der Chadidja durch seine Wollust und Frauenliebe bestimmt worden und mitunter so anstößig gewesen, daß, wie bei Zeinab, der geschiedenen Frau seines Adoptivsohnes Zeid, der Unwille der Gläubigen über eine bis dahin unerhörte und unerlaubte Verbindung durch ein neues Verwandtschaftsgebot im Koran beschwichtigt werden mußte, so war dagegen diese letzte Ehe, wie seine erste, ein Werk der Klugheit, der Politik, der praktischen Ueberlegung. Durch diese Vermählung gewann er Meimuna's Verwandten Chalid und Amru, zwei ausgezeichnete Krieger, für die Sache des Islam, eine Errungenschaft von größerer Wichtigkeit als manche siegreiche Schlacht.

Gesandtschaften an auswärtige Fürsten. Die Neubekehrten erhielten bald Gelegenheit, den Kriegsruhm, den sie bisher als Stammführer in geringfügigen Fehden erworben, auf einem größern Kriegsschauplatze zu mehren. Mohammed hatte bereits seine Blicke über die Grenzen Arabiens hinaus gerichtet. Ermuthigt durch die wachsende Zahl und Begeisterung der Bekenner, glaubte er die Zeit nicht mehr ferne, wo der Islam die Herrschaft der Welt erringen werde. Die Juden hatten es schwer büßen müssen, daß sie ihn nicht als ihren Messias anerkennen wollten; aber da sie zerstreut und verachtet unter andern Völkern lebten, so konnte er ihrer Huldigung leicht entbehren, wenn es ihm gelang, die zwei mächtigsten Religionsgenossenschaften der Zeit, die Christen und die Feuerdiener Irans zur Anerkennung seiner prophetischen Sendung zu bringen. Zu dem Zwecke richtete er Schreiben an verschiedene Herrscher des Auslandes, sie auffordernd zur Verehrung des Einen und wahren Gottes, der sich durch Mohammed geoffenbaret. Bei den Christen mochte er besonders große Empfänglichkeit für seine Lehre erwarten, da er nicht nur Jesus als Propheten, sondern auch die Mutter desselben als unbefleckte Jungfrau anerkannte. In einem der schönsten Koransprüche wird erzählt, wie Maria, nachdem ihr der Engel Gottes verkündet, daß sie einen „reinen Sohn“ gebären würde, unter einem Palmbaume ein Kind zur Welt gebracht, das schon in der Wiege gesprochen und sich als „Knecht Gottes“ zu erkennen gegeben, bestimmt, alle Tugenden zu üben und den Menschen Frieden zu bringen. Nach den Angaben der Moslim hätten Mohammeds Glaubensboten bei den christlichen Fürsten gute Aufnahme gefunden. Der König von Abyssinien, der sich von jeher so gnädig gegen die Anhänger des neuen Propheten gezeigt, so wie der christliche Statthalter von Jemen sollen dem Islam beigetreten sein; der Präfect von Aegypten bat sich Bedenkzeit aus, schickte aber kostbare Geschenke, darunter zwei schöne koptische Sclavinnen für den weibersüchtigen Propheten; selbst der Kaiser Heraklius empfing zu Emesa einen der Abgesandten Mohammeds, welche die Fürsten und Völker der Erde

zum Bekenntniß des Islam einluden, huldvoll und freundlich. Chosroes II. dagegen, damals auf dem Höhepunkt seiner Macht, zerriß, wie oben (IV, 826) berichtet, das Schreiben ungelesen, und um dieselbe Zeit tödtete der Befehlshaber von Boßra einen arabischen Abgeordneten, der dem Islam neue Bekenner zu werben bemüht war. Ueber den ersteren schleuderte Mohammed eine unheilverkündende Prophezeihung, gegen den letzteren sandte er ein Heer unter seinem ehemaligen Sclaven Zeid, den er ob seiner Treue und Hingebung an Sohnes Statt angenommen. Bei Muta in Syrien begegneten die arabischen Schaaren unter der heiligen Fahne zum erstenmal den Waffen der römisch-griechischen Legionen. Zeid fiel als Krieger in den vordersten Reihen; an seiner Stelle ergriff der schöne und tapfere Djafar, Ali's Bruder, das Banner Mohammeds. Bald verlor er seine rechte Hand; da schwang er die Fahne mit der linken, und als auch diese vom Körper getrennt ward, hielt er das heilige Kriegszeichen mit den blutenden Armen, bis er den Todesstreich empfing. Nun nahm Abdallah Ibn Rawaha, der Dichter, die Standarte dem sterbenden Helden ab, den Streitern zurufend: „Vorwärts! entweder der Sieg oder das Paradies ist unser!“ und als auch er unter den feindlichen Lanzen niedersank, ergriff Chalid, der Neubekehrte von Mekka, die Fahne und führte die Schlacht zu Ende. Der Sieg war kein entschiedener; aber Chalid hatte so glänzende Proben von Tapferkeit abgelegt, daß er im nächtlichen Kriegsrath des Lagers zum Oberfeldherrn gewählt ward und fortan den ruhmvollen Beinamen „Schwert Gottes“ führte. Trauernd, wenn gleich mit Ruhm und Beute beladen, kehrte die Kriegsschaar mit den theuern Leichen nach Medina zurück. Mohammed pries das Loos der gefallenen Märtyrer; aber in der Stille beweinte er mit Zeids junger Tochter den theuern Todten. „Es sind die Thränen der Freundschaft über den Verlust des Freundes,“ sagte er entschuldigend, als ein Hinzutretender sein Erstaunen ausdrückte, daß er den beweine, der durch seinen Tod sicher das Paradies erworben hätte.

Zeids und Chalids Feldzug nach Syrien.

C. Mohammeds Rückkehr nach Mekka. Tod und Charakter.

Mohammed konnte nur dann hoffen, seiner Lehre allgemeine Anerkennung in ganz Arabien zu verschaffen, wenn er die heilige Stadt Mekka in seine Gewalt brachte. Als er zuerst sein bewaffnetes Pilgerheer in die Nähe geführt, hatte er die Begleiter mit der Versicherung ermuthigt, Gott habe ihm den Sieg verliehen. Statt dessen hatten sie nach Abschluß eines unehrenhaften Friedens wieder abziehen müssen, ohne die Kaaba umschritten zu haben. Der Unmuth der Gläubigen wurde dadurch nicht gehoben, daß sie im nächsten Jahre drei Tage lang wie Schutzflehende sich dem Heiligthume nähern durften; die Schmach konnte nur durch eine glänzende Siegesthat getilgt werden. Dem Wunsche Mohammeds kamen die Kureischiten selbst entgegen. Sie verletzten den Friedensver-

Mekka zur Unterwerfung gebracht. 630.

trag, indem sie sich an einem feindlichen Ueberfall gegen einen Stamm betheiligten, der mit Mohammed ein Schutzbündniß aufgerichtet hatte. Als sie nun hörten, daß man sich in Medina zu einem Rachezug rüste, erschraken sie und sandten Abu Sofian, das stolze Geschlechtshaupt, zu dem Propheten, um das Vorgefallene zu entschuldigen und die Verzeihung des Zürnenden zu erflehen. Aber Mohammed entließ den Bittenden ohne Antwort und betrieb die Kriegsrüstung heimlich mit großem Eifer. Plötzlich verriethen zehntausend Wachfeuer auf dem nahen Berge den bestürzten Mekkanern die Ankunft des übermächtigen Feindes. Abu Sofian eilte auf Kundschaft hinaus; er wurde von Abbas gefangen in das Lager geführt, wo ihn Mohammed gegen Omar's Zorn schützte, als er sich bereit erklärte, den Sohn Abdallahs als den Gesandten Gottes zu ehren und dem Islam beizutreten. Mit Bewunderung gewahrte er das mohammedanische Heer, die treffliche Zucht und Haltung, die Mannichfaltigkeit der Waffen und Fahnen, die in Eisen gehüllten „Hülfsgenossen“ und „Geflüchteten,“ die begeisterte Verehrung für den heiligen Führer. „Diesen kann Niemand widerstehen!“ sagte Sofian zu Mohammeds Oheim Abbas, der ihn durch die Reihen führte, „bei Gott, das Königthum deines Neffen ist groß geworden!“ und eilte zu seinem Volke, um es zur friedlichen Unterwerfung zu bewegen. Es gelang ihm. Die meisten schlossen sich, wie Mohammed geboten, in ihre Häuser ein, so daß das Heer der Moslim fast ohne Widerstand Besitz von der Stadt nehmen konnte. Nur Chalid mußte sich mit dem Schwerte durch eine Schaar Ungläubiger, die Abu Djahls Sohn, Akrama, unter seiner Fahne gesammelt, den Weg in die Unterstadt bahnen. Wie Mohammed die Häupter der Kureischiten im Staube zu seinen Füßen sah, war sein Stolz befriedigt und in seiner Brust regten sich die edlen Gefühle der Milde und Großmuth. Als das Volk sich bereit erklärte, seine alten Götter abzuschwören und Mohammed als Gesandten Allah's zu ehren und seinen Geboten zu gehorchen, verkündete der Sieger, der nun nach achtjähriger Verbannung als Fürst und Prophet in seiner Vaterstadt thronte, eine allgemeine Amnestie. Selbst von den elf Männern und sechs Frauen, welche Mohammed nach seinem Einzuge zum Tode bestimmt, weil sie durch Abfall, Verrath oder Spottlieder in früheren Jahren seinen Zorn erregt hatten, wurde die Mehrzahl begnadigt. Unter ihnen war Akrama, der Sohn Abu Djahls, der bei Ohod so tapfer gestritten und noch bei Chalids Einzug Widerstand geleistet hatte, sein Oheim, der Satirendichter Harith, Safwan, Sohn Ommejjas und Hind, die leidenschaftliche Frau Abu Sofians, der Dichter Kaab, Abdallah, Mohammeds Schreiber, der beschuldigt war, die Blätter des Koran entstellt zu haben und um der Strafe zu entgehen wieder als Abtrünniger nach Mekka entflohen war, u. a. m. Sie bekehrten sich zum Islam, und Akrama bewies bald im Kampfe für den neuen Glauben denselben Heldenmuth, den er früher gegen Mohammed an den Tag gelegt. Für Abdallah legte Othman, sein Verwandter, Fürbitte ein; Mohammed zauderte einige Zeit mit

Vergeltung und Gnade.

der Begnadigung in der Hoffnung, einer seiner Getreuen würde den Verräther erschlagen, und ließ ihn ungern ziehen. Als die Ordnung in der Stadt hergestellt war, begab sich Mohammed nach dem Tempel. Er umkreiste die Kaaba siebenmal auf seinem Kameele, berührte jedesmal den heiligen Stein mit einem Stabe, und zerbrach dann die Götzen, dreihundertsechzig an Zahl, die um das Heiligthum aufgestellt waren. Hierauf ließ er sich die Pforten des Tempels öffnen, reinigte das Haus des Herrn von allen Bildnissen und gebot Bilal von der Höhe herab zum Gebet zu rufen.

Seit dem Einzug des Propheten in Mekka war der Sieg des Islam in Arabien nur noch eine Frage der Zeit. Aber keine religiöse Ordnung wird vernichtet, ohne daß einige Anhänger mit ihrem Herzblute für dieselbe kämpfen. Auch die alten arabischen Götter hatten standhafte Verehrer, die für den Glauben ihrer Jugend den Märtyrertod nicht scheuten. Als Mohammeds Schaaren unter fanatischen Führern zu den umliegenden Stämmen drangen, die Götzenbilder umstürzten und die alten Heiligthümer zerstörten, da setzten sich die ergrimmten Heiden zur Wehr und manches Opfer blutete dem religiösen Wahn. Bei einem solchen Streifzuge nach der Landschaft Tehama verfuhr der heftige Chalid mit solcher Härte und Grausamkeit, daß Mohammed sich darob entsetzte und die Hände gen Himmel emporstreckend ausrief: „ich habe keinen Antheil an diesen Thaten." Er suchte darauf durch Ali's Milde und Großmuth die Mißhandelten zu besänftigen, bot Sühne für die Erschlagenen und verkündete, daß Mekka und das ganze heilige Gebiet in Zukunft eben so unverletzlich sein sollten wie bisher. Vernichtung der Götzen.

Die Religionswuth der Moslim führte die heidnischen Stämme der Gebirgslandschaften südostwärts von Mekka unter die Waffen, um ihren Glauben, ihr Leben und ihre Güter gegen die neue Religionsgenossenschaft zu vertheidigen. Die Takifiten, die einst den Gesandten des Herrn mit Steinen vertrieben, und die Hawazinstämme standen an der Spitze des heidnischen Glaubensbundes. Zur Anfeuerung des Muthes führten sie Weiber, Kinder und alle Habe mit sich ins Feld. Auf diese Nachricht brach Mohammed mit seinen Schaaren auf, um seinen letzten hartnäckigen Feind niederzuwerfen. Aber als sie ohne die nöthige Vorsicht das Thal Honein durchzogen, sahen sie plötzlich die Höhen mit Bogenschützen besetzt. In Kurzem lösten sich die Reihen der Moslim; Flucht und Unordnung riß ein; der Ruf des Propheten: „Ich bin Mohammed, der Gesandte Gottes, der Verkündiger der Wahrheit, stehet fest ihr Gläubigen!" wurde nicht vernommen; die Kureischiten, die dem Heere gefolgt waren, ließen schon in höhnenden Reden ihre Schadenfreude laut werden. Da brachte Mohammeds Oheim Abbas mit seiner lauten Stimme die Fliehenden und Wankenden zur Besinnung. Auf den Nothruf sammelten sich die Tapfersten und Muthigsten wieder um den heiligen Fürsten und erstritten einen vollständigen Sieg. In den Thälern Honein und Autas wurde die Macht der Der Sieg in den Thälern Honein und Autas.

Ungläubigen auf immer gebrochen. Siebenzig wurden erschlagen, darunter der greise Held Dureid, die übrigen ergriffen die Flucht, Weiber, Kinder und Habe fielen in die Hände der Sieger.*) Aber der Versuch Mohammeds, die feste Stadt Taif zu erobern, scheiterte an der Tapferkeit der Bewohner und an der Stärke der Mauern; umsonst ließ er, gegen sein eigenes Gebot, die Fruchtbäume fällen und die Weinberge ausrotten; umsonst die Krieger unter Schutzdächern zum Sturme anrücken; er mußte nach zwanzigtägiger Belagerung unverrichteter Dinge abziehen. Eine unermeßliche Kriegsbeute lohnte und tröstete die Moslim; die Gefangenen aber wurden auf Mohammeds Fürsprache den neubekehrten Stämmen zurückgegeben. Von seinem eigenen Fünftel verschenkte er das Meiste an diejenigen unter den Kureischiten, welche sich treu und standhaft erwiesen und gewann dadurch viele einflußreiche Männer für seine Sache. Abu Sofian und seine beiden Söhne erhielten jeder 100 Kameele und 40 Unzen Silbers. Die Hülfsgenossen, die über diese Auszeichnung der Gegner murrten, versöhnte er mit einer herzlichen Ansprache: „Aergert euch nicht, wenn ich das Herz einiger Zweifelhaften mit vergänglichen Gütern zu gewinnen suche. Euere Treue und Hingebung erhält andern Lohn. Euch vertraut der Gesandte Gottes sein Leben und Glück an: in eurer Mitte kehrt er nach Medina zurück; und wie ihr die Gefährten meiner Verbannung waret und in meiner Erniedrigung an mich geglaubt habt, so sollt ihr auch die Gefährten meines Königthumes sein und das Paradies mit mir theilen.“ Weinend riefen sie aus: „Wir sind zufrieden mit unserem Loos!“ Nun widerstanden die übrigen götzendienerischen Stämme nicht länger einer Religion, welche die Abgesandten Mohammeds, in der einen Hand den Koran, in der andern das Schwert, ihnen anboten. Auch die Takifiten erkauften sich bald darauf Frieden und Sicherheit durch die Aufopferung ihrer alten Götter und öffneten freiwillig die Thore ihrer Stadt.

Mohammeds Haltung und Sieg.

Mohammed und die Takifiten.

Die Takifiten ließen dem Propheten durch Abgesandte melden, daß sie bereit wären, dem Islam beizutreten, wenn er sie vom Gebet befreien und ihnen noch drei Jahre ihren Götzen Lat lassen würde. „Eine dreijährige Abgötterei ist zu lang; und was ist ein Gottesdienst ohne Gebete?“ sprach Mohammed. Die Abgeordneten setzten nun ihre Forderung herab und man kam endlich darin überein, daß die Takifiten keine Steuern entrichten und den Lat noch ein Jahr behalten sollten. Hierauf begann er die Urkunde zu dictiren mit den Worten: „Im Namen Gottes des Barmherzigen und Langmüthigen! Kraft dieser Urkunde ist zwischen Mohammed, dem Gesandten Gottes, und den Takifiten die Uebereinkunft getroffen, daß diese weder Abgaben bezahlen noch Theil nehmen sollen an dem heiligen Kriege....“ Aber Scham und

*) Bei Gelegenheit dieses Krieges melden die mohammedanischen Geschichtschreiber ein Wiedersehen des Propheten mit Halima, der Pflegerin seiner Kindheit und einen Besuch an dem Grabe seiner Mutter. Er netzte die Stätte mit heißen Thränen, durfte aber für die im Heidenthum Verstorbene nicht beten.

Vorwürfe des Gewissens hemmten ihm die Zunge. „Noch sich bei dem Gebete auf das Angesicht zu werfen," fügte einer der Abgeordneten hinzu. Und da Mohammed bei seinem Schweigen verharrte, wiederholte der Takifite, indem er sich an den Schreiber wendete: „Schreibe dies, es ist verabredet." Dieser blickte den Propheten, dessen Befehle er erwartete, an. In diesem Augenblicke erhob sich der feurige Omar, der bis dahin ein stummer Zeuge dieses Schauspiels gewesen war, und rief, indem er sein Schwert zog: „Du hast das Herz des Propheten besudelt, auf daß Gott die Eurigen mit Feuer erfülle!" — „Nicht zu Dir," erwiderte der Abgeordnete mit Gelassenheit, „sondern zu Mohammed reden wir." — „Nun gut!" sprach hierauf der Prophet, „ich will von solch einem Vertrage nichts wissen. Ihr habt zwischen der unbedingten Annahme des Islam und dem Kriege die Wahl." „So vergönne uns," sagten die Takifiten betroffen, „die Verehrung des Lat denn wenigstens noch sechs Monate." — „Nein!" — „Dann nur noch einen Monat!" — „Auch nicht eine Stunde." Darauf kehrten die Abgeordneten in ihre Stadt zurück in Begleitung mohammedanischer Kriegsleute, die den Lat unter dem Wehklagen der Weiber zerschlugen.

Letzte Lebenszeit des Propheten. 630—632.

Wie ein siegreicher König kehrte Mohammed nach Medina zurück; von allen Seiten kamen Gesandte und gläubige Anhänger, um ihre Huldigung und Verehrung darzubringen, während seine Abgesandten weit im Süden, an den Küsten des Meeres, dem Islam neue Bekenner gewannen. „Wir sind die Hülfsgenossen Gottes und die Streiter seines Gesandten," sprach Thabit der Dichter in einem rhetorischen Wettstreit; „wir bekriegen alle Menschen, bis sie glauben; nur wer an Gott und seinen Gesandten glaubt, rettet sein Gut und sein Blut, alle Ungläubigen befehden wir, und der Sieg wird uns immer leicht." Die arabischen Schriftsteller verweilen mit Liebe bei den einzelnen Scenen der Huldigung, welche die Stammhäupter der Wüste wie der Städtebewohner dem Propheten, dem Fürsten der Gläubigen, in diesen ersten Jahren jugendlicher Begeisterung darbrachten. Aber auch Widerwärtigkeiten und Unfälle trübten die letzte Lebenszeit. In Medina bestand immer noch eine feindliche Partei unter Abdallah's Leitung. Sie trat besonders hervor, als der Prophet einen neuen Feldzug gegen die Griechen in Syrien anordnete bei drückender Hitze, als gerade die Araber mit der Dattelernte beschäftigt waren. Manche entzogen sich daher dem Aufgebote und Abdallah kehrte mit den Seinen bald nach dem Aufbruch wieder um. Ein strenger Koranspruch rügte die Säumigen. „Ihr sagt, ziehet nicht aus während der Hitze, aber Gott spricht durch Mohammed: das Feuer der Hölle ist brennender. Euer Lachen ist nur von kurzer Dauer und ihr werdet einst lange weinen für eure Handlungsweise. Ihr sollt nie mehr mit mir ausziehen, und nie mehr an meiner Seite kämpfen!" Bei Tabuk zwischen Medina und Damaskus machte das Heer Halt, um sich in der fruchtbaren Gegend von dem anstrengenden, leidensvollen Marsch zu erholen. Hier empfing Mohammed die Unterwerfung der Häupter einiger syrischen Grenzstädte und die Huldigung eines christlichen Fürsten. Sie erkauften den Frieden gegen einen jährlichen Tribut. Mohammed hielt es jedoch nicht für rathsam, mit der kleinen Mannschaft weiter in Feindesland vorzu-

dringen; er trat den Rückzug an und gelangte unter manchen Beschwerden und Gefahren nach einer Abwesenheit von 20 Tagen wieder in Medina an. Die Ungehorsamen wurden einige Zeit aus dem Kreise der Gläubigen ausgeschlossen; als sie aber reumüthig und bußfertig um Verzeihung flehten, wurden sie wieder zu Gnaden angenommen. Bald darauf befreite den Propheten der Tod von seinem gefährlichsten Gegner Abdallah Ibn Ubejj. Dieses Ereigniß, so wie die sich mehrenden Huldigungen vieler arabischen Stämme, richteten seinen durch den Tod seiner beiden Töchter Zeinab und Umm Kolthum tief gebeugten Geist wieder auf. Als Erguß dieser gehobenen Stimmung ist die neunte Sura des Koran zu fassen, die er einer Pilgerschaar zum Vorlesen an der heil. Tempelstätte in Mekka mittheilte, das Symbol der Religion des Schwertes. In dieser kündigte er allen Ungläubigen, Heiden, Juden und Christen, den Frieden auf, verbot ihnen, jemals den Fuß in das Heiligthum zu setzen, und erklärte den Krieg wider sie zu allen Zeiten für eine heilige Pflicht. Auch wiederholte er darin die Drohungen und Flüche gegen die Heuchler und Säumigen, die da zauderten in den heil. Krieg zu ziehen. Die Verlesung dieses Ausspruchs durch Ali vor allem Volke hatte den gewünschten Erfolg. Die Gesandten, die im Namen der Fürsten und Stämme den Beitritt zum Islam erklärten, waren so zahlreich, „als die Datteln, die zur Zeit der Reife vom Palmbaum fallen." Von der Grenze Syriens bis zum Südende der Halbinsel und bis zu dem Randgebirge am indischen Ocean und am persischen Meerbusen beeilten sich die Stämme aller Zungen und Religionen im Glauben an den „Einen Gott, der keine Genossen hat" die Schlüssel des Paradieses zu finden. Als Mohammed im zehnten Jahre der Hidjrah mit seinen neun Frauen seine letzte Wallfahrt nach Mekka antrat, die für alle Zukunft den Moslim als Muster und Vorbild dienen sollte, begleiteten ihn 40,000, ja nach andern Angaben sogar 114,000 Gläubige.

Pilgerfahrt, Krankheit und Tod. 632.

Auf dieser Pilgerfahrt kam bereits der leidende Zustand des Propheten klar zu Tage. Unter großer Anstrengung umkreiste er siebenmal die Kaaba, wobei er betete: „O Herr! laß es uns in diesem und in jenem Leben wohl ergehen und bewahre uns vor der Pein der Hölle!" Die unnatürlichen Aufregungen und Paroxismen seiner Seele, die großen körperlichen Anstrengungen, das schleichende Gift von Cheibar und zuletzt noch der Kummer über den frühen Hingang seines jungen Sohnes Ibrahim, den ihm im vorhergehenden Jahr zu seiner unendlichen Freude die ägyptische Sclavin Maria geboren, auf den er alle seine Hoffnungen gesetzt hatte, untergruben seine Gesundheit und beschleunigten sein Ende. In den Klagen, in die er bei dem Anblick der jugendlichen Leiche ausbrach, gab sich schon eine Ahnung seines eigenen bevorstehenden Todes kund: „Ich bin betrübt über dein Scheiden," sprach er, „mein Auge weint und mein Herz ist traurig, doch will ich keine Klagen ausstoßen, welche den Herrn erzürnen; wäre ich nicht überzeugt, daß ich dir nachfolge, so würde

mein Kummer unendlich sein, aber wir sind Gottes und kehren einst zu ihm zurück."

Drei Monate nach seiner Rückkehr wurde Mohammed im Hause seiner Gattin Aïscha von einer Krankheit befallen, die acht bis vierzehn Tage dauerte. Oft raubte ihm ein heftiges Fieber das Bewußtsein, oft aber hatte er wieder lichte Stunden, die er im Gespräch mit Aïscha, mit Fatima, seiner geliebtesten Tochter, der einzigen von seinen Kindern, die den Vater überlebte, und mit den ihn besuchenden Freunden und Verwandten verbrachte. Auch ging er, obwohl bereits schwer krank, noch in die nahe Moschee und sprach Worte der Ermahnung und des Abschieds zu dem versammelten Volke. Bei zunehmender Schwäche ließ er die Gebete durch Abu Bekr sprechen, war aber immer noch anwesend. Am letzten Tage war sein Aussehen besser, so daß alle, außer Aïscha, ihn verließen. Aber bald kehrte die Krankheit mit erneuter Heftigkeit zurück. Ehe er sein Bewußtsein verlor, schenkte er seinen Sclaven die Freiheit, ließ die sechs bis sieben Dinare, die er im Hause hatte, den Armen vertheilen, und betete dann: „Gott stehe mir bei im Todeskampfe!" Aïscha hatte zu ihrem Vater und den übrigen Angehörigen geschickt, aber ehe sie ankamen, verschied er in den Armen seiner geliebtesten Gattin. Seine letzten Worte waren: „Zu dem höchsten Gefährten im Paradies!" Er starb im elften Jahre der Hidjrah, im drei und sechzigsten seines Lebens, „der Prophet, Poet, Priester und König 7. Juni 632.
Arabiens." Bei der Nachricht von seinem Heimgange erhob sich großes Wehgeschrei in Aïscha's Wohnung und vor dem Hause tobte das Volk in wilder Aufregung, die noch gemehrt wurde durch Omar's Versicherungen, daß der Gesandte Gottes nicht gestorben sei, sondern in Kurzem zu seinem Volke zurückkehren werde. Endlich gelang es den verständigen Worten Abu Bekr's, die Menge zu beruhigen: „O ihr Leute!" sprach er, „wer von euch Mohammed diente, der wisse, daß Mohammed todt ist; wer aber seinem Gotte diente, der fahre in seinem Dienste fort, denn Mohammeds Gott lebt noch und stirbt nie!" Darauf las er ihnen den Koranvers: „Mohammed ist nur ein Gesandter, manche Gesandten sind schon vor ihm verschieden, wollt ihr, wenn er eines natürlichen Todes gestorben oder erschlagen worden ist, euch auf euren Fersen umkehren? Wer dies thut (seinem Glauben abtrünnig wird), der kann Gott keinen Schaden zufügen, aber die Dankbaren werden belohnt!" Nun ging die Verzweiflung in stille Trauer über, Omar selbst war so ergriffen, daß er zu Boden fiel und erkannte, daß Mohammed wirklich gestorben.

Drei Tage nachher wurde der Prophet an der Stelle, wo er verschieden, in die Erde gesenkt. Sein Grab in Medina wurde später durch Erweiterung der an das Haus grenzenden Moschee in den Umkreis des Heiligthums gezogen und ist bis zur Stunde, gleich der Kaaba von Mekka, ein vielbesuchter Wallfahrtsort frommer Moslemin geblieben. Usama, der jugendliche Sohn des bei Muta gefallenen Zeid, war gerade auf einem neuen Kriegszuge gegen

Syrien, als er den Tod des Propheten vernahm. Da führte er seine Kriegsleute schnell nach Medina zurück und pflanzte trauervoll sein Banner vor dem Hause auf.

Mohammeds Charakter u. Prophetenthum.

Es ist eine schwierige Aufgabe, hinter der Wolke von Weihrauch, womit religiöse Verehrung, hinter den Dünsten der Schmähung, womit fanatischer Haß das Bild Mohammeds umhüllt, die wahre Menschengestalt zu erkennen und in seinen Reden und Handlungen den Glauben eines Schwärmers und Verzückten von den berechneten Eingebungen der Leidenschaft, der Politik oder des Betrugs zu scheiden. Ueberschaut man unbefangen die Erfolge seines mehr als zwanzigjährigen Prophetenlebens, so wird man ihm den Charakter eines außerordentlichen Mannes nicht versagen können. Daß er den großen Gedanken erfaßte, sein Volk aus den Banden eines unwürdigen Götzendienstes zu erlösen, daß er diesem Gedanken unter Verfolgung und Gefahren, unter Hohn und Spott unwandelbar treu blieb; daß er, wie sehr auch in einzelnen Satzungen seine Lehre sich den Umständen und Zeitverhältnissen, ja sogar seinen eigenen Begierden und Wünschen anbequemte, in den Grundanschauungen nie von der hohen Idee eines reinen Monotheismus abwich, muß als Beweis gelten, daß er die feste Ueberzeugung seines prophetischen Wirkens in sich trug. Diese Ueberzeugung mochte das Ergebniß einer in religiöses Nachsinnen versenkten Seele sein; die glühenden Bilder des Verstandes oder der Phantasie mochten sich dem Gefühle als himmlische Eingebungen aufdrängen, die Anstrengung des Denkens sich in Verzückungen und Gesichte auflösen und die innere Stimme, der unsichtbare Mahner, mit der Gestalt eines Engels Gottes bekleidet werden; eine nervöse Erregbarkeit, geschärft durch das geistige Ringen einer nach höherer Erleuchtung lechzenden Seele, mochte seiner Einbildungskraft Sinnestäuschungen vorgaukeln; eine krampfhafte Körperanlage, durch äußere Aufregungen zu Ohnmachten, zu fieberhaften Zuckungen, zu kataleptischen Anfällen sich steigernd, mochte diesen Erscheinungen bei ihm selbst und bei Andern höhere Wahrscheinlichkeit und Glaubwürdigkeit verleihen; immerhin muß es eine bedeutsame, imposante Persönlichkeit gewesen sein, die so Ungewöhnliches zu Stande brachte, die das hohe Werk einer religiösen Verjüngung des Volkes trotz aller äußern Hindernisse, mit geistigen und physischen Kräften und Mitteln siegreich durchführte, die vom Stande eines armen Hirten und Kaufmanns sich auf die höchste Stufe irdischer Größe und Herrlichkeit emporschwang, mit keinen andern Künsten als dem in ihm wohnenden und in Andern erweckten Glauben an seine göttliche Sendung und mit dem zum Gelingen jedes großen Unternehmens nothwendigen Vortheil, daß die Zeit reif war zu einer religiösen Reform. Wir haben früher gesehen, daß dem arabischen Religionswesen ein monotheistisches Grundelement inwohnte, daß aber die Auswüchse des Götzendienstes und des Fetischismus dasselbe überwuchert hatten, daß in Allah die Idee eines höchsten

Gottes gegeben war, daß aber dieses Gebilde verdeckt und verdunkelt wurde durch das wirre Dickicht niedriger Götterwesen. Die gereinigteren Religionsbegriffe der Christen und Juden hatten den Denkenden und Aufgeklärten im Volke schon lange die Augen geöffnet über die Versunkenheit des eigenen Nationalglaubens mit unwürdigen Göttergestalten, leerem Formelwesen und niedrigem Opferdienst. Die über die Oasen der Wüste weit verbreitete Sekte der Hanife, die ihre Religionslehre auf Offenbarungen zurückführte, welche Jehova dem Stammvater Abraham mitgetheilt haben sollte, hatte den Dienst der Idole längst abgeworfen. Dichter, wie Ommaya Ibn Abyl Kalt von Taïf, Gelehrte, wie Waraka, Othman Ibn al Howayrith, Obayd Ibn Gahsch u. a. hatten es lange verschmäht, „um einen Stein herumzugehen, der nicht hört und nicht sieht, nicht schadet und nicht nützt.“ Diese und ähnliche Versuche, aus den Abwegen des Irrthums zu geläuterteren Religionsbegriffen emporzusteigen, geben Zeugniß, daß die Zeit für neue Offenbarungen empfänglich war. Mit mehreren dieser Männer stand Mohammed in näherer Beziehung; was sie erforscht und erstrebt haben, hat er zum Ziel geführt. Indem er die Gottesgestalt reinigte von den Hecken und Dornen, die ihren Anblick hinderten und sie vor Aller Augen hoch emporrichtete, gelang es ihm, seinem Volke eine Religion zu geben, „mit der es leiden und siegen konnte.“

Wenn das Bedürfniß der Zeit, wenn die Vorzüge des Islam vor den Irrthümern des Heidenthums, wenn das Gefühl von der Nothwendigkeit einer religiösen Reform die Aufgeklärten und Einsichtsvollen allmählich unter Mohammeds Fahne führte, so war es der feste Glaube an die in seiner Brust wohnende Gottesidee und die standhafte Ueberzeugung von seiner apostolischen Mission, so waren es die Eigenschaften und Tugenden seines Charakters und Lebens, die ihm das Vertrauen und die Liebe des Volks erwarben und den zur Begründung und Verbreitung einer Weltreligion nothwendigen Enthusiasmus erweckten. Mag auch während seines Aufenthaltes in Medina in einzelnen Fällen an die Stelle unmittelbarer Begeisterung eine künstliche und absichtliche Prophetie und eine bewußte Casuistik getreten sein, mögen auch die persönlichen Ansichten, Wünsche und Begierden mitunter als göttliche Gebote und höhere Eingebungen hingestellt worden sein, mag er auch die feine Grenzlinie zwischen Schwärmer und Betrüger nicht immer eingehalten haben; das Volk und seine Anhänger fuhren fort an ihn zu glauben. Selbst daß in jener Periode Zorn und Rachsucht zuweilen die angeborne Milde verdunkelten und ihn zur Grausamkeit gegen Juden und Ungläubige verleiteten, wurde ihm bei einem Naturvolke, dem Haß und Rachgier tief eingeprägt waren, bei dem die Vernichtung des Feindes als eine in der Landessitte wurzelnde Pflicht galt, nicht so gar hoch angerechnet. Die zahlreichen Nachrichten über die Person des Propheten, die Züge aus seinem Privatleben, wobei die arabischen Schriftsteller so gerne verweilen, geben, wenn man ausscheidet, was Tradition und

Sage im Laufe der Zeit hinzugefügt haben, ein menschliches Bildniß, das die Verehrung eines einfachen Volkes ohne Schriftgelehrsamkeit und Philosophie wohl erklären kann. Mohammed vereinigte Ernst und Würde in Gang und Haltung mit einem heitern, einnehmenden Wesen und mit äußerer Wohlgestalt. Er war mildthätig und leutselig, von einfacher Lebensweise und ein Muster häuslicher und geselliger Tugend, nur der Frauenliebe allzu sehr ergeben. Hütten aus Lehm und Palmzweigen, deren Dächer man mit den Händen erreichen konnte, dienten ihm und seinen Frauen zu Wohnungen, Datteln, Brod, Milch, selten Fleisch, bildeten ihre Nahrung; sein Hausgeräthe war von der höchsten Einfachheit. Die Vortheile einer hohen Geburt wurden jedoch nicht verdunkelt durch sein ärmliches Leben und seine Anspruchslosigkeit, und seine Aufrichtigkeit und volksthümliche Natur versöhnten die Menge mit seinen Schwächen und mit den gelegentlichen Ausbrüchen der Leidenschaft. Er selbst hat es verschmäht, durch Zeichen und Wunder „das Verdienst des Glaubens zu schmälern und die Schuld des Unglaubens zu mehren;“ er hatte im Koran ausdrücklich erklärt, „daß er nicht als Wunderthäter, sondern nur als Prediger vom Himmel gesandt sei;“ dennoch ist seine Gabe Wunder zu wirken von seinen Verehrern in zahllosen Beispielen durch Tradition und Legenden den nachgebornen Geschlechtern überliefert worden. Selbst die Kraft den Mond zu spalten und eine wirkliche Reise in den Himmel zu machen wurde ihm beigelegt. Zu diesen Wundersagen trug das überraschende Waffenglück der Moslemin in den ersten Jahren nach Mohammeds Tode wesentlich bei. Man war mehr geneigt, dasselbe einer göttlichen Einwirkung als den menschlichen Kräften zuzuschreiben. So wurde der arabische Religionsstifter von einer siegestrunkenen Menge mehr und mehr „dem Boden der Geschichte entrissen und in das luftige Gebiet der Legende versetzt.“ Die ersten kriegerischen Chalifen begünstigten diese Verherrlichung des Propheten, von der sie nur Vortheile ernten konnten. Denn je höher Mohammed in den Augen des Volkes stieg, je tiefer der Glaube an ihn und den Koran wurzelte, um so bereitwilliger wurden die Araber, für ihn und seinen Glauben in den Tod zu gehen, „dem ja doch Niemand entrinnen kann, und der die Märtyrer nur zu einem schöneren Leben führt.“ Sie wußten wohl, daß es nur einer von solchem Glauben beseelten Schaar gelingen würde, die Feuertempel der Perser, wie die Kirchen der Griechen umzustürzen.

Mohammeds Aeußeres.

Ergänzungen. „Mohammed war von mittlerer Statur,“ sagt Weil nach arabischen Quellen, „er hatte einen großen Kopf, einen starken Bart, ein rundes Gesicht mit röthlichen Wangen. Seine Stirne war hoch, sein Mund weit gespalten, seine Nase lang, mit einer kleinen Erhöhung in der Mitte. Er hatte große, schwarze Augen. Eine Ader zog sich von der Stirne über seine Augenbraunen herab, die anschwoll, so oft er in Zorn gerieth. Seine Zähne waren blendend weiß und standen ein wenig auseinander. Auf seiner unteren Lippe hatte er ein kleines Maal. Seine Haare hingen über seine Schultern herab und behielten ihre dunkle Farbe bis zu seinem Tode; doch färbte er sie zuweilen braun, feuchtete sie sehr häufig mit

wohlriechendem Oele an, und nur bei seiner letzten Pilgerfahrt ließ er sie ganz abscheeren; seinen Schnurrbart stutzte er aber jeden Freitag vor dem Gebete, eben so die Haare unter dem Arme und die Nägel an den Fingern. Das schönste an ihm war sein Hals, der sich wie eine Silberstange über seiner breiten Brust erhob. Zwischen seinen Schultern hatte er ein Maal, über dessen Aussehen die Berichte von einander abweichen, und das von den Muselmännern als das „Siegel des Prophetenthums" angesehen wird. Ein Arzt sollte es ihm einst vertreiben, aber er sagte: „Derjenige, der mich so geschaffen, soll mich auch heilen." Seine Hände und Füße waren sehr groß, doch hatte er einen so leichten Gang, daß sein Fuß keine Spuren im Sande zurückließ. Dabei bewegte er sich heftig mit dem ganzen Körper, „als ob er von einem Berge herabstiege." Mohammed sprach nicht sehr viel, doch erlaubte er sich zuweilen einen kleinen, unschuldigen Scherz. Gegen seine Gefährten benahm er sich stets mit vielem Anstand, und gegen seine Bedienung voller Schonung und Nachsicht. Einer seiner Diener, welcher achtzehn Jahre bei ihm war, erzählt, er sei nie von ihm gezankt und eben so oft von ihm bedient worden, als er ihn bedient hatte. Was er selbst verrichten konnte, ließ er selten von andern thun; so sah man ihn oft seine Lebensmittel vom Markte heimtragen und sie selbst zubereiten, seine Sandalen reinigen, seine Kleider ausbessern, sein Zimmer fegen und seine Ziege melken. Auch band er auf der Reise selbst sein Reitthier an, und duldete nicht, daß es einer seiner Reisegefährten that, und aß stets aus einer Schüssel mit seinem Diener. Sein Tisch war sehr einfach, er begnügte sich immer mit einer einzigen Speise, sehr häufig sogar mit trockenem Brod, mit Melonen oder Datteln. Ein baumwollenes Hemd, ein Unterkleid von arabischer Leinwand, und ein gelb gefärbtes Oberkleid, das er jedoch nur an Feiertagen anzog, bildeten seine einfache Kleidung. Auf dem Haupte trug er gewöhnlich nur eine wollene Mütze, die er zuweilen mit einem weißen oder schwarzen Tuche umwand. An Beinkleider gewöhnte er sich erst in seinen spätern Jahren. Auf seinen Kriegszügen trug er gewöhnlich ein doppeltes Panzerhemd und einen Helm mit Visir, welches sein ganzes Gesicht bedeckte, und nur seine Augen offen ließ. Er schlief gewöhnlich auf Strohdecken, über die ein Tuch ausgebreitet war, und hatte ein ledernes, mit Palmenfasern gefülltes Kissen. Er sah häufig in den Spiegel, wenn er sich ankleidete, und zuweilen, in Ermangelung desselben, spiegelte er sich im Wasser, und sagte: „Gott sieht es nicht gerne, wenn die Menschen sich in Unordnung vor ihren Brüdern zeigen." Auf seinen Reisen führte er gewöhnlich ein Spiegelchen, einen Kamm, eine Scheere, wohlriechendes Oel und Augenschminke mit sich. *Seine Lebensweise und Sitten.*

Ueber Alles wird Mohammeds Wohlthätigkeit und Freigebigkeit gepriesen. Er verschenkte häufig, was er besaß und behielt für sich kaum so viel übrig, als zu einer einzigen Mahlzeit nothwendig war. Er nahm sich stets der Armen und Wittwen, der Sclaven und Sclavinnen an, besuchte jeden Kranken, wenn er am entferntesten Ende Medina's wohnte, und folgte jedem Leichenzuge. Er war sehr zugänglich, schenkte Jedermann ein aufmerksames Ohr, und unterbrach Niemanden in seiner Rede; auch reichte er Jedermann die Hand und zog sie nie zuerst zurück, und grüßte seine Bekannten immer zuerst, wenn er ihnen auf der Straße begegnete, oder wenn sie ihn besuchten." *Wohlthätigkeit u. Freigebigkeit.*

D. Der Islam.

Der Koran. Die Quelle des Islam ist der Koran, die Sammlung der Offenbarungen, die nach der Angabe Mohammeds von Gott selbst ausgingen und, durch den Engel Gabriel dem Propheten mitgetheilt, von diesem zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Veranlassungen im Zustande der Begeisterung und Verzückung dem gläubigen Volke kund gethan wurden. Bei Lebzeiten Mohammeds theils mündlich fortgepflanzt, theils auf Palmblättern, Häuten

und Steinen niedergeschrieben und verbreitet, wurden die einzelnen Abschnitte (Suren) zwei Jahre nach seinem Tod auf Veranstalten Abu Bekr's durch Zeid Ibn Thabit, des Propheten Schreiber, gesammelt und geordnet. Einige Zeit nachher, als sich bald verschiedene Lesarten einschlichen, ließ Othman neue übereinstimmende Abschriften von den ältesten Urkunden anfertigen und die übrigen verbrennen. Diese „heilige Schrift" der Araber, dichterische Ergüsse „in phantastischer Fülle volksthümlicher Poesie" und in wohlklingender reiner Sprache, in „göttlicher Prosa," umfaßt neben der Glaubens- und Sittenlehre auch Vorschriften über Gottesdienst, über Ceremonien und Gebete, über Opfer und Wallfahrten und über bürgerliche Rechtsgrundsätze, es ist mithin das Religions- und Gesetzbuch der Mohammedaner. Die dichterische Sprache bezauberte den Araber. „Die Visionen und Sentenzen, von denen das heilige Buch voll ist, reizten seinen Hang zum Beschaulichen und seine Vorliebe für Denksprüche." Da die einzelnen Suren und Verse zu verschiedenen Zeiten und bei verschiedenen Stimmungen und Veranlassungen entstanden sind, so erklärt sich auch die große Verschiedenheit in Sprache und Darstellung. Während die ältesten Stücke oft an den Ausbrüchen einer wilden ungezügelten Phantasie leiden, also daß die Mekkaner spotten konnten über den „Dichter, Wahrsager und Besessenen," gibt sich in den späteren ein ruhigeres Gleichmaß, eine geordnetere Einbildungskraft kund und in der letzten, worin die Geschichten und Legenden der älteren Propheten, meistens nach jüdischen und christlichen Ueberlieferungen, einen großen Raum einnehmen, ist die Abnahme der poetischen Kräfte sichtbar, sinkt der prophetische Dichter nicht selten zur gereimten Prosa herab. Am schwungreichsten sind die Schilderungen von der Größe und Allmacht Gottes und die phantasiereichen, hie und da von orientalischen Ueberschwenglichkeiten überladenen Beschreibungen des jüngsten Gerichtes sammt Paradies und Hölle.

Nirgends ist die menschliche Rede gewaltiger und erschütternder gebraucht worden als in der Sure „von der dunkelnden Nacht und von dem funkelnden Tage," „von der klopfenden Stunde" oder endlich „von dem Beben der Erde, wo die Erde beginnt Geschichten zu erzählen von den Dingen, die ihr Gott offenbart, wo schaarenweise die Menschen herbeiströmen, um ihre Werke anzuschauen: und wer ein Gran Gutes gethan, schaut es dann! und wer ein Gran Böses gethan, schaut es dann!"

„Den Götzendienern Mekka's gegenüber," bemerkt Weil, „wird Mohammed von dem einzigen, allmächtigen und allgerechten Allah so lebendig ergriffen, daß nicht nur seine Gedanken ernst und erhaben, sondern auch seine Sprache frisch und blühend und sein Ausdruck edel und kraftvoll wird. Gottes Schöpferkraft erschließt seinem poetischen Geiste alle Wunder der Natur. Die Erde mit Allem, was sie hervorbringt, der Himmel mit seinen leuchtenden Körpern, die unendliche See mit ihren Schiffen werden als Werke des einzigen Gottes geschildert. Auf diesem Gebiete kann er häufig einem Jesaias würdig zur Seite gestellt werden, denn hier war er von dem, was er vortrug, nicht nur überzeugt,

sondern wirklich begeistert." Bei der Schilderung des Zustandes im Jenseits „überflügelt seine Einbildungskraft noch alles, was er von talmudischen Sagen gehört und er gefällt sich eben so gut in der Beschreibung der tausendfachen Qualen, welche den Sünder treffen, als in der Schilderung der Genüsse und Freuden, welche dem Gläubigen zu Theil werden. Minder groß und erhaben bewegt er sich aber auf diesem Gebiete, weil er sich zu sehr ins Einzelne verliert und seinen Pinsel zu tief in sinnliche Farben taucht."

„Gott spaltet den Samen und die Kerne, bringt Leben aus dem Tode und Tod aus dem Leben hervor; das ist (der wahre) Gott, wie könnt ihr so blödsinnig sein? Er läßt die Morgenröthe hervorbrechen, setzt die Nacht zur Ruhe ein, Sonne und Mond zur Zeitrechnung. Das sind Bestimmungen des Erhabenen, Allweisen. Die Sterne hat er geschaffen als Leitung in der Finsterniß für das trockene Land und das Meer. Solche klare Zeichen haben wir für Verständige gegeben. Er ist es, der Wasser vom Himmel herabsendet, durch das allerlei Pflanzen hervorsprossen, alles Grüne, dicht verwachsenes Korn, Palmbäume mit schwer beladenen Zweigen, Gärten mit Trauben, Oliven und Granatäpfeln aller Art. Beobachtet nur diese Früchte, wie sie wachsen und heranreifen, sie sind Zeichen genug für ein gläubiges Volk."

„Wenn der Auferstehungstag eintritt, wird ihn niemand mehr läugnen, er erniedrigt (den einen) und erhöhet den andern, die Erde wird erschüttert, die Berge werden zerbröckelt und zerfliegen in Staub, die Menschen in drei Klassen getheilt: Gefährten der Rechten (wie selig werden die Gefährten der Rechten!), Gefährten der Linken (wie unglückselig werden die Gefährten der Linken!) und die Ersten, die Allen (im Guten) vorangegangen. Diese stehen Gott am nächsten in wonnevollen Gärten. Die meisten gehören einer frühern Zeit an, wenige nur der spätern. Sie sitzen einander gegenüber auf golddurchwirkten Polstern. Unsterbliche Jünglinge umgeben sie mit Kannen, Kelchen und Bechern voll Wein, der weder Schwindel hervorbringt, noch den Verstand trübt, mit Früchten, die ihnen am besten schmecken, und Geflügel je nach Lust. Auch Jungfrauen mit großen schwarzen Augen, (so rein) wie verschlossene Perlen, (besitzen sie) zum Lohn für ihre Werke. Da hören sie weder ein schlüpfriges Wort, noch eine Klage, nichts als: Heil! Heil! Und die Gefährten der Rechten unter dornenlosen Lotus- und schwer beladenen Bananenbäumen, in unvergänglichen Schatten, bei immer fließendem Wasser und nie mangelnden Früchten, auf erhöhten Betten gelagert. Für die Gefährten der Rechten haben wir liebliche Huri geschaffen, die stets Jungfrauen bleiben, und wie sie nie altern. Viele der frühern und viele der spätern Zeit gehören zu dieser Klasse. Und die Gefährten der Linken in glühendem Winde, siedendem Wasser und im Schatten schwarzer Rauchwolken, häßlich anzusehen und ohne Kühlung. Denn sie haben schon vorher (in dieser Welt) ihren Gelüsten gelebt und sind in der größten Sünde verharrt. Sie haben gesagt: wenn wir gestorben und nur noch Knochen und Staub sind, sollen wir dann wieder auferstehen? oder gar noch unsere ältesten Väter? Sprich! wahrlich die frühern und die spätern werden an dem bestimmten Tage zusammengerufen. Dann werden die Verirrten, welche die Propheten Lügner genannt, sich vom Baum Zakum den Bauch anfüllen, und wie ein dürstendes Kameel über kochendes Wasser herfallen; das ist ihre Bestimmung am Tage des Gerichts."

Wenn gleich Mohammeds nächste Absicht war, den arabischen Naturdienst durch Wiederherstellung der Religion des Volksvaters Abraham zu reinigen, so ließ er doch das Judenthum und Christenthum, die er übrigens nur in der entstellten Gestalt seiner Zeit mehr aus mündlichem Verkehr als aus ihren Religionsschriften kannte, als Offenbarungen gelten und ehrte ihre Gründer mit Wundersagen. Jesus Christus, den Maria als Jungfrau geboren, befindet sich

Glaubens- und Sittenlehren.

im siebenten Himmel unter der Zahl derer, die Gottes Angesicht am nächsten stehen. Nicht Er, nur ein Scheinbild starb am Kreuz. Aber je mehr die Hoffnung schwand, Juden und Christen für seinen Glauben zu gewinnen und je mehr sich Mohammed von dem Gedanken einer Volksreligion zu dem Plane einer Weltreligion erhob, desto weiter wich er von den ältern Offenbarungen ab, desto schärfer urtheilte er über die Schriftverfälschungen, desto entschiedener stellte er den Islam als den alleinseligmachenden Glauben hin. Moses und Jesus galten ihm zwar stets als Gesandte Gottes, aber in Mohammed, dem letzten und höchsten Propheten, sei das Werk der Offenbarung und Erlösung erst vollendet und abgeschlossen; die Grundlehren des Judenthums und Christenthums wurden auch in den Koran aufgenommen, aber nur verbunden mit den zahlreichen Geboten und Satzungen „voll eindringlicher Kraft für morgenländische Empfängniß," wie sie der Islam darbot, sollten sie zur Seligkeit und zum ewigen Leben führen. So lehrte er einen einigen und ewigen Gott, Schöpfer und Erhalter des Weltalls, der sich in Mohammed am vollständigsten geoffenbaret, und neben dem es keine andern Götter gebe, Auferstehung der Todten und ein jenseitiges Leben, wo nach gerechter Abwägung aller Tugenden und Fehler vor dem jüngsten Gerichte die Guten und Gläubigen „das Angesicht Gottes schauen," die Bösen, Ungläubigen und Heuchler die Qualen der Hölle erleiden. Wir haben gesehen, mit welcher Vorliebe der Koran bei den Ausmalungen der ewigen Freuden und Genüsse verweilt, die den frommen Gläubigen in den seligen Wohnungen des Paradieses, in schattigen Hainen, an kühlen Brunnen, umgeben von schwarzäugigen Mädchen von glänzender Schönheit, in blühender Jugend und jungfräulicher Reinheit, bei goldenen Schalen und köstlichen Früchten und Getränken erwarten, und der Pein der Höllenräume voll Finsterniß und glühender Feuer, wohin der Verdammte von der Brücke des Abgrundes gestürzt wird und so lange weilen muß, bis die eigene Buße und Fürbitte des Propheten den Schuldigen, wenigstens den sündhaften Bekenner des Islam, erlösen.

In der Sittenlehre folgte der Prophet den alten Gebräuchen und Ueberlieferungen des Orients und insbesondere seiner Heimath. Er gebot häufige Waschungen des Angesichts und Körpers, fünf Gebete zu verschiedenen Stunden des Tages, die durch Ausrufen mittelst einer Menschenstimme („Idsan") angekündigt werden, und wobei das Angesicht des Betenden nach Mekka gerichtet ist; Mildthätigkeit gegen alle Geschöpfe bis zum zehnten Theil des Einkommens, Fasten zur Reinigung der Seele und zur Uebung des Gehorsams unter den Willen Gottes und seines Apostels. „Im Monate Ramadhan enthält sich der Muselman von Sonnenaufgang bis zu Sonnenuntergang der Speise, des Trankes, der Frauen, des Badens und der Wohlgerüche, von jeder Nahrung, welche seine Kraft wiederherstellen, von jedem Vergnügen, welches seinen Sinnen schmeicheln kann." Die herkömmlichen Wallfahrten nach Mekka

wurden auch dem mohammedanischen Gläubigen als heilige Pflicht eingeschärft; die von Abraham eingeführte Sitte der Beschneidung neugeborner Knaben und die Vermeidung des Fleisches von dem als unrein verabscheuten Schwein und von heidnischen Opferthieren hat der Islam mit dem Judenthum gemein. Für den versagten Genuß des Weines entschädigte den feurigen Südländer die Befriedigung der Geschlechtslust in der Vielweiberei. Der Koran gestattet dem Gläubigen vier rechtmäßige Frauen, dem Propheten selbst war durch eine eigene Offenbarung noch eine größere Zahl vergönnt. Im Uebrigen waren die Gesetze über Ehe, Scheidung und Treubruch mit Billigkeit festgestellt, Buhlerei strenge verboten und das weibliche Geschlecht gegen Ungerechtigkeit und lieblose Behandlung geschützt. Auf Ehebruch stand Todesstrafe, aber er mußte durch vier Augenzeugen bewiesen sein. Von dem Hauptgebote des Koran, den Islam auf alle Weise zu verbreiten und die Andersgläubigen mit Feuer und Schwert zur Annahme desselben zu zwingen, so wie von dem Fatalismus, dem Glauben an einen unabänderlichen Rathschluß des Himmels ist früher geredet worden. „Bekämpfet die Ungläubigen," heißt es im Koran, „bis jeder Widerstand aufhört und die Religion des Herrn die einzige ist." — „Wo ihr auch seid, erreicht euch der Tod, selbst wenn ihr die festen Schlösser als Zufluchtsort wählet." Dieses Gebot war ein mächtiger Sporn in den Tagen der jungen Begeisterung. Tausende von Kriegern stürzten sich in den heiligen Krieg, und schauten mit freudigen Blicken dem Tode ins Antlitz. Gleichmuth und Furchtlosigkeit in der Stunde des Todes und bei drohenden Gefahren durch Waffen, Pest oder Krankheit zeichnen noch jetzt den gläubigen „Gottergebenenen" (Moslim) aus; aber an die Stelle des energischen Handelns ist eine gewisse Apathie, die Tugend des Duldens und Ertragens getreten. Auch bei den Mohammedanern sind wie bei den Christen die Fragen über das Verhältniß des freien Willens zu dieser göttlichen Vorausbestimmung Gegenstand des Streites gewesen, aber sie sind nie so leidenschaftlich geworden, daß sie religiöse Spaltungen begründet oder die Ruhe des Staats gefährdet hätten. Es lag im Interesse der Beherrscher der Gläubigen, alle religiösen Neuerungen niederzuhalten oder zu entmuthigen und die Ausbildung einer ehrgeizigen und herrschsüchtigen Priesterschaft zu verhindern.

Wirkungen der mohammedanischen Religion.

Kann auch der Islam, mit dem Christenthum verglichen, nur als ein Rückschritt in der religiösen und sittlichen Entwickelung der Menschheit betrachtet werden; so war er dagegen ein großer Fortschritt, wenn man ihn mit der früheren Religion der Araber und mit dem abgestorbenen Parsismus vergleicht, ein großer Fortschritt und eine hohe Wohlthat für das eigene Volk wie für das heidnische Morgenland. „Er vereinigte die unzähligen Stämme feindlich getheilter Araber zu einer im Glauben an Gott verbrüderten großen Nation mit gemeinsamen Volkselementen; er setzte an die Stelle der Willkür, des Faustrechts und der Selbsthülfe ein unumstößliches Recht, das trotz seiner Un-



vollkommenheit doch noch immer die Grundlage aller Gesetze des islamitischen Reiches bildet; er beschränkte die Blutrache, welche vor ihm bis zu den entferntesten Verwandten sich ausdehnte, auf das von den Richtern als Mörder anerkannte Individuum allein;" und während er die Kraft des Volkes, die bisher in kleinfügigen Fehden nutzlos vergeudet worden war, nach Außen lenkte und zur Gründung großer Staaten benutzte, hauchte er zugleich den Gläubigen einen Geist der Milde, der Freundschaft, der Verträglichkeit unter einander ein und empfahl durch Lehre und Beispiel die Ausübung gesellschaftlicher Tugenden. Wenn im Islam die Gleichheit und Gleichberechtigung aller Menschen im Principe auch nicht so scharf hervorgehoben ist, wie im Christenthum, so hat er doch die Schwachen, Unfreien und Armen gegen Härte und Willkür geschützt. Erst der Koran steuerte der barbarischen Sitte, nach welcher der Vater weibliche Kinder nach der Geburt tödten konnte; er setzte der bis dahin unbegränzten Polygamie gesetzliche Schranken, wenn er auch die Monogamie nicht einführen konnte oder wollte, er schützte die Frauen gegen ungerechte Behandlung und gegen Untreue und verbot Unzucht und Buhlerei. Auch das Loos der Sclaven erfuhr manche Milderungen: ihre Freilassung wird im Koran als ein Gott wohlgefälliges Werk und als Sühne für Vergehen empfohlen, ihre Gleichheit mit den Freien vor den Augen Gottes als Glaubenssatz anerkannt, und ein Gesetz befiehlt, daß bei dem Verkauf von Gefangenen Mütter niemals von ihren Kindern getrennt werden sollten. Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit gegen die Armen werden als heilige Pflichten eingeschärft und zu ihrer Verpflegung bestimmte Abgaben vom Vermögen und von der Beute gefordert. Durch das Verbot des Spiels, des Weins und anderer berauschender Getränke wurde manchen Lastern und Ausschweifungen, besonders Zank und Hader, vorgebeugt; und an Sittengeboten und schönen Sprüchen, worin die Untugenden und Fehler, die den Menschen erniedrigen oder das gesellige Zusammenleben stören, wie Hochmuth, Verläumdung, Geiz, Lüge als sündhaft erklärt und Menschenfreundlichkeit, Aufrichtigkeit, Wahrhaftigkeit und Redlichkeit als Gott wohlgefällige Eigenschaften gepriesen werden, ist der Koran reich. „Wenn wir daher auch Mohammed nicht als einen wahren Propheten anerkennen," schließt Weil, „weil er zur Verbreitung seiner Religion gewaltsame und unlautere Mittel gebrauchte, weil er zu schwach war, sich dem allgemeinen Gesetze zu unterwerfen und trotz der Erklärung, daß Gott das selbst Gegebene durch etwas Besseres ersetzen könne, sich das Siegel der Propheten nannte, so mag er doch, insofern er die schönsten Lehren des alten und neuen Testaments unter ein Volk verpflanzte, das von keinem Sonnenstrahl des Glaubens erleuchtet war, auch in den Augen der Nicht-Mohammedaner als „Gesandter Gottes" angesehen werden."

3. Das Chalifat bis auf den Tod Ali's.

A. Abu Bekr und Omar.

„Als der Gesandte Gottes starb, wurden die Araber abtrünnig, Juden und Christen erhoben ihr Haupt, die Heuchler verbargen ihre Heuchelei nicht mehr, und die Moslim waren wie eine verlassene Heerde in einer kalten Winternacht, bis sie Abu Bekr wieder vereinigte." Diese Worte Aïscha's schildern die schwierige Lage der Gläubigen, als Mohammed ohne über seine Nachfolge eine Bestimmung getroffen zu haben aus der Welt schied. Die „Hülfsgenossen," von jeher auf die Mekkaner eifersüchtig, versammelten sich im Hause der Beni Saida und wählten ihren Häuptling Saad Ibn Ibada zum Nachfolger des Propheten. Nur durch die rasche Entschlossenheit des kräftigen Omar wurde das Vorhaben vereitelt und Aïscha's Vater, Abu Bekr, der älteste Gefährte Mohammeds, der Begleiter auf seiner Flucht, der treue Gehülfe, den der Prophet selbst durch Ernennung zum Vorbeter als seinen Stellvertreter bezeichnet zu haben schien, zum Chalifen erwählt. „Bei Gott, ich huldige nicht'" rief Saad aus, „bis ich den letzten Pfeil meines Köchers gegen euch geschleudert, bis ich die Spitze meiner Lanze mit eurem Blute gefärbt, und mein Arm zu schwach wird, um das Schwert gegen euch zu führen." Nach einiger Zeit wanderte er nach Syrien aus, wo er bis an seinen Tod verblieb. Nun versammelte Omar das Volk in der Moschee und forderte die Anwesenden auf, den Gefährten des Gesandten Gottes zum Oberhaupte anzunehmen und ihm zu huldigen. Alle gehorchten ohne Widerstreben. Als die Huldigung vorüber war, erhob sich Abu Bekr und sprach: „Ihr habt mich zu eurem Oberhaupte gewählt, obschon ich nicht der vorzüglichste unter euch bin. Handle ich recht, so versaget mir eure Mitwirkung nicht, begehe ich ein Unrecht, so leistet mir Widerstand! Wahrheit ist die erste Grundlage des Glaubens, Lüge führt zu Verrath! Gehorchet mir, so lange ich Gott und seinem Gesandten gehorche." So wurde Abu Bekr zu Mohammeds Nachfolger (Chalifen) in dem geistlichen und weltlichen Richter- und Fürstenamt ernannt, auf welches Ali, Vetter des Propheten und Gatte seiner einzigen noch lebenden Tochter Fatima, die gegründetsten Ansprüche hatte. Er war das Haupt der Familie Haschim, der erbliche Schirmherr des heil. Tempels in Mekka; an Treue und Anhänglichkeit zu dem Propheten stand er Keinem nach, und seine persönlichen Tugenden und Eigenschaften als Dichter, Krieger und Heiliger machten ihn vor allen Andern der hohen Stellung würdig. Mohammed selbst hatte kurz vor seinem Tode zu den Umstehenden gesagt: „Wer mich liebt, der wähle auch Ali zum Freunde. Gott stehe dem bei, der ihn beschützt, und verlasse den, der ihn anfeindet," und durch diese Worte Ali's Recht an das Chalifat angedeutet. Aber Aïscha vergab es

Abu Bekr zum Chalifen erwählt

632.

Ali's Stellung.

ihm nie, daß er einst zu Denen gehört hatte, die ihre eheliche Treue in Zweifel gezogen; und es geschah wohl nicht ohne ihre geheime Mitwirkung, daß während Ali mit der Leiche des Propheten beschäftigt war und die Pflichten der Liebe und Pietät erfüllte, die Ehrenkrone auf ein anderes Haupt gesetzt ward. Ali beharrte in düsterer Zurückgezogenheit, bis nach sechs Monaten der Tod seine Gattin Fatima abrief; dann unterwarf er sich der Fügung des Schicksals und leistete die Huldigung.

Abu Bekr's Regierung. 632—634. Abu Bekr hatte während seiner kurzen Regierung mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. Nicht nur daß die Eifersucht zwischen den Altgläubigen und Neubekehrten, zwischen den Hülfsgenossen und Mekkanern nur mit einer leichten Decke verhüllt war, die bei der geringsten Veranlassung zerrissen werden konnte; in ganz Arabien brachte die Kunde von dem Tode des Propheten die größte Aufregung hervor. Wie wenig Mohammed auch selbst begehrt hatte, über die Schranken der Menschheit erhaben zu erscheinen, wie sehr er sich fortwährend als einen Sterblichen hingestellt, den Gott zum Gesandten gewählt habe, als ein zerbrechliches Gefäß, in das der Herr seine Offenbarungen gegossen; so hatten doch viele seiner Anhänger geglaubt, daß er als der Stellvertreter Gottes für alle Zeiten über sein Volk herrschen werde. Sein unerwarteter Hingang drohte nun die Bande wieder zu zerreißen, die der neue Glaube um die Nation geschlungen und die noch nicht so fest waren, daß nicht die alte Eifersucht der Stämme, die Herrschaft und Fehdelust, die Anhänglichkeit an die Götter der Väter und religiöse Neuerungssucht sich noch einmal mächtig geregt hätten. Abu Bekr hatte daher kaum den verwaisten Stuhl Mohammeds eingenommen, so brach der Aufruhr an allen Orten und Enden aus. Bei vielen Stämmen standen neue Propheten auf, Männer und Frauen, und suchten durch dichterische Aussprüche nach dem Vorbilde Mohammeds Macht und Ansehen zu erlangen; und so groß war die allgemeine Aufregung, daß alle diese Schwärmer oder Betrüger Schaaren von Anhängern um sich sammelten, daß sie, stark durch das Selbstgefühl und den Stolz ihrer Stammesgenossenschaften, denen sie den bisher von den Koreischiten besessenen Vorrang verhießen, Tausende von bewaffneten Streitern ins Feld führen konnten. Der mächtigste unter ihnen war Musailama, Stammfürst der Hanifa, in der fruchtbaren und reichen Landschaft Jamama, der nach dem Anschluß anderer Stämme über eine Streitmacht von 40,000 Mann gebot. Aber gerade die Menge der Aufstände und die allgemeine Anarchie erleichterten den Sieg des klugen Chalifen; zumal als er auf Omar's Rath durch Erlassung der Almosen- und Armensteuer an einige Stämme die Hauptquelle der Unzufriedenheit schloß. Ohne Verbindung und gemeinschaftliches Ziel und zum Theil durch Grausamkeit, Wollust oder religiösen Betrug sich schändend, erlagen die Aufrührer in einzelnen Gefechten der Kriegskunst, List und Gewandtheit des eben so tapfern als blutdürstigen Chalid.

Chalid zog gegen Musailama, der bereits zwei Siege über die Mohammedaner als Beweis seiner prophetischen Sendung und seiner Ansprüche auf die Herrschaft über ganz Arabien anführen konnte. Es entbrannte ein heftiger Kampf, in welchem die Aufrührer Anfangs einige Vortheile errangen und selbst bis in das Feldherrnzelt vordrangen. Aber Chalid drängte sie in die zwischen beiden Heerlagern sich ausbreitende Ebene zurück und brachte ihnen nach mehrstündigem Kampfe eine Niederlage bei. „Nach dem ersten Lager!" erscholl es rings, worauf sie nach einem mit einer dicken Mauer umzogenen und einer starken Pforte versehenen Orte zogen. Begierig, ihren Sieg zu vollenden, folgten ihnen die Mohammedaner. Mit beispielloser Kühnheit erstiegen hierauf zwei von ihnen die Mauer, um das Thor von Innen zu öffnen. Der Eine fiel sogleich von Wunden bedeckt; der Andere aber bemächtigte sich des Schlüssels und warf ihn seinen Kriegsgefährten zu. Darauf wird die Pforte geöffnet, die Moslemin stürzen herein wie eine Sturmfluth und da keine Flucht möglich ist, werden sämmtliche Aufrührer, 10,000 an Zahl, niedergemacht. Musailama fiel von der Hand desselben Sclaven, der im Treffen bei Ohod Mohammeds Oheim Hamza erschlagen. — Chalid und Musailama.

Der Fall Musailama's entschied auch über das Schicksal der übrigen abtrünnigen Stämme. Durch das Schwert verringert und durch Schrecken bewältigt, unterwarfen sie sich dem Nachfolger des Propheten; sie nahmen mit demüthiger Reue die Pflichten des Gebets, des Fastens und der Almosen an, zahlten die gebotenen Abgaben in den Schatz von Medina und beugten sich unter die Macht Abu Bekr's und seines starken Feldherrn. Und um ihnen Zeit und Gelegenheit zur Sammlung neuer Kräfte zu rauben, schickte sie der Beherrscher der Gläubigen gegen die äußeren Feinde. Schon im zweiten Jahre seines Chalifats sah Abur Bekr ganz Arabien unter dem Islam vereinigt, die ungehorsamen Stammhäupter unterworfen oder getödtet oder flüchtig und die streitbaren kriegslustigen Schaaren der Gläubigen die Grenzen überschreiten, um Syrien und das städtereiche Flußgebiet des Euphrat und Tigris mit der Schärfe des Schwertes zur Annahme des Koran zu zwingen.

Als Abu Bekr nach einer Herrschaft von zwei Jahren und drei Monaten in einem Alter von 63 Jahren an einem Fieber starb, folgte nach seiner Anordnung **Omar**, Mohammeds tapferer Kriegsheld, der schon auf die Regierung seines Vorgängers den entschiedensten Einfluß geübt hatte. Beide haben auf der Höhe der Macht die Tugend, Einfachheit und Frömmigkeit bewahrt, die sie in ihrem ganzen Leben bewiesen. War die kluge Mäßigung Abu Bekr's geeignet, die unfügsamen Stämme zur Einigkeit, zum Vertrauen und zum Gehorsam zurückzuführen, so verschaffte die Thatkraft und die oft an Härte grenzende Strenge Omars dem Gesetze Geltung, erhielt den Frieden im Innern und förderte die Herrschaft des Islams nach außen. In ihren Sitten waren beide gleich rein, in ihrer Lebensweise gleich einfach und mäßig, in ihrer Pflichterfüllung gleich treu und gewissenhaft, in ihrem Glauben gleich eifrig und aufrichtig, in ihrem Benehmen gleich hochsinnig und demüthig. Mit Bewunderung verweilen die arabischen Schriftsteller bei dem ärmlichen Leben und der patriarchalischen Sitteneinfalt der beiden ersten Glaubensfürsten. Während Omar. 634—644. 23. Aug. 634. Das ärmliche Leben der ersten Chalifen.

die siegreichen Feldherren die Schatzkammer von Medina mit unendlicher Beute füllten, bestritt Abu Bekr seinen Unterhalt von dem Ertrag seiner Heerden und seines Handels und bezog erst gegen das Ende seiner Regierung eine geringe Summe nebst einem Sommer- und Winterkleid aus der Staatskasse; als er starb, übergab Aïscha seinem Nachfolger die Hinterlassenschaft ihres Vaters, bestehend in fünf Goldstücken und einem groben Gewande. Omar selbst war ein Muster der Enthaltsamkeit und Sparsamkeit. Seine Nahrung bestand aus Gerstenbrod und Datteln oder Oliven, sein Trank war Wasser, ein Polster mit Palmenfasern gefüllt sein Lager. Er besaß nur zwei Röcke, einen für den Winter und einen für den Sommer, beide an vielen Stellen geflickt. Bei den Pilgerfahrten, deren er keine versäumte, bediente er sich nie eines Zeltes, sondern beschattete sich mit seinem Kleide oder mit einer an einen Baum oder Pfahl befestigten Matte. In desto höherem Grade übte er die Tugend der Freigebigkeit gegen Andere. Nicht nur die Veteranen aus Mohammeds Zeit und die Verwandten und Angehörigen des Propheten, auch die Hauptleute und Krieger, die der Verbreitung des Islam ihr Leben weihten, wurden reichlich belohnt und für die Hinterlassenen der im Kampfe Gefallenen trug Omar edle Fürsorge. Der aus den eroberten Ländern bezogene Tribut und Beuteantheil verbunden mit der eigenen Sparsamkeit und dem wohlgeordneten Staatshaushalt setzten den Chalifen in Stand, mit freigebiger Hand zu lohnen. Dabei war Omar ein ernster Richter gegen alle Uebertreter des Koran; Weintrinker wurden öffentlich gezüchtigt, die Ehegesetze strenge gehandhabt, die Armensteuer ausgedehnt, das Loos der Sclaven erleichtert. Ließ doch Omar, wie die Tradition meldet, seinen eigenen Sohn wegen Weintrinkens und unsittlichen Lebens in der Moschee zu Tode geißeln und einen Dichter einkerkern, weil er gesungen hatte: „wenn ich sterbe, pflanzt aufs Grab mir Reben!" Eine unerbittliche Strenge bewies er gegen alle Ungläubigen; die Juden und Christen, die das Schwert seiner Feldherren seinem Scepter unterworfen, fanden bei ihm keinen Schutz gegen die Bedrückungen der Statthalter und Steuererheber. — Omar kann als der eigentliche Gründer des Chalifenthums gelten. „Unter ihm wurden die ersten Richter in den eroberten Ländern ernannt, bestimmte Gehalte für die ersten Beamten des Reichs ausgesetzt und die Divane, d. i. die Finanzkammern und Staatskanzleien errichtet. Er führte die Benennung „Fürst der Rechtgläubigen" ein, wie die Aera der Hidjrah, ließ das Heer im Osten und Westen aus dem Staatsschatze verpflegen, machte die ersten Stiftungen von Religionsgütern, womit Moscheen und Schulen begabt wurden, ließ Kerker und Grenzfestungen zu innerer und äußerer Sicherheit erbauen und bereiste selbst die ihm untergebenen Länder, um sich von dem Zustande der Unterthanen zu unterrichten."

Omar's Freigebigkeit und Sittenstrenge.

B. Siegeszug des Islam.

Unter den beiden ersten Chalifen überschritten die abgehärteten, durch den neuen Glauben zu Heldenmuth und Todesverachtung erweckten Moslim Arabiens Grenzen und richteten ihr siegreiches Schwert zu gleicher Zeit gegen die zwei mächtigsten Reiche im Osten, gegen die Perser und Byzantiner. Die beiden Staaten, die noch kurz zuvor im wechselvollen Eroberungskriege ihre Kräfte mit einander gemessen, sahen sich plötzlich in ihren südlichen Provinzen von einem neuen Feind bedroht, auf den sie Anfangs mit Verachtung blickten, der aber, begünstigt durch die verwirrte Lage der abgelebten Großstaaten am Tigris und am Bosporus, im ersten Sturm des „Heiligen Krieges" den Thron des Einen umstürzte, den Herrschersitz des Andern hart bedrängte. In den zehn Regierungsjahren Omars sollen die Saracenen 36,000 Städte, Flecken und Schlösser zerstört, 4000 Kirchen oder Tempel der Ungläubigen verwüstet und 1400 Moscheen zur Ausübung der Religion Mohammeds erbaut haben. Es war wunderbar anzusehen, mit welchem Eifer die Krieger unter dem Geräusche des Lagers und der Waffen die Pflichten der Religion übten, die Zwischenzeiten der Gefechte mit Gebet und Koranlesen ausfüllten. Schon unter Abu Bekr setzte Usama, Zeids Sohn, den durch Mohammeds Tod unterbrochenen Zug nach der syrischen Grenze fort, um einige ungehorsame Araberstämme zur Unterwerfung zu bringen. Um ein Beispiel der Demuth und des Gehorsams zu geben, begleitete der Chalife das abziehende Heer eine Strecke Wegs zu Fuß und duldete nicht, daß der Anführer von seinem Kameel stieg. Aber erst als der Aufruhr im Innern niedergeworfen war, begann der Eroberungskrieg in größerem Maßstab. Chalid, das Schwert Gottes und die Geißel der Ungläubigen, rückte in Irak ein, gerade als das Perserreich durch Aufstände, Thronkämpfe und innere Entartung tief gesunken war (IV. 826). „Bekehre dich, so bist du gerettet," schrieb er an den feindlichen Feldherrn Hormuz, ehe er die Grenze überschritt, „sichere dir und deinem Volke unsern Schutz und bewillige einen Tribut, sonst kannst du nur dich selbst anklagen, denn ich ziehe mit einer Schaar heran, die den Tod eben so sehr liebt, als ihr das Leben." Die Antwort war eine Herausforderung zum Zweikampf und die „Kettenschlacht" bei Hafir, so genannt, weil die persischen Streiter aneinander gekettet waren. Hier wie in drei anderen Treffen siegte die Kriegskunst Chalids und die Tapferkeit der Moslim über die feindlichen Heere. Am Ufer des Euphrat wurden die Gefangenen in solcher Menge niedergemacht, daß das Wasser von ihrem Blute sich röthete. Der schwarze Adler Chalids, das seinen Schaaren vorangetragene Banner, erzeugte Schrecken und Entsetzen in den Herzen der Ungläubigen, Vertrauen und Siegeszuversicht bei den Moslim. Als das siegreiche Heer sich der Stadt Hira näherte, wo seit vielen Jahrhunderten ein christliches Herrschergeschlecht unter der Oberhoheit Persiens über einen seßhaften

Die Kriege nach außen.

Chalid in Irak. 632.

Araberstamm gebot, der sich westlich von Babylon am Rande der Wüste niedergelassen, traten die Häupter der Stadt mit Chalid in Unterhandlung und erkauften sich Sicherheit durch einen jährlichen Tribut. Ihrem Beispiele folgten andere Bewohner des babylonischen Tieflandes arabischen Ursprungs. Sie warfen das Joch der Perser ab, sobald die Besatzungstruppen sich zurückgezogen und beugten sich vor dem Nachfolger des Propheten, der seinem Feldherrn die größte Schonung der neuen Unterthanen anempfahl. Nach der „Schlacht der Augen," so genannt, weil viele Perser von den arabischen Pfeilen geblendet wurden, folgte die Uebergabe der festen Stadt Anbar am Euphrat, in deren Nähe das Treffen stattgefunden, und damit die Unterwerfung des ganzen westlichen Euphratgebietes. Darauf pilgerte Chalid nach Mekka und folgte dann dem Befehl des Chalifen, der ihn nach Syrien berief.

a) Eroberung von Syrien.

Der Krieg in Syrien. 632—638. Als Abu Bekr die Beduinenschaaren, die von allen Seiten auf seinen Ruf herbeigeeilt waren, nach Syrien entsandte, sprach er zu den Anführern: „Gedenket, daß ihr stets in Gottes Gegenwart, am Rande des Grabes, in der Gewißheit des Gerichtes, in der Hoffnung des Paradieses stehet. Vermeidet Treulosigkeit und Verrath; verstümmelt Niemand und befleckt eure Waffen nicht mit dem Blute von Frauen, Kindern und Greisen; zerstöret keine Dattelbäume und verwüstet keine Saatfelder; hauet keine Fruchtbäume um und tödtet kein Vieh, es sei denn zu eurer Nahrung. Wenn ihr zu Männern kommet, welche zurückgezogen in Zellen leben, so verschonet sie! Begegnet ihr solchen, welche ihren Scheitel abgeschoren haben und die übrigen Haupthaare in langen Flechten tragen, so berührt sie nur mit der Breite des Schwertes. Und so ziehet im Namen Gottes. Der Herr beschütze euch unter Krieg und Pest!" Die Uneinigkeit der drei Feldherren, welche mit gleichem Oberbefehl in das Land der alten Ammoniter und Moabiter im Osten des todten Meeres und des Jordanstromes einrückten, in jenes Land, das die Römer prahlerisch als „Provinz Arabien" bezeichnet und zum Schutze der Karavanen mit mehreren festen Städten wie Philadelphia, Gerasa, Bostra versehen hatten, verhinderte rasche Fortschritte, wenn gleich Kaiser Heraklius, in Weichheit und Trägheit versunken, die Vertheidigung den Einwohnern selbst und den Besatzungstruppen überlassen hatte. Abu Ubeida und seine Mitfeldherren lagen lange vor Bostra (Boßra), dessen starke wohlvertheidigte Mauern ihren Angriffen Trotz boten. Da traf Chalid mit Verstärkungen aus Irak ein und hauchte dem Heer einen neuen Geist ein. Boßra fiel nach heftiger Gegenwehr durch den Verrath des Befehlshabers Romanus in die Hände der Moslim
632. und gelobte Unterwerfung und Tribut. Bald nahten sich die Söhne der Wüste den Palmenhainen von Damaskus, der altberühmten Handelsstadt des Ostens, und unter ihren hohen Mauern stritten die Bekenner des Kreuzes und

des Islam mit demselben Heldenmuthe, wie einst die Achäer und Troer vor den Thoren Ilions. Die reiche Hauptstadt zu befreien sandte der Kaiser ein starkes, wohlgerüstetes Kriegsheer ab, dessen einzelne Abtheilungen sich in Hems (Emesa) sammelten und dem unbekannten Feinde entgegenrückten. Aber die blutige Schlacht auf der Ebene von Adjnadein entschied nach langem Kampfe wider das römisch-griechische Syrerheer. Tausende deckten die Wahlstadt und die Beute an Gold und Silber, an Fahnen und Waffen, an Rüstungen und kostbaren Stoffen war unschätzbar. In kurzer Zeit rückte jedoch ein neues Heer von 80,000 christlichen Streitern über Antiochia und Cäsarea in das syrische Gebirgsland ein, um die wichtige Provinz dem Reiche und dem Christenthume zu erhalten. Christliche Araber vom Stamme Gassan bildeten die leichte Mannschaft, sie sollten ihre Volksgenossen mit gleichen Waffen bekriegen. Am Flusse Jarmuk (bei den Alten Hieromax, jetzt Schariat Mandhur genannt), der von den Quellen und Gießbächen des Berges Hermon gebildet, nach kurzem Lauf südwärts des Sees Tiberias sich in den Jordan stürzt, stießen die Heere aufeinander. Die Uneinigkeit und Rivalität der Feldherren drohte dem mohammedanischen Heere gefährlich zu werden. Allein der vaterländischen Thätigkeit Chalids gelang es, jede Zwietracht und leidenschaftliche Aufwallung niederzuschlagen und dem einen Zweck, Sieg des Islam, unterzuordnen: „Es naht ein Schlachttag," sprach er, „an dem Prahlerei und Lüge nichts nützen. Kämpfet mit reinem Sinn und strebet nach Gottes Wohlgefallen! Dieser Tag entscheidet über alle folgenden. Kämpfet nicht vereinzelt gegen ein Volk, das Euch in geordneten Schlachtreihen entgegenzieht. Das ist nicht recht und würde von dem, der Euch hierher gesandt, nicht gebilligt werden." Diese Worte brachten einen tiefen Eindruck hervor. Chalid wurde durch die allgemeine Stimme zum Oberfeldherrn erhoben und Abu Ubeida, ein Mann von mildem Charakter aber geringer Energie, und die übrigen Führer nahmen willig ihre Stellung ein, die jener ihnen anwies. Die Schlacht war eine der blutigsten, die je im Islam gefochten worden. Der Anstoß der römischen Reiterei war so heftig, daß der rechte Flügel der Araber durchbrochen und vom Hauptheer getrennt ward. Dreimal zogen sich die Saracenen zurück und dreimal wurden sie durch die im Rücken des Heeres aufgestellten Frauen zu neuem Angriff vorgetrieben. Endlich, nachdem bereits 4000 Muselmanen den Lanzenstößen der Schwerbewaffneten und den Pfeilen der armenischen Bogenschützen erlegen, gelang es dem Oberfeldherrn, die römische Reiterei von dem Fußvolke zu trennen und mit seiner Gesammtmacht die zwischen Fluß und Gebirg zusammengedrängten Feinde trotz ihrer Ueberzahl zu besiegen. Bald war die Flucht allgemein und die Niederlage furchtbar. Tausende von Griechen und Syrern deckten das Schlachtfeld, Viele wurden in den Wäldern und Gebirgen niedergemacht, Viele ertranken in den Wellen des Flusses Jarmuk. Dieser Ausgang entschied über das Schicksal von Syrien. Der griechische Feldherr Manuel

Schlacht bei Adjnadein. 30. Juli 633.

Schlacht am Jarmuk. 634.

4*

starb entweder auf der Flucht oder beschloß seine Tage in der Dunkelheit eines Klosters auf dem Berge Sinai. Die Christen beklagten die Niederlage als eine Strafe Gottes für ihre Sünden. Nun rückten die Sieger zum zweitenmale vor die Mauern von Damaskus.*) Mit Schrecken sahen die Einwohner, wie der furchtbare Feldherr den einzelnen Führern ihre Stellungen vor den sieben Thoren anwies und jede Zufuhr und Botschaft abschnitt. Doch fügte sich Besatzung und Bürgerschaft willig dem entschlossenen Muthe des Statthalters Thomas, eines edlen, mit dem Kaiserhause verwandten Griechen. Siebenzig Tage lang maßen die Christen und Mohammedaner ihre Kräfte im blutigen Handgemenge auf den Fluren der reichen Caravanenstadt. Dem religiösen Fanatismus der Araber begegneten die Damascener mit Heiligenbildern und Crucifixen, mit Gebeten und Umzügen; Stürme wechselten mit Ausfällen, auf den Mauern wie im Felde wurde mit Heldenmuth gestritten. Aber die Hoffnung eines erfolgreichen Widerstandes minderte sich mit der Dauer der Belagerung und man entschloß sich endlich in Damaskus dem Gebote der Nothwendigkeit zu gehorchen. Eine stattliche Gesandtschaft auserlesener Abgeordneten der Geistlichkeit und der Bürgerschaft begab sich in das feindliche Lager und erbot sich die Stadt gegen Bedingungen zu übergeben. Diejenigen Einwohner, welche die freiwillige Auswanderung vorzögen, sollten ungefährdet entlassen werden mit all der Habe, die sie fortführen könnten, die Bleibenden sollten dem Chalifen Zins und Schoß entrichten, dafür aber im Besitze ihrer Häuser und Güter verbleiben und sieben Kirchen zu ihrem Gebrauche behalten. Aber während die Häupter der Stadt über diesen Vertrag mit Abu Ubeida, dem Omar wieder den Oberbefehl zugetheilt, unterhandelten, drang Chalid von einer andern Seite stürmend in einen weniger bewachten Stadttheil ein und begann, auf das Recht der Eroberung pochend, Raub und Gewaltthat zu üben. Doch gelang es den Vorstellungen des andern Feldherrn, ihn nach einigem Widerstreben zur Anerkennung des abgeschlossenen Vertrags zu bewegen. Auf einem Felde vor der Stadt versammelten sich alle, welche das Loos der Verbannung wählten, und verließen, Priester und Krieger, Bürger nebst Frauen und Kindern unter der Führung des tapfern Thomas mit Thränen und stillem Schmerze die schönen Fluren der Heimath, die werthvollsten in der Eile zusammengerafften Habseligkeiten mit sich führend. Mit finsterem Blicke schaute der strenge Chalid den Abziehenden nach; als aber die im Vertrage bedungene dreitägige Frist friedlicher Auswanderung verflossen war, verfolgte er die Flüchtigen, angespornt, wie es heißt, von einem jungen zum Islam übergetretenen Damascener, dessen Braut unter den Abziehenden sich befand, überfiel die Arglosen, die ihre Gezelte in einem schönen Thale des Libanon aufgeschlagen hatten, und

Einnahme von Damaskus. 635.

Verfolgung der Abziehenden.

*) Ueber die Chronologie herrschen Widersprüche. Gewöhnlich wird angenommen, daß Damask vor der Schlacht von Jarmuk erobert worden sei.

füllte seine Glaubenswuth und seine Habgier in dem Blute und Raube der Christen. Aber die reiche Beute, weit entfernt die Araber zu befriedigen, reizte nur ihr Verlangen nach neuen Schätzen. Als sie vernahmen, daß die Messe, die alljährlich zu Abyla, einem Städtchen zwischen Damaskus und Heliopolis abgehalten wurde, in jenem Jahr in Folge einer Vermählungsfeier der Tochter des Statthalters von Tripolis und einer Pilgerfahrt nach der Zelle eines frommen Einsiedlers besonders reich und glänzend sei, unternahmen sie einen kühnen Streifzug, der nach anfänglicher Gefahr zuletzt mit einem unerwarteten Erfolg und mit einer reichlichen Ernte an Gütern und Gefangenen endete. Ueberfall von Abyla.

Solche Erfolge entzündeten den Wetteifer der einzelnen Führer und spornten sie zu kühnen Unternehmungen, wodurch sie die zwei vorherrschenden Leidenschaften ihrer Seele, Fanatismus und Habsucht, in gleicher Weise befriedigen konnten. Von Damaskus aus eroberten die Saracenen die altberühmten Tempelstädte Emesa (Hems) und Heliopolis (Baalbek), unterwarfen durch Gewalt oder Vertrag die übrigen Städte des schönen und reichen Landes, das trotz der früheren Raubfahrten der Perser durch seine treffliche Lage für den Handel wie durch sein herrliches Klima und die Fülle und Fruchtbarkeit seines Bodens immer noch Reichthümer genug besaß, um die gierige Armuth halbnackter Beduinen zu befriedigen und die Schatzkammer in Medina zu füllen, und bereiteten dem Islam den Weg. Die wunderbaren Ruinen von Baalbek geben noch jetzt Zeugniß von der Pracht und Herrlichkeit des alten Sonnencultus, in dem einst die Völker Syriens mit Stolz und Ueppigkeit geschwelgt hatten; auf jene Religion der Lust und Festfreude war das Christenthum gefolgt, das in diesem Lande der Extreme besonders in seiner strengen Richtung, der Entsagung, der Gelübde, der Buße und Kasteiung und in der abergläubischen Verehrung heiliger Gegenstände hervortrat und über alle diese verschiedenartigen Elemente lagerte sich nun der Islam mit seinem Gesetzesdienst, seiner Werkheiligkeit, seinem kunst- und poesielosen Cultus und seiner religiösen Engherzigkeit gegenüber den Bekennern anderer Glaubenssymbole. Lange Knechtschaft, verbunden mit Druck und Mißhandlung von Seiten übermüthiger Soldaten, gewinnsüchtiger Zöllner und Steuererheber, habgieriger oder verschwenderischer Statthalter und Beamten, hatte das syrische Volk abgestumpft gegen höhere Güter und edlere Gefühle; das Leben verfloß ihm zwischen Wollust und Entbehrung; ruhiges Genießen galt als höchster Zweck. Die Verbreitung des Islam fand daher bei den weichlichen Syrern, denen irdisches Wohlergehen und Sicherheit des Lebens über Alles gingen, nur geringen Widerstand. Sie eilten das Evangelium mit dem Koran zu vertauschen und von den Abzeichen der Ungläubigen, dem Gürtel und der gefärbten Kopfbinde, befreit zu werden, und entrichteten die Abgaben, die sie bisher nach Konstantinopel bezahlt, nach Medina oder Mekka. Unterwerfung von Syrien. 636.

Einnahme von Jerusalem. 637. Nach der Eroberung von Damaskus, Hems und andern Städten schritt Abu Ubeida zur Belagerung von Jerusalem (Aelia), den Einwohnern die Wahl zwischen Islam und Tribut stellend. Die Stadt, fest durch Kunst und Natur und vertheidigt durch eine Mannschaft, welche in der Heiligkeit des Ortes einen Sporn zur Tapferkeit finden mochte, widerstand zwei Monate lang allen Angriffen und Stürmen. Als endlich die Noth zur Uebergabe drängte, erschien der Patriarch Sophronius auf den Wällen und erklärte, daß Jerusalem bereit wäre sich zu ergeben, wenn der Chalife in eigner Person den Vertrag schließe. Der Ruhm der heiligen Stadt machte Omar geneigt, dem Verlangen zu willfahren und dadurch zur Verherrlichung des Islam persönlich beizutragen. Die Einfachheit, Mäßigkeit und Gerechtigkeit, die der Statthalter des Propheten auf dieser Reise vor den Augen der Gläubigen und Ungläubigen entfaltete, förderte den Sieg des mohammedanischen Glaubens im heiligen Lande. Mit Erstaunen sah das Volk den Beherrscher der Gläubigen einziehen, zu Fuß sein rothes Kameel führend, auf dem sein Sclave saß, zu beiden Seiten des Thiers einen Sack, mit Korn und Reis in dem einen, Datteln, einem Wasserschlauch und einer hölzernen Schüssel im andern. Nach Unterzeichnung der Capitulation ritt er ohne Furcht oder Vorsichtsmaßregeln in die Stadt ein, ordnete an der Stelle, wo der Tempel Salomo's gestanden, die Erbauung einer Moschee an und kehrte dann wieder zum Grabe des Propheten zurück.

Eroberung von Aleppo u. Antiochia. 638. Nun zogen Abu Ubeida und Chalid gegen Antiochia und Aleppo (Beröa). Die letztere Stadt erkaufte sich Sicherheit des Lebens und Glaubens durch rechtzeitige Unterwerfung und Tribut. Aber das in einiger Entfernung auf einem steilen Hügel gelegene Schloß leistete unter dem Oberbefehl des kühnen Erbfürsten Jukina den tapfersten Widerstand. Schon verzweifelten die Moslim an der Möglichkeit, sich der mit allen Bedürfnissen versehenen Burg je zu bemächtigen, als es einem verwegenen Araber von knechtischer Herkunft gelang, mit dreißig muthigen Gesellen bei Nacht die Höhe zu erklimmen und den Befehlshaber gefangen zu nehmen. Nach dem Falle von Aleppo und dem Uebertritt des eben so treulosen als verschlagenen und kraftvollen Fürsten zum Islam, erfüllte sich das Schicksal Syriens. Verstellung und Verrath von Seiten des Renegaten Jukina, und Muth und Entschlossenheit von Seiten der Moslim wirkten zusammen, um die Eroberung des Landes und der festen Städte zu vollenden. Nach der Niederlage des letzten römischen Heeres und nach der Einnahme der festen Burg, welche die eiserne Brücke über den Orontes schützte, „zitterte das üppige Antiochia und gehorchte.“ Der Kaiser Heraklius besaß nicht Kraft und Erhebung genug, sich zum zweitenmale aus seiner angebornen Trägheit aufzuraffen; nachdem er in der Kathedrale am Fuße des Kreuzes „die Sünden des Fürsten und Volkes beweint,“ sagte er der Stadt auf ewig Lebewohl und schiffte sich mit wenigen Begleitern ein, um den Rest seiner Tage

im weichlichen Hofleben mit dogmatischen Streitfragen zu verbringen. Antiochien erkaufte sich um einen Tribut Erhaltung des Lebens und der Religion; aber die Jahre seines Glanzes waren dahin: die stolze und reiche Hauptstadt des römischen Syriens sank unter der Herrschaft der Chalifen zu dem Range einer untergeordneten Provinzstadt herab. Noch behauptete Constantin, des Kaisers Erstgeborner, mit einem Besatzungsheer die feste Seestadt Cäsarea, den Regierungssitz der vereinigten Landschaften Syrien, Phönizien und Palästina. Als aber die Araber in zwei Heerabtheilungen, die eine von Jerusalem, die andere von Antiochien aus längs der Küste vorrückten, als die wichtigsten Hafenstädte des phönizischen Palmenlandes, Tripolis und Tyrus, durch Verrath in die Gewalt der Saracenen fielen, da schiffte sich der Kaisersohn mit seinen Truppen und Beamten ein und überließ Stadt und Land ihrem Schicksal. Cäsarea erflehte Begnadigung durch Entrichtung eines Tributs, worauf der Ueberrest der Provinz mit den Städten Ptolemais (Acre), Gaza, Berytus, Sidon, Laodicea, Apamea u. a. m. sich freiwillig dem Sieger unterwarf und in das Verhältniß der Zinspflicht und Schutzhörigkeit trat, bis die kommenden Geschlechter die Religion des Kreuzes mit dem Islam vertauschten. Die Energie religiöser Begeisterung hatte den Arm der mohammedanischen Streiter gestärkt, und die Hoffnung auf die Freuden des Paradieses war ein nicht minder starker Hebel zur Tapferkeit und Ausdauer gewesen, als die Aussicht auf Beute und Genuß. Nach der Eroberung des Landes überließen sich die Söhne der Wüste den Lüsten und Reizen der Sinne und genossen die Güter und Gaben des reichen, üppigen Landes im Uebermaß, so daß viele der Krieger, die ihr Leben aus den Gefahren und Kämpfen gerettet, das Opfer ihrer Ausschweifungen oder ihrer Unvorsichtigkeit wurden. Auch die beiden Führer des Eroberungsheeres, Abu Ubeida und Chalid, genossen die Früchte ihrer Siege und Anstrengungen nicht lange. Das Land ihres Ruhmes wurde auch ihre Leichenstätte. In der Nähe von Emesa wird das Grab gezeigt, wo „das Schwert Gottes" etwa drei Jahre nach der Unterwerfung Syriens die ewige Ruhe fand.

Beendigung des syrischen Eroberungskrieges. 638. 639.

639.

Aber Arabien hatte noch viele tapfere Söhne, die auf der Bahn der Siege und Eroberung fortschritten. Sie überstiegen im Norden das Taurusgebirge und unterwarfen Cilicien mit der Hauptstadt Tarsus, dem alten Denkmal der assyrischen Könige (I. S. 416.); sie setzten im Osten über die vielbestrittene Grenze des römischen und persischen Reiches und machten die Mauern von Edessa und Amida, von Dara und Nisibis, die so oft den Waffen und Kriegsmaschinen der Sassaniden widerstanden, dem Erdboden gleich; sie lernten den Eingebornen die Kunst des Schiffbaues ab, schafften, wie ehedem die Phönizier, die Cedernstämme von den Höhen des Libanon nach der Meeresküste, und die Werften von Tripolis, Tyrus und Aradus belebten sich aufs Neue durch die geschäftigen Hände der Schiffszimmerer und Werkleute. Noch unter Othmans Chalifat unternahm der kluge und weitblickende Muawia,

Weitere Eroberungen zu Land und zur See.

Statthalter von Syrien, kriegerische Expeditionen zur See. Bald fühlten die Inseln Cypern, Creta, Rhodus die arabische Seemacht und nach einigen Jahrzehnten erblickten die verweichlichten Einwohner der oströmischen Hauptstadt mit Schrecken die fremden Segler in den Gewässern des Bosporus.

b) Die Unterwerfung des Perserreiches.

Die Kämpfe am Euphrat. 634. 635. Während dieses in Syrien und Palästina vorging, hatte sich auch in Persien das Schicksal der Sassaniden erfüllt. Die Abberufung Chalids hatte Anfangs schlimme Folgen für die Araber; minder thätige oder minder umsichtige Führer traten an die Spitze der Heere; dagegen besaßen die Perser in der schönen Königin Argemidocht, Chosroes II. Tochter, auf kurze Zeit eine kraftvolle Regentin, bis sie von Rustum, der den Tod seines Vaters Hormuz an ihr rächte, ermordet ward. Vierzig Tage nach dem Siege am Jarmuk erlitten die Moslim, als sie ihre Eroberungen auf dem östlichen Ufer des Euphrat aus-
634. dehnen wollten, in der „Brückenschlacht“ eine vollständige Niederlage, so daß ihre Streitkräfte längere Zeit auf die Wüste Babylons beschränkt blieben. Nur der Verwirrung im Herrscherpalast zu Madain, wo Mord, Weiberränke und Adelsverschwörungen unheimliche Thronwechsel in rascher Folge herbeiführten, hinderte den vollständigen Sieg der Ormuzddiener über die Verehrer des Islam.
Jezdedjerd und Saad. Aber zu derselben Zeit, als die Perser den jugendlichen Fürstensohn Jezdedjerd (Jezdegerd), Khosru's Enkel, mit der blutbefleckten Königskrone zierten und dadurch den Thronwirren ein Ziel zu setzen vermeinten, erhielten auch die Araber durch Omar neue Verstärkungen und in Saad Ibn Abi Wakkaß, dem Gefährten Mohammeds, einen kraftvollen Feldherrn. Nun gewannen die Dinge bald eine andere Gestalt und durch eine sonderbare Fügung ist die „Aera Jezdedjerd,“ die von einer astronomischen Zeitrechnung herrührte, zugleich durch den Sturz der Dynastie der Sassaniden und der Religion Zoroasters verewigt worden.

Schlacht bei Kadesia. 636. Saad ließ den jungen König durch eine feierliche Gesandtschaft auffordern, entweder dem Islam beizutreten oder Tribut zu zahlen. Jezdedjerd schickte die Gesandtschaft mit Hohn zurück, indem er dem Haupte derselben einen Sack voll Erde um den Hals legen ließ. Zugleich ertheilte er seinem Feldherrn Rustum den Befehl, den Euphrat zu überschreiten und die Araber aus dem jenseitigen Gebiete zu vertreiben. Bei Kadesia stieß der persische Feldherr, mit einem dem Feinde wenigstens zweimal überlegenen Heere, auf die Saracenen, und dort in einer weiten Sandebene, am Saume der Wüste, ereignete sich die Entscheidungsschlacht, die in mehrere getrennte Gefechte zerfallend drei Tage dauerte und mit dem Siege der Araber endete. Auf beiden Seiten bestand der Kern des Heeres aus Reitern und Bogenschützen und so wechselvoll wogte der Kampf hierhin und dorthin, daß am Ende der drei Schlachttage, als die Tage des „Handgemenges,“ der „Hülfe“ und des „erbitterten Streites“ in den ara-

bischen Geschichtsbüchern bezeichnet, noch keine entscheidende Wendung eingetreten war und noch die ganze folgende Nacht, die „Nacht des Geheuls“ genannt, „die Mühle des Kriegs die Runde machte.“ Erst am vierten Tage, als ein heftiger Wirbelwind mächtige Staubwolken in das Angesicht der Perser trieb, wandten die Ungläubigen den Rücken. Rustum, im Lager unter einem Kameele überrascht, wurde von einem feindlichen Reiter auf der Flucht niedergestoßen; sein blutendes Haupt auf einer Lanzenspitze umhergetragen, vermehrte den Schrecken und die Bestürzung seiner Streiter. Bald war die Flucht allgemein; das Reichsbanner, ein mit Perlen und Juwelen reich verziertes Leopardenfell, sank in den Staub und wurde die Beute der Sieger. Die Niederlage der Perser war vollständig; der größte Theil des gewaltigen Heeres lag auf dem weiten Schlachtfelde; die übrigen zogen in zersprengten Haufen in der Irre umher. Aber auch die Moslim hatten den Verlust von sieben tausend ihrer besten Streiter zu beklagen. Unter den Gefallenen waren die vier tapfern Söhne der gefeierten Dichterin Chansa (Tumadhir), die der mütterlichen Mahnung getreu, stets dahin geeilt waren, „wo das Gefecht am blutigsten, und die Gefahr am größten war.“ Der Feldherr Saad war durch Krankheit abgehalten, die Schlacht in eigener Person zu leiten. Aber der Sänger Abu Midhjan, der wegen eines Weinliedes gefesselt war, verrichtete, von Saads Gattin befreit, mit des Feldherrn Waffen und Pferd Wunder der Tapferkeit. Nach der Schlacht kehrte er wieder in die Haft zurück; allein Saad entließ ihn, und er enthielt sich fortan des Weines.

Nach dem Siege bei Kadesia unterwarf sich die reiche Provinz Irak dem Chalifen. Die wichtige Eroberung zu sichern und den Handel mit Indien zu vermitteln wurde auf der „weißen“ Erde, am westlichen Ufer des „Flusses der Araber“ (Schat-el Arab), etwa in der Mitte zwischen der Vereinigung der beiden Ströme Euphrat und Tigris und der Meeresküste, die feste Stadt Bassora gegründet, die aus einer unbedeutenden Niederlassung durch die Gunst der Lage und die Fruchtbarkeit des Bodens bald zur Hauptstadt und zum reichen Emporium des östlichen Verkehrs emporstieg und die Schifffahrt im persischen Meerbusen beherrschte. Indessen hätte das von Flüssen und Kanälen durchschnittene und von festen Städten geschützte Land den arabischen Reiterheeren noch manche Schwierigkeiten bereiten können und die starken Mauern von Madain oder Ktesiphon, die den Sturmwiddern der Römer widerstanden, wären vor den Pfeilen der Saracenen nicht sogleich zusammengesunken, hätten nicht die Perser, überwältigt von dem Glauben, daß die letzte Stunde ihres Reiches und ihrer Religion gekommen, Muth und Kampflust verloren. Als die muhammedanischen Kriegsschaaren den Euphrat überschritten, fanden sie die Städte größtentheils von Vertheidigern entblößt. Ohne namhaften Widerstand betraten sie das östliche Ufer des Tigris und rückten auf Madain los. Da floh Jezdedjerd wie einst Darius vor Alexander, mit dem heiligen Feuer und einem

Gründung von Basra und Eroberung von Madain.

Theile der königlichen Schätze nach Holwan in das medische Hochland, seine Hauptstadt, den vieljährigen Herrschersitz der Sassaniden, dem kriegerischen Hirtenvolke preisgebend. Als Saad in die große fast menschenleere Stadt mit den herrlichen Palästen und Lustgärten einzog, sagte er mit den Worten des Koran: „Wie viele Gärten haben sie verlassen und Quellen und Saaten, wie viele Wonne- und Lustplätze, an denen sie sich ergötzten. Dies Alles hat der Herr einem andern Volke geschenkt und weder Himmel noch Erde weint um sie." Darauf wurde alles bewegliche Gut in den „weißen Palast," wo der Oberfeldherr sein Hauptquartier aufschlug, zusammengetragen und nach Ausscheidung des gesetzlichen Fünftels für den Staatsschatz in Medina, unter die Truppen vertheilt. Und so groß waren die erbeuteten Schätze, daß bei einem Heere von 60,000 Mann jeder Soldat 12,000 Drachmen (Dirhem) Silber für seinen Antheil erhielt. Die in den Sälen des berühmten Palastes ausgestellten Kostbarkeiten und Kunstwerke, die werthvollen Gegenstände von Gold, Silber und Edelgestein, die herrlichen Erzeugnisse der indischen Erde, erregten das Erstaunen der Moslim, die den Werth und Gebrauch kaum zu schätzen wußten.

Unter den Kunstwerken war das merkwürdigste ein seidener Teppich, 300 Ellen lang und 60 breit. Auf demselben war das Paradies abgebildet und zwar so, daß die Blumen, Früchte und Bäume durch Goldstickerei und kostbare farbige Edelsteine dargestellt waren, das Ganze von einem bunten grünen Kranz umwoben. Der Feldherr sandte das Meisterwerk der Natur und des Fleißes dem Chalifen; aber dieser, unempfänglich für solche Reize, zertheilte es unter die Gefährten des Propheten. Ali's Antheil allein hatte noch einen Werth von 10,000 Silberstücken. In den Prunkgemächern des weißen Palastes, dessen Trümmer noch bis zur Stunde erhalten sind, fanden sich ferner kostbare mit Edelsteinen besetzte Waffen, die Reichskrone mit den größten Diamanten, ein goldenes Kameel und ganze Vorräthe von Moschus, Ambra, Sandelholz und Kampfer. Das letzte, das durch eine Beimischung von Wachs zur Erleuchtung der Paläste des Orients gebraucht wird, hielten die Araber für Salz und staunten über den bitteren Geschmack.

Kufa gegründet, Madain und Iran erobert. 637—640. Mit dem Einzuge der Moslim in Madain oder Ktesiphon begann der Verfall dieser glänzenden Sassanidenstadt. Die südwärts von den Ruinen Babylons am rechten Euphratufer gegründete Stadt Kufa wurde der Sitz der mohammedanischen Befehlshaber des Stromlandes. Die gesunde Luft, die bequemere Lage und vor Allem die Besorgniß Omars, die Söhne der Wüste möchten in der üppigen Weltstadt ihre einfachen Sitten mit den Lüsten und Lastern der früheren Bewohner vertauschen, bestimmten den Chalifen zur Anlegung der neuen Stadt mit Wohnungen aus Ziegeln, Rohr und Erdpech. Eine Anzahl kräftiger Veteranen bildete den ersten Kern der Bürgerschaft und pflanzte den Geist des Trotzes und der Widerspenstigkeit, durch den sich die Stadt zu allen Zeiten hervorthat, so daß sich schon Omar genöthigt sah, Mughira, den strengsten und grausamsten Mann seiner Umgebung, zum Statthalter und Zuchtmeister über sie zu setzen. Nach dem Fall von Madain zog das ara-

bische Kriegsheer nordwärts in das medische Gebirgsland. Da floh Jezdedjerd von Holwan weiter in die geschützteren Provinzen Irans, die Vertheidigung des Reiches und der theuersten Güter dem Volke überlassend. Der Muth der Nation überdauerte den des Königs. Während sich Jezdedjerd in den unzugänglichen Bergen des nordöstlichen Iran barg, kämpften seine Heere bei Djalula und Nehawend, südlich vom alten Ekbatana (Hamadan), rühmlich wenn auch unglücklich gegen die Feinde und retteten die persische Ehre. Nach der Einnahme von Holwan und Hamadan drangen die Araber, den Spuren des fliehenden Königs folgend, bis in das nördliche Hochland am Ufer des kaspischen Sees, wo geschützte Thäler voll üppiger Vegetation mit schneeigen, stürmischen Winterlandschaften abwechseln (I. S. 323 ff.) und besetzten die fruchtbaren Gefilde in der Gegend des heutigen Teheran, wo noch jetzt die Ruinen von Rey Zeugniß geben von alter Cultur und Wohlhabenheit (I. S. 362).

Ein weiteres Vordringen in die unbekannten Gebirgsgegenden hielt Omar nicht für rathsam, ehe der Süden des Reiches mit den alten Königssitzen Susa und Persepolis und die westlichen Länder Mesopotamien und Armenien in sicherem Besitz wären. Zu dem Ende ging eine Heerabtheilung unter Abdallah Ibn Maschar südwärts von Mosul wieder über den Tigris zurück, besetzte das Stromland und vereinigte sich schließlich bei Edessa (Roha) mit ihren siegreichen Brüdern vom syrischen Heere. Zu gleicher Zeit drang Saad von Kufa und Bassora aus in die Landschaft Susiana (h. Khusistan) vor, bemächtigte sich nach langem Kampfe der Stadt Schuster (I. S. 363) und schickte den tapfern Satrapen Hormuzan (Harmozan) mit sicherem Geleite nach Medina, damit Omar selbst sein Schicksal entscheide. Im fürstlichen Purpurgewand, die mit Edelsteinen reich geschmückte Tiara auf dem Haupte betrat der Perser die Prophetenstadt und war nicht wenig überrascht, als er den Beherrscher der Gläubigen im einfachen wollenen Kleide auf der Schwelle der Moschee schlafend fand. Omar ließ den Gefangenen seiner fürstlichen Abzeichen berauben und bedrohte ihn mit dem Tode, weil so viele Moslemin durch seinen Widerstand den Untergang gefunden. Ein neuerer Dichter hat in schönen Worten besungen, wie Hormuzan durch die eigene Geistesgegenwart und durch des Chalifen Festhalten am gegebenen Worte sein Leben rettete. Er bekannte sich zum Glauben an den mächtigen Gott, „der das Königreich Persien und die Religion Zoroasters gestürzt," und wurde zu Gnaden angenommen. Susiana und Farsistan mit den Ruinen von Persepolis in der Thalebene Merdascht (I. S. 354, II. S. 411 ff.) kamen nun nach einigem Sträuben unter die Herrschaft des Chalifen, der die beiden Länder bis nach Kerman und an den Rand der Wüste unter arabische Verwaltung stellte und eine Zählung und Schätzung des Volkes, der Heerden und der Früchte des Feldes anordnete.

Persien und Mesopotamien unterworfen. 640 ff.

Nun durchzogen die Moslim in größeren und kleineren Abtheilungen das persische Reich nach allen Richtungen, indeß der unglückliche König an der Ost-

Jezdedjerds Ausgang. c. 650.

grenze bei Türken und Chinesen um Hülfe flehte. In Ispahan, Herat und Balkh wurde Mohammeds Fahne aufgepflanzt; von dem reizenden Thale von Schuster bis nach Kelat und Kandahar und an das hohe Grenzgebirge, welches Persien von Indien scheidet, trugen die kühnen Streiter des Islam ihre Waffen und ihren Glauben. Omar war schon ins Grab gesunken, als das Schicksal Irans und seines Königs im fernen Khorasan entschieden ward. Nach langen Kämpfen, in denen Jezdedjerd mit den letzten Kräften Persiens und mit türkischen Hülfstruppen die siegreichen Feinde aufzuhalten oder zurückzudrängen bemüht war, fiel er durch Meuchelmord, ohne daß man über den Ort und die Art seines Todes genau unterrichtet wäre. Bei dem Uebersetzen über einen Fluß, heißt es, wurde er von einem raubsüchtigen Müller, den die Ringe und Armbänder reizten, erschlagen.

So starb der Enkel des großen Chosroes; sein Sohn Firuz trug seine Ansprüche und seinen Königstitel an den Hof des chinesischen Kaisers; in dem Enkel erlosch der Mannstamm der Sassaniden; „aber die weiblichen Gefangenen, die Töchter Persiens, wurden den Siegern zur Knechtschaft oder Ehe gegeben und das Geschlecht der Chalifen und Imame durch das Blut ihrer königlichen Mütter veredelt."

Verbreitung des Islam in Persien. Mit dem Untergange der Dynastie wurde auch der Lehre Zoroasters, die in den Sassaniden ihre eifrigsten Vorkämpfer hatte, die Axt an die Wurzel gelegt. Zwar war der Unterschied zwischen dem Dualismus der persischen Religion und dem mohammedanischen Monotheismus allzugroß, der Einfluß und Fanatismus der Magier allzu mächtig, als daß die Herrschaft des Islam in den östlichen Landschaften so rasch hätte eintreten können wie in Syrien und den christlichen Staaten. Während hier die verwandten Grundelemente den Uebergang und die Verschmelzung erleichterten und die Nähe Arabiens, des Stamm- und Mutterlandes der Koranlehre, ein bedeutendes Gewicht zu Gunsten des Islam einlegte; hatte der Cultus der Magier in dem indischen Heidenthum einen starken Rückhalt und in der Geschiedenheit der einzelnen Provinzen des Sassanidenreiches und in dem zähen Charakter der altiranischen Gebirgsstämme eine feste Schutzwehr. Es ist daher nicht zu verwundern, daß die beiden Religionen in Persien noch lange im Kampfe lagen, die eine, um die Alleinherrschaft zu erringen, die andere, um ihr Bestehen zu retten, und daß der untergehende Parsismus seine hinschwindende Lebenskraft noch in verschiedenen gewaltigen Zuckungen kund gab. Aber Zoroasters Religionssystem, einst getragen von ethischen Prinzipien in Lehre und Cultus, im praktischen Leben durchdrungen von einer kräftigen Sittenlehre, war unter fremdartigen Einflüssen und durch die Macht der Sinnlichkeit und Wollust entartet und zu einem äußerlichen Gesetzesdienst herabgesunken; es besaß daher nicht mehr die Kraft, dem frischen Impulse einer neuen Glaubenslehre, die mit dem Ruhme göttlicher Offenbarung auftrat und seinen Bekennern irdische Vortheile und himmlische Seligkeit verhieß, einen nachhaltigen Widerstand entgegen zu setzen.

Da ein einfaches Glaubensbekenntniß die „Grenzlinie zwischen Bruder und Sclave" zog, so ergriffen die Söhne Irans mehr und mehr die Sache der Freiheit und wählten statt des Tributs rechtloser Unterthanen die Armensteuer gläubiger Moslemin, doch so, daß sie zugleich ihre religiösen Grundanschauungen in den neuen Glaubens- und Cultuskreis und ihre Literatur in die arabischen Schulen einführten. In Kurzem überschritten die Mohammedaner im Fluge der Eroberung den Oxus (Amu oder Gihon) und den Jaxartes (Sihun), belebten in den Landschaften Baktrien und Sogdiana die Keime alter Cultur und trugen Mohammeds Lehre an den oberen Indus. Die Städte Meru und Bochara, Balkh und Samarkand, durch weite Ringmauern mit Gärten und Feldern im innern Raume gegen die Ueberfälle und Belagerungen der Türken und Nomaden geschützt, wurden wichtige Markt- und Handelsplätze für die kostbaren Erzeugnisse des fernen Orients und vermittelten den Verkehr zwischen dem Osten und Westen.

So verschwand der Parsismus, einst ein so wichtiger Träger religiöser Bildung in der alten Heimath. Die Zendsprache (Pehlwi) ging unter, der Koran trat an die Stelle des zoroastrischen Gesetzbuches, die Feueraltäre wurden umgestürzt; nur in einigen abgesonderten Volksstämmen erhielten sich noch die Spuren der alten Religion. Bald verfolgt, bald übersehen, verharrten am Elburs und in andern unzugänglichen Gebirgsgegenden die Anhänger des Licht- und Feuerdienstes (Gheber) noch Jahrhunderte im Glauben der Väter, bis die letzten Träger untergingen oder auswanderten. Es wurde früher erzählt (I. S. 339), daß eine kleine Parsengemeinde nach wechselvollen Schicksalen in der Halbinsel Guzurate eine bleibende Wohnstätte fand, wo sie den Glauben und die Gesetze der Väter bis zur Stunde bewahrt hat. Aber was die Perser an politischer Macht verloren, gewannen sie mit der Zeit auf dem geistigen Gebiete. Perser wurden bald die Lehrer und Schriftsteller in den neugegründeten Städten der Mohammedaner, besonders unter den Chalifen aus dem Hause der Abbasiden, die das persische Element im Islam vorzugsweise begünstigten. Schon frühe wurden die Fabeln Bidpais und das große „Königsbuch" aus dem Pehlwi ins Arabische übersetzt.

Bald glaubten die Bewohner der Bucharei und des fernen Turkestans an Mohammeds Sendung; unter Muawia's Chalifat durchstreiften der tapfere Muhallab und Ziads kriegerischer Sohn Abad die Gebiete von Kabul bis Mekran und andere trugen ihr Schwert und ihren Glauben nach Multan und in das fruchtbare Land der fünf Ströme (Pundjab). Fortan blieb der Islam die herrschende Religion des Morgenlandes. Nur in Armenien haben die Christen ihren Glauben bewahrt, aber getrennt von der Reichskirche und Mohammeds Jüngern zinspflichtig. In der Folge drangen die Moslim bis in die Kaukasusländer und gewannen in Tiflis und Derbend dem Islam Bekenner.

c) Die Moslim in Aegypten und Afrika.

War der Druck und die Erpressung, welche die Einwohner Syriens und Palästina's von den byzantinischen Kaisern zu ertragen hatten, eine der Haupt- Amru zieht nach Aegypten. 738.

ursachen der raschen Verbreitung des Islam, so gesellte sich in Aegypten zu diesem Uebel noch die religiöse Verfolgung, welche die Bekenner der Reichsreligion über die alte koptische Bevölkerung, die Anhänger der Lehre von der Einen Natur in Christo, verhängten. Es ist daher nicht schwer zu begreifen, daß der mohammedanische Glaube, mit dem Feuer der Begeisterung und den Waffen des Sieges verkündigt, sich leicht und schnell einen Weg zu den gedrückten und gereizten Bewohnern des Nillandes verschaffte. Dazu kam noch, daß die Eroberung Aegyptens in die Hände eines Mannes gelegt war, der das Selbstgefühl eines Koreischiten (wenn gleich seine Geburt durch den zweideutigen Ruf seiner Mutter von ihrem Glanze eingebüßt hatte) mit dem glühenden Eifer eines streng gläubigen Muselmannes und die Tapferkeit eines Kriegers mit der Klugheit und Umsicht eines erfahrenen Feldherrn verband. Dieser Mann war Amru Ibn Aaß, der bei der Unterwerfung Palästina's das Meiste gethan hatte. Wohl trug Omar Bedenken, als Amru um die Erlaubniß nachsuchte, seine Kriegsschaar nach Aegypten führen zu dürfen, diesem Vorschlag zu willfahren. Er mußte voraussetzen, daß die Regierung von Konstantinopel alle Kräfte anstrengen würde, das Land, das als die „Kornkammer“ der Kaiserstadt von der größten Wichtigkeit war und das in seiner schwer zugänglichen Lage wie in den festen und volkreichen Städten eine mächtige Schutzwehr besaß, gegen die Feinde ihres Staats und ihres Glaubens zu vertheidigen. Er zauderte daher mit seiner Genehmigung und setzte endlich den Feldherrn durch ein zweideutiges Schreiben in die Lage, die Entscheidung selbst zu treffen und dadurch die Verantwortung des Ausgangs auf sich zu nehmen.

Erst als Amru sein kleines Heer aus dem von Hunger und Pest heimgesuchten syrischen Lande über die Grenze Aegyptens geführt, öffnete er den Brief, der ihm zu bleiben gebot, wenn er sich noch auf syrischer Erde befände, und weiter zu ziehen gestattete, wenn er schon das fremde Land betreten hätte.

Gründung von Fostat und Kairo.

Nach einer Belagerung von dreißig Tagen eroberte Amru Farma oder Pelusium, den „Schlüssel Aegyptens,“ und rückte dann über Bilbeis auf die alte Pharaonenstadt Memphis los. In der Nähe derselben, am östlichen Nilufer lag die feste Stadt Babylon, wo hinter starken Mauern ein römisch-griechisches Besatzungsheer die über den breiten Strom führende Schiffbrücke hütete. Dieses Bollwerk widerstand der kleinen Mannschaft Amru's mehrere Monate, so daß die verwegene Schaar, die auch noch von der Nilüberschwemmung bedroht ward, in große Gefahr gerieth. Erst als Verstärkungen aus Arabien eintrafen, wurde Babylon im kühnen Sturm erobert. Die Feinde zogen sich auf die Insel Rodha, während die Moslim die Zelte ihres Lagers (Fostat) zu bleibenden Wohnungen umschufen und mit der verlassenen Stätte verbanden und dadurch den Grund zu Alt-Kairo (Misra) legten, das in der Folge als weite Vorstadt mit der neuen Hauptstadt Kairo (Kahira) zu einem Ganzen zusammenwuchs.

Vertrag mit den Kopten.

Aber trotz dieses glücklichen Anfangs hätten sich die Araber in dem schwierigen Lande nicht auf die Länge zu halten vermocht, wenn nicht die Kopten aus Haß gegen die kaiserliche Hoftheologie, welche der ganzen Nation den Makel der Ketzerei aufgeprägt hatte, das Bündniß mit den Mohammedanern dem byzantinischen Joche vorgezogen hätten. An ihrer Spitze stand ein reicher und edler Aegyptier, Mukaukas mit Namen, derselbe, der einst die Gesandten Mohammeds, die ihn für den Islam gewinnen wollten, mit kostbaren Geschenken entlassen hatte. Dieser erfaßte mit Freuden die Gelegenheit, sich dem Gewissenszwang und der Heuchelei, zu denen er sich aus Furcht vor dem Kaiser bisher bequemt hatte, zu entziehen. Als seine an Amru geschickten Abgeordneten von den Arabern aussagten: „es seien Männer, die den Tod mehr liebten als das Leben, die weder um irdische Größe sich kümmerten, noch nach weltlichen Genüssen gelüsteten, die auf der Erde sitzend oder knieend ihre Mahlzeiten hielten, deren Anführer durch Nichts vor den andern ausgezeichnet sei, bei denen man keinen Unterschied wahrnehme zwischen Hoch und Niedrig, zwischen Herren und Knechten, die, wenn die Gebetszeit komme, alle ohne Ausnahme ihre Andacht und ihre Waschungen verrichteten," da schloß er eilig Frieden und Bündniß mit dem fremden Volke, „das von den Gütern der Erde nur einfache Kleidung und Nahrung begehre und sich nach dem Märtyrertod sehne, der den Gläubigen ins Paradies führe," und verstand sich gern zu einem Vertrag, welcher den Aegyptern gegen Entrichtung einer mäßigen Grundsteuer und eines Kopfgeldes von zwei Goldstücken (Dinaren), wovon jedoch Frauen, Greise und Kinder befreit sein sollten, ihren Glauben und ihre persönliche Freiheit zusicherte. Alle Kopten schwuren darauf dem Chalifen Treue und als bald nachher Amru gegen Alexandrien zog, versorgten sie ihn mit allen Lebensbedürfnissen und förderten seinen Marsch durch Ausbesserung der Wege und durch Brücken. Die griechischen Besatzungen und Beamten entzogen sich dem Hasse der Eingebornen und dem Schwerte der Moslim durch eilige Flucht nach Alexandrien oder in befreundetes Ausland.

Belagerung und Eroberung von Alexandrien. 640. 641.

Nach einem Marsche von zwanzig Tagen, der mit ununterbrochenen Kämpfen und Schlachten wider die aus Oberägypten abziehenden Besatzungstruppen angefüllt war, schlug Amru sein Lager vor den starken Mauern Alexandriens auf. Die Belagerung einer festen großen Handelsstadt, die mit allen Bedürfnissen reichlich versehen war, die von der See her offen, fortwährend mit neuen Truppen unterstützt werden konnte und deren zahlreiche Bewohner für die theuersten Güter, Religion und Eigenthum kämpften, war ein schwieriges Unternehmen. Von dem Besitze Alexandriens hing das Schicksal Aegyptens, ja des ganzen nördlichen Afrika ab; darum strengten die Araber alle Kräfte an, diese wichtige Stadt in ihre Hände zu bringen; aber auch Kaiser Heraklius entfaltete noch einmal den kriegerischen Sinn früherer Jahre, um das Kleinod seines Reiches zu retten. Die Ausfälle und Angriffe wiederholten sich mit

geringen Unterbrechungen; stets leuchtete Amru's Schwert und Fahne in den vordersten Reihen. Aber der Muth der Christen und die Festigkeit der Mauern und Thürme trotzten der an Verwegenheit grenzenden Tapferkeit der Moslim. Einst waren sie bereits in die Citadelle eingedrungen, sie wurden jedoch wieder zum Weichen gebracht und Amru, der als Gefangener weggeführt ward, wäre verloren gewesen, hätte ihn nicht die rasche Geistesgegenwart eines Sclaven von dem drohenden Verderben gerettet. Erst nach einer vierzehnmonatlichen Be-
641. lagerung, als in Folge des Ablebens des Heraklius die Hauptstadt des Reichs durch Thronkämpfe und Aufruhr in Verwirrung gerieth und die neuen Herrscher über den näheren Sorgen die Angelegenheiten in der Ferne aus den Augen verloren, gewannen die Saracenen die Oberhand. Die griechischen Truppen schifften sich ein, begleitet von den reicheren und angeseheneren Bürgern und die Fahne Mohammeds wehte auf den Mauern Alexandriens.

Amru's Einzug in Alexandrien. 641.

Es war im December des Jahres 641 unserer Zeitrechnung, als Amru seinen feierlichen Einzug in die Hauptstadt Aegyptens hielt. Mit dem Stolze des Siegers meldete er dem Chalifen, daß die Weltstadt des Westens, die 4000 Paläste und eben so viele Bäder, 400 Theater und Vergnügungsorte, 12,000 Gemüsehändler und 40,000 zinspflichtige Juden zähle, ohne Vertrag oder Capitulation in die Gewalt der Gläubigen gefallen sei und daß die Soldaten dürsteten, die Früchte ihrer Anstrengungen zu ernten. Aber Omar verwarf jeden Gedanken einer Plünderung. Er gestattete den Einwohnern jedes Glaubens gegen Entrichtung eines mäßigen Kopfgeldes und einer Grundsteuer in Frieden und Dunkelheit ihr Leben zu verbringen.

Die Alexandrinische Bibliothek.

Die Erzählung, daß Omar auf die Frage des Feldherrn, was er mit der Alexandrinischen Bibliothek anfangen solle, geantwortet habe: „Wenn die Schriften der Griechen mit dem Buche Gottes übereinstimmen, so sind sie überflüssig, stimmen sie nicht damit überein, so sind sie gefährlich; folglich möge er sie der Vernichtung weihen," und daß dieser Weisung gemäß Amru die Bäder der Stadt sechs Monate lang mit den Papyrus- und Pergamentrollen geheizt habe, ist längst als eine Fabel anerkannt worden. Eine solche Barbarei steht im Widerspruch mit dem Charakter Amru's, der in seiner Jugend selbst Dichter, stets einen intelligenten und regsamen Geist zeigte, und der Gebildetste unter den ersten arabischen Anführern war. Die Literaturwerke, womit einst die Ptolemäer den Königspalast und den Serapistempel bereichert hatten, waren längst durch Krieg und Fanatismus untergegangen, und schwerlich hätten die Araber, die in der Folge die Schätze griechischer Wissenschaft sich mit so großem Eifer aneigneten, sich eines solchen Frevels an dem menschlichen Geiste schuldig gemacht. Höchstens mögen einige Bücher theologischen Inhalts bei der Eroberung ihren Untergang gefunden haben, durch deren Verlust die Menschheit keinen großen Schaden gelitten hat.

Die Griechen machten noch einige vergebliche Versuche, Alexandrien wiederzugewinnen; sie wurden zurückgeschlagen und der strenge Amru übte blutige Rache an den Bewohnern. Doch wurde die im Zorn ausgestoßene Drohung, daß er die ganze Stadt büßen lassen wolle für die Leiden und Kämpfe und sie von allen Seiten so zugänglich machen, wie das Haus einer

Buhlerin, nicht im ganzen Umfang vollzogen. Nur die Festungswerke nach dem Lande zu wurden abgetragen und die Dörfer, die zu den Griechen gehalten, verwüstet. Dagegen blieb der größte Theil der Stadt verschont und an der Stelle, wo der Feldherr seinen Truppen Einhalt geboten, wurde die „Moschee der Barmherzigkeit" errichtet. Aber die Ehre der Hauptstadt ging auf Fostat über, den Ort, wo Amru's Zelt gestanden und der mit Babylon und einigen umliegenden Ortschaften allmählich zur Stadt Groß-Kairo sich erweiterte. Aegypten wurde nun für Medina und Arabien eine eben so wichtige „Kornkammer" wie früher für Rom und Konstantinopel. Schon Amru schickte bei Gelegenheit einer Hungersnoth einen langen Zug von Kameelen mit Getreide beladen nach Medina, und um die Verbindung des Landes mit Arabien zu erleichtern, ließ er den Kanal vom Nil nach dem rothen Meer, der im Alterthum von den Pharaonen und Persern, von den Ptolemäern und Römern ausgegraben worden und immer wieder in Verfall gerathen war, von Neuem anlegen. Doch war auch dieses Werk, wobei ältere Arbeiten benutzt worden zu sein scheinen, nicht von langer Dauer. Von Alexandrien aus drangen Amru und Okba nach Lybien. Die Sandwüste, ein für römische Heere unüberwind- 643. 644.
liches Hinderniß, wurde von dem arabischen Kriegsheer mittelst der Kameele durchschritten. Die Feldherren eroberten Barka, Tripoli und Sabra, legten den Einwohnern Tribut auf und machten die ersten Versuche, die Berber für den Islam zu gewinnen. Aber die Eroberung Nord-Afrika's war einem andern Herrschergeschlecht beschieden.

C. Othman und Ali.

Wir haben früher erwähnt, daß Omar aufs Eifrigste bemüht war, die Omar's Tod. 644.
Staatskasse in Medina auf Kosten der eroberten Länder zu füllen. Die Statthalter von Irak und Aegypten konnten ihm mit ihren Lieferungen nie Genüge thun. Diese Härte führte seinen Tod herbei. Firuz, ein christlicher Handwerker von Kufa, beklagte sich bei dem Chalifen, daß ihm der Statthalter eine allzu große Steuer auferlegt habe; als er keine Erleichterung erlangen konnte, fiel er denselben in der Moschee mit einem zweischneidigen Dolche an und brachte ihm sechs Wunden bei, an denen er bald darauf starb. Omar war der 3. Nov. 644.
kühnste und entschlossenste Streiter für den Islam, die starke Säule, auf die sich Mohammed und Abu Bekr gestützt hatten, der muthige Glaubensheld, der in allen schwierigen und gefahrvollen Zeitläuften durch seine muthige Zuversicht den Ausschlag gegeben, der die Zagenden gestärkt, die Unschlüssigen und Wankenden aufgerichtet und durch seinen klaren, energischen Willen zum Siege des neuen Glaubens wesentlich beigetragen hatte. „Sein Chalifat, gekrönt mit dem Ruhme der dreifachen Eroberung von Syrien, Persien und Aegypten, verdient als das heroische Zeitalter der saracenischen Geschichte bezeichnet zu werden.

In dem kurzen Zeitraum von weniger als zehn Jahren wurden die gigantischen Grundlagen der islamitischen Macht aufgeführt." Hormuzan, der bekehrte persische Fürst und Hufeina, ein christlicher Sclave in Kufa, die im Verdacht standen, Firuz zu der blutigen That gereizt zu haben, wurden von Omar's Sohn Abd Allah erschlagen.

Othman's Chalifat. 644—656. Omar hatte vor seinem Tode die sechs ältesten Gefährten Mohammeds beauftragt, aus ihrer Mitte einen neuen Chalifen zu wählen. Mehrere Tage lang beriethen sie sich im Hause der Aïscha, wen sie zu der hohen Stelle erheben sollten. Da gab endlich Abderrahman, der würdigste unter ihnen, der aber freiwillig von der Bewerbung zurückgetreten war, den Ausschlag, indem er sich nach einigem Schwanken zwischen Ali und Othman für den letzteren entschied, hauptsächlich deshalb, weil dieser versprach, auf der Bahn Abu Bekr's und Omar's zu wandeln, wodurch dem Chalifat eine gewisse Unfehlbarkeit zuerkannt wurde. Aber der bejahrte und schwache Othman war dem schwierigen Amte nicht gewachsen: seine zwölfjährige Regierung wurde durch Aufruhr und innere Wirren getrübt, die hauptsächlich in der parteiischen Bevorzugung seiner Verwandten und Stammesgenossen bei Besetzung der hohen Reichsämter ihre Quelle hatten und durch seine Nachsicht und schwankende Haltung bis zur Anarchie gesteigert wurden. Die Legende meldet, daß zwischen Haschim, dem Ahnherrn Mohammeds, und Abd Schem, von dem Othman und die Omejjaden ihre Abkunft herleiteten, schon bei der Geburt Blut geflossen sei. Beide, als Zwillinge zur Welt gekommen, seien an der Stirne zusammen gewachsen gewesen und hätten durch einen Schnitt von einander getrennt werden müssen, ein Zufall, der auf blutige Kriege zwischen beiden Stämmen zu deuten schien. Dieser Zwiespalt war schon in der Feindschaft zwischen Abu Sofian, einem Urenkel Abd Schems und Mohammed, dem Nachkommen Haschims, zu Tage getreten und sollte jetzt mit neuer Heftigkeit hervorbrechen. Othman, ein altersschwacher, unselbstständiger Greis, ließ sich von Verwandten und Günstlingen leiten, die wegen der Feindschaft, die sie selbst oder ihre Väter einst gegen den Propheten gehegt hatten, vielen Gläubigen verhaßt waren. Er überhäufte sie mit Reichthümern und Ehrenstellen, ernannte sie zu Statthaltern und Heerführern, selbst wenn sie sich, wie Abdallah Ibn Saad in Aegypten und Welid Ibn Okba in Kufa, durch Erpressungen und Sittenlosigkeit schändeten, und zog Männer wie Alhakam und dessen Sohn Merwan, die zu den hartnäckigsten und erbittertsten Gegnern Mohammeds gehört hatten, den verdientesten und treuesten Gefährten und Anhängern des Propheten vor. Seinen klugen und energischen Vetter Muawia, den Sohn Abu Sofians, dessen Geschlecht den Islam zwanzig Jahre bekämpft hatte, setzte er zum Statthalter von Syrien ein. Mit Besorgniß sahen die alten Gefährten des Propheten, Ali, Talha und Zubeir, von denen sich jeder im Stillen Hoffnung auf die Nachfolge im Chalifat machte, alle Macht in die Hände der Omejjaden übergehen; und da

Othman auch noch in religiösen Dingen mehrfach von Mohammeds Lehren und Vorschriften abwich und einige altarabische Gebräuche wieder zuließ, so entstand eine allgemeine Unzufriedenheit unter den Moslim. Selbst das große Verdienst, das sich Othman um die heiligen Schriften des Koran erwarb, indem er durch eine neue Revision aller vorhandenen Abschriften eine in Sprache, Anordnung und Inhalt correcte Ausgabe veranstalten und die übrigen in Umlauf befindlichen Exemplare vernichten ließ, also daß der Text für alle Zeiten festgesetzt und ein authentisches und gleichlautendes Religionsbuch hergestellt ward, fand Tadel und Widerspruch, weil er die Redaction nicht den gelehrtesten, sondern den ihm ergebensten Männern übertragen und durch die Verbrennung der in einzelnen Suren und Versen abweichenden Handschriften die Vergleichung und Kritik abgeschnitten hatte. Man hegte den Verdacht, es möchten manche gehässige Aussprüche gegen die Omejjaden in der neuen Ausgabe weggelassen oder gemildert worden sein.

Die Unzufriedenheit nahm mit den Jahren zu und da Othman's Güte oder Schwäche die Unruhstifter straflos ausgehen ließ, so standen bald alle Provinzen in vollem Aufruhr. Mohammed, der Sohn Abu Bekr's, Ali's Freund und treuester Anhänger, trotzte dem Chalifen die Statthalterschaft von Aegypten ab; er hatte aber die Würde noch nicht angetreten, als seine Genossen einem Sclaven Othman's einen Brief abnahmen, worin die Ernennung Mohammed's widerrufen und dem früheren Befehlshaber Abdallah Ibn Saad der Auftrag gegeben war, den Sohn Abu Bekr's aus der Welt zu schaffen. Empört über diese Treulosigkeit kehrte Mohammed an der Spitze eines Insurgentenhaufens nach Medina zurück. Othman, in der Moschee mißhandelt, flüchtete sich in seinen festen, geräumigen Palast, wo er sich mit Merwan und seinen Getreuen mehrere Tage gegen die Aufrührer vertheidigte, bis Mohammed und einige Gefährten aus einem benachbarten Hause eindrangen und den greisen Glaubensfürsten unter Mißhandlungen ermordeten. Während die „Kämpfer für Recht und Gesetz" in die Schatzkammer stürzten, um sich auch noch mit Raub zu schänden, entkamen Merwan und seine Genossen zu Muawia. Die Mörder beherrschten Medina; und so groß war der Schrecken und die Verwirrung, daß Othman's Leiche erst am vierten Tage heimlich von einigen Omejjaden in die Erde gesenkt ward. Othman's Ausgang. 656.

Die Aufrührer trugen nun die Chalifenwürde Ali, dem Eidam des Propheten an; aber dieser zauderte lange, die Herrschaft aus den blutbefleckten Händen zu empfangen und dadurch den Schein der Mitwissenschaft auf sich zu laden. Erst als die beiden Gefährten Talha und Zubeir, mehr gezwungen als freiwillig, ihre Huldigung zusagten, nahm er die hohe Würde, auf die er von Anfang an die gerechtesten Ansprüche hatte, an und empfing von den Häuptern der Stadt die Anerkennung. Aber die Zahl seiner Widersacher war groß und bald erhob der Aufruhr sein drohendes Haupt gegen ihn, wie vordem gegen Ali zum Chalifen gewählt.

Othman. Seine neu ernannten Statthalter wurden zurückgewiesen und in Aïscha gegen Ali. Mekka pflanzte Mohammeds ränkevolles Weib Aïscha, die gegen den Gatten und die Nachkommen Fatima's unversöhnlichen Haß in ihrer Brust nährte, die Fahne der Empörung auf und fand kräftige Helfer in Talha und Zubeir, die es nicht verschmerzen konnten, daß der Herrscherstuhl in Medina nicht einem von ihnen zu Theil geworden und trotz ihres Eides der Treue nach Mekka zu der Mutter der Gläubigen eilten. Doch wagten sie nicht in Mekka selbst den heranrückenden Ali zu erwarten; sie zogen sich mit ihren Anhängern nach Baßra, wo sie bald die Oberhand über die Gegenpartei erlangten und die Einwohner aufforderten, Othman's vergossenes Blut an den Mördern zu rächen, und Ali, der die Schuld getheilt und die Aufrührer geschont habe, des Chalifats für unwürdig zu erklären. Zwar nahmen manche Gläubige Anstoß an dem Benehmen Aïscha's und ihrer Gefährten. „Du hast das Heiligthum des Propheten entweiht," rief ihr ein gewisser Harith zu, „und den Schleier der Züchtigkeit von dir geworfen; es ist die Pflicht der Gläubigen, dich wieder in deine Gemächer zurückzuführen und diesen Männern, denen du gefolgt bist, Widerstand zu leisten;" aber die Menge war überzeugt, daß unter ihrem Banner die gerechte Sache siegen müsse, daher die Zahl ihrer Anhänger in Baßra mit jedem Tage zunahm. Als jedoch Ali in Dsu Kar auf der Grenze von Arabien und Irak sein Lager aufschlug und die Kufaner durch die Zusage, seinen Herrschersitz bei ihnen zu nehmen, auf seine Seite zog, neigte sich die Wage zu seinen Gunsten. Die Kameelschlacht. Er forderte seine Gegner in Baßra auf, sich zu unterwerfen, und zog auf ihre Weigerung mit Heeresmacht wider sie heran. Vor den Mauern der Stadt kam der erste Bürgerkrieg unter den Moslim zur Entscheidung. In der „Kameelschlacht," so genannt, weil Aïscha auf einem Kameele durch die Reihen der Ihrigen ritt, sie zum muthigen Kampfe anfeuernd, wurde Talha „dem Blute Othman's geopfert," nach einigen Berichten von der Hand Merwan's, und Zubeir auf der Flucht getödtet. Aïscha aber harrte im dichtesten Gefechte muthig aus; die Sänfte, in welcher sie saß, starrte wie ein Igel von Pfeilen und Wurfspeeren; in den Benu Dhabba fand sie eifrige Verfechter. Vergebens suchten die Aliden das Kameel mit der Mutter der Gläubigen in ihre Gewalt zu bringen; sobald Einem ihrer Beschützer die Hand abgehauen wurde, trat ein Anderer hervor und faßte das Halfter. Erst als Malib Alaschtar dem Thier die Sehnen durchschnitt, mußte sie sich ergeben und Ali's Gnade anflehen. Er übergab sie ihrem Bruder Mohammed, der sie nach Medina, an das Grab ihres Gatten führte. Von dem Schlachtfelde, das von 15,000 Leichen oder Ver-
Jan. 657. wundeten bedeckt war, zog Ali als schonender Sieger in Baßra ein. Er wollte die Herzen des Volkes gewinnen, da ihm ein neuer Kampf mit einem mächtigeren und klügeren Gegner bevorstand.

Muawia, der Omejjade, in Damaskus. In Damask hatte nämlich Muawia, der Sohn Abu Sofians und der schrecklichen Hind, der „Leberverzehrenden" (S. 23.) die Fahne der Blutrache

für seinen Stammverwandten Othman aufgepflanzt und die syrischen Moslim gegen Ali aufgereizt. „An Ali haftet Othman's Blut," sprach er, „denn er hat den Rebellen in Medina ruhig zugesehen, er hat die Mörder unbestraft gelassen und in seinem Heer nehmen sie den ersten Rang ein." Er erlangte einen mächtigen Bundesgenossen an dem schlauen Amru Ibn Aaß, dem Eroberer Aegyptens, der seit seiner Entsetzung von der Statthalterschaft in stiller Zurückgezogenheit lebte, dessen ehrgeizige Seele aber stets auf Mittel sann, die verlorene Stelle wieder zu gewinnen. Bei Ali war dazu wenig Aussicht, indeß Muawia die Hülfe des bedeutenden Mannes gern um den Preis der ägyptischen Befehlshaberstelle erkaufte. Als nun nach dem Siege in der Kameelschlacht Ali den syrischen Statthalter zur Huldigung auffordern ließ, gab dieser auf Amru's Rath den Gesandten zur Antwort, „er werde sich nicht unterwerfen, bis dem Blute Othmans Genugthuung geworden." Darauf versammelte er das Volk in der Moschee von Damask, wo das blutbefleckte Gewand des getödteten Chalifen ausgestellt war und als er die Anwesenden bereit fand, ihm zu folgen, ließ er ausrufen: „Jeder streitbare Mann begebe sich in das Lager! wer in drei Tagen fehlt, ist des Todes!" Damit war die Losung zum zweiten Bürgerkrieg gegeben.

Die Kämpfe auf den Feldern von Siffin. 657.

Ali setzte mit einem Heer von 70,000 Mann bei Rakka über den Euphrat, um den beiden Gegnern, die mit einer noch stärkeren Kriegsmacht heranzogen, die Spitze zu bieten. Auf dem westlichen Ufer des Stromes zieht sich die Ebene Siffin hin, wo über die Herrschaft des Morgenlandes die Entscheidung gefällt werden sollte. Ali stand wegen seiner Tapferkeit, Tugend und Frömmigkeit bei allen Moslim in hohem Ansehn und für ihn stritten die letzten Gefährten des Propheten, mit welchem Ali von Jugend auf durch die Bande der Liebe und Pietät verknüpft gewesen war; aber Muawia und Amru waren klug und kriegserfahren und auf ihrer Seite stand ein streitbares Heer; und wie sehr auch die Einsichtsvollen überzeugt waren und offen aussprachen, daß die Blutrache für Othman von Muawia nur als Vorwand gebraucht werde, um die geistliche und weltliche Herrschaft zu erringen; in den Augen des Volks verlieh ihm die Erfüllung einer geheiligten Nationalsitte einen ehrwürdigen Charakter. Auf diesem weiten Felde sollen während hundert und zehn Tagen neunzig größere und kleinere Gefechte geliefert und auf Seiten Ali's 25,000, auf Seiten Muawia's 45,000 moslemitische Streiter gefallen sein, darunter 25 Veteranen, die einst unter der Fahne des Propheten bei Bedr gekämpft hatten. Ali selbst ragte durch Kraft und Heldenmuth, wie durch Hochherzigkeit und Menschlichkeit vor Allen hervor. Das Alter hatte seinen Arm noch nicht geschwächt. Muawia, wagte nicht, als Ali die Entscheidung von einem Zweikampfe abhängig machen wollte, dem Gefährten im Felde zu begegnen. Als an einem heißen Julitage die Schlacht schon bis zum Abend gedauert hatte, stürzte sich der greise Held Ammar Ibn Jasir, einer der eifrigsten Kämpfer Ali's in das dichteste Kampf-

gewühl, indem er den Seinen zurief: „Folget mir, ihr Gefährten des Propheten! die Thore des Himmels sind offen, die Huri zu unserm Empfange geschmückt, lasset uns siegen oder Mohammed und seinen Freunden im Paradies begegnen. Märtyrertod und Paradies sind nur im Kampfe für Ali zu erlangen; nur auf unserer Seite ist das Recht!" Bald erlag er den feindlichen Streichen, aber sein Tod spornte Ali und seine Waffengenossen zur Rache an. Sie kämpften mit verdoppelter Tapferkeit bis in die Nacht hinein und es wird gemeldet, Ali habe die Worte „Allahu Akbar" (Gott ist der Größte!), die er bei jedem Schlage auszurufen pflegte, an jenem einzigen Schlachttage vierhundert mal wiederholt. Mit gleicher Tapferkeit stritten Malik Alaschtar, der Führer der Reiterei, und Zijad Ibn Naßr, der die Vorhut befehligte. Schon dachte der Fürst von Damaskus an Flucht, als durch Amru's List der sichere Sieg den Händen Ali's entrissen ward. Auf den Rath dieses erfahrenen Mannes befahl Muawia seinen Kriegern in der Vorderreihe die heiligen Bücher auf die Lanzen zu heften, zum Zeichen, daß sie den Kampf einstellen und die Entscheidung in den Aussprüchen der Schrift suchen wollten. „O ihr Moslim!" riefen die Syrer, mit dem Koran sich schirmend, den auf sie eindringenden Irakanern zu: „wenn wir einander tödten, was bleibt dem Islam noch übrig; wer soll dann noch fasten, beten und gegen Ungläubige streiten? Stehet ab vom Kriege und unterwerfet euch den Worten der göttlichen Offenbarung, an die ihr ja glaubet wie wir!" Die Streiter Ali's hielten betroffen inne und den Ermahnungen einiger Friedliebenden oder Treulosen gelang es bald, den Worten der Versöhnung Gehör zu verschaffen. Man drang in Ali, er solle den Vorschlag Muawia's annehmen und die Entscheidung dem Ausspruche zweier Schiedsrichter anheimstellen. Vergebens versicherte dieser, daß die Friedensworte nur eine Hinterlist der Feinde wären, die, um ihre eigene sichere Niederlage zu vermeiden, die Streiter der gerechten Sache durch Zwietracht zu schwächen suchten; vergebens warnte Malik Alaschtar vor dem schlauen Sohne der Buhlerin (Amru), der sich erst jetzt, da Gott schon entschieden habe, unter den Schutz des Glaubens flüchte; bethört oder verführt verlangte das Heer mit Drohen einen Waffenstillstand und ein Schiedsgericht. Ali fügte sich mit Schmerz und Entrüstung der Forderung und unterzeichnete einen Vertrag, der sein Ansehen schwächte und den Grund zu seinem Verderben legte. Bald war er von Abfall und Verrath umgeben. Während Muawia den ihm ergebenen Amru zum Schiedsrichter aufstellte, mußte Ali, nachdem man die zwei von ihm Vorgeschlagenen aus verschiedenen Gründen zurückgewiesen hatte, zugeben, daß Abu Musa, der Haupturheber des Friedensvertrags und sein geheimer Gegner, zum Führer seiner Sache erwählt ward. Der Ausgang ließ sich leicht voraussehen. Damit jeder Schein von Gewalt und Beherrschung fern bleibe, kehrte Muawia mit seinen Truppen nach Damaskus, Ali in das trauernde Kufa zurück. Durch listige Ueberraschung brachte es Amru dahin, daß Muawia als „Beherrscher

Amru's List.

Das Schiedsgericht.

der Gläubigen" anerkannt ward. Er eilte mit dieser Botschaft nach Syrien; als er aber mit der Huldigung zurückhielt, vielleicht in der geheimen Absicht, selbst den Herrscherstuhl zu gewinnen, wurde er von dem gewandten Omejjaden mit denselben Netzen der Hinterlist und Ueberraschung bestrickt, die er selbst bei Musa angewendet. Er erkannte nun den Fürsten von Damaskus als Chalifen an, ein Beispiel, das sofort in ganz Syrien und bald auch in Aegypten nachgeahmt ward. Der Statthalter Mohammed, der im Felde überwunden in einer Ruine Zuflucht suchte, wurde meuchlings getödtet und in eine Eselshaut genäht den Flammen übergeben und Amru wieder zum Befehlshaber Aegyptens eingesetzt.

Ali's Ausgang.

Ali rüstete sich nun zu einem neuen Feldzuge; aber seine Macht war gebrochen. In den Reihen seiner Anhänger war Zwiespalt entstanden. Eine große Anzahl eifriger Moslim, die „Ausgetretenen" oder „Empörer," Charidjiten oder Chawaridj genannt, trennten sich von der Gesammtheit, weil sie die Uebereinkunft verdammten, kraft deren die Entscheidung über das Chalifat zwei ruchlosen Männern übertragen worden. Ali mußte gegen sie zu Felde ziehen; Viele wurden nach heldenmüthigem Kampfe bei Nahrawan erschlagen, die Andern zerstreut, aber die Ueberlebenden beharrten in ihrem Widerstande gegen die beiden Oberhäupter und schwächten durch ihren Abfall Ali's Macht und Ansehen. Malik Alaschtar, der Sieger von Siffin, wurde auf der Reise nach Aegypten, wo er die Statthalterschaft übernehmen sollte, auf Veranstaltung Muawia's bei einem gastlichen Mahle durch Gift aus der Welt geschafft. So brach auf Ali's Seite eine starke Stütze um die andere; selbst sein Bruder Akil trat unter die Fahne des Omejjaden; und als auch in Medina und Mekka, in Jemen und ganz Arabien Muawia als Chalife anerkannt ward, war der Ausgang des großen Kampfes nicht mehr zweifelhaft. Nur in Irak und Persien hielten die Feldherren und Statthalter mit Feuer und Schwert Ali's Ansehen aufrecht. In allen Ländern, wo der Islam Eingang gefunden, bekämpften sich dessen Bekenner mit Waffen und Bannflüchen; die Thaten der Blutrache mehrten sich ins Unendliche; es schien als ob die neue Lehre nur dazu in die Welt gekommen wäre, damit das arabische Volk durch Selbstzerfleischung zu Grunde gerichtet werde. Da schwuren drei Männer, zum Theil Anhänger der schwärmerischen Sekte der Charidjiten, in der Moschee zu Mekka, dem Bürgerkriege durch Ermordung der drei Häupter, Ali, Muawia und Amru, ein Ende zu machen. Jeder der drei Verschwornen wählte sein Opfer: an einem Freitag in der heiligen Fastenzeit Ramadhan sollten alle drei Emire zu derselben Stunde in den Moscheen von Kufa, Damaskus und Fostat ermordet werden. Aber nur bei Ali gelang das blutige Vorhaben. Von zwei Gesinnungsgenossen unterstützt versetzte ihm der Verschworne Abderrahman beim Morgengebete eine Stirnwunde, die ins Gehirn drang. Amru war wegen Unwohlsein an jenem Tage nicht in der Moschee anwesend, statt seiner traf daher der Dolch des

Mörders seinen Stellvertreter, und Muawia entging mit einer leichten Wunde
21. Jan. 661. den ruchlosen Händen. Zwei Tage darauf starb Ali, nach der gewöhnlichen Annahme im drei und sechzigsten Jahre seines Alters. Nach seinem Willen sollte der Mörder Abderrahman den Tod durch einfache Hinrichtung erleiden. Aber Hassan handelte nicht in dem milden Geiste des Vaters; er ließ den Fanatiker grausam verstümmeln. Doch ertrug der Unglückliche Marter und Tod mit heldenmüthiger Standhaftigkeit. „Während man ihm Hände und Füße abschnitt und die Augen mit glühendem Eisen ausstach, betete er inbrünstig, ohne einen Seufzer auszustoßen. Erst als man ihm die Zunge ausschneiden wollte, schrie er: Lasset mich doch beten, so lange noch Leben in mir ist!" Ueber Ali's Begräbnißort herrscht Dunkelheit. Wahrscheinlich hat Muawia die Leiche, als sie nach Medina gebracht werden sollte, entführen und an einem unbekannten Orte in der Wüste beisetzen lassen, damit sein Grab nicht ein Gegenstand der Verehrung und ein Sammelplatz der Unzufriedenen werde. Nach andern Berichten wurde er bei Kufa beerdigt, da wo in der Folge die fromme Andacht der Perser einem heiligen Pilgerorte seine Entstehung gab und Tausende von gläubigen Schiiten zu den Füßen des Statthalters Gottes ihre Ruhestätte wählten.

Ali's Charakter. Wenn auch von dem überschwänglichen Lobe, womit die späteren Schriftsteller den Schwiegersohn des Propheten überschüttet haben, Einiges der religiösen Parteilichkeit zugeschrieben werden darf, Einiges auch seine Quelle in dem Mitgefühl haben mag, das nach einem natürlichen Zuge der Menschenbrust dem vom Unglück verfolgten Helden stets ins Grab nachfolgt, so bleiben dennoch auf Ali's Charakter so viele edle und große Züge haften, daß er mit Recht als der hochherzigste Streiter des Islam verehrt wird und daß die Sympathien der Völker, die das tragische Ende seines ganzen Geschlechtes erregen mußte, auf keinen Unwürdigen gefallen sind. Er vereinigte mit den Vorzügen eines Helden und Kriegers die größte Beredtsamkeit, die tiefste Kenntniß der heiligen Schrift und aller Religionsgebote, so daß man ihm den Ehrennamen „Pforte der Wissenschaft" beigelegt hat, und übte die Tugenden der Freigebigkeit und einfacher edler Sitten mit heiliger Gewissenhaftigkeit. Seine Verehrung für den Propheten war ohne Grenzen, auf seine Verwandtschaft mit demselben gründete er vorzugsweise seine Rechte an das Chalifat. Er war offen und gerade, ein Feind aller Verstellung und Schmeichelei und von unbestechlicher Gerechtigkeitsliebe und Wahrhaftigkeit; aber im Gefühl seines höheren Strebens und seiner Verdienste um die reine Lehre Mohammeds verachtete er die Künste, durch die man sich Liebe und Anhänglichkeit in der Welt erwirbt und die der gewandte und geschmeidige Muawia um so erfolgreicher anwandte. Mit dem Propheten theilte Ali die Liebe zum weiblichen Geschlechte und die Treue zu seiner ersten Gemahlin. Erst nach dem Tode der Fatime nahm er mehrere Frauen und Nebenfrauen in sein Ehebett auf, so daß er eine reiche

Nachkommenschaft an Söhnen und Töchtern hinterlassen hat. Für die Mißgeschicke im Leben wurde ihm in späteren Jahrhunderten eine schwärmerische Verehrung von Seiten seiner Anhänger zur Entgeltung gezollt. Er wurde als der Paraklet angesehen, der dem Islam erst die wahre Vollendung und Verklärung verliehen habe.

4. Das Chalifenreich unter den Omejjaden.*)

A. Husein's Märtyrerthum und die religiöse Spaltung im Islam.

Der Kampf zwischen Ali und Muawia wurde nicht blos um die Herrschaft geführt; es war zugleich ein Kampf der mekkanischen Aristokratie mit ihrer Blutrache und Selbsthülfe gegen das geistliche Erbfürstenthum in der Familie Mohammeds. Eben deshalb boten die Gläubigen in Persien, denen die Erblichkeit der Hohenpriesterwürde eine religiöse Gewissenssache war, dem Erstgebornen Ali's, Hasan, ihre Hülfe an, damit er sein Recht mit dem Schwerte erkämpfe. In Kurzem war ein Heer von 40,000 Streitern in der Nähe von Kufa versammelt, um den Krieg gegen die Syrer von Neuem zu beginnen. Aber Hasan, ein milder, friedliebender Herr, der ein weichliches Leben im Kreise seiner zahlreichen Frauen den Beschwerden und Gefahren des Krieges vorzog und in der Uebung frommer Werkthätigkeit und Armenpflege mehr Gefallen fand als in Waffenthaten und ehrgeizigen Unternehmungen, schloß mit Muawia, der an der Spitze seines Heeres bereits an die Grenze von Irak vorgerückt war, einen Friedensvertrag, worin er gegen die Zusage einer beträchtlichen Jahreseinnahme und einer Amnestie für alle seine Freunde und Verwandten, dem Chalifat entsagte und den Statthalter von Syrien als Beherrscher der Gläubigen anerkannte. Darauf zog Muawia in Begleitung von Amru in Kufa ein, indeß der Enkel des Propheten nach Medina eilte, wo er

Muawia und Hasan.

Juli 661.

*) Stammtafel der Omejjaden.

Omejja, Sohn von Abd Schem.

- Abul As
  - Affan
    - Othman † 656.
- Haleb
  - Abu Sofian
    - Muawia I. † 679.
      - Jezid † 683.
        - Muawia II. † 684.
- Al As
  - Hakem
    - Merwan I. † 685.
      - Abdalmalik † 705.
        - Welid I. † 715.
          - Jezid III. † 744.
          - Ibrahim resign. 744.
        - Suleiman † 717.
        - Jezid II. † 724.
          - Welid II. † 744.
        - Hischam † 743.
          - Muawia
            - Abderrahman.
      - Abdalaziz
        - Omar II. † 720.
      - Mohammed
        - Merwan II. † 750.

den Rest seiner Tage in Dunkelheit und mit Werken der Frömmigkeit und Wohlthätigkeit verbrachte. Welches Ende er genommen, ist ungewiß. Nach († 669.) einer späteren Nachricht soll er an einem vergifteten Gewande gestorben sein, das ihm Muawia durch eine seiner Frauen habe reichen lassen.

Muawia's Regierung u. Charakter. 656—679. Hasan's Abdankung war indessen nicht vermögend, die aufgeregten Gemüther in Irak zum Gehorsam zu bringen. In Baßra und Kufa beharrten die Charidjiten noch lange im Aufstande und in der Unbotmäßigkeit. Erst als der kluge Muawia den listigen und entschlossenen Zijad durch große Zugeständnisse auf seine Seite brachte und ihn, den Sohn einer Sklavin Abu Sofians, gegen das Gesetz als seinen väterlichen Bruder in seine Verwandtschaft aufnahm, faßte seine Herrschaft auch in Irak feste Wurzeln. Zijad, von dem 666. Chalifen zum Statthalter von Baßra ernannt und nach Mughira's Tod auch über Kufa gesetzt, bändigte durch furchtbare Strenge und despotische Gewalt die Widerspenstigen und begründete ein Regiment des Schreckens, dem sich alle Moslim von den Grenzen Indiens bis zum Euphrat und in der Folge, als auch noch die arabische Halbinsel seiner Herrschaft unterworfen ward, bis ans rothe Meer, mit Zittern und Zagen fügten. „Zijad führte zuerst, dem Koran zum Hohne, die despotische Willkür und dictatorische Gerichtsbarkeit ein, welche seitdem auf den mohammedanischen Völkern, bald mit mehr bald mit weniger Härte lastete." Nach Sonnenuntergang durfte Niemand sein Haus verlassen und die Strafe traf nicht blos den Verbrecher, sondern auch seine Freunde und Verwandten. Eine Leibwache von 4000 Mann begleitete ihn auf Schritt und Tritt, um seine Todesurtheile sogleich zu vollstrecken. Muawia erkannte die hohen Verdienste des Adoptivbruders um das Haus der Omejjaden; und da er zugleich auf dessen Treue und Ergebenheit vertrauen zu dürfen glaubte, so bestimmte er ihn zum Mitregenten seines Sohnes Jezid, der wegen seines sittenlosen Lebens und seiner Vergnügungssucht vielen Gläubigen verhaßt und 673. anstößig war. Zwar erlag Zijad noch vor Muawia einem krebsartigen Uebel, aber dem klugen und entschlossenen Chalifen gelang es dennoch, die geistliche Würde bei seinem Hause zu erhalten. Durch List und Bestechung, durch Gewalt und Drohungen brachte er es dahin, daß in Syrien, Irak und Arabien noch bei seinem Leben in allen Moscheen Jezid als Nachfolger anerkannt ward, daß die Gläubigen in Kufa und Medina ihm ihre Huldigung darbrachten und daß die neueroberten Länder am Indus und in Nordafrika seinen Geboten willigen Gehorsam leisteten. Und auch Jezid bemühte sich, durch sittliche Besserung und Erhebung die ungünstigen Eindrücke früherer Jahre zu verwischen und sich der hohen Stellung, die ihm in Aussicht stand, würdig zu machen. Er nahm Theil an den Feldzügen gegen das oströmische Reich und wenn er auch wenig Lorbeeren heimbrachte, so reifte er doch mehr und mehr zu einem ernsten, thatkräftigen Manne heran. Dennoch blickte Muawia nicht ohne Sorge in die Zukunft, da zwei einflußreiche und bei den Gläubigen hochverehrte Männer stand-

haft die Huldigung verweigerten — Husein, der zweite Sohn Ali's, der Enkel des Propheten und der eben so tapfere als schlaue und herrschsüchtige Abdallah, Zubeir's Sohn, ein Mann, der nach Muawia's eigenem Urtheil die Kraft des Löwen mit der List des Fuchses verband. Gegen den ersteren empfahl der sterbende Chalife seinem Sohne Milde und Schonung, gegen letzteren Vorsicht und Strenge. Ferner gab er ihm den Rath, die Araber in Hedjas durch freundliches Entgegenkommen zu gewinnen, denn dort sei der Boden, aus dem er entsprossen, die Irakaner durch Bestechung und scheinbare Nachgiebigkeit im Gehorsam zu halten, die Syrer aber wie seinen Augapfel zu pflegen, denn auf ihnen beruhe seine Macht. „Gebrauche sie gegen deine Feinde," soll er ihm gesagt haben, „lasse sie aber bald wieder in ihre Heimath zurückkehren, damit sie ihren Charakter nicht ändern." Alt und lebenssatt schied Muawia in einem Alter von wenigstens 78 Jahren aus dieser Welt „wie das reife Korn, das sich nach der Hand des Schnitters sehnt," ein Mann von hohen Herrschergaben, überlegenem Verstande und großer Menschenkenntniß. Großmüthig, liebenswürdig und von freigebigem, gewinnendem Wesen, verstand er die Kunst, sich Freunde und Anhänger zu erwerben und Alle, die ihm nutzen konnten, an sich zu fesseln. Als er die Zügel der Herrschaft ergriff, war das arabische Reich durch Aufstände und Bürgerkriege verwirrt, so daß es in sich selbst zu zerfallen in Gefahr stand und als er die Augen schloß, herrschte der Islam von der 679. Südspitze Jemen's bis in das Herz von Armenien und Kleinasien und von dem Oxus und Indus bis nach Kairawan.

Muawia's Sorge war nicht ungegründet. Als Welid, Otba's Sohn, Jezid I. 679—683. Statthalter von Medina, den Hingang des Chalifen verkündigte und das versammelte Volk aufforderte, dem neuen Herrscher Jezid zu huldigen, entzogen sich Husein und Abdallah der Pflicht und entflohen nach Mekka, wo sie unter dem Schutze des heiligen Tempels und fern von Damaskus in Sicherheit leben konnten. Bald trafen Boten von Kufa in Mekka ein, welche dem Sohn Ali's Husein strebt nach dem Chalifat. eine Liste von Anhängern überreichten, die bereit wären, für sein Recht mit ihrem Leben einzustehen und ihn einluden, in ihrer Mitte seinen Sitz aufzuschlagen. Husein schickte seinen Vetter Muslim, Akils Sohn, dahin ab, um die Stimmung auszukundschaften und seinen Einzug vorzubereiten. Aber durch die List von Zijads Sohn, Ubeid Allah, den Jezid zum Befehlshaber von Irak eingesetzt, und der heimlich mit verhülltem Angesicht in Kufa eingezogen war, wurde Muslim gefangen auf das Schloß geführt und nebst seinem Gastfreunde Hani, in dessen Hause er Zuflucht gesucht, hingerichtet. Diese Entschlossenheit und Strenge verbreitete Schrecken unter den Kufanern und schlug die Empörung im Keime nieder. Mittlerweile war Husein mit seiner Familie, seinen Verwandten und Getreuen von Mekka aufgebrochen, um sich in Irak mit seinen Anhängern zu verbinden. Er durchschritt die Wüste und gelangte mit seinem schüchternen Gefolge von Frauen und Kindern nach Kadesia. Hier

erfuhr er das Schicksal seines Vetters Muslim und statt von einem Heere ergebener Kufaner empfangen zu werden, wie er gehofft, stieß er auf 4000 feindliche Reiter, welche Ubeid Allah, durch aufgefangene Boten von Allem genau unterrichtet, unter der Anführung von Saads Sohn, Amar, dem Enkel des Propheten entgegengesandt hatte mit dem Befehle, denselben als Gefangenen oder als Leiche nach Kufa zu bringen. Husein, außer Stand mit seiner Familie die Rückkehr durch die Wüste zu bewerkstelligen, zog sich in die Ebene von Kerbela nach dem Euphrat hin. Amar holte ihn jedoch ein und schnitt ihn von der Verbindung mit der Stadt und dem Strome ab. Nun erbot sich Husein entweder nach Mekka zurückzukehren und dort in der Nähe des Tempels sein Leben zu beschließen, oder sich nach Damaskus zu begeben, um selbst mit Jezid zu unterhandeln, oder an die Grenze des Reichs zu ziehen, um am Kriege gegen die Ungläubigen Theil zu nehmen. Amar meldete diese Vorschläge nach Kufa; aber Ubeid Allah bestand darauf, Husein müßte sich ihm unterwerfen, dem Chalifat auf immer entsagen und Jezid als Fürsten der Gläubigen anerkennen, und schickte neue Truppen unter Schomar's Oberbefehl ins Lager. Da beschloß Husein, lieber in der Schlacht zu fallen als sich dem Statthalter von Kufa, dem grausamsten Feinde und Verfolger seines Geschlechts in die Hände zu liefern. Während der Nacht, die man ihm auf seinen Wunsch gestattete, suchte er seine Freunde zu bewegen, ihn allein seinem Schicksale zu überlassen und durch Unterwerfung ihr Leben zu retten. Aber die Mekkaner, größtentheils seine Verwandten, wiesen unwillig die schmachvolle Anmuthung von sich; eben so entschieden verwarf er den Vorschlag, sich auf seinem trefflichen Dromedare im Dunkel der Nacht zu retten. Wie hätte er es über seinen ritterlichen Sinn gewinnen können, seine Freunde und seine Familie zu verlassen und der Rachsucht eines ergrimmten Feindes zu überantworten! Er tröstete seine Schwester Zeinab, welche den Untergang ihres Hauses beklagte und bereitete sich mit Fassung auf den unvermeidlichen Tod vor. Bei Anbruch des Tages, es war der 10. October des Jahres 680, rückte Husein an der Spitze seiner Getreuen, deren Zahl auf 32 Reiter und vierzig Mann Fußvolk angegeben wird, auf den Feind los. In seiner Brust mochte noch die stille Hoffnung leben, die Gläubigen würden sich scheuen, den Enkel des Propheten zu tödten. Und wirklich blieben die Worte, die er vor dem Kampfe von seinem Kameele herab ihnen zurief, nicht ohne Eindruck: „Bin ich nicht der Sohn Fatima's, der Tochter Mohammed's, und Ali's, des ersten Gläubigen, zu dem der Prophet gesagt, dein Fleisch ist mein Fleisch und dein Blut mein Blut? Was habe ich wider euch begangen, daß ihr mein Blut vergießen wollt? Bin ich denn ein Mörder oder ein Räuber? O ihr Kufaner, ich lebte zurückgezogen in Mekka, bis ihr mich eingeladen, als euer Herrscher in eure Mitte zu kommen, wollt ihr euch Gottes Gnade und meines Großvaters Fürbitte erhalten, so lasset mich nach Mekka zurückkehren, denn ich gelüste nicht nach weltlicher Herrschaft!“ Die

Huseins Ausgang. 680.

feindlichen Krieger rückten zögernd und mit Widerstreben vor, bis Schomars strenger Befehl sie zum Angriff zwang; da schleuderten sie aus der Ferne Pfeile und Wurfgeschosse auf das kleine Häuflein der Märtyrer. Diese wehrten sich mit Heldenmuth gegen die Uebermacht; um die Gewissen ihrer Feinde zu rühren, pflanzten sie, wie einst Muawia's Leute in der Wüste Siffim, die heilige Schrift auf ihre Lanzen. Gegen Mittag, als schon ein großer Theil der Mekkaner gefallen war, bat Husein um eine Stunde Ruhe, sein Gebet zu verrichten. Sie wurde ihm gewährt. Darauf begann der Streit von Neuem und zwar mit Schwert und Lanze. Nun erlag die kleine Schaar im ungleichen Kampfe. Bereits waren mehrere Söhne, Brüder und Vettern Huseins gefallen und sein jüngster Sohn in seinen Armen getödtet worden, als er, aus zahllosen Wunden blutend und von brennendem Durst getrieben, dem Euphrat zueilte. Da traf ihn ein Pfeil im Munde; ermattet stürzte er nieder. In diesem Augenblicke drang der rohe Schomar, ein bei den Gläubigen verfluchter Name, mit einigen Gefährten auf Husein ein und machte seinem Leben ein Ende. Als Ubeid Allah das vom Rumpfe getrennte Haupt seines Feindes erblickte, schlug er mit einem Stocke nach dessen Mund. Da rief ein alter Muselman seufzend: „Ach ich habe gesehen, wie die Lippen des Gesandten Gottes an diesem Munde hingen!“ Der Kopf wurde nach Damaskus gebracht, der Rumpf aber an der Stelle beigesetzt, wo der heilige Kämpfer gefallen. Diese „Stätte von Huseins Märtyrerthum“ (Meschhed Husein) wurde in der Folge, gleich dem Grabe Ali's, ein vielbesuchter Wallfahrtsort mit einer glänzenden Moschee, wo alljährlich am Todestage im Monat Muharram Trauerfeierlichkeiten stattfanden und zahllose Schaaren gläubiger Pilger ihrem Schmerze und ihrer Entrüstung in lauten Klagen Ausdruck gaben.

Die Frauen und alle den Bluttag überlebenden Glieder von Huseins Familie wurden nach Damaskus gebracht und von Jezid mit Milde und Schonung behandelt. Er entsandte sie nach Medina. Hier erzeugte ihr Jammer und die Schilderung der letzten Vorgänge in den Gemüthern eine allgemeine Erbitterung, die sich bald nach Mekka verbreitete und dort von Abdallah, Zubeir's Sohn, zu persönlichen Zwecken benutzt ward. Dieser herrschsüchtige Muselman, der Husein hauptsächlich angetrieben hatte, dem Ruf der Kufaner zu folgen, heuchelte nun den heftigsten Schmerz über den tragischen Untergang des Märtyrers, um sich die Gunst der Araber zu gewinnen. Er beharrte in seiner Weigerung, Jezid als Beherrscher der Gläubigen anzuerkennen und obgleich er öffentlich sich nur „Schützling des heiligen Hauses“ nannte, strebte er doch nach der Chalifenwürde und ließ sich bereits von seinen Vertrauten als Herrscher begrüßen. Jezid schwur, Abdallah müsse mit gefesselten Händen und einer Kette am Halse vor ihm erscheinen; aber dieser vertraute auf die Heiligkeit der Prophetenstadt, die durch einen Gottesfrieden gegen jeden Gewaltstreich und gegen alles Blutvergießen geschützt war. Er ließ die Gesandten des Cha-

Abdallah in Mekka.

lifen, die ihn zur Huldigung nach Damask führen wollten, im Gefängniß halten und gestattete, daß sein eigner ihm feindlich gesinnter Bruder, der mit einem kleinen Heere zu demselben Zwecke nach Mekka geschickt wurde, von den racherfüllten Einwohnern unter Mißhandlungen getödtet und seine Leiche vom öffentlichen Begräbnißplatze ausgeschlossen ward. Die Erhebung Othmans, eines Enkels von Abu Sofian zum Statthalter von Hedjas, steigerte den Widerstand, weil er gleich seinem Herrn die einfachen Sitten und die Mäßigkeit der Väter verschmähend, sich den weltlichen Freuden und Genüssen, der Jagd und Musik, dem Wein und der Liebe ergeben hatte. In Kurzem standen die beiden Prophetenstädte in offenem Aufruhr und die Omejjaden sahen sich zu schimpflicher Flucht gezwungen. Da drohte Jezid den Widerspenstigen, er werde ihre Frauen zu Wittwen und ihre Kinder zu Waisen machen und sandte das beste syrische Heer unter Muslim Ibn Okba, einem alten erfahrenen Kriegsmanne, wider Medina. Muslim, der vor Begierde brannte, den Tod Othmans, seines Verwandten, an der treulosen Stadt zu rächen, lagerte sich vor den Mauern und steigerte den Muth seiner Truppen durch Solderhöhung und die Aussicht einer dreitägigen Plünderung. Die Medinenser leisteten hartnäckigen Widerstand und es gelang ihnen sogar, durch einen kühnen Ausfall die Syrer zum Wanken zu bringen. Aber der Triumph war von kurzer Dauer. Eine Feldschlacht, worin die Schützen von Hims unter dem tapfern Haßin in erster Linie stritten, endigte mit der Niederlage der Aufständischen. Die angesehensten Bürger und viele alte Gefährten des Propheten deckten das Schlachtfeld, andere flüchteten in das Gebirge oder gen Mekka. Medina fiel in Muslim's Hand und wurde drei Tage der Wuth, Raubsucht und Wollust der siegenden Truppen Preis gegeben. Erst am vierten Tage that der Anführer den Gewaltthaten Einhalt und gewährte den Rückkehrenden Begnadigung unter der Bedingung, daß sie Jezid als „unumschränkten Herrn über Gut und Leben" anerkannten und ihm als solchem huldigten. Nun rückte der schreckliche Feldherr in das Gebiet von Mekka ein, um dieser Stadt, die der Sammelplatz aller Flüchtigen und mit der Regierung Unzufriedenen geworden war, ein ähnliches Schicksal zu bereiten, erlag aber auf dem Marsche der Krankheit, an der er schon lange gelitten. An seine Stelle trat Haßin, ein Führer von gleicher Gesinnung und Energie. Dieser bedrängte Mekka und den Tempel mit harter Belagerung und hätte ohne Zweifel den „Schützling des heiligen Hauses" trotz seiner tapfern Gegenwehr und der Hingebung seiner Getreuen gefesselt nach Damask geführt, wäre nicht die Trauerkunde von dem raschen Hingang des Chalifen im Lager eingetroffen. Nun hob Haßin die Belagerung auf und kehrte mit seinen Truppen nach Syrien zurück, da der Thronwechsel, der einige Monate nachher durch das kinderlose Ableben seines Sohnes und Nachfolgers, Muawia's II., eines hoffnungsvollen, in schwärmerischer Frömmigkeit erzogenen Jünglings abermals eintrat, Zerrüttung und Uneinigkeit in Damaskus

Medina u. Mekka im Aufstand.

Medina's Fall. 682.

Mekka belagert. 683.

11. Nov. 683.

Muawia II. 684.

erregte, die seine Gegenwart nöthig machten. Unter diesen Umständen hätte Abdallah durch Muth und Entschlossenheit die Chalifenwürde erlangen können; ja Haßin soll sich sogar erboten haben, ihn als Beherrscher der Gläubigen anzuerkennen und nach Damask zu führen. Aber Zubeir's Sohn besaß nicht mehr die Kühnheit und Thatkraft seiner Jugend. Er zog es vor unter dem Schutze des von ihm neuerbauten Tempels in Mekka den blutigen Ereignissen in Syrien zuzuschauen.

B. Die Herrschaft der Omejjaden im Innern.

Der heilige Krieg zwischen dem Hause Ali und Omejja legte den Grund zu der Spaltung der Moslemin in die zwei großen Religionsparteien der **Schiiten** und der **Sunniten**. Jene, von der Sekte der **Charidjiten** ausgehend und nur in der Verwandtschaft mit dem Propheten ein Nachfolgerecht erkennend, verehren Ali und sein Geschlecht als einzig rechtmäßige Chalifen und Statthalter Gottes, denen in der Interpretation des Korans die höchste Autorität beiwohne, weisen ihm den Rang eines Hohenpriesters, Imam, zunächst nach dem „Gesandten" des Herrn an und verfluchen die drei ersten Chalifen, welche das geheiligte Recht Ali's durchbrochen haben, mit den bittersten Verwünschungen. Da die Lehrmeinungen der Schiiten hauptsächlich in den östlichen Landschaften des Reichs tiefere Wurzeln faßten, so konnte es nicht fehlen, daß fremdartige Dogmen sich in den Islam einschlichen, die mit den Aussprüchen des Koran nicht in Allem übereinstimmten. So fand namentlich die indische Lehre von der Seelenwanderung und der Incarnation Eingang und führte zu dem Glaubenssatz von der Göttlichkeit des Imamats, also daß in ihm Gott selbst in Menschengestalt wohne, und von der Continuität der göttlichen Inspiration, wodurch die Möglichkeit gegeben war, daß auch nach Mohammed gottbegeisterte Männer als Propheten wirken konnten. Da diese Lehren mit manchen Aussprüchen des Koran in Widerspruch standen, so suchten sie die Schwierigkeit durch bildliche Deutung der gegen sie zeugenden Verse der heil. Schrift oder der mündlichen Aussagen des Propheten zu beseitigen. So kamen sie zu einer freieren Ansicht über den Koran und die in demselben enthaltenen göttlichen Offenbarungen. Sie betrachteten das heilige Buch als ein „erschaffenes" Werk, nicht wie die Strenggläubigen als ein von Ewigkeit her vorhandenes; sie bekannten sich zu der Lehre vom freien Willen des Menschen im Gegensatz zu der strengen Prädestination Mohammeds, eine Lehre, die den Orthodoxen als Eingriff in die Allmacht Gottes erschien. Uebrigens traten in dem Schiitismus wie in dem auf ähnlichem Entwickelungsgang beruhenden christlichen Protestantismus, verschiedene Richtungen hervor. Aus dem Widerspruch gegen die Göttlichkeit und Gemeingültigkeit (Katholicität) des auf historischem Boden zur Erscheinung und Ausbildung gekommenen islamitischen Religionssystems entwickelte sich in Folge allegorischer Schrifterklärung einerseits die Ansicht der Denkgläubigen, **Mutazala** genannt, die wie die Rationalisten durch freie Schriftforschung und Sinnerklärung die Aussprüche des Koran nach ihrer subjectiven Auffassung deuteten, ohne auf das geschriebene Wort große Bedeutung zu legen; andererseits die Schwärmereien und mystischen Auffassungen, die wir später bei **Almukanna** und andern Propheten kennen lernen werden, oder die freigeistigen Lehren der **Zendik**, des **Babek** u. a., welche auf Communismus und auf eine den Gelüsten der Sinne huldigende laxe Sittenlehre hinausliefen. „Die Zendik und die schwärmerischen Schiiten bekannten sich zu Lehren, die dem ganzen Wesen des Islams zuwider waren, wie die der

Die Religionsspaltung.

1. Die Schiiten.

Die Mutazaliten.

Schwärmer u. Mystiker.

Seelenwanderung, Infusion der Gottheit, Erwartung eines Mahdi oder Messias, der über Mohammed steht u. dergl. m. Beide wagten es nicht, den Koran geradezu als ein menschliches Werk zu verwerfen, und nahmen daher zu allegorischen Interpretationen ihre Zuflucht, mit Hülfe deren sie theils ihre Lehren vom Imamat bestärkten, theils manche den Arabern lästige Vorschriften des Korans abschafften." Aber in allen diesen schiitischen Richtungen wird, wie im christlichen Protestantismus, dem religiösen Bewußtsein des Einzelnen, dem persönlichen Verhältnisse des Menschen zur Gottheit mehr Werth und Bedeutung beigelegt, als in dem starren Dogmatismus und Gesetzesdienst der Orthodoxen.

Ismaeliten. Die größte Verbreitung unter allen schiitischen Sekten erlangten in der Folge die Ismaeliten, welche mit dem Dogma, daß das Imamat oder der Mensch gewordene Geist Gottes in der Familie Ismails, des siebenten Abkömmlings von Ali, sich forterbe und durch Wanderung von einem Leibe zum andern übergehe, allerlei mystisch-allegorische Deutungen des Korans, den Glauben an die Wiederkunft des im Verborgenen fortlebenden Mahdi (als welcher der Stifter der Sekte, Ismail Ibn Djafar Assadik, von seinen Anhängern verehrt ward), verschiedene dem persisch-indischen wie dem christlich-judäischen Religionskreise entlehnte Geheimlehren und eine mystische Heiligung der Zahl Sieben verbanden. Die Blutsverwandtschaft mit Ali und Fatima, der Tochter des Propheten, verlieh den höchsten Anspruch auf das Imamat; doch gab es auch ismaelitische Sekten, welche, da der Stifter diesen Vorzug der Abstammung nicht nachzuweisen vermochte, an eine geistige Fortpflanzung der göttlichen Oberpriesterwürde durch Offenbarung geheimer Wissenschaft, durch Seelenwanderung, durch Infusion der Gottheit und andere schwärmerische Dogmen glaubten. Wie die Schiiten im Allgemeinen, gingen auch die Ismaeliten in verschiedene Parteien auseinander und gelangten durch bildliche Auslegung der heiligen Schrift bald zu freigeistigen, bald zu schwärmerischen Ansichten, zum Unglauben oder Aberglauben und zu einer Sittenlehre, die bei den Einen zu einer schrankenlosen Hingebung an die Gelüste des Fleisches führte, bei Andern zu einem Systeme der Weltentsagung und strengster Askese. Was die Verbreitung des ismaelitischen Religionssystems besonders förderte, war die unter Ismails Sohn Mohammed von seinem unternehmenden Missionar Abd Allah gegründete Missionsschule, aus welcher die eifrigen, politisch-klugen Glaubensboten hervorgingen, welche durch wissenschaftliche Unterredungen, durch Geheimlehren und Weihen, durch Mystik und Aberglauben und durch den ganzen Apparat der Mysterien und Geheimdienste, womit Schwärmer oder Betrüger Gemüth und Phantasie der Leichtgläubigen und Schwachen fesseln und sich dienstbar machen, dem sichtbaren oder verborgenen Imam bei allen Ständen und Völkern Gläubige zu gewinnen suchten. Die unbestimmte Lehre vom Mahdi, dem über alle Propheten und Religionsstifter erhabenen göttlichen Imam, durch den der Mensch allein zur ewigen Wahrheit gelangen könne, war ein mächtiger Hebel in der Hand gewandter Missionare, welche durch mystisch-allegorische Reden sich als Besitzer geheimer Weisheit darstellten, und die nach Enthüllung und Aufklärung begierigen Proselyten, sobald sie nach den heiligsten Schwüren und nach Entrichtung einer ihrem Vermögen entsprechenden Geldsumme in die Zahl der Eingeweihten aufgenommen worden, je nach dem Grade der Bildung, nach ihrer Geistesrichtung oder nach ihren bisherigen religiösen Ansichten in die verschiedenen Stufen und Arten der ismaelitischen Religionsmystik einführten. Auch die Karmaten galten für eine ismaelitische Sekte und die Fatimiten, die von Jemen aus sich über Aegypten und Afrika verbreiteten, bekannten sich zu denselben Lehren und erwarteten die Wiederkehr des verborgenen Mahdi.

Karmaten u. Fatimiten.

Die Sunniten, welche in der historischen Entwickelung Gottes Willen und Rathschluß erkennend Abu Bekr, Omar, Othman und Ali als Heilige und rechtmäßige Nachfolger des Propheten annehmen, und zwar so, daß der Grad der Heiligkeit mit der Ordnung der Reihenfolge übereinstimme und folglich dem Gatten der Fatima der vierte und letzte Rang gebühre, ließen neben dem Koran auch die Sunnah, d. h. die von Abu Bekr und seinen Nachfolgern sanctionirten mündlichen Ueberlieferungen oder traditionellen Aussprüche, Reden und Erzählungen des Propheten, wie sie von Aïscha und den Gefährten Mohammeds aufbewahrt und fortgepflanzt worden, als bindendes Glaubensgesetz gelten, während die Schiiten sich lediglich an den Koran und die freie Schriftauslegung halten. 2. Die Sunniten.

„Der Koran in seiner Unvollkommenheit," sagt Weil, „mit seinem Mangel an Ordnung und Methode, mit unendlichen Widersprüchen und Wiederholungen, mit zahlreichen dunkeln und zweideutigen Stellen, mit seinem Schweigen über wichtige Dogmen und Gesetze, in Folge der niedern Stufe philosophischer und theologischer Ausbildung, so wie der einfachen patriarchalischen bürgerlichen und Staatsverhältnisse, mußte sich bald nach Mohammeds Tod als ungenügend erweisen, um in allen theologischen Fragen, das heißt nach arabischen Begriffen, in allen dogmatischen, rituellen und rechtswissenschaftlichen Punkten, als Leitung zu dienen. Man nahm daher, wo das geschriebene Wort keine Auskunft gab, zu mündlichen Aussagen des Propheten seine Zuflucht, und als auch diese Quelle, trotz der Leichtigkeit, sie immer sprudelnd zu erhalten, nicht mehr ausreichte, erhob man die Beschlüsse der Imame, das heißt, der auch als geistliches Oberhaupt geltenden Chalifen, zu göttlichen Gesetzen und Lehren. So entwickelte sich nach und nach schon unter den ersten Chalifen ein immer weiter um sich greifendes, auf Koran, mündliche Ueberlieferung und Beschlüsse der Religionshäupter sich stützendes Religionsgebäude, das immer mehr politische, privatrechtliche und rein theologische Lehren umfaßte und sich allein als den wahren, von Gott durch Mohammed geoffenbarten Islam ausgab. Diese orthodoxe Schule, die von den Chalifen ausging, ward von beschränkten Theologen unterstützt, die am Buchstaben und Worte Mohammeds mehr als an dem in denselben liegenden Geiste hingen und deren ganze Gelehrsamkeit und einziges Verdienst in der Kenntniß der heiligen Schrift und aller dieser unzähligen Traditionen bestand." „Wie es mit diesem Ueberlieferungswesen aussah, und wie Mohammeds Name zu allen möglichen Absurditäten und Lügen mißbraucht wurde, geht am besten daraus hervor, daß Buchari, der Angesehenste unter den Sammlern des dritten Jahrhunderts d. H. von 600,000 ihm zugekommenen Ueberlieferungen nur 4000 bewährt fand, von denen der europäische Kritiker wohl auch noch die Hälfte zu verwerfen genöthigt sein mag. Eine gleiche Zahl wählte sein Zeitgenosse Abu Dawud aus einer halben Million." — Die Sunnah hat übrigens den Vortheil gewährt, „die engen Schranken der koranischen Gesetzgebung in einigen Punkten zu erweitern, und so mag es geschehen sein, daß auch erst später gebildete Lebensverhältnisse und rechtliche Zustände durch Mohammeds vermeintliche Autorität befestigt und für rechtmäßig erklärt wurden."

Mit der Zeit traten auch unter den Sunniten verschiedene Richtungen zu Tage. Den Schwärmereien der Schiiten gegenüber übten zu Anfang des zehnten Jahrhunderts in Bagdad die Hanbaliten, die fanatischen Anhänger des um 855 im Streit über die Erschaffung des Koran als Märtyrer gestorbenen Ahmed Ibn Hanbal, einen religiösen Gesetzeszwang und suchten durch Einführung eines Glaubensgerichts, nach Art der Inquisition in der katholischen Kirche, jede Abweichung von den Vorschriften des Koran und der Tradition zu verhindern, und nicht nur jede Häresie, sondern auch jede freiere Anschauung, jede latitudinarische Geistesrichtung in Sachen der Religion Die Hanbaliten.

mit Gewalt zu unterdrücken. Sie drangen in die Häuser ein, und wo sie Wein fanden, gossen sie ihn aus, zerbrachen alle Musikinstrumente, mißhandelten die Sängerinnen, mischten sich in alle Handelsgeschäfte und störten unter der Maske der Frömmigkeit alle Freuden und Vergnügungen des häuslichen Lebens. So kamen alle religiösen Excentricitäten, die uns im Christenthum so widerwärtig berühren, auch im Islam zum Vorschein, häufig noch gesteigert durch die Gluth südlicher Naturen. Der Gründer dieser Sekte, Ahmed Ibn Hanbal, gehörte übrigens zu den Stiftern der vier rechtgläubigen Schulen des islamitischen Glaubenskreises. Die drei andern waren Abu Hanife, Schafi und Malik.

3. Das Geschlecht der Aliden. Die Nachkommen Ali's und Husein's lebten ruhig in Medina, verehrt von den Gläubigen wegen ihrer Frömmigkeit und Tugend, wie wegen der Glorie des religiösen Märtyrerthums, welche der Familie für die ganze Folgezeit eine bevorzugte Stellung und den Ruhm der Heiligkeit verlieh. Von Hasan, Ali's Erstgebornem, wird erzählt, ein Sclave habe einst beim Aufwarten aus Ungeschicklichkeit eine Schüssel kochender Brühe über das Seidengewand des Emirs ausgeschüttet. Zitternd fiel der Arme dem Beleidigten zu Füßen und sagte, um die Bestrafung abzuwenden, flehend den Koranvers her: „Das Paradies harret derjenigen, die ihren Zorn beherrschen." „Nun ich zürne nicht!" antwortete heiter Hasan. „Doch noch höheren Lohn empfängt, wer dem Beleidiger verzeiht." „Ich verzeihe!" sprach der Emir. „Aber am höchsten werden diejenigen thronen, welche Böses mit Gutem vergelten." „Ich schenke dir die Freiheit und vierhundert Silberstücke," erwiederte der Enkel des Propheten. „Möge es nie geschehen, daß ich die Gebote des Gesandten Gottes verletze!" Diese fromme Gesinnung vererbte auf die meisten Glieder des Hauses Ali, daher auch die Verehrung des Volkes ihnen ins Grab folgte und die Stätten ihrer Ruhe zu Mekka und Medina, an den Ufern des Euphrats oder in der Provinz Chorasan, vielbesuchte Wallfahrtsorte wurden. Ohne Waffen und Schätze waren die Aliden durch die Ehrfurcht der Gläubigen eine Macht, welche die Eifersucht der Chalifen nicht selten weckte und den Arm der Verfolgung wider sie bewaffnete und noch mehr bewaffnet haben würde, wenn nicht die meisten Glieder des Hauses sich von ehrgeizigen Bestrebungen fern gehalten hätten. Ihre Namen dienten oft als Vorwand und Fahne zu Aufruhr und Bürgerkrieg. Als
750. Merwan II. in Aegypten sein blutiges Ende gefunden, suchte Abu Salama, mit dem Beinamen „Vezier der Familie Mohammeds," den Herrscherſitz von Damaskus einem der Nachkommen Ali's zu verschaffen; „aber diese königlichen Heiligen verachteten den Pomp der Welt, unterwarfen sich dem Willen Gottes und der Ungerechtigkeit der Menschen und widmeten ihr schuldloses Leben dem Studium und der Ausübung der Religion." Die Abbasiden, die während der Herrschaft der Omejjaden mit den Aliden zusammengingen, bis der Ehrgeiz und Vortheil des eigenen Hauses über die Rücksichten der Religion und Pietät den Sieg davon trugen, nahmen den Chalifenstuhl und Abu Salama büßte seine Bestrebungen mit dem Tode. Der zweite Chalife dieses Hauses, der schreckliche Mansur, ließ einige Glieder von Ali's Geschlecht im Gefängniß sterben, und als Mohammed, aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksal, sich in Medina empörte, wurde er im Felde besiegt und erlag seinen Wunden. Der
762. Versuch Mutaßims, beide Häuser zu versöhnen und zur geheiligten Dynastie sämmtlicher Moslemin zu verschmelzen, scheiterte an der schon zu weit gediehenen Animosität zwischen Persern und Arabern; die Spaltung dauerte fort und von Mutaßims Nachfolgern hatten noch mehrere mit Empörungen zu kämpfen, welche einzelne Aliden zu ihrer eigenen Erhebung oder andere Häupter in ihrem Namen erregten. Doch lag die Macht und Bedeutung des Hauses nicht in zeitlicher Herrschaft, sondern in dem geheiligten Charakter, der dem ganzen Geschlechte vermöge der Blutsverwandtschaft mit

dem Propheten inwohnte, ein Vorzug, der mit der Zeit, als die indisch-persische Glaubenslehre von der Seelenwanderung und Gottesverkörperung im Islam Eingang fand, immer mehr verherrlicht und zur Göttlichkeit gesteigert ward. Ali selbst wurde in der Folge von den Schiiten als Gott in Menschengestalt verehrt und das in seinem Hause erbliche Imamat oder Hohepriesterthum als ein von der Gottheit ausstrahlendes Licht, als die Gestalt und Behausung des heiligen Geistes angesehen, eine religiöse Auffassung, nach welcher das Imamat mit einer mystischen Heiligkeit umgeben und der rechtmäßige Träger der Würde als ein vom göttlichen Geiste geleitetes höheres Wesen angeschaut ward. Die Schiiten, besonders die schwärmerische Sekte derselben, die Ismaeliten, beehrten die Imame aus Ali's Geschlecht, deren Zahl sie auf Zwölf festsetzten, mit dem Beinamen Mahdi, der „Geleitete," doch so, daß die einzelnen Fractionen dieser Religionspartei bald diesen bald jenen Imam als den wahren Mahdi oder Messias ansahen, mit dessen dereinstiger Wiederkehr aus der Verborgenheit der wahre Glaube hergestellt und die Menschheit in einen seligen Zustand eingeführt werden würde. Besonders wurde außer Ali, den man sich nicht als getödtet, sondern als über den Wolken fortlebend dachte, der siebente, Ismail, Djafars Sohn, und der zwölfte und letzte, Mohammed, der an Heiligkeit und einsiedlerischem Leben alle seine Vorgänger übertraf und die meiste Zeit in einer Höhle unweit Bagdad verbrachte, mit dem Ehrennamen „Almahdi" belegt. Seine Anhänger, die noch Jahrhunderte lang eine eigene Religionsgenossenschaft bildeten, glaubten, daß er nicht gestorben sei, sondern einst aus seinem unterirdischen Verstecke hervortreten und sein Volk auf den Weg des wahren Glaubens zurückführen werde. Jeden Abend beteten sie: „O Imam! erscheine uns! Die Menschheit erwartet dich, denn Recht und Wahrheit sind untergegangen und die Welt ist in Finsterniß und Gewaltthat versunken; erscheine uns, damit wir durch dich wieder zu Gottes Barmherzigkeit zurückkehren!" Und so groß war das Ansehen, das die heilige Familie bei allen Moslemin genoß, daß die meisten Herrscherhäuser der Folgezeit, die Abbasiden, die Almohaden, die Fatimiden, die Dynastien von Jemen und Persien, ihre Rechte und Ansprüche zur Herrschaft auf die Verwandtschaft mit dem Propheten und dem Gemahle und den Nachkommen seiner Tochter gründeten. Dieser Ruhm der wirklichen oder angeblichen Verwandtschaft war in den Augen der Mohammedaner das unwidersprechlichste Adelsrecht.*)

Jezid, den die Strenggläubigen den „Lasterhaften" nannten, weil Mohammeds Enkel unter ihm erschlagen und die heiligen Prophetenstädte durch ihn bekriegt worden, weil er als „Sohn der Wüste" ein freies heiteres Leben liebte und Dichter und Jäger, Sänger und Tänzerinnen lieber um sich sah als „Koranslehrer, Gesetzgelehrte und Ueberlieferungskundige", war kaum im blühenden Mannesalter ins Grab gestiegen, als das Reich von neuen Wirren erschüttert wurde, in Folge deren vielleicht schon die Lebensdauer seines Sohnes durch Gift verkürzt ward. Nicht nur daß Medina wieder abfiel, daß in Mekka Zubeir's Sohn endlich doch den Chalifentitel annahm und im größten Theile Arabiens Anerkennung fand; in Kufa und Baßra traten die schwärmerischen Aufstände.

*) Die Ismaeliten zählten folgende zwölf Imame: 1. Ali, 2. Hasan, 3. Husein, 4. Ali Zein Alabidin, 5. Mohammed Albakir, 6. Djafar Assadik, 7. Ismail, 8. Ali Ridha (von Mamun vergiftet), 9. Mohammed (Mamun's Schwiegersohn), 10. Ali Alhadi, 11. Hasan Alaskarij, 12. Mohammed, mit dem Beinamen Almahdi, der einst wieder erscheinen soll.

Charedjiten wieder unter die Waffen, um die verhaßte Herrschaft der Omejjaden zu stürzen, und selbst in Syrien und Aegypten waren Parteiungen ausgebrochen. Unter diesen Verhältnissen kamen Haßin und Ubeid Allah überein, daß
Merwan. 684—685. Merwan, der älteste und erfahrenste aus dem Geschlechte der Omejjaden, auf den Chalifenstuhl in Damaskus erhoben werden sollte, da Jezids zweiter Sohn, Chalid, noch minderjährig und den Schwierigkeiten nicht gewachsen war. So wurde Merwan Beherrscher der Gläubigen. Er versöhnte die Parteien in Syrien und Aegypten und stellte Frieden und Eintracht in diesen Provinzen her, während die beiden kriegskundigen Feldherren Haßin und Zijads Sohn, Ubeid Allah, den Charidjiten an der Grenze von Irak ein sigreiches Treffen lieferten, worin der Kern der Partei, unter ihnen der Anführer Suleiman, auf dem Schlachtfelde blieben; die übrigen suchten Rettung in nächtlicher Flucht. Nun war Merwan im sicheren Besitz des Chalifats. Aber seinem Siege folgte sein Tod auf dem Fuße. Er hatte, um seinen Anhang zu stärken, Chalids Mutter unter die Zahl seiner Frauen aufgenommen und ihr versprochen, ihren Sohn zu seinem Nachfolger zu ernennen. Als er aber seiner Feinde Meister geworden, brach er sein Wort und bestimmte seinen eigenen Sohn, Abd Almalik, zum
685. Beherrscher der Gläubigen. Dafür erlitt er den Tod von der Hand seiner erzürnten Gattin.

Abd Almalik. 685—705. Als Merwans Sohn, Abd Almalik, den Herrschersitz in Damaskus einnahm, war das arabische Reich in voller Anarchie. Während Abdallh, Zu-
Muchtar's Aufstand. beirs Sohn, zu Mekka in trotzigem Widerstande beharrte, erhob Muchtar („der Rächer"), ein ehrgeiziger, selbstsüchtiger Mann, der sich göttlicher Eingebungen rühmte und in der Folge von der Sekte der Kaisaniden als Stifter und Prophet verehrt ward, in Kufa die Fahne der Blutrache für Husein. Um bei den Irakanern, die sich bereits in zwei Parteien geschieden hatten, in die Azrakiten in Baßra und die Charidjiten, mehr Ansehen zu erlangen, fälschte er Briefe im Namen Mohammeds Ibn Hanifije, eines in Medina lebenden Sohnes von Ali, worin er von diesem zum Anführer der Schiiten und zum Bluträcher gegen die Mörder Huseins ernannt war. Nachdem er im Bunde mit dem tapfern Ibrahim, dem Sohne Aschtar's, den Aufstand der Azrakiten niedergeworfen und als angeblicher Stellvertreter Mohammeds Ibn Hanifije die Herrschaft in Kufa an sich gerissen, verfolgte er mit blutiger Strenge alle die in Kerbela am Kampfe gegen Husein Theil genommen. Die Köpfe der Anführer Schomar und Amar Ibn Saad wurden nach Medina geschickt mit einem Schreiben an Ali's Sohn, worin es hieß, daß er weder Brod essen noch Wasser trinken werde, bis er die frevelhaften Mörder Huseins sämmtlich aufgefunden und getödtet habe. So weit sein Ansehen Geltung hatte, wüthete er mit Hinrichtungen und Verstümmelungen. Da schickte Abd Almalik die kräf-
Sein Sieg am Zab. 686. tigsten Stützen seines Hauses Ubeid Allah und Haßin mit Heeresmacht gegen Muchtar und Ibrahim. Am Flusse Zab, in der Nähe von Mosul, stießen die

beiden Heere auf einander. Es ereignete sich eine furchtbare Schlacht, in welcher Aug. 686. die Schiiten theils durch die Kriegskunst Ibrahims und den Fanatismus seiner Truppen, welche Reliquien von Ali und Husein in einer Bundeslade mit sich führten, theils durch die Verrätherei eines der Führer der Omejjaden den Sieg erfochten. Tausende erlagen dem Schwerte der Bluträcher, oder ertranken in den Fluthen des Zab. Unter den zahllosen Gefallenen waren die beiden Feldherren, Ubeid Allah und Haßin. Muchtar empfing das blutende Haupt des ersteren in demselben Gemache zu Kufa, wo dieser einst Huseins Kopf aus den Händen der Mörder entgegen genommen. Nun fiel der größte Theil von Mesopotamien in Muchtar's Gewalt und die Herrschaft der Omejjaden schien zu wanken. Aber die Zwietracht und Selbstsucht der Feinde waren Abd Almaliks mächtigste Bundesgenossen. Muchtar, der die Eifersucht und Rivalität der arabischen Emire Abdallah Ibn Zubeir und Mohammed, Ali's Sohn, zu seiner eigenen Erhebung und Machtstellung zu benutzen suchte und sich schlau und hinterlistig bald dem Einen bald dem Andern zuwandte, fiel endlich als Opfer seiner eigenen Umtriebe und der wankelmüthigen Gesinnung der Kufaner. Von Abdallahs Bruder Mußab und dem tapfern Feldherrn Mühallab bei Harura, unweit Kufa, in einer langen blutigen Schlacht überwunden und in seinem festen Schlosse belagert, sah Muchtar bald keinen andern Ausweg, als Ergebung auf Gnade und Ungnade oder heldenmüthigen Untergang im Verzweiflungskampfe. Er wählte den rühmlicheren Ausweg. An der Spitze von 19 Gefährten, die allein den Muth besaßen mit ihm dem Tode ins Auge zu blicken, stürzte er das Schwert in der Hand unter die Feinde und sie kämpften als Streiter Gottes, bis sie der Uebermacht erlagen. Alle starben als Helden. Von solcher Tapferkeit und Todesverachtung waren die Moslim jener Tage beseelt. Die Kufaner ergaben sich darauf dem Sieger und flehten um Gnade. Mußab schien Anfangs gerührt, als die gefesselten Gefangenen auf dem großen Platze der Stadt die Hände bittend emporstreckten; aber Abderrahman, dessen Vater bei Harura gefallen, dürstete nach Blutrache an den Genossen des „Lügners" und erstickte durch giftige Reden in dem Feldherrn das Gefühl der Menschlichkeit, so daß Mußab Befehl gab, alle Kufaner, welche die Waffen geführt, niederzustoßen. So wurden sie, wie Muchtar vorausgesagt, „gleich Schafen geschlachtet." Die Kunde von dieser Grausamkeit erfüllte die Gläubigen in Mekka mit allgemeiner Entrüstung. Muchtar's Genosse Ibrahim war ein zu gewaltiger Kriegsmann, als daß Mußab gewagt hätte, ihn zu bestrafen. Als neue Feinde in Persien aufstanden, um ihre gemordeten Glaubensgenossen zu rächen, setzte er denselben zum Statthalter von Moßul ein, damit er sie durch sein gutes Schwert zu Paaren treibe.

Sein Ausgang.

Abd Almalik, obwohl ein Mann von furchtbarer Energie und von schrecklichem, gewaltthätigem Charakter, mußte sich jeder Einmischung in die kriegerischen Vorgänge Iraks enthalten, weil er zu derselben Zeit in seinem eigenen Lande, Aufruhr in Damaskus.

ja in seiner Hauptstadt Damask von äußern Feinden und innerem Aufruhr bedroht war. Während die Griechen, durch die Zwietracht und Bürgerkriege der Moslim begünstigt, wieder Fuß in Syrien faßten, erhob Amru Ibn Said Alaschdak, ein Omejjade und Vetter des Chalifen, die Fahne der Empörung in Damaskus um dem Abd Almalik die Herrschaft zu entreißen. Erst als dieser die doppelte Gefahr abgewendet hatte, indem er die Byzantiner durch einen Tribut zu einem friedlichen Verhalten bewog, seinen Vetter Amru aber, nachdem er ihn durch versöhnliche Handreichung sicher gemacht, in sein Schloß lockte und ihn dort vor dem Herrscherstuhl unter rohen Mißhandlungen mit eigenem Arme treulos ermordete, konnte er zu einem Feldzuge gegen das zwieträchtige zerrissene Irak schreiten. „Ich habe die Beweise deines Wortbruchs in meines Gatten Todtengewand gesteckt, damit er einst Rechenschaft von dir fordere;" antwortete Amru's Wittwe, als Abd Almalik die Auslieferung der Vertragsurkunde von ihr begehrte.

Mußab's u. Ibrahim's Empörung u. Niederlage. Während der Chalife selbst nach dem oberen Euphrat vorrückte, suchte sein Feldherr Chalid in Baßra, wo das Haus Omejja viele Anhänger und Stammgenossen zählte, einen Aufstand gegen den abwesenden Mußab hervorzurufen. Anfangs schien sein Vorhaben zu gelingen; als aber Mußab selbst in der Stadt eintraf, wurde der Aufstand unterdrückt: alle Theilnehmer, die nicht durch die Flucht sich retteten, wurden ihrer Häuser und Güter beraubt und nachdem jeder 50 Stockschläge empfangen, mit abgeschnittenem Bart und Haupthaar durch die Stadt geführt, drei Tage der Sonne ausgesetzt und endlich von ihren Frauen geschieden. Nur Sclavinnen sollten künftig ihr Bette theilen. Dies war Mußabs letzter Triumph. Nach der Unterdrückung des Aufstandes in Baßra zog er vereint mit dem tapfern Ibrahim von Mosul, der alle Versuche der Bestechung und Verführung Abd Almaliks standhaft zurückgewiesen, gegen das Heer des Chalifen. In der Nähe von Maskau an einem Tigriskanal ereignete sich eine heftige Feldschlacht, die nach langem Schwanken durch (Nov. 690.) den Tod Ibrahims zu Gunsten der Omejjaden entschied. Mußab beschwor seinen Sohn Isa, die Begnadigung anzunehmen, die Abd Almalik ihm anbieten ließ, oder sich durch die Flucht zu retten: der hochherzige Jüngling erwiederte: „Die Frauen Kureisch's sollen mir nicht nachreden, daß ich meinen Vater verlassen!" und kämpfte an der Seite Mußabs, bis beide den Streichen der Syrer erlagen. Sein blutiges Haupt wurde von einem arabischen Führer, dessen Bruder einst auf Mußabs Befehl getödtet worden war, dem Chalifen überbracht. Dieser wollte ihn dafür mit Gold belohnen: aber Ubeid Allah sprach: „Ich habe ihn nicht aus Liebe zu dir getödtet, sondern um meinen Bruder zu rächen." Ein Freund und Waffengenosse Mußabs, der Dichter Rukejjah, auf dessen Haupt ein Preis gesetzt war, wurde von einer Frau verborgen gehalten und dann durch die Fürbitte eines Gönners von Abd Almalik begnadigt. „Mußab war ein Lichtstrahl, von Allah ausgegangen," sang er einst;

„Finsterniß war aus seinem Antlitz verbannt. Die Söhne von Illat (vom Stamm Kudhaa) haben unsere Rücken bloßgestellt, so daß die Edelsten unter uns von Feindes Hand fielen."

Nach Mußabs Tod hielt Abd Almalik seinen Einzug in Kufa und ließ das Haupt des Gegners an derselben Stelle des Burgthors anheften, wo früher Huseins, Ubeid Allah's und Muchtars Köpfe auf die Stadt niedergeschaut. Doch entfernte er einige Zeit nachher das Schreckbild sammt dem Thore, betroffen über die Bemerkung eines Freundes, daß die Schmach, die jedem der Besiegten zugefügt worden, sich stets an dem Urheber wiederholt habe. Vierzig Tage verweilte Abd Almalik in Kufa, wo er die Angelegenheiten Iraks ordnete, die Huldigungen der Städte und Landschaften entgegennahm und die Statthalter theils bestätigte, theils durch neue ersetzte. Zu jenen gehörte Muhallab, der nun den Krieg gegen die Charidjiten in den Gebirgsländern Persiens eben so eifrig für Abd Almalik führte, wie früher für Mußab. Empört über solche Charakterlosigkeit fragten die andern: „Wer von uns ist auf dem Wege der Leitung und wer im Irthum? Seid ihr nicht Brüder Satans, Gefährten der Gewalthaber und Sclaven dieser Welt?" Muthig widerstanden sie der Uebermacht der Omejjaden; und sie hatten das Schwert noch in der Hand, als sich bereits in Mekka und Medina das Schicksal zu Gunsten Abd Almaliks entschieden. Abd Almaliks Erfolge im Osten.

Während dieser Vorgänge verharrte Abdallah, Zubeirs Sohn, unthätig in Mekka, wenn er gleich durch seinen Aufenthalt in dem geistlichen Mittelpunkte des Reichs einen bedeutenden Einfluß auf die alljährlich sich daselbst versammelnden Pilger ausübte. Selbst die Nachricht von dem Tode Mußabs blieb ohne merkliche Wirkung. Man konnte aus der erbaulichen Rede, worin er den Gläubigen von der Kanzel herab die Katastrophe kund machte, nicht entnehmen, ob er sich darüber mehr freue oder mehr betrübe. Diese Unthätigkeit und Resignation verbunden mit seinem Geize bei unermeßlichem Besitze entfremdete ihm die Herzen der Araber, die ihre Blicke gerne dahin wandten, wo ihnen Ehre, Herrschaft und Reichthum winkte. Als daher Abd Almaliks Feldherr Haddjadi von Irak nach Taif zog und von dort aus, mit syrischen Truppen unter Tarik Ibn Amru verstärkt, zur Belagerung von Mekka schritt, gerieth Abdallah bald in solche Bedrängniß, daß ihm nur die Wahl blieb, sich entweder dem Sieger zu unterwerfen oder mit dem Schwerte in der Hand als Märtyrer an der Pforte des Tempels zu sterben. Er hätte sich vielleicht zu dem ersteren Schritt entschlossen, wenn ihn nicht seine heldenmüthige Mutter Asma, die hundertjährige Tochter Abu Bekr's, beredet hätte, sein Leben mit einem ruhmvollen Tode zu krönen. „Mein Sohn!" sprach sie, „du allein kannst in dein Inneres schauen. Warst du von deinem Rechte überzeugt und fordertest du das Volk nur auf, Recht und Wahrheit zu vertheidigen, so verharre auch jetzt darin und gib deinen Nacken nicht dem Spotte der Jungen von den Söhnen Omejja's Ausgang Abdallah's in Mekka. 692.

hin. Hast du hingegen nur nach dieser Welt gestrebt, so bist du ein schlechter Diener Gottes und hast dich und die mit dir gekämpft in den Abgrund gestürzt. Sagst du aber, das Recht war allerdings auf meiner Seite, als aber meine Gefährten schwach wurden, fühlte auch ich keine Kraft mehr in mir, so antworte ich: So handeln nicht freie Männer, denen ihr Glaube das höchste ist. Wie lange hast du denn noch in dieser Welt zu bleiben? Besser du läßt dich von dem Feinde erschlagen." Diese Feuerworte entzündeten in Abdallah den eingeschläferten Heldensinn. „Ich habe mich nie auf diese Welt gestützt und nie das Leben geliebt," rief er aus. „Ich habe mich nur aus Eifer für Gottes Sache und aus Entrüstung für das entweihte Heiligthum gegen die Herrscher erhoben; ich habe stets nach Gottes Urtheil Recht gesprochen, nie Verrath geübt, nie die schlechte Sache vorgezogen!" Nach diesen und andern Reden nahm er Abschied von der greisen Mutter und stürzte, von ihrem Segen und ihrem frommen Gebete gestärkt, ohne Helm und Panzer an der Spitze einer kleinen Schaar Getreuer in die feindlichen Reihen. „Nehmt eure Helme ab, damit ich noch einmal Euer treues Angesicht schaue, und bewahret Eure Schwerter, wie Eure Augen!" rief er den wenigen Gefährten zu, die sein Schicksal zu theilen entschlossen waren. Dann kämpfte er in der ersten Reihe, wie in den Tagen seiner Jugend, bis er von einem Steine an die entblößte Stirn getroffen zu Boden
1. Oct. 692. sank. „Nie hat ein Weib einen stärkeren Mann geboren!" rief Tarik aus, als er den tapfern Streiter Gottes sinken sah. Nun beugte sich ganz Arabien unter
693. das Gebot des Chalifen von Damaskus; und als im folgenden Jahre der Statthalter von Chorasan, der allein noch im Widerstand beharrte, durch Verrath und Blutrache in offener Feldschlacht getödtet ward, wurde in allen Moscheen des weiten islamitischen Reiches für Abd Almalik, den Chalifen von Damaskus, gebetet. In Arabien schützte der strenge Haddjadi die Rechte des Omejjaden, in Irak und Aegypten Abd Almaliks Brüder Beschr und Abd Alaziz. Nur in Persien stand noch Muhallab wider die Charidjiten im Felde.

Siege Haddjadis. Als im Lager vor Ram Hormus die Nachricht eintraf, daß Beschr von Irak mit Tode abgegangen, kehrten die Kufaner und Baßraner, die stets mit Widerstreben für die Omejjaden kämpften, in ihre Heimath zurück. Da er-
695. nannte Abd Almalik den strengen Haddjadi zum Statthalter von Irak. Dieser trat mit verhülltem Angesichte in die dicht gefüllte Moschee von Kufa und sprach, den Schleier abnehmend, die furchtbaren Drohworte: „Der Fürst der Gläubigen Abd Almalik hat seinen Köcher ausgeleert und die Pfeile untersucht, er hat mich als den Bittersten und Stärksten gefunden und darum zu euch gesandt. Bei Gott! wenn ihr nicht zum Gehorsam zurückkehret und in euerer Bosheit verharret, so mähe ich euch ab, wie das Salamgesträuch und schäle euch wie ein Rohr und schlage euch durch, wie den Rücken eines Kameeles. Ich werde euch demüthigen, bis ihr eueren aufrührerischen Geist abgelegt, ich werde euch mit dem Schwerte niederhauen, daß eure Frauen Wittwen

und eure Söhne Waisen werden." Diese Worte eines Mannes, „der nie umsonst drohte," erfüllte die Versammlung mit Schrecken. Die Kufaner und Baßraner kehrten zu Muhallab in das Lager zurück und Ram Hormus wurde erobert. Aber die Sekte der fanatischen Charidjiten, die den Kampf gegen die Omejjaden als den sichersten Weg zu den Freuden des Paradieses ansahen, glich jener Hydra, deren abgeschlagene Köpfe immer durch neue ersetzt wurden. Zwei Jahre lang mußte Haddjadj selbst und seine Unterfeldherren gegen die Schwärmer kämpfen, welche unter der Führung von Salih und Schebib von Madain bis nach Kufa und Mosul die Ebenen Mesopotamiens durchstreiften, die Feinde in mehreren Gefechten überwanden und mit wunderbarer Schnelligkeit die Ströme überschreitend, bald an der syrischen Wüste, bald im Osten des Tigris kampfbereit auftraten. Und als Salih in der Schlacht gefallen und Schebib, von seinem scheu gewordenen Pferde über die Brücke von Karun in den Euphrat geschleudert, in den Wellen seinen Tod gefunden, trat Mutarrif, März 697.
Statthalter von Madain, ein gerechter und frommer Fürst, gegen die Omejjaden ins Feld. Aber auch dieser erlag mit dem größten Theile seiner Anhänger der Uebermacht Haddjadj's in der Schlacht, und im fernen Farsistan sanken die tapfersten Häupter der Charidjiten, unter ihnen der heldenmüthige Dichter Katarij, der den Tod in der Jugend dem schwachen und gebrechlichen Alter 698.
vorzog, unter dem Schwert Muhallabs. Selbst der gefährlichste Aufstand, den der streitbare Abderrahman gegen Haddjadj erregte, als dieser den Feldherrn in einem Kriege gegen den Fürsten von Kabul der Saumseligkeit und Feigheit anklagte, endigte nach manchen Wechselfällen mit der Niederlage der Abtrünnigen. Als Abderrahman an der Spitze eines Heeres von 100,000 Mann, meistens waffengeübten Irakanern aus Kufa und Baßra, siegreich auf der syrischen Grenze stand, bot der Chalife dem Führer eine Statthalterschaft und den Truppen Sold und Geschenke als Preis der Niederlegung der Waffen. Umsonst. Die trotzigen Kufaner versagten dem Omejjaden abermals die Anerkennung. Aber Haddjadj, welcher die Unterhandlung mißbilligt hatte, „da Eisen nur durch Eisen geschmiedet werden könne," sicherte auch diesmal durch sein siegreiches Schwert die Herrschaft Abd Almaliks. Die Insurgenten, in einer Reihe blutiger Feldschlachten von den Syrern überwunden, flehten um Gnade und versprachen Gehorsam. Haddjadj verhängte ein strenges Strafgericht über die Schuldigen, besonders als noch die letzten Zuckungen im fernen Osten durch Jezid, den Nachfolger seines im Jahre 82 d. H. verstorbenen Vaters Muhallab, 703.
in der Statthalterschaft von Chorasan niedergeschlagen worden, und Abderrahman bei dem Fürsten von Kabul, der den Flüchtigen gastlich aufgenommen hatte, auf unbekannte Weise umgekommen war. Sein nach Damaskus über- 705.
sandtes Haupt gab Zeugniß, daß die Herrschaft der Omejjaden in allen islamitischen Reichen vom Indus bis an die Meerenge von Gibraltar Anerkennung und Geltung gefunden. Nun erst ließ Haddjadj gegen einige Flücht-

linge und Auswanderer, die, wie der Schrift- und Traditionsgelehrte Amir Schabi, reumüthig seine Gnade anflehten, Verzeihung ergehen; und damit die unruhigen, stets zum Aufruhr geneigten Städte Kufa und Basra leichter im Zaume gehalten werden möchten, gründete er an den Ufern des Tigris, in der Mitte zwischen beiden Orten, die feste Stadt Wasit mit starker Besatzung.

Abd Almaliks Tod u. Charakter. 8. Oct 705. Nicht lange nach diesen Vorgängen schloß der Chalife Abd Almalik sein wechselvolles Leben nach einer stürmischen Regierung von 21 Mondjahren. Die Zahl seiner Feinde und Widersacher war groß, so daß die Jahre seiner Herrschaft einen ununterbrochenen Kampf darboten. Daß er dennoch schließlich den Sieg und die Ehre behielt, hatte er nicht minder seiner Entschlossenheit, Klugheit und Gewandtheit zu verdanken, als der Uneinigkeit und Rivalität seiner Gegner, wodurch jedes gemeinschaftliche Zusammenwirken verhindert ward. Er war ein einsichtsvoller Geschäftsmann, der das Chalifenreich sowohl in der Münzprägung als im Kanzleiwesen vom Auslande unabhängig machte, so daß fortan arabisches Geld und arabische Sprache im Verkehr und in amtlichen Verhandlungen angewendet wurden. Als zehnjähriger Knabe sah er zu, wie Othmans Palast in Medina erstürmt und der Chalife selbst getödtet ward. Diese Begebenheit verschwand nie aus seinem Gedächtniß, daher er auch sein ganzes Leben hindurch einen tiefen Groll gegen alle Urheber und Theilnehmer derselben und gegen alle ihre Verwandten und Geschlechtsgenossen in seiner Seele trug. Manche dunkle That ist an seinen Namen geknüpft, vor allen die Ermordung seines Vetters Said; doch war sein Charakter nicht so schlimm, als spätere Schriftsteller aus Haß gegen die Omejjaden ihn dargestellt haben. Daß sein Bruder Abd Alaziz in Aegypten, den ihr Vater Merwan zum Nachfolger Abd Almaliks bestimmt hatte und der sich daher standhaft weigerte, die von dem Chalifen getroffene Anordnung über die Thronfolge anzuerkennen, noch vor dem Bruder starb und somit die Söhne desselben, Welid und Suleiman, von einer gefährlichen Mitbewerbung befreite, war wohl mehr eine Gunst des Glückes, wie sie dem Abd Almalik in so vielen schwierigen Lagen zu Theil geworden, als die Wirkung einer Vergiftung, wie feindliche Nachrede behauptete. In seinem Privatleben war der Chalife, wie die meisten Omejjaden, ein heiterer Mann von manchen häuslichen Tugenden und liebenswürdigen Eigenschaften, ein freigebiger Gönner der Dichter, die seinen Hof zierten und für ihr Lob fürstlichen Lohn ernteten. Er selbst hat in vielen lyrischen Gesängen die Gefühle seiner Seele ausgesprochen und in elegischen Tönen die Kürze des Lebens und die Vergänglichkeit alles Irdischen beklagt.

Welid. 705—715. „Der Herrscher dieses Volkes ist in die Wohnung der Reinen hinübergegangen. Er hat sie verdient durch seine Strenge gegen Zweifler, wie durch seine Güte gegen Gerechte und Tugendhafte. Er hat die Paniere und Leuchtthürme des Islam erhalten durch seine Pilgerfahrten, wie durch seine Kriege gegen Ungläubige. Er war weder schwach noch übermüthig!" Mit diesen Worten

verkündete Welid, Abd Almaliks Sohn, den Moslemin den Hingang seines Vaters und forderte sie auf, ihm, den der Verstorbene zum Nachfolger ernannt, zu gehorchen und treu zu bleiben. Zugleich sprach er seinen Vorsatz aus, auf derselben Bahn zu wandeln, die Abd Almalik zum endlichen Siege geführt. Welids Regierung dauerte nicht ganz zehn Jahre, aber es waren Jahre glorreicher Kämpfe und Eroberungen auf allen Grenzen des Reichs. Im Osten ließ der kriegerische Haddjadj, der bis zu seinem Tode im Jahre 95 der Hidjra über den 713. Chalifen und über alle Statthalter eine gebieterische Obmacht behauptete, und alle Widersacher oder säumige Vollstrecker seiner Befehle unbarmherzig niederwarf, durch den kühnen Feldherrn Kuteiba, den Eroberer von Samarkand, die Fürsten und Völker von Sogdiana, Khokand und Ferghana bekriegen und mit dem Schwerte den Islam aufrichten, während Haddjadjs Vetter, der streitbare Mohammed Ibn Kasim, über den Indus setzte, die Brahmanenstädte Daur und Bahmarabad in der Landschaft Sind erstürmte und nach einer furchtbaren Schlacht, worin der König Daher fiel und sein Heer vernichtet oder zersprengt wurde, die reiche Pilgerstadt Multan mit ihren unermeßlichen Schätzen in seine Gewalt brachte, alle waffenfähige Männer niederhauen, Kinder und Frauen verkaufen ließ, damit ein neues Geschlecht den Gott Mohammeds anbete an der Stätte, wo bisher zahllose Wallfahrer ihre Knie vor dem uralten Götzenbilde in Andacht gebeugt hatten. Zwei neugegründete Städte, Mahfuga, die „Geschützte,“ und Marßura, die „Siegreiche,“ stiegen bald zum Range von Hauptstädten in der indischen Statthalterschaft empor.

Beide Feldherren ernteten schlimmen Lohn für ihre Dienste. Unter dem neuen Chalifen Suleiman theilten sie die Ungnade und Verfolgung, die über alle Verwandten und Freunde Haddjadjs verhängt wurden. Mohammed wurde in Ketten nach Wasit geführt und dort von dem neuen Statthalter zu Tode gemartert, Kuteiba aber fiel durch die Hand einiger Verschwornen aus seinem eigenen Heer, welche die Genossen Muhallabs, die Todfeinde Haddjadjs, wider den kühnen Feldherrn aufgestiftet, als 715. dieser mit dem Plane umging, sich in Chorasan ein unabhängiges Reich zu gründen. Nicht besser erging es den Eroberern Spaniens. Wir werden später erfahren, welchen Lohn Musa empfing, als er mit den Reichthümern des Westens in Damaskus einzog, gerade als Welid aus dem Leben schied, und sein Bruder Suleiman den Stuhl des Chalifen bestieg.

Diese Strenge und Undankbarkeit der Omejjaden gegen verdiente Männer mehrte die Zahl ihrer Feinde und verwirrte ihre Staaten. Dennoch war Welid ein Herrscher voll Kraft und Umsicht, der sein unermeßliches, von Indien bis ans atlantische Meer sich erstreckendes Reich in Gehorsam hielt, durch Gründung von Lehranstalten, durch Anlegung von Brunnen und Heerstraßen, durch Krankenhäuser und Einrichtungen der Wohlthätigkeit für Hebung der Cultur, der Gesittung und der Wohlfahrt seiner Unterthanen Sorge trug und nicht minder auf Verbreitung der Religion des Koran und auf Errichtung von Moscheen in den eroberten Städten als auf Mehrung des Reiches bedacht war. Durch den

Bau der herrlichen Moschee in Damaskus, des Meisterwerkes der arabischen Architektur im Osten, und durch Vergrößerung und Verschönerung der Bauwerke in Mekka, Medina und Jerusalem beurkundete Welid seinen Kunstsinn und verherrlichte seinen Namen. Die Hauptmoschee in Damaskus, auf der Stätte der eingerissenen Johanniskirche errichtet, war durch Größe wie durch Pracht der Säulen und Verzierungen das Musterbild arabischer Baukunst für die kommenden Jahrhunderte. Welid liebte Gerechtigkeit und wußte am rechten Orte Freigebigkeit und Großmuth zu üben, Tugenden, denen auch sein mächtiger Feldherr und Günstling Haddjadj, trotz seiner mitunter an Härte und
714. Grausamkeit grenzenden Strenge, nicht fremd war. Zum Glück starb Haddjadj ein Jahr vor dem Chalifen.

„Ich habe zu Welid meine Zuflucht genommen," spricht ein gleichzeitiger Dichter; „wer ihn loben wollte, fände kein Ende, seine Tugenden überragen alle andern; seine Gaben beschämen alle Freigebigkeit. Sein ehrfurchtgebietendes Antlitz verbreitet Schrecken unter den Uebelthätern und beglückt die, denen es sich freundlich zuwendet." „Die Erinnerung an Welid entlockt unstillbare Thränen meinen Augen," sagte ein anderer (Djerir), „alle seine Vorzüge liegen unter Erdenstaub begraben."

Suleiman. 715—717. Welids Bruder und Nachfolger Suleiman ging andere Wege. Ehrgeizig und eifersüchtig auf seine Macht entfernte er alle Männer von Verdienst und Bedeutung aus den Aemtern und Heerführerstellen, eine Maßregel, die auf den Fortgang der Waffen im Osten und Westen hemmend einwirkte. Wir haben gesehen, wie durch Muhallabs Sohn Jezid, des Chalifen Günstling und Gesinnungsgenossen, der tapfere Kuteiba in Chorasan zur Empörung getrieben und darauf verrathen und ermordet ward. Jezid selbst trat dann an seine Stelle, aber der Habsucht und den Sinnengenüssen ergeben, benutzte er sein Amt mehr zu Druck und Erpressungen als zu Eroberungszügen. Trotz einiger kühnen Waffenthaten im Osten des kaspischen Meeres wurde das Gebiet in jenen entlegenen Gegenden nicht wesentlich ausgedehnt. In Spanien bewirkte der häufige Wechsel der Befehlshaber, daß sich einige muthige Flüchtlinge unter der Fahne des christlichen Nationalhelden Pelagius sammelten und in den Thälern Asturiens, wo noch ein Funke nationaler und religiöser Begeisterung fortglimmte, ein Leben der Armuth und Freiheit erkämpften. Aber die schrecklichsten Unfälle erlitten die Araber vor Konstantinopel, wo eine Land- und Seemacht, wie noch keine aus dem syrischen Lande weggezogen, durch Hunger und Pest, durch Krieg und Feuer zu Grunde ging. Die Moslemin hatten Grund genug, ein Regiment zu beklagen, das so reich an Mißgeschicken und so arm an glücklichen und ruhmvollen Ereignissen war, und mit geringem Lob eines Chalifen zu gedenken, dem die Genüsse der Tafel und des Harems mehr am Herzen lagen, als die Wohlfahrt des Volkes und die Ehre des Reiches, der Wollust mit Grausamkeit und Leidenschaftlichkeit verband und an dem die Gläubigen nichts zu rühmen wußten, als daß er auf den Rath des schrift-

gelehrten und gesetzeskundigen Radja einen Mann zu seinem Nachfolger ernannte, dessen Tugend, Enthaltsamkeit und Gottesfurcht dem ganzen Geschlechte der Omejjaden zur Zierde gereichte und somit der „Schlüssel des Guten" wurde, wie ihn seine Lobredner nannten.

Der von Suleiman ernannte Chalife war sein Vetter Omar II., der Sohn des Abd Alaziz, ein Herrscher, der alle Tugenden des großen Omar in sich vereinigte, ohne dessen Herzenshärtigkeit gegen Ungläubige zu theilen. Jezid, Suleimans Genosse, der habgierige Statthalter von Chorasan, wurde seines Amtes enthoben und wegen Unterschleif in den Kerker geworfen und alle Statthalter erhielten den gemessensten Befehl, nicht durch Gewalt und Bedrückung, sondern durch Milde und Menschlichkeit den Islam zu verbreiten. Aber zum Unglück für das Reich war die Regierung des frommen und gerechten Fürsten, der gleichgültig gegen irdische Größe und Siegesruhm nur nach den Freuden des Paradieses trachtete, von kurzer Dauer. Schon im dritten Jahre seiner Herrschaft erlag er einer leidensvollen Krankheit, nicht ohne Verdacht einer Vergiftung durch seine ehrgeizigen Verwandten. Omar hatte das vierzigste Jahr noch nicht zurückgelegt, als er zu Deir Saman in der Nähe von Himß (Emesa) ins Grab gelegt ward, tief betrauert von seinem Volke.

Omar II. 717—720.

Febr. 720.

Die vierjährige Regierung Jezids II., den schon sein Bruder Suleiman zu Omars Nachfolger bestimmt hatte, verfloß unter inneren und äußeren Kämpfen. Kaum hatte Jezid, Muhallabs Sohn, den Tod des Chalifen vernommen, so entfloh er seiner Haft und pflanzte in Irak, wo seine Brüder und Verwandten großen Anhang besaßen, die Fahne der Empörung auf. Aber bei Akr, auf dem linken Ufer des Euphrat, von der syrischen Armee unter Maslama überwunden, suchte und fand er den Tod im Getümmel der Feldschlacht. Auch seine Brüder erlagen der feindlichen Uebermacht in Kerman; ihre Frauen und Kinder wurden als Sclaven verkauft und die abtrünnigen Städte Baßra und Wasit schwer gezüchtigt. Zu gleicher Zeit wütheten Krieg, Abfall und Verschwörung in den übrigen Provinzen, besonders in Nordafrika, und selbst in Spanien und in Südfrankreich hatten die Waffen der Moslim nicht mehr das frühere Glück. Unterdessen gab sich der Chalife in Damaskus sorglos den Freuden der Liebe und des Gesanges hin und erholte sich in den Armen einer geliebten Sclavin von den Mühen und Beschwerden des Herrscherlebens.

Jezid II. 720—724.

Aug. 720.

Jezids Bruder und Nachfolger Hischam ging andere Wege. Einfach, gerecht und fromm wie die beiden Omar, verbannte er von seinem Hofe den Luxus und die Ueppigkeiten, denen die meisten seiner Vorgänger gehuldigt. Aber das Haus Omejjas hatte unter den Gläubigen zu viele Widersacher und die Herrschsucht und Blutrache hatten während der vorausgegangenen Bürgerkriege die Leidenschaften allzu tief aufgeregt, als daß die fast zwanzigjährige Regierung eines Fürsten, der trotz vieler löblichen Eigenschaften doch durch seinen Geiz und Argwohn die Unzufriedenheit und den Haß der Statthalter

Hischam. 724—743.

und Amtleute sich zuzog und die Zahl seiner Gegner mehrte, nicht durch Stürme und Unfälle hätte erschüttert werden sollen. Der Abscheu gegen den grausamen und habgierigen Statthalter Chalid in Kufa weckte in den Gemüthern der beweglichen Einwohner Iraks den alten Groll gegen die Omejjaden wieder auf und trieb die Schiiten zu neuen Aufständen. Zwar wurde Chalid seiner Würde entsetzt und unter Foltern seiner erpreßten Schätze beraubt; allein die Verschwörung war schon zu weit gediehen, als daß sie im Keime hätte erstickt werden können. Zeid, ein Enkel Huseins, erhob in den Straßen von Kufa die Fahne der Empörung; es kam zu einem Kampfe, der mit dem Tode des Führers und der Niederlage seiner Anhänger endigte. Zeids Leiche wurde verstümmelt und sein Haupt dem Chalifen nach Damaskus geschickt; aber die neue Märtyrerglorie hob nur noch mehr das Ansehen und die Heiligkeit der Aliden und stärkte die Hoffnungen der Abbasiden, ihrer Verwandten, in das Erbe einzutreten und die Chalifenwürde von den Kureischiten auf das in den Augen der Strenggläubigen allein berechtigte Geschlecht Haschim zu verpflanzen. In Chorasan und Transoxanien war ihr Anhang sehr mächtig, und die Charidjiten, die durch die Kriegszüge über das ganze Reich verbreitet waren, dienten ihnen am Indus und in Afrika als Träger und Förderer ihrer ehrgeizigen Pläne gegen die Omejjaden. Die Aufstände, Verschwörungen und Bürgerkriege, die unter Hischam in allen Provinzen mit immer größerer Heftigkeit zum Ausbruch kamen, immer größere Dimensionen annahmen, die Thaten der Schuld und Rache immer mehr häuften und durch die Vernichtung des Ackerbaus, der Industrie, des Handels und aller Künste des Friedens, der Wohlfahrt der Länder, Städte und Bewohner immer tiefere Wunden schlugen, konnten als deutliche Anzeichen gelten, daß die Einheit des Reiches sich bald lösen würde, und daß die Macht und Autorität des Omejjadischen Chalifenhauses in Damaskus seinem Ende zuneige. Die unterworfenen Völker fingen an sich von ihrer Ueberraschung zu erholen und der vergangenen Zeiten zu gedenken; und wenn auch die meisten der neuen Religion anhänglich blieben, so war doch das Bewußtsein der Nationalität, die Erinnerung an die Tage der Väter noch nicht aus ihrer Seele verschwunden und jeder kühne Häuptling, der diese Gefühle weckte und belebte, konnte auf kräftige Sympathien und zahlreiche Anhänger zählen. Was die religiöse Begeisterung im ersten Aufschwunge des „heiligen Krieges“ zu vereinigen vermochte, strebte im Laufe der Zeit, als andere Interessen sich wieder regten, als die verschlossenen Leidenschaften wieder hervorbrachen, nach einer natürlichen Lösung und Sonderung der ungleichartigen Bestandtheile. Diese volksthümlichen Bestrebungen nach Unabhängigkeit und nationaler Selbständigkeit wurden begünstigt und gefördert durch die Zwietracht und Feindseligkeiten der Befehlshaber, durch die Umtriebe der Abbasiden und ihrer Glaubensgenossen, welche allenthalben Haß und Mißtrauen gegen das Haus Omejja ausstreuten und durch die Habsucht und Geldgier des Chalifen, der, während

Gährungen u. Aufstände im Reich.

740.

er in seiner Lebensweise sich die größte Sparsamkeit und Einfachheit auferlegte, mit innerem Behagen Herz und Auge an den gefüllten Kisten weidete.

Hischams Nachfolger, **Welid II.**, streute mit vollen Händen die erspar- Welid II. 743—744.
ten Schätze seines Vorgängers aus und entzückte Schmeichler und Hofbeamte, Heerführer und Truppen durch seine gränzenlose Freigebigkeit. Dagegen schändete er sein Leben durch Wollust und Ausschweifung und gab durch die Mißachtung der mohammedanischen Sittengebote und Religionsgesetze den größten Anstoß. Wie sehr auch schmeichelnde Dichter, mit denen er die ererbten und durch Erpressung und Grausamkeit vermehrten Reichthümer vergeudete, sein Lob verkündeten, das Volk zürnte dem unwürdigen Herrscher, der seine Zeit auf der Jagd und bei schwelgerischen Gelagen zubrachte, sich an Wein, Gesang und Tanz ergötzte, unnatürlichen Lastern fröhnte und so sehr den öffentlichen Anstand verhöhnte, daß er sogar auf seinen Pilgerfahrten nach Mekka Wein und Hunde mit sich führte. Und als nun dieser gottvergessene Chalife in einem mit frommen Redensarten und dogmatischer Rechtgläubigkeit angefüllten Rundschreiben an die Statthalter alles Volk aufforderte, seine beiden noch unmündigen Söhne, Hakam und Othman, als zukünftige Herrscher in der Reihenfolge des Alters anzuerkennen und ihnen zu huldigen; so entstand eine heftige Unzufriedenheit über die unerhörte Neuerung. Besonders murrten die Angehörigen des Fürstenhauses, von denen jeder im Stillen die erhabene Würde für sich selbst erwartet hatte, und so kam denn zu den vielen Stürmen, denen das Herrscherhaus ausgesetzt war, noch der bedrohlichste hinzu: es ward unter sich selbst uneinig. Die Söhne Hischams und Welids I. verbündeten sich mit den Feinden der Ommejjaden und klagten den Chalifen, der sie auch noch persönlich beleidigt hatte, als einen „Ungläubigen, einen Freigeist und Blutschänder“ an. Selbst Chalid, obwohl dem Hause Omejja's stets zugethan, weigerte sich zwei Kindern zu huldigen, „die noch nicht beten konnten und nicht einmal als Zeugen gültig waren.“ Der Chalife lieferte ihn daher seinem Todfeinde Jusuf, Statthalter von Kufa aus, der ihm ein Glied ums andere zerbrechen ließ, bis er den Qualen erlag. Dadurch mehrte Welid die Zahl seiner Feinde. Es bildete sich unter der Leitung von Jezid, dem Sohne des früheren Chalifen Welid I., eine weitverzweigte Verschwörung in Damaskus und der Umgegend, in deren Folge der Beherrscher der Gläubigen in seinem Schlosse Nadjra nach tapferer Gegenwehr von einer Insurgentenschaar überwunden und getödtet ward. Am andern Tage 16. April 744.
wurde sein Haupt auf einer Lanze in den Straßen von Damask herumgetragen und sein eigener Bruder Suleiman versagte ihm die Ehre der Beerdigung. **Jezids III.** Regierung dauerte nur ein halbes Jahr. Als Empörer gegen das Jezid III. 744.
rechtmäßige Oberhaupt, als Anhänger der Lehre vom freien Willen und als sparsamer Haushalter, der den Sold der Truppen verkürzte, hatte er viele Gegner und würde ohne Zweifel den Waffen des mächtigen **Merwan** erlegen sein, des omejjadischen Statthalters von Armenien und Aserbidjan, der an der

Spitze eines großen Heeres wider ihn auszog, wäre er nicht vor dem Zusammentreffen gestorben. Merwans Sieg bei Ein Djarr. Nun rückte Merwan mit seinen abgehärteten, kriegserfahrenen Truppen in Syrien ein, eroberte Himß und schlug bei dem Dorfe Ein Djarr, in einem engen Thale zwischen dem Libanon und Antilibanon auf dem Wege von Damask nach Baalbeck, in einer mörderischen Schlacht das große Heer der Jemeniden, das Suleiman, Hischams Sohn, ins Feld geführt. Suleiman ließ 17,000 Mann auf dem Schlachtfelde, eine gleiche Zahl fiel in die Hände Merwans, das übrige Heer zerstreute sich in Unordnung. Als die Kunde von dieser Schlacht in Damaskus eintraf, entfloh Ibrahim, den Jezid III. zum Nachfolger bestimmt hatte, mit Suleiman aus der Hauptstadt, nachdem sie jedoch zuvor die in Haft befindlichen Söhne Welids nebst Jusuf, dem früheren Statthalter von Irak getödtet und sich des Staatsschatzes bemächtigt hatten. Dadurch setzten sie Merwan, der bisher nur als Bluträcher Welids und Beschützer seiner Söhne aufgetreten war, in die Lage, nunmehr selbst die Hand Merwan II. 744—750. nach der Chalifenkrone auszustrecken und sich huldigen zu lassen. Und um sich den Schein der Legitimität zu geben, ließ er sich von einem der Mitgefangenen der eingekerkerten Fürstensöhne bezeugen, daß der älteste derselben bei seinem Tode seine Rechte an das Chalifat auf Merwan übertragen habe. Trotz dieser wirklichen oder erdichteten Sanction und trotz der nachträglichen Aussöhnung mit Ibrahim und Suleiman, fand Merwans Herrschaft nirgends volle Anerkennung. Die Schlacht von Ein Djarr hatte zu tiefe Wunden geschlagen, hatte in zu viele Gemüther die Pflicht der Blutrache eingesenkt, als daß der Usurpator Merwan zum ruhigen Besitze des Chalifats hätte gelangen können. Die Jahre seiner Herrschaft waren ein ununterbrochener Kampf gegen die feindseligen Parteien, die sich nun wider ihn vereinigten und an allen Enden des Reiches die Fahne des Aufruhrs erhoben. Selbst die Syrer, bisher die zuverlässigste Stütze der Omejjaden, schlossen sich zum Theil den Feinden an. Diesem mächtigen und vereinten Widerstand war Merwan trotz seiner militärischen Talente und seiner unermüdlichen Thätigkeit, die ihm sogar den zweideutigen Ehrennamen „Esel“ zuzog, auf die Dauer nicht gewachsen. In allen Provinzen des Reichs herrschten Aufruhr, Stammfehden und Bürgerkriege, die einen Zustand der Anarchie und Gesetzlosigkeit herbeiführten, bei welchem Glück und Wohlfahrt der Völker dahinschwanden und in Aller Herzen die Sehnsucht nach einem starken Regimente erwachte, das mit fester Hand Ruhe und Ordnung in den verwirrten Staaten herstellen möchte. Daß aber ein solches Regiment von dem in sich selbst zerfallenen und auf keinem religiösen und gesetzlichen Boden fußenden Hause Omejja nicht mehr zu erwarten sei, war längst Abu Muslim und die Abbasiden im Osten. zur allgemeinen Ueberzeugung geworden. Im Osten hatte Abu Muslim, der thätigste Parteigänger, die schwarze Fahne der Abbasiden aufgepflanzt und war mit seinen Begleitern am höchsten Feste in schwarzen Gewändern erschienen. „Ich sehe glühende Kohlen unter der Asche glimmen,“ sagte Naßr, Statt-

halter von Chorasan an den Chalifen, ihn zugleich um Hülfe gegen das Haus Abbas und ihren Vorfechter Abu Muslim anflehend, „welche bald zur hellen Flamme auflodern werden, die, wenn sie nicht die Klugen ersticken, Kopf und Rumpf verzehren wird. Wie Holz das Feuer zur Flamme anfacht, so entzündet sich Krieg aus aufrührerischen Reden und staunend frage ich: wacht das Haus Omejja oder schläft es?“ Nach mancherlei Anfällen, die Naßr von Abu Muslim zu erleiden hatte, erhielt er durch den Chalifen eine namhafte Verstärkung unter der Anführung des Feldherrn Nabata; als dieser aber mit 10,000 Syrern in einer großen Feldschlacht gegen Kahtaba, Abu Muslims Heerführer, Aug. 748. erlag, floh Naßr mit dem Reste seiner Truppen nach Hamadan. Ehe er jedoch die alte Mederstadt erreichte, sank er ins Grab; sein Nachfolger in der Würde ergab sich dem von einem zweiten Siege bei Ispahan heranziehenden Kahtaba unter der Bedingung, daß er und seine Syrer begnadigt würden. Nun herrschte Juni 749. die schwarze Fahne der Abbasiden in allen Landen ostwärts des Tigris und für das Herrscherhaus Omejja nahte die Stunde der Entscheidung. Kahtaba erlebte sie nicht mehr; auf dem blutgetränkten Waffenfelde von Kerbela fiel er im Getümmel der Schlacht; aber sein Sohn Hasan, der an des Vaters Stelle den Oberbefehl übernahm, brachte dem syrischen Heere unter dem tapfern Feldherrn Ibn Hubeira eine vollständige Niederlage bei. Jetzt pflanzte die Stadt 29. Aug. 749. Kufa die schwarze Fahne auf und erkannte Abd Allah Abu-l-Abbas, das Haupt der Abbasiden, als Chalifen an.

Abd Allah's Vater Mohammed war ein Urenkel des Abbas, Oheims des Propheten. „Das Haus Abbas,“ sagt Weil, „hatte seit seinem ersten Hervortreten auf den Schauplatz der Geschichte eine höchst zweideutige Stellung eingenommen. Abbas, der Oheim des Propheten, hielt es, wie wir im Leben Mohammeds gesehen haben, mit den Feinden seines Neffen, so lange sie die Stärkern waren, dann diente er ihm als Spion, so lange der Ausgang des Kampfes zweifelhaft war, und ging öffentlich zu ihm über, als an seinem Siege kein Zweifel mehr übrig blieb. Abd Allah, der wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit viel gepriesene Sohn des Abbas, ließ, als Ali's Herrschaft zu wanken anfing, die ihm verliehene Statthalterschaft von Baßra im Stich, und nahm auf seiner Flucht die Staatskasse mit sich. Ali, derjenige Sohn Abd Allah's, von dem die Abbasiden herstammen, trug ebenfalls eine große Frömmigkeit zur Schau, man nannte ihn wegen seines vielen Betens „Assaddjat“ (der sich Verbeugende), doch war er es, der den Chalifen Abd Almalik bestürmte, das Leben des unglücklichen Mußab Ibn Zubeir nicht zu schonen. Er ging vielleicht schon mit dem Gedanken um, daß einst er selbst oder einer seiner Nachkommen zur Herrschaft gelangen würde, und wünschte daher das Aufkommen der Söhne des Zubeir nicht, so wie auch sein Vater schon sich fortwährend als Gegner des Abd Allah Ibn Zubeir gezeigt hatte, so daß er zuletzt nach Taif verbannt ward. Ali ward auch angeklagt, seinen natürlichen Bruder Salit ermordet zu haben. Ali ließ sich zuerst, unter dem Chalifate Suleiman's, in der Provinz Scharat, an der Grenze von Arabien und Palästina nieder und starb in dem Dorfe Humeimah. Dieser Ort ward nun der Mittelpunkt der Abbasidischen Propaganda, deren Oberhaupt, nach Ali's Tod, sein Sohn Mohammed ward. Dieser sandte die ersten Missionäre oder Emissäre nach Chorasan, um die dortige Bevölkerung gegen

Das Haus Abbas.

die Omejjaden aufzuwiegeln und für das Haus des Propheten zu gewinnen; dies hinderte ihn aber nicht, den Chalifen Hischam zu ersuchen, seine Schulden zu bezahlen. Bald nach dem Tode Mohammeds war die Partei der Haschimiden in Chorasan schon so herangewachsen, daß der Chalife Merwan sich genöthigt sah, ihr Oberhaupt Ibrahim Ibn Mohammed verhaften und dann im Kerker tödten zu lassen."

Schlacht am Flusse Zab u. Merwans Ausgang. 750. Auf die Kunde von diesen Vorgängen sammelte der kriegskundige Merwan seine ganze Streitmacht und zog, nachdem er den gefangenen Ibrahim, den ältesten der Abbasidischen Brüder, im Kerker zu Haran hatte tödten lassen, dem Oberfeldherrn der Feinde entgegen. Am Flusse Zab, unweit der Ruinen Ninive's, da wo einst bei Arbela und Gaugamela das Schicksal des Perserreiches und seines Königshauses entschieden worden, ereignete sich die große 25. Jan. 750. Feldschlacht, welche den Herrscherstab dem Hause Omejja's in den Ländern des Ostens entriß und den Anstoß zur Auflösung des Reiches gab. Das Glück, das so lange auf Merwans Seite gestanden, war von ihm gewichen; von Verrath umgeben floh er besiegt vom Schlachtfelde; von seinem großen Heere vermochten ihm nur Wenige nach Himß und Damaskus zu folgen: was dem Schwerte der Feinde entrann, fand den Tod in den Fluthen der Ströme. Wie im Triumphe durchzog darauf Abd Allah die Städte und Länder von Moßul nach Syrien. Bei seiner Annäherung floh Merwan, nachdem er seinen Schwiegersohn Welid Ibn Muawia zum Statthalter ernannt, nach Palästina, und als ihn dort die Kunde ereilte, daß auch Damask die schwarze Fahne aufgepflanzt und der schreckliche Abd Allah, der wegen seiner Grausamkeit in der Geschichte den Beinamen Al Saffah, „der Blutvergießer," führt, seinen Einzug mit der Ermordung Welids gefeiert, suchte er Zuflucht in Aegypten. Aber auch in das friedliche Nilthal war bereits der Aufruhr eingezogen; nach einem unglücklichen Kampfe wider die Gegenpartei fand Merwan II. ein gewaltsames 5. Aug. 750. Ende in einer Kirche zu Bußir in Oberägypten.

Verdienste und Eigenschaften der Omejjaden. Mit Merwans Tode brach die letzte Säule der Reichseinheit. Wie schwach und verhaßt auch manche Chalifen des Hauses Omejja vielen Gläubigen erscheinen mochten, ihr Herrscherwort fand dennoch Gehorsam in allen Ländern vom Indus und Jaxartes bis an die Westküste der pyrenäischen Halbinsel und vom Kaukasus bis an den Meerbusen von Aden. Die Omejjaden waren die eigentlichen Gründer und Mehrer des islamitischen Reiches über die drei Erdtheile der alten Welt, wenn sie gleich selbst nur selten in den fernen Kampf zogen; dieser Ruhm hat bei den nachgebornen Geschlechtern manchen Fehler in Vergessenheit gebracht und ihrem Namen einen Glanz verliehen, den er in den Augen der Zeitgenossen nicht besessen. Mit dem Einzug des Abdu-l-Abbas des „Blutvergießers" in Damaskus war der Mittelpunkt verloren, um den sich das politische Leben der Moslim bisher bewegt hatte; von da an ging der Islam in kleinere Kreise auseinander, von denen jeder seine eigene Lebensthätigkeit zur Entfaltung brachte, bis die mohammedanische Welt wieder in

eine Zerrissenheit und Auflösung zerfiel, die mit dem ursprünglichen Sonderleben in der arabischen Halbinsel Aehnlichkeit hatte. Auch hatte der Chalifenstuhl in Damaskus Namen aufzuweisen, denen selbst die Ungunst der späteren Schriftsteller Tugenden, Herrschergaben und manche rühmliche Eigenschaften nicht abzusprechen vermochte. Omars II. Frömmigkeit und Gerechtigkeitsliebe und Jezids II. heiteres, von Liebe, Poesie und fröhlichen Festen gehobenes Hofleben wurden von den Gläubigen und Dichtern laut gepriesen. Indem die Omejjaden von den Byzantinern die Verwaltungskunst und die römisch-griechische Cultur entlehnten, Aerzte, Baukünstler und Mathematiker nach ihrer Hauptstadt riefen und das einfache Naturleben der Wüstenbewohner durch die Künste und Annehmlichkeiten der Civilisation bereicherten, zeigten sie den kommenden Geschlechtern den Weg, wie sie das Fremde mit dem Heimischen zu dauernden Schöpfungen vereinigen, die verschiedenartigen Elemente zu einem eigenthümlichen Ganzen verbinden könnten. Aber ein Makel haftete auf dem Hause der Omejjaden, der in den Augen der Rechtgläubigen nie vergeben und vergessen werden konnte — das Blut Ali's und seiner Familie klebte an ihren Händen; das heilige Geschlecht Mohammeds war durch sie von dem Ehrensitze verdrängt worden, Huseins Haupt hatte durch sie Spott und Hohn erlitten. Diese Sünde konnte durch keine That gesühnt werden; sie war ein Fluch, der von Geschlecht zu Geschlecht forterbte, der die Glieder durch Zwietracht und Familienhader auseinander riß, bis das ganze Haus zusammenbrach. Ehe wir zu der blutigen Katastrophe übergehen, der die Omejjaden zum Opfer fielen, und den Gang verfolgen, den von da ab die Moslemin in ihrer weltgeschichtlichen Lebenserscheinung genommen, müssen wir zuvor den Umfang des islamitischen Reichs bis in die Mitte des achten Jahrhunderts kennen lernen, und daher den Siegen und Eroberungen nachgehen, durch welche die Koransdiener ihren Glauben und ihre Herrschaft in einem großen Theile der damals bekannten Welt aufgerichtet haben.

C. Kriege und Eroberungen.

a) Unterwerfung von Nordafrika.

Unter den Omejjaden setzten die Araber trotz der inneren Zerissenheit und Bürgerkriege ihre Eroberungszüge zu Land und zur See fort. Bereits zur Zeit Othmans drang Abd Allah Ibn Saad, der Verwandte und Milchbruder des Chalifen, derselbe treulose Schreiber Mohammeds, der einst in Mekka getödtet werden sollte, aber durch Othmans Fürsprache gerettet (S. 30) und dann an Amru's Stelle zum Statthalter von Aegypten eingesetzt worden war, an der Spitze von 20,000 Moslemin von Fostat aus nach den unbekannten Ländern des Westens vor. Nachdem das Heer in Tripoli, jener Seestadt, die schon Amru zur Unterwerfung und Zinspflicht gezwungen (S. 65), sich von dem beschwer-

Abd Allah u. Gregorius.

648. 49.

lichen Wüstenmarsche erholt, zogen die Saracenen gegen den Patricier Gregorius, der vom byzantinischen Hofe abgefallen war und das ganze Gebiet von Karthago beherrschte. Abd Allah forderte ihn auf, dem Islam beizutreten oder Tribut zu bezahlen: der stolze Byzantiner verwarf die Wahl mit Entrüstung und rückte mit einem aus Griechen und Eingebornen bestehenden Heer, dessen Größe auf 120,000 Mann angegeben wird, dem unbekannten Feind entgegen. Mehrere Tage lang wurde troß der glühendsten Hiße vom Aufgang bis zum Niedergang der Sonne gekämpft. In der Vorderreihe der Griechen, so erzählen die späteren arabischen Geschichtschreiber, stritt die Tochter des Gregorius, eine Jungfrau von hoher Schönheit, die von Jugend auf gewöhnt war, den Bogen zu handhaben und das Streitroß zu tummeln, durch den Glanz ihrer Waffen und ihres Anzuges hervorleuchtend. Ihre Hand und hunderttausend Goldstücke wurden von dem Vater als Preis der Tapferkeit dem glücklichen Krieger geboten, der ihm das Haupt des arabischen Feldherrn bringen würde. Auf den Rath seiner Freunde entzog sich Abd Allah der Gefahr, indem er sich in sein Zelt begab. Aber Zubeir's tapfrer Sohn, der den gleichen Namen Abd Allah führte, riß den Feldherrn aus dieser unwürdigen Lage. Der gleiche Preis wurde auf Gregor's Kopf gesetzt. Plötzlich, als die Kämpfer, ermüdet von den Anstrengungen auf beiden Seiten, der Ruhe pflegten, brach Ibn Zubeir mit einer Schaar kühner Genossen durch die feindlichen Reihen, erschlug den griechischen Beherrscher, der abseits von den andern mit zwei Sclavinnen in seinem Zelte saß, und führte die Tochter gefangen in das arabische Heerlager. Ermuthigt durch diese verwegene Waffenthat machten die Moslemin einen neuen Angriff und trieben die bestürzten und verwirrten Afrikaner in die Flucht. Sie suchten Schutz in der reichen Stadt Subeitala, die südwärts von Karthago auf einem sanften Abhange inmitten eines Haines von Wachholderbäumen erbaut war und von einem Strom bewässert ward. Aber die Verfolger drangen mit den Flüchtigen zugleich ein, und die Beute, die sie dort und auf dem Schlachtfelde machten, war so groß, daß jeder Reiter 3000, jeder Soldat vom Fußvolk 1000 Dinare zum Antheil erhalten haben soll. Noch jetzt bewundern Reisende in den Ruinen eines Triumphbogens, einer Säulenhalle und dreier Tempel die Großartigkeit römischer Baukunst. Der tapfere Sohn Zubeir's erhielt den ehrenvollen Auftrag, die Siegesbotschaft dem Fürsten der Gläubigen nach Medina zu überbringen. Dorthin sollte auch die gefangene Tochter des Gregorius als Sclavin geführt werden; aber sie zog den Tod der Knechtschaft vor. In der Wüste stürzte sie sich von ihrem Kameele herab und fand was sie suchte.

Die inneren Unruhen und Bürgerkriege, von denen bald darauf das arabische Reich verwirrt ward, hinderten den Fortgang der Eroberungen in Nordafrika. Erst zwanzig Jahre später, als Muawia im sichern Besitze der Herrschaft war, wurde ein neues Heer abgeschickt, um die Bewohner Nord-

afrika's, welche sich nach Befreiung von dem Druck und den Erpressungen der byzantinischen Herrschaft sehnten, dem Islam entgegen zu führen. Amru, zum zweitenmal Statthalter von Aegypten, schien berufen, das begonnene Werk nach langer Unterbrechung zu vollenden. Aber das Alter hatte seine Kraft und seinen Unternehmungsgeist gebrochen. Er trug kein Verlangen mehr, die Zahl seiner Siege durch neue Waffenthaten zu vergrößern. Die letzten Tage waren durch den Schmerz bitterer Reue getrübt, daß er sein ganzes Leben hindurch nur nach persönlichen Vortheilen gerungen. An der Pforte des Grabes weinte er wie ein Kind und wollte sich nicht trösten lassen. „Gott! ich kann mich vor dir nicht rechtfertigen, sondern nur deine Gnade anflehen," rief er wiederholt aus, „denn ich habe unterlassen, was du geboten, und gethan, was du verboten. Es gibt keinen Gott außer dir!" Unter diesen Worten hauchte er seine Seele aus im 43. Jahr der Hidjrah, ein Mann von großen Gaben und eben so ausgezeichnet als Feldherr wie als Staatsmann und Redner. Bald nach Amru's Tod zog Okba Ibn Nafi der Fehrite an der Spitze von 10,000 Moslemin nach Fezzan und unterwarf das Land bis an den Saum der Wüste. Djawan, die Hauptstadt von Kawar, die sich hartnäckig vertheidigte, wurde endlich durch List erobert; die waffenfähigen Männer starben durch das Schwert, die Frauen und Kinder wurden zu Sclaven gemacht, das bewegliche Gut geraubt. Darauf durchzog Okba das Gebiet von Tripoli, unterwarf Stadt und Landschaft Kastilia und legte den Grund zur Stadt Kairawan, zwei Tagereisen südwärts von Tunis, in einer baumreichen, fruchtbaren Ebene, die sich am Fuße eines Gebirges hinzieht. Ursprünglich ein ummauertes Lager, bestimmt den Moslemin einen festen Stützpunkt und einen sicheren Zufluchtsort in den Wechselfällen des Krieges zu gewähren und die Eroberungen gegen den Abfall der wankelmüthigen Einwohner zu schützen, wuchs Kairawan mit der Zeit zur blühenden Hauptstadt empor, die, umgeben von lachenden Triften und Dattelhainen, ein Mittelpunkt des Karavanenhandels wurde, und in den freundlichen Wohnhäusern, die sich um den weiten Palast des Statthalters und die marmorgeschmückte Moschee erhoben, eine reiche Einwohnerschaft sammelte. Wir sind über die weiteren Kriegsthaten des unternehmenden Okba in den unbekannten Landschaften des alten Numidiens und Mauretaniens nur sehr ungenau und unvollständig unterrichtet und es ist wahrscheinlich, daß die Eroberungszüge, die sich unter der Herrschaft der Omejjaden bis an das atlantische Weltmeer und in das Wüstenland Sus erstreckten, von den arabischen Schriftstellern alle auf das Haupt Okba's gehäuft wurden. Es wird erzählt, der kühne Muselman sei bis nach Tanger gedrungen, der Hauptstadt der Provinz Mauretania Tingitana, wo vor Alters die Karthager und Römer das kostbare Elfenbein und Citronenholz suchten und am Gestade die Purpurmuscheln sammelten, und habe von dort aus sehnsüchtige Blicke über die Meerenge nach dem hispanischen Küstenlande gesendet;

Amru's Tod. 664.

664.

Gründung von Kairawan.

Okba's Thaten und Schicksale. 679 ff.

aber bei der unzuverlässigen Treue der unterworfenen Völker habe er nicht gewagt, seine Waffen in die unbekannte Ferne zu tragen, sondern habe es vorgezogen, die mächtigen Stämme, die hordenweise in der Wüste von Sus herumwanderten, zur Zinspflicht oder zum Islam zu zwingen. Er tauchte daher in das Herz jenes Landes, wo der Fluß Sus von den westlichen Abhängen des Atlasgebirges herabströmend seine befruchtenden Wellen gegenüber den Canarischen Inseln in den Ocean ergießt, durchzog die Wildniß, in welcher seine Nachfolger die Städte Fez und Marokko erbaut haben und bedauerte, daß das weite Weltmeer seiner Laufbahn ein Ziel setzte. In die Wogen hineinreitend, bis das Wasser den Hals seines Pferdes berührte, rief der schwärmerische Muselman aus: „Gott du bist mein Zeuge, daß ich nicht weiter vorwärts dringen kann, sonst würde ich auch in den unbekannten Reichen des Westens deinem Namen Verehrung erzwingen!"

Okba's Ausgang. 682. Nach Muawia's Tode sandte Maslama Ibn Muchallad, Statthalter von Aegypten und als solcher auch Oberbefehlshaber über das ganze muselmännische Gebiet von Afrika, seinen Liebling Abu Muhadjir Dinar, einen Freigelassenen, von Medina nach Kairawan und übertrug ihm an Okba's Stelle die Statthalterschaft. Dieser legte den Welteroberer in Ketten und trachtete die von demselben gegründete Stadt wieder aufzugeben. Aber Okba, von seinen Freunden in Freiheit gesetzt, eilte nach Damaskus und erwirkte bei dem Chalifen Jezid seine Wiedereinsetzung. Von Rache und Ehrgeiz angespornt kehrte er nach Kairawan zurück und vergalt nun Abu Muhadjir Gleiches mit Gleichem. Gefesselt mußte er dem Heereszuge des Gegners folgen. Okba's Lauf-
682. bahn neigte sich jedoch ihrem Ende zu. Der Berberfürst Kuseil Ibn Lemlem, ein verrätherischer Bundesgenosse der Araber, erregte einen Aufstand, überfiel den arabischen Feldherrn und mit großer Heeresmacht von Griechen und Eingebornen denselben umzingelnd ließ er ihm nur den Ausweg eines ehrenvollen Todes. Nach heldenmüthigem Kampfe fiel er mit seiner ganzen Mannschaft auf dem Waffenfelde von Tehuda, an seiner Seite Muhadjir, der es verschmäht hatte, die von Okba ihm zurückgegebene Freiheit zur Flucht zu benutzen. Kuseil bemächtigte sich hierauf der Stadt Kairawan und nöthigte die Moslemin sich
683. 684. in das Gebiet von Barka zurückzuziehen. Zuheir Ibn Keis rächte im nächsten Jahre den Tod seines Vorgängers und bereitete dem treulosen Berberfürsten ein blutiges Ende, verlor aber bald nachher im Kampfe gegen die griechischen Truppen, die der byzantinische Hof der bedrohten Hauptstadt Karthago zu
686. Hülfe geschickt, Sieg und Leben.

Eroberung von Karthago. 697. Die Binnenländer Afrika's wurden während des langen Eroberungskrieges von den Saracenen bald gewonnen bald verloren; dagegen war die Seeküste fortwährend in den Händen der Griechen geblieben und die Mauern Karthago's hatte noch kein arabischer Heerführer zu erschüttern gewagt. Erst gegen Ende des siebenten Jahrhunderts, als Abd Almalik zum ruhigen Besitz des

Chalifats gelangt war, suchten die Moslemin auch das Gebiet der altberühmten Handelsstadt den Römern zu entreißen. Nachdem Hassan Ibn Numan, der neue Statthalter von Afrika, die Berberstämme, welche eine als Priesterin und Wahrsagerin hochverehrte Königin, von den Arabern „Kahina," d. i. Zauberin, genannt, unter ihrem Scepter vereinigt und zum erfolgreichen Kampfe wider die Moslemin begeistert hatte, mit Hülfe eines erkauften Verräthers überwunden und die Fürstin getödtet hatte, rückte er von Kairawan aus gegen die Griechenstädte am Meere. Sie fielen in seine Gewalt und selbst Karthago wurde durch einen glücklichen Handstreich erstürmt. Aber während der Statthalter 697.
nach Damaskus eilte, um als Herold seiner eigenen Thaten dem Beherrscher der Gläubigen die Siegesbotschaft zu bringen, landete der Patricier Johannes, Feldherr des Kaisers Leontius, mit den Streitkräften des morgenländischen Reiches und mit Hülfsmannschaft aus Sicilien an der afrikanischen Küste, schlug und tödtete den arabischen Unterfeldherrn und brachte Karthago und die 698.
übrigen eroberten Städte wieder in die Hände der Christen. Auf diese Kunde eilte Hassan Ibn Numan zum zweitenmal nach Afrika; aber von Abd Alaziz, Statthalter von Aegypten, des Chalifen Bruder beleidigt und von Abd Almalik selbst mit Ungnade behandelt, starb er nach Damaskus zurückgekehrt am gebrochenen Herzen. Statt seiner langte im nächsten Jahre Musa Ibn Nußeir, 699.
mit beträchtlicher Streitmacht vor Karthago an. Der byzantinische Feldherr erlitt unweit Utica eine vollständige Niederlage, und mußte eilen durch schleunige Einschiffung den Rest seiner Heere vor gänzlicher Vernichtung zu retten. Nun war die römische Herrschaft in Afrika für immer dahin. Karthago wurde bis auf einen kleinen Theil ein Raub der Flammen und die alte Weltstadt, die aus so vielen Stürmen immer wieder von Neuem aufgeblüht war, blieb zwei Jahrhunderte hindurch eine öde Stätte. An ihre Stelle trat Tunis, wo schon Musa ein Zeughaus errichtete und eine Flotte bauen ließ. Die Araber setzten sich an der Küste fest, unternahmen Raubzüge nach Sicilien und Sardinien und zwangen die ungehorsamen Berberstämme mit der Schärfe des Schwerts zur Annahme des Islam. Musa und seine Söhne durchzogen Afrika siegreich bis an die Küste des atlantischen Weltmeeres. Was sich ihnen zu widersetzen wagte, wurde ohne Erbarmen niedergemacht, Weiber und Kinder in Sclaverei verkauft. In diesen verheerenden Kriegen gingen die letzten Spuren der Cultur, Afrika's Verfall.
des Städtelebens und der bürgerlichen Ordnung zu Grunde; die fruchtbaren Fluren, die zur Zeit der Punier einem blühenden Garten glichen, die in den letzten Jahrhunderten der Römerherrschaft mit ihren reichen Kornernten Italiens Mangel deckten, wurden zur Einöde; die nomadischen Berberstämme, die Abkömmlinge der alten Numidier und Mauretanier, standen endlich, nachdem die kühnsten und kräftigsten Männer gefallen, und alles Gebiet von Fez und Marocco bis zur Küstenstadt Tanger in die Gewalt der Araber gerathen war, vom Kampfe ab und traten mit den Ueberwindern, denen sie an Sitten, Cha-

rakter und Lebensweise ähnlich waren, in ein inniges Verhältniß, bis sie zuletzt zu Einem Volke mit denselben zusammenschmolzen, und ihre streitbaren Kriegsschaaren unter die Fahne des Chalifen stellten, um dem Islam Geltung und Verbreitung zu verschaffen. Von dem an schied Nordafrika, einst der Sitz römisch-christlicher Bildung und Gesittung, aus der Reihe der cultivirten Völker. Wohlberittene Beduinenstämme gründeten mohammedanische Räuberstaaten auf den Trümmern alter Cultur und Herrlichkeit, und das Licht des Evangeliums, das in den Tagen des heiligen Augustinus seine erleuchtende und erwärmende Kraft über das ganze Abendland ausgestrahlt hatte, wurde ausgelöscht und verdrängt durch den Glauben an die mohammedanische Gottheit und durch orientalische Werkheiligkeit und Gebetsdienst. Schon in der Mitte des achten Jahrhunderts konnte der Statthalter dem Chalifen melden, daß der Tribut der Ungläubigen durch ihre Bekehrung abgeschafft sei.

b) Die Kämpfe mit den Byzantinern.

Erste Belagerung von Constantinopel. 668—675. Kaum saß Muawia fest auf dem Stuhle des Propheten, so betrieb er, um dem religiösen Fanatismus der Araber eine Ableitung nach Außen zu geben, den Krieg gegen das oströmische Reich, wo damals der unwürdige, grausame Constantinus Pogonatus herrschte (IV. S. 827), aus allen Kräften. Während ein von Sofian, dem Sohne Aufs, geführtes Landheer die Halbinsel Kleinasien bis nach Chalcedon durchschritt, um die Niederlage zu rächen, die des Chalifen Sohn Jezid im vorhergehenden Jahre vor dieser Stadt erlitten, segelte zugleich eine syrische Kriegsflotte durch den Hellespont und legte sich im Angesicht der Hauptstadt vor Anker. In der Nähe des Hebdomon, wo der Palast Magnaura stand, stiegen die Truppen ans Land, und dehnten die Linie ihrer Angriffe vom goldenen Horn bis zum östlichen Vorgebirge aus. Aber wie sehr auch die Moslemin, angetrieben von den beiden heftigsten Leidenschaften, Fanatismus und Habgier, vor Verlangen brannten, die Weltstadt Constantinopel, den Hort des Christenthums, in ihre Gewalt zu bringen, und mehrere Tage lang vom Morgen bis zum Abend die Bollwerke zu erstürmen trachteten; die Höhe und Stärke der Mauern, die Festigkeit der Lage und die Tapferkeit der kriegsgeübten Besatzungstruppen boten ihnen unüberwindliche Schwierigkeiten dar. Zugleich wurde die Flotte durch das von dem syrischen Griechen Kallinikos aus Heliopolis erfundene „griechische Feuer," das aus einer künstlichen Mischung brennbarer Stoffe, Naphta, Schwefel, Harz u. a. bestehend, sogar unter dem Wasser lebhaft fortbrannte und von furchtbar zerstörender Wirkung war, in die größte Gefahr gesetzt. Wenn die Branderschiffe mit den kupfernen Röhren, deren weite Rachen das im unteren Schiffsraume in großen Kesseln bereitete, flüssige und verzehrende Feuer ausspieen, in die Nähe der feindlichen Flotte kamen, überfiel die Mannschaft ein unheimliches Grauen und Schrecken, das nicht wenig gesteigert ward durch die räthselhafte Zubereitung,

(Marginal dates: 668. 667.)

die als strengstes Staatsgeheimniß bewahrt und von der Sage auf einen heiligen Ursprung zurückgeführt wurde und durch das strenge Schweigen, das alle Christen über die Natur des Seefeuers wie über ein religiöses Mysterium beobachteten. Nach vielen vergeblichen Bemühungen, den Widerstand zu brechen, zogen sich die Araber in die Propontis zurück und machten die Insel Cyzikus zum Standpunkte, um von dort aus die Seeküste Kleinasiens und die alten Griechenstädte mit Raubfahrten heimzusuchen. Nicht glücklicher war das Landheer. Von den griechischen Führern zurückgeschlagen und durch den Abfall der kleinasiatischen Städte von der Rückkehr abgeschnitten, suchte Sofian Schutz bei der Flotte und ließ seine Krieger in die Schiffsmannschaft eintreten. Doch vermochten diese Unfälle den Muth und die Hoffnung der Muselmanen nicht zu erschüttern. Noch sechs Sommer nach einander wiederholten sie die Angriffe und Rückzüge in derselben Weise, bis die Drangsale des Schiffbruchs und der Krankheit, des Schwertes und des Seefeuers sie zwangen, die fruchtlose Unternehmung aufzugeben. Dreißigtausend arabische Streiter hatte der siebenjährige Belagerungskrieg weggerafft; unter ihnen befand sich Abu Ajub, der letzte Gefährte Mohammeds, der einst bei Bedr und Ohod an der Seite des Propheten gefochten und dann dem Banner Ali's gefolgt war. Sein Grab am Gestade des Bosporus blieb verborgen, bis es zur Zeit der Türkenherrschaft in Folge einer Vision aufgefunden und mit einer Moschee verherrlicht ward.

Dieser Ausgang verschaffte den römischen Waffen wieder einiges Ansehen, Frieden u. Tribut.
während er auf den Kriegsruhm der Saracenen einen vorübergehenden Schatten warf. Und da zugleich die Mardaiten, die kriegerischen Bewohner der Thäler des Libanons, verheerend in das syrische Land einfielen und in Irak und Arabien bürgerliche Unruhen ausbrachen, so schloß Muawia mit dem byzantinischen Kaiser einen dreißigjährigen Frieden um den Preis eines jährlichen Tri- 677
buts. Die nächsten Nachfolger Muawia's, von inneren Feinden bedrängt, konnten diese Schmach von dem arabischen Namen nicht auslöschen, ja Abd Almalik sah sich genöthigt, als die Byzantiner kriegerische Bewegungen gegen Syrien machten, den Tribut zu erhöhen, wofür er jedoch den Vortheil erlangte, 688.
daß die räuberischen Mardaiten (Marder und Maroniten) nach Armenien verpflanzt wurden. Diese Fügsamkeit des Chalifen und die blutigen Bürgerkriege, von denen das islamitische Reich zu gleicher Zeit zerrissen war, scheinen den grausamen Kaiser Justinian II. mit der Hoffnung erfüllt zu haben, die verlornen Provinzen wieder zu gewinnen. Ein Sieg, den er kurz zuvor über die Bulgaren und Slaven in Thracien erfochten, hatte sein Selbstvertrauen gesteigert und seinen Uebermuth geweckt. Die neue Münzprägung des Chalifen Abd Almalik diente ihm als Vorwand des Friedensbruches, sei es, daß er und seine Geistlichen Anstoß nahmen an den Koransprüchen, welche die neuen Dinare (Ducaten) als Inschrift führten, sei es, daß der Gehalt derselben geringer war,

als die bisher gebrauchten persischen oder griechischen Goldstücke, in denen der
Wiederausbruch des Krieges. Tribut entrichtet zu werden pflegte. Er kündigte den Frieden auf und überzog das arabische Gebiet mit Krieg. Aber sein Uebermuth sollte bitter bestraft werden. Der arabische Feldherr brachte das slavische Hülfsheer, auf welches Justinian sein ganzes Vertrauen gesetzt, durch Bestechung zum Abfall. Mit ihrer Hülfe wurden die Griechen leicht zurückgeschlagen und der südliche Theil von
693. Armenien dem Chalifenreiche beigefügt. Justinian rächte die Treulosigkeit an den Unschuldigen, indem er die bei Nikomedien zurückgelassenen Frauen und Kinder der Abgefallenen so wie alle Stammesgenossen derselben, wenn auch unbetheiligt an dem Verrathe ihrer Brüder, niederstoßen ließ. — Dies war der Anfang eines Krieges zwischen den Mohammedanern und Griechen, der mit geringen Unterbrechungen und einigen Friedenspausen Jahrhunderte lang fortdauerte, der, zugleich ein Religions- und Racenkampf, einen unversöhnlichen Haß erzeugte und durch Blutrache fort und fort gesteigert die einst blühenden und reichen Landschaften des Ostens der Verödung und dem Verfall zuführte. Noch unter Justinian löschten die Araber die Schande einer mehrjährigen Unterthänigkeit in dem Blute ihrer Feinde. Während der Kaiser in Folge seiner gehäuften Missethaten aus Constantinopel vertrieben ward und am Rande der skythischen Wüste auf neue Frevel sann (IV. S. 828) unternahmen die Muselmanen alljährlich Streifzüge nach Armenien und andern Landschaften Kleinasiens und schleppten Güter und Gefangene in ihre syrische Heimath zurück. Und wenn auch hie und da die Verzweiflung den Arm der Mißhandelten stärkte und sie in einer Stunde des Sieges Rache und Vergeltung übten (wie im
697. J. 697 bei Antiochia); die Gräuel und selbstzerfleischende Wuth der Griechen während Justinians zweiter Regierungsperiode und unter seinen schwachen oder elenden Nachfolgern erleichterten die Siege und Raubfahrten der Muselmanen.
703. Das Jahr 703 unserer Zeitrechnung ward von den Armeniern als das „Jahr des Brandes“ bezeichnet, von den Flammen, welche ihre Kirchen verzehrten. In den folgenden Jahren dehnten die Araber ihre Raubzüge immer weiter aus.
707. Mopsvestia und Tyana wurden nach einem langen Belagerungskriege erobert, Heraklea und Samosata besetzt und alles Land bis nach Derbend im Kaukasus
710—714. von arabischen Heeren unter Maslama, dem Bruder und Abbas, dem Sohne
Bedrängniß des oström. Reichs. des Chalifen, durchzogen. Aber noch größer wurde die Noth und Bedrängniß des byzantinischen Reiches, als Anastasius den Herrschersitz Constantins inne hatte und in Damaskus auf den mit anderweitigen Anliegen vollauf beschäftigten Welid sein ehrgeiziger Bruder Suleiman gefolgt war. Als der Herrscher von Byzanz durch zuverlässige Botschaft erfuhr, daß die Araber eine unermeßliche Streitmacht zu Wasser und zu Lande ausrüsteten, traf er Vorkehrungen zur Vertheidigung der Hauptstadt und zur Bekämpfung der Feinde, wie sie der Würde des Reiches und den Verhältnissen entsprachen. Er gebot, daß alle Bürger, die sich nicht auf ein Jahr mit Lebensmitteln versehen könn-

ten, die Stadt verlassen sollten; er ließ die Kornspeicher und Zeughäuser füllen, die Mauern ausbessern und verstärken und Wurfmaschinen für Steine, Geschosse und Feuer auf die Wälle schaffen. Und als er vernahm, daß längs der phönizischen Küste Cedern- und Cypressenholz vom Libanon aufgestapelt liege, um zum Bau neuer Schiffe verwendet zu werden; sandte er ein Geschwader mit einem Theile seiner Leibwache ab, welche die Seevorräthe in Brand stecken sollten. Dieser wohlüberlegte Plan scheiterte an der Feigheit oder dem Verrath der Truppen. Statt dem Herrschergebote nachzukommen, machten sie in Rhodos einen Aufstand, ermordeten ihren Anführer Johannes und zerstreuten sich 715.
über das naheliegende Festland. Und um der Strafe zu entgehen kündigten sie zugleich dem Anastasius den Gehorsam auf und zwangen Theodosius, den Einnehmer der Gefälle des Staats, durch Drohungen, die Kaiserwürde anzunehmen. Ungern vertauschte dieser die philosophische Ruhe des Privatlebens mit der unsicheren Ehre und Macht der Herrschaft. Aber von der treulosen Garde aus seinem Zufluchtsorte im Gebirge hervorgezogen mußte er die Kaiserwürde aus den räuberischen Händen annehmen und zugleich erkämpfen. Nach einigen Gefechten zog sich Anastasius nach Nicäa, die Vertheidigung Constantinopels den Einwohnern überlassend. Als aber die Hauptstadt durch Verrath in Theodosius Gewalt kam, entsagte Anastasius der Krone und nahm den von dem Gegner angebotenen Ruhesitz in Thessalonich an. Schon im zweiten Jahre seiner Regierung trat jedoch Theodosius, nachdem er mittlerweile die Nord- März 717.
grenze durch einen Vertrag mit den Bulgaren sicher gestellt, den Thron mit Freuden an Leo den Isaurier, den Feldherrn des Ostens, ab, als dieser drohend in die Nähe der Hauptstadt rückte, und zugleich ein mächtiges Araberheer, zum großen Theil auf Pferden und Kameelen reitend, von Süden heranzog, und verbrachte den Rest seines Lebens in der Stille eines Klosters zu Ephesus.

Es war Zeit, daß der Herrscherstab von Byzanz in stärkere Hände kam; Zweite Belagerung von Constantinopel. 717—718.
denn kaum war Leo durch das goldene Thor in Byzanz eingezogen und von dem Patriarchen gekrönt, so setzte der übermüthige Maslama, des Chalifen Bruder, nachdem er Pergamus und andere Städte Kleinasiens in Besitz genommen, bei Abydos über den Hellespont und schloß Constantinopel von der Landseite ein, während die syrisch-ägyptische Flotte See und Hafen sperrte. So lange Theodosius noch auf dem Throne saß, hatte Leo die Araber durch listige Unterhandlungen in dem Glauben erhalten, er sei ihr Bundesgenosse und werde in eine Theilung des Reiches willigen: aber als er im sicheren Besitze der Herrschaft war, nahm er die Maske ab und traf die trefflichsten Anstalten zur Bekämpfung des Nationalfeindes. Maslama hatte einen Wall und Graben um die Stadtmauer gezogen und alle Vorkehrungen zu einem gleichzeitigen Angriff von beiden Seiten getroffen. Aber die Flotte, durch heftige Aug. 717.
Winde auseinander getrieben und durch die furchtbaren Brander, die sich plötz-

lich aus dem Hafen ergossen, in Flammen gesetzt, vermochte bei der allgemeinen Verwirrung und Zerstörung dem Befehle nicht nachzukommen, so daß das ganze Unternehmen fehl schlug und den Arabern große Verluste bereitete. Bald war Maslama in der bedrängtesten Lage. Er wäre gerne vor Anfang der schlimmen Jahreszeit zurückgekehrt, wenn nicht Suleiman ihm zu bleiben geboten und die baldige Ankunft neuer Schiffe mit Kriegsvorräthen und Verstärkungen verheißen hätte. Aber während derselbe zu Dabik bei Chalkis verweilte, um die Abfahrt zu betreiben, starb er plötzlich an einer Unverdaulichkeit, die er sich durch überreichliche Speise zugezogen. Sein Nachfolger, Omar II., ein wegen seiner Frömmigkeit und religiösen Eifers von den Gläubigen hochgepriesener Chalife, hatte für Kriegs- und Staatswesen wenig Sinn und Interesse. Die Abfahrt der Hülfsflotte mit den nöthigen Bedürfnissen verzögerte sich, eine Vernachlässigung, die für das Belagerungsheer von den schrecklichsten Folgen war. Ein in diesen Gegenden unerhört strenger Winter bedeckte die Erde über hundert Tage mit Eis und tiefem Schnee. Die Soldaten, an das heiße Klima Arabiens und Aegyptens gewöhnt, nicht gerüstet gegen diese Unbequemlichkeiten der Witterung und noch überdies von Mangel gedrängt, erlagen zu Tausenden, Pferde, Kameele und andere Lastthiere wurden fast alle dahingerafft, der Flottenführer selbst kam um, und Muthlosigkeit bemächtigte sich aller Seelen. Im Frühling kam endlich die Flotte an und die Hoffnungen der Moslemin lebten wieder auf. Aber durch die Wirkungen des furchtbaren Seefeuers, das in ehernen Röhren auf die feindlichen Fahrzeuge hinüberspie, und durch die Verrätherei der christlichen Schiffmannschaft aus Aegypten und Syrien, die zu den Byzantinern überging und alle Anordnungen verrieth, ging auch diese Flotte großentheils zu Grunde. Die Seeleute und Truppen suchten Rettung auf dem Festlande Kleinasiens, wurden aber auf ihren Streifzügen von Leo's Besatzungsheere in Nikomedien und Nicäa abgeschnitten und einzeln aufgerieben. Nun stieg in Maslama's Lager die Noth aufs Höchste; eine Raubfahrt in die thracischen Länder wurde von den Bulgaren zurückgeschlagen und endete mit einer großen Niederlage; im Lager selbst gesellte sich zu dem Hunger noch sein schrecklicher Gefährte, die Pest, und beide wetteiferten mit der tobenden See und dem furchtbaren Feuer die reichste Todtenernte einzuthun. Endlich im dreizehnten Monate der Belagerung, als die verzweifelnden Krieger bereits anfingen, sich von den Leichen zu nähren, erhielt Maslama den Befehl zum Rückzug. Aber von den 100,000 Kriegern, die einst siegesfreudig zum Kampf wider die Hauptstadt des Christenreiches ausgezogen waren, kehrten einige zerstreute Schaaren nach Syrien zurück, und von den beiden großen Flotten segelten fünf Galeeren in den Hafen von Alexandrien ein. Alles Uebrige hatte Hunger und Pest, Krieg und Feuer und das stürmische Meer dahingerafft. Wohl hatten die Byzantiner Ursache, die himmlische Macht zu preisen, durch deren starken Arm die feindlichen Heerschaaren vernichtet worden.

Unfälle und Rückzug der Moslemin.

718.

c) Die Vorgänge in Spanien und Gallien.

Der einzige Mann, der den Waffen der Muselmanen in Nordafrika einen unüberwindlichen Widerstand geleistet, war der westgothische Graf Julian, Statthalter von Ceuta, jener weit ins Meer hineinragenden Felsenstadt, welche den Königen von Spanien gehörte und wegen ihrer Lage an der Meerenge von höchster Wichtigkeit war. Musa gerieth daher in freudiges Erstaunen, als Julian sich erbot, die Thore, die er so lange mit der größten Tapferkeit vertheidigt hatte, freiwillig zu öffnen und damit den Fremdlingen den Weg zu bahnen in die eigene Heimath jenseit des Meeres. Wir haben im vierten Bande dieses Werkes (S. 712) die Zustände des von Parteien zerrissenen Reiches der Westgothen in Spanien geschildert; wir haben erwähnt, wie der wackere, wenn gleich vielgeschmähte König Witiza das Opfer einer von Graf Roderich geleiteten Verschwörung geworden, in Folge deren Roderich selbst von Adel und Klerus zum Könige gewählt ward. Aber eine große Partei, an ihrer Spitze die beiden Söhne des entthronten und getödteten Witiza, Eva und Sisebut, zürnte dem ruchlosen Fürsten, der auf blutigem Wege sich zur Herrschaft emporgeschwungen. Sie wurden unterstützt von ihrem Oheim Oppas, Erzbischof von Toledo und Sevilla, und von dem erwähnten Grafen Julian, der große Güter in Andalusien besaß und der, wie die Sage meldet, an König Roderich die Entehrung seiner Tochter Kava zu rächen hatte. Nicht sobald waren die Moslim im Besitze von Ceuta, als sie in Verbindung mit den Verschwornen und den zahlreichen Flüchtlingen, die in jener Stadt eine Zuflucht gesucht, den Plan einer Landung in Spanien entwarfen. Eine kleine Mannschaft von 400 Afrikanern und 100 Arabern wurde vorausgeschickt, um die Gegend und die Lage der Dinge zu erforschen. Sie stiegen südwestlich von Algesiras ans Land, an jener hervorspringenden Halbinsel, die mit der daranliegenden Stadt den Namen Tarifa von dem Führer Tarif erhalten haben soll. Nach einigen Tagen kehrten sie beutebeladen zurück, ohne Widerstand gefunden zu haben, und ihre Schilderungen von den Reizen des Landes, von dem herrlichen Klima und den edlen Produkten, von dem Reichthum der Städte und der Zaghaftigkeit der Bewohner bestärkten Musa in dem Vorhaben, einen Eroberungszug dahin zu unternehmen und die schöne Halbinsel für den Islam zu gewinnen. Die zahlreiche Judenschaft, die von der unduldsamen Regierung und Geistlichkeit gedrückt und verfolgt, in ihren religiösen Gebräuchen gehindert und von allen bürgerlichen Rechten ausgeschlossen, schon lange mit den stammverwandten Arabern Verbindungen angeknüpft hatte, scheint die Landung eifrig betrieben zu haben, und die Anhänger der gestürzten Dynastie brannten vor Verlangen, an Roderich Rache zu nehmen. Sie dachten, die Araber würden sich mit einem Raubzuge begnügen und nach kurzem Streit mit ihrer Beute heimziehen, die Herrschaft der Halbinsel ihren Verbündeten überlassend.

Graf Julian u. die Araber in Ceuta.

Tarik's Landung. 711. Als der Chalife Welid in Damaskus seine Einwilligung zu dem Eroberungszug gegeben, sandte der Statthalter Musa im nächsten Frühjahr seinen unternehmenden Unterfeldherrn Tarik, Zejjads Sohn, mit einem Heere von 12,000 streitbaren Arabern und Berbern über die Meerenge nach der Südküste Spaniens. Sie bemächtigten sich mit leichter Mühe der felsigen Anhöhe, die von der Zeit an den Namen „Tariks-Berg" führte, und wo aus dem befestigten Standorte mit der Zeit die berühmte Stadt erwuchs, deren Namen Gibraltar (Gebel al Tarik) noch jetzt an die merkwürdige Begebenheit und den kühnen Führer erinnert. Der westgothische Befehlshaber von Andalusien vermochte mit seiner geringen Mannschaft den anstürmenden Arabern, die nach Eroberung der Stadt Carteja nach dem Janda-See vorrückten, nicht zu widerstehen. Er benachrichtigte daher den König, der gerade gegen die Basken im Felde stand, von der dem Reiche drohenden Gefahr und bat ihn um schnelle Hülfe. Roderich rief die ganze Kriegsmacht, die geistlichen und weltlichen Großen mit ihren Mannen unter die Waffen und rückte dem Feinde entgegen mit einem Heer, das wenigstens doppelt so stark war als das arabische, wenn auch das letztere durch neue Zuzüge aus Afrika und durch den Anschluß jüdischer und christlicher Freiwilligen auf 25,000 Mann gestiegen sein mochte. Allein die Saracenen waren von Glaubensmuth und Siegesvertrauen beseelt und betrachteten den Kampf gegen die Ungläubigen als eine heilige Pflicht, deren Erfüllung zu den Freuden des Paradieses führe, während in den Reihen der Christen Zwietracht und Verrath lauerte, und wenn dort der gleiche Glaube eine Kriegerschaar von Gleichberechtigten unter der Fahne des Islam sammelte, bestand das Heer der Christen zum großen Theil aus Unfreien, aus Hörigen und Leibeignen, die nur der Zwang der Gesetze und die Furcht vor Strafe unter die Waffen geführt, und die, wie aus den strengen Strafdrohungen gegen alle Widerstrebende oder Heeresflüchtige hervorgeht, mit großem Widerwillen ins Feld zogen. Auf den weinreichen Fluren von Xeres de la Frontera trafen die Heere auf einander und hier ereignete sich die Schlacht, die sieben Tage lang jeden Morgen von Neuem beginnend, das Schicksal der spanischen Halbinsel für mehrere Jahrhunderte entschied und auf die Geschicke der europäischen Menschheit von den folgenreichsten Wirkungen war. Auf beiden Seiten wurde tapfer gestritten; am dritten Tag schien das geschwächte Heer der Moslemin der Uebermacht der Westgothen erliegen zu müssen. Da richtete sich Tarik auf seinem Rosse empor und rief den Gefährten zu: „Ihr Sieger von Afrika, wohin wollt Ihr fliehen? Hinter Euch ist das Meer, vor Euch der Feind. Folget Eurem Führer; ich bin entschlossen, entweder zu sterben oder meinen Fuß auf den Nacken des gefallenen Königs zu setzen!" Dieser Zuruf stellte die wankenden Reihen wieder her. Dennoch wäre der endliche Sieg der Moslemin nicht so entscheidend geworden, wenn nicht der Abfall des Grafen Julian und der Söhne und des Bruders des gestürzten Königs das Gothenheer geschwächt und in

Schlacht bei Xeres de la Frontera. 19. bis 26. Juli 711.

Verwirrung und Muthlosigkeit versetzt hätte. Nun nahm die Kriegsmacht Roderichs mit jedem Tage ab, während die Reihen der Feinde durch Ueberläufer sich mehrten. Als endlich der Gothenkönig die Gefahr der nahen Niederlage erkannte, vertauschte er den reichgeschmückten Wagen, auf dem er bisher im glänzenden goldgestickten Gewande die Schlacht gelenkt, mit dem schnellsten Schlachtrosse und sprengte in eiliger Flucht von dem Kampfplatze. Aber er entrann nur dem Tode eines Kriegers auf dem Feld der Ehre, um in den Wellen des nahen Flusses Guadalete (oder wie Andere meinen im Flüßchen Salado) auf unrühmliche Weise umzukommen. Wenigstens fand man sein Pferd, sein Diadem von Perlen, seinen Mantel und eine seiner Sandalen am Ufer des Stromes, seine Leiche dagegen, von den Wellen fortgeschwemmt, wurde niemals entdeckt. Der größte Theil des gothischen Adels und der Kern der streitbaren Freien deckte das Schlachtfeld. Unter den Gefallenen waren auch Witiza's Söhne, die durch die Schwerter ihrer eigenen Landsleute von dem vorwurfsvollen Bewußtsein befreit wurden, ihr Vaterland durch ihren unheilvollen Ehrgeiz in die schmählichste Knechtschaft geführt zu haben. Aber auch die Zahl der arabischen Krieger war auf 9000 zusammengeschwunden. Diese ernteten die Früchte der Schlachttage, indem Tarik von der unermeßlichen Beute vier Fünftel unter sie vertheilte.

Roderichs Ausgang.

Die Kunde von dem Ausgange der Schlacht bei Xeres lockte Schaaren raubgieriger Berber über das Meer. Der Feldherr ergänzte mit den kampf- und beutelustigen Afrikanern die gelichteten Reihen seiner Streiter und beschloß, den Sieg ohne Zögern zu verfolgen. Umsonst sandte Musa, neidisch auf Tariks Ruhm und Erfolge, den Befehl an seinen Unterfeldherrn, alle weiteren Unternehmungen zu unterlassen, bis er selbst mit neuen Truppen in Spanien gelandet sein würde; Tarik verachtete den Befehl, und beschloß, gestützt auf den klugen Rath Julians, die Bestürzung und Unschlüssigkeit der Westgothen zu benutzen, um sich der wichtigsten Städte zu bemächtigen, ehe die Einwohner Zeit hätten, sich von dem Schlage zu erholen und durch die Wahl eines neuen Königs die Widerstandskräfte zu vereinigen. Während sein Führer Muphith mit einer Heeresabtheilung das Küstenland unterwarf, die festen Städte Malaga, Granada und Orihuela theils mit Sturm, theils durch Verträge in seine Gewalt brachte und durch zuverlässige Besatzungstruppen, besonders Juden, sicherte; zog Tarik selbst mit dem Hauptheere von der ohne Schwertstreich eroberten Stadt Medina Sidonia landeinwärts nach Ecija, wo die zersprengten Reste der geschlagenen Truppen Roderichs Zuflucht gesucht, zwang die Stadt, nachdem er einen Ausfall zurückgeschlagen und den Befehlshaber gefangen genommen, zur Ergebung und rückte dann vor Cordova. Die Einwohner waren größtentheils entflohen; aber eine Besatzung von 400 Mann, die sich in der Hauptkirche verschanzt hatte, war entschlossen, die wichtige Stadt mit ihrem Leben zu vertheidigen. Drei Monate widerstanden die Gothen den

Tariks weitere Unternehmungen.

Cordova erobert.

Angriffen der Moslim; da zeigte ein zum Islam übergetretener Hirte den Feinden die Stelle, wo die Stadt auf der Flußseite zugänglich war. Tausend Reiter, welche eben so viele Fußsoldaten hinter sich aufgenommen hatten, durchschwammen darauf den Guadalquivir, bemächtigten sich der Thore und warfen die Brandfackel in die Kirche, so daß die tapfere Besatzung jämmerlich umkam.

Toledo capitulirt. Unterdessen hatte Tarik selbst, welcher die Belagerung von Cordova einem Unterfeldherrn übertragen, die Sierra Morena überstiegen und seine Waffen gegen die Hauptstadt Toledo gekehrt. Auch hier waren die meisten Einwohner mit ihren Schätzen und Heiligthümern in die nördlichen Gebirge entflohen, die Vertheidigung der festen Mauern der kleinen Zahl muthiger und streitbarer Bürger überlassend. Kaum hatte daher Tarik die Belagerung der Stadt begonnen, so knüpfte die Besatzung, besorgt über den drohenden Mangel an Lebensmitteln und jeder Aussicht auf Hülfe beraubt, mit dem Heerführer Unter-
712. handlungen an, die mit einer vertragsmäßigen Uebergabe schlossen. Gegen die Ablieferung aller Pferde und Waffen und die Entrichtung eines Tributs wurde den Einwohnern Sicherheit des Eigenthums, freie Ausübung ihres Gottesdienstes in sieben Kirchen und ungehinderte Gerichtsbarkeit nach den bisherigen Gesetzen und unter eigenen Richtern zugestanden. Die große Zahl Juden, welche für die von der christlichen Regierung und Geistlichkeit erlittenen Drangsale sich durch Anschluß an die Araber und durch treue Hülfe und redliches Bündniß bei allen Unternehmungen rächten, erleichterte den Moslim die Eroberung und Behauptung der Städte und alles Landes bis zum Tajo.

Tarik u. Musa. Von dem Königssitze in Toledo setzte Tarik seinen Siegeslauf fort, um die in der Herrscherburg erbeuteten Schätze noch durch neue zu mehren und den Ruhm seines Namens zu verbreiten. Bei Guadalaxara fand er die kostbare mit Perlen und Edelsteinen besetzte „Tafel Salomo's," ein Kleinod, das einst die siegreichen Gothen auf ihren Raubzügen erbeutet und von dessen Kostbarkeit und Pracht die arabischen Schriftsteller Wunderdinge berichten. Den Ort selbst, wo der Schatz entdeckt ward, nannten sie „Stadt des Tisches" (Medina Almeida). Darauf überstieg Tarik das kastilische Scheidegebirge und würde alles Land bis zu dem Meerbusen von Biscaya und an den Fuß der Pyrenäen im raschen Fluge der Eroberung unterworfen haben, wenn nicht Musa, der mit einem meistens aus Arabern bestehenden beträchtlichen Heere an der Küste von Andalusien gelandet war, den ungehorsamen Feldherrn zur Rückkehr gezwungen hätte. „Denn wo Neid herrscht, da wird jede patriotische Tugend diesem verzehrenden Laster untergeordnet." Tarik hoffte den strengen Gebieter, der mit seinem Reiterheer am Guadalquivir hinaufzog, sich mit Hülfe des verrätherischen Erzbischofs Oppas der herrlichen Stadt Sevilla bemächtigte und das reiche Land, wo einst die Phönizier, Karthager und Römer gewirkt und geschafft, mit leichter Mühe unterwarf und durch Besatzungen sicherte, durch die Ueberreichung der erbeuteten Schätze zu besänftigen. Als daher Musa nach der

Eroberung der Stadt Merida, wo die Mauren zum erstenmale auf tapferen Widerstand stießen und nur nach schweren Verlusten vertragsweise in den Besitz der altrömischen Hauptstadt Lusitaniens sammt der Habe der gefallenen oder ausgewanderten Bürger gelangten, in Begleitung vieler edlen Araber auf Toledo losrückte, eilte Tarik dem Statthalter des Chalifen entgegen und legte ihm demüthig die Reichthümer der Westgothen zu Füßen. Dennoch wurde der Eroberer Spaniens seiner Würde entsetzt und mit Ketten belastet in den Kerker geworfen, bis Musa's Zorn durch die Zeit gemildert ward, oder die Verwendung eines Freundes bei dem Chalifen dessen Befreiung und Wiedereinsetzung erwirkte. Bei dem wachsenden Widerstand der Gothen war der Beistand eines so bedeutenden und erfahrenen Mannes von großem Werth. 30. Juni 713.

Als Musa in Merida die Werke römischer Größe sah, die Brücken, Wasserleitungen, Triumphbogen und Theater, rief er voll Bewunderung aus: „Man sollte denken, das ganze Menschengeschlecht habe seine Kunst und Macht vereinigt, um diese Stadt zu verherrlichen: glücklich der Mann, der ihr Gebieter wird!" Aber auch in dem Widerstand der Bürgerschaft, Nachkommen einer von Augustus gegründeten Veteranenkolonie, konnte der Muselman noch die Spuren altrömischer Kraft erkennen. Das „Schloß der Märtyrer" brachte die Erinnerung an die vor Merida gefallenen Gläubigen auf die nachgebornen Geschlechter. Unter den Gefangenen befand sich Roderichs Wittwe, die schöne Egilone, die Musa's Sohn, Abd Alaziz, zum Weibe nahm. Dieser hatte kurz zuvor Sevilla, wo eine Empörung ausgebrochen war, im Sturme erobert und an den Christen strenge und grausame Rache genommen. Musa vor Merida. 713.

Von Toledo aus setzten die Moslim ihren Eroberungszug nach verschiedenen Richtungen fort. Während Abd Alaziz ostwärts in die heutigen Provinzen Murcia und Valencia einrückte und nach langen mühsamen Kämpfen in den Schluchten und Gebirgen des Landes den tapfern Feldherrn Theodemir, den einzigen standhaften Verfechter westgothischer Nationalität und Waffenehre gegen Zusicherung freier Religionsübung, Rechtspflege nach eigenen Gesetzen und ungestörten Eigenthums zur Unterwerfung und Zinspflicht brachte, zog Musa selbst nordwärts über Salamanca nach Asturien und vereinigte sich dann mit Tarik, welcher sein Heer über das Gebirge an den Ebro geführt und alle Städte bis auf Zaragossa unterworfen hatte. Nach hartnäckiger Gegenwehr fiel auch diese Stadt in die Gewalt der Moslemin, die sich derselben durch Besatzung und Geißeln versicherten und die Einwohner für ihren langen Widerstand mit einem erhöhten Tribut bestraften. In Zaragossa trennten sich die Führer wieder. Tarik folgte dem Lauf des Ebro, bemächtigte sich der Stadt Tortosa und rückte dann in das Gebiet von Valencia ein, während Musa an der catalunischen Küste hinziehend die Städte Tarragona, Barcelona und Gerona in seine Gewalt brachte und alles Land bis an den Fuß der Pyrenäen dem Chalifen in Damaskus unterwarf. Ja es wird erzählt, er sei auch in das Ganz Spanien erobert.

„Frankenland" eingedrungen und über Narbonne bis an die Rhone gezogen; dort habe er den Plan gefaßt, „in Gallien und Italien die sinkenden Reiche der Franken und Langobarden auszulöschen und die Einheit Gottes auf dem Altare des Vatican zu verkündigen," dann der Donau von den Quellen bis zur Mündung folgend das byzantinische Reich zu Falle zu bringen und somit alle Länder, die einst den Geboten Roms gehorcht, dem Beherrscher der Gläubigen in Syrien dienstbar zu machen. Die neuere Forschung hat jedoch nachgewiesen, daß Musa nicht die Pyrenäen überstiegen und daß unter „Frankenland" wahrscheinlich Catalonien zu verstehen sei; daß aber der greise Feldherr, in dessen Brust noch das Feuer der Jugend glühte, mit großen Eroberungsplänen sich getragen, als die Ungnade des Chalifen seiner ruhmvollen Laufbahn ein Ziel setzte und ihn von dem Schauplatze seiner Thaten abberief, scheint darum nicht weniger glaubwürdig.

Musa abberufen. Welid blickte schon lange mit Mißtrauen auf das eigenmächtige Gebahren des ehrgeizigen Musa und die Freunde Tariks gossen durch feindselige Einflüsterungen Oel in die Flamme. Er schickte daher einen Eilboten an den Oberfeldherrn mit dem Befehle, Spanien zu verlassen. Musa zögerte, dem Rufe zu gehorchen; er beredete den Boten, ihn auf einem neuen Feldzuge nach dem westlichen Küstenlande bis an den Saum des atlantischen Meeres zu begleiten. Aber im Lager von Lugo traf ihn ein zweiter Bote mit der dringenden Weisung augenblicklicher Umkehr. Als der Gesandte im Angesicht des Heeres dem Pferde in die Zügel fiel und laut das Gebot des Herrschers verkündigte, da wagte Musa nicht länger zu widerstreben. Er übergab seinen drei Söhnen die Verwaltung über Spanien und Afrika, also daß Abd Alaziz in Sevilla, Abd Allah in Kairawan und Abd Almalik in Westafrika ihren Herrschersitz nehmen sollten und verließ dann die pyrenäische Halbinsel, seinem Unterfeldherrn Tarik

Musa's Triumphzug u. Ausgang. 713—715. gleichfalls die Abfahrt gebietend. Er segelte mit seinen Schätzen und Gefangenen nach Ceuta über, wo er noch mancherlei Anordnungen zu treffen hatte und setzte dann seinen Weg zu Lande fort. Seine Reise von Ceuta nach Damaskus glich einem Triumphzuge. Dreißig Wagen und zahllose Kameele trugen die Reichthümer Afrika's und Spaniens; vierhundert gothische Edle in glänzendem Schmuck und eine endlose Schaar Gefangener beiderlei Geschlechts, ausgezeichnet durch Geburt oder Schönheit, begleiteten den Sieger. Wohin der Weg ihn führte, strömte Alles herbei, um die Merkwürdigkeiten zu sehen und dem Statthalter die Ehrfurcht zu bezeugen. Ueber ein Jahr verging, ehe Musa nach Fostat oder Altkahira kam; dort wurde er von den Edlen des Landes mit allen Ehren empfangen; er theilte reiche Geschenke aus und setzte dann die Reise langsam nach Syrien fort. In Tiberias erhielt er die Nachricht von der Krankheit Welids und während dieser, um sein Leben mit einem glänzenden Triumphe zu schließen, ihn zur Beschleunigung seiner Rückkehr auffordern ließ, stellte der Thronfolger Suleiman, der seinen Regierungsantritt gerne mit dem

Einzuge des Eroberers begonnen hätte, das Ersuchen an ihn, er möge seine Reise so viel als möglich in die Länge ziehen. Musa folgte der ersteren Einladung; als er aber in Damaskus eintraf, lag der Chalife in den letzten Zügen und Suleiman bestieg den Thron. Ergrimmt über den ungehorsamen Greis lieh er den Anschuldigungen Tariks und seiner Partei sein Ohr. Musa wurde angeklagt, daß er die Beute nicht nach dem Gesetze vertheilt und in seinen Berichten die Waffenthaten Anderer sich selbst zugeschrieben. Die Richter fanden ihn schuldig, und der erbitterte Chalife behandelte ihn mit großer Härte. Seiner Güter beraubt und mit einer Geldbuße von 100,000 Dinaren belegt, mußte der 78jährige Greis ins Gefängniß wandern, ja er soll sogar gegeißelt und öffentlich im heißen Sonnenbrande ausgestellt worden sein. Und da zu fürchten stand, daß die abwesenden Söhne die Schmach des Vaters rächen möchten, so wurde ein geheimes Todesurtheil gegen sie ausgefertigt und einigen zuverlässigen Dienern zur Vollstreckung übergeben. Abd Alaziz, dem seine Vermählung mit Egilone, Roderichs Wittwe, den Haß der Strenggläubigen zuzog und den Verdacht erregte, als trachte er nach der Herrschaft von Spanien, wurde während des Gebetes von einem Haufen Bewaffneter überfallen und getödtet. 715.
Sein Haupt wurde dem Chalifen zugesandt und dieser hatte die Grausamkeit, dasselbe dem gefangenen Vater überbringen zu lassen. „Kennst du diese Züge?“ fragte der boshafte Diener. „Ich kenne sie,“ sagte der Greis. „Er war ein Mann, der frühe zum Gebete sich erhob und viel fastete. Möge Gott seinen Mördern gerechte Vergeltung schicken!“ Bald darauf starb Musa als Bettler auf einer Pilgerfahrt nach Mekka am gebrochenen Herzen. Auch Abd Almalik verlor einige Zeit nachher im Kerker zu Kairawan sein Leben durch das Richtbeil. Tarik blieb unbelohnt und unbestraft und verfiel bald in Vergessenheit. „Man verzieh ihm seine Verdienste und erlaubte ihm, sich unter die Schaaren der übrigen Sclaven zu mengen.“ Wiederholte Aufstände in den Provinzen machten die Chalifen argwöhnisch gegen die Statthalter, daher sie diese wichtigen Aemter am liebsten Gliedern ihrer Familie oder willenlosen Geschöpfen übertrugen.

Musa's Schwestersohn Ajjub, der an der Ermordung seines Vetters Abd Alaziz Theil genommen und von dem Volke an dessen Statt zum obersten Befehlshaber ernannt worden war, verlegte den Sitz der Regierung von Sevilla (Hispalis) nach Cordova und sorgte für die Wiederherstellung der Städte und für gute Verwaltung; aber schon im nächsten Jahre sandte der Statthalter von Afrika, der auch über die Angelegenheiten der Halbinsel die Oberaufsicht führte, den Alhorr über die Meerenge, um dem Gebote des Chalifen gemäß 716.
dem Verwandten Musa's den Oberbefehl abzunehmen. Es war dies um dieselbe Zeit, als Maslama den Belagerungskrieg wider Constantinopel begann. Dieser Angriff auf das oströmische Reich sollte durch einen Eroberungszug im Westen unterstützt werden. Der Ehrgeiz des Chalifen trug sich mit dem

Alhorr übersteigt die Pyrenäen. 717.

stolzen Plan, das ganze alte Römerreich dem Islam zu unterwerfen. Er ertheilte daher dem kräftigen Alhorr, der gerade bemüht war, die in der Verwaltung eingerissenen Mängel mit unerbittlicher Strenge zu unterdrücken, die Christen gegen Bedrückung und Erpressung zu schützen und dem Unterschleif der Beamten zu wehren, den Befehl, ein Kriegsheer über die Pyrenäen zu führen und die schönen Ebenen des Frankenlandes zu erobern. Alhorr, begierig mit dem Ruhme eines weisen Staatsmannes die Lorbeeren des Siegers zu ver-
717. binden, kam dem Befehle willig nach. Er setzte mit einem ansehnlichen Heer über das Grenzgebirge, eroberte auf einem mehrjährigen Feldzuge die meisten Städte des alten Septimaniens und ließ seine Reiterschaaren bis an die Rhone und Garonne streifen. Die Nachricht von kriegerischen Bewegungen am Ebro und in den kantabrischen Bergen von Seiten der Christen und der über seine Stenge erbitterten Beamten rief ihn jedoch wieder nach Spanien zurück, wo er mit Härte und Grausamkeit die aufrührerischen Geister niederwarf, aber dadurch sich so viele mächtige Feinde zuzog, daß der Chalife sich bewogen fand, ihn abzurufen und durch Samah zu ersetzen, einen einsichtsvollen, gerechten und tapfern Mann, der eben so eifrig für die innere Verwaltung, Rechtspflege und Besteuerung sorgte, als er vor Verlangen braunte, dem Islam neue Bekenner zu gewinnen, dem Beherrscher der Gläubigen neue Länder zu unterwerfen.

Die Moslim im Frankenland. 720 ff. Das fränkische Reich, wo die Merovingischen Schattenkönige auf den März- oder Maifeldern die Thaten der kriegerischen Major-Domus bestätigten; wo ehrsüchtige Frankenhäuptlinge das Haus Pipins um den Rang königlicher Regenten beneideten und stets zu Kampf und Abfall bereit waren, wo die romanischen und germanischen Volkselemente noch eifersüchtig neben einander lagen und die gothische Bevölkerung des Südens noch keineswegs der alten Kämpfe gegen die Franken im Norden der Loire vergessen hatte, schien eben so wenig dem Angriff der abgehärteten Moslemin auf die Dauer widerstehen zu können, als das von innerer Zwietracht und religiösen Spaltungen zerrissene Byzanz. Aber in beiden Ländern wurden die Erwartungen und Wünsche der Chalifen getäuscht. Noch hatte man in Damaskus nicht die Unfälle verschmerzt, welche Heer und Flotte vor Constantinopel erlitten, als Samah den
720. Spuren seines Vorgängers folgend, die Pyrenäen überstieg, das gothische Gallien mit Narbonne besetzte und dann zur Belagerung von Toulouse schritt. Schon war die hartbedrängte Hauptstadt Aquitaniens ihrem Falle nahe, als Herzog Eudo, ein Verwandter des merovingischen Königshauses, mit einem
Schlacht bei Toulouse. großen streitbaren Heere heranzog. Es ereignete sich eine blutige Schlacht unter
721. den Mauern der Stadt. Von beiden Seiten wurde mit der größten Tapferkeit und Erbitterung gefochten. Handelte es sich doch zum erstenmal um die große Frage, ob im gallischen Lande der Koran oder das Evangelium in Zukunft die Herrschaft führen solle. Lange schwankte der Sieg; erst als der heldenmüthige

Samah, dessen eherne Stimme die Schlacht gelenkt und dessen kühner Kriegsmuth den Seinen ein Leitstern war, von der Lanze eines feindlichen Kriegers durchbohrt vom Pferd sank, da überließen die Moslemin das blutgetränkte Waffenfeld den Franken und Wasconiern und wandten sich zur Flucht. Nur durch die Umsicht und Besonnenheit Abd Errahmans, der schon während der Schlacht die größte Tapferkeit bewiesen und als frommer Traditionsgelehrter bei allen Gläubigen im höchsten Ansehen stand, wurde das Heer vom gänzlichen Untergang gerettet. Er führte die Flüchtigen nach Narbonne, dessen Mauern dem Anprall der Feinde so lange widerstanden, bis neue Verstärkungen anlangten und den Rückzug über die Pyrenäen deckten.

Nach dem allgemeinen Wunsche von Heer und Volk übernahm Abd Errahman die Würde eines Oberbefehlshabers; allein so sehr er sich im Felde wie in der Verwaltung auszeichnete, Tapferkeit mit Gerechtigkeit und Freigebigkeit vereinigend, so mußte er doch die erste Stelle dem von dem Chalifen ernannten Statthalter Ambasa überlassen und sich mit einem geringeren Posten begnügen. Uebrigens war auch Ambasa ein Mann von Thatkraft und Unternehmungsgeist und bemüht den Staatsschatz zu mehren, ohne sich der Härte und Ungerechtigkeit schuldig zu machen. Die Auswanderung vieler Juden nach Palästina, wo ein neuer Messias erstanden war und die zerstreuten Bekenner Jehovas zur Wiederaufrichtung des Königreichs Juda um sich sammelte, gab ihm Gelegenheit, durch Einziehung ihrer verlassenen Güter und Habe die Moslemin zu bereichern. Zugleich war Ambasa bemüht, die Niederlage bei Toulouse zu rächen und die Bewohner der schönen Fluren Südfrankreichs gläubig oder zinspflichtig zu machen. Nachdem er zwei Jahre lang durch Unterfeldherren das Land im Norden der Pyrenäen mit abwechselndem Erfolge bekriegt hatte, überstieg er selbst mit großer Heeresmacht den Gebirgswall, 725. eroberte Carcassonne und Nimes und zog plündernd und verwüstend bis an die Ufer der Rhone und Saone. Aber ehe er die zerstreuten Kriegshaufen, wovon sogar einer in Burgundien eingedrungen war, wieder um sich sammeln konnte, wurde er von einem Frankenheer zur Schlacht gezwungen, in welcher er Sieg 726. und Leben verlor. Sein Nachfolger beschränkte sich wieder auf die alte Grenzlinie von Narbonne; und da nun sechs Jahre lang in Afrika und in dem davon abhängigen Spanien Aufstände und Bürgerkriege Alles verwirrten und der häufige Wechsel der Statthalter größere Unternehmungen unmöglich machten, so ruhten auch im Frankenlande die Waffen der Moslemin. Desto heftiger tobten die Leidenschaften und Parteikämpfe in der pyrenäischen Halbinsel, als der grausame Alheitham die Kerker mit seinen Widersachern füllte und sich mit eingezogenen Gütern bereicherte. Erst als der Chalife, durch einen aus der Haft entsprungenen Muselman von der Tyrannei des Statthalters unterrichtet, denselben seiner Würde entsetzte und zur Strafe für seine Gewaltthätigkeiten mit geschornem Haupte auf einem Esel durch die Straßen von Cordova und

Ambasa's Statthalterschaft.

Alheitham.

731. dann in Ketten nach Afrika führen ließ, brach eine rühmlichere Zeit für die Saracenen im Westen an.

Abd Errahman und Munuza. 731. Jener Abd Errahman, Abd Allahs Sohn, der nach der Schlacht von Toulouse sich durch Umsicht, Tapferkeit und Gerechtigkeit hervorgethan, erhielt die Regierung und den Heerbefehl in der pyrenäischen Halbinsel. Aber ehe er den Faden der Eroberungen wieder anknüpfen konnte, mußte er zuerst den aufrührerischen Häuptling Othman Ben Abi Nesa, von den christlichen Schriftstellern Munuza genannt, einen verwegenen Heerführer maurischer Herkunft, der aus Liebe zu der schönen Tochter des Herzogs Eudo von Aquitanien mit diesem Frieden und Bündniß geschlossen und im Vertrauen auf dessen Beistand dem neuen Statthalter den Gehorsam verweigerte, zur Unterwerfung zwingen. Der kühne Maure, von den feindlichen Heerhaufen überrascht, kämpfte in den Schluchten und auf den Felsen der Pyrenäen mit heldenmüthiger Tapferkeit wider die andringenden Araber, bis er an der Spitze weniger Getreuen, die Flucht seiner Gattin deckend, der Uebermacht erlag und schwer verwundet sich von einer steilen Klippe in den Abgrund stürzte. Die schöne Aquitanerin fiel in die Hände der Verfolger und wurde nebst dem Haupte des ritterlichen Munuza dem Chalifen als Trophäe zugesandt.

Abd Errahman in Südfrankreich. 732. Mit derselben Raschheit, womit er den ungehorsamen Afrikaner niedergeworfen, rüstete Abd Errahman zu der großen Heerfahrt, welche dem Islam den Weg nach Gallien und von da nach Italien bahnen und das Evangelium durch den Koran verdrängen sollte. Seit den Tagen des Hunnenkönigs Attila war das christliche Abendland in keiner ähnlichen Gefahr gewesen als in dem dritten Jahrzehnt des achten Jahrhunderts, da der alte erfahrene Kriegsheld Abd Errahman mit einem unermeßlichen Heere, dessen Zahl auf 400,000 streitbare Krieger angegeben wird, die Pyrenäen überstieg und ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen bis zur Garonne vordrang. Bordeaux wurde mit stürmender Hand genommen, die wehrhaften Einwohner niedergehauen, die Gotteshäuser verbrannt. An der Dordogne stellte sich Herzog Eudo mit einer beträchtlichen Streitmacht dem furchtbaren Feinde entgegen, um dessen Siegeslauf zu hemmen; aber er erlitt eine so schwere Niederlage, daß nach dem schmerzlichen Bekenntnisse christlicher Schriftsteller Gott allein die Zahl der Erschlagenen zählen konnte. Mit wenigen Reiterschaaren entfloh Eudo von dem blutgetränkten Waffenfelde, um verzweiflungsvoll die Hülfe seines bisherigen Gegners, des Major Domus Karl Martel, anzurufen. Ungehindert setzten die Moslim ihre Heerfahrt gen Norden fort; Städte und Dörfer gingen in Flammen auf, fruchtbare Felder wurden in Wüsteneien verwandelt, Kirchen und Klöster ausgeplündert und zerstört, Heiliges und Profanes geraubt. Die unermeßliche Beute, die ihnen täglich zufiel, schien nur ihre Habgier zu reizen. Schon richteten sie ihre Schritte auf Tours, um sich an den Schätzen des heiligen Martinus zu bereichern, als der Frankenfürst, dem Nothruf Eudo's und des

von Angst und Schrecken erfaßten Volkes gehorchend, dem Vordringen der Moslemin einen eisernen Damm entgegensetzte.

Karl hatte sich nicht geeilt, die Städte und Heiligthümer des Südens vor den räuberischen Schaaren zu schützen, vielleicht um seinen alten Gegner Eudo den Kelch der Demüthigung bis auf die Hefen leeren zu lassen, mehr aber noch in der richtigen Einsicht, daß ein mit Beute beladener Feind weniger muthig und kampfbereit sei, als ein nach nahen Schätzen dürstender, und in der Augen Absicht, nur mit der gesammten Streitmacht des Reiches dem siegesstolzen Feinde entgegenzutreten. Erst als er den gesammten Heerbann der Franken und aller Bundesvölker um sich gesammelt, setzte er über die Loire, um im heiligen Kampfe die Christenheit zu retten und seinem Hause Lorbeern zu erkämpfen, die zwei Jahrzehnte später zur Königskrone geflochten werden sollten. Hundert Jahre der christlichen Zeitrechnung waren seit dem Tode des Propheten verflossen, als seine begeisterten Krieger in der Ebene zwischen Tours und Poitiers sich anschickten, mit dem Schwerte die Entscheidung zu treffen, ob in Zukunft der Koran oder das Evangelium den Glauben und das religiöse Bewußtsein der europäischen Menschheit bestimmen solle. An Zahl und Stärke waren beide Heerlager einander gewachsen und die Kampfbegier entsprach dem Preise, um den es sich handelte. Die Franken und ihre germanischen Waffengenossen stritten um die höchsten Güter der Menschheit, um Freiheit, Vaterland und Religion; aber Fanatismus, Herrschgier und Habsucht füllten die Brust der Saracenen mit einer Streitlust, welche an Energie der andern nicht nachstand. Der Eifer, dem Islam die Weltherrschaft zu erkämpfen und den gewonnenen Reichthum und Siegesruhm zu wahren und mit neuen zu mehren, war kein schwächerer Sporn als jene höheren Zwecke. Sieben Tage lang wurde mit mehr oder weniger Heftigkeit gestritten. Während der sechs ersten Tage behaupteten die Reiter und Bogenschützen des Ostens ihren Vortheil über die schwergerüsteten Reihen der Franken; aber am siebenten Tage trug die Stärke und Kraft der christlich-germanischen Streiter, „die mit unerschrockenen Herzen und eisernen Händen die bürgerliche und religiöse Freiheit ihrer Nachkommen vertheidigten," den Sieg davon über die leichtbewaffneten Schaaren Asiens und Afrika's. Im nahen Handgemenge waren die Söhne der Wüste der Wucht der gewaltigen Schlachtschwerter nicht gewachsen. Schon lag der kühne Feldherr Abd Errahman todt auf den Leichenhaufen zahlloser Kriegsmannen, als die Kunde von dem Vordringen einer Frankenschaar nach dem Lager die Saracenen mit Besorgniß für ihre zurückgelassenen Schätze füllte und Unordnung und Flucht erzeugte. Bestürzt eilten die Moslemin am Abend in das Lager und zogen während der Nacht ab, um hinter den Mauern von Narbonne oder jenseit des pyrenäischen Gebirgswalls ihre Beute in Sicherheit zu bringen. Groß war der Ruhm der Franken und ihres tapfern Herzogs, der wie ein gewichtiger „Hammer" die Feinde niedergeworfen und davon den Beinamen

Die Schlacht zwischen Tours und Poitiers. Oct. 732.

„Martel“ erhielt; und die Freudenbotschaft von dem Ausgange der Schlacht erfüllte die christliche Welt mit Begeisterung, so daß der natürliche Verlauf durch Wundersagen vergrößert und bei dem Langobardischen Mönch Paul Warnefried die Zahl der Mohammedaner, die von Karls Hammer zerschmettert worden wären, auf die fabelhafte Höhe von 375,000 gesteigert ward. Aber aus dem Umstande, daß Karl Martel dem abziehenden Feinde nicht nachsetzte und seiner Rückkehr nach Spanien keine Hindernisse in den Weg legte, geht deutlich hervor, daß das Schlachtfeld von Poitiers nicht nur mohammedanischen, sondern auch christlichen „Märtyrern“ eine Grabstätte geworden war.

Die Saracenen aus Gallien verdrängt.

Der Frankenherzog sandte den geschwächten Heerbann der germanischen Waffengenossen in ihre Wälder zurück und übertrug, während er selbst mit den Friesen und andern inneren und äußeren Feinden beschäftigt war, dem Aquitanier Eudo, der sich bei Poitiers tapfer gehalten hatte, die Vertheidigung der Pyrenäenpässe und der Landschaften der Südens. Die Moslemin kehrten zwar in den nächsten Jahren noch mehrmals ihre Waffen gegen das von innerer Parteiung zerrissene Frankenreich. Sie unterwarfen von Narbonne aus alles Land bis an die Rhone, eroberten mit Hülfe der auf die Karolinger ergrimmten Herzoge und Grafen der südöstlichen Provinzen, besonders des Mauronitius von Marseille, die Städte auf beiden Seiten dieses Flusses, Arles, Avignon, Lyon u. a. und streiften bis an die Ufer des Lemanischen Sees. Da zog aber Karl, nachdem er mittlerweile die Sachsen mit Glück bekriegt und zum
738. Abschluß eines Friedens gezwungen, abermals den Feinden entgegen, schlug sie bei Avignon aufs Haupt und verfolgte sie bis unter die Mauern von Narbonne. Der Treue der Städte und Fürsten zwischen Rhone und Alpen, die größtentheils Abkömmlinge der alten Westgothen dem fränkischen Herrscher alten Groll trugen, versicherte er sich durch Geißeln. Aber obwohl Karl den Saracenen noch eine zweite Niederlage in der Nähe von Narbonne zufügte, so behaupteten diese sich dennoch, Dank der Eifersucht der westgothischen Edlen auf die wachsende Macht der Franken und ihrer streitbaren Herzöge, im Besitze dieser festen Stadt und der Landschaft Septimanien. Erst als der mächtigste Gothenfürst Ansemund im Gedränge zwischen den Saracenen und Waifar von Aquitanien sich freiwillig den Franken unterworfen, gelang es Karl Martels Sohne Pipin, während der Wirren, welche den Sturz der Omejjaden zu Damaskus in Afrika und Spanien begleiteten und Alles mit Parteiung und Bürgerkrieg füllten, im Bunde mit Ansemund die feste Stadt Narbonne nach sie-
759. benjährigem Belagerungskrieg zu erobern, die Fremdlinge vollständig über die Pyrenäen zurückzudrängen und die Reste ihrer Besitzungen dem karolingischen Frankenreiche beizufügen.

Die Zustände Spaniens unter den Arabern.

Die schnelle Eroberung eines großen zum Widerstande und Vertheidigungskriege von der Natur so sehr begünstigten Landes durch eine geringe fremde Kriegsmacht gehört zu den merkwürdigsten Erscheinungen der Weltge-

schichte. Sie findet ihre Erklärung nur in den früher angedeuteten Mißverhältnissen der spanischen Nation unter der Herrschaft der Westgothen: in der Parteiung der Großen, die sich zu einer ritterlichen Anarchie gesteigert hatte und die Herrschaft der Fremden der Unterordnung unter einen gehaßten Gegner des eigenen Volkes vorziehen ließ; in der Herrschsucht und dem Fanatismus der Geistlichkeit, die statt den Mühseligen und Beladenen Worte des Lebens zu bringen, nur auf Vermehrung ihrer Macht, ihrer Reichthümer, ihrer Vorrechte bedacht war, welche das untere Volk in der Unwissenheit, im Aberglauben, in einer todten Werkheiligkeit wandeln ließ, dagegen um so größeren Eifer auf die gewaltsame Bekehrung der Juden zu ihrem äußerlichen Religions- und Gesetzesdienst verwendete, damit sie die Beschneidung mit der Taufe, die Sabbathfeier mit dem Sonntag, den Cultus der Synagoge mit der Messe vertauschten und sich nicht weigerten Schweinefleisch zu genießen und andere Gebräuche und Gebote zu unterlassen, und durch schwere Geldbußen gegen die Halsstarrigen, Rückfälligen oder Heuchler den Schatz der Kirche zu mehren beflissen war; endlich in der gedrückten Lage des unfreien und leibeigenen Volkes gegenüber den westgothischen Gutsherren, die ihnen nur Lasten und Dienste auflegten, ohne für ihre Rechtsstellung Sorge zu tragen, die ihren Arm zu Fehden und Kriegen benutzten, welche ihren Interessen und Neigungen gleichgültig oder zuwider waren.

Wenn diese Zustände die rasche Eroberung der spanischen Halbinsel durch die Araber erleichterten und erklären, so trug die Schonung, welche die Fremdlinge im Anfange gegen die Spanier bewiesen, so trugen die Vortheile, welche ihre Herrschaft den unfreien Landbewohnern brachte, die Nachsicht und Duldsamkeit gegen die ruhigen Bekenner des Christenthums, die günstigen Verträge, womit sie die Fügsamkeit und Unterwürfigkeit der Edlen, der Beamten, der städtischen Obrigkeiten belohnten, nicht wenig bei, daß sich die überraschte Nation ohne großes Widerstreben in die Nothwendigkeit fügte und aus der Lage der Dinge, wie sie sich mit der Zeit in der Wirklichkeit gestaltete, die besten Resultate zu ziehen bemüht war. Es soll nicht geleugnet werden, daß die fremde Invasion im Anfang ein großes Unglück für Land und Volk gewesen ist. Der Krieg ist der Feind des Menschengeschlechts, und wenn er von einem Heere getragen wird, in dem die Rachgier, Leidenschaftlichkeit und Habsucht einer südlichen Natur vereint war mit religiösem Fanatismus in einer Zeit, wo Grausamkeit, Uebermuth und rohe Willkür allenthalben herrschend waren, wird Niemand erwarten, daß er in Spanien in sanfteren Zügen aufgetreten sei, als in andern Ländern. Auch in der pyrenäischen Halbinsel gingen manche Städte und Dörfer in Flammen auf, wurden Wehrlose gemordet oder in Knechtschaft geführt, forderte Wollust und rohe Sinnlichkeit ihre Opfer, wurden gegen geschlossene Verträge christliche Kirchen ausgeplündert oder zerstört oder in Moscheen verwandelt, werthvolle Güter weggeschleppt, Gegenstände der Verehrung

und Anbetung verhöhnt, geraubt, vernichtet, wurden die religiösen Feste und Gebräuche entweiht und verspottet, die Geistlichkeit mißhandelt, die Bisthümer durch Einsetzung unwürdiger Prälaten entehrt und verhöhnt. Vergleicht man aber im Großen und Allgemeinen die ersten Jahrzehnte der arabischen Eroberung mit den Einfällen der Westgothen und ihrer Gefährten in Spanien, der Vandalen in Afrika u. a., so muß man gestehen, daß die Saracenen weit menschlicher verfuhren, daß ihre Herrschaft für die Unterworfenen weit weniger drückend war. Wir wollen mit den Worten des neuesten Geschichtschreibers dieser Begebenheiten, R. Dozy, die Zustände beschreiben, welche im Gefolge der arabischen Eroberung im achten Jahrhundert für die verschiedenen Volksklassen der spanischen Erde eintraten; die Bedingungen, unter welchen die Christen Duldung ihres Glaubens, eigene Gerichtsbarkeit nach dem gewohnten Rechte, Sicherheit ihres Eigenthums und der Früchte ihrer Arbeit genossen. Erst in der Folge, als durch die Kämpfe mit den Westgothen des Nordens der Fanatismus und Racenhaß geweckt und genährt wurde; als der Abfall und Verrath mancher Unterthanen, die sich aus Furcht oder zeitlichen Rücksichten äußerlich zu Mohammeds Lehre bekannt hatten, dann aber durch die Vorwürfe ihres Gewissens geängstigt, reumüthig zum Glauben an den gekreuzigten Heiland zurückkehrten, Mißtrauen und feindselige Gesinnung erzeugte; als bei den Bekennern des Islam an die Stelle der gläubigen Begeisterung und religiösen Erhebung der Jugendzeit engherziger Sektengeist und verfolgungssüchtige Orthodoxie getreten war, da gestalteten sich die Verhältnisse des romanisch-germanischen Christenvolkes zu den arabisch-afrikanischen Moslim auch in der pyrenäischen Halbinsel feindseliger und leidenschaftlicher und erzeugten jene erbitterten Kämpfe zwischen Christen und Saracenen, welche den wesentlichsten Bestandtheil des spanischen Geschichtslebens im Mittelalter bilden.

Das Volk. Die arabische Herrschaft, urtheilt Dozy, war wenigstens ebenso erträglich, als die der Westgothen gewesen war. Die Eroberer ließen den Besiegten ihre Gesetze und ihre Richter; sie gaben ihnen Grafen oder Beamte aus ihrer Nation, die beauftragt waren, die Steuern zu erheben, die sie zu zahlen hatten, und die Streitigkeiten zu schlichten, die unter ihnen entstehen könnten. Die Ländereien in den mit Gewalt eroberten Districten, sowie in solchen, welche der Kirche, oder Adligen, die sich nach dem Norden zurückgezogen, gehört hatten, wurden unter die Eroberer getheilt; aber die Leibeignen, die sie bewohnt hatten, blieben. Es lag dies in der Natur der Dinge und die Araber handelten überall so; die Eingebornen kannten allein die Geschäfte des Ackerbaues, zu dessen Betreibung überdies die Eroberer viel zu stolz waren. Man legte daher den Leibeigenen die Verpflichtung auf, das Land wie früher zu bestellen, und vier Fünftel der Ernte und sämmtlicher Bodenerzeugnisse an den muselmänischen Eigenthümer abzuliefern. Diejenigen, welche auf den Staatsländereien wohnten, eine zahlreiche Classe, da die Domänen den fünften Theil aller confiscirten Güter ausmachten, hatten nur den dritten Theil der Ernten abzugeben. Im Anfang wurden die Lieferungen an die Schatzkammer geleistet, aber in der Folge änderte sich dieses Verhältniß. Man schuf Lehensgüter aus einem Theil der Domäne, und diese Lehensgüter wurden den Arabern verliehen, die sich später in Spanien niederließen. Die christlichen Bebauer jedoch verloren nichts bei dieser Maßregel, der einzige Unterschied für sie war, daß sie den Lehnsherren anstatt dem Staate den

dritten Theil der Bodenerzeugnisse zu geben hatten. Was die anderen Christen betraf, so hing ihre Lage von den Verträgen ab, die sie erlangt hatten, und einige dieser Verträge waren sehr vortheilhaft. So behielten die Einwohner von Merida, die sich im Augenblick der Capitulation in der Stadt befunden hatten, alle ihre Güter, und lieferten nur das Besitzthum und den Schmuck der Kirchen aus. In der Provinz, die unter der Verwaltung Theodemirs stand, und die unter andern die Städte Lorca, Mula, Orihuela und Alicante in sich faßte, lieferten die Christen gar nichts aus. Sie verpflichteten sich nur einen Tribut zu bezahlen, der zum Theil in Geld, zum Theil in Naturalien bestand. Im Allgemeinen kann man sagen, daß die Christen den größten Theil ihrer Güter behielten. Sie erlangten überdies das Recht sie zu veräußern, ein Recht, daß sie zur Zeit der Westgothen nicht gehabt hatten. Sie waren nur verpflichtet, dem Staate eine Kopfsteuer zu bezahlen, welche 48 Dirhem für die Reichen betrug, 24 für die Mittelclasse und 12 für diejenigen, welche von ihrer Hände Arbeit lebten. Diese Steuer wurde in Zwölfteln, am Ende jedes Mond-Monats bezahlt; aber Frauen, Kinder, Mönche, Krüppel, Blinde, Kranke, Bettler und Sclaven waren davon befreit. Außerdem hatten die Eigenthümer noch den Kharâdj zu bezahlen, d. h. eine Steuer von den Erzeugnissen, welche sich nach der Bodenbeschaffenheit einer jeden Gegend richtete, aber in der Regel 20 Procent betrug. Für diejenigen, die zum Islam übertraten, hörte die Kopfsteuer auf, der Kharâdj bestand jedoch auch nach der Bekehrung des Eigenthümers fort.

Die Lage, die die Muselmanen den Christen bereiteten, war demnach, verglichen mit ihrer früheren, keine allzu harte, besonders wenn man hinzufügt, daß die Araber sehr tolerant waren. In Glaubenssachen thaten sie Niemanden Gewalt an; ja was noch mehr ist, die Regierung, wenn sie nicht gerade zu den Strenggläubigen gehörte (und dies war eine Ausnahme), liebte es gar nicht, daß die Christen zum Islam übertraten; der Staatsschatz verlor dabei zu viel. Auch zeigten sich die Christen nicht undankbar. Sie wußten den Eroberern Dank für ihre Duldsamkeit und Billigkeit, sie zogen ihre Herrschaft derjenigen der Germanen, z. B. der Franken, vor, und in dem ganzen Verlauf des achten Jahrhunderts waren die Empörungen sehr selten; die Chronisten haben nur eine einzige verzeichnet, diejenige der Christen von Beja, und fast scheint es, als wären diese nur die Werkzeuge eines ehrgeizigen arabischen Anführers gewesen. Selbst die Geistlichen, in der ersten Zeit wenigstens, waren nicht allzu unzufrieden, obwohl sie am meisten Grund dazu gehabt hätten. Man kann sich einen Begriff von ihrer Anschauungsweise machen, wenn man die lateinische Chronik liest, die 754 in Cordova verfaßt wurde, und einem gewissen Isidor von Beja, aber mit Unrecht zugeschrieben wird. Obwohl ein Kleriker, ist der Verfasser dieser Chronik den Moslim viel günstiger, als irgend ein anderer spanischer Schriftsteller vor dem 14. Jahrhundert. Nicht als ob es ihm an Patriotismus gefehlt hätte; er beklagt im Gegentheil das Unglück Spaniens, und die arabische Herrschaft ist ihm die Herrschaft der Barbaren, efferum imperium; aber wenn er die Eroberer haßt, so haßt er sie weit mehr als Angehörige einer anderen Race, denn als Bekenner einer anderen Religion. Handlungen, welche in einer anderen Zeit den Klerus entrüstet hätten, entlockten ihm kein Wort des Tadels. Er erzählt z. B., daß die Wittwe des Königs Roderich Abd Alaziz, den Sohn Musa's, heirathete, aber er ist nicht empört darüber, er scheint es ganz natürlich zu finden. Der Klerus.

In gewisser Hinsicht war die arabische Eroberung sogar eine Wohlthat für Spanien. Sie erzeugte eine wichtige sociale Umwälzung, und ein großer Theil der Uebel, unter denen das Land seit Jahrhunderten geschmachtet hatte, verschwand durch sie. Die Macht der privilegirten Classen, der Geistlichkeit und des Adels, wurde verringert, fast vernichtet, und da die confiscirten Güter unter eine sehr große Anzahl von Individuen vertheilt worden waren, hatte man, wenigstens vergleichungsweise, eine Mittelclasse von kleinem Eigenthum. Dies war ein großes Glück und mit der Grund des blühenden Zustandes des Ackerbaues im arabischen Spanien. Andererseits hatte die Eroberung die Lage der die-

Leibeigene u. Sclaven. nenden Klassen verbessert. Der Islam war der Emancipation der Sclaven viel günstiger, als das Christenthum, wie es die Bischöfe des westgothischen Reichs verstanden. Im Namen des Ewigen sprechend, hatte Mohammed befohlen, den Sclaven zu erlauben sich los zu kaufen. Einen Sclaven zu befreien, war ein gutes Werk, und mehrere Vergehen konnten auf diese Weise gesühnt werden. Auch war die Sclaverei bei den Arabern weder hart noch lang. Der Sclave wurde oft nach wenigen Jahren der Dienstbarkeit freigelassen, besonders wenn er zum Islam übergetreten war. Das Loos der Leibeigenen, welche sich auf den Grundstücken der Muselmanen befanden, verbesserte sich ebenfalls. Sie wurden gewissermaßen zu Pächtern und genossen eine Art von Unabhängigkeit, denn da ihre Herren es unter ihrer Würde hielten, sich mit Feldarbeiten zu beschäftigen, so hatten sie alle Freiheit, den Boden nach eigenem Gutdünken zu bebauen. Was die Sclaven und Leibeigenen der Christen betraf, so bot ihnen die Eroberung ein sehr leichtes Mittel, ihre Freiheit zu erlangen. Sie hatten sich zu diesem Zweck nur auf das Eigenthum eines Muselmans zu flüchten und die Worte auszusprechen: „es gibt keinen Gott außer Gott, und Mohammed ist sein Gesandter." Von da an waren sie Gläubige und „von Allah befreit," wie Mohammed sagte. Zahlreiche Leibeigene wurden auf diese Weise frei, und man muß sich nicht über die Leichtigkeit erstaunen, mit welcher sie das Christenthum aufgaben. Trotz der unumschränkten Macht, deren sich der Klerus zur Zeit der Westgothen erfreut hatte, hatte diese Religion keine sehr tiefen Wurzeln in Spanien gefaßt. Noch fast ganz heidnisch zur Zeit, als Constantin das Christenthum zur Staatsreligion erhob, war Spanien dem alten Cultus so lange treu geblieben, daß zur Zeit der arabischen Eroberung das Heidenthum und das Christenthum sich noch den Boden streitig machten, und die Bischöfe sich genöthigt sahen, Drohungen gegen die Anbeter der falschen Götter zu schleudern, und energische Maßregeln gegen sie zu ergreifen. Bei denen, welche sich Christen nannten, war das Christenthum mehr auf den Lippen als im Herzen. Die Nachkommen der Römer hatten auch etwas von dem Skepticismus ihrer Vorfahren beibehalten; die Gothen interessirten sich so wenig für religiöse Fragen, daß sie aus Arianern Katholiken geworden waren, sobald der König Reccared ihnen das Beispiel dazu gegeben. Die reichen Prälaten des westgothischen Reichs waren abgezogen durch andere Sorgen, sie hatten die Irrlehren zu widerlegen, über Dogmen und Mysterien zu disputiren, den Staat zu regieren und die Juden zu verfolgen, und hatten nicht Zeit gefunden, „sich klein zu machen mit den Kleinen, die ersten Worte der Wahrheit mit ihnen zu reden, gleich einem Vater, der sich herabläßt, mit seinem Kinde die ersten Sylben zu stammeln," wie der heil. Augustinus sagt; und wenn es ihnen gelang, dem Christenthum Eingang zu verschaffen, so verschafften sie ihm doch keine Liebe. Es ist daher nicht befremdend, daß die Leibeigenen der Versuchung nicht widerstehen konnten, als die Eroberer ihnen die Freiheit boten, unter der Bedingung, zum Islam überzutreten. Einige dieser Unglücklichen waren noch Heiden, die anderen kannten das Christenthum so wenig, da ihr religiöser Unterricht nur auf die ersten Anfänge beschränkt war, oder sie vielmehr so gut wie keinen erhalten hatten, daß für sie die Mysterien des katholischen Glaubens ebenso unergründlich waren, als die des Islam; aber was sie nur zu gut wußten und verstanden, war, daß die Priester sie grausam betrogen hatten um die Hoffnungen auf Befreiung, die sie ihnen einst eingeflößt: und was sie wollten war, um jeden Preis das Joch erschüttern, unter dem sie seufzten. Uebrigens waren sie nicht die Einzigen, welche die alte Religion verließen. Viele Gutsherren thaten das Gleiche, sei es, um die Kopfsteuer nicht bezahlen zu müssen, sei es, um ihre Güter zu behalten, als die Araber anfingen die Verträge zu verletzen, sei es endlich, daß sie in voller Aufrichtigkeit an den göttlichen Ursprung des Islam glaubten.

Die Renegaten. Am unzufriedensten waren die Renegaten, diejenigen, welche die Araber „mowallad" nannten, d. h. „die Angenommenen." Diese Renegaten dachten nicht alle gleich. Es gab unter ihnen, was man „versteckte Christen" nannte, d. h. Menschen, welche sich bittere Vorwürfe über ihre Abtrünnigkeit machten und sehr unglücklich waren, daß sie nicht zum Christen-

ihm zurückkehren konnten. Das muselmänische Gesetz ist unerbittlich in diesem Punkt: war das Glaubensbekenntniß einmal ausgesprochen, vielleicht in einem Augenblick der Verstimmung, der Schwäche, der Muthlosigkeit, der Bedrängniß, wenn man kein Geld hatte, um die Kopfsteuer zu bezahlen, oder wenn man fürchtete, von dem christlichen Richter zu einer entehrenden Strafe verurtheilt zu werden, — war das Glaubensbekenntniß einmal abgelegt, sagen wir, so war der Renegat, wenn gleich zerschmettert durch den Schrei seines Gewissens, doch Muselman für immer, und wenn er abfiel, so verdammte ihn das Gesetz zum Tode. Die Nachkommen der Renegaten, welche in den Schooß der Kirche zurückkehren wollten, waren noch mehr zu beklagen. Sie litten unter dem Fehler eines ihrer Vorfahren. Das Gesetz erklärte sie für Moslim, weil sie von einem Muselman geboren waren, und auch sie mußten ihr Leben verlieren, wenn sie Mohammed verleugneten. Die Lehre des Islam begleitete sie von der Wiege bis ins Grab. Es war daher ganz natürlich, daß die reuigen Renegaten murrten, aber sie waren in der Minderheit; die größere Anzahl war dem Islam aufrichtig ergeben; diese murrten aber trotzdem auch. Auf den ersten Blick muß diese Erscheinung in Erstaunen setzen. Die Mehrzahl der Renegaten waren Freigewordene, d. h. Menschen, deren Lage durch die Eroberung verbessert worden war: wie kam es daher, daß sie mit den Arabern nicht zufrieden waren? Nichts ist jedoch einfacher; die Geschichte ist voll solcher Schauspiele. „Nicht immer kommt man nur zur Revolution, indem man aus einer schlimmen Lage in eine noch schlimmere geräth; es geschieht oft, daß ein Volk, welches die drückendsten Gesetze, ohne sich zu beklagen, gleichsam als ob es sie nicht fühlte, ertragen hat, sie mit Heftigkeit verwirft, so bald die Last derselben leichter wird.“ Man füge noch hinzu, daß die sociale Stellung der Renegaten eine unerträgliche war. Die Araber schlossen sie gewöhnlich von allen einträglichen Aemtern und von aller Theilnahme an der Regierung des Staates aus; sie gaben vor nicht an die Aufrichtkeit ihrer Bekehrung zu glauben; sie behandelten sie mit unbegrenztem Uebermuth; da sie auf vielen, erst kürzlich befreiten Stirnen noch das Siegel der Knechtschaft sahen, so brandmarkten sie alle mit dem Namen Sclave oder Sohn eines Sclaven, obgleich sie in ihren Reihen einige der edelsten und reichsten Grundbesitzer des Landes zählten. Die Renegaten ertrugen eine solche Behandlung nicht mit ruhiger Ergebung. Sie hatten das Gefühl ihrer Würde und der materiellen Kraft, über die sie verfügen konnten, denn sie bildeten die Mehrheit der Bevölkerung; sie wollten nicht, daß die Macht im ausschließlichen Besitz einer in ihrem Individualismus eng begrenzten Kaste sein sollte; sie wollten sich dem Zustande des Zwangs und der Unterordnung in gesellschaftlicher Beziehung nicht länger fügen, noch die übermüthige Verachtung und die Herrschaft einiger wenigen, in weiten Entfernungen von einander stationirten Banden von fremden Soldaten ertragen. Sie griffen daher zu den Waffen und gingen kühn in den Kampf, aber nicht nach einem gemeinsamen Plan oder in gleichzeitiger Uebereinstimmung, sondern wie die Umstände es fügten. Jede Provinz, jede große Stadt empörte sich auf eigene Hand und zu verschiedenen Zeiten, aber der Kampf wurde dadurch um so länger und um so blutiger.

5. Die Abbasiden in Bagdad und die Auflösung der Reichseinheit.

A. Das Chalifat bis zum Sturz der Barmakiden.

In seiner ersten Kanzelrede (Chutbah) sprach Abdallah Abu-l-Abbas zu dem versammelten Volke in Kufa: „Ich erlaube ohne Schonung Blut zu vergießen, bis die Rache vollständig ist.“ Diesen Worten entsprachen seine Thaten. Nicht nur das ganze Geschlecht Omejja's suchte er auszurotten; auch Abu

Abdallah Abu-l-Abbas Al Saffah. 750—754.

Salama und Abd Allah Ibn Muawia, zwei angesehene Führer, wurden durch Meuchelmord beseitigt, weil sie versucht hatten, die Chalifenwürde dem Hause Ali's zuzuwenden (S. 82). Und was Abu-l-Abbas*) der „Blutvergießer" nicht selbst auszuführen vermochte, vollzogen andere gleichgesinnte Glieder seiner Familie in seinem Namen und auf seinen Befehl. Verfolgung der Omejjaden. In Palästina, erzählen arabische Schriftsteller, lud sein Oheim Abd Allah Ibn Ali alle Glieder des Hauses Omejja zur Huldigung ein, ihnen Verzeihung und Zurückerstattung ihrer Güter verheißend. Als aber die Flüchtigen dem Worte vertrauend, sich aus ihren Verstecken einfanden, wurden sie sämmtlich, neunzig an Zahl, mit Stangen niedergeschlagen, und der grausame Mörder verleugnete so sehr alles menschliche Gefühl, daß er über die Leichen der Erschlagenen einen Teppich breiten ließ und dann in der entsetzlichen Umgebung bei dem letzten Röcheln der Verrathenen ein Festmahl hielt. Selbst Suleiman, Hischams Sohn, der so thätig an Merwan's Sturz gearbeitet hatte, theilte das Todesloos seines Hauses. In Damask wurden die Gräber der Chalifen aufgerissen, und die noch nicht völlig vermoderten Leichname aufgehängt oder verbrannt. Abd Errahmans Flucht u. Rettung. Doch gelang es einigen Gliedern des Hauses Omejja sich dem Schwerte der Verfolgung zu entziehen und bei den Beduinen der Wüste eine Zufluchtsstätte zu finden. In dieser Zahl war Abd Errahman, der Sohn Muawia's und Enkel des Chalifen Hischam. Er entging dem Mordstahl der Abbasiden, die seinen Aufenthalt entdeckten und seinen Bruder Jahja niederstießen, nur dadurch, daß er gerade auf der Jagd war und rechtzeitig gewarnt werden konnte. Während der Nacht flüchtete er sich mit seinem vierjährigen Sohne Suleiman und mit einem jungen Bruder und

*) Stammtafel der Abbasidischen Chalifen von Bagdad.

Abbas (Oheim Mohammeds des Propheten)
Abd Allah
Ali
Mohammed
1. Abu-l-Abbas † 754 — 2. Manßur † 775, 3. Mahdi † 785
4. Hadi † 786 — 5. Raschid † 809
6. Emin † 813 — 7. Mamun † 833
8. Mutaßim † 842
(Mohammed) — 9. Wathik † 847 — 10. Mutawakkil † 861
12. Mustain — 14. Muhtadi
(Muwaffak) — 11. Mustanßir — 15. Mutamid
16. Mutadhid — 13. Mutaz
19. Kahir — 18. Muktadir — 17. Muktafi
22. Mustakfi
23. Muti — 21. Muttaki — 20. Radhi

zwei Schwestern nach dem Euphrat, wo sie sich in einem kleinen Dorfe verborgen hielten, bis das Heranziehen eines Heerhaufens mit der schwarzen Fahne den bedrohten Omejjaden aufs Neue zur Flucht trieb. Durch Schwimmen rettete er sich über den breiten Strom, während am andern Ufer die feindlichen Reiter seinen jungen Bruder, den sie durch trügerische Vorspiegelungen zur Umkehr bewogen, niederschlugen. Begleitet von seinem treuen Diener Bedr kam Abd Errahman über Palästina nach Aegypten in der Hoffnung, bei dem Statthalter, der von den Omejjaden stets mit Wohlthaten und Gnadenbezeugungen überschüttet worden war, ein Asyl zu finden. Aber dieser war mehr bedacht, sich bei dem neuen Herrscherhaus in Gunst zu setzen, als dem alten die Dankbarkeit zu bewahren. Er schickte Reiter aus, um den Flüchtling gefangen einzubringen. Nur dem Schutze der Beduinen, die das Gastrecht ehrten und seiner eigenen Seelenstärke, die ihn im Unglück aufrecht erhielt, verdankte Abd Errahman seine Rettung. Unter tausend Gefahren und Abenteuern entkam er durch die Sandsteppen Afrika's, bei den Söhnen der Wüste Obdach und Herberge suchend, bis er bei den Häuptlingen des Berberstammes der Zanaten eine freundliche Aufnahme fand. Mit ihrem Beistande gewann er dann in dem von Parteiung und Bürgerkrieg zerrissenen Spanien die Herrschaft und erneuerte auf dem Chalifensitz in Cordova den Glanz seines Hauses, das dem Verlöschen nahe war.

Der Abscheu vor einem solchen Regimente des Bluts und Schreckens führte die Freunde und Anhänger der Omejjaden unter die Waffen wider die Abbasiden. In den syrischen Städten Himß, Tadmor, Kinesrin, Damask, in Mesopotamien, in Chorasan entstanden Empörungen. Aber Uneinigkeit und Mangel an Plan und Führung sicherte den Abbasiden den Sieg. Durch Meineid und Meuchelmord wurden die Häupter der Ungehorsamen aus dem Wege geschafft, unter ihnen der tapfere Ibn Hubeira in Wasit und dann die bestürzten und rathlosen Schaaren mit List oder Gewalt zur Unterwerfung gebracht. Schon im zweiten Jahre war die Herrschaft der neuen Dynastie in Asien und Afrika anerkannt und Abu-l-Abbas trug Sorge durch zuverlässige Statthalter und Befehlshaber, meistens aus seiner Verwandtschaft, Abfall und Aufruhr niederzuhalten. Auch über Abu Muslim, dem „Urheber der Berufung der Abbasiden," dem der Fall der Omejjaden vorzugsweise zuzuschreiben war, schwebte mehrmals das Schwert der Meuchelmörder, weil er den Aliden gewogen schien; aber eben so klug und vorsichtig als mächtig und tapfer wußte Abu Muslim, der bei einer großen Zahl der Gläubigen im Osten ein prophetisches Ansehen genoß, den Gefahren vorzubeugen oder auszuweichen. Nach einer vierjährigen Regierung des Schreckens und der Tyrannei starb Abu-l-Abbas der „Blutvergießer" in seiner neuen Hauptstadt Haschimije bei Anbar in jungen Jahren, ein Mann, der Meineid, Meuchelmord und Hinterlist als die sichersten Mittel zur Herrschaft und Befriedigung der Rachgier als heilige

Regierung u. Charakter des Chalifen Abu-l-Abbas.

752.

9. Juni 754.

Pflicht ansah. Als man ihm das Haupt des unglücklichen Merwan brachte, recitirte er den Vers des Dichters Ifn-l-Aßba: „Tränken sie mein Blut, so könnte es doch ihren Haß nicht löschen, aber auch ihr Blut kann meinen Rachedurst nicht stillen."

Unter Abu-l-Abbas ward zuerst die Würde des Vezirats eingeführt. „Die an Vergötterung ihrer Könige gewöhnten Perser, denen die Abbasiden ihren Sieg verdankten, so wie die Lehren der Schiiten, auf welche sie ihren Thron stützten, und denen zufolge das Chalifat als Imamat gewissermaßen ein Ausfluß der Gottheit war, erforderten eine vermittelnde Person zwischen dem Chalifen und dem Volke, gleichsam als einen materiellen Träger (Vezier) seines Willens und seiner Befehle."

Manßur. 754—775. Der grausame Oheim des Verstorbenen, Abd Allah Ibn Ali, hatte sich auf das Chalifat Hoffnung gemacht. Als er nun vernahm, daß Abu-l-Abbas seinen Bruder Abu Djafar Manßur zu seinem Nachfolger ernannt habe, erhob er die Fahne der Empörung, um sich mit Gewalt die Herrschaft zu verschaffen. Aber von Abu Muslim, dem unter allen Abbasiden Abd Allah der verhaßteste

Nov. 754. war, in einer blutigen Schlacht bei Nißibin überwunden, mußte er seine ehrgeizigen Pläne aufgeben und seinem Neffen huldigen. Zum Lohn für seine Dienste

Abu Muslims Tod u. Charakter. ließ der Chalife bald darauf den unternehmenden Emir, dem das Haus Abbas seine Erhebung, und Manßur den Thron verdankte, in seiner Gegenwart durch

Febr. 755. fünf Mörder meuchlings niederstoßen, aus Furcht vor der Größe des mächtigen Mannes. Abu Muslim hatte mit Schwert und Lanze, mit Gift und Dolch gegen die Omejjaden und ihre Anhänger gewüthet; nun erntete er die Früchte seiner Thaten von denselben Händen, die durch ihn den Herrscherstab empfangen*). Von seinen Freunden und Anhängern wurden die Häupter durch Mord

*) Von Abu Muslims Charakter und Lebensweise enthält eine alte Quellenschrift folgende Schilderung: „Er hatte Trommeln von Hundsfellen; wenn er aufbrechen wollte, ließ er diese Trommeln schlagen, deren unheimliche Töne die Truppen mit Angst und Schrecken erfüllten. Unzählbare Menschen aus Kureisch, Mudhar, Rabia und Jemen sowohl, als aus den ersten Perserfamilien, darunter auch viele Gesetzgelehrte und Dichter kamen durch ihn ums Leben. Es wird berichtet, man habe 600,000 Menschen gezählt, ohne die, welche im Kriege oder bei sonstigen öffentlichen Unfällen ihren Tod fanden. Nach Einigen war er von arabischer, nach Andern von kurdischer Abkunft, auch wird berichtet, er sei ein Sclave gewesen, und so groß war der unerschrockene Ernst seiner Seele, daß man ihn niemals lächeln sah, außer am Tage der Schlacht. Er besuchte seinen Harem nur ein oder zweimal im Jahr, und war der eifersüchtigste Mann auf der Welt. Niemand außer ihm betrat sein Schloß. Alle Bedürfnisse seiner Frauen wurden ihnen durch eine in die Mauer angebrachte Oeffnung hineingereicht. Er soll den Maulesel, auf dem ihm seine Braut zugeführt wurde, geschlachtet und den Sattel, auf dem sie gesessen, verbrannt haben, damit kein anderer Mann mit demselben in Berührung komme. Niemand aß weniger nnd speiste mehr Leute als er. Er ließ täglich 3000 Brode backen und 100 Schafe nebst einer entsprechenden Anzahl Rindvieh und Geflügel schlachten. Er hatte 1000 Köche und zum Transport des Küchengeräthes brauchte man 1200 Lastthiere. Auf seinen Pilgerfahrten durfte Niemand Feuer anzünden, denn er allein sorgte für die Nahrungsmittel aller, die mit ihm die Wallfahrt machten. Die Beduinen aber flohen vor ihm, weil sie ihn als Blutvergießer fürchteten. Er starb in einem Alter von 35 Jahren und hinterließ nur eine Tochter."

aus dem Wege geschafft, die übrigen, welche Furcht und Rache zur Empörung trieb, im Felde bezwungen und verfolgt. Auch Abd Allah fiel durch Verrath in 757. die Gewalt des Fürsten der Gläubigen und büßte im Kerker sein ehrgeiziges Bestreben, bis die Stunde zu seiner heimlichen Ermordung kam. Selbst von den Nachkommen Ali's fielen einige Glieder dem todbringenden Argwohn des Chalifen zum Opfer (S. 82). Mohammed starb in Medina an seinen Wunden und sein Bruder Ibrahim fiel vor Baßra auf dem Schlachtfelde. Mit hoher 762. Freude empfing der Chalife das Haupt des letzteren und strafte dessen Verehrer an Gut und Leben.

Gründung von Bagdad. Anfang der Militärherrschaft.

Ein solches Regiment des Schreckens und Bluts mußte den Abbasiden den Haß der Gläubigen zuziehen. Nicht nur die Syrer und die Anhänger der Omejjaden im Westen, auch die Schiiten im Osten und die zahlreichen Verehrer der Aliden in Irak und anderwärts nährten bittern Groll gegen das blutdürstige Geschlecht im Herzen. Daher wurde auch das Reich in allen Theilen durch Aufstände und Bürgerkriege zerrüttet. Den Abbasiden entging diese Stimmung nicht, und da sie nicht hoffen konnten, die zahlreichen Widersacher zur Unterwerfung und zu einem friedlichen Verhalten zu bringen und nicht die Absicht hegten, durch Aenderung ihrer Gesinnung und versöhnendes Entgegenkommen die Feinde zu entwaffnen und zum einträchtigen Zusammenleben zu vereinigen; so griffen sie zu tyrannischen Mitteln, um sich durch Gewalt im Besitze der Herrschaft zu erhalten, und das Volk, das sie nicht durch Liebe gewinnen konnten oder wollten, durch Furcht und Schrecken im Gehorsam zu halten. Sie etzten ihr Vertrauen auf Festungswerke und Söldner und begründeten eine Soldatenherrschaft, wie sie einst in Rom bestanden und wie sie noch zu ihrer Zeit in Byzanz zu sehen war. Etwa drei deutsche Meilen oberhalb Madain oder Ktesiphon unter einer den Abbasiden am meisten ergebenen Bevölkerung legte Manßur die Stadt **Bagdad** an, die, zunächst auf dem westlichen Ufer 762. des Tigris errichtet, mit der Zeit sich auch über das östliche ausdehnte und durch eine hohe und starke Doppelmauer geschützt der Mittelpunkt des Reiches, der stolze Herrschersitz des Chalifats, der große Markt der östlichen Handelswelt, der Sammelplatz der Nationen wurde, wo die Karavanen von Tübet und China, von Indien und Ferghana mit den Waarenzügen von Armenien und Byzanz, von Aegypten und Afrika, von Nubien und Arabien zusammentrafen, wo Handelsflotten lagen, welche die Erzeugnisse des Westens und Nordens auf den großen Weltströmen den Küstenländern des persischen Meerbusens und des indischen Oceans zuführten. Eine fürstliche Residenz, von allerlei Volk bewohnt und ohne Traditionen aus vergangenen Zeiten wurde Bagdad eine dem Herrscherhause in knechtischer Unterwürfigkeit ergebene Stadt, die wie einst Alexandrien zur Zeit der Ptolemäer und Konstantinopel in den ersten Jahrhunderten nach seiner neuen Gründung im Glanze königlicher Herrlichkeit sich sonnte und über den Freuden und Genüssen, womit die Gebieter die Hingebung und Fügsamkeit

der Bürgerschaft lohnten, das unwürdige Sclavenjoch, das der Despotismus auf ihren Nacken drückte, stumm und geduldig ertrugen. Der Chalife selbst legte den Grundstein unter erbaulichen Reden und als der mit unermeßlichen Geldsummen aufgeführte Bau vollendet war, wurden acht eiserne Thore, die man aus Wasit, Kufa und Damask wegnahm, in die Stadtmauer eingefügt.

Bald wurde Bagdad unter den bauliebenden Abbasiden die prachtvollste Stadt der Welt, wo die Baukunst ihre glänzendsten Werke schuf. „Sechshundert Kanäle durchschnitten die Stadt und einhundertundfünf Brücken, vorzüglich bewundert von Fremden, wurden erbaut, um die Verbindung der von jenen durchschnittenen Stadt zu unterhalten. Zehntausend Moscheen und ebenso viele Bäder zählte man schon zu Manßurs Zeiten; später soll jede der vierundzwanzigtausend Abtheilungen der Stadt ihr Bad und ihre Moschee gehabt haben. Der in der Mitte mit einem grünen, achtzig Ellen hohen Dom überbaute Herrscherpalast und der von Manßur in seinem letzten Regierungsjahre aufgeführte Palast Chuld, das ist das Paradies, umfaßte Alles, was asiatische Prachtliebe ersinnen mag.“

Und wie Bagdad inmitten wasserreicher Ströme und Kanäle das Reich der Abbasiden gegen die östlichen Feinde schützen und vor plötzlichen Ueberfällen bewahren sollte, so die neue Festung Rafikah am westlichen Euphratufer, der Stadt Rakka gegenüber, wider die unzuverlässigen Syrer und gegen die Griechen und die Charidjiten Mesopotamiens. Doch waren Mauern und Wälle noch keine hinlängliche Schutzwehr, wenn nicht ergebene Truppen zur Vertheidigung bereit waren. Und auch dafür sorgte Manßur, indem er aus fremden zum Islam bekehrten Völkerschaften, aus Persern, Türken, Berbern, Söldnerheere bildete und eine Leibwache schuf und somit den Grund legte zur Unterdrückung und Knechtung der Araber durch Fremdlinge. Manßur's rachgierige Seele mochte mit um so größerer Selbstgefälligkeit an dieser Demüthigung seines Volkes arbeiten, als die Araber von reinem Geblüt mit altem Ahnenstolz auf ihn, den Sohn einer fremden Mutter, verächtlich herabsahen.

Almanßur's Regierung u. Charakter. Zwei und zwanzig Jahre herrschte Abu Djafar Manßur über die Gläubigen, ein Fürst von leidenschaftlicher Natur, in welchem Habgier, Raubsucht und Egoismus alle edleren Triebe und Eigenschaften niederhielten und überwucherten. Ein Mann von Einsicht und Verstand und nicht ohne Herrschergaben hat er dennoch mehr als irgend einer seiner Vorgänger zum Verfall des Chalifenreiches beigetragen. Spanien entzog sich dem Reichsverbande auf immer; in Afrika führten die Bürgerkriege unter den arabischen Häuptlingen und mit den abtrünnigen Berbern eine vollständige Anarchie herbei; und im Osten wurde eine Herrschaft des Schreckens aufgerichtet. Selbst die löblichen Züge, die bei Andern als Tugenden gepriesen werden, gränzten bei ihm so nahe an Laster, daß das Lob verstummte. Seine Einfachheit und Sparsamkeit schienen mehr die Folgen seiner Geldgier und Habsucht, als edler Entsagung und Selbstgenügsamkeit; mit Wonne blickte er auf die unendlichen Schätze, die er durch die härtesten Erpressungen zusammengescharrt und mit sorglichem Auge

in einem eigenen Schatzhause bewahrte, ohne sie durch irgend eine Handlung der Freigebigkeit zu mindern. Obwohl ein Freund und Förderer der Wissenschaften, der persische, indische und griechische Werke ins Arabische übersetzen ließ, Geschichtschreiber und Gelehrte um sich sammelte und den Grund legte zum Studium der Mathematik und Grammatik, der Heilkunde, Rechtsgelehrsamkeit und Astronomie, worin die Araber in der Folge sich so sehr hervorthaten, hat er doch Nichts zur Belebung und Hebung der Poesie und Musik beigetragen, weil er sich nicht entschließen konnte die Dichter und Sänger in herkömmlicher Weise für ihre Leistungen zu belohnen. Den religiösen Obliegenheiten kam er äußerlich nach; allein wie sehr er auch durch Pilgerfahrten, durch Beförderung des Studiums der Theologie, durch rechtgläubige Kanzelreden und strenge Sittengebote die Moslemin von seinem orthodoxen und seinem religiösen Eifer zu überzeugen bemüht war, der Widerspruch zwischen seinen Reden und Handlungen, zwischen innerer Ueberzeugung und äußerer Schaustellung blieb den Zeitgenossen nicht verborgen; es kam vor, daß er während der Chutbah durch das Hersagen von Koransversen unterbrochen ward, worin die Uebereinstimmung in Worten und Thaten empfohlen ist. Mögen die arabischen Schriftsteller auch einige Züge von Großmuth und Versöhnlichkeit in dem Charakter Manßurs hervorheben, so waren dies doch nur einzelne Regungen von Menschlichkeit, wie sie wohl in keinem Sterblichen ganz fehlen werden; daß aber ein Fürst, von dem gesagt werden kann „das Wohl seines Volkes war ihm gleichgültig, Leben und Gut seiner Unterthanen war ihm nicht heilig, wo es Befestigung seiner Herrschaft und Vermehrung seiner Reichthümer galt,“ sich den Haß und Fluch der Menschen zuziehen mußte, erhellt schon aus der Sorgfalt, womit er sich mit Festungswerken und Söldnern zu schützen suchte und noch mehr aus dem Umstande, daß, als er auf einer Pilgerreise nach Mekka in Folge eines Sturzes vom Pferde starb, seine Freunde sein Grab verheimlichten, damit nicht das zürnende Volk an seiner Leiche Vergeltung übe für die Schmach, die unter seinem Vorgänger den Gräbern der Omejjaden zugefügt worden. 7. Oct. 775.

Manßurs Sohn und Nachfolger, Almahdi Mohammed, ging andere Wege. Mahdi. 775—785. Hatte der Vater durch Härte und Geiz sich den Haß der Araber zugezogen, so suchte Mahdi durch Milde, Leutseligkeit und Freigebigkeit das Volk zu versöhnen und in ein friedliches Verhältniß mit dem Herrscherhaus der Abbasiden zu setzen. Er öffnete die Kerker und gab die Gefangenen, mit Ausnahme der Mörder und Staatsverbrecher, der Welt zurück; er verwendete die angehäuften Schätze zu Werken des Nutzens, der Wohlthätigkeit und der Menschenliebe; er ließ Moscheen bauen, Straßen anlegen, Brunnen graben; er beförderte Handel und Gewerbfleiß, erleichterte den Verkehr durch einen geordneten Postenlauf und veranstaltete Pilgerfahrten mit verschwenderischen Gaben an die Armen. Eine einzige Wallfahrt nach Mekka verschlang 8 Millionen Golddinare. Unter

ihm wurde Bagdad der Sammelplatz aller Reichen und Vornehmen; neue Straßen, Paläste und Moscheen erhöhten die Größe und Pracht der Hauptstadt; am Hofe entfaltete sich ein genußreiches, durch Poesie und Musik, durch Liebe und Festlichkeiten erheitertes Leben, das auch die ganze Stadtbevölkerung in den Strudel der Lust hineinriß. Aber den größten Ruhm erwarb sich Mahdi durch seine unparteiische Rechtspflege und durch seinen Eifer für die Lehre des Koran. Bei den gerichtlichen Handlungen zog er rechtskundige Männer bei, nach deren Aussprüchen er sein Urtheil fällte; und als Nachfolger und Stellvertreter des Propheten hielt er es für seine heiligste Pflicht, sowohl die mit fremdartigen Religionslehren entstellten oder vermischten Schwärmereien des „Propheten" Almukama des „Verschleierten" in der Bucharei und am Indus und die communistischen Irrlehren der „Zendik" in Moßul und Mesopotamien zu unterdrücken, als den Zweiflern und der nach Rückführung der altarabischen patriarchalischen und republikanischen Zustände strebenden Secte Jasins mit Ernst und Strenge entgegenzutreten (S. 79). Fünf angesehene Häupter der communistischen Zendiks, darunter zwei Glieder der Familie Haschim, starben eines gewaltsamen Todes. Denn so sehr Mahdi durch Leutseligkeit und Gerechtigkeit, durch Milde und Freigebigkeit einen großen Contrast gegen seinen Vorgänger Manßur bildete, so glich er ihm doch in Einem Punkte — in der strengen Verfolgung aller Widersacher, die seine Autorität zu schwächen oder die Herrschaft seines Hauses zu gefährden schienen. Als sein ältester Sohn Musa seine Ansprüche auf das Chalifat nicht, wie der Vater wünschte, dem jüngern Bruder Harun abtreten wollte, zog Mahdi gegen denselben zu Felde,
4. Aug. 785. starb aber auf dem Zuge, wie es heißt an Gift. Mahdi war mehr auf die Künste des Friedens und die Pflege der Wissenschaften und der Dichtkunst als auf Erweiterung des Reichs und auf Kriegsruhm bedacht; doch war seine zehnjährige Regierung auch durch Thaten im Felde und durch kriegerische Unternehmungen denkwürdig; und wenn er auch Spanien nicht wieder gewann und in Indien seine Flotte und Mannschaft durch Pest und Unfälle Schaden nahm, so hat er dagegen die übrigen Reichsgrenzen gegen Griechen und Empörer tapfer gewahrt.

Hadi. 785—786. Mahdi's Sohn, **Abu Mohammed Musa Alhadi**, besaß den Chalifenthron von Bagdad nur ein Jahr. Cheizuran, die Gattin Mahdi's, welche in den letzten Jahren einen großen Einfluß auf den Chalifen und die Reichsgeschäfte geübt und ihren Eheherrn bestimmt hatte, die Thronfolgeordnung zu Gunsten ihres Lieblingssohnes, Harun Arraschid, zu ändern, wurde von dem neuen Fürsten in den Harem verwiesen und ihrer einflußreichen Stellung beraubt. Da sie aber fortfuhr für Harun zu wirken, und den Plan Musa Hadi's, seinem eigenen minderjährigen Sohne die Nachfolge zu sichern, mit allen Mitteln zu durchkreuzen suchte, ging der Chalife, wie erzählt wird, mit dem Vorsatze um, sich der Mutter und des Bruders durch Mord zu entledigen; aber

sein eigener Tod durch Gift oder durch Ersticken, in der Nähe von Moßul, verhinderte das Vorhaben und führte Harun Arraschid auf den Thron. Während der kurzen Zeit seiner Herrschaft hatte Musa Hadi dieselben Eigenschaften an den Tag gelegt, durch welche sein Vater sich Ruhm und Liebe erworben, Gerechtigkeit, Freigebigkeit und Lust zur Dichtkunst, zur Musik und zu den Freuden des Lebens. Dabei war er ein tapferer Streiter für den Islam gegen Ungläubige und Sectenstifter. Aber der Glanz, der den Namen seines Nachfolgers Harun, der „Gerechte" (Arraschid) genannt, umstrahlt, hat seinen Vorgänger verdunkelt. 15. Sept. 786.

Kein arabischer Name, außer dem des Propheten, ist bei der Nachwelt so berühmt als der des gebildeten, prachtliebenden und werkheiligen Harun Arraschid. Seine Regierung galt als das goldene Zeitalter der Chalifenherrschaft, so daß, wenn die späteren Märchenerzähler ihre Zeitgenossen in die Tage einstiger Größe, Ueppigkeit und Macht zurückführen wollten, sie die Jahre wählten, da Harun der Gerechte den Herrscherstuhl in Bagdad inne hatte. Wie Karl der Große, der gleichzeitige Beherrscher des Abendlandes, bei den Nachgebornen als das Vorbild aller Ritterlichkeit und Fürstengröße galt und die romantische Dichtkunst späterer Tage ihm und seinen Paladinen alle Tugenden und Eigenschaften beilegte, durch die Ruhm und Ehre erworben werden; so erzählten im Morgenlande die späteren Geschlechter mit staunender Bewunderung von der Pracht und Herrlichkeit der Chalifenstadt Bagdad, von dem Reichthum, Glanz und Luxus des Hofes, von der frommen Gesetzesheiligkeit, die der Fürst der Gläubigen auf seinen zahlreichen Pilgerfahrten und im öffentlichen Gebetsdienst entfaltete, von den Zügen seiner Gerechtigkeit in einzelnen Richtersprüchen, von der Großmuth und Freigebigkeit, die er gegen Dichter und Gelehrte bewies. An keinem Hofe waren so viele Richter, Rechtsgelehrte, Philologen und Dichter versammelt, als an dem seinigen. Dreihundert Gelehrte durchreisten auf seine Kosten die Länder. Durch die Schmeichelei der Zeitgenossen und durch die Thätigkeit der Tradition späterer Jahrhunderte wurde der Name Harun Arraschids mit einer Wolke von Fabeln und Sagen umhüllt, unter welcher sich die wahre Gestalt des Herrschers nur mühsam erkennen läßt; ein Gebilde von Wahrheit und Dichtung, in welchem alle großen und herrlichen Züge, die in den Augen des Morgenländers besonderen Werth besitzen, verwirklicht gewesen sein sollten. Harun Arraschid. 786—809. Der Glanz seines Namens.

Mit diesem Produkte der Poesie und Sage bildet der historische Chalife Harun einen großen Contrast. Den Namen des „Gerechten" erwarb er sich mehr durch kluge Deutung und geschickte Anwendung dunkler Gesetzesstellen bei schwierigen Klagsachen, als durch wirkliche Gerechtigkeit, eine Tugend, die ihm eben so fremd war, wie den meisten übrigen Herrschern dieses Hauses. Wie Abu-l-Abbas Al Saffah und Manßur war auch Harun rachgierig, blutdürstig und habsüchtig. Alle Blutsverwandten, die ihm entgegen waren oder Die Schattenseite.

von deren Ehrgeiz und Verbindungen er irgend eine Gefahr für sich und seine Familie fürchtete, wurden unbarmherzig niedergeworfen, viele starben durch Mörderhand oder vertrauerten ihr Leben in ewiger Gefangenschaft; die Ungnade des Chalifen war todbringend; irgend eine rasche That, ein unüberlegtes Wort, die Verdächtigung eines Feindes, eine Anwandlung von Argwohn genügten, den Unglücklichen zu stürzen und den Händen des Mörders oder Nachrichters zu überliefern; das Vermögen wurde eingezogen, die Angehörigen der Armuth und dem Elende preisgegeben.

Macht und Fall der Barmakiden.

Unter den Blutopfern des Chalifen erregte keins so allgemeine und tiefe Theilnahme als Djafar der Barmakide. Schon unter den ersten Abbasiden glänzte dieses altpersische Geschlecht, das aus der Gegend von Balk stammte, durch Bildung, Talent und Geschicklichkeit im Felde wie in den Geschäften der Verwaltung, so daß mehrere Glieder zu hohen Aemtern und Würden emporstiegen. Der Bau von Bagdad wurde hauptsächlich von dem Barmakiden Chalid geleitet und die Neider bemerkten, daß er aufs Eifrigste bemüht war, den Palast des persischen Großkönigs Chosroes' unverletzt zu erhalten. Chalids Sohn Jahja erbte die Reichthümer und den Rang der Familie und da er der Liebling der mächtigen Cheizuran, der Mutter Haruns, war und bei dem Thronwechsel wichtige Dienste leistete, so erlangte er die Würde eines Veziers und mit dem Siegelring des Chalifen die unbeschränkteste Vollmacht in allen Staatsangelegenheiten. Harun nannte ihn Vater und behandelte die beiden Söhne desselben als seine Brüder. Auf beide ging die Würde des Vaters über, so daß das Haus der Barmakiden im Morgenlande eine ähnliche Stellung erwarb, wie ein Jahrhundert zuvor im Frankenlande das Geschlecht Pipins von Heristal. Die einflußreichsten Hofämter, Statthalterschaften und Feldherrnstellen waren in ihren Händen; ihre Pracht und ihr Einfluß stellten den Chalifen in Schatten; unermeßliche Reichthümer, eine große Menge von Sclaven und Clienten, die Sympathien der persischen Stammesgenossen, heimliche Verbindungen mit der schwärmerischen Secte der Zendik, dieses Alles erhöhte die Macht der Familie und konnte wohl den kühnen Ehrgeiz wecken, ein ähnliches Verfahren zu wagen, wie Pipin der Kleine, die Herrschaft des Ostens von den arabischen Abbasiden auf die persischen Barmakiden zu übertragen, die Ehre der Regierung in die Hände solcher zu legen, die sie schon lange thatsächlich führten und durch Verstand, Tapferkeit, Bildung und Herrschertalente hervorragten. Aber alle diese hochfliegenden Gedanken und Pläne und die ganze Macht der hochstrebenden Familie wurden durch eine dunkle Haremsgeschichte vernichtet. Djafar der Barmakide leitete nicht nur die Angelegenheiten des Reichs im Innern und nach Außen, er war auch der Genosse des Chalifen bei seinen nächtlichen Freuden und Genüssen, bei den Abendgesellschaften, wo Musik- und Gesang, wo Tanz und Gelage in reizendem Wechsel die Lebensfreuden erhöhten. Eine Scheinehe mit Abbasah, der Schwester Haruns, die der

Bruder leidenschaftlich liebte, sollte das gesellschaftliche Zusammenleben erleichtern und den äußern Anstand wahren; aber gegen den Willen des Chalifen gestaltete sich die Scheinehe heimlich zu einer wirklichen. Sie blieb dem Fürsten lange verborgen, da Abbasah Sorge trug das Kind, das sie ihrem Gatten gebar, in Mekka erziehen zu lassen. Als aber durch eine verrätherische Sclavin Harun das Geheimniß erfuhr und bei Gelegenheit einer Pilgerfahrt nach der Prophetenstadt an der Aehnlichkeit des Kindes mit Djafar die Wahrheit der Angabe erkannte, beschloß er eine furchtbare Rache zu nehmen. Nachdem er noch zuvor die alte Freundschaft geheuchelt und Alle mit Ehrenkleidern beschenkt hatte, ließ er in der Nacht den Djafar enthaupten, und die Theile der verstümmelten Leiche am Thore und auf der Brücke von Bagdad aufpflanzen; Abbasah und ihre Kinder sollen lebendig begraben worden sein; der greise Jahja und sein Sohn Fadhl endigten ihre Tage im Gefängniß. Und so unversöhnlich zürnte der Chalife den einst so mächtigen und hochgeehrten Barmakiden, daß er die ganze Familie in Armuth und Elend stieß und alle Freunde und Begünstigte derselben mit schwerer Ungnade strafte. Selbst in der servilen Bürgerschaft Bagdads erzeugte diese Härte gegen die Barmakiden Murren und Unwillen, so daß Harun auf einige Zeit seinen Herrschersitz in die feste Stadt Rakka verlegte. 803.

Harun's letzte Regierungsjahre.

Durch die Vertilgung der Barmakiden hatte sich der Chalife seiner kräftigsten Stützen beraubt; daher die letzten Jahre seiner Regierung noch mehr durch Aufstände und Bürgerkriege beunruhigt waren als die früheren. Nicht nur daß Spanien für immer dem Reichsverbande entzogen blieb; auch in Afrika schwand das Ansehen der Chalifen von Bagdad zu einem Schatten herab, seitdem im fernen Westen, in Fez und Marokko die **Edrisiden**, die Abkömmlinge Ali's, und in Kairavan und Tunis die **Aghlabiten** unter Ibrahim Aghlabs Sohn († 812) den Grund zu einer unabhängigen Herrschaft legten, und selbst im fernen Transoxanien entzogen sich unternehmende Häuptlinge mehr und mehr der Macht des Fürsten der Gläubigen. Die Verbindungen, die Harun mit dem Kaiser von China im Osten und mit Karl dem Großen im Westen anknüpfte, dienten mehr zur Verherrlichung seines Namens, als daß sie ihm irgend einen realen Vortheil gebracht hätten. Die Schriftsteller des Abendlandes erzählen von einer feierlichen Gesandtschaft, die Karl der Große nach Bagdad schickte mit dem Ersuchen, daß die Pilgerfahrten der Christen nach dem heiligen Lande nicht gehindert oder gestört werden möchten, von der freundlichen Aufnahme, die sie dort gefunden und von den merkwürdigen Gaben, die ihnen Harun für seinen großen Zeitgenossen mitgegeben, einem Elephanten, einem prachtvollen Zelte aus feinsten Stoffen, allerlei Räucherwerk, zwei großen Leuchtern und einer Wasseruhr. Auch erzählen Chronisten, daß der Chalife dem berühmten Helden des Abendlandes die Schutzhoheit über die heiligsten Stätten des Christenthums übertragen und in Folge dessen der Patriarch von

Jerusalem ihm das Banner der Kirche dieser Stadt und die Schlüssel vom Grabe des Herrn und vom Orte Calvarien „als Gaben des Segens, wie als Symbole der Schutzherrlichkeit“ übersandt habe. — Weniger friedlich und freundlich war Haruns Verhältniß mit den byzantinischen Beherrschern, mit denen er, wie wir sehen werden, mehrjährige Kriege führte.

B. Von Harun Arraschid bis auf Mutawakkils Tod.

Familienhader und Parteiung. Vor seinem Tode ordnete Harun die Nachfolge im Reiche in der Art, daß sein zweiter Sohn, Mohammed Al-Emin, den ihm seine Gemahlin Zubeidah, die wegen ihrer prunkvollen Pilgerfahrten, ihres Luxus und ihrer Freigebigkeit gegen Dichter und Gelehrte gefeierte Enkelin Manßurs, geboren, den Chalifensitz einnehmen, sein ältester Sohn Mamun, der Sprößling einer persischen Sclavin, den Osten von Hamadan bis an den Indus und Jaxartes verwalten und sein dritter Sohn Kasim (Mutamin) über das nördliche Syrien und Mesopotamien mit den an der Grenze von Kleinasien und Armenien gelegenen Festungen herrschen sollte. Kaum war aber Harun auf einem Zuge gegen die 23. März 809. Empörer in Chorasan und Transoxanien in Tus gestorben, sei es an Gift oder an einem Blutsturze, so erklärte Emin das väterliche Testament für ungültig, führte die Truppen nach Bagdad zurück und forderte Mamun auf, die Einwohner von Chorasan für ihn in Eid und Pflicht zu nehmen. Auf den Rath seines Veziers Ibn Sahl, eines klugen und einflußreichen Mannes persischer Abkunft, weigerte Mamun die Huldigung und erhob selbst Ansprüche auf das Emin. 809—813. Chalifat. Emin, ein junger, der Sinnlichkeit und Genußsucht hingegebener Fürst, der sich von dem schlauen Syrer Ibn Rabbia eben so unbedingt leiten ließ, wie sein Bruder von dessen Gegner Ibn Sahl, schickte ein Heer ab, um die Provinz Chorasan mit Gewalt zu unterwerfen; aber sein unfähiger Feld- 811. herr Ali Ibn Isa verlor in der Schlacht bei Rei wider Mamuns tapfern und unternehmenden Befehlshaber Tahir, Hußeins Sohn, einen persischen Fürsten, von dem die späteren Beherrscher von Chorasan ihren Ursprung herleiteten, Sieg und Leben. Durch den Boten, der Haruns Erstgebornem den Kopf Ali's überbrachte, ließ Tahir denselben als Fürsten der Gläubigen begrüßen. In diesem Kampfe trat zum erstenmal der Gegensatz zwischen Persern und Arabern, Schiiten und Sunniten entscheidend hervor. Mamun, durch seine Mutter wie durch seine einflußreichen Rathgeber Ibn Sahl und Tahir bestimmt, trat als Vertheidiger neupersischer Nationalität und schiitischer Lehren auf, indeß Emin das arabische Element und die sunnitischen Glaubenssätze begünstigte.

Emin's Ausgang. 813. Der junge Fürst hatte jedoch wenig Vertrauen in seine Sache. Noch ehe Tahir's Heere sich dem Tigris näherten, wurde Emin mit seiner Mutter von Husein, dem Sohne des in der Schlacht bei Rei gefallenen Ali, und Führer

einer Verschwörung in das Schloß Manßur in Haft gebracht. Zwar setzten die Bürger von Bagdad beide wieder in Freiheit; aber das tragische Schicksal des Chalifen wurde dadurch nur um einige Zeit verzögert, nicht abgewendet. Tahir eroberte Baßra, Kufa, Wasit und umstellte dann in Verbindung mit Horthuma die weite Hauptstadt. Emin vertheidigte sich mit mehr Muth und Beharrlichkeit, als von dem sinnlichen Schwächling zu erwarten war und die Einwohner Bagdads, besonders die unteren Classen, unterstützten ihn aus Haß gegen die Chorasaner aus allen Kräften. So entwickelte sich außerhalb und innerhalb der Mauern ein hartnäckiger Belagerungskrieg, in Folge dessen, da bei den vielen Canälen und festen Schlössern fast jede Straße mit Brand und Wurfmaschinen einzeln erobert werden mußte, ein großer Theil der herrlichen Stadt in Asche und Trümmerhaufen verwandelt ward. Endlich als zu den übrigen Leiden des Kriegs sich auch noch der Hunger gesellte, ergab sich Emin vertragsweise, aber nicht dem Tahir, den er tödtlich haßte, sondern dem Horthuma. Allein der ehrgeizige Oberfeldherr, voll Neid, daß sein Triumph vermindert und die schönsten Früchte des Sieges von andern Händen geerntet werden sollten, ließ den Kahn, auf welchem Horthuma mit dem Könige über den Tigris nach seinem Lager fahren wollte, verfolgen und mit großen Steinen in die Tiefe versenken. Horthuma wurde von einem Schiffer an den Haaren den Fluthen entrissen; der Chalife rettete sich schwimmend ans Ufer, wurde aber in der Hütte, wo er die Nacht zubrachte, von nachgesandten Kriegsleuten erschlagen. Sein Haupt sammt Scepter, Oberkleid und Ring sandte Tahir nach Chorasan zu dem neuen Chalifen Mamun. 25. Sept. 813.

Mit Emins Tod war jedoch der Bürgerkrieg nicht zu Ende, vielmehr führte die Abneigung der Araber des reinen sunnitischen Islams gegen die Anhänger des mit indisch-persischen Lehrbegriffen vermischten Schiismus in Chorasan, „die ihren Herrn vergötterten und dem einzigen Schöpfer und Erhalter gleichstellten," neue Kämpfe und Aufstände herbei. In Kufa wirkte der unternehmende Abu Assaraja, zuerst Eseltreiber dann Straßenräuber, im Interesse der Aliden, von denen er einen auf den Chalifenstuhl erheben wollte, um in dessen Namen selbst zu regieren. Er fand zahlreichen Anhang in Irak bei den Zeidijeh, einer schiitischen Secte von gemäßigten Ansichten, die sich von den fremdartigen Lehren der Seelenwanderung und der Göttlichkeit des Imamats fern haltend, nur darin sich von den übrigen Bekennern des Islam unterschieden, daß sie glaubten, die im Chalifen vereinigte geistliche und weltliche Macht gebühre den Nachkommen Fatima's, der Tochter des Propheten. Zwei Jahre lang gebot Abu Assaraja in Kufa, Wasit und Madain. Als aber Horthuma von Mamun, der noch immer in Meru weilte, abermals an den Tigris geschickt ward, nahte die letzte Stunde des Abenteurers. Im Felde überwunden und gefangen wurde er hingerichtet und sein Haupt an den Chalifen gesandt. Horthuma zog nun an der Spitze seines siegreichen Heeres

Mamun. 813—833.

Abfall und Bürgerkrieg.

Aug. 815.

nach Chorasan zurück, um Al Mamun zu bereden, die persischen Günstlinge, namentlich Ibn Sahl, welche den Irakanern so sehr verhaßt waren, von sich zu thun und dadurch die Gemüther in Syrien und Arabien zu beruhigen und mit seiner Herrschaft auszusöhnen. Aber der Einfluß seiner Gegner war zu mächtig. Horthuna wurde als Verräther in Gefangenschaft gebracht und auf Befehl Ibn Sahls enthauptet.

Mamun sucht die Abbasiden zu versöhnen. Diese Unthat belebte den Widerstand in Irak aufs Neue. Umsonst suchte Mamun die Aufregung dadurch niederzuschlagen, daß er einen Aliden, den frommen, friedfertigen Ali Ibn Musa mit dem Beinamen Arridha (der Gott und Menschen Angenehme) zu seinem Schwiegersohn machte und

816. ihm die Thronfolge zusicherte; in Arabien und in den Städten am Tigris und Euphrat erblickte man in dem Schritt nur eine neue Hinterlist des Veziers Fadhl Ibn Sahl und seines Bruders Hasan, um unvermerkt und allmählich die Herrschaft über das ganze Reich den Persern und Schiiten zuzuwenden. Es folgten neue Aufstände; die entschiedensten Gegner

817. Mamuns sagten sich von ihm los und riefen seinen Oheim Ibrahim in der Moschee zu Bagdad zum Fürsten der Gläubigen aus. Aber der feingebildete Emir, der als Sänger, Dichter und Redner von seinen Zeitgenossen gepriesen und geliebt ward, dagegen aller Fähigkeiten eines Regenten und Heerführers entbehrte, war den schwierigen Verhältnissen nicht gewachsen; von Verrath und Abfall umgeben entsagte Ibrahim nach zwei Jahren der Chalifenwürde

Juni 819. und zog sich in die Verborgenheit zurück. Bald darauf erschien Mamun, der sich endlich von den verderblichen Rathschlägen seines Veziers Fahdl Ibn Sahl überzeugt und heimlich Befehl zu seiner und zu Ali Ridha's Ermordung gegeben hatte, in Bagdad, wo nun, da die Hauptbeschwerden, die Adoption des Ali Ridha und die Herrschaft der Söhne Sahls, beseitigt waren, seine

820. Anerkennung als Beherrscher der Gläubigen keinen weitern Widerspruch fand.

Tahir und sein Haus. Durch den bald darauf erfolgten Tod Tahir's verlor die persisch-schiitische Sache ihre wichtigsten Stützen bei dem Chalifen. Sein Anhang in Chorasan war übrigens so groß, daß Mamun nicht wagte, die Statthalterschaft seiner Familie zu entziehen. Sein Sohn Abd Allah, dem Mamun kurz zuvor die Verwaltung von Syrien, Mesopotamien und Aegypten übertragen hatte, erhielt nun auch noch die Statthalterschaft in Chorasan, wo jedoch sein Bruder Talha seine Stelle vertrat. Erst im J. 828, als Talha starb, kehrte Abd Allah nach Chorasan zurück. „Tahir war nicht nur durch seine Tapferkeit und sein militärisches Talent berühmt," bemerkt Weil, „sondern auch durch seine Bildung und Liebe zur Wissenschaft geachtet und durch seine Freigebigkeit allgemein geliebt. Sein Brief an seinen Sohn Abd Allah, bei dessen Ernennung zum Statthalter von Mesopotamien, galt viele Jahrhunderte hindurch als ein Muster des Stils wie als Inbegriff aller Staatsweisheit. Mamun ließ sich den Brief oder vielmehr die Predigt vorlesen und fand ihn so vortrefflich, daß er Abschriften davon allen Statthaltern des Reichs zusenden ließ." Auch Abd Allah war ein Kenner der Poesie und Musik und ein freigebiger Gönner der Dichter. Ihm verdanken wir die unter dem Namen „Hamasa" bekannte poetische Anthologie des Abu Tammam (s. unten).

So sehr indessen Mamun, um sich in Irak und Syrien das Volk geneigt zu machen, die arabische Rechtgläubigkeit zur Schau trug, so blieb er doch sein ganzes Leben lang der freieren persisch-schiitischen Religionsrichtung zugethan. Unter den kostbaren Geschenken, die er einem indischen Fürsten zusandte, befand sich auch ein Buch in altpersischer Sprache, „die ewige Vernunft," worin „Menschenliebe, Selbstbeherrschung, Unterdrückung der Sinnlichkeit, geistiges Streben und Gleichmuth, gestützt auf den Glauben an ein höheres Wesen, an eine göttliche Vorsehung und an eine Fortdauer der Seele" als die Grundlehren und ewigen Wahrheiten aller Religion dargelegt waren, ein Werk, das Hasan Ibn Sahl ins Arabische übersetzte. Und wenn Mamun gleich den Ali Ridha und den Fadhl Ibn Sahl hatte tödten lassen, so gab er doch dem Sohne des ersteren seine Tochter in die Ehe und feierte selbst mit der Nichte des letzteren, Hasans Tochter Buran in Wasit sein Beilager, wobei der Vater der Braut eine unerhörte Pracht entfaltete. Tausend Perlen vom größten Umfang schmückten das Haupt der Neuvermählten. Neunzehn Tage dauerten die Festlichkeiten, wobei der ganze Hof, alle hohen Beamten des Reichs und die Hauptleute der Truppen aufs Glänzendste bewirthet und beim Weggehen alle Gäste reichlich beschenkt wurden. An der festlichen Tafel ließ Mamun Wein in goldenen Gefäßen auftragen und gab, indem er selbst trank und zum Trinken aufforderte, seine Mißachtung der Gebote des Propheten öffentlich kund. Er verwarf das Dogma der Orthodoxen von der Ewigkeit und Göttlichkeit des Koran, erklärte denselben für geschaffen und der freien Forschung und Auslegung zugänglich und ließ diese Ansicht durch ein Edict als allgemeines Religionsgesetz verkünden und die Widerstrebenden vor ein Glaubensgericht stellen. Mamun starb nach einer zwanzigjährigen Regierung auf einer Reise in der Nähe von Tarsus an einem heftigen Fieber, das er sich durch übermäßigen Genuß von Datteln zugezogen, im achtundvierzigsten Lebensjahr.

Mamun's Charakter und Anschauungsweise.

7. Aug. 833.

Mamun's Regierung war das goldene Zeitalter der arabischen Literatur und Gelehrsamkeit. Wenn die Poesie, wie wir später sehen werden, von ihrer freien Höhe herabstieg und sich durch Schmeichelei entehrte, so nahm dagegen das Studium der Wissenschaften einen desto erfreulicheren Aufschwung. Nicht nur daß die Schriften der griechischen Philosophen und Gelehrten der alexandrinischen Zeit ins Arabische übersetzt wurden, auch die Astronomie fand eifrige Pflege, die Mathematik wurde auf die Erdmessung angewandt und die philologischen und historischen Studien gelangten zur hohen Blüthe. Mamun, ein Zögling des großen Rhetors Aßmai, suchte die Kenntnisse, die ihm selbst so hohen Genuß gewährten, auch Andern zu verschaffen. Die beiden großen Grammatiker Jahja, mit dem Beinamen Alfarra, und Nadhr Ibn Schumeil fanden bei ihm Aufnahme und Versorgung; jener wurde in Kufa den Söhnen des Chalifen zum Lehrer eingesetzt, dieser, der in Baßra darben mußte, fand in Meru reichliche Unterstützung für seine philologischen Arbeiten. Der Historiker Alwakidi erfreute sich vieler Gunstbezeugungen, eben so zwei andere Geschichtschreiber, Almadaini und Abd Almalik Ibn Hischam, der Bearbeiter der ältesten Lebensgeschichte Mohammeds. Aus dieser Verbindung der drei Historiker der ersten Jahrhunderte

Blüthe der Literatur u. der gelehrten Studien.



der Hidjrah mit Mamun erklärt sich auch die Ungunst, womit die Geschichte der Omejjaden behandelt wurde, im Gegensatz der Verwandten des Geschlechtes Haschim. Dagegen war die schiitische Richtung des Chalifen dem Studium der Theologie förderlich. Nicht nur daß unter seinem Schutze die freiere Auffassung mehr Geltung und Verbreitung gewann, auch die orthodoxe Partei war bemüht, durch Sammlung und Aufzeichnung der echten Traditionen den Islam vor Entstellungen zu bewahren und die Mangelhaftigkeit des Korans zu ergänzen. Zur Zeit Mamun's entstand die große Traditionssammlung, die Ismail Ibn Mohammed aus Buchara, daher gewöhnlich Albucharij genannt, unter dem Namen „Assahih" (der Wahrhaftige) aus Rechtssprüchen und Lehren der Gefährten Mohammeds ordnete und sichtete und die das Vorbild wurde für die ähnlichen Sammlungen, welche bald unter demselben Namen, bald unter dem Titel „Assunan" in die Oeffentlichkeit traten. Nach Buchari's Werk erlangte die Sunan des Alnasei, der in Aegypten und Damaskus lebte, das größte Ansehen, wenn er schon wegen eines gehässigen Urtheils über Muawia von dem Volke in Damaskus durch Schläge und Fußtritte so sehr mißhandelt wurde, daß er in Folge der Verletzungen starb.

Almutaßim Billahi. 833—842. Mamuns Bruder, Mutaßim, empfing nach einigem Widerstand von Seiten des Heeres in Bagdad die Huldigung als Fürst der Gläubigen, nachdem Mamuns Sohn Abbas, für den sich die Truppen Anfangs erklärt hatten, mit seinem Beispiel vorangegangen war. Aber die ungünstige Stimmung in Bagdad bewog ihn, drei Tagereisen nordwärts am Ufer des Tigris auf den Trümmern einer ältern Stadt sich die neue Residenz Samira oder Samarra (Surra man raa) erbauen zu lassen und das von seinen Vorgängern gegebene Beispiel einer Leibwache aus fremden Völkerschaften noch weiter auszudehnen. Seine aus türkischen Sclaven (Mamluken) gebildete Garde soll 70,000 Mann betragen haben. Die Aufstände, von denen die größeren Städte fortwährend heimgesucht waren, mochten ihn zu der Einsicht geführt haben, daß fremde nur ihm ergebene Krieger zur Erhaltung der Ruhe und Ordnung weit brauchbarer seien, als die in allerlei Stammfehden und religiösen und politischen Streitigkeiten verwickelten Araber. Zudem hatte die Zahl kriegslustiger Araber bedeutend abgenommen, seitdem die Ausdehnung des islamitischen Reiches und die Gründung zahlreicher Städte zu andern Berufsarten, zu den friedlichen Geschäften des Handels und der Industrie, zur Betreibung der Wissenschaften, zu Verwaltungs- und Richterämtern, zu einem genußreicheren Leben einluden.

Umgibt sich mit einer türkischen Leibwache.

„Die Beduinen, welche in den ersten Kriegen des Islam den thätigsten Antheil genommen," bemerkt Weil, „waren zum Theil in die Wüste zurückgekehrt, sobald keine Hoffnung mehr auf Raub und Beute vorhanden war, oder hatten sich in den eroberten Provinzen, in Spanien, Westafrika und Aegypten, am Euphrat und Tigris, und an den Küsten des rothen und persischen Meeres in den neugegründeten Städten niedergelassen. Hier wurden sie bald durch das ungewohnte üppige Leben entnervt; auch verlor sich allmählich der kriegerische Geist, weil sie sich mehr der Wissenschaft, den Gewerben, dem Feldbau und besonders dem Handel hingaben, der um diese Zeit die höchste Blüthe erreichte und fast ausschließlich in den Händen der Araber war." Wir haben früher erwähnt, welche Bedeutung Bagdad für den Welthandel hatte; die Chalifenstadt war unter den Abbasiden der Mittelpunkt des Reiches, wo drei Welten ihre

Schätze tauschten; und wie sehr die semitische Natur dem Handel und Weltverkehr zugethan war, lehrt die Geschichte der Phönizier, Karthager und Juden.

Mutaßims Regierung war übrigens mehr von Kriegen und Aufständen beunruhigt, als die seines Vorgängers. Kaum hatte sein tapferer Feldherr Heider Ibn Kaiwus, bekannt unter dem Namen Alafschin, die Insurgentenschaaren Babeks in den Gebirgen und Schluchten Adserbidjans überwältigt und den kühnen Häuptling selbst, der nach dem Falle seiner Festung Albudd sich noch einige Zeit in den Wäldern und Bergen Armeniens herumgetrieben, in seine Gewalt gebracht und dem Chalifen ausgeliefert, der ihn in der neuen Hauptstadt Samira auf einem Elephanten zur Schau herumführen und dann verstümmeln und enthaupten ließ; so empörte sich der persisch-indische Kriegerstamm der Zat, die in den sumpfigen Niederungen zwischen Baßra und Wasit angesiedelt worden, und widerstand sieben Monate lang den muselmanischen Heeren, bis sie endlich überwunden, und 27,000 Seelen stark an die am meisten gefährdeten Grenzen verpflanzt wurden, wo sie bald den feindlichen Schwertern erlagen. Zugleich ließen, wie wir später sehen werden, die Byzantiner ihre Kriegsheere in Kleinasien und an den obern Euphrat vorrücken und erneuerten die Kämpfe früherer Jahre. Ueberhaupt beginnt mit Mutaßim die traurige Periode, „wo die bedeutendsten historischen Begebenheiten nicht mehr aus allgemein politischen oder religiösen Ideen hervorgehen, ja nicht einmal mehr um die Person des Chalifen sich drehen, sondern rein in Intriguen der verschiedenen Statthalter und Feldherren ihren Ursprung haben.“

Das Reich im Innern und von außen beunruhigt.

Oct. 837.

Noch während des Krieges gegen Byzanz bildeten einige der angesehensten Führer aus Neid und Eifersucht auf den mit dem alten persischen Königshause verwandten Affchin, Mutaßims Liebling, und gegen andere fremde Günstlinge, eine Verschwörung, in Folge deren der Chalife getödtet und sein Neffe Abbas zum Fürsten der Gläubigen erhoben werden sollte. Kaum war dieser gefährliche Anschlag durch die persönliche Tapferkeit Mutaßims und durch die Verrätherei eines der Theilnehmer vereitelt und Abbas sammt den Häuptern der Verschwornen durch Hinrichtung beseitigt; so pflanzte Maziar im fernen Tabaristan die Fahne der Empörung auf und zwang die Einwohner und das Heer, ihn als unabhängigen Fürsten anzuerkennen. Lange behauptete er sich durch Kühnheit und Gewalt in dem schwer zugänglichen Berglande wider die zahlreichen Feinde, bis er endlich durch innern Verrath in die Gewalt Abd Allahs Ibn Tahirs von Chorasan fiel und von diesem dem Chalifen ausgeliefert ward, der ihn in Samira neben Babek aufknüpfen ließ. 838.

Verschwörungen und Aufstände. Abbas. Maziar. † 838.

Maziar war zu dem gefährlichen Unternehmen heimlich von Affchin aufgereizt worden. Dieser wollte dadurch dem Abd Allah Tahirs Sohn, den er haßte und beneidete, eine Gefahr bereiten, die dessen Sturz herbeiführen sollte. Aber er hatte sich seine eigene Grube gegraben. Als im nächsten Jahr in Adserbidjan sein Verwandter Mankchur, den er nach der Besiegung Babeks zum Verwalter daselbst eingesetzt, sich des Unterschleifs und Ungehorsams schuldig machte, wurde der mächtige Günstling als Urheber und Theilnehmer dieser Verbrechen angeklagt, und wegen verrätherischer Umtriebe und geheimer Anhänglichkeit an die altpersische Religion in Kerker gesetzt, wo er den Hungertod erleiden mußte. Und da es hieß, man habe in seinem Hause ein Götzen- 840.

Affchin. † 840.

bild und persische Religionsbücher gefunden, so wurde seine Leiche aufgehängt und dann verbrannt. In der Gegend von Moßul empörten sich die Kurden, vernichteten in einer Gebirgsschlucht des nördlichen Mesopotamiens die zu ihrer Bekämpfung abgesandten Truppen sammt ihrem Heerführer und konnten nur durch große kriegerische Anstrengungen unterdrückt und zerstreut werden, und im Jordangebiete stand Abu Harb (Mubarka), der sich für einen Abkömmling der Omejjaden ausgab, noch unter den Waffen, als der Chalife starb.

Die Kurden. Mubarka. 5. Jan. 842.

Mutaßim, „der auf Gott Vertrauende“ (Billahi), wurde „Achter“ genannt, weil diese Zahl in seinen Lebensschicksalen mehrfach wiederkehrte. Er war der achte Chalife und Sprößling aus dem Hause Abbas, regierte acht Jahre und acht Monate, hinterließ acht Söhne und acht Töchter und unternahm acht Feldzüge, und in seinem Staatsschatze fanden sich acht Millionen Dinare. Er war in keiner Weise ein hervorragender Fürst. Wenn trotz seiner Habgier und seines geringen Rechtssinnes die Gerichte das Gesetz nicht beugten und trotz seiner mangelhaften Bildung die Wissenschaften blühten, die Uebersetzungen griechischer, persischer und indischer Werke fortdauerten und der größte Gelehrte der Zeit, Alkindi, „der Philosoph der Araber“ genannt, in Bagdad seine vielseitigen Kenntnisse in Schrift und Rede vortrug, so war dies mehr dem Einflusse des Oberrichters Ahmed Ibn Abi Dawud und einiger Großbeamten von gleicher Gesinnung als dem Beherrscher der Gläubigen selbst zu verdanken. Doch wird als ein Zug seiner frommen Demuth erwähnt, daß er einst vom Pferde gestiegen und sein Gewand beschmutzt habe, um der Noth eines schwachen Greises abzuhelfen, der mit seinem beladenen Esel in einen Graben gestürzt war.

Alwathik Billahi. 842—847.

Alwathik, der Sohn Mutaßims und einer griechischen Sclavin, mehrte den Haß, den die Moslemin der strengern Richtung gegen die Abbasiden hegten, durch seine Wollust, Genußliebe und Habgier, wie durch die Verfolgung der Orthodoxen. Von Ahmed Ibn Abi Dawud in dem Glaubensbekenntniß der Schiiten bestärkt, ließ er den Ahmed Ibn Naßr, das Haupt der Rechtgläubigen, die den Koran für ewig und ungeschaffen hielten und an dem Dogma hingen, daß die Frommen einst im Paradiese Gott von Angesicht sehen würden, als Verbrecher gegen Staat und Religion hinrichten, nachdem er ihn eigenhändig mit dem heiligen Schwerte verwundet und über das aufgesteckte Haupt desselben die Inschrift setzen: „Dies ist der Kopf des ungläubigen irreligiösen Polytheisten Ahmed Ibn Naßr.“ Nach einer Regierung von fünf Jahren neun Monaten, angefüllt mit Kämpfen gegen die Anhänger des Hauses Omejja im Libanon und in Damaskus und gegen die zahlreichen Empörer, die sich in Medina, in Irak und in andern Landschaften wider die Tyrannei der verfolgungssüchtigen Abbasiden und ihrer rohen türkischen Leibwache erhoben, starb Wathik plötzlich an den Folgen seiner Ausschweifungen und der gegen seine Wassersucht angewandten Heilmittel, erstickt, wie es heißt, in einem geheizten Ofen.

Wathiks Bruder, Djafar, mit dem Beinamen Almutawakkil (ala-l-lahi), „der (auf Gott) Vertrauende," trieb die Grausamkeit und Verfolgungssucht, wodurch sich mehrere seiner Vorgänger ausgezeichnet, auf die Spitze, nur daß er seinen Groll gegen die Schiiten und die Anhänger Ali's kehrte und sich den Rechtgläubigen zuwandte, die jedoch Bedenken trugen, ihre Sache durch die Gunst und den Schutz des verruchten Tyrannen zu beflecken. Almutawakkil. 847—861.

Zuerst richtete sich seine Wuth gegen die Großbeamten Wathiks, weil sie Anfangs den jungen Sohn desselben mit dem schwarzen Obergewand und der hohen Mütze des Chalifen bekleidet hatten und nur, als der bartlose Knabe gar zu sonderbar in dem Herrscherornat sich ausnahm, den sechsundzwanzigjährigen Djafar als Fürsten der Gläubigen anerkannten. Der Vezier Ibn Azzejjat endete sein Leben unter den schrecklichsten Qualen in einem engen Behälter, an dem auf allen Seiten spitzige Nägel hervorstachen; Itach, einer der Anführer der türkischen Leibwache, dessen tapferem Arm Wathik vorzugsweise die Unterdrückung des Aufstandes in Damask und Syrien zu verdanken hatte, wurde in Bagdad in einen Kerker geworfen, wo er verschmachtete. Der gelehrte und verdienstvolle Oberrichter Ahmed Ibn Abi Dawud, das Haupt der schiitischen Partei und sein Sohn Mohammed Abu-l-Welid wurden ihrer Aemter und ihres Vermögens beraubt und der unsittliche, charakterlose Jahja Ibn Aktam zum Oberkhadi ernannt, bis auch ihn der Zorn des Gebieters traf. Verfolgungen.

Nach diesen Thaten der Rache richtete Mutawakkil seine Wuth gegen alle, welche nicht die herrschende Hoftheologie anbeteten. Alle welche die Ewigkeit des Korans oder die Heiligkeit der Sunnah leugneten, oder Ali und seine Söhne lobten, zogen sich die heftigsten Verfolgungen zu; Huseins Grabmal wurde niedergerissen und der Boden in Ackerfeld umgewandelt. Die alten Vorschriften, daß alle Nichtmohammedaner gelbe Tücher über ihrer Kleidung tragen, statt des Gürtels eine dicke Schnur umlegen und durch andere Abzeichen sich äußerlich kenntlich machen sollten, wurden, da sie während der Jahre der Toleranz außer Uebung gekommen waren, von Neuem eingeschärft; die Christen und Juden wurden mit besondern Steuern belegt, vor ihren Thüren mußten sie eine hölzerne, den Teufel vorstellende Figur anbringen; viele Kirchen, Tempel und Synagogen wurden niedergerissen oder in Moscheen verwandelt; die Christen durften keine Kreuze öffentlich aufrichten, und kein Ungläubiger sollte sich eines Pferdes zum Reiten bedienen, nur der Gebrauch von Eseln und Maulthieren war ihnen gestattet. Religionsdruck.

Während Mutawakkil durch eine voreilige Theilung seiner Länder unter seine Söhne seine Herrschaft erschwerte und in seiner eigenen Familie Unzufriedenheit und Zwietracht stiftete; geriethen die entlegenen Provinzen in die Gewalt kühner Empörer, so daß das ganze Reich einer Auflösung und Anarchie entgegen ging. In Aserbidjan stand ein neuer Rebellenführer auf; im nördlichen Syrien durchstreiften räuberische Beduinenhorden das Land und trotzten jeder Obrigkeit; in der Provinz Sedjestan legte Jakub Ibn Leith den Grund zur Herrschaft der Saffariden; die ägyptischen Städte an der Meeresküste und an den Nilmündungen wurden von einer griechischen Flotte überfallen und verheert, während Oberägypten den Raubzügen der Bedjah, eines Nomadenstammes vom Geschlechte der Berber, die in der großen Wüste Beginnende Auflösung des Reichs.

zwischen Nubien, Abyssinien und dem rothen Meer hausten und in Ali Baba einen verwegenen Häuptling besaßen, ausgesetzt war. In Armenien hatten mehrere christliche Fürsten kleine unabhängige Herrschaften gegründet, und als der Statthalter Jusuf den mächtigsten derselben, Pakarad, gefangen nach Bagdad sandte, entstand eine allgemeine Empörung, in Folge deren Jusuf getödtet ward. Nur nach langen Kämpfen brachte der tapfere Feldherr Bogha Armenien und die Länder am Kaukasus wieder zur Unterwerfung, nachdem er Tiflis in Brand gesetzt und den Pagratiden Sempad durch
852. List zur Ergebung gebracht hatte. Sempad und andere angesehene Armenier, die sich weigerten, ihr Leben durch Uebertritt zum Islam zu erkaufen, wurden in Bagdad enthauptet; aber Sempads Sohn schwang sich dennoch zum Herrn Armeniens auf und Mutawakkil selbst ernannte ihn später zum Fürsten der Fürsten, damit er nicht beim Wiederausbruch des Kriegs mit Byzanz durch seinen Beitrit die Reihen der Feinde verstärke.

Mutawakkil's Ausgang.

Mit den Jahren scheint Mutawakkil's Tyrannei ein wenig milder geworden zu sein. Er wendete sein Interesse mehr den Wissenschaften, der Poesie und der Baukunst zu als den religiösen Dingen, begünstigte gleich seinen Vorgängern Gelehrte und Schriftsteller, von denen mehrere, besonders die Leibärzte Bachtischu und Israil Ibn Zakrija Abu-l-Hasan, Verfasser mehrerer medicinischen und philosophischen Werke u. a. m. zu den höchsten Staatsämtern und zu großen Reichthümern gelangten, und führte viele prachtvolle Bauwerke auf. Aber maßlos in der Verschwendung und launenhaft in seiner Gunst beging er auch manche Ungerechtigkeiten, die endlich seinen Untergang herbeiführten. Um den Aufwand zu den Bauten und zu dem verschwenderischen luxuriösen Hofleben aufzutreiben, gestattete er Druck und Erpressungen, um dann mit den Beamten den Raub zu theilen oder ihnen durch gerichtliche Anklagen die unterschlagenen Summen wieder abzunehmen, und durch die parteiische Vorliebe für seine Günstlinge den Vezier Ubeid Allah und Alfath Ibn Chakan reizte er mehrere andere hochgestellte Beamte zum Zorn und zur Rache. Es bildete sich in der Umgebung des Chalifen eine Verschwörung, deren Urheber Mutawakkil's eigener, in seinem Erbfolgerecht bedrohter Sohn Muntaßir, deren Seele der Oberstkämmerer Bogha und Waßif, der Oberst der Leibwache, waren. Ein schwelgerisches Gelage wurde zur Ausführung gewählt. Als der Chalife mit seinen Zechgenossen tief in die Nacht getrunken, drangen die Verschwornen, darunter fünf Söhne Waßifs, durch eine kleine Pforte in den Palast
861. und tödteten den Gebieter sammt seinen verhaßten Günstlingen.

C. Die Kriege mit den Byzantinern.

Schlaffe Kriegführung.

Der traurige Ausgang der Belagerung von Konstantinopel (S. 108) benahm den Arabern den Muth und die Neigung zu neuen Feldzügen gegen die Byzantiner; und da in beiden Reichen die nächsten Jahrzehnte mit inneren Unruhen und Aufständen erfüllt waren, in Konstantinopel mit dem Bilderstreit, im Chalifenstaat mit Stamm- und Familienfehden, so beschränkten sich

längere Zeit die Kriege der Christen und Mohammedaner in Kleinasien auf geringfügige Kämpfe und Treffen im Felde, auf gegenseitige Eroberungen einzelner Städte und Festungen, auf die Wegführung von Beute und Gefangenen, Unternehmungen ohne dauernde Resultate und von ermüdender Einförmigkeit. Die Gefechte wurden unterbrochen durch Waffenstillstände und Friedensschlüsse, die auf beiden Seiten nur so lange geachtet wurden, als man mit andern Anliegen beschäftigt war oder keine Aussicht auf glückliche Erfolge im Falle eines erneuerten Waffenganges hatte. Erst unter der Herrschaft der Abbasiden, als der dritte Chalife dieser Dynastie, Almahdi, in Bagdad thronte, machten sich die Moslim die Lage des byzantinischen Reiches, wo ein Weib und ein Kind, Irene und Constantin, das Scepter führten, zu Nutzen, um die Grenzen nach Westen auszudehnen. Harun, der zweite Sohn des Chalifen, führte ein Heer von 90,000 Streitern von den Ufern des Tigris nach dem Bosporus, lagerte sich auf der Höhe von Chrysopolis im Angesichte der Hauptstadt und setzte die Kaiserin, deren Gesandte er in Fesseln legte, in solchen Schrecken, daß sie durch einen schimpflichen Frieden und durch einen jährlichen Tribut von 70,000 Golddinaren die Befreiung ihrer Botschafter, insbesondere ihres Günstlings Staurakius und den Abzug des Heeres mit aller Beute und allen Gefangenen erkaufte. Von griechischen Führern geleitet traten darauf die Moslim den Rückweg an; aber am Flusse Sangarius, von den über die Lieferungen der Lebensmittel ergrimmten Einwohnern gedrängt und eingeschlossen, wären sie leicht erlegen, hätte nicht die Schwäche und Furchtsamkeit Irene's sie gerettet. Bald nachher bestieg Harun selbst den Thron in Bagdad und der Ruhm, mit dem dieser Herrscher in der Geschichte glänzt, rührt nicht minder von seinen siegreichen Kämpfen her, als von der Pracht und Herrlichkeit seines Hofes, von der verschwenderischen Freigebigkeit seiner Wallfahrten, von der Blüthe der Künste und Wissenschaften, von der ausgebreiteten Handelsthätigkeit. Er befestigte die westliche Grenze, fiel achtmal in das Gebiet der Oströmer ein und so oft diese sich weigerten, den aufgelegten Tribut zu bezahlen, machte er ihnen fühlbar, „daß ein Monat Plünderung kostspieliger sei, als ein Jahr Unterwerfung.“ Irene's Frevelthaten verbunden mit religiösen Streitigkeiten im Innern und mit Kämpfen gegen die Bulgaren verwirrten und schwächten Reich und Regierung, so daß die Einfälle und Raubfahrten der Araber zu Land und zur See auf geringen Widerstand stießen. In den Jahren 181 und 182 der mohammedanischen Zeitrechnung streiften die moslemitischen Heerhaufen bis Ancyra und Ephesus.

[Harun Arraschid und Irene. 781. 782]

[797. 798.]

[Harun und Nikephorus.]

Erst als Irene den Thron mit dem Elend der Verbannung vertauscht und das Haupt ihrer Gegner, Nikephorus, den Herrschersitz in Konstantinopel eingenommen, machten die Byzantiner energische Versuche, das schmachvolle Joch abzuwerfen. Das Schreiben des Kaisers, worin mit einer Anspielung auf das am Hof zu Bagdad eifrig betriebene Schachspiel der Tribut ge-

kündigt ward, beantwortete der Chalif mit einem kurzen Brief und einem mehrjährigen Feldzug.

„Die Kaiserin, welche vor mir auf dem Throne saß," soll Nikephorus an Harun geschrieben haben, „hat dir die Stelle des Thurmes eingeräumt und selbst die des Bauern eingenommen, sie hat dir noch einmal so viel Tribut bezahlt, als du ihr hättest entrichten sollen, das war weibliche Schwäche und Beschränktheit. Darum erstatte mir das empfangene Geld zurück oder das Schwert soll zwischen uns entscheiden." Nach Verlesen dieser Worte, lautet die Erzählung weiter, warfen die Abgesandten einige Schwerter vor die Stufen des Thrones. Der Chalife lächelte über die Drohung, zog sein heiliges Schwert Samsama und hieb die schwachen Waffen der Griechen entzwei, ohne daß die gute Klinge davon Schaden genommen. Darauf dictirte er folgendes Schreiben: „Im Namen Gottes des Allgnädigen, des Allbarmherzigen. Von Harun, dem Fürsten der Gläubigen an den Hund der Griechen. Ich habe deinen Brief gelesen, du Sohn einer Ungläubigen, die Antwort sollst du nicht nur vernehmen, sondern auch mit eigenen Augen sehen."

802. Diesen Worten entsprach die That. Harun fiel mit einem Heere in das römische Gebiet ein, verheerte die Ebenen Phrygiens mit Feuer und Schwert und nöthigte den Kaiser, der, mit inneren Empörungen beschäftigt, dem zu frühe verhöhnten Chalifen nicht mit einer angemessenen Streitmacht entgegentreten konnte, sich reumüthig von Neuem dem Tribut zu unterwerfen. Triumphirend zog Harun nach seinem Lieblingssitz Rakkah, um sich von den Beschwerden des Krieges zu erholen. Diese Entfernung und die rauhe Jahreszeit ermuthigten seinen Gegner, den Frieden zu brechen. Da verließ der Cha-
803. life schnell seinen Prachtpalast, überstieg an der Spitze seines Heeres mitten im Winter das schneebedeckte Taurusgebirg und nöthigte den wortbrüchigen Kaiser, seinen Verpflichtungen nachzukommen. Vergebens suchte Nikephorus
804. im nächsten Jahr die Schmach mit den Waffen zu tilgen; Haruns Feldherr, Djabril Ibn Jahja lieferte dem Kaiser in Phrygien eine Schlacht, worin 40,000 Griechen auf dem Kampfplatze blieben und Nikephorus selbst aus drei Wunden blutend nur mit Lebensgefahr entkam. Auch diese Unfälle waren jedoch nicht vermögend, den trotzigen Sinn des Kaisers zu beugen. Als Harun weit im Osten stand, stellte Nikephorus die zerstörten Festungswerke auf der Grenze wieder her und machte Einfälle in das Gebiet von Mopsuestia und
806. Anagarba. Ergrimmt über diese Treulosigkeit führte nun der Chalife ein Heer von 135,000 Kriegern, denen sich noch eine große Zahl Freiwilliger anschloß, über den Euphrat. Mit unwiderstehlicher Kraft stürmten die Schaaren unter dem schwarzen Banner über die Länder Kleinasiens weit über Tyana und Ancyra hinaus, eroberten und zerstörten nach viermonatlicher Belagerung das pontische Heraklea, und schleppten Beute und Gefangene in großer Menge fort. Zugleich landete eine Flotte auf Cypern und verfuhr in ähnlicher Weise. Nun beugte sich der Stolz des byzantinischen Kaisers, und er ließ die größten Demüthigungen über sich ergehen. In einem Vertrage verpflichtete er sich,

Heraklea nicht wieder aufzubauen, sondern die Ruinen als Siegeszeichen des Chalifen zur Warnung künftiger Geschlechter stehen zu lassen und außer dem Tribut noch eine besondere Abgabe von drei Goldstücken auf den Kopf für sich und seine Angehörigen zu entrichten. Aber bei dem häufigen Wechsel der Herrscher und Regierungssysteme in beiden Reichen waren alle Verträge ohne Dauer und Festigkeit, indem die Nachfolger sich nicht an die Verpflichtungen der Vorgänger gebunden erachteten. Selbst Harun mußte noch erleben und dulden, daß während seiner Abwesenheit im fernen Osten die Byzantiner die mit dem Bau der Grenzbefestigungen beschäftigten Moslemin angriffen und zurückschlugen. Er rächte sich dafür durch strenge Gebote gegen die Christen seines Reiches, die er in der Ausübung ihres Cultus beschränkte und durch äußere Abzeichen dem Haß und der Verachtung der Gläubigen preisgab.

Etwa sechzehn Jahre nach diesen Vorgängen, als Mamun den Chalifen- Die Moslemin besetzen Kreta. 823—825.
stuhl von Bagdad inne hatte, erlitt das byzantinische Reich neue schmerzliche Verluste durch die muselmänischen Waffen. In Cordova war gegen den Omejjaden Hakam eine von religiösem Fanatismus geleitete Empörung ausgebrochen. Sie wurde nach hartnäckigem Straßenkampfe unterdrückt, die aufrührerische Vorstadt niedergerissen und die Unzufriedenen zur Flucht und Auswanderung genöthigt. Ein Theil von ihnen bemächtigte sich einiger Fahrzeuge 815.
in den Hafenstädten Andalusiens, womit sie sich auf dem Mittelmeere umhertrieben, die Küsten und Inseln mit Raub und Eroberung heimsuchend. Nach mehreren Streifzügen landeten sie in Aegypten, eroberten mit Hülfe der miß- 818.
vergnügten Bevölkerung der Umgegend die Stadt Alexandria und setzten unter dem Schutze dieser günstig gelegenen Hafen- und Seestadt ihre einträglichen Raubfahrten fort. Von den Mündungen des Nil bis zum Hellespont zitterte Alles vor der weißen Fahne der arabischen Andalusier. Sie plünderten Kirchen wie Moscheen und verkauften über 6000 gefangene Christen in Sclaverei. Mit den Kopten, den Ureinwohnern des mittleren und unteren Aegyptens im Bunde, trotzten sie allen Angriffen des abbasidischen Statthalters. Mamun, von näheren Gefahren und Aufständen bedroht, konnte dem verwirrten Westen keine Aufmerksamkeit widmen. Erst als er im eigenen Lande die Hände frei hatte, sandte er den tapfern Feldherrn Abdallah Ibn Tahir nach Aegypten. Dieser zwang zuerst in Fostat den Statthalter, der sich die 825.
Verwirrung des Chalifenreichs zur Gründung einer unabhängigen Herrschaft zu Nutze machen wollte, zur Unterwerfung und bedrängte dann die Andalusier in Alexandrien mit solcher Energie, daß diese an der Möglichkeit sich zu behaupten verzweifelnd, den Entschluß einer neuen Auswanderung faßten. Sie hatten auf ihren Raubzügen die fruchtbare Insel Kreta kennen gelernt, und einige ihrer Gefährten mögen sich schon zwei Jahre früher an günstig gelegenen 823.
Küstenorten angesiedelt haben. Dorthin wandten die Andalusier ihre Segel. Sie landeten in einer geschützten Bucht, und durchstreiften, ein befestigtes Lager

im Rücken, die ganze Insel, ohne auf namhaften Widerstand zu stoßen, da die griechische Flotte und Mannschaft zum Schutze der bedrängten Hauptstadt in den Bosporus gesegelt war. Abu Kaab, der Führer der andalusischen Moslemin, fand Gefallen an dem schönen Lande mit fruchtbaren Feldern und zahlreichen Heerden und er beschloß seine Waffenbrüder durch die Macht der Nothwendigkeit zur Eroberung und bleibenden Niederlassung zu zwingen. Als sie einst von einem Streifzuge nach dem Lager zurückkehrten, fanden sie die Schiffe in Flammen. Ergrimmt klagten sie den Führer des Verraths an. Doch dieser, auf die ergiebigen Fluren deutend, sagte: „Hier ist euer wahres Vaterland!" „Und unsere Frauen und Kinder?" fragten sie. „Eure schönen Gefangenen werden die Stelle Eurer Frauen einnehmen und Euch mit frischer Nachkommenschaft beschenken!" Noch einige Zeit blieb das von Wall und Graben geschützte Lager ihre Wohnstätte, bis ein der Gegend kundiger Einsiedler sie über das Gebirge nach dem östlichen Theile der Insel führte, wo die neue Kolonie Kandax ihnen feste Wohnsitze und mit der Zeit der ganzen Insel den Namen Kandia gab. Von den zahllosen Städten des mythischen Alterthums, die sich nach Homers Meinung wohl auf hundert belaufen haben mochten, waren noch 30 vorhanden, und von diesen besaß nur eine einzige den Muth oder die Kraft, die Freiheit und den Christenglauben zu bewahren. Die übrigen unterwarfen sich den Saracenen, welche die verlorne Flotte bald durch neue Schiffe ersetzten, wozu ihnen der waldreiche Ida treffliches Bauholz lieferte. Sie erneuerten die Piratenzüge, wodurch die Insel von Alters her verrufen war und widerstanden den Angriffen der byzantinischen Kaiser, die alle Kräfte anstrengten um durch Wiedererwerbung des Eilandes den Raubfahrten zu wehren, über ein Jahrhundert mit Glück und Erfolg. „Die Vorsehung hatte den entarteten Christen des Ostens ihre Gunst entzogen, also daß auch die tapfersten Fürsten den Untergang des Reichs nur verzögern, nicht abhalten konnten."

Erneuerung des Krieges unter Theophilus und Almutaßim. 837. 838.

Der Sohn und Nachfolger des Kaisers Michael, des Stammlers, unter welchem Kreta dem Reiche entrissen ward, war **Theophilus** einer der thätigsten und muthigsten Fürsten, welche im Mittelalter das byzantinische Reich beherrschten. Entschlossen die Verluste und die Schmach seiner Vorgänger an den Nachfolgern Haruns und Mamuns zu rächen, erneuerte er in den dreißiger Jahren des neunten Jahrhunderts die Kriegszüge gegen das Chalifenreich zu einer Zeit, da Mutaßim durch Abfall und Bürgerkriege in verschiedenen Provinzen vollauf beschäftigt war. Er zog fünfmal gegen die Saracenen, zum Theil im Bunde mit dem Rebellenhaupte Babek von Adserbidjan (S. 141) und hielt sich so, daß er dem Feinde bei seinen Angriffen Furcht, bei seinen Ver-
837. lusten und Niederlagen Achtung einflößte. Im J. 227 d. H. zog Theophilus an den oberen Euphrat, verwüstete alles Land von Melitene bis über Syrien und Mesopotamien hinaus, tödtete alle waffenfähigen Moslemin, die in seine Gewalt fielen und verkaufte die Frauen und Kinder in Knechtschaft. Unter den

Orten, die der verwüstenden Hand des Byzantiners erlagen, befand sich auch Zabetra, ein kleiner Ort des nördlichen Syriens, dem Chalifen Mutaßim besonders theuer, weil er dort während eines Feldzuges Haruns, den seine Frauen begleiteten, das Licht der Welt erblickt. Seine Fürbitte blieb unberücksichtigt; Zabetra wurde dem Erdboden gleich gemacht. Als die Sieger die Gefangenen in Sclaverei wegführten, rief eine Frau aus dem Geschlechte Haschim in der Angst ihres Herzens den Namen Mutaßim. Dieser Schmerzensschrei kam vor die Ohren des Chalifen und forderte Rache und Vergeltung. Er sammelte ein unermeßliches Heer zu Fuß und zu Roß, bei dem neben den Truppen 838. aus Irak und Syrien, aus Arabien und Aegypten auch türkische Bogenschützen einherzogen. Tarsus in Cilicien war der Vereinigungsort. Von dort aus drangen die Saracenen in drei Abtheilungen nach Phrygien vor, um der Stadt Amorium, drei Tagereisen von Dorpläum, die als Stammsitz des kaiserlichen Hauses in hohen Ehren stand, das Schicksal von Zabetra zu bereiten. Eine furchtbare Schlacht entschied, hauptsächlich durch die türkischen Horden, zu Gunsten der Moslemin; in flüchtigen und zersprengten Schaaren retteten sich die überlebenden Griechen nach Dorpläum. Aber dem Chalifen fiel dennoch die Ausführung der geschwornen Rache schwer. Fünf und fünzig Tage widerstand der treue Befehlshaber von Amorium mit einer kampfgeübten Besatzung und einem verzweifelten Volke den Angriffen des übermächtigen Feindes. Erst als zwei Verräther den Moslemin einen schwachen Theil der Mauer zeigten, die durch eine Ueberschwemmung gelitten hatte, wurde die Stadt eingenommen, ausgeplündert und in einen Schutt- und Aschenhaufen verwandelt. Und um den Verlust von 70,000 Streitern zu rächen, welche in der Schlacht und bei der Belagerung umgekommen waren, ließ Mutaßim 30,000 Christen niederstoßen und die gleiche Anzahl in harte Gefangenschaft führen, wo sie gleich Verbrechern behandelt wurden. Noch lange erzählte die Legende von 42 Märtyrern, die in Bagdad ihre Anhänglichkeit an den Christenglauben mit dem Tode gebüßt. Die Verluste waren übrigens auf beiden Seiten so groß, daß der Krieg eine längere Unterbrechung erlitt, ohne daß ein Friedensschluß erfolgt wäre. Nicht einmal ein Austausch der Gefangenen trat ein. Die Kämpfe beschränkten sich wieder wie früher auf geringfügige Grenzfehden und auf Streifzüge zu Land und zur See, wie sie die Lage beider Reiche und die Unverträglichkeit und gereizte Stimmung beider Völker fast unvermeidlich machten.

Die spätern Kriege und die Wiedereroberung Kreta's.

Erst als nach Mutawakkils Tod das islamitische Reich mehr und mehr in Schwäche und Verfall gerieth und die inneren Kämpfe und Parteiungen jede größere Kriegsunternehmung lähmten oder hinderten, da erneuerten die Byzantiner, die unter dem Scepter des basilischen Herrscherhauses frische Kräfte gesammelt, die Waffengänge gegen die verhaßten Saracenen mit größerer Energie und besseren Erfolgen. Wir werden bei einer späteren Gelegenheit den kriegerischen Aufschwung des byzantinischen Reiches um die Mitte des zehnten

Jahrhunderts kennen lernen. In dieser Zeit war es, wo ein Theil von Syrien zurückerobert und dem moslemitischen Piratenstaat auf der Insel Kreta ein blutiges Ende bereitet wurde. Sieben Monate vertheidigten die Saracenen mit dem Muthe der Verzweiflung die feste Stadt Kandia gegen die Feldherren des Ostens, die mit großer Kriegsmacht an der Insel gelandet und ihre Truppen mittelst künstlicher Fallbrücken ausgeschifft hatten. Als die Griechen schon Graben und Mauern überschritten, stießen sie noch auf hartnäckigen Widerstand in den Straßen der Stadt. Endlich fügten sich die Moslemin der Uebermacht; Konstantinopel erfreute sich wieder eines Triumphzuges, dessen die Einwohner längst entwöhnt waren, und das byzantinische Volk blieb auf längere Zeit befreit von der Geißel der Seeräuber.

D. Verfall des Chalifenreichs in Bagdad.

Mit Mutawakkils Tod und der Erhebung seines Sohnes Muntaßir auf den Thron von Bagdad beginnt der Verfall des Chalifenreiches im Osten. Wir haben gesehen, mit welchem Eifer die Künste des Friedens, die Wissenschaften und die Dichtkunst gepflegt wurden, wie man die geraubten Schätze und die Einkünfte aus den Provinzen zum Bau von Städten, Moscheen und Palästen, zur Anlegung von Gärten, Bibliotheken und Sternwarten verwendete, wie die Bewohner von Bagdad und den übrigen günstig gelegenen Städten ihre Thätigkeit mehr und mehr dem Handel, der Betriebsamkeit und den einträglichen Berufsarten des friedlichen Zusammenlebens widmeten und ihren Sinn auf Reichthum und Genuß richteten. Die durch solche Beschäftigungen erzeugte Liebe zu Pracht, Luxus und Ueppigkeit verdrängte die einfache Lebensweise und die kriegerische Begeisterung früherer Jahre. Zubeidah, Harun Arraschids Gemahlin, trug kein Bedenken, den Geboten Mohammeds zum Trotz Seiden- und Juwelenstickereien anzulegen, den Harem mit Salben und Wohlgerüchen zu erfüllen und die weibliche Dienerschaft in Knabengewänder zu kleiden. „Harun selbst führte zuerst am Hofe das Pfeilschießen, Ballspiel, Damen- und Schachspiel ein und besoldete Spieler von Amts wegen. Sein Harem umschloß vier tausend Sclavinnen, die täglich vor ihm erschienen, ihre Talente als Tänzerinnen, Sängerinnen, Flöten- und Lautenspielerinnen, Mährchenerzählerinnen und Dichterinnen entwickelnd.“ Nirgends wurden die Laster und die Lüste des Morgenlandes, die sprichwörtlich gewordene orientalische Ueppigkeit und Weichlichkeit so offen zur Schau gestellt, als an dem Chalifenhofe von Bagdad. Ohne Scheu besangen frivole Dichter vor den Ohren des Fürsten der Gläubigen die Knabenliebe, das zunehmende Laster des entarteten Geschlechts, und den verbotenen Genuß des Weines an reichbesetzter Tafel im Kreise von Lustgenossen, von Tänzerinnen und schönen Sclaven. Durch den Einfluß ränkevoller Frauen und Günstlinge war der Hof von Bagdad der Schauplatz

schwarzer Intriguen und furchtbarer Rachethaten. Selbst in Byzanz trat das Verbrechen, traten Mord und Verstümmelungen, Meineid und Wortbruch, Gelderpressungen durch Folterqualen, Verachtung aller Bande der Pietät und Blutsverwandtschaft nicht offener und greller zu Tage als in dem Herrscherpalaste zu Bagdad. Der Islam war durch das Eindringen fremder Lehren entstellt, das Gesetz des Koran durch willkürliche Deutungen und freigeistigen Spott längst erschüttert, jeder Rechtsboden durch die Willkürhandlungen des schmachvollsten orientalischen Despotismus untergraben; rohe Gewalt und Frevelmuth erhoben frech die Stirne und unterbrachen das Lasterleben und die Sinnenlust durch wilde Handlungen der Rache und des Blutvergießens. Wie sollte bei solchen Zuständen der Entartung, des Gräuels, der Schwäche und der rohesten Willkür das Chalifenreich in Einheit und die Herrschermacht in Ansehen und Kraft bestehen! Und so sehen wir denn das große Ländergebiet durch religiöse Spaltungen, durch Abfall und Bürgerkriege zerrissen und der Auflösung entgegenschreiten. Nachdem verwegene Häuptlinge und treulose Statthalter im Osten und Westen unabhängige Herrschaften gegründet, wobei sie wie die Edrisiden und Aghlabiten in Nordafrika, die Tuluniden in Aegypten und Syrien, die Saffariden und Samaniden in den Provinzen des Ostens bald jedes Band des Gehorsams und der Unterwürfigkeit lösten, bald nach freiem Belieben dem Herrscher der Gläubigen noch einen Schein von Hoheit ließen; erhoben sich aus der Religionsgenossenschaft der Schiiten einige Häupter die als Abkömmlinge Ali's ein religiöses Anrecht auf die hohepriesterliche Fürstenwürde geltend machten, die wie die Ismaeliten, Fatimiden, Karmaten u. a. das ganze Chalifenthum durch die Lehre vom Mahdi, dem in der Person des Imam Fleisch gewordenen Gott untergruben und dessen Anhänger als Irrgläubige und Ketzer verdammten, die den Abbasidischen Chalifen mit der Wuth des Fanatismus entgegentraten und die von ihnen eroberten Länder dem Herrscherhause in Bagdad gänzlich entzogen. Um sich gegen die immer mächtiger vordringenden Feinde zu schützen, umgaben sich die Chalifen mit einer türkischen Leibwache, mit Lohntruppen aus dem rauhen Norden, denen Tapferkeit und kriegerische Kraft als Wirkung des Klima's, als Frucht der Abhärtung, der Zucht und frühen Gewöhnung inne wohnten, mehrten aber dadurch ihre Ohnmacht, indem die türkischen Horden, kriegsgefangene oder um Geld erkaufte Jünglinge aus den Gebirgs- und Steppenländern jenseit des Oxus und Jaxartes, in den Waffenübungen und im Glauben des Islam erzogen, gleich den Prätorianern im kaiserlichen Rom, über den Stuhl des Propheten nach Willkür verfügten und die geistliche Großherrnwürde in den rohen Glanz eines Militärdespotismus hüllten. Ihr Oberbefehlshaber, Emir Alumara, riß, wie der fränkische Major Domus, alle weltliche Gewalt in Staat und Heer an sich und ließ dem Chalifen, dessen Thron er mit seinen bewaffneten Trabanten bald schützend umstellte, bald willkürlich besetzte, mit der Zeit

nur noch die machtlose Würde eines geistlichen Oberhaupts. Man wird in den Ausführungen der Beispiele genug sehen, wie die Chalifen unter Mißhandlungen ermordet, wie sie mit eisernen Keulen geschlagen oder nackt der glühenden Sonne ausgesetzt wurden, wie man sie zwang, durch Niederlegung ihrer Würde eine kurze Verzögerung ihres unvermeidlichen Todes zu erkaufen. Unter diesen inneren und äußeren Kämpfen und Wirrnissen schwand die staatliche und religiöse Einheit, schwanden die freigebornen, kriegerischen Tugenden der Wüste durch welche der Islam im Anfang die Welt bezwungen, immer mehr dahin; der Emir Alumara fand nur so weit Anerkennung, als sein Schwert sie zu erzwingen vermochte. Bereits war die Herrschaft des Chalifen auf die Umgebung von Bagdad beschränkt, als um die Mitte des zehnten Jahrhunderts das aus Deilem am kaspischen Meere stammende Fürstengeschlecht der **Bujiden**, das seine Herkunft von dem altpersischen Königshause ableitete, den türkischen Oberbefehlshaber mit seinen Waffengenossen vertrieb und das weltliche Regiment in die eigene Hand nahm. Dem Beherrscher der Gläubigen blieb von den alten Würden und Machtbefugnissen nichts weiter, als die Ehre im Gebet genannt zu werden (Chutba) und den Münzen durch seinen Namen das Gepräge der Gültigkeit aufzudrücken. Aber das Unglück war für die Nachfolger des Propheten eine Schule der Läuterung und Erhebung. Ihrer Waffen und zeitlichen Herrschaft beraubt wandten sie sich der Enthaltsamkeit und dem Studium der heiligen Schriften zu und erwarben durch ihre Frömmigkeit und Tugenden auf die Gewissen der Gläubigen eine größere Macht als in den Tagen ihres Glanzes. Ein Jahrhundert lang regierten die Bujiden das Reich nicht ohne Ruhm und achteten neben den Waffen die Wissenschaften und die Künste des Friedens, dann ging die Herrschaft des Morgenlandes an die **Seldschukischen Türken** über, die bisher als Wanderhirten in der Nähe des Aralsees ihre Heerden geweidet und ihre Zelte aufgeschlagen hatten. Die Geschichte der Abbasiden ist ein neuer Beweis, wie rasch auch hochbegabte Nationen entarten und ableben, sobald der Rost die sittliche Substanz eines Volkes ergriffen und die Herrschaft nur auf das Schwert, nicht auf Recht und Humanität gegründet ist, und daß ohne diese höheren Güter weder Wissenschaften und Bildung noch fremde Kriegsschaaren hinwelkende Staaten vom Untergange zu retten vermögen. So gleichförmig sind die schmachvollen Erscheinungen einer Soldatenherrschaft, daß die Geschichte des Chalifats von Bagdad nur eine Wiederholung der Geschichte des römischen Prätorianerregiments zu sein scheint.

Muntaßir. 861—862. Noch in derselben Nacht, da Mutawakkil von seiner nächsten Umgebung in sieben Stücke zerhauen ward, riefen die Theilnehmer der Verschwörung seinen Sohn **Muntaßir** zum Chalifen aus. Aber er genoß die Frucht seines Verbrechens nur 6 Monate. Von Reue und Gewissensangst gefoltert und zu der Ueberzeugung gelangt, daß er bei dem Vatermord wie bei der Ausschließung seiner Brüder vom Thron nur als Werkzeug des Ehrgeizes und der Rachsucht einiger Großen gedient habe und daß die Macht mehr und mehr von den Fürsten der Gläubigen an die Anführer der fremden Leibwache

gerathe, erlag er nach kurzer Regierung einer Krankheit oder einer Vergiftung oder den Wirkungen drückender Seelenleiden. „Wenn er beim Anblick einer alten Tapete, die das Verbrechen und die Strafe des Sohnes von Chosroes vorstellte, weinte, wenn seine Tage von Schmerz und Gewissensqual abgekürzt wurden, dürfen wir einiges Mitleid einem Vatermörder schenken, der in der Bitterkeit des Todes ausrief, er habe sowohl diese als die künftige Welt verloren." Nach seinem Hingang erhoben die Häupter der Truppen, besonders Bogha und Atamisch, Ahmed, einen Enkel des Chalifen Mutaßim zum Beherrscher der Gläubigen, der dann den Beinamen Almustain (Billahi), „der (bei Gott) Hülfe Suchende," annahm. Aber die Männer, durch deren Arm der neue Chalife die Würde empfangen, herrschten auch während seiner vierjährigen Regierung über Thron und Reich. Die türkischen Großen Bogha, Waßif, Musa (Bogha's des ältern Sohn), Atamisch u. a. geboten über die Heere und über die Provinzen, sammelten sich unermeßliche Reichthümer und hielten die Chalifen ganz in Abhängigkeit. Nur die Tahiriden behaupteten in Chorasan und andern Landschaften und Städten des Ostens eine von türkischem Einfluß unabhängige Stellung, die aber dem Fürsten der Gläubigen in Bagdad nur noch einen matten Schimmer von Macht und Einfluß ließ, und in Tabaristan erwarb nach langen wechselvollen Kämpfen Hasan Ibn Zeid dem Hause Ali's eine selbstständige Herrschaft. Daß unter solchen Umständen Almustain nicht schon im ersten Jahre den Chalifenstuhl wieder einbüßte, dankte er nur der Zwietracht und dem Neide der türkischen Machthaber unter einander und den unaufhörlichen Aufständen in Bagdad und Samira. Atamisch wurde der Wuth der Rebellen, welche das Schloß in Bagdad belagert hielten, geopfert; aber sein Nachfolger Mohammed Ibn Alfadhl diente gleichfalls den türkischen Häuptlingen als Werkzeug. Endlich stieg die Zwietracht und Parteiung zu solcher Höhe, daß in Samira Mutawakkils Sohn Mutaz zum Chalifen ausgerufen ward, während in Bagdad Almustain noch die Herrschaft fortführte, und daß die Anhänger beider Fürsten über ein Jahr in täglichen Gefechten einander bekämpften, bis endlich Almustain, in Bagdad belagert und von seinen mächtigsten Parteigängern verlassen oder verrathen, dem Thron entsagte und die Insignien der Herrschaft als Zeichen seiner Huldigung an Mutaz sandte.

5. Juni 862. — Almustain. 862—866. — Die Tahiriden in Chorasan. — 4. Jan. 866.

Der neue Chalife unterschied sich von dem vorhergehenden nicht durch höhere Macht, wohl aber durch größere Lasterhaftigkeit. Die geringe Freiheit, welche ihm die in seinem Namen regierenden Soldatenhäupter zum eigenen Handeln ließen, mißbrauchte Mutaz zu Thaten der Grausamkeit, der Treulosigkeit, des Verraths. Auf seinen Befehl wurde Mustain in Wasit durch Said Ibn Salih ermordet; und so wenig wurde sein steinhartes Herz dadurch bewegt, daß er den Mörder mit dem Haupte des Fürsten so lange warten ließ, bis er das begonnene Schachspiel zu Ende gebracht. Bald darauf fand sein Bruder Muajjad, damit er nicht von den Türken in ähnlicher Weise gegen ihn gebraucht werde, wie er selbst früher gegen Mustain, einen gewaltsamen Tod. Es half dem meineidigen Chalifen nicht viel, daß es ihm gelang, durch Hinterlist und Verrath die mächtigsten Emire der Türken, Waßif und Bogha, aus dem Wege zu räumen, er mehrte dadurch nur die Zahl seiner Gegner und rief Aufstände und Abfälle herbei, in deren Folge die Blüthe und der Wohlstand der Hauptstadt zu Grunde ging und das Reich mehr und mehr der Auflösung entgegenschritt.

Almutaz. 866—869.

Der kluge und tapfere Jakub der Saffaride verband mit seiner bisherigen Provinz Sedjestan auch noch Kerman nebst der Stadt Schiras, ohne sich um den Chalifen zu kümmern, wenn er gleich fortwährend Ergebenheit heuchelte, und Jagdvögel und Moschus als Geschenke einschickte. In ähnlichem Verhältniß standen die Tahiriden in Nordpersien, die Aliden in Tabaristan, und in Aegypten gründete um diese Zeit der

Jakub der Saffaride.

Ahmed Ibn Tulun. Statthalter Ahmed Ibn Tulun, von türkischer Herkunft, ein Mann von Geist, Muth und Bildungssinn, der sich geweigert hatte den Chalifen Mustain, seinen Wohlthäter, zu tödten, die Dynastie der Tuluniden. Während diese und andere Häuptlinge auf Gründung eigener Herrschaften bedacht waren, benutzten andere minder mächtige Befehlshaber die Ohnmacht des Chalifen zur eigenen Bereicherung durch Zurückhaltung der Steuern, und in Moßul und anderen Gegenden schalteten Rebellenführer nach eigenem Gutdünken. So kam es, daß Mutaz bald in Geldnoth gerieth, so daß er den Truppen nicht den rückständigen Sold entrichten konnte, ja daß er eine Abschlagssumme von 50,000 Dinaren nicht einmal zu der versprochenen Zeit zu bezahlen im Stande war. Empört über den Wortbruch drangen die Führer der meuterischen Soldaten in das Schloß, zwangen den Chalifen, nachdem sie ihn im Vorhof nackt in die glühende Sonne gestellt, zur Abdankung und schlossen ihn in ein unterirdisches Gemach ein, wo er ohne Speise und Trank am dritten Tage verschmachtete. Er zählte 24 Lebensjahre.

Muhtadi. 869—870. Nun erhob Salih Ibn Wasif, das Haupt der Rebellen, den Muhtadi auf den Thron, um in dessen Namen selbst zu regieren. Er begann sein Regiment mit der Beraubung der Mutter des Mutaz, die, geizig und herzlos, ihre unendlichen Schätze von Perlen und Edelgestein in die Erde vergraben hatte, statt ihres Sohnes Leben mit einem Theile zu erkaufen. Salih konnte sich jedoch seines Raubes nicht lange erfreuen. Musa, Bogha's Sohn, drang mit dem türkischen Heerhaufen, der gleichfalls nach den Schätzen lüstern war, in Samira ein, ließ Salih, der sich einige Zeit verborgen hielt, aus seinem Versteck hervorziehen und ermorden und bedrohte den Chalifen mit dem Schicksale seines Vorgängers. Nur seiner festen und muthigen Haltung verdankte Muhtadi, ein Fürst, in dem die Moslemin mit freudigem Erstaunen wieder die alte Einfachheit, Sittenstrenge und Tugend von ehedem aufleben sahen, der bei Gerichte und im Rathe wieder den Vorsitz führte, Tänzer und Tänzerinnen vom Hofe entfernte und auf seiner Tafel keine verbotenen Getränke duldete, seine Rettung auf kurze Zeit. Als er aber die Uebermacht der Türken brechen wollte, zwei mächtige Häupter derselben, Mohammed, Musa's Bruder, und Babkial, ermorden ließ, entstand in Samira eine Empörung, die, von Musa geleitet, mit der Gefangennehmung und Entthronung des
21. Jan. 870. Chalifen endete. Er starb im Gefängniß eines gewaltsamen Todes und die Sieger führten Ahmed, den Sohn Mutawakkils, aus dem Kerker auf den Thron.

Ahmed Almutamid. 870—892. Der neue Chalife, der den Namen Almutamid, „der sich auf Gott Stützende," führte, war ein vergnügungssüchtiger Mann ohne besondere Begabung. Dennoch erlangte die Chalifenwürde während seiner fast dreiundzwanzigjährigen Regierung wieder einiges Ansehen, theils weil die Araber und Perser, empört über die Brutalitäten der Türken, sich mehr als bisher um den Fürstenthron schaarten, theils weil Mutamid sich bei seiner Regierung zuerst von dem alten Vezier seines Vaters, Ubeid Allah und
Almuwaffak. dann von seinem tüchtigen Bruder Abu Ahmed Talha, mit dem Beinamen „Almuwaffak Billahi" (der von Gott auf den rechten Weg Geführte) leiten ließ. Der kraftvollen Thätigkeit des letzteren war es besonders zuzuschreiben, daß die Herrschaft der Abbasiden den Angriffen nicht erlag, welche im Westen die Tuluniden, im Osten die Saffariden, im Süden und Nordosten wirkliche oder angebliche Aliden, im Norden aufrührerische Charidjiten und in andern Provinzen andere Feinde gegen das Reich unternahmen.

1. Die Tuluniden in Aegypten. 1. Ahmed Ibn Tulun († 888) behauptete 16 Jahre lang nicht nur die Herrschaft über Aegypten, sondern verband auch damit die Landschaft Barka im Westen, die Provinz Syrien sammt den Städten Himß, Haleb, Damaskus und Antiochien bis nach dem cilicischen Tarsus im Nordosten und

sowohl er als sein Sohn und Nachfolger Chumarujeh trugen ihre Waffen wiederholt bis unter die Mauern der Festung Rakka, wo sie häufig ihre Kräfte mit Muwaffak und seinem Sohne Mutadhid maßen. Ohne sich von dem Chalifen förmlich loszusagen, regierten die Tuluniden die weiten Länder, die sie sich durch ihr Schwert erworben, ganz selbstständig, verwendeten die Einkünfte zum Vortheile ihrer Staaten und Städte, ohne dem Fürsten der Gläubigen einen Antheil davon zu gönnen und hoben Aegypten zu neuer Cultur. Kahira wurde durch mehrere Stadtviertel vergrößert und zu einer würdigen Residenz mit Palästen und Moscheen umgeschaffen; an den Grenzen entstanden Festungen; Canäle und Brunnen wurden gegraben; ein prachtvoller Hof, umgeben von Dichtern und Gelehrten, an deren Umgang Ahmed großes Gefallen fand, erhöhte den Ruhm der Tuluniden; Krankenhäuser und Wohlthätigkeitsanstalten beurkundeten den milden und wohlwollenden Sinn Ahmeds und seines Sohnes; und durch weisen Staatshaushalt und verständige Benutzung des fruchtbaren Bodens wußte Ahmed seine Einkünfte so zu steigern, daß er, ohne die Einwohner mit Steuern übermäßig zu drücken, einen Staatsschatz von 10 Millionen Dinaren, eine achtunggebietende Kriegsmacht und eine große Menge Pferde, Kameele und Maulthiere hinterließ. Wie der erste Ptolemäus hätte auch Ahmed, ein Fürst, der Schlauheit mit Tapferkeit verband und seine Widersacher mit unbarmherziger Strenge niederwarf, eine unabhängige Dynastie auf Jahrhunderte gründen können, hätte nicht sein Sohn aus Schwäche und Eitelkeit seine Selbstständigkeit gegen die Ehre vertauscht, der Schwiegervater eines legitimen Chalifen zu werden. Einige Jahre nachdem Chumarujeh seine Tochter mit einer unermeßlichen Mitgift dem Chalifen Almutadhid vermählt hatte, fiel der wollüstige und prachtliebende Fürst durch die Hände seiner eigener Diener in Damask und schon nach neun Mo- Febr. 896.
naten fand sein Sohn Djeisch ein gleiches Schicksal, worauf Harun, ein kraftloser Wollüstling, die Herrschaft in Aegypten erlangte, die aber unter ihm zum Schatten herabsank. Dadurch gelang es dem Chalifen Muktafi, der den furchtbaren Feldherrn Mohammed Ibn Suleiman mit Heeresmacht nach Fostat sandte, Aegypten und Syrien wieder zu unterwerfen. Harun fiel während des Krieges durch die Pfeile seiner aufrührerischen Truppen. „Mohammed 904.
zerstörte in wenigen Monaten, was die Tuluniden in vielen Jahren in Aegypten geschaffen. Alle von ihnen aufgeführten Paläste und öffentlichen Gebäude wurden niedergerissen, alle ehemaligen Anhänger dieses Geschlechts mißhandelt und ausgeplündert."

2. Mit gleichem Erfolg und größerem Ehrgeiz begründete Jakub Ibn 2. Die Saffariden.
Leith im Osten die Herrschaft der Saffariden. Vom Gewerbe eines Schmieds (Saffar), dessen Andenken sich im Namen der Familie erhielt, war er der Führer einer Räuberbande geworden und zuletzt durch Kraft und Muth zum Feldherrn und Befehlshaber von Sedjestan und Kerman emporgestiegen.

Mit diesen Provinzen vereinigte er die Statthalterschaften von Balkh, Tocharistan und Sind, brachte den Fürsten von Kabul mit seinen unermeßlichen Schätzen in seine Gewalt und machte, indem er Mohammed Ibn Tahir in der Feldschlacht überwand und gefangen nahm, der Herrschaft der Tahiriden in
873. Chorasan ein Ende. Der Alide Hasan mußte vor dem unermüdlichen Saffariden nach Deilem fliehen und Tabaristan preisgeben. Unbekümmert um das Verbot des Chalifen, der ihn für einen Usurpator und Rebellen erklärte und
874. 875. doch auch nicht ausdrücklich sich von demselben lossagend, durchzog Jakub in den nächsten Jahren Fars und Ahwaz und rückte immer weiter gen Irak vor. Schon war Wasit in seiner Gewalt, als ihn Muwaffak in einer großen Feld-
876. schlacht bei Deir Alakul, etliche Meilen von Bagdad überwand und zum Rückzug nöthigte. Doch behauptete sich Jakub bis zu seinem Tode in der Herrschaft über die Länder des Ostens, alle Friedens- und Versöhnungsanträge des Chalifen standhaft zurückweisend. Als er auf dem Krankenbette lag, erschienen Gesandte des Chalifen mit Friedensvorschlägen bei ihm. Neben ihm lag ein entblößtes Schwert, eine Rinde Schwarzbrod und ein Bund Zwiebeln. „Meldet euerem Gebieter, ich sei krank;“ sprach er; „sterbe ich, so hat er Ruhe vor mir; genese ich, so kann nur dieses Schwert zwischen uns entscheiden; ich werde dann entweder Rache nehmen, oder wieder zu der geringen Kost meiner Jugend, zu Brod und Zwiebeln zurückkehren.“

Erst sein Bruder Amru unterwarf sich, als der Fürst der Gläubigen sich bereit erklärte, ihn mit den Besitzungen Jakubs zu belehnen und so die Herrschaft der Saffariden unter dem Schein der Unterwürfigkeit zu sanctioniren. Chorasan aber konnte Amru nicht behaupten. Zwar erlag sein heftiger Gegner Ahmed, der sich für den Erben der Tahiriden ausgab, nach vielen wechsel-
882. vollen Kämpfen dem Dolche eines Sclaven; als aber Muwaffak selbst wider Amru, der bald durch sein Benehmen zeigte, daß es ihm mit der Unterwerfung unter den Chalifen nicht Ernst war und darum als Rebell von allen Kanzeln verflucht ward, zu Felde zog, mußte der Saffaride zugeben, daß Chorasan
892. wieder dem Mohammed Ibn Tahir verliehen ward und sich mit Sedjestan und Kerman begnügen. Erst als die wachsende Macht Ismails des Samaniden das Ansehen des Chalifats im Osten bedrohte, verband sich Mutadhid wieder mit Amru, indem er ihm Chorasan zurückgab und ihn zum Kampfe gegen die abtrünnigen Häuptlinge in Tabaristan und Transoxanien aufforderte. Amru vertrieb die Aliden aus den Landschaften am kaspischen Meere und vereinigte sie mit seinen übrigen Besitzungen; als er aber seine Waffen gegen Ismail richtend von Nisabur nach Balch zog, um dort den Oxus zu überschreiten, gerieth er nach einer verlornen Feldschlacht in die Gefangenschaft seines Geg-
901. ners, der ihn seinem Wunsche gemäß dem Chalifen nach Bagdad auslieferte. Dort verbrachte Amru den Rest seines Lebens im Kerker; seine Ermordung war die erste Regierungshandlung des folgenden Chalifen Muktafi. Von dem

großen Ländergebiete blieb nur Sedjestan in den Händen der Saffariden, über welches Amru's Enkel Tahir, der entartete Sprößling des tapfern Geschlechts, als Statthalter eingesetzt ward, aber über den Freuden der Jagd und des Spiels die Verwaltung der Provinz vernachlässigte und dadurch den Einfluß seines Hauses vollends untergrub. Unter dem Chalifen Muktadir fanden die Saffariden, nachdem Tahir in Kriegsgefangenschaft gerathen, und ihre Kräfte in unglücklichen Kämpfen und Aufständen aufgerieben waren, vollends ihren Untergang.

3. Bei der Wiedereroberung von Chorasan hatte Ismail der Samanide dem Chalifen thätigen Beistand geleistet und zum Lohne für seine Dienste die Statthalterschaft Transoxanien erhalten, welche bereits unter dem Chalifate Mamuns sein Großvater Asad Ibn Saman bekleidet hatte. Dadurch legten die Samaniden, die ihre Herkunft von dem persischen Herrscherhause der Sassaniden herleiteten, aber so arm waren, daß sie Steigbügel von Holz hatten, den Grund zu einem Reiche, das bald alle Länder vom kaspischen Meer bis über die Bucharei umfaßte und im nächsten Jahrhundert zu hoher Macht und Blüthe emporstieg. Wir haben gesehen, wie der Chalife Mutadhid, besorgt über die wachsende Macht des persischen Fürsten, den Saffariden Amru wider Ismail zum Kampfe reizte, in der richtigen Berechnung, daß die gegenseitige Schwächung der rivalisirenden Häuptlinge nur zur Erhöhung seines eigenen Ansehens dienen könne. Als Amru, damals auf dem Höhepunkt der Macht, an den Oxus heranzog, ließ ihm Ismail sagen: „Du bist Herr einer breiten Welt und ich besitze nur was hinter diesem Strome liegt und bin von Ungläubigen umgeben, begnüge dich mit dem, was du hast und lasse mir dieses Grenzgebiet!“ Amru verwarf die Friedensvorschläge; aber nach der Niederlage am Oxus auf der Flucht durch Gebüsch und sumpfigen Boden gefangen, beschloß er sein Leben im Kerker, während Ismail Chorasan und Tabaristan mit Transoxanien vereinigte, nachdem er auch noch den Aliden Mohammed Ibn Zeid zu Falle gebracht. So wurde Ismail Herr der nordöstlichen Lande des Chalifenreichs vom kaspischen Meer bis an den Jaxartes. Unter dem Chalifat Muktafi's unterwarf er auch noch das Gebiet von Rei, über das er seinen Neffen Manßur zum Präfecten einsetzte, denselben Fürsten, dem der berühmte Arzt Mohammed Ibn Zakaria Razi (Rhazes) eines seiner Werke zueignete und deshalb „Kitab Manßurii“ benannte. Als Ismail starb, belehnte der Chalife seinen Sohn Ahmed mit dem gesammten Gebiete des Vaters. Aber nach einer siebenjährigen Herrschaft wurde er das Opfer einer von seinem Bruder Ishak bewirkten Empörung, worauf sein minderjähriger Sohn Naßr das Erbe antrat.

3. Die Samaniden.

901.

Nov. 907.

Jan. 914.

4. Wie lose auch das Band war, mit dem die Tuluniden, Saffariden und Samaniden mit dem Chalifate zu Bagdad oder Samira zusammenhingen, wie sehr sie in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten und des Krie-

4. Die Aliden und Zendj.

ges nur dem eigenen Ermessen folgten und selten ihrer Steuerpflicht gedachten; immerhin erkannten sie doch wenigstens dem Namen nach die Oberhoheit desselben an, ließen das Wesen des Chalifats, die Herrschaft und Autorität der Abbasiden ungefährdet bestehen, ehrten den Nachfolger des Propheten von Zeit zu Zeit mit dem prunkenden Geschenke eines Elephanten, einer Zucht Falken, einer Reihe seidener Teppiche oder einiger Pfund Moschus und Ambra, und fügten sich den religiösen Gebeten und Vorschriften des Fürsten der Gläubigen in Bagdad. Auch konnte unter veränderten Umständen, durch wechselndes Kriegsglück die erschütterte, aber niemals ganz abgeworfene Autorität wieder aufgerichtet, die in Frage gestellten Hoheitsrechte wieder geltend gemacht werden. Dagegen trachteten die Aliden, die sich in Tabaristan, Deilem und Djordjan im Südosten des kaspischen Meeres mehr und mehr befestigten, und die zahlreichen Rebellenhäupter, die sich ihres Namens und Ansehens zu Aufruhr und Bürgerkrieg bedienten, nach gänzlichem Umsturz des Chalifats und nach Gründung einer neuen, auf göttliches Recht sich stützenden Dynastie. Zu den verwegensten Empörern der letztern Art gehörte Ali Ibn Mohammed, gewöhnlich Alchabith, „der Verworfene" genannt, der, in der Nähe von Rei geboren, sich für einen Abkömmling Ali's ausgab und an der Spitze eines zahlreichen Heeres von Sclaven, Zendj, denen er die im Koran verheißene Freiheit zu verschaffen versprach und durch angebliche Offenbarungen und Gaukelkünste sich als Propheten darstellte, über zwei Jahrzehnte die Gegend am unteren Euphratgebiet von Obolla und Baßra bis Wasit beherrschte und alles Land von Kadesia bis Ahwaz mit Raub, Brand und Verwüstung füllte. Erst als Muwaffak, nachdem er die übrigen Gegner besiegt oder zur Ruhe gebracht, alle Streitkräfte wider den Sclavenhäuptling richtete, wurde seine durch Canäle und Festungswerke geschützte Hauptstadt Muchtarah am unteren Euphrat nach einer langen merkwürdigen Belagerung erobert und Alchabith auf der Flucht von einem feindlichen Sclaven ermordet, nachdem er 14 Jahre lang der Schrecken des Chalifats und des Islams gewesen.

5. Die Ismaeliten. a) Die Karmaten. 5. In derselben religiösen Anschauung wurzelte auch die schiitische Secte der Ismaeliten, welche die Karmaten und Fatimiden in ihrem Schooße barg, der mächtigste Feind des Chalifats von Bagdad, welcher, da er die Auflösung und Theilung des Reiches vorzugsweise herbeiführte, der mohammedanischen Macht die tiefsten Wunden schlug. Wie einst die Abbasiden durch geheime Umtriebe die Herrschaft der Omejjaden untergraben hatten, so wurde jetzt ihr eigenes Regiment von den Ismaeliten unterwühlt. Wir haben früher (S. 79 f.) die Glaubenslehren der Schiiten vom verborgenen Mahdi und seinen Missionaren dargelegt. Diese schwärmerischen Ansichten erhielten zum erstenmal eine praktische Bedeutung, als gegen Ende des neunten
891. Jahrhunderts im Gebiete von Kufa ein neuer Prophet Hamdan Ibn Aschath mit dem Beinamen Karmat auftrat und durch Verbreitung jener mystischen

Dogmen und durch geistigere Auslegung des Koran viele Anhänger gewann, die er durch Entbindung von dem Verbote des Weins und den strengen Pflichten der Fasten, Wallfahrten und anderer Gesetzeswerke an sich kettete; deren religiöse Inbrunst er durch Einschärfung häufiger Gebete und schwärmerische Geheimlehren zu erregen verstand, und deren Willen er durch die Zucht des unbedingten Gehorsams und der blinden Unterwerfung unter die Gebote des Imam und seiner Gesandten so wie durch die strengsten Eide der Verschwiegenheit gefangen nahm. Statt des gesetzlichen Zehnten forderte er den fünften Theil ihres Eigenthums und ihrer Beute. Nach Karmat wurde Husein Ibn Zakarujah „mit dem Mahle" von den Glaubensbrüdern als „Mahdi" anerkannt. Die Karmaten durchzogen Syrien raubend und verwüstend, bis sie bei Hamah in einer furchtbaren Schlacht überwunden und zerstreut wurden, 903.
worauf alle Gefangenen, mit ihnen Husein selbst, unter entsetzlichen Martern und Verstümmelungen in Bagdad ein blutiges Ende nahmen. Dieses Märtyrerthum mehrte nur die Zahl der Bekenner. Wüthend über die dem heiligen Führer zugefügte Schmach rächten sich die in Arabien, Irak und Syrien zerstreuten Karmaten durch einen furchtbaren Raubkrieg, durch Plünderung der Karavanen, durch Ermordung der Orthodoxen auf den Wallfahrten nach Mekka. Mit dem Kriegsruf „Rache für Husein!" begingen sie die unmenschlichsten Frevelthaten und machten ihren Namen zum Entsetzen. Die größte Verbreitung fand die schwärmerische Lehre in Bahrein und an der Küste des persischen Meerbusens. Dort erlangte Abu Said bei den Beduinen der Wüste solches Ansehen, daß die Einwohner von Baßra vor seinem Namen erbebten. Als er im Bade von einem Sclaven ermordet ward, trat sein kluger und kühner Sohn 913.
Abu Tahir Suleiman an seine Stelle und vermehrte die Zahl seiner Anhänger in Kurzem dergestalt, daß er über hundert tausend Streiter, die seinen Geboten blindlings gehorchten, ins Feld führen konnte. Unter seiner Fahne, die den Koranspruch führte: „Wir werden den Schwachen auf der Erde unsre Gnade schenken und sie zu Häuptern erheben und zu Erben des Reichs einsetzen," zogen die Karmaten von Bahrein aus, um das zerrüttete Chalifenreich mit Feuer und Schwert heimzusuchen und sich mit dem Raube der Städte zu sättigen. Sie drangen in Irak ein, eroberten und plünderten Baßra, Kufa, Wasit, 923—925.
Anbar u. a. O. und machten, nachdem sie den Feldherrn Jusuf, Statthalter von Adserbidjan und Rei, geschlagen und in der Gefangenschaft getödtet hatten, 926. 927.
den Chalifen „hinter den Vorhängen seines Palastes" in Bagdad erbeben. Sie überfielen eine Karavane von Wallfahrern und ließen 20,000 fromme Moslim auf dem glühenden Sande verschmachten. Mehrere Jahre lang durchzogen sie das Gebiet der beiden Ströme; die waffenfähigen Männer wurden niedergemacht, Weiber und Kinder in Knechtschaft verkauft, alles Werthvolle geraubt. Endlich von Munis, dem Feldherrn des Chalifen, zurückgeschlagen, griff Abu Tahir Suleiman die heilige Stadt Mekka an und befleckte das ehr- 930.

würdige Tempelgebiet mit ruchlosen Händen. Das Heiligthum wurde seiner Schätze und Kostbarkeiten beraubt, der Brunnen Zemzem mit Blut gefüllt, die goldenen Gießröhren abgebrochen, der Schleier der Kaaba zerrissen und der schwarze Stein, das älteste Denkmal der Nation, nach ihrer Hauptstadt Hadjar entführt, wo er mehrere Jahre verblieb. Aber diese Frevel erregten bei allen Gläubigen Abscheu und erzeugten unter den Ismaeliten selbst Zwiespalt. Viele Karmaten emfanden Reue und Gewissensbisse, wodurch die Glaubenszuversicht, das Lebensprinzip ihrer religiösen Begeisterung und ihres kriegerischen Muthes, an der Wurzel verdorrte.

Nach Unterwerfung der Zendj und der aufrührerischen Charidjiten in Moßul und Ispahan wendete Muwaffak seine Waffen gegen die Byzantiner, bis der Tod seinem Juni 891. ereignißvollen Leben ein Ziel setzte. Sein Sohn Abu-l-Abbas mit dem Beinamen Almutadhid, dem Vater ähnlich an Kraft und Kriegsmuth, trat an seine Stelle. Er hielt den Chalifen in der größten Unterwürfigkeit und nöthigte denselben die Thronfolgeordnung zu ändern und statt des eigenen Sohnes Djafar ihn selbst zum Nachfolger zu 15. Oct. 892. ernennen. Bald nachher starb Almutamid, wie vielfach geglaubt wurde, an Gift.

Almutadhid. 892—902. Unter Mutadhid schritt die Auflösung des Reiches, deren Keime schon längere Zeit sichtbar waren, weiter voran. Zwar gelang es ihm, durch List oder Gewalt und mehr noch durch die gegenseitige Eifersucht und Rivalität der Statthalter und Häuptlinge die Tuluniden in Aegypten, die Aliden in Tabaristan und die Saffariden in Chorasan zu stürzen oder zu schwächen, das türkische Geschlecht der Sadjiten in Armenien und Adserbidjan zur Unterwerfung zu bringen und in Moßul die fanatischen Charidjiten auszurotten, nachdem er mit Hülfe der Hamdaniten ihren kühnen Häuptling Harun gefangen durch die Straßen von Bagdad geführt und dann ans Kreuz geschlagen; aber in Nordosten entstand, wie erwähnt, in den Samaniden ein Herrschergeschlecht, das stark durch seinen Ursprung von dem altpersischen Königshause, bald alle Bande mit dem Chalifate zerschnitt; und in der Gegend von Kufa und dem ganzen Gebiete des Tigris und Euphrat faßte die schiitische Secte der Karmaten festen Boden und erschütterte das Recht des Hauses Abbas auf die weltliche Herrschaft und zwar unter einem Chalifen, „über dessen Rechtgläubigkeit und Frömmigkeit, Herrschertalent und persönliche Tapferkeit nur Eine Stimme unter den Historikern herrscht, der manche drückende Abgabe abschaffte, und doch durch Ordnung und Sparsamkeit, die mitunter an Geiz grenzte, eine gefüllte Schatzkammer hinterließ, dessen Schwert von den Feinden nicht weniger gefürchtet war, als seine häufig bis zur Grausamkeit steigende Strenge von den bestechlichen Richtern, Heerführern und Staatsbeamten." Nach einigen Be-5. April 902. richten starb er an Gift, das ihm sein früherer Vezier gereicht haben soll.

„O du, der du einsam, fern von deinem Palaste in dunkler Erde ruhest," sprach der Dichter Ibn Almutaz in einem Klaggesang, „wo sind die Heere, die du angeführt und die Schätze, die du aufgehäuft? Wo ist der Thron, den du ausgefüllt und nach dem kein Aug' ohne Zittern sich erhob! ..... Wo sind die Gärten mit murmelnden Bächen und zwitschernden Vögeln, wo die Sclavinnen mit reichem Schmucke behängt, die wie Gazellen umherhüpften? Wo sind die Instrnmente und die Becher mit Wein, der Hyacinthen glich mit silbernem Panzer? Wo ist das Losstürmen auf den Feind, um das untergehende Reich der Abbasiden zu erhalten? Du hast die mächtigsten unter ihnen gedemüthigt, bis auch du dahin fuhrst und keine Spur mehr von dir übrig ist, als wärest du selbst nie gewesen."

Unter dem Chalifat Mutadhids zog Abu Abd Allah, ein Ismaelitischer Missionar im Gefolge einer Karavane von Wallfahrern aus Jemen nach Afrika. Er ließ sich im Lande Kutama im „Thal der Frommen" nieder, wo er in der Nähe des Berges Ankidjan sein „Haus der Auswanderung" aufschlug und die Lehre vom Mahdi predigend bald großen Anhang unter den Berbern gewann. Selbst die Geistlichen dieses Stammes bekehrten sich zu seinem Imamssysteme. Die Häupter der Berber, neidisch auf den wachsenden Einfluß des Sectenstifters, zogen gegen die Religionsneuerer zu Felde, erlitten aber durch Hasan Ibn Harun, einen kräftigen Häuptling der Kutama, der sich dem Ismaelitischen Glaubenskreise angeschlossen, eine Niederlage, in Folge deren Abu Abd Allah seinen Aufenthalt in der Stadt Taßrut nahm und von dort aus seine Lehre theils durch Ueberredung, theils durch Gewalt der Waffen immer weiter verbreitete. Die Aghlabiten, besorgt um ihre Herrschaft in Kairawan, suchten die neue Religionsgenossenschaft mit den Waffen zu unterdrücken. Es gelang dem tapfern Führer Abu Hawal, den Missionar wieder nach seinem ursprünglichen Aufenthaltsort am Berge Ankidjan zurückzudrängen; aber als er sich anschickte, auch diese Zufluchtsstätte zu belagern, wurde er von seinem Bruder Ziadat Allah, der sich über die Leiche seines Vaters den Weg zur Herrschaft gebahnt, zurückgerufen und meuchlings ermordet. Die grausame Regierungsweise dieses Emirs vermehrte den Anhang des Missionars; selbst hohe Beamte von Kairawan wendeten sich ihm zu und erwarteten in dem baldigen Erscheinen des von ihm verkündeten Mahdi die Stunde der Erlösung von dem unerträglichen Joche. Nun rief Abu Abd Allah den Obeid Allah Mohammed, den angeblichen oder wirklichen Abkömmling Ismails, aus Arabien, wo er sich nur mit Mühe vor den Nachstellungen des Chalifen barg, nach Afrika. Obeid Allah folgte dem Ruf. Als Kaufmann reiste er durch Aegypten, gelangte dann im Gefolge einer Karavane nach Tripoli und wurde nach vielen Gefahren und Abenteuern von Abu Abd Allah, welcher mittlerweile die Aghlabiten unter Ibrahim in mehreren Treffen überwunden, den lasterhaften Fürsten Ziadat Allah zur Flucht nach Aegypten getrieben und sich des ganzen Reiches sammt der Hauptstadt Kairawan und den großen Schätzen bemächtigt hatte, aus dem Kerker von Sedjelmeß befreit und als „Fürst der Gläubigen" begrüßt. Obeid Allah schlug seinen Herrschersitz in der festen Stadt Rakadah auf, wo auch die Aghlabiten meistens gethront hatten, entfremdete sich aber bald die Gemüther des Volks durch die fanatische Strenge, womit er die Moslemin zum Schiitischen Religionskreise zu zwingen suchte Er wollte nicht nur als weltlicher Fürst regieren, sondern auch als Mahdi, als verkörperter Gott, verehrt sein. Im Vertrauen auf diese Unzufriedenheit bildete Abu Abd Allah, der gehofft hatte in Obeid Allah ein willenloses Werkzeug zu finden und in dessen Namen selbst die Herrschaft zu führen, im Verein mit seinem Bruder Abu-l-Abbas und einigen ihm ergebenen Berberhäuptlingen eine Verschwörung, um den Fürsten der Gläubigen,

b) Fatimiden (Obeiditen). Der Missionar Abu Abd Allah.

Juli 903.

Obeid Allah Mohammed der „Mahdi."

März 909.

Aug. 909.

den er selbst auf den Thron erhoben, wieder zu stürzen. Aber Obeid Allah, durch Verräther von dem Vorhaben unterrichtet, kam den Gegnern zuvor und
911. ließ Abu Abd Allah nebst den übrigen Häuptern der Verschwörung hinrichten. Ein Aufstand ihrer Anhänger, insbesondere des Stammes Ketama, wurde von
912. Obeid Allah's Sohn, Abu-l-Kasim, unterdrückt, worauf die auf den Trümmern des Aghlabitenreichs sich erhebende Herrschaft der Obeiditen (Fatimiden) in Kairawan, Tripoli und Barkah anerkannt ward und nach einigen glücklichen Gefechten zu Wasser und Land sich über die Edrisiden im Westen erstreckte und bald auch auf Sicilien gläubige Anhänger erwarb. Selbst in Aegypten faßten
913. 914. die Heere Obeid Allah's festen Fuß; doch waren die Schiiten damals noch nicht im Stande, das Nilland gegen Munis, den Feldherrn Muktadirs zu behaupten. Aegypten sollte erst später unter das Scepter der Fatimiden fallen. Die Abbasiden bekämpften übrigens den „Mahdi" Obeid Allah nicht nur mit dem Schwerte; die Gelehrten und Dichter in ihrem Dienste suchten auch die Abstammung desselben von Fatima und Ali in Zweifel zu ziehen. Jedenfalls war das gezückte Schwert, womit in der Folge Muiz, der Eroberer Aegyptens, die Aechtheit seines Stammbaumes verfocht, ein so überzeugendes Argument, daß darüber aller Widerspruch verstummte.

Almuktafi. 902—907. Mutadhid's Sohn Muktafi war ein Fürst von Kraft und Einsicht. Die ungerechte Ermordung des seinem Hause treuergebenen Freigelassenen Bedr, welche den Anfang seiner Regierung befleckte, fällt mehr der Tücke seines verleumderischen Veziers oder Reichsverwesers (Walijju-l-Dawlat) als ihm selbst zur Last. Aber unter solchen Wirren und Unruhen lag das Reich durch die Aufstände und Raubzüge der Karmaten und der Kurden um Moßul so darnieder, daß Muktafi, da er auch noch zu gleicher Zeit mit den Byzantinern zu kämpfen hatte, während seiner kurzen Regierung das Schwert nicht aus den Händen legen konnte. Doch hat er die Würde und das Ansehen des Chalifats ehrenvoll behauptet.

Nach Muktafi's Tod wurde sein dreizehnjähriger Bruder Muktadir von einer durch den Vezier Abbas geleiteten Hofpartei auf den Chalifenstuhl erhoben. Doch erlangte seine Regierung erst Festigkeit als die Gegenpartei, die den herrschsüchtigen Vezier tödtete und Abd Allah, den Sohn des Chalifen Mutaz, zum Fürsten der Gläubigen ausrief, durch die Entschlossenheit einiger Anhänger Muktadirs gestürzt und die Häupter sammt ihrem Prätendenten hingerichtet waren. Der unglückliche Fürstensohn, berühmt als Dichter und Gelehrter, büßte somit die Ehre, vier und zwanzig Stunden den Chalifenstuhl inne gehabt zu haben, mit einem tragischen Ende.

Muktadir. 907—932. Die fünf und zwanzigjährige Regierung des schwachen, wollüstigen, mit geringen Herrschergaben ausgerüsteten Chalifen Muktadir war eine der traurigsten Perioden der Chalifengeschichte. Während Muktadir seine Zeit im Harem oder bei seinen Spiel- und Trinkgenossen vergeudete, wurde das Reich durch Abfall und Empörung zerrissen und der Auflösung nahe gebracht; die Häupter der Truppen, an ihrer Spitze der mächtige Munis, der zuerst den Titel Emir Alumara (Oberbefehlshaber) führte, übten eine brutale Gewaltherrschaft und gaben dem Staat und dem Chalifen Gesetze, und das Volk, ohne Energie und Thatkraft, verzehrte seine Kräfte in religiösen Streitigkeiten und sah unthätig zu, wie die Grenze des Reichs von den Byzantinern bedroht und ganze Provinzen von Abtrünnigen erobert wurden. Neben den Befehlshabern der

Truppen und bald mit denselben im Bund, bald mit ihnen entzweit, regierten herrschsüchtige und habgierige Veziere das Reich und suchten, da bei der Willkür und Launenhaftigkeit des Fürsten und bei dem großen Einfluß ränkevoller Frauen und Sclavinnen auf den weibersüchtigen Chalifen die hohen Staatsämter rasch wechselten, die unsichere, meist kurze Zeit zwischen ihrer Erhebung und ihrem Sturze durch Unterschleif und Erpressung zu ihrer Bereicherung zu benutzen und durch Gewalt und Intriguen die einträglichsten Stellen in die Hände ihrer Verwandten zu bringen.

Unter dem Vezier Mohammed Ibn Ubeid „wurden die angesehensten Männer ohne allen rechtlichen Grund verhaftet und gefoltert, bis sie mit ihrem Vermögen ihre Freiheit wieder erkauften. Alle Stellen wurden dem Meistbietenden übergeben, ihm aber auch wieder entrissen, sobald ein anderer noch einen größeren Ertrag, freilich auf Kosten des gedrückten Volkes, versprach." Als Mohammed gestürzt und nebst seinen beiden 915
Söhnen ins Gefängniß geworfen ward, erhielt Ali Ibn Isa seine Stelle, erlitt aber, da sein Sparsystem den Soldaten so wie den Frauen, Eunuchen und andern Sclaven und Sclavinnen am Hofe mißfiel, schon nach zwei Jahren ein ähnliches Schicksal, und einem andern Vezier, Ibn Furat, der in den entgegengesetzten Fehler der Verschwendung, Pracht und Ueppigkeit verfiel, Gelehrte und Dichter reichlich bedachte, aber die Truppen im Solde verkürzte, erging es nicht besser. Unter seinem Nachfolger Hamid entstanden in Folge der theuern Getreidepreise, die durch Kornwucher erzeugt wurden, Volksaufstände, welche den Chalifen bewogen, das Vezierat abermals dem Ibn Furat 922.
zu übertragen. Dieser rächte sich an seinen Widersachern durch die furchtbarsten Erpressungen; Hamid selbst verlor sein ganzes Vermögen und starb unter Hohn und Miß- 923.
handlung. „Unzählige angesehene Männer wurden theils aus persönlichem Hasse, theils aus Habgier, theils aus politischen Gründen zu Tode gefoltert oder heimlich ermordet, oder wenigstens an den Bettelstab gebracht." Endlich bewirkte Munis, der beste Feldherr des Chalifen, seinen Sturz und seine Hinrichtung. Drei Jahre später 924.
theilte sein hartherziger, habgieriger Nachfolger sein Loos. Die Unzufriedenheit des Volks und der Soldaten über das schlechte Regiment der unwürdigen Veziere und des charakterlosen, von Weibern und Günstlingen geleiteten Chalifen erzeugte endlich neue Aufstände in der Hauptstadt. Das Schloß wurde geplündert, der Harem geschändet und Muktadir zur Abdankung gezwungen. Aber Munis bewirkte eine Gegenrevolution 929.
und die Wiedereinsetzung des schwachen Fürsten. Ruhe und Ordnung kehrten jedoch darum nicht zurück: der Uebermuth der Truppen reizte die Einwohner zu neuen Aufständen: in Bagdad herrschte die größte Zügellosigkeit und Anarchie; Gut und Leben waren in Gefahr, Soldaten und Pöbelschaaren theilten sich in die Herrschaft. Als Husein Ibn Alkasim mit dem Ehrentitel Amid Aldawlah (Stütze des Reichs) zum Vezier 931.
erhoben ward, schien die Ordnung zurückzukehren. Bald jedoch entzweite sich derselbe mit dem herrschsüchtigen Munis. Der Chalife, der ohne Haltung bald dem Einen bald dem Andern sich näherte, und dessen Ansehen bei dem Volke so sehr gesunken war, daß einst in der Moschee der Vorbetende, als er für denselben das Gebet verrichten wollte, mit Schmähungen von der Kanzel getrieben wurde, weil es gottlos sei, für einen Mann zu beten, „der sich mit seinen Sängern und Frauen belustigt, statt sich mit den Anliegen der Moslimen zu beschäftigen und für die Sicherheit der Grenzen und heiligen Städte zu wachen," ließ sich endlich von den Gegnern des Munis bereden, den Feldherrn, der vor den Thoren Bagdads lagerte, zu bekriegen. Umgürtet mit dem Muktadirs Ausgang.
Schwerte des Propheten, das Reichsscepter in der Hand und in das heilige Gewand gekleidet, rückte er an der Seite seines Sohnes und des Veziers ins Feld, begleitet von vielen Geistlichen und Sclaven mit dem Koran auf der Lanzenspitze. Nach kurzem Kampfe wurde seine Mannschaft in die Flucht geschlagen; er selbst gerieth in Gefangen- Oct. 932.

schaft und wurde, nachdem ihn die Feinde seiner heiligen Abzeigen beraubt, niedergehauen und sein Kopf dem bestürzten Munis überbracht, der am Gefechte selbst keinen Antheil genommen und diesen Ausgang weder gehofft noch gewünscht hatte.

Ein solches Regiment der Schwäche und Lasterhaftigkeit war nicht vermögend, die bereits gestörte oder gelockerte Reichseinheit herzustellen. Wir haben oben gemeldet, wie die ismaelitischen Secten, insbesondere die Karmaten und Fatimiden, die Autorität des Chalifen erschütterten und die Reichseinheit störten. Je schwächer und haltloser das Chalifenregiment in Bagdad auftrat, desto größere Fortschritte machten die verschiedenen, trotz der inneren Spaltung von gleichem Fanatismus erfüllten Secten der Schiiten in allen Theilen des Reichs. Nicht genug, daß die Karmaten die heilige Stadt Mekka mit Raub und Mord füllten und die Obeiditen oder Fatimiden in Kairawan ein Reich gründeten, das sich bald über Aegypten und Sicilien erstreckte; auch in
† 917. Deilem und Tabaristan erlangten die Schiiten durch den Aliden Naßir Alutrusch (der stumme Sieger) wieder einige Vortheile; doch wurde hier, Dank der Macht der Samaniden, die schwarze Fahne der Abbasiden nie auf die Dauer durch die weiße der Aliden verdrängt. In Moßul und Mesopotamien bis nach Armenien erhob sich das Geschlecht
Hambaniden. der Hamdaniden zu immer größerer Macht, bald begünstigt von den Chalifen und gegen die zahlreichen Rebellen anderer Provinzen ausgesandt, bald im Ungehorsam und im Aufstande gegen dieselben. Daß trotz aller dieser inneren Kriege und Empörungen die Byzantiner unter Muktadir keine dauerhaften Vortheile in ihren Feldzügen zu erringen vermochten, hatte seinen Grund in den tiefgreifenden Zerrüttungen, denen auch der christliche Kaiserhof zu derselben Zeit durch Intriguen, Kirchenstreitigkeiten und die Umwälzungsversuche ehrgeiziger Thronbewerber ausgesetzt war, so wie in den übrigen zahlreichen Feinden, welche im Norden und Westen das Reich bedrängten.

Kahir. 932—934. Nach Muktadir's tragischem Ende wurde Mohammed Alkahir, Sohn des früheren Chalifen Mutadhid, gegen den Willen des Munis auf Antrag des Oberstkämmerers Belik zum Chalifen ausgerufen. Die Wahl war die unglücklichste, die getroffen werden konnte. Ohne eigenes Vermögen, so daß er den Truppen nicht die üblichen Geschenke geben konnte und zu der Huldigungsfeier sich fremden Schmuck und Prachtgewänder borgen mußte, suchte er zuerst die leeren Kassen durch Raub und Erpressung zu füllen. Muktadir's Mutter wurde durch Folterqualen zur Herausgabe ihrer Reichthümer gezwungen, dann folgten die Söhne, Freunde und Beamten des ermordeten Fürsten. Und während Kahir selbst allen Lüsten und Lastern, besonders der Trunksucht fröhnte, trat er nach außen als „Sittenverbesserer" auf, verbot Wein und Spiel, Sänger und Musiker, und trug eine strenge Religiosität zur Schau. Einen Vorzug hatte er jedoch vor seinem Vorgänger voraus, er war klüger und selbstständiger. Als die Befehlshaber der Truppen, Munis, Belik und dessen Sohn Ali, die in Verbindung mit dem Vezier Ibn Moklah über ihn zu herrschen gedachten, merkten, daß er sich ihrem Einflusse entzog und auf eigene Hand regierte, trachteten sie ihm nach dem Leben. Aber durch Verräther vor ihren Plänen gewarnt, kam er ihnen zuvor. Die Häupter der Verschwornen wurden eingekerkert, ihres Vermögens beraubt und dann, als Versuche zu ihrer Befreiung gemacht wurden, enthauptet; der von den Verschwornen zum Chalifen bestimmte Sohn Muktafi's ward lebendig eingemauert. Aber Kahir's Regiment war von kurzer Dauer. Der Vezier Moklah, dem es gelungen war zu entfliehen, zog unter allerlei Verkleidungen im Lande umher und suchte dem Tyrannen Feinde zu bereiten. Gewonnene Astrologen und Wahrsager unterstützten seine Bemühungen. In einer Nacht drang Sima, Oberst der mit der Palastwache betrauten Sadjiten, von Zeichendeutern aufgereizt, in die Gemächer des Chalifen, ließ ihn,
April 934. als er die verlangte Abdankung verweigerte, der Augen berauben und in Kerker bringen

und bewirkte dann die Erhebung des aus dem Gefängnisse herbeigeholten Sohnes des Chalifen Muktadir, Abu-l-Abbas Ahmed, mit dem Beinamen Alradhi. Der entthronte Chalife wurde nach zehnjähriger Haft in Freiheit gesetzt und beschloß sein Leben als blinder Bettler im Jahr 950.

Unter Alkahirs Regierung bemächtigten sich die drei Söhne des Deilemitischen Häuptlings Bujeh der Provinz Fars mit der reichen Stadt Schiras und wurden die Stifter der mächtigen Dynastie der Bujiden, die, mochte ihre Abstammung von dem persischen Königsgeschlechte wirklich oder erfunden sein, vom Schicksal bestimmt waren, den Abbasiden in Bagdad die weltliche Herrschaft zu entreißen. Zwar bestiegen nach Kahir's Sturz noch vier Chalifen aus diesem Hause den Herrscherstuhl in Bagdad, aber das entartete Geschlecht war keiner Erhebung mehr fähig. Dieselben Erscheinungen, die schon seit mehr als einem Jahrhundert in ewigem Einerlei zu Tage traten, ein frevelhaftes Ränkespiel mit Gräueln und Lastern am Hofe, Empörungen und Bürgerkriege in den Provinzen, und die abwechselnde Herrschaft ehrsüchtiger Veziere und übermüthiger Heerführer (Emire Alumara) dauerten fort. „Radhi war der letzte, der den Titel eines Beherrschers der Gläubigen verdiente, der letzte, der zum Volk redete oder sich mit Gelehrten besprach, der letzte, der in dem Aufwande seines Haushaltes den Reichthum und die Pracht der alten Chalifen zeigte.“ Emporkommen der Bujiden. 934.

Unter Radhi theilte sich anfangs der Vezier Ibn Moklah mit dem Oberbefehlshaber Mohammed Ibn Raik in die Regierung, bis der letztere eine Art Militärdictatur gründete, so daß er der eigentliche Gebieter war, dessen Name sogar neben dem des Chalifen im Kirchengebet genannt ward, und mit Hülfe der neuen türkischen Leibwache, welche ihr Häuptling Badjkam ihm aus dem Norden zuführte, dem Reich und dem Beherrscher Gesetze gab. Moklah, der an seinem Sturze arbeitete, wurde verstümmelt in den Kerker geworfen, wo er sein Leben beschloß. Aber einige Monate darauf wurde Ibn Raik selbst von seinem Verbündeten gestürzt, und während er in Syrien sich im Kampfe mit den Ichschiden in Damaskus eine unabhängige Herrschaft gründete, ging die Würde eines Emir Alumara in die Hände Badjkams über. Radhi selbst, ein frommer, milder und friedliebender Fürst, begnügte sich mit dem Schatten von Ehre und Herrscherwürde, die ihm die Befehlshaber noch gönnten; er hielt jede Woche eine kleine Predigt (Chutbah) in der Moschee, beschäftigte sich mit der Anordnung seines kleinen Hofstaates und der herkömmlichen Ceremonien und wendete die Stunden seiner Muße der Dichtkunst zu; aber die noch von ihm erhaltenen Verse über die Hinfälligkeit aller menschlichen Dinge, über die Hoffnungen und Täuschungen des Lebens, über die Vernichtung der Jugend durch Alter und Tod, sind ein treues Bild des hinsinkenden Reiches. Radhi 934—940. 938. Ichschiden in Damaskus.

Als Radhi im 33. Lebensjahr ins Grab sank, erhob Badjkam dessen Bruder Ibrahim, genannt Almutakki Billahi (der Gott Fürchtende), auf den Thron. Man merkte kaum den Wechsel in der Regierung. Um so größere Folgen hatte es, als einige Monate darauf Badjkam im Gefechte mit einer kurdischen Räuberschaar mit einer Lanze durchbohrt ward. Nun geriethen die Truppen, die seine feste Hand zusammengehalten, in Hader und Zwiespalt, indem die Türken und Deilemiten sich trennten und eigene Führer wählten. Die Umstände benutzte Ibn Raik zur Rückkehr nach Bagdad, wo er Mutakki. 940—944. 941.

zum zweitenmale sich der Würde eines Emir Alumara bemächtigte. Aber schon nach sechs Monaten wurde er durch einen Aufstand abermals zur Flucht genöthigt und verrätherischer Weise ermordert. Der Chalife, der zuerst seine Erhebung und dann seine Ermordung gebilligt, überließ sich nun den Hamdaniden; allein die Türken und Deilemiten wollten keinen Gebieter arabischen Geschlechts über sich erkennen. Nach einem heftigen Kampfe zwischen der Garde und den von der Stadtmiliz unterstützten Hamdaniden in den Straßen von Bagdad, wurden die letzteren zur Flucht gezwungen und der
Juni 943. türkische Häuptling Turun hielt als Emir Alumara seinen Einzug in die Hauptstadt. Halb freiwillig, halb gezwungen folgte der Chalife den Hamdaniden und nahm seinen Aufenthalt in Moßul, ließ sich dann aber durch die Eidschwüre Turuns bewegen, mit demselben wieder nach Bagdad zurückzukehren. Aber noch ehe sie die Stadt erreichten,
Oct. 944. wurde er in Sindijeh auf Befehl des frevelhaften Türken geblendet und an seiner Statt der Sohn des Chalifen Almuktafi, Abd Allah, mit dem Beinamen Almustakfi oder Imam Alhakk, auf den Thron erhoben. Doch schon im nächsten Jahre erlag Turun seinen epileptischen Anfällen, worauf Abu Djafar, der schon bisher seine rechte Hand gewesen, die Würde eines Oberbefehlshabers übernahm.

Mustakfi. 944—946. Als Mustakfi, der „Imam der Wahrheit,“ den Stuhl des Chalifen bestieg, beschränkte sich die weltliche Herrschaft des Fürsten der Gläubigen auf das Weichbild von Bagdad. Im Osten herrschten die Bujiden und Samaniden und stritten mit einander um den Besitz von Rei und den umliegenden Provinzen; in Mesopotamien lag die Gewalt in den Händen der Hamdaniden, die mit den Ichschiden um das nördliche Syrien kämpften, in Bahrein und Jamamah geboten die Karmaten, Afrika gehorchte den Fatimiden, in Tabaristan und Djordjan hatte sich ein Geschlecht aus Deilem zur Fürstenmacht aufgeschwungen. Zugleich fielen die Griechen in Armenien und Mesopotamien ein und kehrten erst zurück, als ihnen das in Roha (Edessa) aufbewahrte Schweißtuch mit dem Gesichte des Erlösers ausgeliefert ward. Selbst in Bagdad herrschte in Folge von Hungersnoth und Krankheit Aufruhr und
Die Bujiden ziehen in Bagdad ein. Empörung. Diese Umstände benutzte Muiz Addawlat (Verherrlicher des Reichs), das Haupt der in Fars und Chusistan mächtigen Bujiden, zum Angriff auf die Hauptstadt des ohnmächtigen Chalifenreichs. Abu Djafar, im Treffen besiegt, flüchtete sich mit seiner zusammengeschwundenen Türkenschaar nach Moßul, worauf die Bujiden ohne Widerstand in Bagdad einzogen. Der Chalife Mustakfi unterwarf sich dem Sieger, der den neuen Titel Sultan annahm, und war bereit, sich mit der geistlichen Würde eines Hohenpriesters zu begnügen; dennoch wurde er wegen seiner Verbindung mit den Türken und Hamdaniden
Jan. 946. gleich seinen beiden Vorgängern geblendet und Abu-l-Kasim, der als Feind der Türken bekannte Bruder Mutakki's, zum Fürsten der Gläubigen erhoben. Er nahm den Titel Almuti Billahi „der Gott Gehorchende“ an; aber er hatte auch einem weltlichen Herrn zu gehorchen, dem Bujiden Muiz, dem ersten Sultan von Bagdad und mußte sich mit dem Jahrgehalte begnügen, den die Gnade des neuen Gebieters dem Stellvertreter des Propheten aussetzte.

6. Die Staaten des Westens unter dem Einfluß der Moslim.

A. Die Omejjaden in Spanien.

Die Zwietracht und Zerrissenheit der Westgothen, der kurzsichtige Egoismus der Großen und die Mißverhältnisse der herrschenden Stände zu den Geringen im Volke und zu den gedrückten Juden hatten die pyrenäische Halbinsel den Waffen der Moslim unterworfen und die rasche Eroberung erleichtert. Die Anhänger des Koran, aus allen Völkern und Stämmen zusammengesetzt und nur einig im Glauben und in der Heftigkeit der Begierden und Leidenschaften, verbreiteten sich über das ganze Land, nahmen Besitz von den Städten und Feldern und legten den christlichen Einwohnern Zins und Schoß auf, der je nach der Haltung der Unterworfenen oder der Gemüthsart der Statthalter und Befehlshaber bei den Einen höher bei den Andern niedriger war. Bei den Ansiedelungen der Moslim war man bedacht, die Genossen desselben Volkes oder Stammes zu vereinigen, um die Feindseligkeiten und Reibungen der Einzelnen, welche den Fortgang der Waffen in Gallien gehemmt hatten, welche die Ausdehnung der christlich-gothischen Herrschaft in Asturien über die benachbarten Gebirgsländer begünstigten, welche im Innern Ordnung und friedliche Verwaltung niederhielten, zu vermindern oder zu verhüten. Aber die Aufstände und Bürgerkriege, erzeugt durch die unbeugsame, leidenschaftliche Natur der Araber und angefacht und genährt durch den Ehrgeiz und die Herrschsucht einzelner Häupter, wie durch die Thronkämpfe im Morgenlande, dauerten ungeschwächt fort, stürzten das Land in Elend und Verwirrung und führten die Eroberer einem Zustande der Anarchie entgegen, welcher der Herrschaft der Moslim im Abendlande den Untergang bereiten mußte, sobald derselben eine feste geordnete Macht entgegentrat. Da entsandte das Haus Omejja dem bedrängten Islam des Abendlandes einen Retter. Die weiße Fahne, die in Damaskus niedergeworfen und mit Blut gefärbt worden, diente in Spanien allen Verehrern des Koran als Mittelpunkt und Banner der Einigung. Zustände in Spanien.

Der Statthalter **Okba**, unter dem die Araber an die Rhone gezogen waren, Okba
hatte den Ausgang des blutigen Krieges, der zu gleicher Zeit in Afrika und Spanien
zwischen den Berbern oder Mauren und den Arabern wüthete, nicht überlebt. Erst
seinem Nachfolger **Abd Almalik**, den Okba selbst bei seinem herannahenden Tode Abd Almalik.
zur Statthalterschaft empfohlen, gelang es, die Aufstände niederzuschlagen und das 741.
Ansehen des Chalifen aufs Neue zu befestigen. Doch schon im nächsten Jahr erlag der 742.
greise Heerführer vor den Mauern Cordova's den Waffen des Rebellenführers Belik,
der den Kopf des Getödteten auf der Brücke vor dem Thore aufpflanzen ließ. Aber
auch Belik sank bald darauf in der Schlacht durch die Lanze von Okba's Sohn Abd 743.
Errahman, worauf der Oberstatthalter von Afrika den tapfern Feldherrn **Abu-l-** Abu-l-Chatar.
Chatar zum Verwalter und Heerführer in Spanien ernannte. Als dieser mit einer

beträchtlichen Mannschaft vor Cordova eintraf, fand er das Land in voller Anarchie, indem die einzelnen Völkerschaften Araber, Syrer, Aegypter, Mauren mit einander im offenen Kampf lagen. Nachdem er die Widerspenstigen mit fester Hand zur Unterwerfung gebracht, suchte er den Reibungen und ferneren Kriegen dadurch vorzubeugen, Die Landvertheilung. daß er eine neue Ländertheilung nach den Nationen vornahm. Die schönsten und fruchtbarsten Landstrecken im Süden wies er den syrischen und arabischen Stämmen an; die Aegypter erhielten Murcia zum Besitz; die Söhne Palästina's Xerez und Sidonia; die Irakaner und die Afrikaner aus Kairawan wurden am Ebro und Duero angesiedelt. Und um die neue Heimath den neuen Ansiedlern noch vertrauter zu machen, wurden die spanischen Wohnsitze mit vaterländischen Namen belegt. Sevilla hieß Emesa; Jaen Kinisrin; Elvira Damaskus. Tadmir (Murcia), wo Theodomir's Sohn Athanagild noch ein christlich-gothisches Fürstenthum besaß, verlor nun gleichfalls seine bisherige Unabhängigkeit und wurde der mohammedanischen Herrschaft unterworfen. Abu-l-Chatar erreichte indessen seinen Zweck keineswegs. Die weniger begünstigten Völkerschaften erhoben abermals die Fahne der Empörung unter zwei verwegenen Führern, Zumeil und Thuaba. Abu-l-Chatar gerieth in Gefangenschaft und als er, von einer Schaar Getreuen befreit, das Glück der Schlacht versuchte, verlor er vor Cor-Oct. 745. dova Sieg und Leben. Nun war die Verwirrung größer als zuvor; und da bei den anarchischen Zuständen, die damals im ganzen Chalifenreich obwalteten, weder von Kairawan noch von Damaskus Hülfe zu erwarten war, so beschlossen die Häuptlinge 746. der einzelnen Völkerschaften sich selbst ein Oberhaupt zu setzen. Auf einer Zusammen-Jusuf el Fehri. kunft wählten sie Jusuf Ibn Abd Errahman el Fehri genannt, einen Mann von Erfahrung, Verstand und Muth, aus dem Stamme der Koreischiten. Auch Zumeil fügte sich der Wahl, zumal da Thuaba um dieselbe Zeit starb, und erkannte Jusuf als Statthalter an. Aber wie sehr auch Jusuf bemüht war, durch gerechte und umsichtige Regierung Frieden und Ordnung herzustellen und die Moslemin zum gemeinsamen Widerstand gegen die Fortschritte der aus den asturischen Bergen vordringenden christlichen Westgothen zu vereinigen, die Parteiwuth zwischen den einzelnen Stämmen und Völkerschaften, die damals das ganze islamitische Reich in Aufruhr und Bürgerkriege gestürzt hatte, die im Osten die weiße Fahne der Omejjaden in den Staub warf und die schwarze Standarte der Abbasiden in Kufa und Damaskus aufrichtete, war auch in Spanien schon zu tief eingerissen, als daß Vernunft und Besonnenheit über Ehrgeiz und Leidenschaft einen leichten Sieg hätten erlangen können. Amar, ein arabischer Häuptling von vornehmer Herkunft und großen Reichthümern, früher Befehlshaber zur See (Emir oder Amir al Ma, daher Admiral), hoffte bei der Verwirrung, die den Umsturz des Chalifenstuhles in Damaskus begleitete, sich die Herrschaft über Spanien zu erwerben. Unterstützt von dem Racen- und Stammeshaß, den er aufs Neue weckte, gab er abermals die Losung zum Bürgerkrieg. An der Spitze seiner zahlreichen Anhänger, größtentheils Mauren und Irakaner, zog er zum Kampf aus wider Jusuf und Zumeil, auf deren Seite die Araber aus Jemen, die Syrer und Aegypter standen. Ganz Spanien schied sich in zwei Heerlager; in Stadt und Land wüthete der leidenschaftlichste Parteienkampf; die Dörfer und Meierhöfe wurden in Asche gelegt, die Felder verwüstet, die Ernten zertreten; Hunger und Noth lagerten sich über das unglückliche Land, schreckliche Himmelszeichen ängstigten die Menschen; es schien als ob die Herrschaft der Araber in der spanischen Halbinsel durch die selbstmörderische Wuth der Abd Errahman der Omejjade landet in Spanien. Eroberer wieder zu Grunde gehen sollte.

Aus dieser Bedrängniß wurden die Moslemin in Spanien durch den 755. flüchtigen Sprößling des Hauses Omejja gerettet. Wir haben gesehen, wie

wunderbar Abd Errahman durch die Treue und Gastfreundschaft der Beduinen den Nachstellungen der Abbasiden und ihrer Gehülfen entgangen war. Als er bei den Zanaten von dem anarchischen Zustande der Halbinsel Kunde erhielt, schickte er seinen getreuen Sclaven Bedr über die Meerenge, um ihm durch Unterhandlungen mit den Häuptern der Araber den Weg zu bahnen und traf dann Anstalten, ihm mit etwa tausend afrikanischen Reitern, die sich dem erlauchten Flüchtling angeschlossen, nachzufolgen.

Jusuf und Zumeil zogen gerade von Saragossa, wo sie die Gegner bezwungen, über Toledo nach Cordova, den gefangenen Amar und seinen Sohn Wahib in Ketten mit sich führend, als sie durch die Nachricht erschreckt wurden, Abd Errahman der Omejjade sei bei Al Monkab (Almunecar) an der Küste Andalusiens gelandet und ziehe, von vielen Häuptlingen und von dem jauchzenden Volke als Retter begrüßt mit bedeutenden Streitkräften landeinwärts, um die Herrschaft Spaniens als Erbtheil seines Hauses anzutreten. Die Botschaft warf einen dunkeln Schatten auf den Triumphzug der Sieger; und um den überwundenen Gegnern jede Möglichkeit zu rauben, sich durch Anschluß an Abd Errahman für die Niederlage zu rächen, gab Jusuf Befehl die Gefangenen niederzustoßen. Es war eine zwecklose Grausamkeit, die den Urhebern selbst zum Verderben gereichte. Empört über die blutige That und von Abd Errahmans aufgehendem Glücksstern angezogen, verließen die Krieger in großer Menge während der Nacht das Lager und eilten dem jugendlichen Fürsten entgegen, der eben von Sevilla am Quadalquivir heraufzog, um sich der von Jusufs Sohn vertheidigten Hauptstadt Cordova zu bemächtigen. Von allen Seiten strömten ihm Schutzverwandte und Anhänger zu. Die fürstliche Abkunft, die überstandenen Gefahren und wunderbaren Rettungen flößten dem Volke Interesse ein für den Chalifensohn, der im Glanze der Jugend prangte und dessen hohe, Ehrfurcht gebietende Gestalt und dunkler Feuerblick den inneren Heldensinn verrieth. Bei Musara, westlich von Cordova, trafen die Heere auf einander. Beide Führer sehnten sich nach einer Schlacht, Abd Errahman, von seinen Gegnern der „Usurpator“ (al Dakhel) gescholten, um möglichst bald eine Entscheidung seines Schicksals herbeizuführen; Jusuf und Zumeil im Vertrauen auf die Uebermacht ihrer Truppen, deren Zahl bei längerem Zögern durch Abfall und Flucht vermindert werden konnte. Mit den ersten Strahlen der Morgensonne begann das Reitertreffen und schon um die Mitte des Tages waren Jusuf und Zumeil auf der Flucht und ihr Heer zersprengt. Bald folgte ihnen Jusufs Sohn mit der Besatzung von Cordova, worauf Abd Errahman ohne Gegenwehr in die Hauptstadt einzog. Zwar gelang es dem unermüdlichen Häuptling neue Schaaren um sich zu sammeln und durch nächtliche Märsche auf wenig besuchten Pfaden sich der Stadt abermals zu bemächtigen; als jedoch eine zweite Schlacht in der Nähe von Elvira abermals zu Gunsten des Omejjaden entschied, erklärte sich Jusuf el Fehri auf Zumeils Rath zur Unter-

Jusufs u. Zumeils Niederlage u. Ausgang.

Aug. 755.

werfung bereit. Abd Errahman nahm die Friedensanträge gern an. Er gewährte dem Fehri und seinen Anhängern Vergessenheit des Vergangenen und Sicherheit für die Zukunft, unter der Bedingung, daß er alle festen Plätze und Vorrathshäuser ausliefere und seinen ständigen Aufenthalt in Cordova nehme. Aber nur kurze Zeit ertrug Jusuf die Demüthigung. Je mehr der neue Chalifenhof an Glanz und Autorität zunahm, desto mehr wurde sein ehrgeiziges Herz von Neid und Unmuth über das Glück des „Usurpators" verzehrt. Er entfloh aus den Mauern Cordova's, und im Süden und Westen neue Banden um sich sammelnd, pflanzte er abermals die Fahne der Empörung und des Bürgerkriegs auf. Das Glück war jedoch von dem Fehri gewichen. Unweit Merida von Abd Almalik Ibn Omar, dem Befehlshaber von Sevilla, in der
Nov. 759. Feldschlacht besiegt, fand er den Tod, ungewiß ob durch die Waffen der Feinde im Kampfgewühle oder auf der Flucht durch Verrath. Sein Haupt wurde über dem Stadtthore von Cordova aufgepflanzt. Zumeil betrauerte seinen Waffengefährten in der Zurückgezogenheit des Privatlebens; die drei Söhne Jusufs dagegen unternahmen es den Tod ihres Vaters mit dem Schwerte zu rächen. Aber es währte nicht lange, so sahen die Bürger von Cordova das Haupt des ältesten, eines tapfern Kriegsmannes, neben dem des Vaters vom Thore auf die Stadt niedergrinsen. Auch der zweite Sohn, Abu-l-Aswad, gerieth nach heftigem Widerstande hinter den Mauern Toledo's in die Hände des Chalifen, der zwar sein Leben schonte, ihn aber in strengem Gewahrsam hielt. Sein Schicksal theilte Kasim, des Fehri's dritter Sohn, der an der Spitze kühner Raubschaaren sich der Städte Sidonia und Sevilla bemächtigt hatte. Von Abd Errahman selbst in einem Treffen besiegt büßte er im Thurme von Toledo in Ketten und Banden sein mißlungenes Unternehmen. Und um von jeder ferneren Schilderhebung abzuschrecken, verfuhr der Chalife gegen alle Verwandte und Anhänger dieses trotzigen Geschlechtes mit blutiger Strenge. Unter den Opfern seiner Rache befand sich auch Zumeil, der im Verdacht eines Einver-
760. ständnisses mit den Rebellen nach Toledo gebracht und enthauptet ward.

Niederlage u. Tod des abbasidischen Feldherrn Ali Ibn Mughith. 762.

Kaum war dieser Feind niedergeworfen, so setzte die Nachricht, daß Ali Ibn Mughith mit einem beträchtlichen Heere Afrikaner unter der schwarzen Fahne der Abbasiden in Andalusien gelandet wäre, um im Namen des Chalifen Al Manßur die Omejjaden in ihrem letzten Sprößling zu vertilgen und die Einheit des Chalifenreiches herzustellen, das ganze Land in neue Aufregung und Zwietracht. Aber auch dieser Gefahr begegnete der rasche, thatkräftige Abd Errahman mit Muth und Entschlossenheit. Am Ufer des Quadalquivir in der Gegend von Sevilla stieß das Omejjadische Reiterheer auf das Lager des Afrikaners, in dem bereits der kurz zuvor begnadigte Hischam Ibn Adra el Fehri, ein Verwandter Jusufs, an der Spitze vieler Mißvergnügten eingetroffen war. Abd Errahman beschloß eine Schlacht zu liefern, ehe sich der Gegner durch die von allen Seiten herbeiströmenden Schaaren unruhiger Gesellen, die in den

Wechselfällen des Krieges Befriedigung ihrer zügellosen Gelüste zu finden hofften, verstärkt hatte. Den Muthigen begünstigte das Glück. Abd Errahman rächte die Niederlage seines Hauses am Zab durch einen vollständigen Sieg über die Waffen der Abbasiden. Unter den 7000 Gefallenen, die das Schlacht- 762.
feld deckten, fand sich auch die Leiche des Feldherrn Ali Ibn Mughith. In seinem abgeschlagenen Haupte, das ein kühner Araber in der Nacht auf dem Marktplatze von Kairawan aufpflanzte mit der Inschrift: „So straft Abd Errahman die Frevler," empfing der Statthalter von Afrika die erste Kunde von dem Schicksale des Sohnes. „Wohl uns, daß die Fluthen des Meeres uns trennen von dem Schrecklichen!" soll der Chalife ausgerufen haben, als ihm auf einer Pilgerfahrt nach Mekka die Nachricht von dem Untergange des Heeres und seines Führers überbracht wurde.

Hischam entfloh von der Wahlstatt und trieb sich noch einige Zeit mit seiner Kriegerschaar in den Städten und Gebirgen des Südens umher, bis er bei einem verzweifelten Ausfall in die Gewalt Abd Errahmans fiel, der ihn sogleich enthaupten ließ. 764.
Sein Kopf wurde über die Mauer von Toledo geschleudert und verbreitete solchen Schrecken, daß die Stadt jeden weiteren Widerstand aufgab und dem Sieger die Thore öffnete. Aber Kasim, Jusufs Sohn, der aus dem Gefängniß befreit worden war, rettete sich schwimmend über den Fluß, und in den Gebirgen neue Haufen Volks um sich sammelnd führte er ein Freibeuterleben und vermehrte die Unsicherheit und Gesetzlosigkeit, die sich über den ganzen Süden der Halbinsel gelagert hatte.

Abdelgafer el Meknasi und seine Bande.

Denn zu den übrigen Streitigkeiten gesellte sich nun auch noch religiöser Fanatismus, als Abdelgafer el Meknasi, ein schiitisches Sectenhaupt, der sich für einen Abkömmling der Fatima ausgab, mit einem Haufen afrikanischer Abenteurer in Spanien landete und durch seine Freigebigkeit eine Menge un- 766.
zufriedener Moslemin an sich lockend, von den Gebirgen aus die Städte Andalusiens mit Raub und Krieg heimsuchte. Durch neue Zuzüge aus Afrika verstärkt griffen sie Sevilla an. Der Befehlshaber dieser Stadt, Abd Almalik, 768.
schickte seinen Sohn gegen sie aus; er wurde geschlagen und kehrte als Flüchtling zurück. „Stirb, Elender," rief der ergrimmte Vater ihm zu, „du bist nicht meines Bluts, nicht aus dem Stamme der Merwan!" und durchbohrte ihn mit der Lanze. Mehrere Jahre trieben sich die räuberischen und schwärmerischen Horden in den Schluchten und Bergen der Sierra Morena herum, bis sie endlich in der Gegend von Ecija am Ufer des Xenil der Streitmacht Abd Errah- 772.
mans erlagen. Als die Hauptführer in der Schlacht oder auf der Flucht gefallen waren, verlief sich die Menge, und der Sieger benutzte die kurze Friedenszeit, um durch Erbauung von Kriegsschiffen und Aufstellung schnellsegelnder Geschwader in den Hafen- und Küstenstädten künftigen Landungen afrikanischer Heerhaufen vorzubeugen.

Empörung Huseins el Abdari in Saragossa.

Abd Errahmans Regierung sollte nicht durch die Segnungen des Friedens glänzen. Kaum hatte er den Süden beruhigt, so rief ihn der Abfall des Abdariden Husein Ibn Jahja von Saragossa nach dem Norden. Im Vertrauen

auf die Hülfe der Franken, mit denen er einen Bund geschlossen, und auf die den Omejjaden feindselige Stimmung seiner Stammesgenossen, hielt Husein die Einwohner von der Entrichtung des Zehnten an den Omejjadischen Herrscher ab und erklärte den Chalifen von Bagdad für den rechtmäßigen Herrscher. Und als er durch Abd Almalik Ibn Omar, den Abd Errahman zum Befehlshaber über die Landschaft zwischen Ebro und Pyrenäen eingesetzt, ins Gedränge kam, flüchtete er sich mit einigen Getreuen zu Karl dem Großen, der gerade in
777. Paderborn eine Reichsversammlung abhielt und flehte dessen Hülfe an. Wir werden später den berühmten Feldzug kennen lernen, auf dem der Frankenkönig
778. mit zwei Heerhaufen die Pyrenäen überstieg, den vertriebenen Statthalter Husein, von den fränkischen Schriftstellern Ibn Alarabi genannt, und seine Freunde wieder in ihre Stellen einsetzte und sich ihrer Treue durch Lehnseide und Geißeln versicherte, aber auf dem Rückzuge von den kriegerischen Basken im Thale Roncevalles überfallen den Untergang seiner Bundesgenossen nicht verhindern konnte. Nach einer zweijährigen Belagerung eroberte Abd Errahman die Haupt-
780. stadt Saragossa, ließ den verrätherischen Husein und die übrigen ungetreuen Befehlshaber hinrichten und brachte alles Land bis an die Pyrenäen, mit Einschluß der baskischen Berge, zur Unterwerfung und zur Anerkennung seiner Hoheitsrechte.

Kampf mit den Söhnen Jusufs el Fehri.

Einige Jahre vor seinem Tode mußte Abd Errahman noch einmal das Schwert ergreifen gegen das Geschlecht der Fehri, die ihren Fall nie verschmerzen konnten. Seit vielen Jahren schmachtete Jusufs zweiter Sohn, Mohammed Abu-l-Aswad im finstern Kerker zu Cordova. Da täuschte er durch das Vorgeben, daß er erblindet sei, die Wächter; arglos gestatteten sie dem Unglücklichen in den Vorhöfen des Gefängnisses sich zu ergehen. Diese Freiheit benutzte er um mit Hülfe einiger Anhänger seines Hauses zu entfliehen. Gleich seinem Bruder Kasim schwamm er über den Strom und eilte dann auf einem bereit stehenden Pferde ins Gebirge. Der Name der Fehri war noch mächtig genug, viele unzufriedene, beutesüchtige Moslemin anzulocken. In Kurzem vereinigte Abu-l-Aswad 6000 streitlustige Krieger unter seiner Fahne, mit denen er, geschützt durch die Berge und Schluchten, einen wechselvollen Bandenkrieg wider die Truppen des Chalifen führte, besonders seitdem sein Bruder Kasim mit seinen Schaaren zu ihm gestoßen. Erst als Abd Errahman, der alte Kriegsheld, selbst gegen das Brüderpaar ins Feld zog, wurden die Rebellen überwunden. Nach einer blutigen Niederlage entfloh Abu-l-Aswad mit wenigen Getreuen in die
786. Einsamkeit der Wälder, wo er bald durch den Tod von allen Leiden und Wechselfällen erlöst ward. Kasim gerieth in Gefangenschaft und wurde in Ketten dem nach Cordova zurückgekehrten Herrscher vorgeführt. Dieser fühlte Mitleid mit dem letzten Sprößling des vom Unglück so schwer gebeugten Geschlechtes. Er begnadigte den Sohn des Fehri und gewährte ihm die Mittel um seinem Stande gemäß zu leben.

Abd Errahmans letzte Lebensjahre und Tod.

Damit ging die kriegerische Laufbahn Abd Errahmans zu Ende. Die zwei letzten Jahre, die das Schicksal noch seinem Leben zutheilte, wandte er ausschließlich den Künsten des Friedens, der Pflege der Wissenschaften, den Freuden der Jagd, der Anordnung der Erbfolge zu. In der Hauptstadt Cordova, die schon früher von ihm mit schönen Gebäuden und mit prächtigen Gartenanlagen geschmückt worden war, ließ er in der Nähe des Herrscherpalastes (Alkazar) die große Moschee nach seinen eigenen Plänen aufführen, das Meisterwerk arabischer Baukunst, das den Moscheen von Damask und Bagdad an Größe und Pracht gleichkommen oder sie übertreffen sollte; „neunzehn geräumige Eingänge führten durch eben so viele Reihen marmorner Säulen zu der Kibla; über 80,000 Dinare hatte Abd Errahman auf den Bau verwendet, und doch hatte er nicht die Freude, das Ganze vollendet zu sehen.“ Als Abd Errahman sein Ende herannahen fühlte, berief er die Präfecten (Walis) der sechs Provinzen, die Befehlshaber der bedeutendsten Städte und die angesehensten Beamten und Richter sammt dem höchsten Würdenträger des Reichs, Hadjeb, in seinen Palast und erklärte seinen dritten Sohn Hischam, den ihm seine geliebteste Gattin in Spanien geboren, zu seinem Nachfolger. Alle Anwesenden, selbst die zwei älteren Söhne, Suleiman und Abd Allah, fügten sich ehrfurchtsvoll dem Willen des gewaltigen Herrschers, der milde und großmüthig gegen Unterwürfige und Demüthige war, aber jeden Widerstrebenden erbarmungslos niederwarf. Bald nachher starb Abd Errahman zu Cordova in den Armen seines Sohnes; und derselbe Palast, den er lebend bewohnt, nahm auch seinen Leichnam auf. Oct. 788.

Sein Charakter.

Nur ein Mann von großen Eigenschaften war im Stande, unter so schwierigen Verhältnissen, wie sie damals in Spanien obwalteten, einen erblichen Thron aufzurichten. Und daß Abd Errahman mit solchen Herrschergaben ausgerüstet war, unterliegt keinem Zweifel. Von klarem Blick, von festem Willen, rasch im Entschließen und von starker Hand in der Ausführung überwand er die inneren und äußeren Feinde, bestand siegreich die Angriffe der mächtigsten Beherrscher der Zeit im Abendlande und im Morgenlande und wurde der Gründer einer Dynastie, die über zwei Jahrhunderte von den Säulen des Hercules bis an den Fuß der Pyrenäen das Scepter führte. Und wie vielbewegt sein Leben war, er fand doch noch Muße zur Dichtkunst und zu wissenschaftlichen Beschäftigungen und oft vertauschte er das Schlachtschwert mit dem Jagdspeer, um dem Waidwerk nachzugehen, seiner größten Lust und Freude. Daß in seinem Alter sein Angesicht durch den Verlust eines Auges entstellt war, benahm seiner hohen ehrfurchtgebietenden Gestalt nichts von der früheren Würde und Majestät. Auch Hannibal und Sertorius, hervorragende Heldennamen in der spanischen Geschichte, litten an diesem Gebrechen. Obwohl durch Abkunft, durch kriegerische Großthaten wie durch die Stimme des Volks zur Herrschaft berechtigt und berufen, führte er doch nur den Titel „Emir,“ den

Ehrenrang eines „Beherrschers der Gläubigen" dem Chalifen von Bagdad überlassend.

Hischam. 788—796. Die älteren Söhne Abd Errahmans hatten sich nur aus Ehrfurcht gegen den Vater der Thronfolgeordnung gefügt. Kaum war aber der greise Fürst ins Grab gestiegen, so erhoben sie Krieg gegen Hischam, um dem jüngeren Bruder den Vorrang mit dem Schwerte zu entreißen. Aber schon im nächsten Jahr (789.) wurde Suleiman im Gebiete der Stadt Toledo geschlagen und zur Auswanderung genöthigt, worauf Abd Allah die Gnade des Siegers anrief und erlangte. Hischam war ein frommer, für den Sieg des Koran begeisterter Fürst, der die Verbreitung des Islam für seine heiligste Herrscherpflicht ansah. Daher nahm er die Eroberungspläne der früheren Statthalter wieder auf und sandte ein Heer in die Pyrenäen. (793.) Gerona wurde erobert; die Vorstädte von Narbonne gingen in Flammen auf und gefangene Christen wurden gezwungen, die Steine der zerstörten Mauern nach Cordova zu tragen, um bei dem Baue einer Moschee verwendet zu werden. Aber Dank der Tapferkeit des Grafen von Toulouse vermochten die Moslim nicht, die verlornen Besitzungen im Norden des Gebirgswalles wieder zu erobern.

Hischams Charakter u. Ausgang. Wenn schon Hischam durch glückliche Waffenthaten gegen innere und äußere Feinde kein unwürdiger Nachfolger seines Vaters war, so bestand doch sein größter Vorzug in der Uebung der Tugenden und frommen Werke, die der Koran dem Gläubigen vorschreibt. An Einfachheit und Freigebigkeit, an Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe wetteiferte er mit den gepriesenen Chalifen früherer Tage. Dabei hob er die Wissenschaften, vollendete die große Moschee seines Vaters und bewies sich durch die Beförderung der theologischen Studien und durch Errichtung neuer Gotteshäuser als wahren Beherrscher der Gläubigen. Ein Astrolog hatte ihm sein nahes Ende verkündigt. Dies störte nicht die Heiterkeit seines Gemüthes, wohl aber bewirkte es, daß er die kurze Lebenszeit zur Ehre des Herrn und zum Wohle der Menschen möglichst zweckmäßig zu verwenden suchte. Vor Allem war er bedacht, durch Hebung der Schule zu Cordova dem Islam eine feste Stütze zu geben. Jahja, ein Schüler des großen Traditionsgelehrten Malic in Medina, genoß seine Gunst in hohem Grade.

Hakam. 796—822. Kaum hatte Hakam, Hischams Sohn, in einem Alter von 25 Jahren nach dem Willen seines Vaters den Chalifenstuhl in Cordova bestiegen, so erhoben seine beiden Oheime, Suleiman und Abd Allah, von Neuem die Fahne der Empörung und suchten mit geworbenen Raubschaaren aus Afrika den Neffen vom Throne zu stürzen. Aber dieser Aufstand hatte einen ähnlichen (800.) Ausgang wie der frühere. In der Ebene von Tadmir erfocht Hakam einen glänzenden Sieg. Suleiman, von einem Pfeile getroffen, hauchte unter den Fußtritten der eilenden Rosse sein Leben aus, und Abd Allah, der sogar Karls des Großen Hülfe angerufen, verließ, mit einem Jahrgehalte begnadigt, die spanische Erde.

Hakam's Regierung war eine Reihe von Kämpfen gegen innere Empörer. Wir haben im Laufe der arabischen Geschichte gesehen, wie wenig die semitische Natur zur Unterordnung, zum Gehorchen und zum ruhigen Einfügen in ein großes Staatsganze angethan ist. Der Individualismus und die egoistische Eigenwilligkeit tritt nirgends so offen und rücksichtslos zu Tage als bei den Stämmen, die unter der Gluthsonne Arabiens das Freiheitsgefühl und die Leidenschaftlichkeit als angebornes Erbtheil in das bewegte Leben herüber nahmen. Kühn und unternehmend zum Wagen und Handeln waren die Saracenen glückliche Eroberer; aber unfähig, die persönlichen Interessen, die Triebe und Eingebungen des ungestümen Gemüthes zu unterdrücken und dem Allgemeinen unterzuordnen, vermochten sie das Gewonnene nicht mit Festigkeit zu wahren und mit umsichtiger Berechnung im Kleinen und Einzelnen zu einem gleichartigen Ganzen zu gestalten. Dem Saracenen fehlte der Sinn für die rechte Mitte, fehlte Gleichmaß und Selbstbeherrschung; er folgte entweder dem ungebändigten Triebe zur Freiheit und zur Willkür bis zu den Ungesetzlichkeiten des Faustrechts, oder er beugte sich willenlos und knechtisch unter das Joch eines eisernen Despotismus, einer schrankenlosen Gewaltherrschaft. Der unfügsame Geist der Araber.

Hakam war ein Fürst von Kraft und Herrschergaben, tapfer als Feldherr und ein verständiger Ordner des Kriegswesens. Er gründete zuerst einen Militärstand, ein stehendes Heer, das durch festen Sold an seine Person geknüpft ihm eine Schutzwehr bot gegen den Trotz der Großen und zum Angriff wie zur Vertheidigung gegen äußere Feinde allezeit bereit war, und sorgte für eine würdige Kriegsbereitschaft durch Errichtung von Zeughäusern und Waffenvorräthen. Aber er wich in vielen Dingen von den Gesetzen des Propheten und den Vorschriften der Geistlichen ab, die gerade damals in der Schule von Cordova unter der Leitung des gelehrten Jahja einen festen Mittelpunkt und eine strenge Richtung erhalten hatte. Hakam umgab sich mit einem glänzenden Hofstaat, wo fröhliche Gelage durch den feurigen Wein des Landes zur ausgelassenen Lust gesteigert und durch Tänzerinnen und Sängerinnen belebt und erheitert wurden, wo ergebene Eunuchen, die als Knaben in der Fremde gekauft und der Mannheit beraubt worden, in Palast und Harem die Dienste versahen; er hielt sich eine gemiethete Leibwache von 5000 fremden Kriegern zu Fuß und zu Roß, welche, da sie der arabischen Sprache unkundig waren, den Beinamen der „Stummen“ erhielten; er ergötzte sich an den Freuden der Jagd und ergab sich den Reizen eines genußreichen Lebens, woran ihn seine sinnliche Natur Gefallen finden ließ. Die strengen Gottesgelehrten (Fakih), insbesondere Jahja Ibn Jahja und der Eiferer Talut, nahmen Aergerniß an den freien Sitten und dem fröhlichen Hofleben des Herrschers, und da ihre Ermahnungen ohne Wirkung blieben und der stolze Geist Hakams ihnen nicht den Einfluß auf das öffentliche Leben gestattete, den sie unter dem Vater genossen, so verbreiteten sie Unzufriedenheit unter den Gläubigen gegen den un-

Hakams Eigenschaften.

Der Chalife und die Schriftgelehrten in Cordova.

würdigen Nachfolger des Propheten. Es bildete sich in der beweglichen Hauptstadt Cordova eine geheime Verschwörung. Kasim, der Sohn von Hakams Oheim Abd Allah, sollte nach dem Plane der Unzufriedenen den Herrscherstuhl in Cordova einnehmen. Dieser bewies jedoch eine bei den Arabern seltene Treue. Er ging zum Schein auf den Vorschlag der Verschwornen ein, um alle Mitwisser und Theilnehmer zu erfahren, und als Hakam von Merida, wo er einen Aufstand unterdrückt hatte, nach seiner Hauptstadt zurückkehrte, reichte ihm Kasim eine Liste von dreihundert Namen der angesehensten Familienhäupter, die ihm nach dem Leben trachteten. Der Chalife erschrak; aber von der Wahrheit der Angabe überzeugt, traf er rasche Anstalten zur Unterdrückung des gefährlichen Vorhabens. Derselbe Morgen, den die Verschwornen zur Ausführung ihrer That ausersehen hatte, zeigte dem entsetzten Volke auf den Zinnen des Schlosses die blutigen Häupter von 72 Edlen.

Verschwörung. 806.

806.

Der „Tag des Grabens" in Toledo. 807.

Unter allen Städten Spaniens hatte sich Toledo am wenigsten in die neue Ordnung gefügt. Die Mehrzahl der Bürgerschaft, und darunter besonders der vornehmere Theil, bekannte sich offen oder geheim noch immer zum Christenthum; man sprach gerne von alten Zeiten, als Toledo die Königsstadt und der Sitz der Reichsversammlungen gewesen; jede Empörung fand unter den Toledanern Theilnehmer und Genossen. Diesen widerspenstigen Geist wollte Hakam brechen. Er wählte dazu den Weg der Tücke und Hinterlist. Er heuchelte Wohlwollen und Vertrauen gegen die „Königsstadt," indem er einen Toledaner, Amrus, zum Befehlshaber einsetzte. Diesen hatte er aber durch die starken Bande des Ehrgeizes und der Rache an sich gekettet, so daß er sich als williges Werkzeug der blutigsten Grausamkeit gebrauchen ließ gegen seine Mitbürger, die einige Zeit vorher durch den Widerstand gegen die Willkürlichkeiten seines Sohnes sich seinen unversöhnlichen Haß zugezogen. Ein Feldzug gegen die nördlichen Feinde führte den fünfzehnjährigen Sohn des Chalifen an Toledo vorüber. Amrus zog ihm vor die Thore entgegen, begleitet von den vornehmsten Bügern, um ihn zu bitten, der Stadt die Ehre seines Besuches zu gönnen. Dieser folgte der Einladung und stieg im Schlosse ab. Er hatte bei dem Empfang sich so huldvoll und freundlich gegen die Toledaner benommen, daß sie ohne allen Argwohn einer Einladung zu einem Gastmahle folgten, das der Prinz im Schlosse zu ihren Ehren veranstaltete. Aber den geheimen Befehlen Hakams folgend, hatte Amrus Anstalten zu ihrer Ermordung getroffen. Einzeln durch die Pforte gelassen, wurden sie nach der Reihe in ein abgelegenes Gemach geführt und mit dem Beile enthauptet. Die blutigen Körper wurden in eine im Schloßhofe angebrachte Grube geworfen, die Köpfe am folgenden Tage aufgepflanzt. Siebenhundert der angesehensten Bürger und Familienhäupter sollen an diesem Einen Tage, der als der „Tag des Grabens" noch lange im Gedächtnisse der Toledaner blieb, niedergemacht worden sein. Das Volk war empört über den verrätherischen Bruch des Gastrechts, aber

807.

der fähigsten Führer beraubt, ertrug es mit stummem Ingrimm den blutigen Frevel.

Das Schicksal von Toledo verbreitete Schrecken und Furcht unter den Unzufriedenen von Cordova, so daß sieben Jahre lang Hakams Herrscherwort Gehorsam fand. Als jedoch einerseits der blutige Auftritt mehr in Vergessenheit gerieth, anderseits der Chalife sich seinen Neigungen immer rücksichtsloser hingab, zeigten sich wieder neue Spuren aufrührerischer Gesinnung. In der südlichen Vorstadt, wo die hohe Schule mehrere Tausend Schriftgelehrte und Studierende sammelte, wurden die Leibwächter und Sclaven verhöhnt und mißhandelt; der Chalife selbst wurde in der Moschee durch verletzende Zurufe insultirt. Umsonst ließ Hakam einige Eiferer des Islams verhaften: er vermehrte nur die Aufregung und die Schmähungen. Endlich gab die Ermordung eines Waffenschmiedes durch einen der Leibwächter die Losung zum Aufstand. Die empörte Menge trieb die anrückenden Truppen zurück und umstellte das Schloß, Drohungen und Verwünschungen gegen den „Blutvergießer" und „Trunkenbold" ausstoßend. Hakam gerieth in Bestürzung; er ließ sich sein Haar salben, damit man, wenn er ermordet würde, sein Haupt von den übrigen unterscheiden könne. Aber seine Entschlossenheit und sein Muth brachten ihm Rettung und Sieg. Eine verwegene Schaar verschaffte sich den Zugang in die aufrührerische Vorstadt und setzte die Häuser in Brand. Bei diesem Anblick verließen viele Insurgenten die Reihen, um ihre Wohnungen und Habe vor der Flamme zu retten. Diesen Zeitpunkt der Unordnung und Verwirrung benutzte der Chalife, um an der Spitze seiner „Stummen" einen plötzlichen Angriff auf die Masse zu unternehmen. Eine furchtbare Niederlage erfolgte; die Leibwächter füllten die Straßen mit Leichen; dreihundert der Vornehmsten wurden gefangen genommen, um am Ufer des Flusses vor Aller Augen gepfählt zu werden. Am folgenden Tag wurde die Vorstadt der Wuth und Plünderung der Truppen preisgegeben; erst am dritten Tage gebot Hakam den Gewaltthätigkeiten Einhalt; und damit der Heerd der Unruhen für alle Zukunft entfernt werde, mußten sämmtliche Einwohner, die dem Verderben des Kriegs entronnen, die spanische Erde verlassen. Da zogen 15,000 Moslemin mit Weib und Kind aus dem Lande ihrer Geburt und ihrer Heimath, um jenseit des Meeres neue Wohnstätten zu suchen. Ein Theil ließ sich in Afrika nieder; die größere Zahl wandte sich, nach einem vorübergehenden Aufenthalte in Alexandrien, nach der Insel Kreta, wo sie, wie früher berichtet (S. 147 f.), sich ein neues Vaterland gründeten.

Der Aufruhr in Cordova. 814.

So rächte sich Hakam an den Verletzern seiner Ehre und seines Herrscherstolzes. Aber als sein Zorn gestillt war, kehrte Reue in sein Herz zurück und Regungen der Milde und des Mitleids entwaffneten seine Leidenschaften. Solchen Anwandlungen hatten die Schriftgelehrten und die theologischen Eiferer, obwohl die Urheber des Aufstandes, mit geringen Ausnahmen die

Hakams Ausgang.

Rettung ihres Lebens zu danken. Nachdem einige der Schuldigsten in der ersten Hitze hingerichtet worden, sprach der Chalife das Wort der Gnade aus. Sie blieben im Genusse ihrer Güter und Einkünfte und durften wohnen, wo sie wollten, nur die Hauptstadt Cordova sollten sie meiden. Selbst Jahja und Talut erlangten, nachdem sie sich den Folgen der Acht ein Jahr lang entzogen, jener durch die Flucht nach Afrika, dieser in der Verborgenheit bei einem Juden, die Verzeihung des Gebieters, der trotz seiner Strenge und den Anwandlungen finsterer Grausamkeit nicht ohne ritterliche Eigenschaften war und für die Tugenden der Treue und Hingebung ein empfängliches Gemüth besaß. Die arabischen Schriftsteller vergaben ihm jedoch nie die Härte gegen die Theologen. Nach ihrer Darstellung verbrachte er die letzten Jahre seiner Regierung in tiefen Gewissensängsten; das blutige Schreckensbild der Hingemordeten sei nie von seiner Seele gewichen und habe die Ruhe seiner Nächte durch schreckliche Traumbilder verscheucht. In dichterischen Ergüssen habe er seine schwermüthigen Gefühle ausgeströmt und nur in der Macht der Tonkunst habe
822. sein melancholisches Gemüth Erleichterung gefunden, bis der Tod seinen Seelenleiden ein Ende gemacht. Aber ein noch erhaltenes Gedicht an seinen Sohn athmet den ritterlichen Geist, den er im Kampfe gegen die Feinde bewährt und das Bewußtsein, daß er stets nur sein Recht und seine Ehre gewahrt und des Reiches Wohlfahrt und Größe erstrebt, in ungeschwächter Kraft.

B. Entstehung und Ausbildung der christlichen Staaten im nördlichen Spanien.

a) Das Königreich Asturien.

Pelagius sammelt die flüchtigen Christen.

Die Araber hatten ihre Erfolge in Spanien vorzugsweise der Zwietracht und Parteiung der westgothischen Edlen und dem zwischen den Anhängern Roderichs und Witiza's tiefwurzelnden Hasse zu danken: dieselben Ursachen und Gebrechen unter den Moslemin begünstigten die Entstehung und Ausbreitung der christlichen Herrschaft in der Halbinsel. Wir haben früher gesehen, wie in den asturischen und cantabrischen Bergen sich Schaaren flüchtiger Westgothen um etliche streitbare Führer sammelten und ein Leben der Freiheit, wenn auch mit Armuth und Entbehrung gepaart, der Zinsbarkeit und Knechtschaft vorzogen. Belehrt durch die traurige Vergangenheit stärkten sie sich durch einträchtiges Zusammenleben, indem sich alle unter den Oberbefehl des durch Geburt, Muth und ritterliche Tugenden ausgezeichneten Pelagius (Pelayo) stellten, vielleicht eines Enkels des unglücklichen Königs Roderich. Die spätere Geschichte hat die Thaten und Schicksale des Fürsten, der die christlichen Streiter unter seiner Fahne vereinigte und den Grund zu dem asturischen Königreiche legte, in das Gewand der Mythe gehüllt; aber aus der romantischen Sagenfülle geht als historischer Kern hervor daß Pelagius und sein Sohn

Favila in den Tagen, da Jusuf die Statthalterwürde bekleidete, in den durch die Natur mit unzugänglichen Höhlen und Felsenschluchten geschützten nördlichen Gebirgslanden ein unabhängiges Königreich von geringem Umfang errichteten, das durch flüchtige Christen fort und fort verstärkt die Zerrissenheit und bürgerlichen Kämpfe der Moslemin zu seiner eigenen Vergrößerung benutzte und allmählich seine Grenzen nach Osten über das Baskenland und nach Westen über Gallicia ausdehnte. Als Favila nach kurzer Regierung auf einer Bärenjagd umkam, gelangte Alfonso (Alonzo), Sohn des Herzogs Petrus c. 748. Alfonso.
von Cantabrien, der des Pelagius Tochter Hermesinda heimgeführt, an die c. 760.
Herrschaft, die er durch Tapferkeit und christliche Tugenden befestigte. Er vereinigte die ganze Seeküste bis zum Lande der Vasgonen (Basken) mit Asturien, zog, unterstützt von seinem tapfern Bruder Fruela, der ihm zahlreiche Streiter zuführte, über das Gebirge und eroberte Lugo am obern Minho. Dies war um dieselbe Zeit, als in Folge der Landung Abd Errahmans die Streitkräfte 755.
der Mohammedaner in den südlichen Provinzen vereinigt wurden und der Kampf um den Herrschersitz von Cordova alle waffenfähigen Moslemin ins Feld führte. Eine solche Gelegenheit zu Eroberungen ließ das kühne Brüderpaar nicht unbenutzt verstreichen. Sie setzten über den Minho, gewannen die „gothischen Felder" zwischen diesem Strom und dem Duero und unternahmen glückliche Streifzüge bis nach Braganza, Salamanca und Avila. Wie ein gewaltiger Bergstrom stürzte Alfonso von den Höhen Asturiens herab, bald dahin, bald dorthin sich wendend und Alles verheerend. Die Mohammedaner wurden niedergemacht, die Christen nach Norden geführt und in den eroberten Städten angesiedelt, die Moscheen in christliche Kirchen verwandelt. Als Fruela starb, erstreckte sich die Herrschaft Alfonso's über alles Land vom Fuße der 764.
Pyrenäen bis an die Mündung des Duero und umfaßte somit das heutige Navarra mit der Stadt Pampeluna, die biscayischen Landschaften, einen Theil von Bardulien (in der Folge von den zahlreichen Bergschlössern Castilien genannt), Leon, Asturien und Gallicien. Er legte neue Ortschaften an, erbaute Kirchen und Klöster, und erwarb sich die Liebe des Volkes und der Geistlichkeit also, daß sie ihn mit dem Beinamen des „Katholischen" beehrten. „Seine Frömmigkeit war so gerühmt, daß man, als er nach achtzehnjähriger ruhmvoller Regierung verschied, noch an seinem Leichnam Wunder bemerkt 765.
haben wollte."

Sein Sohn Fruela wurde sein Nachfolger im Reich, aber nicht der Fruela. 765—775.
Erbe seines Glücks und seiner Tugenden. Zwar behauptete er die meisten Eroberungen seines Vaters gegen die unter Abd Errahmans Scepter vereinigten Moslemin mit tapferem Arm, und die christlichen Chroniken erzählen von einem großen Sieg, den er über die Ungläubigen davon getragen, und nach welchem er den gefangenen Heerführer Omar habe hinrichten lassen; allein innere Aufstände lähmten seine Kraft und finsterer Argwohn führte ihn zur

Grausamkeit. Kaum hatte er die empörten Völker in Gallicien zur Ruhe gebracht, so kündigten ihm die Vasconen den Gehorsam auf. Doch auch sie empfanden die Gewalt seines Armes. Auf dem Kriegszug wider sie gerieth Munia, eine Jungfrau von großer Schönheit und vornehmer Geburt in seine Gewalt. Fruela faßte Liebe zu ihr und erhob sie als seine Gemahlin auf den Thron. Sie gebar ihm einen Sohn, den er nach seinem Vater Alfonso nannte, und der in der Folge den Beinamen des „Keuschen" empfing. Aber in der mißtrauischen Seele des Königs erzeugte sich der Argwohn, sein Bruder Vimiran, bei dem Volke eben so beliebt als Fruela verhaßt, strebe nach der Krone. Um seinem Knaben die Herrschaft zu sichern, tödtete der König den Bruder mit
775. eigener Hand, wurde aber bald nachher das Opfer einer Verschwörung. Dem Fruela wird die Gründung der Stadt Oviedo, des Herrschersitzes der asturischen Könige, zugeschrieben auf einer anmuthigen, waldbedeckten Höhe, wo einst zwei fromme Männer eine Kirche zum Gedächtniß des heiligen Märtyrers Vincentius erbaut hatten.

Die asturischen Könige bis auf Alfonso II. c. 775—790.

Die Geschichte Fruela's und seiner nächsten Nachfolger ist in Dunkel gehüllt. Da sein Sohn noch von zartem Alter war, so erhoben die Großen den Aurelio, einen Sohn jenes Fruela I., der mit Alfonso das Reich durch glückliche Waffenthaten vergrößert hatte, auf den Thron. Aber sowohl er als sein Nachfolger Silo, der Gemahl Adosindens, einer Tochter Alfonso's, hatten Mühe, ihre Staaten gegen die zahlreichen Feinde im Innern und von außen zu behaupten. Um die Waffen gegen die unruhigen Einwohner Galliciens und die empörten „Knechte" richten zu können, schlossen beide Fürsten mit Abd Errahman Friedensverträge zu gegenseitigem Beistand wider die eindringenden Franken. So kam es, daß unter Silo, der eine mohammedanische Mutter gehabt haben soll, die Christen mit den Moslemin in Frieden lebten. Als
784. Silo nach neunjähriger Regierung ohne Kinder ins Grab sank, wurde auf Betreiben seiner Wittwe der junge Alfonso II. von einem Theil der Großen zum König ausgerufen. Aber nur in den östlichen Landschaften, wo die Verwandten seiner Mutter Munia ihm zur Seite standen, fand er Anerkennung; der Westen dagegen gehorchte sechs Jahre lang dem Maurecat, dem unechten Sohne Alfonso's I. von einer maurischen Gefangenen. Erst als dieser Fürst, den die christlichen Schriftsteller beschuldigen, daß er mit den Saracenen in Freundschaft gelebt und eifrig bemüht gewesen sei, durch Wechselheirathen eine Vermischung der beiden Völker herbeizuführen und den angebornen Religions- und Racenhaß zu tilgen, in seiner Hauptstadt Pravia ohne Nach-
c. 790. kommen starb, trat Alfonso II. in das ganze Erbe seines Vaters ein. „Krieg, Eroberung und Bevölkerung auf der einen Seite, auf der andern die Gründung und Begabung von Kirchen und Klöstern mit Gütern und Reliquien sind der Hauptinhalt der magern Chroniken des christlichen Spaniens, die in dieser Magerkeit selbst ein Abbild jener Jahrhunderte und ihrer einseitigen Bestrebungen sind. Ueber jene äußerlichen Ereignisse und Richtungen gehen diese Chroniken selten hinaus."

Alfonso II. † 842.

Die lange und kräftige Regierung Alfonso's II., dem die Geistlichen wegen seines im ehelosen Stande bewiesenen sittenstrengen Lebens den Beinamen des „Keuschen" beilegten, kann als der eigentliche Anfang des Königreiches Asturien gelten, wenn gleich auch seine Geschichte noch keineswegs den

Charakter des Sagenhaften und Mythischen abgestreift hat. Es ist von vielen erfolgreichen Kämpfen wider die Saracenen unter Hischam und Hakam die Rede und von einem glorreichen Siege bei Lugo, in Folge dessen nicht nur ganz Gallicien den Ungläubigen entrissen worden, sondern die ganze Seeküste bis an die Mündung des Tajo in die Gewalt der Christen gekommen sei. Die alte reiche Stadt Lissabon, heißt es, sah seine Banner wehen und eine Gesandtschaft brachte sieben gefangene Araber mit eben so vielen Maulthieren und Rüstungen und ein Gezelt von wunderbarer Pracht und Schönheit als Pfänder des Sieges dem Kaiser des Abendlandes nach seiner Stadt Aachen. Wie es auch mit diesen Schlachten und Kämpfen sich verhalten mag, bei denen man schwerlich zu sicheren historischen Resultaten gelangen wird, so scheint doch durch Alfonso das nördliche Gebirgs- und Küstenland bis zum Minho dauernd den Christen gewonnen und zu einem festen Territorium vereinigt worden zu sein; so daß fortan die neue Hauptstadt Oviedo als der Mittelpunkt eines christlich-gothischen Königreiches mit den alten Gesetzen, Einrichtungen und Lebensformen angesehen werden konnte. Da seit der Errichtung der spanischen Mark durch die Franken die Waffen der Araber an verschiedenen Orten zu gleicher Zeit beschäftigt waren, so fanden die gothischen Könige von Oviedo häufiger Gelegenheit, durch Feldzüge nach dem Süden ihre Herrschaft auszudehnen und die Tapferkeit und Treue ihrer Waffengefährten mit neuerworbenen Besitzungen zu belohnen. So bildete sich ein christlicher Lehnsadel, der um den Königshof geschaart, demselben einen ritterlichen Glanz verlieh und in der Behauptung und Erweiterung der Eroberungen die Grundbedingung seiner Existenz und die Quelle neuer Reichthümer erblickte. Im Kampfe gegen die Ungläubigen waren somit irdische und himmlische Güter zu erringen; ein Sieg über die Moslim brachte demnach nicht blos Ruhm, Waffenehre und weltliche Macht, er sicherte auch den Segen der Kirche und erfüllte mit der Hoffnung auf die Seligkeiten des Himmels. So entwickelte sich in Spanien zuerst jener Geist des christlichen Ritterthums, der zwei Jahrhunderte später in den Kreuzzügen und in der Gründung der geistlichen Ritterorden seinen vollendetsten Ausdruck fand. Und wer wäre geeigneter gewesen, diese beiden mächtigen Triebfedern zu vereinigen und als kräftigen Sporn zum Kampf gegen die Feinde Christi zu benutzen als der fromme Alfonso und der große Frankenkaiser, der Gottesstreiter wider Heiden und Ungläubige? Darum war auch der König von Asturien aufs Eifrigste bemüht, die beiden großen Hebel menschlicher Thätigkeit in Action zu setzen. Die neue Kathedrale „zum heil. Erlöser" mit den zwölf den Aposteln geweihten Altären wurde der geistliche Mittelpunkt des christlichen Reichs von Asturien, wie das königliche Schloß, umgeben von den Palästen der Großen, ein Abbild der weltlichen Herrschaft des um den höchsten Kriegsherrn geschaarten christlich-ritterlichen Feudal- und Waffenstaats darstellte. Und damit die religiöse Begeisterung und der neuerweckte Kriegsmuth auch durch den Glauben

an himmlische Wunder und göttlichen Beistand belebt und gestärkt werde, wurde in diesen Tagen der Erhebung die Stätte entdeckt, wo der Leichnam des Märtyrers Jacobus, den die Legende als den ersten Verkündiger des Christenthums in der spanischen Halbinsel feiert, in einem von dichtem Gebüsche verhüllten Grabe ruhte. Wunderbare Lichtgestalten ließen den heiligen Ort auffinden, wo in einer kleinen Hütte das Grabmal von Marmor verschlossen war. Der König zog an der Spitze seiner Edlen und der Geistlichkeit in feierlicher Procession an die geweihte Stätte, und befahl, daß über der Gruft des heiligen Schutzherrn von Spanien eine Kirche gebaut werde, welcher alles umliegende Land auf drei Meilen als Eigenthum gehören solle. So entstand der Wallfahrtsort St. Jago de Compostella, in der Folge ein glänzender Bischofssitz, als der apostolische Stuhl von Iria dahin verlegt ward. Hochgepriesen von Mit- und Nachwelt wurde Alfonso, nachdem er über ein halbes Jahrhundert segensreich geherrscht und gewirkt, zu seinen Vätern versammelt. Die von ihm erbaute Kirche zur heil. Jungfrau in Oviedo nahm seinen Leichnam auf. Sein Todesjahr ist ungewiß. Eine spätere kirchliche Angabe läßt ihn am 20. März 842 verscheiden.

b) Die spanische Mark unter den Franken.

Karls des Großen Feldzug nach Spanien. 778.

Um dieselbe Zeit, als das asturische Königreich durch Alfonso den Keuschen eine feste Grundlage erhielt, wurde auch von Karl dem Großen dem Christenthum in Spanien ein neuer Halt- und Stützpunkt geschaffen durch Gründung der spanischen Mark, die alles Land vom Fuße der Pyrenäen bis zum Ebro umfaßte. Auch bei diesem wichtigen Ereigniß ist der historische Hergang mit einem Gewinde von Sagen und Dichtungen umhüllt. Als der Frankenkönig nach einem siegreichen Feldzuge gegen die Sachsen zu Paderborn ein
778. Maifeld hielt, so lautet die Erzählung, erschienen aus dem fernen Süden arabische Abgesandte, an ihrer Spitze der Befehlshaber von Saragossa, Husein Al Abdari, von den Franken Ibn Al Arabi genannt, und flehten um Hülfe und Beistand wider die vordringende Macht Abd Errahmans des Omejjaden. Der stolze Muselman, der bisher in Stadt und Land als unabhängiger Gebieter gewaltet, sich aber jetzt in seiner Stellung durch einen von dem Chalifen eingesetzten neuen Statthalter bedroht sah, wollte lieber unter der Herrschaft des fernen Frankenkönigs stehen als den Geboten des Omejjaden oder seines Bevollmächtigten gehorchen, von denen er das Schlimmste zu erwarten hatte. Er erbot sich daher über die seiner Obhut anvertrauten Städte Karls Oberhoheit anzuerkennen, wenn ihn derselbe in seiner bisherigen Stellung erhalten und beschützen wolle. Karl nahm den Antrag gern an, theils um seinem Reiche neue Gebiete zu erkämpfen, theils um die bedrängten Christen wider die vordringenden Mohammedaner zu schirmen. Nachdem er das Osterfest mit Frau Hildegard, seiner Gattin, in Aquitanien gefeiert, zog er selbst mit dem Haupt-

heer bei St. Jean Pied de Port über die steilen Höhen der Pyrenäen in das rauhe, von den kriegerischen Basken (Vasconier) bewohnte Gebirgsland Navarra, während eine andere Abtheilung durch das östliche Septimanien (Roussillon) in Catalonien einrückte. Die gemeinsame Gefahr vereinigte den König der Vasconier mit den Moslim zu gemeinsamem Widerstand. Dennoch führte Karl sein Vorhaben aus. Er überwand die Feinde, die ihm den Weg verlegten, erstürmte Pampeluna, das der Wuth der Truppen überlassen ward und eroberte, nachdem die Vereinigung beider Heerabtheilungen am Ebro erfolgt war, die feste Stadt Saragossa mit ihren Reichthümern. Die Kunde von einem neuen Einfall der Sachsen setzte dem weiteren Vordringen ein Ziel. Nachdem er seinen Verbündeten Ibn Al Arabi und die übrigen arabischen Befehlshaber, die sich ihm unterworfen, in Lehnspflicht genommen und sich ihrer Treue durch Geißeln versichert, trat er den Rückzug an, um seine Waffen gegen die nördlichen Feinde zu kehren. Aber das räuberische Gebirgsvolk der Vasconen, an ihrer Spitze der Herzog Lupus von Aquitanien, welcher mancherlei Unbilde seines Hauses an den Karolingern zu rächen hatte, legte den Franken in den Engpässen der Pyrenäen einen Hinterhalt und überfiel, nachdem das Hauptheer vorbeigezogen war, in dem Thale Roncevalle die mit dem Gepäck und den geraubten Schätzen einherziehende Nachhut.

Der Ueberfall im Thale Roncevalle

Als das Heer in langem Zuge, wie es die Enge des Ortes verlangte, einhermarschirte, erzählt Einhard, so machten die Vasconen, die auf der Höhe des Berges sich in Hinterhalt gelegt hatten, einen Angriff auf einen Theil des Gepäcks und den ganzen Nachtrab, warfen ihn ins Thal hinab und machten in dem Kampf, der nun folgte, Alles bis auf den letzten Mann nieder, das Gepäck raubten sie und zerstreuten sich dann unter dem Schutz der einbrechenden Nacht in höchster Eile nach allen Seiten. Den Vasconen kam bei diesem Streit die Leichtigkeit ihrer Bewaffnung und die Lage des Kampfplatzes zu statten; die Franken dagegen waren durch das Gewicht ihrer Waffen und Rüstung und durch die ungünstige Oertlichkeit in Allem gegen die Vasconen im Nachtheil. In diesem Kampfe fielen Eggihard (Eckart), des Königs Truchseß, Anselm der Pfalzgraf und Ruodland (Roland) der Markrichter im bretonischen Grenzbezirk nebst vielen andern. Und dieser Unfall konnte für den Augenblick auch nicht gerochen werden, weil sich der Feind nach Ausführung des Streiches so zerstreute, daß nicht die geringste Spur darauf leitete, in welchem Winkel er zu suchen sei.

So lautet die Erzählung von dem treulosen Ueberfall der Vasconen und dem Untergange der Helden, besonders des riesenstarken Roland, von dessen wunderbaren Thaten und Schicksalen die epischen Dichter des Mittelalters romanischer und deutscher Zunge so viel zu singen und zu sagen wußten. Wir werden später Gelegenheit finden, die Lieder und Sagen von der Schlacht im Thale Roncevalle, die den Dichtern als ein Kampf der Christen gegen die Anhänger Mohammeds erschien, ausführlicher zu besprechen. Und nicht blos in der Poesie, auch im Munde des Volkes hat sich bis zur Stunde der Name des christlichen Streiters und die Erinnerung an den Kampf und Verrath erhalten. Noch jetzt führt eine rauhe Schlucht in den Pyrenäen südwärts von St. Jean

Pied de Port den Namen Valcarlos und noch jetzt zeigt man in der Gegend von Roncevalle das Riesengrab Rolands. Groß war Karls Grimm und Schmerz über den Untergang seiner Tapferen; aber er mußte die Rache auf spätere Zeit verschieben. Nur Lupus von Aquitanien, ein Anverwandter Waifar's, büßte seine Treulosigkeit mit dem Strange.

Die Moslim besetzen das Land. Für die spanischen Eroberungen und die mohammedanischen Verbündeten war dieser Unfall des fränkischen Heeres verhängnißvoll. Abd Errahman überzog alsbald das Land mit Krieg, und wie tapfer auch zwei Jahre lang die Befehlshaber der Städte ihre Freiheit vertheidigten, als Husein durch Verrath in die Gewalt seines Gegners gefallen und unter Martern sein Leben geendet, eilten die Einwohner von Saragossa und den übrigen Städten durch zeitige
781. Unterwerfung den Zorn des siegreichen Chalifen zu besänftigen. So kam alles Land bis an den Fuß der Pyrenäen an die Moslim, und Abd Errahman's Herrscherwort gebot von Gibraltar bis an die schneebedeckten Höhen des Grenzgebirges.

Zweiter Feldzug der Franken. 800 ff. Zwanzig Jahre lang wurde Karl der Große durch anderweitige Geschäfte und Sorgen von Spanien fern gehalten. Dadurch fanden Abd Errahmans Nachfolger Hischam und Hakam Gelegenheit, ihre Herrschaft auf der Nordseite des Ebro zu befestigen. Aber der unruhige und unfügsame Geist der arabischen Großen, der sich besonders unter dem strammen Regimente Hakams regte, bahnte den fränkischen Waffen zum zweitenmale den Weg in das Pyrenäenland und erleichterte die Besitznahme des Ebrogebietes und die Begründung einer „Spanischen Mark.“ Wie früher Ibn Arabi, so suchte am Ende des achten Jahrhunderts Bahlul, der abtrünnige Befehlshaber von Saragossa, bei dem fränkischen Nachbarn Schutz und Beistand, als ihn Hakam mit Gewalt zur Unterwerfung zwingen wollte. Seinen Boten gesellten sich bald die Abgesandten Hassan's von Huesca bei, als Zeichen der Unterwerfung die Schlüssel ihrer Stadt überreichend. Karl beschloß den Aufforderungen Folge zu geben. In
800. demselben Jahr, da er den Zug über die Alpen antrat, um als gekrönter Kaiser der Christenheit heimzukehren, überstieg sein Sohn Ludwig, der bei seiner Geburt als König von Aquitanien begrüßt worden war, den pyrenäischen Grenzwall. Er eroberte und zerstörte Lerida, verheerte die blühende kornreiche Gegend von Huesca und brachte den schlauen, zweideutigen Statthalter von Barcelona, Zeid, in seine Gewalt. Die Stadt selbst jedoch, den Schlüssel zu dem Ebrolande, vermochte er nicht zu erobern. Verstärkt von Glaubensgenossen aus andern Städten trotzten die Moslemin in Barcelona unter der Führung eines Verwandten von Zeid den Stürmen und Angriffen der Franken. Erst als
801. Ludwig neue Streitkräfte aus Südgallien an sich gezogen und die in der eng umschlossenen Festung wüthende Hungersnoth eine furchtbare Todesernte hielt, übergaben die mohammedanischen Besatzungstruppen die Stadt dem königlichen Heerführer unter der Bedingung freien Abzugs. Nachdem Ludwig,

geleitet von der hohen Geistlichkeit unter religiösen Gesängen und mit festlichem Gepränge seinen feierlichen Einzug gehalten und in der Kreuzeskirche dem Höchsten für den verliehenen Sieg seine Dankgebete dargebracht, setzte er Bera, einen reichbegüterten Mann gothischer Abkunft, als Befehlshaber ein und verließ dann mit dem größten Theile des Heeres den spanischen Boden, die Vertheidigung des gewonnenen Landes dem Gothengrafen überlassend.

Bera entsprach den Erwartungen. Zwar unternahmen in den nächsten Jahren die Moslemin mehrere Feldzüge, brachten wieder einige Städte in ihre Gewalt und sandten den gefangenen Bahlul an den Chalifen, der ihn enthaupten ließ; aber die inneren Aufstände und Bürgerkriege im Chalifenreiche der Omejjaden lähmten die Unternehmungen gegen die Christen in der Mark und im Königreich Asturien und gaben dem Statthalter von Barcelona und dem König von Oviedo Zeit und Gelegenheit, durch Ansiedelung flüchtiger Christen oder reumüthiger Renegaten ihre Herrschaft zu befestigen und ihre Staaten auszudehnen. Aber immer waren noch einige Städte zwischen Ebro und Pyrenäen in den Händen der Ungläubigen. Da entsandte der alte Kaiser seinen Sohn Ludwig abermals mit beträchtlicher Kriegsmacht in die nördliche Halbinsel. Er vertrieb die Moslemin aus Taragona, brach ihre festen Burgen und rückte vor die Mauern von Tortosa. Aber alle Anstrengungen der Franken scheiterten an der Festigkeit der Stadt und an dem Muthe der Bürgerschaft. Zwei Jahre lag das Heer unter Ludwig und nach dessen Rückkehr unter Bera vor Tortosa, ohne den Widerstand brechen zu können. Erst als Ludwig neue Verstärkungen aus dem Frankenreiche herbeiführte und ein Theil der Festungswerke unter der Wucht der Mauerbrecher einstürzte, öffneten sich die Thore der Stadt. Von dem an befestigte sich die Herrschaft der Franken in der spanischen Mark mehr und mehr. Als Karl der Große ins Grab sank, gehorchte alles Land bis zum unteren Ebro den Machtgeboten des christlichen Kaisers, Markgrafen mit waffenkundigen Kriegern standen als Wächter an der Grenze; in den Städten sorgten Grafen für die Verwaltung und Rechtspflege, für die Cultur des Bodens und den Wiederaufbau der zerstörten Burgen und Städte.

Begründung der spanischen Mark. 803—806. *809.* *811* *814.*

Um die Burg Ausona, zur Römerzeit ein blühender Ort, unter den Gothen Sitz eines Bischofs, bildete sich durch neue Ansiedelungen auf den Trümmern der Zerstörung die Stadt Vique. Der Friede, den Hakam mit Karl und Alfonso eingegangen, dauerte auch unter dem Sohne des ersteren noch einige Jahre fort und war der Consolidirung der christlichen Staaten im Norden sehr fördersam. In der Stadt Urgel, am Ufer des Segre, mitten unter den schneebedeckten Pyrenäen wurde der bischöfliche Stuhl, der in Folge der Absetzung des Bischofs Felix wegen adoptianischer Häresien (IV, S. 596) längere Zeit verwaist geblieben, durch Bischof Sisebut im Einvernehmen mit König Ludwig wiederhergestellt und mit reichen Gütern und Einkünften bedacht. Um die Zahl der christlichen Bewohner zu mehren und die Einwanderungen sowohl der Gothen aus dem südlichen Gallien als der spanischen Christen und gezwungenen Renegaten in dem Ebrogebiete zu befördern, ertheilte Ludwig den neuen Ansiedlern eine freiere Rechtsstellung durch kaiserliche Handfesten. „Durch seine Fürsorge

Innere Zustände der Mark.

bildete sich in der spanischen Mark aus gothischen Flüchtlingen eine Menge freier Grundeigenthümer, welche unter sich durch Sitten und Gesetze verbunden, doch als Unterthanen des fränkischen Reiches dem Heerbanne und der Gerichtsbarkeit der über sie gesetzten Grafen, die selbst meistens gothischer Abkunft waren, gehorchen mußten, denen es aber frei stand, sich durch gegenseitige Verträge zu Vasallen des Königs und der Grafen oder ihrer eigenen Genossen zu machen." Der Graf oder Herzog von Barcelona verwaltete im Namen der fränkischen Kaiser die spanische Mark, die bald mit dem gallischen Lande Septimanien verbunden, bald selbstständig war, bis sie zuletzt in dem Königreiche Arragonien aufging. „So entwickelte sich in Catalunien, auf diesem Vorsprung der Halbinsel, zwischen den schützenden Pyrenäen und dem belebenden Meer eine Nationalität, deren Wesen und Grundton gothisch war und spanisch blieb, aber mit fremden Elementen gemischt und verschmolzen und durch fremde Einflüsse zu größerer Thätigkeit und Unruhe angeregt, der schroffen Eigenthümlichkeit der Spanier gegenüber, den Uebergang zu andern Nationalitäten bildet."

C. Die Saracenen in Sicilien und Italien.

Euphemius führt die Araber nach Sicilien.

Sicilien war noch immer eine Provinz des oströmischen Reichs und wurde von einem kaiserlichen Statthalter regiert, der den Titel Patricius führte. Er vereinigte die Civil- und Militärmacht in seiner Hand und seine von Konstantinopel fast unabhängige Amtsgewalt umfaßte auch die byzantinischen Besitzungen in Calabrien. Schon im siebenten und achten Jahrhundert hatten die Moslim von Afrika aus Streifzüge nach der Insel unternommen und die Kunstschätze und Kostbarkeiten, die noch aus früheren Tagen vorhanden waren, weggeführt. Die Lage des Volkes, ohnedies eine gedrückte, da nicht nur der Statthalter und der kaiserliche Hof große Einkünfte aus der Insel bezogen, sondern auch die römische Kirche ihre meisten Patrimonien daselbst besaß und somit ein großer Theil des Bodenertrags in die Fremde wanderte, wurde durch diese Ueberfälle sehr verschlimmert, so daß viele Einwohner sich in die Reiche der Araber flüchteten. Doch hatten diese Streifzüge keine bleibenden Niederlassungen zur Folge. Erst im 9. Jahrhundert faßten die Aghlabiten in Kairawan, als ein Eingeborner sie als Werkzeuge seiner Rache und seines Ehrgeizes einlud und ihnen den Weg bahnte, festen Fuß auf Sicilien. Euphemius nämlich, ein tapferer, dabei aber leidenschaftlicher und gewaltthätiger Mann, der unter dem Statthalter Photinus ein Militäramt bekleidete und sich durch glückliche Waffenthaten ausgezeichnet hatte, faßte Liebe zu einer Jungfrau von vornehmem Geschlechte, die schon als Kind von ihren Eltern zum klösterlichen Leben bestimmt war. Er raubte sie mit Gewalt aus der Klosterzelle und lebte mit ihr in ehelicher Gemeinschaft. Die Brüder der Entführten wandten sich mit einer Klage an den Patricius, und als dieser aus Furcht vor dem mächtigen Feldherrn die Genugthuung versagte, brachten sie ihre Sache vor den Kaiser selbst. Dieser verhängte über den Kirchenschänder die Strafe der Verstümmelung. Auf die Kunde von dem Richterspruche ließ sich Euphemius von dem Heere, bei dem er viele Anhänger zählte, zum Kaiser ausrufen und versprach in

einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Aghlabitenfürsten Ziadat Allah in Kairawan den Saracenen Huldigung und Tribut, wenn sie ihm zur Eroberung der Insel behülflich sein und ihn als Herrscher derselben anerkennen wollten. Ziadat Allah ging auf den Vorschlag ein. In Kurzem kehrte Euphemius mit 827. einer von dem arabischen Feldherrn Kadi Asad befehligten Flotte von 100 Schiffen und einer Mannschaft von 700 Reitern und 10,000 Soldaten zu Fuß nach Sicilien zurück.

Eroberung der Insel.

Die Saracenen landeten bei Mazara in der Nähe der Ruinen des alten Selinus und erfüllten Alles mit Raub, Mord und Verwüstung. Syrakus mußte eine harte Belagerung aushalten, bis es durch die Ankunft eines byzantinischen Geschwaders mit einem Entsatzungsheere befreit ward. Kadi Asad 828. starb während der Belagerung und bald darauf fand auch Euphemius unter den Mauern von Enna seinen Tod durch Meuchelmord. Die Saracenen gaben jedoch ihr Unternehmen nicht auf. Verstärkt durch Gefährten aus Andalusien setzten sie unter wechselvollen Kämpfen mit den Byzantinern den Eroberungskrieg fort. Im vierten Jahre nach ihrer Landung fiel Messina in ihre Hände; 831. dann folgte Palermo, und bald waren alle Städte außer Syrakus und Taor- 832. mina in der Gewalt der Saracenen. Manche unterwarfen sich freiwillig und retteten dadurch ihre alte Gerichtsverfassung, andere wurden mit den Waffen bezwungen und der Gewalt von Administrativbeamten (Alcaden) und Oberrichtern (Kadis) unterworfen, welche wieder der despotischen Macht des Emirs oder Gouverneurs sich fügen mußten. Aber Syrakus bewahrte noch gegen 50 Jahre die Treue, die es dem Kaiser und Christus geschworen, und bei der letzten verhängnißvollen Belagerung entwickelte die Bürgerschaft noch einen Rest jenes Muthes, womit sie einst die Angriffe der Athener und Karthager zurückgeschlagen. Zehn Monate widerstanden sie den Stürmen, welche die Feinde mit mächtigen Belagerungswerkzeugen, mit Wurfmaschinen, Widdern und Schutzdächern 878. gegen sie unternahmen und erlagen nur, weil sie von Konstantinopel nicht rechtzeitig unterstützt wurden. Der Diakon Theodosius wurde sammt dem Bischof und der Geistlichkeit in Ketten vom Altar nach Palermo geschleppt und in ein unterirdisches Verließ geworfen. Die rührende Schilderung dieser Leiden aus der Feder des Mönchs Theodosius gibt ein deutliches Bild von dem schrecklichen Schicksale der einst so blühenden Insel, die nun unter der eisernen Hand eines orientalischen Despotismus rasch der Verödung entgegenging. Seine Klage kann als die Grabschrift seines Vaterlandes gelten.

Fall von Syrakus.

„Theodosius, der Mönch, entbietet dem Erzhelfer Leo seinen Gruß,“ heißt es in der Beschreibung. „Wir haben zehn Monate widerstanden; oft bei Tag, vielmal Nachts gestritten, zu Wasser, zu Land und unter der Erde; gegen den Feind, gegen seine Werke, nichts unversucht gelassen. Das auf den Dächern wachsende Gras war unsere Speise; Gebeine von Thieren ließen wir mahlen, um sie für Mehl zu gebrauchen; endlich haben wir Kinder verzehrt; schreckliche Krankheiten waren Folgen des Hungers. Wir, auf die

Festigkeit der Thürme rechnend, glaubten, Entsatz abwarten zu können; der mächtigste Thurm brach; noch hielten wir drei Wochen lang. In einem Augenblicke, da, von Hitze erschöpft, unsere Kriegsleute Rast nahmen, erfolgte plötzlich ein allgemeiner Sturm und die Einnahme der Stadt! Unsere Flucht ging in die Salvators-Kirche. Der Feind uns nach. Obrigkeiten, Priester, Mönche, Greise, Weiber, Kinder mähete sein Schwert. Hierauf wurden die Edelsten, tausend an der Zahl, vor der Stadt mit Steinen, Prügeln, Geißeln ermordet; der Befehlshaber, Niketas von Tarsus, halb geschunden, mit herausgerissenen Eingeweiden, an einem Stein todt geschmettert; alle großen Häuser verbrannt, die Burg niedergerissen. An dem Tag, da sie Abrahams Opfer feiern (am Bairam), wollten viele den Erzbischof und uns verbrennen; ein alter Mann, der viel bei ihnen vermag, rettete uns. Geschrieben vierzehn Schuh unter der Erde, unter unzähligen Gefangenen, Juden, Afrikanern, Lombarden, Christen und Unchristen, Weißen und Mohren, zu Palermo."

Raubzüge der Saracenen. Während noch der Eroberungskrieg auf Sicilien in vollem Gange war, unternahmen die Saracenen von Tunis aus Raubfahrten nach allen Inseln und Küstenländern des Mittelmeeres. Sie landeten auf Malta und den Balearen, auf Sardinien und Korsika, auf dem Küstenlande Südfrankreichs von Narbonne bis in das Gebiet von Marseille und Toulon, führten junge Gefangene, Mädchen und Knaben auf die Sclavenmärkte der muselmanischen Hauptstädte, wo sie auf immer ihren Familien, ihrem Volke, ihrer Sprache und ihrem Glauben entfremdet wurden und erneuerten die Freibeuterzüge der Vandalen in größerem Maßstabe. Von Tunis, Palermo und Messina aus segelten Araber und Berber nach den schönen, schwach vertheidigten Gestaden Unteritaliens, erkämpften sich in Tarent und in den Gebirgen Calabriens dauernde Wohnsitze und machten Bari zum Stützpunkte weiterer Expeditionen; sie durchzogen die reizenden Fluren Campaniens bis tief in das Land hinein, belagerten Gaeta und rückten auf der appischen Straße plündernd und verheerend in die Nähe der ewigen Stadt. Von der Küste Liguriens aus drangen sie nach Piemont und Hochburgund vor und streiften an die friedlichen Ufer des lemanischen Sees, „welche die Alpen vergeblich beschützten." Die Städte an der Rhone, die sich ein Jahrhundert früher mit Mühe und Anstrengung der verwegenen Fremdlinge aus Afrika erwehrt hatten, sahen aufs Neue muselmanische Raubschaaren ihre Felder zertreten.

Die Saracenen vor Rom und Papst Leo IV. Um die Mitte des neunten Jahrhunderts lief eine arabische Flotte mit Kriegsmannschaft in die Tiber ein und bedrohte Rom. Die angsterfüllte Bürgerschaft, längst der Waffen entwöhnt, flehte vergebens die Häupter der Christenheit im Morgenland und Abendland um Beistand an: der Zustand der Verwirrung und des allgemeinen Krieges, der damals in allen Ländern Europa's obwaltete, nöthigte Jedermann auf seine eigene Sicherheit in der Nähe bedacht zu sein. Schon schwärmten die Saracenen bis vor die Thore der Stadt, plünderten die alte St. Peterskirche und bedrohten die Gräber der Apostel mit Zerstörung. Da rettete der neugewählte Papst Leo IV. Stadt und Kirche vor Gefahr und Untergang. Ein geborner Römer trug er noch einen Funken des

Muths und der Entschlossenheit der alten Republik in seiner Brust. „Unter den Ruinen seines Vaterlandes stand er aufrecht gleich einer jener festen und hohen Säulen, welche ihre Häupter über die Trümmer des römischen Forums erheben.“ Leo bediente sich geistlicher und weltlicher Waffen. Während er durch feierliche Umzüge und Gebete die Phantasie des Volkes zu beleben und Vertrauen auf göttliche Hülfe in der zagenden Brust zu wecken suchte, trug er zugleich Sorge durch Herstellung der Mauern an den schwachen und schadhaften Stellen, durch Errichtung von Schutzwehren an den Ufern des Stromes, durch eine starke eiserne Kette von Gestade zu Gestade die Vertheidigungsanstalten zu mehren und zu stärken und durch einen Bund mit den durch Handel blühenden und von Byzanz fast unabhängigen Seestaaten Neapel, Gaeta und Amalfi sich streitbare Hülfstruppen zu verschaffen. Als die Galeeren der Christen unter der Führung des Cäsarius, des edlen und tapfern Sohnes des Herzogs von Neapel im Hafen von Ostia anlangten, begab sich der heilige Vater selbst an den Ort der Landung, und unter seinen Augen wurde die Seeschlacht geliefert, in welcher die Macht der Moslemin theils durch die Tapferkeit und das muthige Gottvertrauen der christlichen Streiter, theils durch die Wogen des stürmisch aufgeregten Meeres vernichtet wurde. Was von den feindlichen Fahrzeugen dem Schiffbruch und der Schlacht entrann, fand größtentheils zwischen den Felsen und Klippen des feindlichen Gestades seinen Untergang. Groß war die Menge der Gefangenen; aber ihre Zahl minderte sich bald durch Schwert und Strang; die übrigen wurden zu harten Sclavendiensten verwendet bei den neuen Bauwerken, die der Papst zur Verschönerung und zum Schutze der Stadt aufführen ließ. An der Mündung der Tiber, gegenüber von Ostia, gründete er die Colonie Portus, indem er eine Anzahl flüchtiger Christen aus Korsika und andern Orten, mit Weib und Kind daselbst ansiedelte, ihnen Ländereien des römischen Stuhles und Klostergüter zuwies und sie zur Wiederherstellung der baufälligen Häuser anhielt und dabei unterstützte. So erwarb Leo IV. dem Apostelsitze eine streitbare Schutzmannschaft von kühnen Auswanderern, die nach Rache an den Saracenen dürsteten und bereit waren, unter der Fahne des heiligen Petrus zu leben und zu sterben. Mit gleicher Freigebigkeit unterstützte der Papst die umherirrenden Einwohner von Centumcellä, die er in der neuen Stadt Leopolis, einige Meilen von der Küste entfernt, ansiedelte. „Denn er liebte das Vaterland und die Erhaltung des ihm anvertrauten Volkes mehr als hinfällige Güter.“ Aber den größten Ruhm erwarb sich Leo durch die Gründung der „Leoninischen Stadt,“ indem er die von allerlei Volk, Griechen und Gothen, Langobarden und Sachsen bewohnte und nach der Sprache in „Schulen“ oder Quartiere getheilte Vorstadt des Vatican auf dem rechten Tiberufer mit Mauern und Thürmen umschloß und dadurch die Peterskirche und die Wohnungen der „Trasteveraner“ gegen räuberische Ueberfälle schützte. Als nach vierjähriger Arbeit und Anstrengung unter den Augen des unermüd-

Seeschlacht bei Ostia. 849.

Die Colonie Portus.

Befestigung des Vatican. 848–852.

852. lichen Kirchenfürsten das große Werk vollendet war, wurde die Leoninische Stadt durch eine feierliche Procession eingeweiht. „Alle Bischöfe, Priester und Mönchsorden der Stadt,“ erzählt Gregorovius, „umzogen, vom Papst geführt, baarfuß, das Haupt mit Asche bestreut, die Wälle mit Gesang. Vorüberwandelnd sprengten die sieben Cardinalbischöfe Weihwasser auf die Mauern; an jedem der drei Thore ward angehalten, und jedesmal flehte der Papst Segen auf die neue Stadt herab. Als der Umzug beendigt, und die Messe in St. Peter gelesen war, vertheilte Leo freigebig die Roga, Geschenke in Gold, Silber, seidenen Pallien an Adel, Volk und Fremdencolonien.“ So wurde die Hauptstadt der Christenheit vor Entweihung und Befleckung durch die Ungläubigen gerettet. Aber noch lange hielten sich die Saracenen in dem sonnigen Campanien mit seinen Goldfrüchten und seiner Pflanzenpracht; selbst die classische Gegend von Pompeji trägt die Spuren ihres Daseins.

D. Die Reiche von Cordova und Oviedo.

Abd Errahman II. 822—852. Hakams Nachfolger, Abd Errahman II., verlieh dem Hofe von Cordova größeren Glanz als irgend einer seiner Vorgänger. Wetteifernd mit der verschwenderischen Pracht der Beherrscher von Bagdad umgab er sich mit einem zahlreichen Hofstaate, verschönerte seine Hauptstadt mit Palästen, Moscheen und Brücken, legte herrliche Gärten mit Fontänen und Wasserleitungen an und errichtete Brunnen und Marmorbäder, wozu das Wasser in bleiernen Röhren vom Gebirge herbeigeführt ward. Gleich den Chalifen des Morgenlandes liebte und förderte er Künste, Wissenschaften und Poesie, belohnte Dichter, Sänger und Gelehrte mit verschwenderischer Freigebigkeit und versuchte sich wohl auch selbst im Dichten. Sanft und milde von Charakter bis zur Schwäche, war er abhängig von fremden Eingebungen, gestattete Frauen, Sängern und Günstlingen allzu großen Einfluß und trat den Erpressungen und Bedrückungen seiner Landvögte (Walis) und Beamten nicht mit der erforderlichen Energie entgegen. Diese Nachsicht und Milde hatte zur Folge, daß in Merida und Toledo von Neuem der Aufruhr sein Haupt kühn erhob und blutige Bürgerkämpfe neun Jahre lang das Reich verwirrten und großes Elend und Verderben über Stadt und Land verbreiteten, sie hatte aber auch zur Folge, daß die Unterdrückung der Empörungen weniger blutig und gewaltthätig vor sich ging. Abd Errahman empfahl nämlich den Anführern die größte Schonung und Menschlichkeit: sie sollten nie vergessen, daß sie gegen Glaubensgenossen und Brüder kämpften; nur gegen die Anstifter und Rädelsführer sollten sie Strenge anwenden, bei den übrigen sich mit Entwaffnung und Unterwerfung begnügen. Toledo widerstand unter der Leitung des kühnen Häuptlings Hischam al Atibi acht Jahre lang allen Stürmen und Angriffen. Erst als Uneinigkeit zwischen Christen und Renegaten die Kraft der Bürgerschaft lähmte und der Führer in

die Hände des feindlichen Feldherrn fiel, der seinen Kopf an dem Thore aufpflanzen ließ, da ergab sich die von Hungerleiden schwer gepeinigte Stadt und 838.
stellte Geißeln für ihr künftiges friedliches Verhalten.

Zu den einflußreichsten Personen am Hofe Abd Errahmans II. gehörten außer dem erwähnten Fakih Jahja, der die Verehrung und Hingebung, welche der Chalife gegen den strengen, finstern Eiferer erwies, zur Befriedigung seiner Ehrsucht und Herrschgier zu benutzen und sich einen großen Einfluß auf alle öffentlichen Angelegenheiten zu verschaffen wußte, der Sänger Ali Ibn Zeriab, ein Perser von Geburt, der einst den Hof von Bagdad mit dem von Cordova vertauscht und durch seine heitere Kunst das Herz des empfänglichen Herrschers so sehr gewann, daß dieser ihn mit Reichthümern und Gnadenbezeugungen überschüttete und seinen Bitten und Wünschen ein williges Ohr lieh. Doch mischte sich Ibn Zeriab selten in die Geschäfte und Anliegen des Staats und der Politik. Sein Ehrgeiz begnügte sich mit der Herrschaft im Reiche des Schönen, des Geschmacks und der Mode: und in diesem Gebiete war seine Thätigkeit von solchen Erfolgen gekrönt, daß seine Anordnungen über Tracht und Mode, über Kleidung, Haarschnitt und häusliche Einrichtungen lange Zeit als Gesetze galten. Eine so heitere, lebensfrohe Natur war ein Schatz an einem Hofe, wo neben dem finsteren Rechts- und Gottesgelehrten ein habgieriges, ränkevolles und leidenschaftliches Weib und ein boshafter Verschnittener und Renegat, Naßr, der Sohn eines Spaniers, eine verderbliche Macht übten. Der Sänger Ibn Zeriab.

Sowohl unter dem zweiten Abd Errahman als unter seinem Sohn und Nachfolger Mohammed dauerte der Kampf gegen die Christen im Norden mit geringen Unterbrechungen fort. Wenn aber alle Feldzüge, Schlachten und Städteeroberungen ohne wesentliche Resultate für die drei Reiche blieben, wenn die Könige von Oviedo ihre Besitzungen nur vorübergehend über die cantabrische Gebirgskette auszudehnen vermochten, wenn die Franken nur mühsam die spanische Mark gegen die vordringenden Moslim behaupteten, wenn die gepriesensten Waffenthaten schließlich mit Raubfahrten in das feindliche Gebiet, mit Plünderung einiger Städte, mit Wegführung von Beute und Gefangenen, mit Verwüstung der Felder und Dörfer endigten; so lag die Ursache von diesem traurigen Einerlei menschlichen Elends hauptsächlich in den ähnlichen Zuständen der Verwirrung, der Unordnung, der Auflehnung gegen Gesetz und Obrigkeit, der Empörungen und Bürgerkriege, die in allen drei Staaten die Kräfte zersplitterten und lähmten und zu größeren erfolgreichen Actionen keinen Raum gewährten. Mohammed 852—886. Die Kriege zwischen Christen u. Moslim.

In Asturien gelangte Ramiro erst zum ruhigen Besitz der Herrschaft, als er die aufrührerischen Großen, die ihm den Thron streitig machten, mit Blut und Eisen gebändigt hatte, und sein Nachfolger, der tapfere Ordonno, wurde durch die aufrührerischen Basken verhindert, die gefährlichen Aufstände, von denen das Omejjadenreich unter Mohammed lange Jahre bedrängt und zerrissen war, zur Vergrößerung 1. Asturien unter Ramiro und Ordonno. Ramiro. 842—850. Ordonno. 850—866.

seines eigenen Staates mit dem gehörigen Nachdruck zu benutzen. Das Streben der Großen nach Unabhängigkeit, die Verwilderung der Menschen durch die unaufhörlichen Kriege, besonders mit Ungläubigen, gegen welche Alles erlaubt schien und Glaubenswahn das sittliche und rechtliche Gefühl verwirrte; der häufige Wechsel der Herrschaft in den Städten und Grenzländern, der Mangel einer streng geregelten Thronfolge, wodurch herrschsüchtige und ehrgeizige Edelleute zu ungemessenen Wünschen und Bestrebungen sich angereizt fühlten, die politische und religiöse Spaltung des Volkes, welche ein großes Zusammenwirken eben so sehr erschwerte, wie es die Erhebung einzelner Bandenführer erleichterte; diese und andere Ursachen förderten die Aufstände und Bürgerkriege und erzeugten eine sittliche Entartung, gegen welche die Kirchenlehre, „bei der man die Heilkraft statt in der Wurzel meist nur in den Blättern suchte," ein sehr schwaches Heilmittel darbot. Und was die spanische Mark betrifft, so machte sich der unselige Familienzwist und Bürgerkrieg, der unter König Ludwig dem Frommen das Frankenreich verwirrte, auch südwärts der Pyrenäen fühlbar. Der Gothengraf Bera von Barcelona, welcher während der Kämpfe zwischen Vater und Söhnen die Unbestimmtheit der Herrschaft über das Ebroland zu seiner eigenen Erhebung benutzen wollte und als unabhängiger Fürst regierte, wurde des Bruchs der Lehnstreue (Felonie) angeklagt und endigte nach einem unglücklichen Zweikampfe in Aachen mit seinem gothischen Widersacher in der Verbannung. Die durch Bera's Entfernung entstandene Verwirrung in der Mark benutzte Abd Errahman II. zu einem Feldzuge, der die vorübergehende Besitznahme Barcelona's durch die Moslim zur Folge hatte. Unterstützt durch die Anhänger des geächteten Grafen und andere Mißvergnügte behaupteten sich die Araber mehrere Jahre in der Mark gegen die fränkischen Heerführer und den Herzog Bernhard, den neuen Statthalter von Barcelona. Die wachsende Parteiung im Frankenreiche übte auch ihre schlimme Wirkung auf die spanische Provinz. Bernhard, ein thatkräftiger Mann, aber tief verflochten in die Ränke und Intriguen, welche damals Reich und Hof verwirrten, wurde bald erhoben bald gestürzt, war bald Statthalter von ganz Septimanien auf beiden Seiten der Pyrenäen, bald angeklagt, verfolgt oder flüchtig, bis er voll kühner Entwürfe sich unabhängig zu machen des Hochverraths beschuldigt und zum Tode verurtheilt in Toulouse, wohin man ihn unter einem trügerischen Vorwande zu locken gewußt, verrätherisch ermordert ward. Sein Sohn Wilhelm, der mit Hülfe der Saracenen die blutige That zu rächen und das väterliche Erbe zu behaupten unternahm, starb unter den Schwertern einiger Verschwornen. Neue fränkische Statthalter regierten als „Markgrafen von Gothien" nun das Land; aber die Bürger von Barcelona und Gerona sahen von Neuem vor ihren Mauern arabische Heere, die im Einverständniß mit den Juden in der Stadt den christlichen Bewohnern großen Schaden zufügten. Bald nachher wurden Septimanien und die Grafschaft Barcelona auf immer getrennt und jedes besonders verwaltet. Im letzteren Lande erwarb der „Marchio" Wifrid der Haarige nach einem siegreichen Kampfe wider die Ungläubigen die Erblichkeit der Regierung. Als er in dem von ihm gegründeten Kloster Ripell seine Ruhestätte gefunden, folgte ihm sein Sohn gleichen Namens.

(Margin: Die spanische Mark und Septimanien. — 820. — 822. — 828—835. — 844. — 850. — 852. — 907.)

Die Normannen. Und als ob diese ununterbrochenen Kriege und Streifzüge nicht genug des Elends und der Unsicherheit an Leben und Eigenthum über die unglücklichen Bewohner der pyrenäischen Halbinsel gebracht hätten, erschien um diese Zeit an den Küsten und Flußmündungen ein neuer furchtbarer Feind, gleich gefährlich für die Mohammedaner wie für die Christen — die Normannen. Wir werden in der Folge jenes kühne Seevolk kennen lernen, das im neunten Jahrhundert die Geißel aller der Länder war, welche die Gestade der Nordsee und der Meere im Westen und Süden Europa's

berührten, das unter verwegenen Seekönigen seine schwimmenden Häuser nach allen Orten trug, wo Wind und Wasser ihm Wege öffneten, das von der spanischen Halbinsel, von der Küste Nordafrikas, von den Inseln und Uferstädten des Mittelmeeres seine Beute holte, seine Gefangenen fortschleppte, das die Flüsse hinansegelnd selbst die Bewohner des Binnenlandes mit Raub, Mord und Verwüstung heimsuchte. Gallicia wie Andalusien, das arabische Sicilien wie das südliche und westliche Frankreich fühlten die Schläge der Piraten mit gleicher Stärke, und der Kampf wider die wilden Gäste aus Norden, denen die Araber die alten Schreckensnamen „Gog und Magog" beilegten, war für Christen und Moslim eine Aufforderung, die eigene Feindschaft auf kurze Zeit zu unterdrücken, um die Waffen gegen den gemeinsamen Feind zu kehren. Der ersten Landung unter Abd Errahman folgten bald neue Angriffe; die Beute, 843—845. welche die Heimkehrenden mitbrachten, war für die Zurückgebliebenen ein Sporn zu ähnlichen Wagnissen, so folgten Schwärme auf Schwärme.

Die Kämpfe gegen die Christen im Norden weckten den Glaubenseifer Christenverfolgungen. unter beiden Religionsparteien und störten bald das friedliche Zusammenleben, 850—852. das in den ersten Jahrzehnten nach der Eroberung obgewaltet hatte. Mißtrauen führte auf der einen Seite zur Verfolgung; das Blut der „Märtyrer" schrie auf der andern Seite um Rache. Die Gefühle der Toleranz und der ruhigen Ergebung verschwanden allmählich unter der Macht des Hasses und der Leidenschaft. Wir haben oben erwähnt, mit welcher Schonung die christliche Bevölkerung anfangs von dem Moslim behandelt wurde: die Kopfsteuer war eine mäßige Last im Vergleich mit den Vortheilen, die ihnen die arabische Occupation brachte. Der Feldbau, die Gewerbthätigkeit, der Handel waren größtentheils in ihren Händen, so daß sie zu hohem Wohlstande gelangten. In Cordova und in den übrigen Städten des Landes wurden der Ausübung ihrer Religion keine Hindernisse in den Weg gelegt. Innerhalb und außerhalb der Stadtmauern befanden sich Kirchen und Klöster, wo die heiligen Handlungen ungestört vor sich gingen; der Klang der Glocken rief die Gemeinde zur Andacht; Priester, Mönche und Nonnen erschienen öffentlich im kirchlichen Anzuge und Ordenskleide; in Concilien beriethen die Häupter des Klerus ihre religiösen Anliegen; Männer, wie der heilige Eulogius, ein in der Gottesgelahrtheit wie in den Schriften des Alterthums erfahrener Gelehrter, ertheilten an der Kirche von Cordova Unterricht in christlicher Wissenschaft. Selbst die früher erwähnte Auszeichnung in der Kleidung und gewisse Zurücksetzungen und Verkürzungen im bügerlichen, gesellschaftlichen und kirchlichen Leben wurden nicht strenge eingehalten. Nur gegen Mohammed Verwünschungen oder Lästerungen auszusprechen und den Islam und die heilige Schrift des Koran zu schmähen, galt für ein todeswürdiges Verbrechen. Enthielten sich die Christen der Beschimpfung des Propheten und seiner Lehre, betraten sie nicht die Gotteshäuser der Moslim und zahlten sie die schuldigen Abgaben, so konnten sie in Sicherheit und fast in Freiheit leben. Sie hatten sogar eigene Richter und Beamten, und in Cordova stand ein „Graf" an der Spitze der Verwaltung und Rechtspflege der Christengemeinde. Aber unter Abd Errahman erlangte eine fanatische

Partei, an ihrer Spitze der erwähnte Priester Eulogius und sein Busenfreund Alvaro, großen Einfluß auf ihre Glaubensgenossen. Sie verkündeten, daß es unwürdig sei, seine wahre Gesinnung zu verbergen, daß man Christum vor der Welt bekennen und die falsche Lehre des Lügenpropheten offen verdammen müsse. Vergebens suchte Abd Errahman, von Natur jeder Gewaltthat abhold,
850. durch eine Kirchenversammlung unter der Leitung des Bischofs Reccafried der Wuth der Eiferer entgegen zu wirken; Eulogius und seine Gesinnungsgenossen hatten größeren Einfluß. Die Märtyrerkrone zu erwerben galt, wie in den Tagen des römischen Heidenthums, als der größte Ruhm. Die Klagen wegen Lästerung des Propheten und seiner Lehre mehrten sich. Nach den bestehenden Gesetzen hatten die Schuldigen das Leben verwirkt, und da sie durch ihr lautes Zeugniß wider den „Lügenpropheten" die Moslim absichtlich reizten, so wurden mehrere der Angeklagten zum Tode geführt. In zwei Monaten starben elf Personen, größtentheils Mönche oder Priester, durch das Richtbeil. Sie wurden als Märtyrer und Heilige verehrt, und da sich die Christen ihrer Leichen zu bemächtigen suchten, um ihre Gebeine als Reliquien zu verehren, gebot der Chalife die verstümmelten Körper zu verbrennen oder in den Fluß zu versenken. Unter den Verfolgern zeichnete sich der erwähnte Naßr durch Grausamkeit aus. Er verurtheilte den Priester Perfectus zur öffentlichen Hinrichtung. Als dieser zum Blutgerüste geführt wurde, verkündete er laut, daß der mächtige und übermüthige Eunuche den Jahrestag des Todtenfestes nicht erleben würde. Und noch ehe das Jahr zu Ende ging, starb Naßr an den Folgen eines vergifteten Trankes, den er im Auftrage seiner Gebieterin für Abd Errahman selbst hatte bereiten lassen, eine Voraussagung, die den Glauben an die göttliche Weihe des Märtyrerthums steigerte.

Abd Errahmans Tod. 16. Sept. 852. Die Verfolgung der Christen war noch im Gange, als Abd Errahman starb. Man verbarg seinen Tod, bis über die Nachfolge Bestimmungen getroffen wären. Ein Theil des Hofes war für Abd Allah, den Lieblingssohn der Tarub, der mächtigsten und einflußreichsten unter den Frauen des verschiedenen Emirs, aber den Vorstellungen eines klugen Eunuchen gelang es, dem Mohammed, dem ältesten unter den 45 Söhnen Abd Errahmans, den
Mohammed. 852—886. Thron zu verschaffen. Er war ein Mann von enger, kleinlicher Natur und die Tugend der Freigebigkeit, so hochgepriesen im Islam, war seiner Seele fremd. Doch rühmte man an ihm Gerechtigkeit und Tapferkeit. Ein eifriger Anhänger von Mohammeds Lehre setzte er die Verfolgungen gegen die Christen in Cordova und Toledo fort. Neue Hinrichtungen mehrten die Zahl der Blutzeugen. Erst als der zum Erzbischof von Toledo gewählte Eulogius, das Haupt der Eiferer, dessen Beredsamkeit moslemische Jungfrauen zum Christenthum und
859. zum Märtyrertod gebracht, unter dem Richtbeil geblutet, legte sich allmählich der Fanatismus und die Schmähreden auf Mohammed und den Islam hörten auf. Aber das Mißtrauen gegen die Christen verschwand nicht mehr aus der

Seele des Emirs; selbst die Uebergetretenen hatten darunter zu leiden: sie wurden aus den höheren Aemtern entfernt und den Moslim in Allem nachgestellt. Daraus entsprangen neue Aufstände, Verwirrungen und Bürgerkriege, welche fast die ganze Regierungszeit dieses Fürsten durchzogen und seine Herrschaft mehrmals in den Grundfesten erschütterten.

Zuerst pflanzte Muza, ein von christlichen Eltern abstammender Gothe, der aus Ehrgeiz mit seiner ganzen Familie zum Islam übergetreten war und als Belohnung für seinen Abfall wie für seine Tapferkeit und seine Kriegsthaten die Statthalterschaft von Saragossa erhalten hatte, die Fahne der Empörung auf. Ein Mann von hochstrebendem Geiste fühlte er die Kraft und den Muth in sich, die Stellung, die er sich durch den Abfall vom Glauben seiner Väter erkauft, mit den Waffen zu behaupten. Unterstützt von den Eingebornen des Landes, Christen wie Renegaten, brachte er mehrere der bedeutendsten Städte, Saragossa, Tudela, Huesca und Toledo, durch List oder Gewalt in seine Hände, zog, während sein Sohn Lupo an der Spitze der aufrührerischen Toledaner mit den Moslemin des inneren Landes kämpfte, im Bunde mit den Basken gegen das verwirrte Frankenreich und wußte die Umstände so trefflich zu benutzen, daß Karl der Kahle durch Geschenke den Frieden erkaufte und Muza mit Ruhm und Beute beladen in die Heimath zurückkehrte. Mit gleichem Erfolge stritt er in Verbindung mit seinem Sohne wider die Heere Mohammeds und nöthigte sie von der hartbedrängten Stadt Toledo abzulassen. Stolz über diese Siege trug sich Muza mit dem hochfliegenden Gedanken, im Osten der Halbinsel sich ein unabhängiges Reich zu gründen, und legte sich bereits den Königstitel bei. Neben dem Emir von Cordova und dem Beherrscher von Oviedo hoffte er als „dritter König von Spanien" Geltung und Anerkennung zu gewinnen. Durch die Befestigung der Stadt Albaida auf der Grenze gegen Asturien verrieth er seine Eroberungspläne. Aber er fand in Ordonno von Oviedo einen tapfern und wachsamen Gegner. Als Muza mit Heeresmacht auszog, um die von dem christlichen König belagerte Grenzfestung zu befreien, zog ihm Ordonno mit einem Theile seiner Truppen entgegen und brachte ihm am Berge Laturgo eine entscheidende Niederlage bei. 10,000 Streiter mohammedanischer und christlicher Religion erlagen den Streichen der Asturier, unter ihnen Garzia, Muza's Schwiegersohn. Der Führer selbst wurde von einem befreundeten Ritter des feindlichen Heerlagers auf einem Pferde gerettet, scheint aber bald nachher an den empfangenen Wunden gestorben zu sein, da sein Name nicht weiter genannt wird. Das Lager mit allen Kriegsvorräthen und mit den Geschenken des fränkischen Königs fiel in die Hände Ordonno's. Die feste Stadt Albaida wurde niedergerissen und von Grund aus zerstört.

Aufstände Muza in Saragossa.

857.

Auf die Kunde von dem Unfall am Laturgo unterwarf sich Muza's Sohn Lupo freiwillig dem König und blieb ihm sein ganzes Leben lang ein treuer Bundesgenosse

wider die Saracenen. Mit Ordonno's Beistand behauptete er sich noch zwei Jahre in Toledo gegen das Belagerungsheer Mohammeds und seines Sohnes Mondhir. Viele Treffen wurden geliefert und die ganze Umgegend der Stadt sammt der herrlichen römischen Wasserleitung über den Tajo verwüstet. Endlich fiel Toledo durch Verrath;
859. Lupo entkam jedoch nach Asturien, wo er in den Kriegsschaaren Ordonno's manche Gelegenheit zur Rache und Vergeltung gefunden haben mag.

Kriege zwischen Saracenen und Christen.

Im Anfang der sechziger Jahre entbrannte der Krieg zwischen den Christen des Nordens und den Moslim heftiger als je. Bald durchstreiften im wechselvollen Kampfe die christlichen Ritter die südlichen Landschaften bis an die Ufer des Tajo, eroberten Salamanca, verwüsteten die schönen Fluren von Lissabon und Cintra und führten Beute und Gefangene weg; bald drang das andalusische Reiterheer über den Duero und Minho, zerstörte die Felsenschlösser und Burgfesten und nöthigte die Feinde in den Schluchten und Gebirgen Zuflucht zu suchen. Bei den Einen wie bei den Andern bezeichneten verwüstete Felder, niedergebrannte Dörfer und Flecken, weggeführte Heerden und jammernde Gefangene die Spuren des endlosen schrecklichen Krieges. Aber an Unterwerfung der ganzen Halbinsel konnten die Moslim nicht mehr denken: „hinter der Grenzlinie von Gallicien bis Navarra hauste ein rüstiges, kriegslustiges, unternehmendes Volk, im Vollgefühl der noch ungeschwächten Naturkraft, rauh wie die Berge, die es geboren und fortdauernd es stählten, gleichwohl nach dem reizenden gesegneten Süden, nach der nie vergessenen Heimath seiner Väter sich sehnend; endlich von einem Glauben beseelt, der dem frommen Streiter jener Zeit den Kampf wider die Ungläubigen zur Pflicht, den Sieg des Kreuzes zum schönsten Preis auf Erden wie im Himmel machte.“ Selbst der
866. Versuch Mohammeds, mit einer Flotte das gallicische Küstenland zu bezwingen, hatte keinen Fortgang. Ein Sturm warf die Fahrzeuge wider Felsen und Klippen und die Mannschaft fand ihren Untergang in den Fluthen oder durch die Waffen der ergrimmten Bewohner.

Alfonso III. in Asturien. 866—910.

Noch in demselben Jahre starb Ordonno, ein strenger aber gerechter und tapferer Herr. Die Edlen riefen seinen vierzehnjährigen Sohn **Alfonso III.**,
Mai 866. der sich in der Folge den Namen des **Großen** verdiente, zum König aus. Der Versuch eines gothischen Grafen **Fruela**, dem jugendlichen Fürsten den Thron zu entreißen, scheiterte an der Treue und legitimen Gesinnung des Adels. Fruela büßte sein Unternehmen mit dem Tode und Alfonso wurde gesalbt und gekrönt. Während seiner vierundvierzigjährigen Regierung erstarkte das christliche Reich von Oviedo mehr und mehr; die Grenzen wurden ausgedehnt, die „Gothenfelder“ bis an die Ufer des Duero gewonnen und neu bevölkert, die Ordnung im Innern befestigt, die Waffen mehr zum Angriff und zur Eroberung als zur Vertheidigung gezogen, viele Burgen und Kirchen gebaut, in der festen Stadt Burgos dem Reiche eine Schutzwehr gegen die Angriffe von der Ostseite geschaffen und zur Abwehr der Normannen auf dem steilsten Felsen

am cantabrischen Meer das unüberwindliche Castell Sanzo gegründet. Und dennoch wurde der König trotz seiner glorreichen Regierung fortwährend von Verschwörungen, Aufständen und Mordversuchen bedroht; selbst aus seiner nächsten Umgebung wurde der Mordstahl auf ihn gezückt.

Indeß die christlichen Staaten und Völker im Norden der Halbinsel immer mehr zu einem Ganzen zusammenwuchsen, wurde das Chalifenreich fort und fort durch innere Aufstände verwirrt und mehrmals an den Rand des Untergangs geführt. Nicht genug, daß die zahlreichen Christen in Stadt und Land, auch nachdem der Friede äußerlich hergestellt war, das Joch der Ungläubigen mit innerem Widerstreben ertrugen und mit hoffender Sehnsucht auf die siegreichen Fortschritte ihrer Glaubensbrüder blickten; auch die zum Islam übergetretenen Einwohner, die sogenannten Renegaten, trugen den Stachel des Mißtrauens gegen die Gebieter im Herzen und sogar die Moslim, verschieden an Abstammung, Volksnatur und nationalen Ueberlieferungen und von unruhigem, widerstrebendem Charakter, fügten sich schwer der monarchischen Ordnung, ergriffen mit Freuden jede Gelegenheit zu Abfall und Empörung und verstärkten nicht selten die Waffen der Gegner wider die eigenen Herren. So kam es, daß die Geschichte der Omejjaden in Spanien eine fortlaufende Reihe zielloser Kämpfe mit Empörern und Bandenführern darbietet und daß die Werke des Friedens und die Schöpfungen der Kunst nur wie grüne Oasen inmitten eines weiten Feldes von unfruchtbaren Kriegs- und Waffenthaten emporragen, dem verlangenden Herzen ein Ruhepunkt zur Erfrischung und Labung. Neue Aufstände.

Kaum hatte Mohammed die Städte Saragossa und Toledo zur Unterwerfung gebracht und sich ihrer Treue durch Einsetzung neuer Beamten und Richter zu versichern gesucht, so erhob sich im Herzen des Reiches, während noch seine Kriegsschaaren die Normannen und die Asturier zurückzuschlagen bemüht waren, ein Aufruhr, der an Größe und Gefahr alle früheren übertraf. Omar Ibn Hassun, ein verwegener Mann von niederer Herkunft, floh von Ronda, wo er sich mit gemeiner Handarbeit seinen Lebensunterhalt erworben, in die Berge und wurde Wegelagerer und Straßenräuber. Kühn und unternehmend, hatte er bald eine Schaar von Banditen um sich, die ihn als Führer und Haupt ehrten und deren Zahl mit seinen Erfolgen wuchs. Omar Ibn Hassun. 863.

Der kleine Krieg, die Guerilla, ist zu allen Zeiten in Spanien heimisch gewesen; so weit die Geschichte hinaufreicht, war die pyrenäische Halbinsel fremden Invasionen ausgesetzt: die Bewohner waren stets genöthigt, ihre Besitzungen gegen feindliche Eindringlinge zu vertheidigen, ihre Küsten gegen Seefahrer und Piraten, ihre metallreichen Berge gegen habgierige Abenteurer zu beschützen. Diese Nothwendigkeit der Selbstvertheidigung und der wachsamen Kampfbereitschaft war ohne Zweifel die Hauptquelle des Bandenkrieges: von Jugend auf gewöhnt an die Führung der Waffen, an die Abwehr feindlicher Angreifer Die Guerilla.

trugen die Spanier, besonders in den Gebirgsthälern des Südens, stets größere Neigung für das kühne gefahrvolle Leben eines Kriegers und Räubers, als für die reizlose Einförmigkeit eines ruhigen Daseins voll Arbeit und Geschäfte. Die Einwohner jener romantischen Gebirgsgegenden Andalusiens, wo bald sonnenverbrannte Felsenhöhen ihre Gipfel in die Schneelinie emporstrecken, bald in den geschützteren Thälern und Abhängen blüthenreiche Mandel- und Kirschbäume, Citronen und Goldorangen im dunkeln Laub der Blätter Wohlgerüche verbreiten, wo rauschende Bergwasser kühlende Labung bieten und neben Getreidefeldern und Fruchtbäumen „die Myrthe still und hoch der Lorbeer steht," bewahrten am treuesten die Charakterzüge des Südländers: heftige Leidenschaften, Zorn und Rachsucht verbunden mit Liebe zu geselligen Vergnügungen, zu Gesang und heiterem Tanze bei dem Schalle der Castagnetten, Tapferkeit und kühnes Wagen vereinigt mit List und großsprecherischem Wesen. Dort am lieblichen Genil sammelte Ibn Hafsun die Banden streitbarer Spanier christlichen und mohammedanischen Glaubens, mit denen er die umliegenden Ortschaften überfiel und den Raub in einem sichern Zufluchtsorte barg.

Omar im Osten. 864. Noch höher stieg Omars Anhang und Macht, als er, aus Andalusien vertrieben, das östliche Spanien zum Schauplatz seiner Ueberfälle und Raubfahrten machte und in der steilen unzugänglichen Felsenburg Rotal-Jehud sich einen Standort schuf, der allen Angriffen Trotz bot. Die Mißstimmung der Christen und Renegaten gegen die mohammedanische Herrschaft führte ihm zahlreiche Streiter zu; die Furcht vor seiner Rache und der Geist der Insubordination unter den Befehlshabern der Städte lähmte die Kraft des Widerstandes und verschaffte ihm stets neue Siege und Erfolge. Der Alkade von Lerida öffnete ihm selbst die Thore; andere standen auf dem Punkte, dessen Beispiel nachzuahmen. So drohend schien die Bewegung, die der ehemalige Tagelöhner hervorrief, daß Mohammed selbst mit der andalusischen Reiterei und der gesammten Streitmacht des Südens wider den Bandenführer auszog.

Der Verrath von Alkanit. 866. Aber er hatte es mit einem eben so schlauen und hinterlistigen als tapfern Feinde zu thun. Ibn Hafsun wußte den Emir durch Schreiben voll erheuchelter Unterwürfigkeit und treuer Waffenhülfe zu täuschen, so daß dieser einen Heerhaufen unter der Führung seines Enkels Seid Ibn Kasim absandte, um vereint mit dem neuen Bundesgenossen, der die Vertilgung der Christen als den eigentlichen Zweck seiner Schilderhebung darstellte, wider die Feinde des Islam zu ziehen. Die Mannschaft wurde von den Insurgenten freundlich empfangen. Aber als sich nach einem fröhlichen Mahle Seid mit seinen Waffengenossen zur Ruhe begeben hatte, wurden die müden Krieger im Schlafe von Hafsuns Rotten überfallen und ermordet. Auch der achtzehnjährige Enkel des Emirs
866. erlag nach verzweifeltem Kampfe der Uebermacht.

Ibn Hafsuns Niederlage. 867. Mit Schmerz und Wuth vernahm Mohammed die Kunde von dem tückischen Frevel in Alkanit und schwur dem Verräther und seinem Anhange blutige

Rache. Er rief seinen Sohn Almondhir von den cantabrischen Bergen, wo er gegen die Christen gestritten, herbei. Dieser zog wider die Empörer aus, schlug sie im Felde und schritt dann zur Belagerung der Feste Rotal-Jehud. Die Erstürmung der Felsenburg mit den himmelshohen Mauern und Thürmen war ein schwieriges Unternehmen. Aber die Wuth und der Durst nach Rache gab den Saracenen verdoppelte Kräfte. Das Schloß wurde nach verzweiflungsvoller Gegenwehr erobert; Abd Almalik, der verrätherische Alkade von Lerida, fiel im Kampfe; sein abgeschlagenes Haupt begleitete die Siegesbotschaft nach Cordova. Die Mannschaft wurde theils niedergestoßen, theils über die Abgründe gestürzt. Nur wenige entkamen, unter diesen der Führer Hassun. Während die Feinde noch mit der Erstürmung beschäftigt waren, vertheilte er die Schätze unter seine Getreuen, rieth ihnen sich zu ergeben, und verschwand dann in den Felsenklüften von Arbe. Aber sein Schicksal war noch nicht erfüllt. Ibn Hassuns Ausgang.
Im Laufe der nächsten Jahre, während Mohammed und sein Sohn Mondhir gegen die Asturier zu Felde lagen und dem König Alfonso die Eroberungen in Leon und Lusitanien (Portugal) wieder zu entreißen bemüht war, sammelte der unternehmende Hassun neue Haufen von Moslim, Renegaten und Christen unter seiner Fahne, trat mit den mißvergnügten Befehlshabern mehrerer Städte und mit dem Fürsten Garcia Iniguez von Navarra in Verbindung und erregte in dem Ebrogebiete eine ähnliche Bewegung wie sechzehn Jahre vorher. Siegreich in mehreren Treffen bedrohte er bereits die Städte Saragossa und Huesca, als Mohammed mit Alfonso III. Frieden schloß und die gesammte Heeresmacht Andalusiens unter seinem Sohne Mondhir wider den Bandenführer aussandte. Da ereignete sich nach mehreren kleineren Gefechten die blutige Schlacht bei Aibar, wo auf beiden Seiten mit großer Tapfer- 882.
keit gestritten ward. Endlich entschied sich der Sieg zu Gunsten des Emirs. Der Fürst von Navarra fiel mit den tapfersten seiner Reiter auf dem Waffenfelde, Hassun entfloh tödtlich verwundet in die Gebirge und verschwand seitdem aus der Geschichte, die ungetreuen Statthalter und Beamten wurden ihrer Stellen entsetzt oder flehten die Gnade des Siegers an. Freudig umarmte der alte Chalife den tapfern Sohn bei seiner Rückkehr und ernannte ihn zum Mitregenten und Nachfolger. Denn Omar Ibn Hassun war sein gefürchtetster Gegner gewesen. Als im nächsten Jahr die Kunde erscholl, daß der Bandenführer seinen Wunden erlegen sei, schien der Thron von Cordova neu befestigt. 883.

Zwar erhob noch bei Lebzeiten Mohammeds dessen Sohn Koleib, der des Vaters Muth und Ehrgeiz, List und Verwegenheit geerbt hatte, abermals die Fahne der Empörung in der östlichen Halbinsel, überwand den mohammedanischen Befehlshaber der Grenztruppen und ließ sich von seinen Anhängern als König begrüßen. Allein die Gemüther waren ruhiger geworden. Die Empörung hatte geringen Fortgang; Koleib zog sich bei Annäherung Mondhir's in die Gebirge zurück und Mohammed verbrachte die drei letzten Jahre seiner langen Regierung in Ruhe und Frieden zu Cordova, sich ergötzend an den herrlichen Gärten bei seinem Palaste am Ufer des Guadalquivir.

Mondhir. 886—888. Kaum war Mohammed im fünf und sechzigsten Lebensjahre zu seinen Vätern heimgegangen, und sein Erstgeborner Mondhir auf den Chalifenstuhl gestiegen, so brach Koleib Ibn Haffun wieder aus seinen Bergen hervor und die zerstreuten Anhänger seines Vaters um sich sammelnd und durch Schaaren kampflustiger, beutesüchtiger oder unzufriedener Streiter vermehrend, gebot er in Kurzem über eine beträchtliche Kriegsmacht, darunter 10,000 Reiter. Nachdem er sich mehrerer Städte im Ebrogebiet bemächtigt, drang er im Einverständniß mit der christlichen Einwohnerschaft in Toledo ein und mehrte durch freigebige Geldspenden die Zahl seiner Anhänger. Mondhir schickte seinen Oberkämmerer (Hadschib) Haschim, einen vertrauten Freund seines Vaters, gegen die Aufrührer ins Feld. Da ersann Koleib eine ähnliche List wie einst sein Vater in Alkanit. Er erbot sich, Toledo zu übergeben und sich ins östliche Spanien zurückzuziehen, wenn ihm zur Fortschaffung seiner Verwundeten und Vorräthe die nöthigen Lastthiere gegeben würden. Umsonst warnte der Emir den Großbeamten vor dem „schlauen Fuchs;" Haschim schloß einen Vertrag mit dem Bandenführer und lieferte ihm die Thiere. Aber kaum war der Befehlshaber mit Hinterlassung einer geringen Besatzung von Toledo abgezogen, so kehrte Koleib, nachdem er die Führer der Lastthiere getödtet, rasch zurück, brachte mit Hülfe seiner Anhänger und der zurückgelassenen Truppen die Stadt aufs Neue in seine Gewalt und beherrschte von dort aus die ganze Landschaft. Bei dieser Nachricht erfaßte den Emir wüthender Zorn gegen seinen Befehlshaber, und uneingedenk der früheren Verdienste desselben ließ er den edeln, gebildeten und wegen seines Wohlwollens allgemein beliebten Mann im Schloßhofe enthaupten und beraubte dessen Söhne der Freiheit und des Vermögens. Nun zog Mondhir selbst gegen die Rebellen zu Felde und bekämpfte sie mit großer Tapferkeit. Aber als er einst mit ungestümer Hitze in die Schlachtreihen der Feinde eindrang, um seinen Gegner selbst aufzusuchen, stürzte er von vielen Lanzenstichen durchbohrt vom Pferde und fand im Getümmel der Schlacht seinen Tod, ein ritterlicher Fürst von heiterer Natur, heldenmüthiger Tapferkeit und einfachen Sitten.

(Randnotizen: Empörung Koleibs Ibn Haffun. — Ibn Haffun in Toledo. — Mondhir's Tod.)

Abd Allah. 888—902. Nach Mondhir's Tode bestieg sein Bruder Abd Allah den Herrscherstuhl von Cordova unter den schwierigsten Verhältnissen. Nicht genug, daß Koleib Ibn Haffun in Toledo und der Umgegend mit fast königlicher Macht gebot; auch in andern Gegenden erhob der Aufruhr kühn sein Haupt. In Lissabon und Merida trotzten ungetreue Statthalter den Befehlen des Emirs und in Sevilla und andern Städten Andalusiens traten sogar seine Brüder und sein Sohn Mohammed feindselig gegen ihn auf. Aber Abd Allah war ein umsichtiger Herrscher und ein tapferer Kriegsmann. Nachdem er den Söhnen Haschims die Freiheit und ihre Güter zurückgegeben und durch diese Handlung der Gerechtigkeit die öffentliche Meinung versöhnt, zog er in Verbindung mit seinem Sohne Abd Errahman, der sich in der Folge den Beinamen Al Mod-

haffer, d. i. der Siegreiche, verdiente, wider die zahlreichen Feinde ins Feld. Gegen den schlauen, unternehmenden Ibn Haffun in Toledo, der während eines Gefechtes die Kriegsvorräthe aus dem feindlichen Lager entführte, vermochte Abd Allah keinen entscheidenden Schlag auszuführen, so lange der Aufruhr im Süden tobte und die kühnen Häuptlinge, die sich in den Schluchten und Gebirgen von Jaen und Loja umhertrieben, oder in Sevilla, Xerez und Sidonia feste Standpunkte hatten, dem Bandenführer von Toledo die Hand reichten. Erst als er selbst unter dem Beistande eines in den Bergen von Ronda wohlbewanderten Feldherrn die kühnen Rebellen in der blutigen Schlacht bei Elvira besiegt hatte, und in einem zweijährigen wechselvollen Kriege die tapfersten Streiter durch das Schwert der Führer (Suwar Ibn Hamdun und der Syrer Seid Ibn Dschndi) und durch die Hand des Scharfrichters umgekommen waren, und sein Sohn Abd Errahman über die aufrührerischen Verwandten in den Städten des Südens Meister geworden, kehrte das Land allmählich zum Gehorsam zurück. Die wilden Kriegsscenen, denen der Historiker in diesen Tagen des Faustrechts und der Anarchie allenthalben begegnet, erhalten durch die Züge romantischer Ritterlichkeit, die aus dem Gewirre hervorleuchten, noch einiges Interesse und einen poetischen Strich. Man beachtete weniger die Ziele und Motive als den Heldenmuth und die Ausdauer, womit die Vorkämpfer ihre Sache durchfochten. Ein ritterlicher Wetteifer machte es zu einem Ehrenpunkte, nicht zu weichen, so lange der Arm noch das Schwert führen konnte und jede tapfere That, mochte sie im Heerlager der Aufrührer oder des Emirs vollbracht werden, fand ihre Verherrlichung im Liede. Besonders wurde der Bruderkampf im südlichen Andalusien, wo die edelsten Ritter unter den Waffen standen, mit heftiger Leidenschaftlichkeit geführt. Man kämpfte, Verwandte gegen Verwandte, aus Parteiwuth und Rivalität mit der größten Erbitterung. Mohammed und sein Oheim Kasim fielen nach der heldenmüthigsten Gegenwehr mit Wunden bedeckt in die Hände Abd Errahmans, der sie in Haft legen ließ. Der erstere, ein junger Mann von 28 Jahren, eben so hervorragend an Kenntnissen und Geist wie an Tapferkeit, starb im Gefängniß, sei es an Gift, sei es in Folge seiner Wunden und des Kummers über sein zerstörtes Lebensglück. Sein vierjähriger Sohn Abd Errahman, „den Gott zu großen Dingen aufbewahrte," gewann die Liebe und Gunst des Großvaters in besonderem Grade.

Die Empörung im Süden niedergeschlagen. 890. 895.

Während dieser Vorgänge war die Macht Ibn Haffuns so sehr gestiegen, daß zu befürchten stand, er möchte ein unabhängiges Reich der Mitte mit der Hauptstadt Toledo gründen. Darum reichten sich Abd Allah von Cordova und Alfonso III. von Oviedo, die von dem Ehrgeize des neuen „Emirs von Toledo" in gleicher Weise zu fürchten hatten, die Hände zum Frieden und Waffenbund. Da zog Abul Kasim, Koleibs Waffengenosse und Feldherr, mit einem Heer, dessen Stärke auf 60,000 Mann angegeben wird, verheerend vor Zamora und ließ dem Christenkönig melden, wenn er sich nicht zum Islam

Die Schlacht vor Zamora. 900.



bekehre und Tribut zahle, so werde er nicht ruhen, bis er ihn aus dem Lande geworfen und ihm einen schlimmen Tod bereitet. Alfonso überbrachte die Antwort selbst auf der Spitze seines Schwertes. Nun ereignete sich in der Nähe
900. von Zamora eine blutige Schlacht. Vier Tage lang rangen die Christen und Mohammedaner um den Sieg. Endlich fiel durch den verrätherischen Abzug der Berber die Entscheidung zu Gunsten der Asturier aus. Die Niederlage war furchtbar. Was nicht auf dem Schlachtfelde umkam, fand auf der Flucht seinen Untergang. Auch Abul Kasim war unter den Leichen. Eine Menge abgeschlagener Saracenenköpfe, die von den Zinnen Zamora's niederschauten, bezeichnete die Größe des Siegs, dessen Erinnerung Christen und Mohammedaner mit verschiedenen Gefühlen noch lange im Gedächtniß bewahrten.

Nothstände u. Gährung. Diese Niederlage der Rebellen zog dem Emir, dem Verbündeten des Christenkönigs, viele Feindschaft und Schmähungen zu und minderte sein Ansehen. Noch litt das Volk an den Nachwehen einer furchtbaren Hungersnoth und Pest,
898. die zwei Jahre vorher eine entsetzliche Todesernte gehalten also, daß die ärmere Volksclasse den Hunger mit Leichen stillte und die Verstorbenen nicht beerdigt werden konnten. Nun riß der Unfall vor Zamora die kaum vernarbenden Wunden von Neuem auf. Es schien als habe Allah sein Angesicht abgewendet von seinen Gläubigen. Man beschuldigte den Emir laut des Einverständnisses mit den Feinden des Islam; in Sevilla entfernte man seinen Namen aus dem Gebet (Chutba) und ersetzte ihn mit dem des Chalifen von Bagdad; es wurde offen ausgesprochen, daß man dem Fürsten von Cordova den Zehnten und andere Abgaben vorenthalten und sich an Koleib Ibn Hassun anschließen müsse, um die dem Islam zugefügte Schmach zu rächen. Es half dem Emir nicht viel, daß er seinen Bruder Kasim, das Haupt der Mißvergnügten, in Sevilla
902. aufs Neue verhaften ließ und ihn im Gefängniß durch Gift aus der Welt schaffte; eine furchtbare Aufregung herrschte in allen Ständen; in den zahlreichen Zweikämpfen zwischen den Gliedern der ersten Familien offenbarte sich die Gluth der Leidenschaft, die in den Herzen wüthete: Ehrgeiz, Rangsucht, Parteiwuth und Blutrache stritten sich um die Herrschaft in der aufgewühlten Brust der Moslim. Nur der zahlreichen, aus Berbern und Slavoniern geworbenen Leibwache, die unter zuverlässigen Führern den Herrschersitz von Cordova mit ihren mächtigen Schwertern und Streitkolben umstanden, verdankte Abd Allah in diesen Tagen der Gährung die Rettung seiner Herrschaft und seines Lebens. Wagte doch der verschlagene Bandenführer Ibn Hassun sich als Bettler verkleidet in die Hauptstadt Cordova zu schleichen, um eine Verschwörung gegen den Herrscher in Gang zu setzen. Als einer seiner Vertrauten, der Satirendichter Suleiman Ibn Albaga, gerührt durch die Großmuth, womit der Emir ein Schmähgedicht auf den „Esel" (Abd Allah) und seine „Treiber," statt den Verfasser zu strafen, mit Goldstücken belohnt hatte, den Plan Koleibs verrieth, war dieser bereits in Sicherheit; und wie sehr auch der Vezier Obeid

Allah Ibn Ghamri und Abd Errahman Al-Modhaffer, der tapfere und strenge Sohn des Emirs, ihre Kräfte anstrengten, dem Rebellenfürsten Toledo und die Umgegend zu entreißen, der Sohn Haffuns behauptete sich in seiner Herrschaft noch über die Regierungszeit Abd Allahs hinaus*). Doch war es der Tapferkeit und kriegerischen Tugend Abd Errahmans des „Siegreichen" zuzuschreiben, daß die übrigen Provinzen zum Frieden und Gehorsam zurückkehrten und daß Ibn Haffuns Macht auf die Stadt Toledo beschränkt blieb. Aber die Hoffnung des ritterlichen Fürstensohnes, durch diese kriegerischen Großthaten sich die Nachfolge auf dem Herrscherstuhl von Cordova zu verdienen, sollte nicht in Erfüllung gehen. Der Feldherr Obeid Allah Ibn Ghamri, tief beleidigt, daß Abd Errahman an seiner Statt den Oberbefehl wider den Haffun erhalten, benutzte seine einflußreiche Stelle als Anführer der Leibwache im Palaste, um für den jungen Enkel des Emirs, der mit seinem Oheim den gleichen Namen Abd Errahman führte, zu wirken. Sein Bemühen fand in der Neigung Abd Allahs für den schönen Jüngling, dessen Wohlgestalt und blühendes Angesicht er selbst in Versen pries, einen mächtigen Bundesgenossen. Während noch Abd Errahman Al-Modhaffer wider die Rebellen im Felde stand, bestimmte der Emir Abd Allah auf dem Krankenlager seinen Enkel zum Nachfolger und so groß war die ritterliche Treue des tapfern Feldherrn für den Vater, daß er auf die Kunde von dem Tode desselben sogleich nach Cordova eilte und seinem jugendlichen Neffen, der alle Vorzüge des Geistes und Körpers besaß und Bil- Abd Allahs Ausgang.

*) Sein Ansehen war jedoch im Abnehmen. Namentlich schadete es ihm, daß Said Ibn Suleiman, einer der edelsten Streiter des Islam, dem die Dichter jener Zeit die zehn Rittertugenden zuschrieben (Redlichkeit, Muth, Rittersinn, Anstand, Dichtkunst, Wohlredenheit, Stärke und Gewandtheit mit der Lanze, dem Schwert, dem Bogenschießen), sich von Ibn Haffun trennte und zum Emir überging. Als er bald nachher in Elvira meuchlings ermordet ward, machte ein Dichter der Stadt folgende Grabschrift auf ihn:

Hier ruht, wer Leidenden und Armen,
Wenn sie bedurften, Nahrung gab,
Der, wenn der Sommer brannt', ihr Schatten,
Im Winter ihre Zuflucht war.
Ihn bergen hier nur wen'ge Zweige,
Doch blüh'n sie über seinem Grab;
Ihr Rosen blüht auf dieser Stätte
Und du Jasmin, leih deinen Duft;
So lang die Felder Blumen geben
Und Laub der Wald, die Quelle Trank,
So lang der Sonne Strahlen leuchten,
Hat weder Mensch noch Geist geseh'n:
Wer edler war, als der hier ruhte,
Als Said, aller Armen Freund;
Drum rinnt ihr Thränen! meine Augen,
Benetzt die Myrthen seines Grabs!

dung, Leutseligkeit und Edelsinn mit Tapferkeit und ritterlichem Muthe verband, zuerst huldigte. Abd Allah wurde neben dem prachtvollen Grabmal seiner Mutter, deren kurz zuvor erfolgter Tod ihm sehr nahe gegangen war, beigesetzt. Die rührenden Verse, die Conde von ihm aus dieser letzten Lebensperiode aufbewahrt hat, geben den Beweis, wie tief er die Vergänglichkeit und Nichtigkeit alles Erdenglückes und aller Größe und Hoheit empfunden*), und wie sehr er die Ueberzeugung in sich getragen, daß er mit all seinem Ringen und Streben das islamitische Reich in Spanien nur wenig gehoben und gefestigt habe. Ein Fürst von Muth und Tapferkeit, von Verstand und dichterischen Anlagen, von Wohlwollen, Großmuth und treuem Festhalten an geschlossenen Verträgen, hat er dennoch die Mißvergnügten und Uebelwollenden nicht zu versöhnen, seine Regierung nicht durch großartige Schöpfungen denkwürdig zu machen vermocht. Die Moslim der pyrenäischen Halbinsel verzehrten ihre edlen Kräfte und Anlagen in ewigen Fehden und Einzelkämpfen, die, wenn auch reich an romantischen Waffenthaten, an kühnen Wagnissen, an erschütternden Wechselfällen, an heroischer Kraftentfaltung, an ritterlichem Muthe, dennoch für die Größe des Reichs und für das Glück und die Zukunft der islamitischen Menschheit unfruchtbar waren und im Buche der Weltgeschichte nur eine dürftige Stelle verdienen. Auch **Abd Errahman III.**, der zuerst den Titel eines „Fürsten der Gläubigen“ führte gleich den Chalifen des Morgenlandes, und dessen Regierung als die Glanzperiode der arabischen Herrschaft in Spanien gepriesen ward, mußte die ersten Jahre mit inneren Kämpfen und Bürgerkriegen vergeuden. Koleib Ibn Hafsun und seine Söhne Suleiman und Dschafer widerstanden noch sechs Jahre den Heeren des Chalifen und seines tapfern Oheims. Erst als die große Schlacht in der Ebene von Cuenca die Streitkräfte des trotzigen Bandenführers gebrochen und der alte Kriegsheld im Grabe die Ruhe gefunden, die ihm im Leben fremd gewesen war, legte sich allmählich der Aufruhr. Toledo öffnete seine Thore und empfing den Herrscher von Cordova mit Freuden in seinen Mauern; und Abd Errahman war bemüht, durch Milde und Wohlwollen die Gemüther zu versöhnen und die Unterwerfung der Aufrührer und Mißvergnügten zu erleichtern. Denn

[Margin: Abd Errahman III.] [Margin: Ausgang des Ibn Hafsun.] [Margin: 918.]

*) Hörst du es nicht, das dumpfe Rauschen,
Als ob im Flug der Fittig schlägt?
Es ist der Zeitpunkt, der sich nahet,
Wo deiner Hoffnung Glas zerbricht.
Siehst du denn nicht, wie immer schneller
Die Welt zum Untergange eilt,
Und daß nichts bleiben kann hienieden,
Auf Erden nichts Beständ'ges ist?
So eilt die Zeit unaufgehalten,
Und sagt dir nicht, wie sehr sie eilt;
Doch bringt sie dich zum sichern Ende
Und hält sich unterwegs nicht auf.

während die Moslim in brudermörderischer Selbstzerfleischung ihre Kräfte verzehrten, hatten die Christen des Nordens, wie wir oben gesehen, ihre Macht ausgedehnt und gefestigt. Alfons III. sah sich zwar durch eine Verschwörung in der eigenen Familie, wobei seine Gattin Ximene von Navarra auf Seiten der aufrührerischen Söhne stand, genöthigt noch vor seinem Tode das Reich unter die letzteren zu vertheilen, also daß sein Erstgeborner Garcias die Königswürde empfing und seinen Sitz in Leon, einer von den Römern gegründeten mauerstarken Bergstadt, aufschlug, die jüngeren Brüder Ordonno und Fruela aber, jener in Gallicien, dieser in Asturien, selbstständige Herrschaften erlangten; allein der Feldzug, den Alfonso III. noch in seinem Todes- 910.
jahre mit den Heeren Garcias unternahm und verheerend bis Toledo vordrang, konnte die Moslim überzeugen, daß die Theilung des christlichen Königreichs keine Veränderung in der Kriegspolitik zur Folge habe. Vielmehr waren von nun an die drei Fürsten bemüht, ihre Besitzungen südwärts auszudehnen, und mit verdoppelter Energie wurden nunmehr die Eroberungskriege in Angriff genommen, die Jahrhunderte fortgesetzt endlich die Herrschaft des Kreuzes von Neuem in der ganzen Halbinsel aufrichteten. Abd Errahman erkannte die Nothwendigkeit, die Gesammtmacht der Saracenen als mächtigen Damm den vordringenden Christenschaaren entgegenzustellen. Denn fast gleichzeitig mit der Gründung des Königreiches Leon durch Garcias, hatte Sancho, der Sohn jenes Garcias Inniguez, der an der Seite Muza's in der Schlacht bei Albaida den Waffen der Asturier erlegen (S. 195), die Berglandschaften vom mittleren Ebro bis in die Pyrenäen und an den baskischen Meerbusen zu einem Königreich Navarra vereinigt und fing an dasselbe über Aragonien auszudehnen, und die spanische Mark war als Grafschaft Barcelona in den erblichen Besitz einer markgräflichen Dynastie gelangt. Alle diese Fürsten richteten nun ihre Angriffe wider die unter dem „Chalifen" von Cordova vereinigten Moslemin. Die großen Kämpfe und Waffenthaten, die aus dieser Kraftanstrengung beider Nationen und Glaubensheere erwuchsen, werden jedoch am passendsten bei der Darstellung der mächtigen Conflicte, durch welche das christliche Abendland das mohammedanische Morgenland zu überwinden bemüht war, ihren Platz finden.

Der folgende Abschnitt wird das Geistes- und Culturleben der Araber während der drei ersten Jahrhunderte ihrer Zeitrechnung übersichtlich vorführen. An dieser geistigen Thätigkeit nahmen die Moslemin in Spanien regen Antheil. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, wie sehr die Omejjaden in Cordova die Poesie und die edle Kunst der Töne geehrt und geliebt, wie sie Dichtung und Gesang als die Zierde und Würze der geselligen Unterhaltung angesehen haben, und aus den Gedichten, die Conde in seiner „Geschichte der Mauren" in spanischen Uebertragungen aufbewahrt und die Hammer-Purgstall in deutscher Uebersetzung seiner Geschichte der arabischen Literatur eingefügt hat, ersehen wir, daß die Gabe der Dichtkunst und die Gewandtheit im Versemachen, die durch den Reichthum der arabischen Sprache an gleichlautenden Endungen

Literatur u. Bildung in Cordova.

sehr erleichtert ward, den Emirn von Cordova und vielen ihrer Großbeamten und Feldherren eigen gewesen, und daß die Moslim Andalusiens die geringe Muße, die ihnen unter Krieg und Schlachten vergönnt war, mit Poesie, Gesang und Saitenspiel zu erheitern sich bestrebten. Die sorgfältige Erziehung, deren sich die meisten Prinzen, insbesondere der dritte Abd Errahman und sein Sohn Hakam II. von Jugend auf zu erfreuen hatten,*) machte ihre Seele empfänglich für die höheren Güter der Bildung und für die Genüsse des Schönen in den Künsten; und die Rivalität mit dem Chalifenhof von Bagdad, das eifersüchtige Bemühen in den edlen Studien, in der Förderung der Wissenschaften, der Literatur und Gelehrsamkeit nicht hinter dem Morgenlande zurückzustehen, trug nicht wenig zu der Culturblüthe bei, die von Cordova aus das ganze Abendland durchdrang. Besonders wurde die Regierung Abd Errahmans III. und Hakams II. als das goldene Zeitalter arabischer Poesie und Bildung, wissenschaftlicher und künstlerischer Strebsamkeit, feiner Sitte und Lebenseigenthümlichkeit gepriesen; wie in Bagdad herrschte auch in Cordova unter den Großen ein edler Wetteifer in Freigebigkeit gegen Dichter, Musiker und Gelehrte, in Pflege der Wissenschaften und Literatur einander zu überbieten, theils aus innerem Antrieb, theils in der Absicht, sich dadurch die Gunst des Hofes zu erwerben.

7. Cultur- und Geistesleben der Mohammedaner.

Die mohammedanische Menschheit.

Die Ausbreitung des islamitischen Reiches nach Osten und Westen führte eine bedeutende Veränderung in der Denkweise und Bildung, in den religiösen und politischen Anschauungen, in Lebensweise und Sitten herbei. War gleich das ursprüngliche Stammeswesen und die patriarchalische Lebensordnung der ganzen arabischen Nation so tief eingeprägt, daß sie auch unter den größeren Verhältnissen und Staatsformen noch ihre Geltung behielten, so erzeugte doch der neue Glaube und das Gesetz des Koran das Gefühl einer nationalen und religiösen Gemeinschaft und Zusammengehörigkeit, und das Chalifat, mochte es auch gleich Anfangs die Keime blutiger Kämpfe und feindlicher Spaltungen in sich tragen, war doch in den Jahren der religiösen Erhebung und Begeisterung eine einheitliche Macht, welche die nationale Kraft nach klaren bestimmten Zielen lenkte. Wie sehr auch in der Folge der Islam durch die Aufnahme fremdartiger Lehrbegriffe aus dem persisch-indischen Glaubenskreise in größere und kleinere Religionsgenossenschaften und Secten sich zerbröckelte, die an die nationale Sonderung nach Stämmen und Völkerschaften angelehnt die mo-

*) „Auf Anordnung seines Großvaters Abd Allah," so beschreibt Conde I, c. 67 die Erziehung Abd Errahmans III., „ertheilten ihm von der Kindheit an die berühmtesten Lehrer Unterricht; man las ihm den Alcoran vor und ließ ihn dessen Lehren auswendig lernen; nachdem er acht Jahre erreicht hatte, ging man zum Unterrichte in der Sunna über oder in der Wissenschaft von den Traditionsgeschichten zum Unterricht in der Grammatik, der Dichtkunst, den arabischen Sprichwörtern, den Lebensbeschreibungen von Fürsten, der Staatsverwaltung und anderen menschlichen Kenntnissen; sodann lernte der Prinz reiten und mit Anstand ein Pferd regieren, das Bogenschießen, das Lanzenstechen, so wie die Anwendung aller Waffen- und Kriegskünste; in den letztern Gegenständen übte er sich von seinem eilften Jahre an. Wenn Prinz Abd Errahman mit andern Knaben spielte, betrachtete ihn der König so wonnetrunken, daß er alles Uebrige vergaß."

hammedanische Welt in einer bunten Farbenmischung, in verschiedenen Gestaltungen erscheinen ließen; wie sehr auch die gebornen Araber mit der Zeit hinter den übrigen zum Islam bekehrten Volksstämmen, den Syrern, Persern, Türken, Berbern u. a. an Zahl und Wirksamkeit zurücktraten und die Verbindung fremdartiger Volkselemente der islamitischen Welt einen vielgestaltigen Charakter, ein verschiedenes Gepräge verlieh; der christlich-abendländischen Menschheit gegenüber stand jene als ein geschlossenes Ganze da; und dieser Mischung verschiedener Volksbestandtheile war es wohl hauptsächlich zuzuschreiben, daß die sonst so starre und abgeschlossene orientalische Natur die zur Aufnahme fremder Culturen und Lebensformen erforderliche Biegsamkeit und Elasticität gewann.

Pflege der Literatur u. Wissenschaften an den Chalifenhöfen.

Schon während der Herrschaft der Omejjaden in Damaskus machte sich der Einfluß der römisch-griechischen Cultur auf die empfänglichen Araber bemerkbar. An dem syrischen Chalifenhofe wurde neben der heimischen Poesie, die aus dem arabischen Wüsten- und Wanderleben im Gefolge der gottbegeisterten Kriegsheere in die neueroberten Länder einzog, das geistige Leben aus den alten Stätten der Bildung mit Liebe aufgenommen und gepflegt. Noch reicher gestaltete sich diese Wechselbeziehung in dem neuen Herrschersitze am Tigris. Die abbasidischen Chalifen, welche Bagdad zum Mittelpunkte des Verkehrs, des geistigen und mercantilen Lebens erhoben, die unbelästigt von den meistens in der Ferne geführten Kriegen sich den Künsten des Friedens, den Wissenschaften und der Poesie, dem Luxus und der Pracht und allen den edlen und verwerflichen Genüssen hingaben, welche von einem reichen, verfeinerten Hofleben unzertrennlich sind, erkannten bald, wie sehr das Dasein durch Künste und Wissenschaften bereichert und gehoben werde, wie sehr das Leben an Reiz und Befriedigung gewinne, wenn die Sinnlichkeit und Fleischeslust durch geistige Thätigkeit gezähmt und beherrscht wird. Die Chalifen und ihre Großbeamten wetteiferten in Freigebigkeit gegen Dichter und Gelehrte und setzten den Ruhm, als Beförderer der Künste und Wissenschaften, als Stifter von Schulen, Lehrstellen und Bildungsanstalten gepriesen zu werden, über jeden andern. In der Natur des Arabers lebte ein Zug zum Höheren und Idealen. Sein Sinn war nie an die Erde gefesselt, sein Blick schweifte von jeher in jene unbekannte Regionen, wo die leuchtenden Sterne in ewiger Ordnung und Harmonie ihre Bahnen vollenden. Dieser ideale Zug, der sich in ihrem früheren Dasein ausschließlich auf das Religiöse gerichtet hatte, ließ nun die Araber den Gottesfunken auch in andern geistigen Beschäftigungen erkennen; sie sammelten die Strahlen der Bildung, die aus den eroberten Ländern ihnen entgegen leuchteten, in ihre empfängliche Seele und schufen durch Uebertragung das fremde Gut zu ihrem Eigenthum um, wie sie die zeitlichen Schätze und Reichthümer sich aneigneten. Die Chalifen beriefen griechische Architekten, Werkmeister und Geometer in ihre Residenzen und benutzten sie bei ihren Bau-

werken und Anlagen, wodurch die Entstehung einer neuen Architektur, des byzantinisch-arabischen Baustils in Gestalt eines Hufeisens, mit seinen Rundbogen, seinen kurzen dünnen Säulen, mit seinen runden Kuppeln bei den Moscheen, seiner Fülle feiner Verzierungen und Mosaikarbeiten, herbeigeführt ward. „Da den Arabern von Mohammed verboten war, Menschen und Thiere abzubilden, so erfand ihre rege Phantasie jene eigenthümlichen Ornamente, die nach ihnen den Namen Arabesken erhielten: mannichfaltiges Laubwerk und blätterartige Blumen in verschiedenen Stellungen und Windungen, geometrische Figuren, Sechsecke, Achtecke in regelmäßigen Verschränkungen und wunderlichen Verschlingungen mit Blumenstengeln und laubähnlichen Zügen, nicht selten mit glänzenden Farben und reicher Vergoldung."

Astronomie und Mathematik. Der ursprünglichen Richtung getreu wendeten sich die Araber hauptsächlich der Beobachtung und Berechnung der Gestirne und des Himmelsraumes zu; sie bauten Sternwarten, wo die besten Instrumente aufgestellt wurden; sie verzeichneten auf astronomischen Tafeln den Lauf der Planeten und der Fixsterne, wiesen aber auch, der alten Ueberlieferung getreu, neben der wissenschaftlichen Sternkunde den astrologischen Träumereien der Deutung der Zukunft ihre Stelle an; sie übersetzten die Werke der alexandrinischen Gelehrten über das Weltgebäude und die mathematischen Lehrsysteme, besonders des Ptolemäus und Euklides. Der früher erwähnte „Almagest" des ersteren (IV. S. 320) wurde in der durch die Araber verbesserten Gestalt das allgemeine Lehrbuch der Astronomie durch das ganze Mittelalter, und wie sehr die Mathematik und Rechenkunst unter den Händen der Araber gefördert wurden, davon zeugen noch heute die von ihnen erfundene oder doch vervollkommnete „Algebra" und die aus Indien entlehnten sogenannten „arabischen Ziffern," wodurch die Abendländer mit der wunderbaren Erfindung bekannt wurden, den Zahlen durch ihre Position einen Werth zu geben. Naturwissenschaften. Aber auch die Erde und die vielbewegte und vielgestaltige Menschenwelt wurden der Gegenstand ihrer Wißbegierde. Die Chalifen riefen griechische Aerzte, Naturforscher und Mathematiker in ihre neugegründeten Städte, wo sie nicht nur zur Landvermessung, zur Aufstellung der Steuerrollen, zur Heilung der Kranken verwendet wurden, sondern auch als Lehrer ihrer Wissenschaften an den zahlreichen Schulen, die sich aller Orten nach dem Muster der römisch-griechischen erhoben: durch sie und ihre Schüler wurden die Schriften eines Hippokrates, Galenus und anderer Griechen über Heilkunde und deren Hülfswissenschaften ins Arabische übersetzt. „Eine höhere Stufe in der fortschreitenden Kenntniß physischer Erscheinungen ist die Ergründung der Naturkräfte," sagt Humboldt, „die des Werdens, bei dem diese Kräfte wirken; die der Stoffe selbst, welche entfesselt werden, um neue Verbindungen einzugehen. Das Mittel, welches zu dieser Entfesselung führt, ist das willkürliche Hervorrufen von Erscheinungen, das Experimentiren. Auf diese letzte, in dem Alterthum fast ganz unbetretene

Stufe haben sich vorzugsweise im Großen die Araber erhoben." Die Beschäftigung mit der Astronomie führte sie auf die Erforschung der Erde sowohl in ihrer Stellung im Weltraum und in ihrem Verhältniß zur Sonne und zu den übrigen Himmelskörpern, als in ihrer natürlichen Beschaffenheit. Sie erweiterten die Erdkunde durch Entdeckungsreisen und durch Messung der Längen- und Breitenkreise. „Sie waren die ersten, welche die Längenwerthe des Aequatorialgrades, wie sie von Strabo, Posidonius, Ptolemäus überliefert worden, durch eigene Experimente an den Meeresniederungen des arabischen Irak zu ermitteln versuchten." Sie durchforschten die Naturreiche, suchten mit Hülfe der Chemie, die ihre wissenschaftlichen Anfänge den Arabern verdankt, das Wesen der Stoffwelt und mittelst der Zergliederungskunst (Anatomie), wenn auch nur an Thierkörpern, die Structur und den Organismus des menschlichen Leibes zu ergründen und beobachteten die Gattungen der Pflanzen und ihre Wirkungen auf Leben und Gesundheit. Zwar war auch hier Wahn und Aberglauben mit der Wissenschaft verbunden; die Alchymie suchte durch Schmelzen von Metallen die Kunst der Goldbereitung zu entdecken und durch Verbindung verschiedenartiger Pflanzensäfte das Lebenselixir zu erwerben; aber der Forschungstrieb befreite sich mit der Zeit von den Fesseln des Wahns und ließ sich genügen an den Ergebnissen der Wahrheit. Die Araber verarbeiteten die Erzeugnisse südlicher Erdtheile, das Gespinnst der Seidenraupe, den süßen Saft des Zuckerrohrs, die Farbenstoffe der Indigo- und Safranpflanze, die wolligen Fäden der Baumwollstaude zu Handelswaaren und gaben durch deren Verbreitung nach Spanien und Gallien, nach Sicilien und Italien der Industrie und der Handelsthätigkeit einen mächtigen Aufschwung. Wie im Alterthum die Phönizier, waren die Araber die Vermittler zwischen Morgenland und Abendland.

Aber noch mehr als die Natur war die Menschenwelt in ihren geistigen Thätigkeiten und Errungenschaften Gegenstand der Wißbegierde und des Lehr- und Lerntriebes der Araber. Mit Bewunderung blickten sie auf die philosophischen Werke des Aristoteles, in denen der große Grieche das gesammte Natur- und Menschenleben in allen seinen Aeußerungen und Erscheinungen, so wie die Gesetze und Vermögen des denkenden Geistes mit Schärfe, Klarheit und umfassendem Wissen behandelt hat, und strengten sich an, diese Resultate einer merkwürdigen Gedankenthätigkeit durch Uebersetzungen ihrer eigenen Nation zu erringen und Wissen und Glauben nach den dort niedergelegten Gesetzen und Bestimmungen zu ordnen und auszubilden. Manche Schriften des Aristoteles, des Theophrast und anderer Griechen sind den europäischen Völkern zuerst durch arabische Uebersetzungen bekannt geworden, aber freilich nicht immer in der ursprünglichen Gestalt, sondern mit den fremdartigen Entstellungen und Deutungen, die sie unter den Händen grübelnder und speculirender Mohammedaner angenommen. Besonders fühlten sich die Araber, wieder nach dem Vorbilde der Griechen, zum Studium der Sprache und Redekunst hinge- Philosophie und Philologie.

zogen. Alle Theile der Philologie, Grammatik, Lexikographie, Exegese, Metrik, Prosodie u. A. wurden mit Fleiß und Sorgfalt ausgebildet. Die von den Griechen aufgestellten grammatischen und rhetorischen Gesetze und Formen wurden auf die arabische Sprache angewendet, die eben so schwierig und dunkel ist wegen der dialektischen Verschiedenheiten der einzelnen Stämme, als reich durch die Menge der Formen, die sie zur Bezeichnung der verschiedenen Begriffe und ihrer feineren Züge und Färbung darbietet, wie durch die ungemeine Biegsamkeit neben jenem Formenreichthum; und sowohl der Koran als die andern Schriften juristischen, theologischen und poetischen Inhalts wurden durch Worterklärungen und Auslegung des Sinnes dem Verständniß näher geführt.

Poesie. Daneben blieb die Dichtkunst der Lebensquell aller Gedanken und Empfindungen, die Zierde und Würze der geselligen Unterhaltung. Aber je mehr der lebendige Born, der die kraftvollen Lieder in der Jugendzeit des Volkes ausströmte, versiegte, je mehr die ursprüngliche Frische, die Treue und unmittelbare Spiegelung des einfachen Beduinenlebens verschwand, desto größeren Werth legte man auf künstliche Formen und eleganten Ausdruck, desto mehr suchte man durch witzige Wortspiele, pikante Wendungen und sprachliche Zierlichkeiten, durch melodischen Sylben- und Tonfall, durch leichte Wortbildungen und Wortstellung, durch Glätte und Flüssigkeit des Versbaues, durch erkünstelte Gefühle oder durch Beiziehung einer der Dichtkunst fremden Gelehrsamkeit die Armuth an Ideen und Phantasie, den Mangel an poetischer Wärme und lebensvollen Bildern, die Trockenheit des Gemüths zu ersetzen. Die ursprüngliche natürliche Kraft, welche die Poesie des Heidenthums und der ersten Zeit des Islam auszeichnete, verschwand unter dem Luxus des Lebens und der verfeinerten Bildung; dagegen wurden die Verse fließender, weicher und correcter. Die ausgelassene Sinnlichkeit und Lüsternheit nimmt in den Liedern ab, sie werden nicht mehr herb, sondern leicht, gefällig, zierlich ausgearbeitet, aber es versiegt zugleich die Heldenader. „Der Araber, den ehemals sein Haß zu Zorngedichten begeisterte, der an Schlacht und Blut sich erfreute, am Sonnenbrand der Wüste und am Firmament der stillen Nächte sich erbaute, spann sich später in angeblicher Liebesqual ein seidenes Gehänse schwierig gereimter Verse;" und statt der alten Liebeslieder voll Gefühl und Innigkeit erging man sich in der Folge, als die Frau aus dem öffentlichen Leben in den Harem gestoßen ward, nach Art der deutschen Minnesänger in tändelnden Lobgedichten auf die Reize der Geliebten. Die urkräftige Dichtung voll frischer Sinnlichkeit und anschaulicher Lebens- und Naturschilderungen wurde zunächst durch die neue Religion und ihre Begründer in den Glaubenskreis des Islam gebannt und ihrer Freiheit, Tiefe und Innigkeit beraubt und verwandelte sich dann durch den Einfluß der Chalifen und vornehmer Mäcenate in eine schmeichelnde Hofpoesie voll panegyrischer Ueberschwenglichkeiten in glatten, zierlichen Formen und Reimen. „Die arabische Poesie vor

Mohammed," bemerkt Weil, „trug alle jene Naivetät des reinen Naturlauts, der überall als entscheidendes Merkmahl der Volkspoesie gelten muß, an sich. Drei Arme schickte der kräftig sprudelnde Quell der arabischen Wüste aus, und die herrlichsten Blüthen sproßten an ihrem Gestade: der zerstörende Gießbach des Kriegs, der berauschende Strom der Liebe und der frischlebende Fluß der Gastfreundschaft. Mit der Erscheinung Mohammeds wurde alle persönliche Neigung für eine Religion, alle individuelle Thatkraft für das Gottesreich auf Erden verwendet. Nicht durch Mohammed selbst, wenigstens nicht unmittelbar, sank die arabische Poesie. Dies war eine Folge der politischen und religiösen Centralisation, der gegebenen Dogmen nicht minder, als der überhand nehmenden wissenschaftlichen und abstracten Bestrebungen. Und wieder waren es drei Arten, in die sich die arabische Poesie spaltete: die Religionspoesie mit ihrer Demuth und Selbstverläugnung, die Hofpoesie mit ihrer kriechenden Lobpreisung und dem Bombast ihrer Hyperbeln, und die Schulpoesie mit ihren angelernten Künsten und ihrer dürren Lehrweise." — Die dichterischen Formen der Araber mit dem musikalischen Reim und Tonfall, so verschieden von den Gesetzen griechischer und römischer Poetik, gingen dann, wie viele andere Erfindungen und Einrichtungen, zu den Culturvölkern des christlichen Abendlandes über, auf deren Bildung, Sitten und Lebensformen, troß des tiefwurzelnden feindlichen Gegensatzes, die Saracenen überhaupt großen Einfluß übten. Nicht nur die Poesie, auch die Musik, welche die Moslim besonders eifrig pflegten, die Baukunst, die Ornamentenmalerei (Arabesken), das Ritterthum mit seinen Turnieren und Wappen lassen arabische Elemente und Einwirkungen erkennen. Durch die Araber wurden die unter dem Namen des weisen Lokman bekannten Fabeln, Lehrsprüche und Lebensregeln aus unbekannter Zeit, so wie die unter dem Chalifen Manßur von Almokaffa aus dem Indischen oder Persischen ins Arabische übersetzte Fabelsammlung des Bidpai (I. S. 314) allen europäischen Völkern zugeführt, wo sie noch jetzt, gleich der Märchensammlung „Tausend und Eine Nacht" das Gemeingut volksthümlicher Belehrung und Unterhaltung sind. „Musik und Märchen waren ein Rest persischer Cultur, und wie sehr Mohammed sein Volk auch wider die fabelhaften Erzählungen der Perser gewarnt, so sagten dieselben, so wie die indischen, dem phantastischen Genius der Araber zu sehr zu, als daß sie nicht sehr bald in so günstigem Erdreich gewuchert hätten." Und wie manche Namen und technische Ausdrücke, deren wir uns im Leben und in der Wissenschaft bedienen, der arabischen Sprache entlehnt sind, wollen wir mit den Worten Hammer-Purgstalls angeben.

„Wenn Ritterthum, Poesie, Baukunst und Hofgala die unverkennbaren Spuren arabischen Einflusses an sich tragen, wenn in der Kriegskunst einige Wörter, wie der Admiral und das Arsenal in alle europäischen Sprachen eingewandert sind, während andere sich nur in einzelnen Sprachen erhalten haben, wie der arabische Streifzug al-gáret im franzö-

fischen Algarade, der arabische Feldherr al-kaid im spanischen Alcade, so gewährt dem Europäer das größte Interesse die Geschichte des Arabers, welche mächtig auf abendländische Bildung und Sittigung eingewirkt, so liegt der arabischen Literaturgeschichte doch der unmittelbare Verband europäischer wissenschaftlicher Bildung mit arabischer im Mittelalter noch viel näher. In allen Wissenschaften, welche das europäische Mittelalter pflegte, stehen arabische technische Wörter noch als die Pfeiler des Weges da, auf welchem wissenschaftliche Cultur von den Arabern her zu uns gekommen. In der Astronomie sind die Namen vieler Sternbilder dem sternenkundigen Gelehrten eben so wohl bekannt, als die arabischen Benennungen der Kreise Almokantarat und des Lineals Alidade, während der Laie vom Zenith und Nadir spricht, ohne auch nur dessen arabischen Ursprung zu ahnen. Noch eine größere Anzahl von Pflanzennamen hat der Botaniker vom Araber geholt. Die Kabala und Algebra sind rein arabisch, und nebst den indischen Zeichen der Zahlen danken wir dem Araber sogar das Wort Ziffer, welches im Arabischen aber nicht Zahl, sondern Nulle bedeutet. Der Arzt und Apotheker danken demselben das Alkohol, das Elixir, den Sirup, den Salep und eine lange Reihe anderer Specereien; die Chemie hat ihren Namen zwar ursprünglich vom Nilschlamme, weil derselbe das Land mit goldenen Aehren befruchtet, aber in Aegypten ist die Alchymie der Araber auf das Goldmachen verfallen. In den Pyramiden, Obelisken und der Sphinx sah er nicht den Grenzwächter der Wüste, sondern den Wächter unterirdischer Schätze, deren Hebung nur dem Entzifferer der talismanischen Schrift der Hieroglyphen vorbehalten ist. Wenn der Araber sein Wort Thilism vom griechischen „Telesma" hergenommen haben mag, so ist der Begriff und der Aberglaube des eigentlichen Talismans erst von dem Araber mit seinem Mährchen in dem Abendlande eingebürgert, und wohl die Wenigsten, welche Amulette tragen, wissen, daß der Name derselben ein arabischer ist. Eben so wenig denkt der Europäer, der sich in der Alkove auf sein Sopha streckt, daß die eine wie das andere ein Geschenk des Arabers ist, bei welchem schon die Familie des Propheten die Familie des Soffa heißt, und der schon unter dem zweiten Chalifen Omar über den Felsen Moria zu Jerusalem eine Kubbet, d. i. eine Kuppel (al-kubbet) wölbte, aus welcher hernach die Alkove entstanden."

Geschichte. Daß neben der Dichtkunst, neben den philosophischen und sprachlichen Forschungen und neben den erwähnten Realwissenschaften auch die Geschichtschreibung von den Arabern gepflegt und ausgebildet wurde, ist bei verschiedenen Gelegenheiten erwähnt worden. Aber wenn in den ersten Zeiten des Islam das handelnde Leben und die praktischen Anliegen so sehr alle Kräfte in Anspruch nahmen, daß Lust und Muße zur Aufzeichnung der Thaten und Schicksale fehlten und folglich die älteste Geschichte nicht aus zeitgenössischen Quellen geschöpft werden kann; so gestatteten die späteren Historiker nicht selten ihrer Phantasie zu großen Spielraum und trugen ihre dichterischen Gebilde und ihren Hang zu ausführlichen Erzählungen häufig auf die geschichtlichen Darstellungen über oder beurtheilten wohl auch die historischen Ereignisse und Persönlichkeiten im Dienste der herrschenden Dynastie oder zu Gunsten einer bestimmten religiösen Anschauung. „Mit der christlichen Lehre darin übereinstimmend, daß ohne den Willen Gottes Nichts geschieht und also auch des Menschen Leben in seiner Hand ruht, enthielt der Islam die falsche Nebenbestimmung, daß der Mensch nur leidend sich dem Schicksale hinzugeben habe, verrückte dadurch das Ziel und die Aufgabe des Menschen, der Völker, der

Menschheit und lähmte somit in der Geschichte derselben den Pulsschlag des Lebens." Wenn die arabische Poesie durch den Islam in ihrer natürlichen Kraft und Entwickelung gehemmt ward und allmählich in Künstelei ausartete, so nahm dagegen die persische Literatur durch die Gunst der islamitischen Fürstenhöfe einen neuen Aufschwung. Doch fällt ihre Blüthe erst in die Zeiten der Kreuzzüge, wo wir den Faden der mohammedanischen Geschichte wieder anknüpfen werden.

1. Theologie. Wie in den ersten Jahrhunderten des Christenthums führte auch im Islam die Uebertragung fremdartiger Religionsbegriffe und Speculationen in das mohammedanische Glaubenssystem zu Spaltungen und Sectenbildungen und zu einer Theologie mit unergründlichen Dogmen und Unterscheidungslehren. Wir haben oben die Entstehung und das Wesen der beiden großen Religionsparteien der Sunniten und Schiiten dargethan; aber innerhalb dieser Gemeinschaften bildeten sich, wie in der katholischen und protestantischen Kirche, eine Menge kleinerer Religionsgenossenschaften mit abweichenden Dogmen im Einzelnen und mit verschiedenen Gebräuchen in Cultus und Sitten. Besonders war der Osten, wo die zur Schwärmerei geneigten Schiiten die Oberhand hatten, reich an Sectenspaltungen, indem die indischen Lehren von der Seelenwanderung und der Incarnation der Gottheit in den Islam eintraten und Veranlassung wurden, daß neue Propheten mit dem Anspruch göttlicher Sendung zur Erlösung der Menschheit aufstanden. So fand schon unter den ersten Abbasiden Abu Muslim viele Anhänger und sein Schreiber Almukanna der „Verschleierte," ein in der Naturkunde erfahrener Mann, erwarb sich in der Gegend von Buchara das Ansehen eines Wunderthäters, bis er von den Heeren Mahdi's aufs Aeußerste gedrängt sich und seine Getreuen in der Feste Sanam vergiftete, und das Schloß sammt den Schätzen in Flammen aufgehen ließ. Theologie.

In Mesopotamien und Persien erlangte die Secte der „Zendik," welche einzelne Lehren Zoroasters und Mazdaks mit dem Islam zu einem Systeme des Communismus verband, große Verbreitung, bis die hochgestellten Häupter von den Abbasiden durch Hinrichtung beseitigt wurden, und der Schwärmer Jasin erkannte in der Rückkehr zu den patriarchalischen Zuständen Altarabiens den wahren Gottesstaat und betrachtete alle Chalifen von Othman herab als gewaltthätige Tyrannen. Zur Zeit des Chalifen Mamun begründete Babek in den nordwestlichen Provinzen des Chalifenreichs, in Armenien, Adserbidjan und einem Theil von Chorasan eine schiitische Secte, die mit der Lehre von der Seelenwanderung und anderen Dogmen eine so leichte Sittenlehre verband, daß sie davon den Namen der „Fröhlichen" (Churramijah) führten, und die Secte der Batiniten verschaffte sich durch allegorische Deutung des Koran die Freiheit, die religiösen und politischen Gesetze willkürlich zu umgehen oder nach ihren Wünschen und Gelüsten auszulegen. Von den Heeren des Chalifen bedrängt schloß Babek ein Bündniß mit den Byzantinern und wurde die Geißel der Moslemin, von denen er Hundert Tausende tödten, als Sclaven verkaufen, in Gefangenschaft schmachten ließ, bis die Stunde der Vergeltung kam. Von den Mutazeliten und Ismaeliten, den verbreitetsten Religionsgenossenschaften schiitischer Auffassung, ist früher die Rede gewesen. — Aber auch unter den Orthodoxen bildeten sich mit der Zeit verschiedene Richtungen und Schulen, die in einen feindlichen Gegensatz zu einander traten, und sich schon frühe durch eine gereizte Polemik bekämpften. „Neue Nahrung erhielten diese, mehr juridischen und rituellen als dogmatischen Streitigkeiten

einerseits durch die verschiedenen Traditionssammlungen, welche im dritten Jahrhundert der Hidjrah entstanden, anderseits durch das zunehmende Studium der aristotelischen Philosophie, an welchem selbst die Orthodoxen Theil nehmen mußten, um auch ihre Lehren in eine wissenschaftliche Form zu kleiden und an dialektischen Fertigkeiten ihren Gegnern, den Mutazeliten und andern philosophischen Schulen, welche sich immer mehr von den Dogmen des Islam entfernten, nicht nachzustehen." Durch den Philosophen Al Farabi fanden die neuplatonischen Lehren bei den Arabern Eingang und wurden mit den Dogmen des Islam in Verbindung gebracht. „Durch die Neuplatoniker wurde die Lehre der Schiiten vom Imamat und die sich daran knüpfende, der indischen Theosophie entlehnte Emanationslehre wissenschaftlich ausgebildet; dagegen erhielt die Lehre der Mutazeliten von der absoluten Einheit Gottes, welche weder eine Vielheit der Attribute, noch einen ungeschaffenen Koran zuließ, mit Hülfe der aristotelischen Dialektik eine systematische Entwickelung, eben so der sich daran knüpfende Streit über die Freiheit des menschlichen Willens, welcher auf der einen Seite bis zum Entfernen aller Eingriffe der göttlichen Wirksamkeit in das menschliche Leben ging, auf der andern (bei den Djabariten) bis zur Herabwürdigung des Menschen zu einem vermögen- und willenlosen Ding." Eine Vermittelung versuchte der Philosoph Alaschari.

Die Wissenschaften von den Chalifen begünstigt.

2. Die übrigen Wissenschaften. Die Chalifen aus dem Hause der Abbasiden, wie verwerflich auch die meisten in ihren Sitten waren und wie verderblich ihre Regierung für die Einheit und Kraft des Reiches, hatten den Vorzug, daß sie Bildung und Wissen förderten. Schon unter Manßur wurden durch den Einfluß persischer und griechischer Gelehrten in Bagdad, Kufa und Baßra die Wissenschaften gepflegt, fremde Werke übersetzt, Schulen für Grammatik, Astronomie, Mathematik, Medicin und andere Lehrzweige gegründet. An Manßur's Hof lebte Mohammed Ibn Ischak, der Schöpfer der arabischen Geschichtschreibung, der eine Lebensbeschreibung des Propheten und ein Werk über die Feldzüge der Araber verfaßte. In seine Fußtapfen traten Wakidi und Al-Madaini, die wichtigsten Historiker über die zwei ersten Jahrhunderte des Islam.

„Die älteste bekannte Biographie Mohammeds, sagt Weil, ist die des Ibn Ischak, der in der Mitte des zweiten Jahrhunderts der Hidjrah gestorben ist und selbst dieses Werk ist nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen, sondern nur in der Bearbeitung des Ibn Hischam, dessen Tod in das Jahr 213 der Hidjrah fällt. Ibn Ischak hat aber sein Werk unter den Auspicien der ersten Abbasidenchalifen geschrieben. Er mußte natürlich ihre Ahnen auf Kosten derer der gestürzten Omejjaden, welche eine hervorragende Rolle in der Geschichte der Gründung des Islam spielten, so viel als möglich heben, und schon unter ältern Mohammedanern wurden manche Zweifel an der Glaubwürdigkeit der Ueberlieferungen Ibn Ischaks laut. Ibn Hischam hat sein Werk unter dem Chalifate Almamuns geschrieben, ebenso Alwakidi, ein anderer Historiker, der neben Ibn Hischam die Grundlage aller späteren Biographien Mohammeds bildet. Welches Vertrauen verdient aber ein Buch, das zu einer Zeit verfaßt wurde, in welcher jedes Wort zu Gunsten Muawia's, des ersten Omejjadenchalifen, den Tod nach sich zog, und jeder für vogelfrei erklärt war, der nicht Ali als den Vorzüglichsten aller Menschen anerkannte? Von Wakidi selbst ist übrigens nur ein Buch über die Feldzüge Mohammeds bekannt, von seinem Secretär Ibn Sad aber eine Lebensbeschreibung Mohammeds aufgefunden worden, welche sowohl Sprenger als Meier benutzt haben. Wakidi's ursprüngliches Werk wird außerdem in allen folgenden Biographien und Chroniken citirt und es ist anzunehmen, daß in den meisten Fällen, wo dies nicht geschieht, es mit Ibn Ischak im Wesentlichen übereinstimmt."

„Zu den ältesten Biographien Mohammeds gehört noch die des Tabari † 310 d. H., der zwar auch in die Fußtapfen Ibn Hischams und Wakidis getreten und dessen Werk zu zwei Drittheilen aus diesen geschöpft ist. Spätere Historiker können nicht für das von ihnen Mitgetheilte eine Bürgschaft geben; wo sie indessen, wie dies gewöhnlich der Fall ist, sich auf ältere Quellen berufen, können sie diese ersetzen. So hat Weil das neuere Insan Alujun und das Chamis benutzt, welche größtentheils die ältesten Quellenwerke anführen und wörtlich abschreiben, und so legt Sprenger großen Werth auf das Buch Isabeh von Ibn Hidjr, obgleich es ein Erzeugniß des 9. Jahrhunderts der Hidjrah ist."

Noch reicher und bewegter war das literarische Leben am Hofe Harun Arraschids. Die Studien, die man der arabischen Sprache, der Grammatik und Rhetorik zuwandte, kamen auch der Dichtkunst zu gute, die durch die Gunst des Chalifen und seiner Gattin Zubeidah zu hoher Blüthe gelangte. Auch die Naturkunde, Medicin und Jurisprudenz fanden eifrige Pflege; Gesang und Musik wurden ausgebildet und die Werke der Griechen ins Arabische übersetzt. Die eifrigsten Pfleger und Förderer fanden die Wissenschaften und die Dichtkunst an Mamun und seinen Freunden, den Söhnen Sahls und Tahirs. Freilich stand die Poesie, wie wir gesehen haben, im Dienste des Hofes oder einflußreicher und mächtiger Beschützer und entehrte sich durch Schmeichelei und Wohldienerei. Um so erfreulicher entfaltete sich das Studium der positiven Wissenschaften und der Philosophie. Zwei Hofärzte aus Hira (Jahja und Honein) sammelten die philosophischen, medicinischen und mathematischen Werke der Griechen und übersetzten sie ins Arabische.

Auch unter den späteren Chalifen wurden Wissenschaften, Poesie und Musik fleißig gepflegt. Neben den Dichtern und Satirikern, die im Anfang des neunten Jahrhunderts den Herrscherſitz in Bagdad verherrlichten, erfreuten sich die Historiker Ibn Jahja Assulij (Suli), Abu Djafar Albaladori (Beladori), Ibn Djarir Attabari (Tabari) und Abu-l-Hasan Masudi der Gunst der Abbasiden, freilich nicht immer zum Vortheil ihrer Gerechtigkeit, Wahrhaftigkeit und Unparteilichkeit. Suli, Dichter und Historiker und vielbewunderter Schachspieler, bestritt Anfangs im Dienste Muktadirs die Abstammung der Obeididen oder Fatimiden in Afrika von Ali, zog sich aber später wegen seiner Vorliebe für die Aliden Haß und Verfolgung zu, so daß er die letzten Jahre seines Lebens in der stillen Verborgenheit eines abgelegenen Dorfes zubringen mußte. Er schrieb eine Geschichte der Karmaten, Biographien berühmter Dichter und ein Buch der Veziere. Beladori, gleichfalls Dichter und Historiker, verfaßte seine Geschichte der Kriege und Eroberungen zur Zeit des Chalifen Mutamid in Bagdad. Er, wie sein Zeitgenosse Ibn Kuteiba, der außer seinen historischen Schriften auch Werke philologischen, theologischen und literargeschichtlichen Inhalts hinterlassen hat, begnügten sich größtentheils mit Auszügen aus älteren Werken, die Zeitgeschichte behutsam vermeidend. Anders verfuhr Tabari, ein Gelehrter, der sich im Gebiete der Theologie, Koransexegese und Rechtsgelehrsamkeit eben so großen Ruhm, wie als Historiker erworben hat. Er verfuhr in der Geschichtskunde wie Buchari u. A. in der Traditionskunde, d. h. „er sammelte alle auf die Geschichte, nicht nur des Islams, sondern der ganzen Welt sich beziehenden zu seiner Zeit cursirenden Ueberlieferungen, meistens mit den eigenen Worten der Gewährsmänner, denen seine Berichte entlehnt sind, und bei abweichenden Erzählungen oft verschiedene Relationen über dieselbe Begebenheit. Wenn auch ohne kritisches Urtheil, ist Tabari's historische Traditionssammlung wichtig durch die Vollständigkeit des Stoffes und die Ausführlichkeit und Genauigkeit der Darstellung."

Geschichtschreibung.

Suli. † 946.

Beladori. † 892.

Ibn Kuteiba. † c. 890.

Tabari. 839—923.

Das Werk Tabari's, gleich den christlichen Zeitbüchern mit Adam beginnend, ist im Urtext nur zum Theil erhalten, doch lassen sich die fehlenden Partien aus den persischen und

türkischen Uebersetzungen und Bearbeitungen ergänzen. Ausführlich in den älteren Geschichtsperioden, wo viele Sagen, Legenden und Wundererzählungen eingeflochten sind, wird er kürzer und einsilbiger, je näher er seiner eigenen Zeit kommt. Tabari's Sammelwerk wurde die Quelle aller späteren Geschichtsbücher der Araber, wie der Annalen Abulfeda's, Elmakin's u. A. „Nicht weniger als die verschiedenen Uebersetzungen sprechen für den großen Werth der Annalen Tabari's die Fortsetzungen, welche spätere Historiker zu denselben schrieben, besonders der als Mediciner berühmte Thabit Ibn Sinan und Abu Mohammed Alferganij. Des Ersteren Annalen, die mit dem Chalifat des Muktadir beginnen und bis zum Jahr 360 oder 362 d. H. reichen, wurden dann von seinem Neffen Hilal Ibn Almuhassan bis zum Jahr 447 oder 448 fortgesetzt und letztere von seinem Sohne Mohammed bis zum Jahr 479."

Masudi. † 956. Masudi, so genannt wegen seiner Abkunft von Ibn Masud, einem Gefährten Mohammeds, kann nur aus zwei kleineren historisch-geographischen Werken, „Goldene Wiesen" und „Kitab Attanbih" genannt, beurtheilt werden, da die beiden größeren Werke über die „Kunde vergangener Zeiten" nicht auf die Nachwelt gekommen sind, entweder wegen ihrer Ausführlichkeit, oder weil ihr Verfasser zu der verhaßten Secte der Mutazeliten gehörte. Masudi war nicht blos Geschichtsammler, sondern auch Geschichtsforscher, bei ihm ist die Geschichte nicht ein trockenes Aufzeichnen politischer und kriegerischer Begebenheiten, sondern sie umfaßt Alles, was sich auf Religion und Sitten, auf Cultur und Literatur bezieht. In Bagdad geboren hat er sich nach einer gründlichen Jugendbildung auf großen Reisen die zu seinen Arbeiten erforderlichen Kenntnisse und Erfahrungen durch eigene Anschauung und im Umgang mit fremden Völkern erworben. Durch seine anregenden Schriften, worin die Geschichte zugleich mit genauen Länderbeschreibungen verbunden erscheint, wurde das Studium der geographischen Wissenschaften nicht minder befördert als das der historischen. „In der Behandlung und Darstellung gleichen die arabischen Geschichtschreiber darin den Chronisten des Mittelalters, daß sie nach den Bestimmungen des Orts und der Zeit die Ereignisse zusammenreihen, und diese blos in ihrer Aeußerlichkeit hinstellen; in der Auswahl des Stoffes stimmen sie mit ihnen in so fern überein, daß sie es lieben, merkwürdige Naturereignisse, Dürre, Hungersnoth, Pest u. s. w. aufzuführen; weichen dagegen von ihnen darin ab, daß sie häufig Nachrichten von Gelehrten, ihrem Leben und ihren Schriften, selbst Proben ihrer Gedichte mittheilen, daß sie mit Vorliebe Beschreibungen von Personen, Charakterzüge, Anekdoten, überhaupt viele historische Einzelheiten beibringen. Die Umständlichkeit geht bei Einzelnen so weit, daß sie die Stunden des Lebens oder der Regierung der Fürsten zählen, während sie nicht selten die wichtigsten Ereignisse mit Stillschweigen übergehen."

Sprachforschung. Neben der Geschichte hatten sich besonders die Grammatik und alle Theile der Philologie einer fleißigen und sorgfältigen Pflege unter dem Schutze des Chalifenhofes von Bagdad zu erfreuen. Schon unter Mansur machten sich Alasmai, Chalil u. a. durch Grammatiken, Wörterbücher und Werke über Prosodie einen Namen. Ihrem Beispiele folgten Abu Ubeida, Ibn Alarabi, Almazini und des letzteren Schüler Mubarrad. „Mubarrad und sein Zeitgenosse Ahmed Ibn Jahja, der unter dem Namen Thalab bekannt ward und der Schule von Kufa angehörte, galten für die besten Philologen, so daß ein Dichter sagte, bei diesen beiden Gelehrten finden sich alle Kenntnisse des Ostens und des Westens vereint." Thalab und sein Schüler Achfasch waren hauptsächlich sorgfältige Sammler und Beobachter, indeß Mubarrad und sein Jünger Niftaweih sich als selbstständige Forscher und productive Köpfe zeigten. Uebrigens haben die meisten dieser Gelehrten, so wie auch die beiden Zaddjadi, neben ihren Sprachstudien sich auch mit Geschichte, Philosophie und namentlich mit dem Sammeln und Aufzeichnen der im Volke lebenden Traditionen

Mubarrad. † c. 898. Thalab. † c. 904.

aus dem Gebiete der Religion, der Geschichte und Sage, der Rechtspflege und Gesetzgebung beschäftigt.

„Je mehr die Araber mit fremden Völkern verkehrten, und Fremde ihren Glauben annahmen, um so dringender war es, sollte der Koran rein erhalten und verstanden werden, das Leben und die Thaten Mohammeds aufzuzeichnen, so wie die Regeln und den Sinn der von ihm gebrauchten Sprache zu bestimmen und zu ordnen. Auch konnten natürlich den in Städten unter ganz andern Verhältnissen als früher lebenden Arabern die wenigen Civil- und Criminalgesetze des Korans nicht mehr genügen, die mündlichen Aussprüche des Propheten und seiner ersten Nachfolger mußten gesammelt und auf dem Wege der Analogie weiter entwickelt und den neuen Umständen angepaßt werden. So mußte schon das religiöse Bedürfniß das Studium der Philologie, Geschichte und Jurisprudenz befördern." —

Das Studium der Philosophie stand hinter den anderen Wissenschaften nicht zurück. Durch die zunehmenden Uebersetzungen der Griechen bildete sich eine Art Scholastik, welche später in die christliche Theologie nach dem Westen verpflanzt ward. Die meisten philosophischen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Schriften rührten von Aerzten her. Der Sabier Tabit Ibn Kurrah aus Harran, der unter Mutadhid in Bagdad als Arzt, Lehrer und Schriftsteller wirkte, war der Gründer einer Familie, die durch Generationen hindurch wissenschaftlich thätig war. Auch der Arzt Mohammed Ibn Zakaria Errazi (aus Rei) genoß eines hohen Rufs als Schriftsteller auf dem Gebiete der Medicin und Philosophie. Aber den größten Impuls erhielt die arabische Philosophie durch den unter dem Namen Alfarabi (aus Farab in Turkestan) bekannten Abu Nasr Mohammed, der als Lehrer der Philosophie in Bagdad und zuletzt am Hofe der Hamdaniden in Damask ein eigenthümliches philosophisches System schuf, worin der Versuch gemacht ward, die Lehren der Neuplatoniker mit den Dogmen des Islam in Uebereinstimmung zu setzen, ein Streben, das zwar zu manchen Widersprüchen führte, aber doch zuerst den großen Schritt that, die Philosophie aus dem bisherigen engen Kreise der blos formalen und dialektischen Behandlung zu befreien und ihr in der Erforschung der höchsten Güter des Lebens einen tieferen, würdigeren Inhalt zu geben.

Philosophie.

Alfarabi. † 950.

„Die Lehre Alfarabi's nimmt viele Rücksichten auf die Autoritäten, welche sie verehrt." sagt H. Ritter. „An die Lehre der Dogmatik schließt sie viel genauer sich an, als die Lehre der späteren Aristoteliker. Daß ihr dies gelingt, verdankt sie zum Theil der Neu-Platonischen Ansicht, welche die Meinung beseitigt, als wäre die Materie ein zweites Princip neben Gott. Doch folgt sie dieser Ansicht nicht so weit, daß sie ihren schwärmerischen Forschungen über Gott und die übersinnlichen Dreiheiten hätte nachgehen mögen, sondern lenkt lieber in die Aristotelischen Untersuchungen über das astrologische Weltsystem, über die irdische Natur und die Seele ein. Hierbei hält sie sich ziemlich getreu an die überlieferten Meinungen und man muß gestehen, daß vieles, was Alfarabi von diesen Dingen in sein System aufnimmt, nur schwach mit seinen wesentlichen Grundsätzen zusammenhängt. Eigenthümliches ist überhaupt wenig in seinen Lehren. Doch ist seine Weise, den erworbenen Verstand, den Verstand in der Ruhe, von dem Verstand in der Wirkung zu unterscheiden, ein Anstoß zu vielen Untersuchungen der späteren Zeit geworden."

Seit Alfarabi trat die arabische Philosophie, wie die gleichzeitige christliche Scholastik, in die nächste Beziehung zur Religion und Kirche. Farabi's Zeitgenosse, Abu-l-Hasan Ali Alaschari, ein abtrünniger Mutazalite, wurde der Begründer dieser scholastischen Dogmatik des Islam, welche sich die Aufgabe setzte, die beiden abweichenden Richtungen in dem mohammedanischen Glaubenskreise zu vermitteln. Mit den von

Farabi und Alaschari aufgestellten Systemen begnügte sich die arabische Philosophie bis auf Avicenna (Ibn Sina), von dem später die Rede sein wird.

Astronomie u. Mathematik. Von Alters her hatte bei den Völkern des Morgenlandes die Astronomie besonders im Dienste der Astrologie eifrige Pflege gefunden. So war es begreiflich, daß an den glänzenden Höfen der Chalifen des 8. und 9. Jahrhunderts, wo alle Künste und Wissenschaften sich zu einer so hohen Blüthe entfalteten, auch der Astronomie sich bedeutende Kräfte zuwandten, daß sie sich mehr und mehr von den Fesseln des Aberglaubens befreite, und sie einen reinen wissenschaftlichen Charakter annahm. Bei solchen Bestrebungen wurde auch das Bedürfniß tieferer mathematischer Kenntnisse fühlbar, wodurch eine vielseitige fruchtbare Thätigkeit in dieser Wissenschaft hervorgerufen ward.

Auch die fortgeschrittene Industrie und der bürgerliche Verkehr hatten neue einfache Methoden zur Lösung verwickelter Rechnungen nothwendig gemacht und der wissenschaftliche Geist der Araber verlangte eine theoretische Begründung und zusammenhängende Darstellung dieser Methoden. Diesem Bedürfniß wurde entsprochen durch die in dieser Zeit den Arabern bekannt gewordenen Werke benachbarter Völker, besonders der Griechen und Inder.

Unter dem Chalifen Manßur lebte ein indischer Astronom in Bagdad, der die Araber mit den astronomischen Tafeln der Inder bekannt machte. Diese Tafeln wurden in der Folge von arabischen Gelehrten vielfach gebraucht, verbessert und vervollständigt. Das erste selbständige mathematische Werk, das wir von den Arabern besitzen, ist die Algebra des Abu Abd Allah Mohammed Ibn Musa, der unter dem Chalifen Mamun am Anfang des 9. Jahrhunderts lebte. Sein Werk hat zunächst den Zweck, die im bürgerlichen Verkehr vorkommenden Aufgaben der Erbtheilung, der Zins- und Handelsgeschäfte, der Vermessung der Ländereien zu lösen. In der Methode seiner Beweisführung läßt sich der Einfluß der griechischen Mathematiker nicht verkennen. Eigenthümlich ist ihm die Art, wie er die Rechnungsoperationen an geometrischen Figuren anschaulich macht. In der Folge fanden unter den arabischen Gelehrten auch die Schriften der Griechen, namentlich Euklid und Ptolomäus, mehr und mehr Eingang und Verständniß. Davon zeugen die geometrischen Werke der Araber, in denen zum Theil ausdrücklich auf Euklid verwiesen ist. Die Schriften dieser Gelehrten waren, wie oben erwähnt, frühzeitig in Uebersetzungen und Auszügen verbreitet. Unter den Mathematikern, welche in ihren Werken unmittelbar auf die geometrischen Probleme Euklids zurückgehen, sind zu nennen: Hassan Ibn Hassan und Ahmed Ibn Abd Aldjelil. Die Werke dieser Mathematiker sind fast nur als Bearbeitungen der Werke Euklids zu betrachten, denn das wenige Neue, was sie hinzugefügt haben, ist zum Theil unbedeutend, zum Theil auch unrichtig.

Wenn sich so die Araber in diesen Gebieten nicht von den Fesseln fremder Autorität losmachen konnten, so sind in einer andern Richtung ihre Leistungen um so bedeutender, nämlich in der Verbindung beider Theile der Mathematik, der Algebra und Geometrie. Diese Richtung der Mathematik war sowohl den Griechen als den Indern fast ganz fremd, und darin haben die Araber für die Nachwelt Mächtiges geleistet. Der Erste, der diese Methode zunächst in der Astronomie anbahnte, war Mohammed Ibn Geber, genannt Albatani, der ums Jahr 925 zu Antiochia starb. Auf diesem Wege war es besonders die Trigonometrie, welche sich rasch zu bedeutender Höhe entwickelte. Unter den Nachfolgern Albatani's, welche seine Ideen namentlich in der Astronomie durchführten, sind die bedeutendsten: Abul Wefa († 998), Mohammed Geber Ben Aflak und Abul Hassan Ali. Das Höchste in dieser Richtung hat Omar Ibn Ibrahim Alchagani erreicht, der wahr-

scheinlich am Ende des 11. Jahrhunderts lebte. Er hat in seinem Werke auf geometrische Grundlagen, namentlich die Theorie der Kegelschnitte gestützt, die algebraischen Probleme behandelt und gelöst.

Bei alledem beruht die Bedeutung der arabischen Mathematiker weniger auf ihren eigenen Schöpfungen als auf der Uebertragung und Wahrung dessen, was andere Nationen geleistet. Wie groß aber ihre Verdienste sind um die Verbindung, Erhaltung und Ueberlieferung der Resultate, welche die klassischen Völker des Alterthums im Gebiete der mathematischen Wissenschaften errungen haben, davon zeugen die zahlreichen arabischen Ausdrücke, deren sich die Wissenschaft noch heute bedient. Ohne sie wären vielleicht die Arbeiten der Griechen durch das ganze Mittelalter hindurch unbekannt oder unverstanden geblieben; und als man anfing, auf die Quellen zurückzugehen, als auch für die Mathematik im Reformationszeitalter eine neue glänzende Periode begann, hätte sie nicht auf dem Grund der schon vorhandenen Resultate weiterbauen können, wenn nicht die Leistungen der Griechen in den Uebersetzungen nnd Bearbeitungen der Araber fortgelebt hätten. So waren also in diesem Zweige geistiger Thätigkeit die Araber nicht nur die Vermittler zwischen Morgenland und Abendland, sondern auch zwischen dem Alterthum und der neuen Zeit.

3. Die arabische Dichtkunst. Bei den Arabern wurde die Poesie von jeher gepflegt; kein Talent ward höher geschätzt, als die Gabe der Dichtkunst. Darum wendeten sich auch die hervorragendsten Männer der Poesie zu und nicht selten war der gefeiertste Dichter auch zugleich der tapferste Kriegsheld, der gepriesenste Richter, der zur Schlichtung von Familien- und Stammfehden als Schiedsrichter oder Anwalt gewählt ward. „Der Dichter vor Mohammed focht nicht nur in den Schlachten seines Stammes mit und verherrlichte die Thaten seiner Genossen durch Gesang, sondern er war auch bei inneren Streitigkeiten der Anwalt ihres Rechts.“ Kriegerische Großthaten und die in den Kämpfen der einzelnen Stämme wurzelnden Gefühle der Freundschaft und Feindschaft, des Hasses und der genossenschaftlichen Treue, Großmuth gegen Arme und Schutzbedürftige, ferner glühende Liebe, die Frucht eines ungezwungenen Verhältnisses und einer freieren Stellung des Weibes zum Manne, Gastfreundschaft und Ehre bildeten den Stoff der ältesten arabischen Dichtkunst, die hauptsächlich eine aus Stammliedern bestehende, mit epischen und didaktischen Elementen versetzte Volkslyrik war. Dichtkunst. a) Die vormohammedanische.

„Das erste und vornehmste Element der vormohammedanischen arabischen Poesie,“ sagt Weil, „war übereinstimmend mit dem ritterlichen Charakter der damaligen Zeit: Die Verherrlichung der Waffenthaten, die von den Ahnen oder von den Zeitgenossen, von dem ganzen Stamme oder von dem Sänger selbst vollbracht wurden. Als zweites Element der vormohammedanischen arabischen Poesie erkennen wir den Preis und den Ruhm der Tugenden der Gastfreundschaft und Mildthätigkeit, die der sinnige Beduine auf seinen einsamen Zügen in der unwirthbaren Wüste am meisten zu schätzen wußte. Dann tritt aber noch ein drittes und reiches Element hinzu, aus dem die herrlichsten Blüthen der arabischen Dichtkunst hervorsprossen, es ist die Liebe. Sie mußte, wenn der gluthvolle Araber dem stürmischen Drängen seiner Leidenschaft freien Lauf ließ und in Versen kund gab, was in seiner Brust mit feurigen Worten geschrieben war, mit den glänzendsten Farben und dem süßesten Dufte hervorbrechen. Noch hat uns die Hamasa manche solche Gedichte aus jener Zeit aufbewahrt, wo die Frau, noch nicht des Mannes Sclavin, ihn nicht nur sinnliche Lust, sondern auch reine Herzensliebe einflößte; wo es gar nichts seltenes war, daß unglückliche Geliebte und hoffnungslose Liebende von der Flamme ihrer Liebe verzehrt wurden. Endlich hatte auch die Gnomenweisheit in der

vorislamitischen Poesie den entsprechenden vielseitigen Ausdruck gefunden, und bildete einen nothwendigen Theil der arabischen Literatur."

Sujuti berichtet im Leben Aischa's: „Die Araber betrachteten Niemanden als einen guten Dichter, der nicht seine Gedichte, wessen Inhalts sie auch sein mochten, mit Weisheitssprüchen verwebte. So erhielt Amrulkais erst den Ruf eines guten Dichters, als er sagte: Gott ist die beste Hülfe in der Noth, und Unschuld des Menschen höchstes Gut. Zuhair's Muallaka war besonders reich an trefflichen Lebensmaximen. So sagt er unter Anderm: Wer stets den Tod fürchtet, den ereilt er zunächst, und flöhe er vor ihm auch bis in den Himmel. Wer nicht mit seinen Waffen seine Cisternen vertheidigt, dem reißt man sie um, und wer sich zu sehr fürchtet, Andern Unrecht zu thun, der wird selbst mißhandelt. Wer in der Fremde ist, muß seinen Feind als einen Freund ansehen. Wer sich nicht selbst achtet, kann auch von Andern keine Achtung fordern. Wer einmal einen schlechten Charakter hat, der sucht vergebens ihn zu verbergen; man wird ihn durchschauen, so sehr er auch heuchelt. Wer schlechten Leuten Gutes erweiset, wird es bereuen; er verdient Tadel statt Lob. Die Hälfte des Mannes ist seine Zunge, die andere Hälfte sein Herz; das Uebrige ist leeres Außenwerk, Fleisch und Blut. Beim tollen Jüngling bleibt Hoffnung, daß einst die Zeit der Ruhe kommt; ist aber ein Greis noch unüberlegt, bleibt keine Besonnenheit mehr zu erwarten." — „Die Poesie ward vor Mohammed durch viele glücklich zusammenwirkende Umstände auf eine hohe Stufe der Entwickelung gebracht," urtheilt Weil. „Durch die jährlichen Pilgerfahrten nach Mekka, wo alles Volk mit den Kureischiten, unter deren Schutz und Aufsicht der Tempel gestellt war, in die unmittelbarste Berührung kam, ward der kureischitische Dialekt zur allgemeinen Volks- und Dichtersprache, und der Dichter, der nun nicht mehr blos von seinem Stamme, sondern von allen Bewohnern seiner Halbinsel verstanden wurde, mußte mit doppelter Liebe allen seinen arabischen Brüdern die Gefühle seines Herzens verkünden. Die Wettkämpfe zu Okazh mußten die so ruhmsüchtigen Beduinen zur höchsten Anstrengung treiben, alle Kraft des Gedankens und alle Kraft der Sprache in seinen Gedichten zu offenbaren. Nicht wenig mußten die Freiheitskriege gegen Jemens Könige sowohl, als gegen eigene Tyrannen dazu beitragen, der Dichtkunst einen hohen Schwung zu geben; da jetzt der Dichter neu begeistert ward und sich ganz von seinem Gegenstande hinreißen lassen durfte, weil er die Censur des Glaubens noch nicht und die des Staats nicht mehr kannte. Auch mußte die Abgeschlossenheit, in der die Araber damals von der ganzen übrigen Welt lebten, weil sie ihre Aufmerksamkeit nicht zersplitterte, sie für ihre eigene kleine Welt um so inniger einnehmen. Weil sie von der ganzen Erde nur ihre Wüste, ihr Zelt, ihr Pferd, ihr Kameel, ihre Waffen, ihre Geliebte, ihre Feinde und ihre Gäste kannten, mußte ihre Neigung, auf diese allein beschränkt, so gesteigert werden, daß sie nur mit poetischem Feuer, nur mit dem glühendsten Enthusiasmus sich darüber ergießen konnten. Ihre Bilder waren, wenn auch kühn und erhaben, doch treu, ungekünstelt und aus der Natur, mit der sie innig vertraut waren, gegriffen. Bei der damaligen freien Verfassung der kleinen arabischen Staaten, bei der prekären Macht der Stammfürsten, konnte die Poesie noch nicht durch Schmeicheln entweiht werden. Nur wirklicher Enthusiasmus konnte zuweilen dem Dichter seine eigenen Tugenden, den Ruhm seines Stammes oder die Vorzüge seiner Geliebten mit zu glänzenden Farben vorspiegeln. Jede Kleinigkeit mußte bei ihnen eine hohe Bedeutung gewinnen und Veranlassung zu einem Gedichte werden. Nicht nur wenn eine Schlacht gefochten, ein Sieg errungen, eine Gefahr beseitigt, eine Blutrache genommen, sondern auch wenn eine Geliebte besucht, ein Gast bewirthet, eine Wohlthat ausgeübt oder empfangen, ein Pferd geboren wurde, Alles wurde durch ein paar Verse verewigt. Von der allgemeinen Pflege und Liebe zur Dichtkunst muß schon das als ein nicht geringer Beweis angesehen werden, daß viele Frauen sich als Dichterinnen auszeichneten, und wenig fehlte, so hätte Chansa über alle Männer bei einem Dichterkampfe den Sieg davon getragen."

Als die ältesten und gefeiertsten Volksfänger der Araber werden bezeichnet: Muhalhal (S. 7), Taabbata-Scharran und besonders Schanfara, eben so ausgezeichnet als Krieger, Läufer und Bogenschütze wie als Dichter. In einer Stammfehde aus Blutrache hatte er gelobt, hundert Feinde zu erlegen und sein Gelübde erfüllt. Die dichterischen Wettkämpfe, die alljährlich auf der zahlreich besuchten Messe von Okhazh abgehalten wurden, trugen nicht wenig zur Blüthe der Poesie bei. Das Gedicht, welches den Preis davon trug, wurde mit goldenen Buchstaben auf persische Seide geschrieben und zum ewigen Ruhme am Eingange der Kaaba aufgehängt, woher sie auch den Namen Moallakat, d. i. die aufgehangenen Gedichte, führen*). Die Dichter der Moallakat sind: Amru Ibn Kolthum, Hareth, Tarafa, aus dem 6. Jahrhundert nach Christo, Suheir (oder Zohair), Antara, „ein Sänger und ein Held zugleich," Lebid und Amrulkais, aus dem 6. und 7. Jahrhundert. Unter ihnen ist Amrulkais am bekanntesten geworden, sowohl durch seine Gedichte als durch seine Liebesabenteuer (zunächst mit Oneise, die er mit ihren Gespielinnen beim Bade überraschte) und durch seine Schicksale. Von seinem Vater wegen schlüpfriger Verhältnisse verbannt, lebte er lange unter einem fremden Stamme. Als man ihm die Nachricht brachte, sein Vater sei im Aufruhr von den eigenen Stammgenossen erschlagen worden, schwur er, „nicht Fleisch und Wein zu genießen, nicht Haar und Bart zu scheeren und kein Weib zu berühren, bis er die Pflicht der Blutrache erfüllt." Stolz verschmähte er jedes angebotene Sühngeld, denn alle Araber wüßten, daß sein Vater seines Gleichen nicht gehabt, und er würde sich entehren, wenn er Kameele für dessen Blut nähme. Zuletzt gelangte Amrulkais nach Konstantinopel, wo er durch Justinian wegen eines Liebesverhältnisses zu einer fürstlichen Dame mit dem Geschenke eines vergifteten Hemdes bestraft wurde. Ohne die Beschaffenheit zu kennen, legte es der Dichter an und starb bald darauf mit Geschwüren bedeckt zu Angora. „Seine erotischen Lieder sind die Juwelen der arabischen Poesie und enthalten eine Fülle zarter und glücklicher Naturbeobachtungen mitten unter der südlichen Sinnesgluth und Lüsternheit."

„In den ersten Denkmalen der Literatur der Araber," sagt A. v. Humboldt im Kosmos, „bemerkt man einen schwachen Abglanz der großartigen Naturanschauung, welche dem semitischen Stamme so früh eigenthümlich war. Ich erinnere an die malerische Schilderung des beduinischen Wüstenlebens, die der Grammatiker Asmai an den großen Namen Antars geknüpft und mit anderen vormohammedanischen Sagen ritterlicher Thaten zu einem großen Werke verschmolzen hat. Die Hauptperson dieser romantischen Novelle ist derselbe Antar aus dem Stamme Abs, Sohn des fürstlichen Häuptlings Scheddad und einer schwarzen Sclavin, dessen Verse unter den in der Kaaba aufgehängten Preisgedichten (moallakât) bewahrt werden. Der gelehrte englische Uebersetzer Terrik Hamilton hat selbst schon auf die biblischen Anklänge des Styls im Antar aufmerksam gemacht. Den Sohn der Wüste läßt Asmai nach Konstantinopel reisen, wodurch ein malerischer Gegensatz von griechischer Cultur und nomadischer Roheit herbeigeführt wird. Daß in der frühesten arabischen Dichtung die Naturschilderung des Bodens nur einen sehr geringen Raum einnimmt, darf um so weniger Wunder nehmen, als die Hauptgegenstände der Dichtung Erzählungen und Waffenthaten, Lob der Gastfreundschaft und der Liebestreue sind, als fast kein einziger der Sänger aus dem glücklichen Arabien stammte. Eine traurige Einförmigkeit von Grasfluren und staubbedeckte Einöden konnten nur in eigenthümlichen selteneren Stimmungen das Naturgefühl beleben."

*) Das Aufhängen der Preisgedichte wird von einigen Orientalisten, z. B. Dozy, geleugnet, von andern, wie Weil, behauptet. Der letztere sagt: „Der vom allgemeinen Beifall oder von dem dazu erwählten Kunstrichter gekrönte Sänger durfte sein Gedicht an der Kaaba zu Mekka aufhängen, wo es mit goldenen Verzierungen die Bewunderung aller Pilger auf sich zog, im Munde des Volkes fortlebte und bei festlichen Gelegenheiten vorgetragen wurde."

„Wo dem Boden der Schmuck der Wälder fehlt, beschäftigen die Lufterscheinungen, Sturm, Gewitter und langersehnter Regen um so mehr die Einbildungskraft. Ich erinnere vorzugsweise hier, um naturwahre Bilder dieser Art den arabischen Dichtern zu entlehnen, an Antars Moallakat, welches die vom Regen befruchtete, vom Schwarm summender Insecten besuchte Flur beschreibt; an die herrlichen und dazu noch örtlichen Schilderungen des Gewitters von Amrulkais im 7. Buche der berühmten Hamasa; endlich an das Anschwellen des Euphrat, wenn der Strom Schilfmassen und Baumstämme in seinen Fluthen fortrollt, im Nabegha Dhobyani." — So arm übrigens die arabische Poesie an üppigen Naturbildern sein mag, so lebhaft sind die Beschreibungen des arabischen Wüstenlebens. „Die Schilderung des leichtfüßigen Pferdes, das den Beduinen in die Schlacht trägt, des ausdauernden Kameels, das er als Gefährten zu größeren Zügen wählt, und der schneidenden Waffen, mit denen er sein Gut und Blut beschützt, nimmt in den arabischen Gedichten jener Zeit einen großen Raum ein, weil der Araber seine Sorgfalt und seine Liebe diesen seinen steten Begleitern widmet. Dieser Theil der arabischen Poesie würde nicht minder ansprechend für uns sein, als der, wo Liebe, Heldenmuth und Gastfreundschaft u. s. w. dargestellt werden, oder wo in bündigen, bewunderungswürdigen Sprüchen das Ergebniß tiefen Nachdenkens zusammengedrängt ist, wenn wir uns so leicht in die äußere Lage, Umgebung, Sitten und Gewohnheiten der Araber hineindenken könnten, als wir uns in ihre allgemein menschlichen Seelenzustände zu versetzen im Stande sind. Für den Araber der Wüste hat die erste Hälfte von Tarafas Gedicht, in der er alle Vorzüge seines Kameels schildert, eben so viel Reiz als für uns die zweite Hälfte, in der er seinen Heldenmuth, seine Liebe zum weiblichen Geschlechte und zum vergnügten Leben mit Freunden besingt."

b) Die Poesie unter dem Einfluß des Islam.

Vor Mohammed, in den „Zeiten der Unwissenheit," war die Literatur wie das öffentliche Leben nach Stämmen gesondert. Die Poesie bestand aus Stammliedern, ihre Geschichte waren lose, mit fabelhaften Zusätzen ausgeschmückte Stammsagen, ihre Gesetzgebung und Rechtspflege beruhten auf ungeschriebenem, traditionellem Gewohnheitsrechte. Aus diesem Zustand der Begrenzung und Zerrissenheit wurde das arabische Volk durch Mohammed erlöst und zu einem nationalen Ganzen verbunden. Dadurch erhielt auch die arabische Poesie wie das ganze Leben eine Umgestaltung und neue Richtung. Wir haben im Leben Mohammeds gesehen, daß der Prophet die Dichter stets begünstigt und geehrt hat, daß er nur diejenigen strafte und verfolgte, die ihn verspotteten und daß er sogar den Nadhr, der den Koran durch Erzählung persischer Märchen verhöhnt hatte, gerührt durch ein elegisches Gedicht von dessen Tochter Laila, begnadigte. Auch ist die Behauptung, daß Mohammed selbst nach der Ehre gegeizt habe, als Dichter zu glänzen und darum andere poetische Talente niederzudrücken bemüht gewesen sei, keineswegs begründet, vielmehr bediente er sich bei seinen Visionen stets der ungebundenen Rede, wenn auch mit reicher Benutzung der Reime, und wollte den Koran nur als göttliche Prosa angesehen wissen. Wenn im Koran Amrulkais der „Fahnenträger zur Hölle" genannt wird, wenn es in einer andern Stelle heißt, daß nur Lügengeister zu den Dichtern herabstiegen und ihnen Unwahres von jener Welt berichteten, damit sie die Menschen von der wahren Lehre abtrünnig machten; so treffen diese strengen Worte nur die Gegner des Propheten; denn es heißt auch: „Ausnahmen machen rechtgläubige Dichter, die ein frommes Leben führen, oft Gott erwähnen und sich vertheidigen, wenn Ungläubige ihnen Unrecht thun;" und in der Sunna finden sich manche Sprüche, welche die Dichtkunst darstellen als Quelle aller Weisheit, als ein Mittel, den Verstand aufzuschließen und Liebe zur Tapferkeit einzuflößen. Nichts desto weniger war der Einfluß des Islam auf die arabische Poesie ein nachtheiliger. Mag auch die Erzählung, daß der berühmte Dichter Lebid eines seiner

eigenen an der Kaaba aufgehängten Gedichte zerrissen habe, weil er demselben einige Verse aus dem Koran vorzog, eine Erfindung sein, so gibt sie doch ein treues Bild von dem wirklichen Hergange. Seit Mohammed beherrschte die Religion das ganze Geistes- und Gemüthsleben; alle anderen Gefühle traten zurück; die Poesie, bisher der Ausdruck freier natürlicher Regungen und Empfindungen, wurde nunmehr in die Fesseln eines engbegrenzten Glaubenskreises geschlagen; die alten arabischen Freistaaten mit ihrem scharfen Individualismus gingen in dem weiten islamitischen Reiche auf; das innere Leben wurde einförmiger und enger, der Kreis der Gedanken und Empfindungen beschränkter und abgeschlossener; des Menschen Ziele und Aufgaben durch eine religiöse Dogmatik festgestellt. In der ersten Zeit des Islam galt jede Poesie, die nicht dem Preise Gottes und seines Gesandten gewidmet war, für eine sündhafte, jedes weltliche Dichten als Mißbrauch der Kräfte und Talente. „Und wie das Hinabsteigen in die eigenen Gefühle durch die gebotene Beschäftigung mit dem Koran verhindert ward, so wurde auch das Besingen der eigenen oder des Stammes Heldenthaten gegenüber denen des Propheten, die Alles überragten, unmöglich gemacht. — Ehedem, bei den kleinen Fehden zwischen den selbständigen, für ihre eigene Freiheit und Unabhängigkeit fechtenden Stämmen, da war in den Gesängen der Dichter Gefühl, Wort und That in der schönsten, unzertrennlichsten Harmonie; denn es war die Ehre und der Ruhm der eigenen Person, des eigenen Stammes, die von ihren begeisterten Lippen ertönten. Jetzt aber, wo die Selbständigkeit des Einzelnen in dem großen Ganzen aufging, wo selbst Tapferkeit und Unerschrockenheit im Kampfe gegen die Ungläubigen, so wie Freigebigkeit gegen Arme und Reisende nicht mehr eine persönliche Tugend, sondern ein göttliches Gebot war, dessen Erfüllung ins Paradies führte, jetzt konnten die großen Kriege, obgleich mit dem Feuereifer des religiösen Fanatismus geführt, nicht mehr jene Begeisterung hervorbringen, der wir die schönsten vorislamitischen Heldengedichte verdanken." Die Literatur wurde vielseitiger, mächtiger, glänzender, aber sie verlor von ihrer ursprünglichen natürlichen Kraft und Originalität. Was bisher Sondergut einzelner Stämme gewesen, wurde jetzt Eigenthum des ganzen Volks. Es entstanden daher Sammlungen von Liedern, Sagen und Rechtssprüchen verschiedener Stämme, die dann zu einem Ganzen geordnet und verbunden wurden. Solche Liedersammlungen wurden Divan (Anthologie, Blumenlese) genannt; die berühmteste entstand in der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts durch Abu Tammam, den Sohn armer Eltern aus Syrien, der in seiner Jugend Wasserträger in Kairo war, dann aber im Umgang mit Gebildeten sich Kenntnisse erwarb und durch sein angebornes Talent als Lyriker bald eine hervorragende Stelle einnahm, also daß er zu den gefeiertsten Dichtern der Araber gehörte und sich der Gunst des Tahiriden Abd Allah zu erfreuen hatte. Er war der erste, welcher die ältesten arabischen Volkslieder nach mündlichen Ueberlieferungen niederschrieb und in ein Liederbuch vereinigte, das von der Ueberschrift seiner ersten Abtheilung den Titel Hamâsa, d. i. Tapferkeit, erhielt und durch Rückerts Uebersetzung auch in Deutschland bekannt geworden ist. Als Abu Tammam in Moßul starb, „legte die Dichtkunst Trauer an," wie ein gleichzeitiger Dichter sang. „Er war der See auf den Wiesen der Poesie: Sie ist mit ihm untergegangen." Hundert Jahre später sammelte Abu-l-Faradj die besten alten Lieder und gab sie mit Commentaren und Lebensbeschreibungen der Dichter und Tonkünstler versehen unter dem Titel „Kitab Alaghani" heraus.

Unter den Chalifen nahm die arabische Dichtung immer mehr den Charakter einer schmeichelnden Hofpoesie an. Der reiche Lohn, den die Herrscher und ihre Statthalter, Veziere und Feldherren dem lobpreisenden Dichter spendeten, und die Strafe an Leben oder Freiheit, die den vermessenen Tadler erwartete, blieben nicht ohne Einfluß c) Die Dichtkunst unter den Chalifen.

auf den Charakter der Poesie. Ließ doch der Chalife Mamun dem Dichter Alakawwak die Zunge ausreißen, weil er den Abu Dulaf, einen Gegner Mamuns, gefeiert hatte. Unter despotischen Herrschern sank daher die arabische Poesie zur Sclaverei des Despotismus herab. Schon dem erwähnten Abu Tammam machte ein Zeitgenosse den Vorwurf, er zeige sich stets in der Gestalt eines Schmeichlers, entweder um die Gunst einer Herrin oder die Gaben eines Herrn bettelnd, und die Kasiden des berühmten Mutanabbi galten größtentheils dem Preise der Fürsten und hochgestellten Männer, die ihn freigebig belohnten. Die frische, naturkräftige Liebe verschwand nach und nach, weil der Islam dem Weibe eine unfreie und erniedrigende Stellung anwies, und das religiöse Element, das in der arabischen Denk- und Anschauungsweise so mächtig vorherrscht, verlieh der Poesie häufig eine dogmatische und zelotische Prägung. „Die Gedichte hörten auf leidenschaftlicher Ausbruch der Gefühle zu sein; sie waren nur noch eine bestimmte Anzahl zusammengetragener kurzer und langer Sylben ohne Leben, ohne Seele."

„So kam es denn, daß bald Lobgedichte alle anderen Dichtungsarten verdrängten. Den Dichtern wird der Beifall des sclavischen Volks gleichgültig; nur vom Chalifen erwarteten sie Glück und Ruhm; ihm zu schmeicheln und sein Wohlwollen zu ersingen, ist ihr einziges Streben. Während früher auf der Messe zu Okhazh die Dichter vor den versammelten Stämmen unter dem Vorsitz des größten Poeten öffentlich um die Siegespalme rangen, drängen sie sich jetzt an die Pforten der Paläste, und unbekümmert um den Ruhm ihres Stammes wetteifern sie nur mit einander in der furchtbarsten Uebertreibung der Tugenden des Chalifen." — Neben diesen Ergüssen einer schmeichelnden Devotion drang auch noch eine prunkende Gelehrsamkeit in die Poesie ein. „Man dichtete über die Regeln der Metrik, über Grammatik, Astronomie, selbst über mohammedanische Jurisprudenz; aber alle diese sogenannten Gedichte hatten mit der Poesie nichts gemein als die Verse oder Reime."

Ibn Errumi. † c. 896. Unter dem Chalifat Mutadhids starb der Dichter Abu-l-Hasan Ibn Errumi (Sohn des Griechen), der Verfasser größerer Kasiden und kleinerer Gelegenheitsgedichte panegyrischen, lyrischen und satirischen Inhalts, an denen man sowohl die neuen Ideen als die blühende und doch ungekünstelte Sprache rühmt. Der Verdruß über seine bitteren Satiren war die Ursache seines Todes. Er wurde in Gegenwart des Chalifen auf Befehl des Veziers Kasim Ibn Ubeid Allah vergiftet. — Von dem tragischen Untergang des Abd Allah Ibn Mutaz, den selbst der genannte Ibn Errumi wegen seines Farbenreichthums und seiner prachtvollen Bilder über sich stellte, ist oben die Rede gewesen. Er hinterließ nicht nur zahlreiche Gedichte, sondern auch mehrere Werke über Ethik, Rhetorik, Musik und eine Geschichte der arabischen Poesie. — Der witzige Satiriker Ibn Bassam, der in einem Trauergedicht den Ibn Mutaz „Meister der Bildung, der Gelehrsamkeit und des Worts" nannte, stand in Gefahr durch den erwähnten Vezier Kasim das Schicksal seines Geistesverwandten Ibn Errumi zu erleiden; aber der Chalife Mutadhid nahm ihn in Schutz und gab ihm ein Amt, das er bis an seinen Tod verwaltete. „Ich habe der Liebe und den Tändeleien entsagt, seitdem ich graues Haar als Schleier trage," singt er in einem seiner späteren Gedichte. „Göttlich sind die Tage der Jugend und ihre Reize! nur schade, daß sie nicht zu erkaufen sind. Doch lasse die Jugend und vergiß die Liebe, mein Herz! für den Greisen gibt es keine Genüsse mehr!" — Auch der blinde Dichter Hasan Ibn Ali, bekannt unter dem Namen Ibn Alallaf, stand bei Mutadhid in hoher Gunst und gehörte zu seinen vertrautesten Gesellschaftern. In dem Trauergedicht auf eine Katze, welche von dem Nachbar getödtet ward, weil sie dessen junge Tauben verzehrt, wollte man eine Anspielung auf den hingerichteten Ibn Mutaz oder den Vezier Ibn Alfurat erkennen.

Ibn Mutaz. † 908.

Ibn Bassam. † c. 915.

Ibn Alallaf. † c. 930.

Zu den berühmtesten Dichtern am Chalifenhof zu Bagdad gehört Abu Bekr Mohammed Ibn Doreid, gleich ausgezeichnet als gelehrter Grammatiker wie als Dichter. Sein bedeutendstes Gedicht ist das unter dem Namen „Maksurah" bekannte Lobgedicht auf die Söhne Mikail's, Statthalter von Persien, die ihn an die Spitze ihres Divans oder Staatskanzlei gesetzt hatten. Nach dem Falle seiner Gönner lebte er von einem Jahrgehalt des Chalifen Muktadir. „Ibn Doreid hinterließ nicht nur viele Gedichte, sondern auch mehrere geschätzte philosophische Werke, so daß einer seiner Biographen von ihm sagte: er ist der gelehrteste unter den Dichtern und der größte Dichter unter den Gelehrten. Nicht minder berühmt war er als Traditionskundiger, doch galt er hierin nicht als Autorität, ward von Manchen sogar der Fälschung angeklagt, weil er kein streng-religiöses Leben führte und aus seiner Liebe zu Gesang, Musik und Wein kein Geheimniß machte." Ibn Doreid. † 933.

Der jüngere Zeitgenosse des letzteren, Abul-Hassan Mutanabbi (Motanebbi), gehört zu den gefeiertsten Dichtern der Araber; doch haben competente Richter das Urtheil gefällt, daß der große Ruhm und die außerordentliche Gunst, deren er sich zu erfreuen hatte, zum guten Theil dem verdorbenen Geschmacke seiner und der nächstfolgenden Zeit zuzuschreiben sei, ein Urtheil, mit dem freilich Hammer-Purgstall in der unten anzuführenden Stelle nicht einverstanden ist. „Man muß gestehen, daß Mutanabbi mit einer überschwänglichen Einbildungskraft begabt war," bemerkt Weil, „daß er die reiche arabische Sprache ganz in seiner Gewalt hatte. Unausstehlich ist aber sein Haschen nach witzigen Wortspielen; unangenehm sind seine alle Grenzen überschreitenden Uebertreibungen; ermüdend ist die immer wiederkehrende Erhebung seiner Verdienste; und als die Krone aller dieser Fehler hat er noch seine Lobreden stets an den Meistbietenden losgeschlagen, und mit seinen Satiren nur den verfolgt, der ihm nicht huldigte." Mutanabbi, aus Kufa gebürtig, der sich anfangs für einen Propheten ausgab, aber im Kerker diese stolzen Ansprüche fahren ließ, verbrachte den schönsten und fruchtbarsten Theil seines Lebens in Haleb an dem Hofe des Hamdanidenfürsten Seifeddawlat, den er in vielen Lobgesängen gepriesen hat. Eine persönliche Beleidigung bewog ihn den Hof der Hamdaniden mit dem der Ichschiden in Kairo zu vertauschen. Von Kiafur, dem schwarzen Verschnittenen, der als Oberhofmeister des minderjährigen Beherrschers von Aegypten die Regierung leitete, wurde Mutanabbi freundlich aufgenommen und mit großer Auszeichnung behandelt, daher auch die Lobgedichte auf den mächtigen Neger einen großen Raum einnehmen; als derselbe aber die Hoffnungen des Dichters nicht befriedigte, verfeindete sich Mutanabbi mit ihm und „goß seine Galle in einigen blutigen Satiren aus, die im schneidendsten Widerspruch mit den früheren Lobgedichten standen." Darauf floh er von Kairo nach Kufa, wo er an dem Bujiden Adhadeddawlat einen freigebigen Gönner fand. Unter dem Schutze dieses kunstsinnigen Fürsten verbrachte Mutanabbi den Rest seines Lebens bald in Schiras, bald in Bagdad, die großen Eigenschaften und Verdienste dieses Herrschers und seines Veziers mit Begeisterung verherrlichend. Auf einer Reise von Bagdad nach Kufa von einer Schaar feindlicher Beduinen überfallen, fand er sammt seinem Sohne im tapfern Kampfe seinen Tod. Mutanabbi's Gedichte, ausschließlich lyrischer Art, zerfallen in Gaselen und Kaßiden. „Dem Araber ist das Epos, das Lehrgedicht fremd," bemerkt Hammer-Purgstall in der Einleitung zu der deutschen Uebersetzung dieses Dichters, „er kennt nur das lyrische Gedicht, das kürzere, das Gasel, und das längere, die Kaßide; jenes als Ausdruck erotischer und (selten) bachantischer, dieses als Dolmetsch elegischer, kriegerischer, und manchmal satyrischer Begeisterung. Das Gasel koset von Liebe und Zärtlichkeit, die Kaßide (Zweckgedicht) hat immer das Lob eines bestimmten Gegenstandes zum Zweck, nämlich das Lob des Pferdes, des Kameels, Mutanabbi. † 965.

des Schwertes, des Mädchens, oder der drei Cardinaltugenden des Arabers, der Beredtsamkeit, Tapferkeit und Freigebigkeit, sei es im Helden des Liedes, sei es im Dichter selbst."

„Aus dieser, seit mehr als einem Jahrtausend unverändert erhaltenen einzigen Form arabischer Poesie geht schon die Nothwendigkeit hervor, daß die Hauptbestimmung derselben panegyrisch ist, und daß sich Alles immer und ewig um das Lob der genannten Zwecke dreht, deren bald alle, bald einige, gewöhnlich ohne merklichen Uebergang, auf einander folgen, und mit Sprüchen von Lebensweisheit untermischt sind. Diese Lebensweisheit ist aber keineswegs die fröhliche horazische und anakreontische, mit welcher die Hafisens so nahe verwandt ist, es ist die elegische, die der Europäer nur aus dem Buche Hiob und dem der Sprichwörter, aus dem Prediger, und aus dem hohen Liede zum Theile kennen gelernt hat. Der größte persische und größte arabische Lyriker (Hafis und Mutanabbi) stehen aus diesem Gesichtspunkte als zwei Pole morgenländischer Lyrik ganz einander entgegengesetzt. Bei Hafis Nichts als Rosen und Nachtigallen, Nichts als Genuß von Schönen und Wein (sei es nun erotisch und bachantisch oder wirklich mystisch), Nichts als lachende Bilder, selbst wenn er Schmerzen der Liebe klagt; bei Mutanabbi Nichts als Waffen und Blut, Nichts als Preis der Tapferkeit und Freigebigkeit, welche den Adel des Arabers ausmacht, Nichts als elegische Hauche, selbst wenn der Wind des größten Glückes die Segel des Liedes schwellt. In Hafis spricht sich der sanguinisch-cholerische Perser, in Mutanabbi der cholerisch-melancholische Araber aus. Hafis ist der Sänger der Liebe, sei es der natürlichen oder unnatürlichen, sei es der wirklichen oder der mystischen; Mutanabbi ist der Sänger des Kriegs, sei es durch allgemeinen Preis des Heldenmuths, sei es durch den Paian über einzelne Waffenthaten und gewonnene Schlachten seines Helden. So wie aller religiöse Bezug auf die Lehre des Islams (den er ja selbst als Prophet stürzen oder verbessern wollte), ist ihm auch alle Mystik so ganz fremd, daß selbst der feinste mystische Geruchssinn von derselben darin keine Spur zu entdecken vermöchte. Der Liebhaber morgenländischer Lyrik, welcher sich im Divan Hafisens unter Nachtigallengetön auf Rosenmatten an Quellen in Genuß und Mystik verweichlicht hat, kann sich in Mutanabbis Divan durch die Stahlcur von Lanzen und Schwertern zur vollsten Männlichkeit und besonnenen Erkenntniß des wirklichen Lebens wieder abhärten. Wenn gleich kein Prophet, flößt Mutanabbi auch als Mensch dennoch ein weit höheres Interesse als Hafis ein durch den edlen Stolz, den beduinischen Hang zur Unabhängigkeit, und die eiserne Tapferkeit, womit er seine Worte in Thaten bewährte. Es ist unmöglich, sich mit seinen Gedichten, ohne zugleich sich mit dem Dichter zu befreunden, welcher, ungeachtet der ihm als Schwäche anklebenden Ueberschätzung der Freigebigkeit (in Bezug auf seine eigene Person) und einiger satyrischen nicht zu rechtfertigenden Ausbrüche von Leidenschaftlichkeit gegen einen vormals hochgelobten Gönner (Kiafur), sonst durchaus als ein wackerer Geselle der Wüste, als ein tapferer Kämpe des Schlachtfeldes, als ein edler Ritter in Verehrung der Frauen auftritt, und so viel wir von seinem Leben wissen, als ein solcher von frühester Jugend bis an sein Ende sich bewährt hat. Man kann mit Recht wünschen, daß der Dichter von dem Vorwurfe des Eigennutzes und der Rachsucht, die sich manchmal in dem Ausbruche des Unwillens über getäuschte Erwartung unedel ausspricht, rein gewaschen werden könnte; aber man kann deshalb nicht ungerecht ihm die vollste Theilnahme verweigern, zu welcher seine Beschreibung beschwerlicher Reisen, blutiger Schlachten und verlassener Stätten der Geliebten auffordert, wenn sein Wort schneidend wie sein Schwert im Preise des letzten emporlodert, oder brennend wie der Gluthwind die Leiden der Trennung von der Geliebten aushaucht."

II.

Das Zeitalter der Karolinger.

II. Das Zeitalter der Karolinger.

---

1. Das byzantinische Kaiserreich während des Bilderstreits.

Literatur. Bei dem nachfolgenden Abriß des oströmischen Reiches im 8. und 9. Jahrhundert wurden neben den bedeutenderen Historikern und Chronisten, die im Corpus historiae Byzantinae der Bonner Ausgabe abgedruckt sind und von denen am Schlusse dieses Abschnittes und im weiteren Verlaufe des Werkes in eingehenderer Weise die Rede sein wird, als Joh. Zonaras, Theophanes und Leo Grammaticus, Nicephorus, Georg Cedrenus u. a., und neben den Werken von du Fresne historia Byzantina duplici commentario illustrata. Paris 1680; Le Beau (histoire du Bas-Empire en commençant à Constantin le Grand, continuée par J. Ameilhon. Paris 1757—1811. 27 vol.); Gibbon u. a. besonders benutzt: F. Ch. Schlosser, Geschichte der bilderstürmenden Kaiser. Frankf. 1812; Georg Finlay, Griechenland unter den Römern, deutsch. Leipz. 1861; Zinkeisen, Geschichte Griechenlands. Leipz. 1832; Rehm, Handbuch der Geschichte des Mittelalters. Marburg 1821. 4 Abth. in 6 Bden; die Geschichte der griech. Literatur von Schöll (deutsch von Pinder, Th. III. Berlin 1830) und von Bernhardy, 2. Bearbeitung. Halle 1852; die Kirchengeschichten von Schröckh, Gieseler, Neander, Hase und andere Werke.

A. Leo III. und Constantin Kopronymos.

Leo III. der Isaurier, aus niedrigem Stande hervorgegangen und jeder wissenschaftlichen und künstlerischen Bildung entfremdet, ist in den Büchern byzantinischer Geschichtschreibung mit dunkeln Farben dargestellt. Mußte man auch rühmend anerkennen, daß er durch die Kraft seines Armes, durch die Energie seines Willens und Handelns und durch seinen natürlichen, in der Schule eines erfahrungsreichen Lebens geschärften Verstand das Ansehen des Thrones hob und befestigte, daß er Roms Waffenehre im Kampfe wider die Saracenen herstellte, daß er den Aufruhr niederschlug, durch den Sergius und Basilius die Insel Sicilien vom Reiche loszureißen trachteten und der frühere Kaiser Anastasius mit Hülfe eines bulgarischen Söldnerhaufens den Purpur wieder an sich zu bringen gedachte (IV. S. 829); so verzieh man ihm doch nicht, daß er dem Vorurtheil und Aberglauben des Volkes mit gewaltthätiger Hand entgegentrat, daß er den kirchlichen Cultus mit despotischem Herrscherwillen durch Cabinetsbefehle regeln und bestimmen wollte. Daß Leo aber trotz

Leo der Isaurier. 718—741.

der zahllosen Feinde, die er sich durch seine willkürlichen Eingriffe in den Religionsdienst, durch seine drückende Besteuerung und durch die Strenge seiner Regierung zuzog, vier und zwanzig Jahre lang gefürchtet und geehrt im Königspalaste zu Constantinopel thronte und den Purpur, den er erworben, auf seine Familie bis ins dritte Geschlecht vererbte, gibt Zeugniß von seinem starken Herrschergeist.

Verbreitung des Bilderdienstes. Wir haben im vierten Bande dieses Werkes (S. 584) dargethan, wie mit der Verbreitung des Christenthums über die Städte und Provinzen des Römerreichs mit andern Elementen des Heidenthums auch die Aufstellung und Verehrung von Heiligenbildern und Reliquien in den christlichen Cultus eingedrungen. Die sinnliche Andacht südländischer Völker und die überlieferten Gewohnheiten aus heidnischer Vorzeit leisteten dieser Bilderverehrung Vorschub. Die Kirche duldete sie als Mittel schnellerer Bekehrung heidnischer Götzendiener, ohne jedoch allgemeingültige Normen dafür festzusetzen: die Aufstellung von Bildnissen Jesu, der Maria, der Apostel und Heiligen wurde weder gehemmt noch geboten, doch im Allgemeinen gut geheißen und gefördert. So kam es, daß je nach dem Culturstand oder den religiösen Traditionen eines Volkes der Bilderdienst eine größere oder geringere Bedeutung im öffentlichen Cultus erlangte, daß je nach der religiösen Richtung einflußreicher Kleriker oder aus localen Motiven die Zahl und Verehrung heiliger Gegenstände mehr oder weniger ausgedehnt und tief war. Während bei den germanischen Völkern, namentlich so lange sie dem Arianischen Glaubensbekenntniß anhingen, die Bilderverehrung nur geringen Eingang fand und die barbarischen Völkerschaften in abgelegenen Gebirgsgegenden ihren einfachen kunstlosen Gottesdienst auch in das Christenthum herübernahmen; überwucherte in den Culturländern Italiens, Griechenlands und Asiens die Anbetung der sichtbaren Gegenstände die geistige Andacht. Mochte auch immerhin bei den Gebildeteren und Aufgeklärteren dieser sinnliche Cultus durch die Auffassung gerechtfertigt werden, der Bilderdienst sei nur das Mittel einer geistigeren Anbetung, nicht die Bilder selbst, sondern nur die darunter vorgestellten Personen würden verehrt; jene seien nur die „Bücher der Unmündigen," dienten nur zur Erweckung religiöser Gefühle, seien nur die Hebel der Andacht, nur die Zeichen des Göttlichen, nur die vergänglichen Verkündiger der ewigen Gottheit; in den Gemüthern des ungebildeten Volkes fand diese Anschauung keinen Boden. Die große Menge zollte den sinnlichen Gegenständen selbst Verehrung und Anbetung; die Frommen knieten voll Inbrunst vor den heiligen Bildern, berührten sie mit ihren Lippen und Händen, schmückten sie mit Blumen und Gaben und flehten um ihren Beistand und Segen in allen Anliegen und Nöthen.

Die Legende und der „fromme Betrug" förderten den Aberglauben: das Christusbild in Edessa, dem die Stadt mehrmals ihre Rettung vor dem Grimme der Helden und Ungläubigen verdankte, das Schweißtuch der Veronica mit dem

Angesichte des Erlösers, wurden auf den Gottessohn selbst zurückgeführt und zahllose Abbildungen, als Originale verehrt, mehrten den heiligen Schatz der „nicht von Händen gemachten“ Bilder; in der Kirche zu Diospolis in Palästina waren die Züge der Mutter Gottes tief in eine Marmorsäule eingeprägt; der Evangelist Lucas sollte ein Maler gewesen sein und seinen Pinsel mit ähnlichem Eifer dem Dienste des Herrn geweiht haben wie seinen Griffel. Viele Heiligenbilder bewährten ihre göttliche Kraft durch übernatürliche Wirkungen und brachten durch Wunder und überraschende Erscheinungen die Zweifel der Vernunft zum Schweigen. Manche Städte rühmten sich des Besitzes göttlicher Palladien, die vom Himmel gefallen sein sollten.

Dieser abergläubische Bilderdienst war der Herrschaft der Kirche und des Klerus zu förderſam, als daß sie denselben nicht hätte hegen und begünstigen sollen und so sah man denn aus dem Schooße des Christenthums einen neuen Götzendienst emporwachsen; während die Apostel und die Christen der ersten Jahrhunderte mit Abscheu auf die Götter von Stein und Erz geblickt und ihre Botschaft des Heils als die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit dem Lippen- und Ceremoniendienst der heidnischen Religionen entgegengesetzt hatten, beugten ihre Nachfolger ihre Knie vor Göttern und Heiligenbildern, die nicht einmal den Vorzug hatten, daß sie in dem schaffenden Genius des Künstlers den göttlichen Geist ahnen ließen, die von den Händen ungebildeter Mönche herrührend ein trauriges Zeugniß vom Verfallen der Kunst und von der Entartung alles Schönheitssinnes und Geschmackes ablegten.

So lange das Christenthum nur das Heidenthum als feindlichen Gegensatz zu bekämpfen und zu überwinden hatte, erregte der Bilderdienst keinen Anstoß. War er doch als ein Erbtheil aus dem heidnischen Religionswesen in den christlichen Cultus eingedrungen und zur Erleichterung des Uebertrittes und zur Förderung des Verschmelzungsprocesses beider Glaubenskreise aufgenommen worden! Den Spott der Juden, einer verachteten und gedrückten Religionsgenossenschaft, über die neue Abgötterei, konnte man leicht übersehen oder unterdrücken. Als aber die Moslemin, die fanatischen Feinde aller bildlichen Darstellungen des Göttlichen, in die christlichen Länder eindrangen, als die heiligsten Gnadenbilder, die man auf den Mauern und Thoren der syrischen Städte aufpflanzte, sich ohnmächtig erwiesen und die Streiter des Einen Gottes und seines Gesandten mit dem Schwert und dem Koran siegreich bis unter die Mauern der Hauptstadt des oströmischen Reiches zogen; als die Chalifen in Damaskus auf den Trümmern christlicher Kirchen ihre Moscheen aufrichteten und ihre Kriegsschaaren ungestraft die Heiligthümer entweihten, die Schätze und Kostbarkeiten wegführten und des christlichen Götzendienstes spotteten: da wurden Manche irre und zweifelnd. Man fragte sich, warum Gott nicht durch seine himmlischen Heerschaaren die heiligen Stätten vor Entweihung geschützt habe; man deutete die Unfälle als Beweise des göttlichen Zornes über den Abfall vom reinen Monotheismus; die Schriftgelehrten erkannten bald, daß die Verschiedenheit des Islam und des Christenthums nicht in den Grund-

Zweifel gegen die Wunderkraft der Bilder.

anschauungen, sondern in den Außenwerken, vor Allem im Bilderdienst bestehe; der Siegeszug der mohammedanischen Heere in den Ländern, wo das Christenthum seinen Ursprung genommen, seine ersten Wurzeln geschlagen, schien zu beweisen, daß ein Stärkerer mit ihnen sei und ihre Fahne führe: man sah die christlichen Einwohner Syriens, Aegyptens, Afrika's rasch in den Islam eintreten und das abergläubische Beiwerk von sich thun.

Leo's Bilderhaß. Solche Wahrnehmungen konnten ihres Eindrucks nicht verfehlen. Insbesondere mußte ein Kaiser, der ohne gelehrtes Wissen herangewachsen, der im rauhen Kriegs- und Lagerleben nie die Glaubenssätze der Religion in ihrer tieferen Bedeutung kennen gelernt und erfaßt hatte, von der einfachen Lehre des Islam sich ergriffen fühlen; einem einfachen militärischen Mann von natürlichem Sinn und Verstand mußte ein Religionssystem ohne Mysterien, ohne prunkenden Cultus und Heiligendienst mit wesentlich moralischer Grundlage und menschlichen Tugendlehren gewaltig imponiren. In seinem an militärische Disciplin und Subordination gewöhnten Geiste konnte leicht der Gedanke an eine Vereinigung der beiden Religionen aufkeimen. Sah man doch die Einwohner der unterworfenen Länder und Städte massenhaft dem Islam beitreten, wie sollten nicht die Mohammedaner und Juden dahin gebracht werden können, mit einem gereinigten Christenthum sich zu versöhnen, aus dem man alle dem wahren Monotheismus widerstrebenden Elemente entfernt haben würde? Hatte nicht Constantin Heidenthum und Christenthum zu einer allgemeinen Reichskirche umgeschaffen, worin die Elemente beider Religionskreise verbunden waren, warum sollte Leo nicht durch das entgegengesetzte Verfahren gleiche Resultate erzielen? Hatte nicht Justinian dem Arianismus in seinen mächtigsten Trägern, den Vandalen und Gothen, die Axt an die Wurzel gelegt und dadurch zugleich zwei der schönsten und fruchtbarsten Länder, Italien und Afrika, dem Reiche zurückerobert; warum sollte nicht dem kriegskundigen Leo in Syrien, Aegypten und demselben Afrika die Wiedergewinnung der verlornen Provinzen gelingen, wenn er der gemischten Bevölkerung eine Religionsform bot, worin alle Theile das Wesentliche ihres Cultus vorfanden? Einem Autokraten auf dem Herrscherthrone von Byzanz, dem bisher im Felde so Manches geglückt war, konnte es leicht zu Sinne kommen, seine eigene, dem Bilderdienst feindselige Ueberzeugung seinen Unterthanen aufdrängen zu wollen, zumal wenn er hoffen konnte, mit der Befriedigung seines Bilderhasses noch politische Zwecke zu erreichen. Es wird erzählt, ein phrygischer Bischof und ein getaufter Araber hätten den Kaiser in dem Gedanken einer Bekehrung der Mohammedaner und Juden zur christlichen Kirche bestärkt, ihm aber die Bilderanbetung, die den Bekennern beider Religionskreise ein Gräuel sei, als unüberwindliches Hinderniß dargestellt. So begann er denn einen Kampf wider Aberglauben und religiösen Wahn, einen Kampf von so mächtigen Folgen und Dimensionen, daß der Abfall von Italien, die weltliche Herrschaft der Päpste

und die Erneuerung des abendländischen Kaiserthums aus denselben hervorgingen. In Leo's Auftreten gegen die schlaffe Superstition und Entartung der Kirche seiner Zeit läßt sich ein strenger protestantischer Grundzug erkennen.

Uebrigens verfuhr Leo III. keineswegs mit Ungestüm oder Uebereilung. Edicte gegen die Bilderverehrung. Nachdem er neun Jahre lang den Abscheu seiner Seele vor den Gegenständen des Aberglaubens verschlossen gehalten, versammelte er einen großen Rath von Senatoren und Bischöfen und setzte mit ihrer Zustimmung fest, daß die Bilder 726. von den Altären entfernt und in einer Höhe aufgestellt werden sollten, wo sie zwar gesehen, aber nicht mehr berührt, nicht mehr zu abergläubischer Andacht mißbraucht werden könnten. Durch diese halbe Maßregel erbitterte Leo alle Parteien. Während die Einen in ihrer Verehrung fortfuhren, ja gereizt durch den Gewissenszwang und die aufwieglerischen Reden zelotischer Mönche sich mit Trotz und Ostentation zu den heiligen Gegenständen hinzudrängten, verlangten die Andern vollständige Beseitigung der Träger der Abgötterei und klagten, daß Leo nicht das Beispiel des Judenkönigs nachgeahmt, der die eherne Schlange des Tempels ohne Bedenken zerbrochen. Die Leidenschaft und Erbitterung wuchs mit dem Streite. Ergrimmt durch den Widerstand der Eiferer, die in Ravenna einen Aufruhr erregten und den kaiserlichen Statthalter erschlugen, die in Constantinopel und in verschiedenen Städten Kleinasiens Tumulte hervorriefen, während die Heere der Moslemin vor Nicäa standen, schritt nunmehr Leo zu strengeren Maßregeln. Ein neues Edict gebot, daß alle 728 Bildnisse Christi, der Jungfrau Maria und der Heiligen und Märtyrer aus den Kirchen und heiligen Orten entfernt und zerbrochen oder wo sie an die Wände gemalt wären, mit glänzenden Farben überstrichen werden sollten.

Dieses Gebot erregte einen Sturm, der über ein Jahrhundert Reich und Thron erschütterte und die Ausbrüche der wildesten Leidenschaften zu Tage förderte. Ikonodulen und Ikonoklasten. Zwei Parteien, **Bilderdiener** (Ikonodulen) und **Bilderstürmer** (Ikonoklasten), traten einander feindselig gegenüber. Jene, an ihrer Spitze der mehr als neunzigjährige Patriarch **Germanus** von Constantinopel und die große Schaar von Mönchen, wurden als Götzendiener gebrandmarkt, diese, vom Kaiser und der Hofpartei begünstigt, als Gotteslästerer verflucht. Die Parteiwuth mehrte sich noch, als der greise Germanus seiner hohen Würde entsagte und ein anderer Prälat, Anastasius, der sich dem Willen des Kaisers gefügiger zeigte, den Bischofsitz der Hauptstadt einnahm. Nun wurden die Edicte über den Bilderdienst als geistliche Verordnungen bekannt gemacht und 730. sowohl wider die Gegenstände des Aberglaubens als wider die Werke der Kunst, welche bestimmt waren, auf dem Wege der Anschauung die Gemüther der Gläubigen zu erregen, mit roher Hand gewüthet. Zahllose Denkmäler der Frömmigkeit wurden nach und nach im morgenländischen Kaiserreiche vertilgt, die Kunst selbst, wie von Mohammed, als Gehülfin des Götzendienstes geächtet.

Aufstände. Als ein Hauptmann der Leibwache mit einigen Gefährten ein über dem Thore des Palastes in der säulengeschmückten Vorhalle aufgerichtetes Christusbild, das als wunderthätiges Heiligthum in höchster Verehrung stand, mit roher Hand zerstören wollte, riß eine Schaar von Zeloten und Weibern die Leiter um, daß die Diener des Frevels von der Höhe stürzten und auf dem Pflaster zerschmetterten. Da gebot Leo der Kaisergarde, auf die Rasenden einzuhauen; bald waren die Straßen mit Blut und Leichen gefüllt und das Werk der Zerstörung konnte vollendet werden. Die Erschlagenen aber wurden von der Kirche unter die heiligen Märtyrer versetzt. Ein Erdbeben, das die Städte am ägäischen Meere zerstörte, die Inseln verheerte und eine neue aus dem Boden des Meeres hervorhob, wurde von den zahllosen Mönchen, welche diese Eilande bevölkerten, als Wirkung des göttlichen Zornes über die Bilderschändung erklärt und zu einer Empörung benutzt. Die Bilderdiener bemannten eine Flotte von Booten und Galeeren, entfalteten ihr heiliges Banner und steuerten nach dem Hafen von Constantinopel, um einen neuen Kaiser einzusetzen. Aber das griechische Feuer war wirksamer als ihr Wunderglaube. Die Schiffe wurden versenkt; von den drei Anführern suchte einer den Tod in den Wellen, die beiden andern starben durch die Hand des Scharfrichters, die übrige Menge wurde der Strafgerechtigkeit oder der Gnade des Siegers übergeben.

Haltung des Papstes. 728 ff. Auf noch größeren Widerstand stießen die Gebote Leo's in Italien. Hier war die Erbitterung so groß, daß die Bewohner des Landstrichs von Ravenna bis Ancona sich lieber unter die Herrschaft der Langobarden stellten, als dem Bilderdienst entsagten und Papst Gregor II., statt dem Wunsche des Kaisers nach einer Kirchenversammlung zu willfahren, suchte denselben in zwei mit bitteren Vorwürfen und Zurechtweisungen angefüllten Sendschreiben von seinem gottlosen Verfahren abzubringen.

„Du beschuldigst Rechtgläubige des Götzendienstes," schreibt er ihm, „und verräthst doch nur deine eigene Unwissenheit über die ersten Elemente der Schriftkenntniß. Im alten Bunde sogar, wo doch der Hang des jüdischen Volks zur Abgötterei, und die Reize des Heidenthums zu bekämpfen waren, befahl Gott seinem Knechte Moses die Verfertigung bildlicher Gegenstände, der Cherubim und Seraphim und der kostbaren, zu seiner Verherrlichung dienenden Tempelgeräthe; er selbst aber konnte nicht dargestellt werden, weil er sich den Menschen in keiner darstellbaren Gestalt geoffenbaret hatte. Seit aber aus Erbarmniß über das Menschengeschlecht der ewige Sohn Fleisch geworden und sichtbarlich auf Erden gewandelt, seit die Apostel und Heiligen und ein ganzes Geschlecht ihn geschaut, warum sollten die spätern Geschlechter der Tröstung seines heiligen Angesichts und seines Kreuzes entbehren? Wahrlich, nicht Steine und Wände und Bilder beten wir an, wie du uns beschuldigst, sondern diese Gegenstände sind da, um unsere Erinnerung zu wecken, unsern trägen Sinn zu ermuntern und unsere Augen durch das Anschauen himmlischer Gestalten zum Himmel zu erheben. Kämest du in unsere Leseschulen, und gäbest dich als einen Feind und Zerstörer der Bilder kund, so würden die einfältigen und frommen Kindlein dir ihre Tafeln und Fibeln an den Kopf werfen, und der, welcher von den Verständigen und Weisen sich nicht belehren lassen will, würde von den Unverständigen und Unweisen zurechtgewiesen werden."

Der Papst begnügte sich jedoch nicht mit Vorstellungen und Zurechtweisungen: in der Unterscheidung zwischen dem Schwerte der Gerechtigkeit, das dem Kaiser zustehe und der Waffe der Excommunication, die der Kirche und ihren Lenkern übergeben sei, liegen schon die Keime mittelalterlicher

Anschauung von Staat und Kirche verborgen, spricht sich schon das Selbstbewußtsein aus, daß die Herrschaft des Papstes über Rom nicht mehr des Schutzes des kaiserlichen Statthalters bedürfe; und den Drohungen Leo's, das Bild des heil. Petrus werde zertrümmert und Gregor gleich seinem Vorgänger Martin in Ketten vor die Stufen des Thrones geführt werden, begegnet der römische Bischof mit der Hinweisung auf die Langobarden, deren erste Festung nur wenige Meilen entfernt sei, auf das hohe Ansehen, dessen sich das kirchliche Oberhaupt bei den Fürsten des Abendlandes erfreue und auf den natürlichen Beruf der Päpste die Mittler des Friedens zwischen Osten und Westen zu sein. Und als Leo's Edicte die unbedingte Entfernung der Bilder geboten, trug Gregor kein Bedenken, durch Hirtenbriefe zur Vertheidigung der heiligen Gegenstände und zum Widerstande gegen die Ikonoklasten aufzufordern. Umsonst suchte der byzantinische Herrscher sich durch Gewalt oder List der Person des Papstes zu bemächtigen: die Kriegsmacht war nicht stark genug und die heimliche Entführung scheiterte an der Treue der Bürgerschaft; umsonst schickte Leo eine Flotte mit beträchtlicher Mannschaft in die Adria, um Ravenna für 733.
seinen ruchlosen Abfall zu züchtigen und seine Herrschaft in der Pentapolis wieder herzustellen: während die Frauen und Priester vor den bedrohten Heiligenbildern auf den Knien lagen und mit Inbrunst um himmlischen Beistand flehten, zogen die Männer mit den Waffen an die Küste und schlugen, gestärkt durch die Zuversicht auf wunderbare Hülfe, die Feinde, die schon auf der Ueberfahrt durch Stürme großen Schaden erlitten, siegreich zurück. Ein jährlich wiederkehrender Festtag verewigte die Verehrung der Bilder und den Abschen gegen den griechischen Tyrannen. Unter diesen Eindrücken glaubte Gregor einen entscheidenden Schritt thun zu dürfen. Er berief eine Synode nach Rom, und diese sprach über Alle, die es wagen würden, die heiligen Bilder mit Wort oder That anzugreifen, den Bannfluch der Kirche aus. In diese Excommunication war der Kaiser stillschweigend inbegriffen; doch wollte Gregor nicht alle Brücken einer Verständigung und Versöhnung abbrechen. Er mahnte von der Wahl eines Gegenkaisers ab und auf seine Rathschläge gestattete man, daß in Ravenna noch ferner ein kaiserlicher Statthalter residirte, „freilich mehr als Gefangener, denn als Gebieter," und daß die Verwaltung von Rom und Italien im Namen des Kaisers geführt ward; aber die wirkliche Macht in Rom besaß der Papst als das Haupt einer aristokratisch-städtischen Verwaltung. Noth und äußere Bedrängniß führte die Römer zum engeren Anschluß an den apostolischen Stuhl und gewöhnte sie allmählich, in dem Nachfolger Petri die erste Obrigkeit, den Fürsten und Herrn der Stadt zu betrachten. Schon im achten Jahrhundert soll es Münzen mit seinem Namen und Bildniß gegeben haben.

Gregor's II. Nachfolger nahm mit dem Namen auch die Politik seines Vorgängers an. Er versuchte ebenfalls durch Sendschreiben und Gesandt- *Johannes von Damastus.*

Leo's III. Ausgang. schaften den oströmischen Kaiser von weiteren Feindseligkeiten gegen die Heiligenbilder abzubringen und verwarf thatsächlich, indem er im Gegensatz zu den kaiserlichen Edicten die Bilderverehrung in Rom und andern Städten Italiens mit Ostentation betrieb, die Autorität Leo's, ohne jedoch ausdrücklich derselben zu entsagen. Er wurde in seinen Bemühungen unterstützt durch einen gelehrten syrischen Mönch, Johannes Damascenus, der die hohe Stellung am Chalifenhof zu Damaskus, die sein Vater und Großvater inne gehabt, mit der Klosterzelle vertauschte, um sein Leben ungestört den Wissenschaften widmen zu können, für die ihn sein Lehrer Kosmas, ein in die Sclaverei verkaufter Grieche aus Calabrien zu begeistern gewußt. Johannes galt für den letzten der Kirchenväter, indem er in seiner Dogmatik oder „Auseinandersetzung des orthodoxen Glaubens“ und in seinen „heiligen Parallelen“ die Glaubens- und Sittenlehre feststellte, bei welcher seitdem die griechische Kirche stehen geblieben ist, und wurde zugleich der Vorläufer der Scholastik, indem er die aristotelische Philosophie auf die Theologie anwandte. Noch vor seinem Eintritt in das Kloster bekämpfte er in den „Reden für die Bilder“ die Edicte Leo's und suchte darzuthun, daß „so wenig man dem Kaiser seinen Hofstaat nehmen dürfe, eben so wenig sei es zuläßig, Christus seines himmlischen Gefolges, der Engel und Heiligen, zu berauben.“ Aber auf Leo machten die Schriften des Mönchs eben so wenig Eindruck als die Sendschreiben des heil. Vaters. Er fuhr fort, die unfügsamen Bischöfe und Mönche mit Verbannung, Kerker oder Tod zu bestrafen und überließ es den Bilderfreunden, die Schaar der Heiligen und Märtyrer mit neuen Namen zu mehren. Die Feinde ermangelten nicht, die Leiden und Drangsale, von denen während der letzten Regierungsjahre dieses Kaisers das Reich schwer heimgesucht ward, sowohl durch die Streifzüge der Saracenen als durch ein furchtbares Erdbeben, das in Konstantinopel, Nikomedien, Nicäa und andern Städten viele Häuser und Kirchen umstürzte und Tausende von Menschen unter den Trümmern begrub, als Strafe des Himmels darzustellen: aber Leo beharrte auf seinem Sinn und wußte selbst aus den Unfällen seinen Vortheil zu ziehen. Eine „Mauersteuer“ zur Herstellung der beschädigten Bauwerke mehrte den Staatsschatz und die öffentlichen Einkünfte.

Constantin V. Kopronymos. 741—775. Wurde schon Leo's Name von den kirchlichen Schriftstellern mit den ärgsten Schmähungen belegt, so erscheint sein Sohn Constantin V., den die Bilderfreunde „vom Mist“ (Kopronymos) nannten, weil er bei seiner Taufe das Becken verunreinigt hatte, als ein Teufel in Menschengestalt, befleckt mit allen Lastern, der sich in viehischer Wollust gewälzt und in Grausamkeit und Blutgier Alles übertroffen habe, was die Geschichte von einem Nero und Domitian berichtet. Daß Constantin ausschweifend und grausam gewesen, mag seine Richtigkeit haben; an einem von Laster unterwühlten Hofe, in einer von Leidenschaft und Fanatismus aufgestachelten Bevölkerung, unter Thron-

kämpfen und Verschwörungen wird Niemand Tugend und Humanität bei einem im Purpur gebornen und von Schmeichlern und Hofschranzen von Jugend auf umschwärmten Fürsten suchen. Aber wie wenig sich auch aus den dunkeln Farben der Ikonodulen wie aus den schwärmerischen Verherrlichungen der Ikonoklasten ein Bild edler Menschlichkeit aufstellen läßt; daß Constantin während einer langen Regierung Kraft, Herrschergröße und Einsicht bewiesen und Thron und Reich mit Ehren und Tapferkeit wider innere und äußere Feinde geschützt, vermochten selbst seine Feinde nicht zu leugnen. Er überwältigte den gefährlichen Aufstand der Bilderdiener, die seinen Schwager Artavasdes auf den Thron erheben wollten; er bekriegte mit Glück die wilden Bulgaren, ein asiatisches Nomadenvolk, das auf den von den Hunnen eröffneten Wegen in die Donauländer vorgedrungen war, und mit den Resten dieses einst mächtigen Wandervolks zu Einer Nation zusammengewachsen von den benachbarten Slavenstämmen Sprache und Sitten angenommen hatte, in mehreren Feldzügen zu Wasser und Land, und wehrte, nachdem er sie in einer Feldschlacht überwunden und durch die grausame Ermordung der Gefangenen 762. vor dem goldenen Thore Schrecken und Entsetzen unter ihnen verbreitet hatte, ihren Einfällen durch feste Grenzcastelle; er zog an der Spitze seiner Legionen wider die Saracenen bis an den Euphrat; er hob durch neue Ansiedelungen die von Pest und Erdbeben verödeten Städte in Thracien, verpflanzte viele Familien aus Griechenland und den Inseln nach der Hauptstadt und stellte einen verfallenen Aquäduct, welcher dem Wassermangel der Hauptstadt abhalf, mit großen Kosten her. Noch lange nach seinem Tode erschien er in der Legende seiner Verehrer als Held auf weißem Roß, wie er seine Lanze gegen das Lager der Bulgaren schwang.

1. Bald nach seiner Thronbesteigung unternahm Constantin V. einen Feldzug gegen die Saracenen. Während seiner Abwesenheit bemächtigte sich sein Schwager Artavasdes mit Hülfe einiger treulosen Beamten der Hauptstadt und des Schlosses und ließ sich von den Bilderverehrern als Kaiser ausrufen. Constantin suchte Zuflucht in den Gebirgen seiner Väter. Von dort stieg er an der Spitze seiner kühnen und getreuen Isaurier herab, überwand Artavasdes in der Ebene von Sardes und dessen Sohn Niketas in dem blutigen Treffen bei Modrina unweit Ancyra und schloß Konstantinopel zu Land und Wasser ein. Unterstützt von den Bilderfreunden, denen sich auch der wankelmüthige Patriarch Anastasius angeschlossen, vertheidigte sich Artavasdes mit dem Muthe der Verzweiflung: als aber in der bedrängten Stadt der Hunger zu wüthen begann und zahllose Opfer dahinraffte, erlahmte der Widerstand. Konstantinopel wurde erstürmt und der Plünderung preisgegeben, Artavasdes auf der Flucht eingeholt, nebst seinen Söhnen geblendet und an seinen Anhängern furchtbare Rache geübt. Hinrichtungen und Verstümmelungen schreck-

Empörung des Artavasdes. 742.

ten die Bürgerschaft und mehrten den Haß und die Zahl seiner Gegner. Der niederträchtige Patriarch wurde mit Geißeln gezüchtigt und rückwärts auf einem Esel reitend den Bewohnern der Hauptstadt zur Schau durch die Straßen geführt, da er sich aber bereitwillig zeigte, zum zweitenmal seinen Glauben zu wechseln, wieder in seine Würde eingesetzt.

Verfolgung der Bilderverehrer. 2. Die Ikonodulen hatten durch ihre Empörung jeden Anspruch auf Nachsicht und Duldung verwirkt. Doch begnügte sich Constantin anfangs mit der Bestrafung der Häupter der Insurgenten. Erst als er seiner inneren Feinde durch Hinrichtung und Schrecken Meister geworden und in einem Seesieg bei
747. Cypern die Flotte der Araber vernichtet hatte, betrat er die Bahn seines Vaters. Er ließ durch eine nach dem Palaste Hierium in Kleinasien entbotene
754. Synode, die für eine ökumenische gelten sollte, von den 338 folgsamen Bischöfen, welche ihr anwohnten, den Bilderdienst als „Erfindung des Teufels" verdammen, da Christus nur in seiner menschlichen Gestalt dargestellt werden könne, folglich seine Verehrung zur monophysitischen Irrlehre führe, die Heiligen aber in den Himmel erhöhet und zu einem Zustande verklärt worden, den kein irdischer Gedanke zu fassen, kein Pinsel oder Meißel auszudrücken vermöge. Nur das Kreuz sollte als Erinnerungszeichen des Opfertodes Christi gestattet sein. Gestützt auf diese Beschlüsse ließ nun Constantin strenge Verbote gegen alle Bilder ergehen, bestrafte die Widerspenstigen mit Verbannung oder Tod und forderte von der Geistlichkeit die Abschwörung des Götzendienstes. Aber tyrannische Machtsprüche in Sachen der Religion finden immer Widerstand. Die Mönche, deren Klöster die Werkstätte der heiligen Gegenstände waren, stellten sich an die Spitze der Volkspartei und reizten sie zu Aufruhr und Bürgerkrieg. Empört über die Schmähungen und fanatischen Reden, welche aus den Zellen und Einöden Palästina's und anderer Länder wider ihn erschallten, verhängte
766 ff. Constantin blutige Verfolgung wider Klöster und Mönche. Sein General-Visitator Lachanodrakon, „der Drache," der mit einer Schaar Bewaffneter in die Sitze der Widerspenstigen eindrang, war der Schrecken und Abscheu des schwarzen Volkes. Die Gemeinden der Mönche wurden aufgelöst, die Conventualen unter Hohn und Mißhandlung zur Ablegung ihrer Ordenstracht gezwungen oder in Einöden getrieben; die Gebäude in Vorrathshäuser oder in Quartiere für die Soldaten verwandelt, die Ländereien, die bewegliche Habe und die Heerden eingezogen, Bilder, Reliquien, Kunstgegenstände und Bücher muthwillig zerstört. Die vom Volke gleich Heiligen verehrten Einsiedler Andreas und Stephanus wurden zuerst eingekerkert, dann verstümmelt und hingerichtet. Der Patriarch Constantinus mußte, das Kreuz in der Hand, auf der Kanzel schwören, daß er die Bilder im Herzen verabscheue, wurde aber dennoch einige Zeit nachher auf Befehl des argwöhnischen Kaisers im Amphitheater hingerichtet und sein Haupt öffentlich ausgestellt. Als das Volk bei der Hin-

richtung zweier durch Rang und Schönheit ausgezeichneter Männer in Weinen und Wehklagen ausbrach, ließ der Kaiser den Stadtpräfecten geißeln und absetzen, weil er nicht mit Gewalt die Klagen unterdrückt hatte. Aber der Glaubenszwang schlug den Bilderdienst nicht nieder. Die Legenden und Märtyrergeschichten wurden bereichert, Johannes von Damaskus „weihte das Haupt des Tyrannen in dieser und jener Welt dem Verderben," und der Papst von Rom rechtfertigte durch seine Ermahnungen und durch sein Beispiel die Vertheidigung der Bilder durch Abfall und Empörung.

Mit einem neuen Kriegszug wider die Bulgaren beschäftigt, starb Constantin V. auf dem Schiffe. Ihm folgte Leo IV., sein Erstgeborner, den ihm die Tochter eines Chazarenfürsten gegeben und dem er die schöne Atheneriu Irene zur Gattin gewählt. Obwohl auch Leo die Edicte gegen die Bilderverehrung aufrecht erhielt, so milderte er doch die Strenge des Vaters und gestattete den verbannten Mönchen und Bilderdienern die Rückkehr. Er nahm sich des flüchtigen Langobardenfürsten Adalgis wider Karl den Großen an und gewährte dem Bulgarenhäuptling eine Zufluchtsstätte in seiner Hauptstadt. Und als dieser aus Dankbarkeit zum Christenthum übertrat, ernannte ihn Leo, sein Taufpathe, zum Patricier und vermählte ihn mit einer Schwester der Kaiserin Irene. Da Leo IV. von schwacher Gesundheit war, so erhob er auf den allgemeinen Wunsch seiner Unterthanen seinen fünfjährigen Sohn Constantin zum Mitregenten, um ihm die Nachfolge zu sichern. Alle Stände schwuren einen feierlichen Eid auf das Kreuz Christi, daß sie über das Leben des kaiserlichen Knaben wachen und ihm in unverbrüchlicher Treue dienen wollten. Die ersten, welche den Eid leisteten und brachen, waren die fünf Söhne des Kopronymos aus zweiter Ehe. Unzufrieden mit der untergeordneten Stellung, zu der sie sich verurtheilt sahen, verschworen sie sich wiederholt gegen den Bruder und Neffen. Das erste Vergehen wurde von dem milden Leo verziehen; einen zweiten Aufstandsversuch sollten sie im Kloster bereuen, nach einem dritten Verrath wurde der älteste und schuldigste, Nicephorus, der Augen, die übrigen ihrer Zungen beraubt. Fünf Jahre verbrachten sie in enger Haft; da entkamen sie und flehten das Mitleid des Volkes an. Durch die Entschlossenheit eines hohen Würdenträgers wurde der drohende Aufstand im Keime erstickt. Die unglücklichen Fürstensöhne wurden nach Griechenland eingeschifft. Aber selbst im Kerker zu Athen hegten sie noch Gedanken der Herrschaft. Ein slavischer Häuptling unternahm es, sie aus der Gefangenschaft nach Konstantinopel zu führen. Das Vorhaben wurde jedoch durch die Landsleute der Irene vereitelt, welche die verstümmelten Söhne des Kopronymos in ewige Nacht und Vergessenheit begruben.

14. Sept. 775.

Leo IV. 775—780.

Empörung der Brüder Leo's IV.

B. Die Kaiserin Irene.

Constantin VI. und Irene. Als Leo IV. nach einer fünfjährigen nicht unrühmlichen Regierung sein Ende herannahen fühlte, ernannte er die Kaiserin Irene, ungeachtet ihrer Vorliebe für die Bilder, von denen sie einige heimlich in ihrem Bette verborgen gehalten, zur Vormünderin ihres zehnjährigen Sohnes Constantin VI. und zur Regentin des Reiches Die Regierung der leidenschaftlichen, herrschsüchtigen, dem Aberglauben und der Heuchelei ergebenen Athenerin brachte über das byzantinische Reich neue Stürme. Unwürdige oder unfähige Günstlinge erlangten großen Einfluß auf die Staatsgeschäfte; Parteiung, Ränke und Hofintriguen verwirrten Reich und Palast; Zwietracht der Großen lähmte die kriegerischen Unternehmungen. Wir haben früher gesehen, wie die Araber siegreich bis an den Bosporus vordrangen und die Herrscherin zwangen, den Frieden durch einen Tribut zu erkaufen. Auch in Sicilien und Italien schwand die Hoheit der Kaisermacht zu einem Schatten herab. Die Erziehung ihres Sohnes vernachlässigte sie absichtlich, damit er nicht sobald versucht werden möchte, seine Herrschaftsrechte in Anspruch zu nehmen. Auch die Begünstigung der Bilderfreunde hatte ihre Quelle eben sowohl in der Politik als in ihrer religiösen Ueberzeugung und in ihrer auf das Sinnliche gerichteten Natur. In den Ikonodulen gewann sie eine treue und mächtige Partei, wenn sie andere Wege ging, als ihr Gemahl und Schwiegervater.

Herstellung der Bilder. Wie groß indessen Irene's Wunsch war, die bestehenden Verordnungen gegen die Bilder beseitigt zu sehen, so ging sie doch mit Vorsicht und Behutsamkeit zu Werke. Mehrere Jahre lang begnügte sie sich mit einer milderen Handhabung der Gesetze und einer gnädigeren Haltung gegen Klöster und Mönche. Erst als der alte kränkliche Patriarch Paulus sich in die Stille einer Klosterzelle zurückzog, um, wie er sagte, durch Reue und Bußfertigkeit die große Sündenlast zu mindern, die er durch Begünstigung der Bilderzerstörung auf sich geladen, traf sie Anstalten, die früheren Synodalbeschlüsse auf legalem Wege zu beseitigen. Ein kluger Staatsmann, Tarasius, der nicht einmal dem Priesterstande angehörte, wurde zum Patriarchen ernannt. Er nahm die Würde nur mit der Bedingung an, daß durch eine neue Synode die Bilderverehrung als ein Gott wohlgefälliger Religionsdienst erklärt und damit die Sünde der früheren Synode getilgt würde. Eine demüthige Gesandtschaft nach Rom erbat die Gutheißung und Unterstützung des Papstes. Aber wie fein auch die
786. Fäden gesponnen waren, ganz ohne Widerstand und unruhige Auftritte sollte die Reaction nicht vor sich gehen. Die Bilderfeinde, deren Macht und Stärke besonders im Heere lag, nahmen eine so drohende Haltung an, daß die bereits angeordnete Kirchenversammlung nicht abgehalten werden konnte. Irene gab jedoch ihr Vorhaben nicht auf. Nachdem sie die alten Truppen in ihre Hei-

math entlassen und durch frische Leute ersetzt hatte, berief sie eine neue Synode nach Nicäa. Etwa 350 Kleriker, darunter 132 Klostergeistliche, die sich als rüstige Streiter hervorgethan, folgten dem Rufe. Nur wenige Bilderfeinde waren in ihrer Zahl, und diese brachten ihre Ueberzeugung oder ihre Ehre der Hofgunst zum Opfer. Unter dem Schutze der neuen Legionen, welche Stadt und Sitzungshaus umstellt hielten, erklärte die Versammlung, in welcher der Patriarch der morgenländischen Kirche und der Legat des Papstes Hadrian zugegen waren, die früheren Synodalbeschlüsse für ungültig, nachdem sie die Ansicht ausgesprochen, daß die Verehrung der Bilder der heil. Schrift und Vernunft, den Kirchenvätern und Concilien entspräche, setzte fest, daß man die Bilder durch Kniebeugen verehren, sie aber nicht anbeten solle und sprach über die Bilderfeinde, sofern sie nicht ihren Irrthümern durch reumüthige Abschwörung und Kirchenbuße entsagten, das Anathem aus. Nachdem der Synodalbeschluß in einer feierlichen Schlußsitzung in der Hauptstadt selbst verlesen und von der Kaiserin und ihrem Sohne sanctionirt war, wurden die fügsamen Bischöfe und Klosterherren reichlich beschenkt entlassen. In Rom nahm man das Decret freudig an, und die Ikonodulen aller Orten begrüßten Irene mit dem Ehrennamen einer zweiten Helena.

Die zweite Synode von Nicäa. Sept. und Oct. 787.

Die Schmeicheleien, die der Kaiserin nach der Nicänischen Synode von ihren Verehrern im Uebermaß gespendet wurden, steigerten ihren Stolz und ihre Herrschsucht. Sie strebte nach der Alleinherrschaft oder wenigstens nach der ersten Stelle im Regimente und hielt ihren mittlerweile zum Jünglinge herangewachsenen Sohn von den Staatsgeschäften fern. Sie hatte früher um die Hand von Karls des Großen Tochter Rotrudis für den jungen Kaiser geworben. Jetzt brach sie die Unterhandlungen ab, in der gerechten Befürchtung, der fränkische Machthaber würde das untergeordnete Verhältniß seines Schwiegersohnes nicht dulden, nöthigte Constantin wider seinen Willen eine armenische Fürstentochter zu heirathen, und unterstützte den Adalgis und den Herzog von Benevent in ihrem Widerstande gegen die Franken in Italien. Von dem an wurde das Verhältniß zu ihrem Sohne ein gespanntes und feindseliges. Der eitle, im leeren Glanze des Hofes herangewachsene und jeder Charakterstärke und ernsten Bildung ermangelnde Constantin suchte sich dem lästigen Joche der Mutter zu entziehen. Er fand Anhänger bei dem Heere, deren Führer sich verletzt und zurückgesetzt fühlten durch die Günstlinge der Kaiserin, besonders den allmächtigen Minister Staurakius. Er lieh sein Ohr den Einflüsterungen seiner mißvergnügten Genossen und ging mit dem Vorhaben um, Irene durch ewige Verbannung nach Sicilien aus der Nähe des Thrones zu entfernen. Aber Irenes Wachsamkeit und Scharfblick vereitelte das Unternehmen: die unbesonnenen Rathgeber wurden mit Verbannung oder Tod bestraft, und Constantin selbst wie ein Gefangener behandelt. Die kriegerischen Bewegungen der Araber steigerten jedoch die Macht und das Ansehen der

Irene im Streit mit ihrem Sohne. 788—791.

789.

Truppen: sie forderten mit Ungestüm die Befreiung des Kaisers, damit unter männlicher Leitung die römische Waffenehre wieder hergestellt werde; die arme-
791. nischen Legionen empörten sich und verlangten, daß Constantin VI. den Thron seiner Väter einnehme. Irene mußte sich der Nothwendigkeit fügen. Sie wurde zu einem Leben der Einsamkeit und Ruhe verdammt, und die Führer der Heere, besonders der tapfere Lachanodrakon, nahmen die Stelle der verdrängten Günstlinge der Kaiserin ein.

Constantins VI. Regierung und Irene's Rache. 792—797. Irene's Rolle war noch nicht ausgespielt. Die Unfähigkeit, Schwäche und Lasterhaftigkeit des Kaisers, Folgen seiner vernachlässigten Erziehung, begünstigten ihre ehrgeizigen Entwürfe. Ihr stolzer Geist stieg zu den Künsten der Verstellung herab: sie schmeichelte sich in das Vertrauen ihres Sohnes ein, weckte die kindliche Liebe in seinem Herzen und füllte ihn mit Argwohn gegen seine Rathgeber; sie zog die Bischöfe, Mönche und Höflinge in ihr Interesse und untergrub die Macht und das Ansehen des Kaisers durch Verrath, Ränke
795. und böse Nachreden. Durch die eigenmächtige Trennung von seiner armenischen Gattin, die er nicht liebte, und eine zweite Vermählung mit einer Hofdame beleidigte er die Geistlichkeit: die Mönche, an ihrer Spitze der gelehrte, wegen seiner Frömmigkeit und Ascetik als Heiliger verehrte Theodorus Studita, eiferten mit allen Waffen des Zelotismus gegen den Kirchenschänder im Purpur, und als dieser die lautesten Redner mit Haft und Verbannung bestrafte, wurde er dem Volke als Verfolger und zweiter Kopronymos geschildert. Zugleich verwirkte er durch unkluge Strenge die Anhänglichkeit seiner armenischen Leibwache und entsandte sie als Rebellen gebrandmarkt in die entlegensten Gegenden seines Reiches. Die durch diese Fehler und Mißgriffe erzeugte Verstimmung wußten Irene und Staurakius zu ihrem Vortheile auszubeuten. Sie gewannen durch Bestechung und andere Mittel der Verführung mehrere einflußreiche Personen, denen der schwache Kaiser sein Vertrauen zugewendet und bildeten eine Verschwörung zur Wiedereinsetzung Irene's. Constantin, durch Beweise von mütterlicher Zärtlichkeit getäuscht und von Verräthern umgeben, merkte lange nichts von dem finstern Plane. So konnten acht Monate vergehen, ehe man zur Ausführung schritt. Erst als der Kaiser, der von der ihm drohenden Gefahr einen Wink erhalten haben mochte, die Hauptstadt verließ, um bei den der Isaurischen Familie ergebenen Truppen seinen Aufenthalt zu nehmen, zauderte Irene nicht länger. Sie ließ den Theilnehmern oder Mitwissern der Verschwörung in der Umgebung des Sohnes drohen, daß, wenn sie sich jetzt weigern sollten, den Verrath zu Ende zu führen, sie selbst dem Kaiser Alles entdecken und jene ins Verderben stürzen würde. Die Furcht machte sie kühn. Als Constantin unweit Galata an heiliger Stätte einsam betete, ergriffen ihn die Verräther und führten ihn auf einem Schiffe nach Konstantinopel.

Constantin's Ende. 797. Irene war nun am Ziele. Ehrgeiz, Herrschsucht und der Durst nach Hoheit und Glanz hatten alle Gefühle der Menschlichkeit und Natur in ihrer

Seele erstickt: sie beschloß mit ihren Rathgebern den Kaiser durch Blendung des Thrones unfähig zu machen. Und dieser schwarze Plan wurde auf die entsetzlichste Weise ausgeführt. In demselben Purpursaale, wo Constantin das Licht der Welt erblickt, wurde er schlafend von den Schergen seiner Mutter überfallen, welche ihre Dolche mit solchem Ungestüm in seine Augen stießen, als hätten sie seinen Tod beabsichtigt. Aber der Unglückliche überlebte noch mehrere Jahre das entsetzliche Schicksal, „unterdrückt vom Hofe und vergessen von der Welt." Selbst die der Isaurischen Herrscherfamilie feindseligsten Geschichtsschreiber haben die Gräuelthat der unnatürlichen Mutter verflucht. Sie erzählen, daß die Sonne, wie einst bei den Frevelthaten des Atreus und Thyestes, ihr Angesicht von der verruchten Stadt abgewendet habe, so daß eine siebenzehntägige Finsterniß eingetreten sei.

Irene genoß die Früchte ihres Verbrechens noch fünf Jahre. Im Vertrauen auf die Gunst der Bilderfreunde und des Klerus verachtete sie die stillen Verwünschungen der Menschen und unterdrückte die Vorwürfe ihres Gewissens. Stolz und Prachtliebe führten sie zu Maßlosigkeiten im Uebermuth und in der Verschwendung. Ihren goldenen Wagen, auf dem sie an Festtagen durch die Straßen der Hauptstadt nach der Sophienkirche fuhr, auf die jubelnde, Glück wünschende Menge einen Regen von Gold- und Silbermünzen ausgießend, zogen vier milchweiße Rosse, gelenkt von eben so vielen Großwürdenträgern, die zu Fuße neben her gingen. Allein diese Würdenträger, denen sie für ihren Beistand bei dem unmenschlichen Frevel die höchsten Hofämter übertragen, waren Eunuchen, die sich für die Verachtung der Welt und die Entbehrung natürlichen Menschenglücks durch ehrsüchtige Ueberhebung, durch neidisches Parteitreiben, durch Ränke und Kabalen zu rächen oder zu entschädigen suchten, deren Treue käuflich war, deren Ergebenheit sich nach ihrem Vortheil richtete. Wie einst in Rom übermüthige Freigelassene den Kaiserhof zum Schauplatz ihrer Frevel und Ränke machten, so in Konstantinopel niederträchtige Verschnittene. Gegenseitige Eifersucht und Parteihaß führte sie zu Verschwörungen wider einander und gegen die Kaiserin. Selbst Staurakius vergalt aus Rivalität gegen den neuen Günstling Aetius die lang genossene Gnade seiner Gebieterin mit Undank, so daß er nach dem Purpur strebte und Irene nur durch seinen schnellen Tod von der Nothwendigkeit befreit ward, ihren Thron gegen ihren geächteten Verschnittenen mit den Waffen vertheidigen zu müssen. Nun genoß Aetius, der einst die feindlich gesinnten Söhne des Kopronymos in die Verbannung und in den Tod getrieben, ausschließlich der Gunst Irenes, die ihm die höchsten Staats- und Militärämter übertrug. Er ging bereits mit dem Plane um, seinem Bruder Leo die Hand der Kaiserin und damit die Herrschaft über das römische Reich zu verschaffen, als eine von dem Großschatzmeister Nicephorus geleitete Verschwörung alle Entwürfe zerschnitt und die Kaiserin selbst von der Höhe der Herrschaft ins tiefste Elend

Irene's Alleinherrschaft. 797—802.

Irenes Ausgang. 802. stürzte. Nicephorus, von seinen Anhängern insgeheim mit dem Purpur geschmückt und von dem käuflichen Patriarchen in der Sophienkirche gekrönt, eilte in den Palast, wo er der gedemüthigten Herrscherin, die um ein ehrenvolles Asyl flehte, damit sie in klösterlicher Stille ihre Sünden beweinen könne, durch die feierliche Zusage dieser und anderer Wünsche die verborgenen Schätze entlockte. Kaum hatte aber der neue Gebieter, ein ehrgeiziger, in Geldgeschäften ergrauter Rechnungsbeamter ohne Herz und menschliches Gefühl, seinen Zweck erreicht, so ließ er die stolze Frau auf die Insel Lesbos bringen, wo sie ihre letzten Tage in Elend beschloß, gezwungen, sich durch Spinnen einen kärglichen Lebensunterhalt zu erwerben. Für die Verachtung der Welt erlangte jedoch Irene die himmlische Glorie. Die dankbaren Mönche der rechtgläubigen Kirche belohnten die Wiederherstellerin des Bilderdienstes, die Spenderin frommer Gaben an die Klöster, die Gönnerin des Abtes Theodorus, den sie aus seinem Exil zurückgerufen und mit tausend Conventualen in dem glänzendsten Klostergebäude der Hauptstadt reichlich versorgt hatte, durch die Erhebung unter die Zahl der Heiligen.

C. Erneuerung und Ausgang des Bilderstreits.

Nicephorus I. 802—811. Die Laster und Tyrannei ihres Nachfolgers stellten Irene's Regierung bald in das glänzendste Licht. Wenige Herrscher haben sich den Haß und Abschen ihrer Unterthanen in höherem Maße zugezogen als Nicephorus. In seiner schwarzen Seele barg er drei der Menschennatur widerstrebende Eigenschaften: Geiz, Heuchelei und Undank, wofür keine einzige Tugend als Gegengewicht in die Wagschale gelegt werden konnte. Durst nach Geld und Reichthümern war die eigentliche Triebfeder seiner Handlungen. Er ließ durch einen besondern Gerichtshof den Günstlingen Irene's die mit Raub und Erpressung erworbenen Schätze zum Vortheil der Staatskasse entreißen, ohne an eine Rückerstattung an die Beschädigten zu denken; er stellte die von Irene aufgehobenen Zölle für Handelsgüter her, führte eine neue Vermögens- und Erbschaftssteuer ein und sicherte dem Staate das Anrecht auf alle vergrabenen Schätze mit einem Antheil an den Finder; er kürzte dem Heere den Sold, und als einige Legionen ihren Führer Bardanes zum Kaiser ausriefen, bewog er denselben durch die feierlichsten Versicherungen der Straflosigkeit und Belohnung, zum Gehorsam zurückzukehren, ließ ihn dann aber auf der Insel Chios überfallen und der Augen berauben. Bardanes ging in das Kloster, wo er sich durch die größte Ascetik und Enthaltsamkeit vor allen Mönchen auszeichnete. Selbst die Immunitäten des Klerus hatten von der Habsucht des Nicephorus zu leiden, der überhaupt die Hoheit des Kaisers und Staats durch strenge Verordnungen gegen Kirche und Geistlichkeit, gegen Mönche, wie gegen Papst und Patriarch
809. zu wahren wußte. Erzwang er doch einen Synodalbeschluß des Inhalts, „daß

der Kaiser über dem Gesetze stehe und durch dasselbe nicht gebunden sei." Selbst im Kriege hatte der Geiz des Nicephorus schlimme Folgen. Wir haben früher gesehen, wie unglücklich die Feldzüge gegen die Araber ausliefen; die 806. 807. persönliche Tapferkeit des Kaisers vermochte die Unlust der Krieger nicht zu überwinden; und auf einem Kriegszug gegen die Bulgaren benutzte der Feind das meuterische und unbotmäßige Benehmen der Truppen zu einem unerwarteten Angriff, wobei das ganze Heer geschlagen oder zersprengt, Nicephorus Juli 811. selbst getödtet ward. Sein Haupt wurde auf einem Speer zur Schau ausgestellt und sein in Gold gefaßter Schädel von den Barbaren bei Siegesmahlen gefüllt. Des Nicephorus Sohn und Erbe **Staurakius** entfloh mit einer Staurakius. schweren Wunde in der Brust vom Schlachtfelde und erreichte in einer Sänfte die Hauptstadt. Aber wie unfähig auch der kranke Fürst für die Uebernahme der Regierung in so schwierigen Zeiten war, dennoch klammerte er sich, aufgereizt von seiner ehrgeizigen Gemahlin Theophano, an das Scepter und trachtete sogar seinem Schwager Michael Rhangabe, Großmeister des Palastes, dessen Erhebung auf den Thron von Volk, Klerus und Heer begehrt wurde, nach dem Leben. Erst als die Legionen sich für Michael erklärten und der Patriarch die Krönung vollzogen hatte, ließ sich Staurakius in ein Kloster bringen, wo er wenige Monate nachher verschied. 11. Jan. 812.

„Einen schwächeren Regenten als Michael, das Spielwerk seines Weibes Michael I. Rhangabe. 811—813. Prokopia und seiner Großen, hatte das unglückliche Reich lange nicht gehabt und kein deutlicheres Beispiel kann man aufstellen, um zu beweisen, daß Güte des Herzens ohne Verstand im Leben eine Gabe der Vorsehung ist, welche der Welt wenig nützt." Vor seiner Krönung hatte er ein Glaubensbekenntniß unterzeichnet, worin er die Geistlichkeit bei den Privilegien zu schützen versprach, welche Nicephorus verletzt hatte. Aber weder diese Hingebung an einen ehrgeizigen Stand, noch die verschwenderische Freigebigkeit an Volk und Heer, an Höflinge und Senatoren, durch welche der von seinem Vorgänger mit Härte gefüllte Staatsschatz erschöpft wurde, vermochten den Mangel an Charakterstärke und Herrschergaben zu verdecken oder die murrenden Stimmen zum Schweigen zu bringen. Während Michael sich in kirchliche Streitfragen vertiefte, die Bilderfeinde verfolgte, einigen Manichäern, welche Maria nicht als „Mutter Gottes" anrufen wollten, die Zunge ausschneiden ließ und für die Unterkunft der vor den Saracenen fliehenden Mönche sorgte; verfiel im Heer und Lager Zucht und Ordnung, also daß die heidnischen Bulgaren unter ihrem kriegerischen Häuptling Krum, „dem zweiten Sanherib," ungestraft Macedonien und Thracien durchzogen, Beute und Gefangene fortschleppten und bis unter die Mauern der Hauptstadt ihre Streifzüge ausdehnten. Umsonst trat Michael mit den Franken in Verbindung und erkannte das abendländische Kaiserthum an; die Freunde in der Ferne schützten ihn nicht gegen die Feinde in der Nähe. Als er sich endlich zu einem Feldzug ermannte, erregte die

Erscheinung der herrschsüchtigen Prokopia, die mit ihrem Hofstaat den Kaiser begleitete und so sehr die weibliche Bescheidenheit ablegte, daß sie die Truppen in einer Rede anfeuerte, die Kriegszucht zu beobachten und muthig zu kämpfen, den Unwillen und die Verachtung des Heeres und der Führer. Als es zum Treffen kam, floh Michael vor der Entscheidung nach der Hauptstadt zurück. Empört über die unwürdige Feigheit des Gebieters wurden die Legionen leicht beredet, einen der Feldherren, den Armenier Leo, zum Kaiser auszurufen und dem unmännlichen Gemahle der Prokopia den Purpur zu entreißen. Als die empörten Kriegshaufen vor den Thoren Konstantinopels erschienen, war das Volk zum Widerstande geneigt: allein Michael verabscheute einen Bürgerkrieg. Auf die Kunde, daß Leo an der Spitze des Heeres zum goldenen Thore
11. Juli 813. einziehe, flüchtete er sich in eine Kirche und flehte die Gnade des Siegers an. Leo schonte seines Lebens und seiner Augen und gewährte ihm ein sicheres Asyl in einem Kloster unweit der Hauptstadt. Dort genoß der kaiserliche Mönch, des Purpurs beraubt und von seiner Gemahlin getrennt, noch fünf und dreißig Jahre des Trostes der Einsamkeit und der Religion. Sein Sohn Niketas vertauschte gleichfalls den Kriegsmantel mit dem Purpurkleid, weihte seine Muße der Lebensbeschreibung christlicher Heiligen und endete als Erzbischof von Konstantinopel.

Leo V., der Armenier. 813–820. Leo V., der Armenier, ein kraftvoller Kriegsmann, glich in vielen Dingen seinem Vorgänger gleichen Namens aus Isaurien. Im Lager aufgewachsen, verachtete er Künste und Wissenschaften, führte aber die gewichene Kraft und Disciplin in die Legionen zurück. Durch seine Abneigung gegen den Bilderdienst bedrängte er aufs Neue die Gewissen der Ikonodulen; aber durch seine strenge Gerechtigkeit verschaffte er den Gesetzen und Obrigkeiten Gehorsam, schreckte die Schuldigen und erfüllte die Brust der ruhigen Bürger mit Vertrauen und Zuversicht. Auch war sein Herz menschlichen Regungen und Gefühlen nicht verschlossen, wenn gleich Verkennung, Undank und schlimme Erfahrungen im Laufe der Jahre es mit einer rauhen Rinde umgaben. Er schonte nicht nur der kaiserlichen Familie, sondern ehrte auch die Treue und den Freimuth in dem armenischen Oberst, der allein mit einigen Truppen sich seinem Einzug widersetzt hatte, und nahm Nothleidende und Bedrängte in seinen Schutz.

Der Bulgarenkrieg. Während des Thronwechsels war Krum, Fürst oder Chan der Bulgaren, mit seinen Kriegsschaaren bis unter die Mauern der Hauptstadt gerückt. In seinem Lager vor dem Thore der Blachernen feierte er seine barbarischen Feste mit Menschenopfern zum Entsetzen der byzantinischen Bevölkerung Um ihn zum Abzuge zu bewegen, knüpfte Leo Unterhandlungen an, trachtete ihm aber zugleich nach dem Leben. Krum entging jedoch den Nachstellungen und vergalt den treulosen Ueberfall der Byzantiner mit der Verheerung alles Landes. Blühende Städte wurden in Schutthaufen verwandelt, der mit Kunstwerken reich geschmückte

Kaiserpalast in einer der Vorstädte Konstantinopels geplündert und zerstört; Heerden, Gefangene und werthvolle Gegenstände als Beute weggeführt. Selybria und Adrianopel fielen in die Hände der wilden Feinde, welche die Einwohner auf das nördliche Donauufer versetzten, eine Maßregel, die zur Verbreitung des Evangeliums und des griechisch-morgenländischen Kirchenthums unter den Völkern jener ausgedehnten Landstrecken nicht wenig beitrug. Endlich zog der Kaiser mit Heeresmacht gegen die Feinde, als sie gerade Anstalten trafen, aus dem verwüsteten Lande, das ihnen keine Lebensmittel mehr darbot, ihren Abzug zu bewerkstelligen. Leo, ein kriegskundiger Fürst, durchkreuzte ihren Plan durch Besetzung eines Hügels in ihrem Rücken unweit Mesembria und brachte den Barbaren durch einen unerwarteten Ueberfall eine solche Niederlage bei, daß der Kern ihres Heeres die Wahlstatt deckte, der König selbst seinen Wunden erlag und alle Eroberungen verloren gingen. Noch lange gedachten die Bulgaren mit Schaudern des „Leohügels“ und der Nachfolger des Krum eilte durch den Abschluß eines dreißigjährigen Friedens seinem Volke Zeit zur Erholung zu verschaffen. Auch die Griechen bedurften der Ruhe, um die verödeten Fluren wieder in guten Stand zu setzen. April 814.

Diese Zeit des Friedens benutzte Leo zum Wiederaufbau der zerstörten Städte und Ortschaften in Thracien und Macedonien, zugleich aber auch zu einem Schlag gegen den Bilderdienst. Die Unfälle, von denen das Reich seit Irene heimgesucht war, wurden von den Ikonoklasten als Strafe der über den Aberglauben erzürnten Gottheit dargestellt und das blinde Vertrauen auf Wunder und übernatürlichen Schutz als Ursache des Verfalles der Kriegszucht und der Schlaffheit und Entartung des Volkes und Heeres angegeben. Leo, dem einst geweissagt worden war, daß er den kaiserlichen Purpur tragen würde und der seit der Erfüllung dieses Ausspruches an Wahrsagerei glaubte, wurde von einem im Rufe eines Propheten stehenden Mönche gegen den Bilderdienst eingenommen. Er gebot daher dem Patriarchen Nicephorus, die Bilder aus dem öffentlichen Cultus zu entfernen und als dieser nicht Folge leistete, vielmehr eine geheime Kirchenversammlung unter dem Vorsitz des Eiferers Theodorus Studita abhielt, ließ er den letzteren in Haft bringen, verlieh die Würde des ersteren einem Hofbeamten, Theodot, dessen Hauptverdienst in seiner Verwandtschaft mit Constantin Kopronymos bestand und versammelte dann eine Anzahl Bischöfe und Geistliche, welche die Beschlüsse der Nicäischen Kirchenversammlung für ungültig erklärten. Nun erneuerten sich die Scenen früherer Tage. Während die Ikonoklasten, besonders Kriegsleute und Hofdiener, ihre Wuth an den wieder aufgerichteten Heiligenbildern ausließen, während der Kaiser unfügsame Mönche in die Einöde trieb und ihnen zum Hohne Jamben des Poeten Christodulos auf die Stirne drücken ließ, beschworen Theodorus Studita und seine Gesinnungsgenossen alle Frommen, festzuhalten an der alten Sitte und lieber Verfolgung und Märtyrerthum zu ertragen als dem Bilde

Neue Bilderverbote.

815.

des Gekreuzigten, seiner Mutter und seiner getreuen Jünger die Ehre zu versagen. Seine Ermahnungen wurden von dem Papste in Rom unterstützt, der die flüchtigen Bilderdiener wohlwollend in Italien aufnahm und ihnen Zufluchtsorte in den Klöstern anwies.

Leo's V. Ausgang. 820. Während der Bilderstreit die morgenländische Christenheit noch in tiefer Aufregung hielt, wurden die Gemüther Aller durch die Kunde von dem tragischen Ausgang des Kaisers erschüttert. Als nach der unglücklichen Schlacht am Fuße des Hämus die Soldaten in Ungewißheit schwebten, wem sie das von dem flüchtigen Kaiser Michael geschändete Scepter übergeben sollten, lenkte einer der Führer, Michael der Stammler genannt, die Wahl des Heeres auf seinen Waffengefährten Leo den Armenier, und bestimmte diesen mit Bitten und Drohen, dem Rufe zu folgen. Für diesen Dienst wurde Michael von dem dankbaren Kaiser mit Reichthümern, Ehrenstellen und Auszeichnungen aller Art belohnt. Mit der Zeit erkaltete jedoch das Verhältniß. Man hinterbrachte dem Herrscher, daß sein Feldherr sich in heftigen Reden gegen ihn ergehe, daß man sich mit Weissagungen trage, die demselben den Thron verhießen, daß er verdächtige Verbindungen am Hofe und im Heere unterhalte. Voll Zorn und
25. Dec. 820. Mißtrauen ordnete Leo eine gerichtliche Untersuchung an, durch welche so viele Beweise verrätherischer Handlungen und Pläne zu Tage kamen, daß Michael als schuldig erkannt und zum Tode verurtheilt wurde. Leo wollte in der Leidenschaft den alten Waffengefährten sogleich in das Feuer werfen lassen, das zur Erwärmung der Bäder im Palaste unterhalten ward. Aber das fromme Gemüth seiner Gemahlin Theodosia fühlte sich beunruhigt bei dem Gedanken, daß der Vorabend des Weihnachtsfestes durch eine Hinrichtung sollte entweiht werden; sie bewog ihren Gatten, den Vollzug der Strafe über das hehre Fest, das zur Feier der Geburt des Erlösers eingesetzt worden, zu verschieben. Mit innerem Widerstreben willigte Leo in das Verlangen seiner Gemahlin: „der Aufschub wird dir und deinen Kindern verderblich werden," rief er voll schlimmer Ahnungen aus, und wandte die größte Vorsicht an, den gefährlichen Verbrecher sicher zu verwahren. Er ließ ihn mit schweren Fesseln beladen in ein Gemach des Palastes bringen, wo ein mit demselben eingeschlossener Wächter ihn aufs Genaueste beobachten sollte, und nahm die Schlüssel zu sich. Dennoch verscheuchte die Besorgniß vor einem geheimen Anschlag den Schlaf von seinen Augen; die Unruhe verleitete ihn, in stiller Mitternacht das Gemach zu besuchen, wo Michael eingekerkert war. Er fand denselben seiner Ketten ledig auf dem Bette des Wächters hingestreckt, und diesen auf dem Boden daneben, beide im tiefsten Schlaf, also daß er an das Lager treten und das Haupt des Todfeindes berühren konnte. Leo gerieth über diese Zeichen von Sicherheit und Einverständniß in Bestürzung; er zog sich leise zurück: aber ein Sclave Michaels, der unter dem Bette verborgen lag, erkannte den Kaiser an den Purpurschleifen seiner Schuhe. Er weckte sogleich seinen Herrn und den Aufseher.

Beide verband jetzt die gemeinschaftliche Gefahr. Der Letzte erkannte, daß er dem Verderben nur durch einen kühnen Entschluß entrinnen könne. Der Kaiser hatte ihm die Erlaubniß ertheilt, wenn Michael nach einem Geistlichen verlange, einen Mönch zu ihm zu lassen. Diese fromme Rücksicht benutzte der Aufseher zur Verrätherei. Theoktistus, Michaels Freund, wurde im Priesterkleide hereingeführt. Durch ihn ließ der Gefangene seinen Mitverschwornen melden, daß sie den Kaiser noch in derselben Nacht ermorden müßten, sonst würde er sie verrathen und dem Untergange weihen. Nun bestand die Sitte, daß an hohen Feiertagen eine auserlesene Schaar von Priestern und Sängern durch ein Seitenthor in den Palast gelassen wurde, um in der Kapelle die Frühmette zu singen, welcher der Kaiser immer anzuwohnen pflegte. In diese Schaar mischten sich die Verschwornen in priesterlicher Tracht, aber mit Schwertern unter den Gewändern, und wurden in der dunkeln Morgenstunde mit den Geistlichen eingeführt. Sie verbargen sich in einer wenig beleuchteten Ecke und harrten, bis Leo selbst seiner Gewohnheit gemäß seinen Lieblingspsalm anstimmte. Da brachen sie plötzlich hervor und verwundeten zuerst aus Versehen einen Priester, der die gleiche Kopfbedeckung trug wie jener. Bald wurden sie jedoch ihres Irrthums gewahr und fielen über den Kaiser selbst her. Dieser ergriff ein Crucifix und leistete den Mördern kräftigen Widerstand, bis einer der Verschwornen, ein Mann von ungemeiner Größe und Stärke, den rechten Arm, womit er die Wehre hielt, vom Körper trennte. Dann wurde der Unglückliche am Fuße des Altars niedergestoßen und sein Leichnam verstümmelt. Ein solches Ende nahm Leo der Armenier, einer der kraftvollsten Herrscher des sinkenden Römerreiches im Osten. Die Bilderfreunde triumphirten bei der Nachricht und erklärten das tragische Geschick für ein Strafgericht Gottes. Aber das blutige Verbrechen, an dem die Priesterschaft wohl nicht ohne Antheil gewesen, verhalf ihnen keineswegs zum Sieg.

Michael II., wegen eines Fehlers im Sprechen der **Stammler** genannt, bietet ein merkwürdiges Beispiel von Glückswechsel dar. Aus dem feurigen Ofen zur Herrschaft berufen, saß er mehrere Stunden mit gefesselten Füßen auf dem Throne der Cäsaren, die Huldigungen seiner Anhänger und der Hofdienerschaft entgegennehmend, bis ein Schmied die eisernen Bande mit dem Hammer abschlug. Der Thronwechsel war dem Reiche nicht vortheilhaft. Michael war zwar keiner der schlimmsten Herrscher auf dem geschändeten Throne von Byzanz, und die kräftige und umsichtige Regierung seines Vorgängers machte sich noch eine Zeitlang im Heer und bei der Verwaltung und Rechtspflege bemerklich; aber ohne Sinn für Bildung und Wissenschaft und umgeben von einer schlaffen, genußsüchtigen Bevölkerung ohne Treue, Redlichkeit und Grundsätze beurtheilte er Menschen und Dinge nach einem niedrigen Maßstabe und gewöhnte sich, Alles mit Ironie und Spott zu behandeln. Er war weder rachsüchtig noch grausam, wie schon daraus hervorgeht, daß er gegen

Michael II., der Stammler. 820—829.

die Familie und Freunde seines Vorgängers mit Großmuth und Milde verfuhr und alle Bedrückung und Verfolgung um des Glaubens willen verhinderte; aber gegen Widerstrebende hatte er keine Nachsicht und seine Feinde warf er unbarmherzig nieder. Die bildergläubige Partei, die den neuen Kaiser als einen ihrer Gesinnungsgenossen begrüßt hatte, fühlte sich keineswegs befriedigt. Alles, was sie erlangen konnte, war Amnestie für ihre Verbannten, in deren Folge auch Theodorus wieder nach Konstantinopel zurückkehrte, und vollständige Toleranz und Gleichberechtigung für beide Auffassungen. Schon im ersten Jahre seiner Regierung erließ Michael ein Edict, daß die früheren Synodalbeschlüsse in Kraft bleiben, Niemand jedoch an der Ausübung seines Glaubens gehindert werden solle, wofern nur die öffentliche Ruhe keine Störung erleide. Michael, ein unter den Waffen und im Lagerleben herangewachsener Mann, der den Mönchen und Geistlichen mißtraute, die Gelehrten haßte und in religiösen Dingen ein Freigeist war, betrachtete die kirchlichen Anordnungen nur als Mittel der Politik.

Aufruhr und Tod des Thomas. 821—823.

Von den drei Feldherren des Nicephorus, denen einst ein prophetischer Ausspruch den Thron verheißen, war bei zweien das Schicksalswort in Erfüllung gegangen, bei Leo und Michael. Dies reizte den dritten, **Thomas aus Kappadocien**, der schon lange mit Michael in Feindschaft lebte, sein Glück mit den Waffen zu versuchen. Unterstützt von dem Chalifen von Bagdad und von Georgius, einem verbannten Bruderssohne Leo's, führte er von den Ufern des Tigris und den Gestaden des kaspischen Meeres achtzigtausend Barbaren nach Kleinasien und von da nach dem thracischen Küstenlande. Er belagerte Konstantinopel zu Land und Wasser und bedrängte den Kaiser mit einem dreijährigen wechselvollen Krieg. Erst als Michael die Hülfe der Bulgaren anrief und im Heere des Rebellenführers Abfall und Verrath die Reihen lichteten, wurde der Aufstand unterdrückt. Thomas, von der ausgehungerten Bürgerschaft der durch die kaiserlichen Truppen belagerten Stadt Arkadiopolis an Michael ausgeliefert, starb eines elenden Todes. Taub gegen das Wehklagen des ehemaligen Waffengenossen, gebot der Kaiser, daß man ihm und seinem Adoptivsohne Anastasius Arme und Beine ablöse und dann die Verstümmelten zur Schau des Volkes auf einem Esel durch die Straßen führe.

Michael's letzte Regierungszeit.

Michael überlebte den Fall seines Gegners noch sechs Jahre. Aber es waren keine Jahre des Ruhmes. Er konnte nicht verhindern, daß die Saracenen auf der Insel Kreta einen Piratenstaat errichteten und die Aghlabiten sich auf Sicilien festsetzten (S. 147. 186). Mit desto größerem Eifer strebte er in der Bilderfrage den Weg der Toleranz festzuhalten, bald indem er durch Unterhandlungen mit der fränkischen Geistlichkeit eine Uebereinstimmung zwischen Abendland und Morgenland zu erzielen bemüht war, bald indem er den Papst zu bewegen suchte, die vermittelnde Richtung als rechtgläubig anzuerkennen und den flüchtigen Bilderfreunden keine Freistätte in Rom zu eröffnen. Aber

mit allen diesen Bemühungen gelang es ihm nicht, die strenggläubige Partei zu versöhnen. Ihr Abscheu mehrte sich noch, als Michael nach dem Tode seiner ersten Gattin die Tochter des geblendeten Constantius VI., Euphrosyne, aus dem Kloster in sein Ehebette nahm und dem Senat, der auf seine Wiedervermählung gedrungen hatte, das feierliche Versprechen abnahm, daß ihre Kinder am Reiche gleichen Antheil mit Theophilos, dem Sohne erster Ehe, haben sollten.

Als Michael der Stammler nach einer fast neunjährigen Regierung ins Grab sank, folgte ihm sein Sohn Theophilos, den der Vater gleich zu Anfang seiner Regierung zum Mitregenten angenommen hatte, auf dem Throne. Erzogen von Johannes Grammaticus, dem gelehrten Staatsmann und gewandten Geschäftsführer Michaels, war Theophilos sein ganzes Leben lang ein Freund und Förderer der Künste und Wissenschaften, die unter seiner Regierung neu auflebten, und ein strenger Hüter und Pfleger der Gerechtigkeit, wenn er auch mitunter nach Art orientalischer Despoten willkürliche Machtsprüche an die Stelle des Gesetzes und der geschriebenen Rechtsbestimmung setzte und im sittlichen Eifer gegen Unrecht und Parteilichkeit die Grenzen der Mäßigung und Humanität überschritt. Oct. 829. Theophilos. 829—842.

In diesem Lichte erscheint er gleich in seiner ersten bedeutenderen Regierungshandlung. Kaum hatte er nämlich Besitz vom Thron genommen, so forderte er, vielleicht auf den Rath seines verstorbenen Vaters und wohl mit Wissen seines Lehrers, alle, die an der Ermordung Leo's Theil genommen, auf, sich bei ihm zu melden, um die von dem heimgegangenen Kaiser ihnen bestimmte Belohnung aus seiner Hand zu empfangen. Als sich hierauf eine Anzahl der Vornehmsten einstellte, überlieferte er sie dem Stadtgericht, „da der Mord eines Gesalbten, an heiliger Stätte verübt, nicht ungestraft bleiben dürfe, wenn nicht der Zorn Gottes auf das Reich herabgezogen werden solle." So erhielten die verwegenen Verschwörer den verdienten Lohn durch den Sohn des Mannes, der sich lange vor ihnen gefürchtet, aber aus Rücksichten der Dankbarkeit die That selbst nicht zu begehen gewagt hatte. Die Bestrafung mochte gerecht sein, aber die Art der Ausführung muß empören. Wären nicht bald rühmlichere Thaten gefolgt, so würde das Lob der Gerechtigkeit, das die byzantinischen Schriftsteller diesem Kaiser in so reichem Maße spenden, sehr verdächtig erscheinen. Aber auch aus vielen andern Zügen geht hervor, daß die byzantinische Herrschaft den Charakter einer orientalischen Despotie angenommen. So verklagte einst eine arme Frau den Bruder der Kaiserin, daß er durch den Bau eines hohen Palastes ihrer Wohnung alles Licht und alle Aussicht entzogen und ihr Eigenthum geschädigt habe. Theophilos gebot seinem Schwager den Schaden gut zu machen und als dieser mit der Ausführung zögerte, sprach er nicht nur den Palast sammt dem Grundbesitze der Frau als Eigenthum zu, sondern ließ auch dem hochgestellten Patrizier auf einem freien Platze den entblößten Rücken geißeln. Und dennoch bewahrte der Entehrte seinen Rang am Hofe und bei dem Heere! „Geringer Vergehen willen, ja wegen irgend eines Mangels an Billigkeit oder Wachsamkeit wurden die vornehmsten Minister, ein Präfect, ein Quästor, ein Befehlshaber der Leibwachen, verbannt oder verstümmelt oder mit siedendem Peche verbrüht oder lebendig im Hippodrom verbrannt." Strenge Justiz.

Diese außerordentliche Strenge übte indessen auf die entarteten Griechen, die nur mit eisernem Scepter regiert werden konnten, eine wohlthätige Wirkung und verschaffte den Gesetzen Achtung und Gehorsam. Nur die bilderdienenden Mönche setzten den Edicten des Kaisers den alten Trotz entgegen und zogen sich durch ihren Widerstand und ihre Schmähungen neue Verfolgungen zu, welche nur durch die vermittelnde Fürbitte der Kaiserin Theodora hie und da gemildert wurden. Theophilos hielt sich nicht lange auf dem Wege der Toleranz, den sein Vater eingeschlagen: er ließ die Bilder an den öffentlichen Orten wegnehmen; die widerstrebenden Mönche wurden gegeißelt, eingekerkert, verbannt; dem Bildermaler Lazarus wurden beide Hände mit glühenden Eisen abgebrannt; der Mönch Methodios, geschätzt wegen seiner Gelehrsamkeit und seines frommen Lebens, mußte lange auf einer fernen Insel in einem schrecklichen Kerker schmachten; viele Klöster wurden geschlossen, der Zunahme des Mönchthums durch erschwerende Bestimmungen gewehrt.

Theophobos u. Manuel. Die Regierung des Theophilos war durch viele wechselvolle Kriege mit den Chalifen von Bagdad, Mamun und Mutassim, beunruhigt. In diesen Feldzügen, die wir oben in ihren Hauptmomenten dargestellt (S. 148 ff.), haben zwei Flüchtlinge sich durch glückliche Waffenthaten ausgezeichnet: ein Fürst aus Chorasan, der in Babeks Empörung verflochten, mit vierzehn tausend Persern zu den Byzantinern übergegangen und nach seiner Bekehrung zum Christenthum unter dem Namen Theophobos dem Kaiser wichtige Dienste leistete, und der tapfere Feldherr Manuel, der, durch Hofkabalen und Verleumdungen um die Gnade seines Gebieters gebracht, bei den Arabern Schutz suchte und sie in den Künsten des Krieges unterrichtete, womit die römischen Heere noch aus alten guten Zeiten vertraut waren. Der letztere erlangte nach einigen Jahren durch die Vermittelung des Johannes Grammaticus wieder die verlorne Gunst und vergalt, nach der Heimath zurückgekehrt und von Neuem an die Spitze der Heere gestellt, seinem Gebieter mit verdoppelter Treue und erhöhter Tapferkeit. Im Kriege von Amorium (S. 149) rettete er ihn mit wunderbarer Anstrengung aus den größten Gefahren, ohne Rücksicht auf die eigenen Wunden, denen er bald nachher unweit Amasia in Pontus erlag. Theophobos dagegen, dessen Dienste der Herrscher mit dem Oberbefehl über eine persische Heerabtheilung von 30,000 Reitern und mit der Hand seiner Schwester Helena belohnte, fiel zuletzt dem Argwohn und der Verleumdung zum Opfer.

Auf einem Feldzuge faßten die persischen Truppen, doppelt angesteckt durch die Laster von Söldlingen und Schwärmern, den Plan, sich gegen den Kaiser zu empören und die Fahne ihres angestammten Königs aufzupflanzen. Der getreue Theophobos vereitelte das Vorhaben und entfloh aus ihrer Gewalt in das Lager seines Schwagers, der dann die verwegene Bande auflöste und unter die übrigen Truppen vertheilte. Statt aber diese Treue durch hochherziges Vertrauen zu lohnen, betrachtetete der Kaiser seitdem den persischen Fürsten mit Neid und Argwohn. Diese wuchsen mit den Jahren zu einem drohenden Gespenste heran, so daß Theophilos auf dem Sterbelager den

Befehl ertheilte, ihm das Haupt des Feldherrn zu bringen. Mit wilder Freude betrachtete der Kranke die wohlbekannten Züge, indem er ausrief: „Nun bist du nicht mehr Theophobos!“ dann auf sein Lager zurücksinkend, fügte er mit schwacher Stimme hinzu: „Aber bald werde auch ich nicht mehr Theophilos sein“ und verschied. 20. Jan. 842.

Pflege der Künste u. Wissenschaften.

Die griechischen Schriftsteller nennen Theophilos den „Unglücklichen,“ weil durch seinen Mangel an Feldherrntalent die arabischen Kriege großen Schaden über Reich und Volk brachten. Wir haben früher gesehen, wie die Stadt Amorium nach heldenmüthiger Vertheidigung erobert und zerstört ward, wie der Chalife seine Rache im Blute der Christen stillte und Gefangene und Beute in großer Menge aus Phrygien und Kappadocien nach dem Tigris abführte. Aber trotz dieser Unfälle erhob sich unter seiner Regierung das Reich durch Handel, Gewerbsamkeit und geordneten Staatshaushalt zu neuem Wohlstande, die Künste blühten auf und die Höfe von Byzanz und Bagdad wetteiferten mit einander nicht blos in Kriegsruhm und Waffenthaten, sondern auch in Luxus, in glänzenden Bauwerken, in prunkenden Gesandtschaften und Ehrengeschenken.

Die Gesandtschaftsreise, die Johannes Grammaticus, ausgezeichnet als Staatsmann, Weltweiser und Gelehrter, so daß er gleich seinem Freunde, dem Mathematiker, Architekten und Astronomen Leo, dessen Ruf bis an den Hof des Chalifen drang, bei den Zeitgenossen im Rufe geheimer Zauberkünste stand, während einer mehrjährigen Waffenruhe nach Bagdad unternahm, um die Gefangenen auszutauschen, 833. Manuels Rückkehr zu bewirken und den Chalifenhof durch reiche Geschenke von kunstvoller Arbeit zu gewinnen und in Erstaunen zu setzen, wird von den griechischen Schriftstellern gepriesen und verherrlicht, und die glänzenden Paläste, Gartenanlagen und Kunstwerke aller Art, die Leo und seine Schüler unter dem Schutze des freigebigen, prachtliebenden Theophilos in der Hauptstadt und deren Umgebung ausführten, waren den nachgebornen Geschlechtern ein Gegenstand der Bewunderung. Aber nicht blos Werke des Luxus und der Pracht, reich an Marmor, Bildnerei und Metallverzierungen ließ Theophilos errichten, auch die Stadtmauern wurden ausgebessert, erhöht und zum Theil neu gebaut, die Kirchen verschönert und ein Hospital errichtet, das als edles Denkmal der Wohlthätigkeit dieses Kaisers noch in den spätesten Zeiten gepriesen ward. Zugleich wurden die Wissenschaften durch Gründung neuer Lehrstühle gefördert und die religiöse Musik und Liederdichtung gepflegt und gehoben. Sieht man auf diese zahlreichen Werke und Unternehmungen, die theils der Kaiser selbst, theils der gegen das Ende seiner Regierung von ihm zum Patriarchen von Konstantinopel ernannte Johannes Grammaticus leitete, „so muß man erstaunen, welche Kräfte das geschwächte Reich unter einem verständigen Monarchen besaß, der die Thätigkeit seiner Unterthanen nützlich zu beschäftigen verstand.“ Freilich hatten die glänzenden Bestrebungen auch ihre Schattenseiten. „Die Hauptstadt ward verschönert — vielleicht mit dem Blute der gedrückten Provinzen; die Künste blühten am Hofe des Kaisers, der Luxus kümmerte sich wenig darum, daß so mancher in der Stille weinte; in der Hauptstadt war Arbeit zu finden, die Zahl der Künstler mehrte sich, aber zugleich verließ der fleißige, einfache, sparsame Bewohner des Landes oder der kleineren Städte seine vorigen Sitten, um unter den Ueppigen ein Ueppiger oder ein Verworfener zu werden.“

Unter Leo's Werken waren besonders berühmt: 1) Ein Pyrotelegraph, durch den Kunstwerke. vermittelst zweier Uhren von übereinstimmendem Gange Feuer-Signale von einer Bergspitze

bei Tarsus über Samos nach Konstantinopel gegeben werden konnten. 2) Zwei mit Edelsteinen besetzte und mit goldenen Pfeifen versehene Orgeln, deren Ton die Schriftsteller der Zeit nicht genug rühmen können. 3) Eine goldene Platane, „auf deren Aesten eine Anzahl Vögel vertheilt waren, die als Automaten einen zusammenstimmenden Gesang von sich gaben und im Palast Magnaura neben dem Sessel, den verborgene Federn hoben und senkten, bei der Audienz fremder Gesandten die Pracht des Hofes vermehrten.“ Dieses Kunstwerk, so wie ein goldener Löwe, der durch ein Druckwerk brüllte, und Geier, die sich von selbst auf ihren Fittigen erhoben, wurden noch zur Zeit des Constantinus Porphyrogenetus von den deutschen Gesandten bewundert. — Unter den Gebäuden, die der Kaiser errichten ließ, zeichneten sich neben dem Boukoleon, wo der berühmte, eine Kuh anfallende Löwe aus Erz gegossen am Hafen stand und dem prachtvollen, nach dem Muster eines Chalifenschlosses in Bagdad erbauten Sommerpalast, Bryos genannt, das herrliche Bauwerk, „die Perle,“ „der Karianische Palast,“ „das Pontopyrgium“ mit fünf Thürmen und der aus drei halbrunden Gebäuden mit vergoldetem Dache bestehende, mit Porphyrsäulen und schrägen Gallerien geschmückte Trikonchus besonders aus. „An dieses Gebäude stieß der Säulengang des Sigma, und an diesen ein Gebäude, welches die Griechen das Mysterium nannten, weil es eins von jenen nach akustischen Lehren gebauten Häusern war, wo man das, was an dem einen Ende eines großen Saals ganz leise gesprochen ward, deutlich vernahm, wenn man in einer andern Ecke das Ohr an die Wand legte, indeß man in der Mitte nichts davon hörte. Am Trikonchus und dem Sigma, auf einem freien Platze vor dem Mysterium, errichtete er einen Springbrunnen, dessen Becken mit Silber eingefaßt war, der unterhalb eine Erhöhung hatte, wo man Sessel für den Hof hinstellen konnte, und zu der man durch eine Reihe Stufen von prokonnesischem, weißem Marmor hinanstieg. Der Springbrunnen ward von zwei dünnen und schlanken Säulen getragen, auf denen zwei Löwen von Erz standen, aus deren Rachen Wasser floß und Kühlung auf dem Platze vor dem Sigma verbreitete. Während der Spiele floß aus dem Rachen des Löwen das beliebte Getränk der Griechen, welches sie aus Wein, Honig und Pfeffer bereiteten, oben vom Springbrunnen aber warf man aus einem drehbaren Gestell, das die Gestalt eines Tannzapfens hatte, Nüsse, Mandeln und Früchte der zahmen Fichte unter die am Palast versammelten Musiker und Sänger. Hier war es auch, wo der Kaiser, der die Belustigung des Volks der Hauptstadt mit Recht für eine seiner kaiserlichen Pflichten hielt, die Uebungen der grünen und blauen Partei halten ließ, und den musikalischen Belustigungen, durch die man das Volk ergötzte, auf seinem Throne, umgeben von seinem Hofe, zusah.“

Gebäude.

Die Kaiserin Theodora.

Als Theophilos nach dem Tode seines Vaters sich vermählen sollte, versammelte seine Stiefmutter Euphrosyne die Töchter der vornehmsten Edlen in dem schönsten Saale des Palastes, damit der erlauchte Sohn aus ihrer Mitte die Genossin seines Thrones wähle. Theophilos schritt langsam zwischen zwei Reihen wetteifernder Schönheiten hindurch, einen goldenen Apfel in der Hand, dessen Ueberreichung die getroffene Wahl ankündigen sollte. Seine Blicke wurden durch die Reize der Ikasia, einer feingebildeten jungen Dame, gefesselt: er blieb vor ihr stehen und bemerkte in der Verlegenheit einer ersten Erklärung, daß alles Uebel durch ein Weib in die Welt gekommen wäre. Ikasia, die sich schon als Kaiserin erblickte und dem Drange, geistreich zu erscheinen, nicht widerstehen konnte, erwiederte rasch: „Aber durch ein Weib (Maria) ist sie auch gerettet worden.“ Dieses kecke Hervortreten mit einer witzigen Antwort mißfiel dem kaiserlichen Freiwerber; er wandte sich von ihr ab und wählte die fromme und sittsame Theodora. Ikasia wurde die Braut Christi in einem von ihr selbst

erbauten Kloster, und erwarb sich in der Folge großen Ruhm in der griechischen Kirche als Dichterin geistlicher Hymnen. Theodora verdiente die Liebe ihres Gemahls, entging aber keineswegs seiner Strenge. Einst gewahrte er aus dem Garten seines Palastes an der Propontis ein schwerbeladenes Schiff, das in den Hafen steuerte. Auf seine Erkundigung erfuhr er, daß die kostbare Ladung syrischer Luxusartikel das Eigenthum seiner Gemahlin sei. Da ließ er am andern Tage vor den Augen des Senats das Schiff mit seinem ganzen Inhalt in Brand setzen, mit der Bemerkung, sie habe den Charakter einer Kaiserin zu den einer Krämerin herabgewürdigt. Auch wegen ihrer Bilderverehrung, die trotz aller Vorsicht und Geheimhaltung ihrem Gemahle nicht ganz verborgen blieb, zog sie sich wiederholt dessen Ungnade zu. Dennoch übertrug sein letzter Wille, ehe er in das Leben überging, „dessen Beschaffenheit er nicht kannte," der Gattin die Fürsorge für das Reich und die Vormundschaft über den Sohn Michael, der erst im fünften Jahre seines Alters stand.

Hatte Theodora schon während der Regierung des Theophilos die Mönche und Bildergläubigen vor dem Zorn des strengen Gebieters zu schützen gesucht, so ergriff sie jetzt entscheidende Maßregeln zur Wiedereinführung der Bilder und zur Ausrottung der gottlosen Ikonoklasten. Die Andacht der Frauen kann der sinnlichen Erregung weniger entbehren als die der Männer. Wie einst Irene durch ihren Eifer für die Bilderverehrung ihre Laster mit der Glorie einer Heiligen verdeckte, so ließ auch Theodora, nachdem der Patriarch Johannes, „der Schwarzkünstler," von seiner Stelle und aus der Stadt getrieben, wegen seiner Weigerung, sein Gewissen den Wünschen des Hofes und der neuen Zeitrichtung unterzuordnen, mit Geißelhieben gezüchtigt worden, von fügsamen Bischöfen und Klerikern, die man in kluger Auswahl nach der Hauptstadt entboten, feierlich beschließen, daß der Synodalbeschluß von Nicäa als Glaubensgesetz gelten und den Kirchen der Schmuck der Bilder zurückgegeben werden sollte. Methodios, der von Theophilos verfolgte Bilderdiener, nahm den Patriarchensitz in Konstantinopel ein, die Mönche wurden in ihre Ehren und Rechte wieder eingesetzt und mit den Stellen unfolgsamer Bischöfe belohnt und über alle Ikonoklasten der Fluch ausgesprochen. Doch bewahrte Theodora inmitten ihres religiösen Eifers eine dankbare Rücksicht für das Andenken und die Seelenrettung ihres Gemahls, indem sie die Versammlung durch die Erdichtung einer auf dem Sterbebette ausgesprochenen späten Reue desselben zu der Erklärung brachte, „daß sie Alles, was der verstorbene Kaiser im Leben gegen die Bilder gethan, vergessen und von Gott Vergebung seiner Sünden erflehen wollte."

Wiederherstellung der Bilder. 842.

In feierlicher Procession wurden hierauf die Bilder und Crucifixe nach der Sophienkirche getragen und dort in Gegenwart der Kaiserin, ihres Sohnes und des gesammten Senats an den früheren Stellen befestigt, und Theodora verewigte diesen Act der Frömmigkeit durch die Anordnung eines „Sieges-

festes der Rechtgläubigkeit," welches alljährlich am 19. Februar begangen werden sollte.

Der Bilderdienst im Abendlande. In Italien hatte man die Verordnungen gegen die Bilder nie anerkannt, vielmehr den Synodalbeschluß von Nicäa feierlich als rechtsgültiges Kirchengesetz aufgestellt. Aber die unter dem Herrscherstab Karls des Großen vereinigten Völker in Frankreich, Spanien und Deutschland nahmen Anstoß an der Abgötterei der morgenländischen Christenheit. Sie duldeten die Bilder in ihren Tempeln, betrachteten sie aber nicht als Gegenstände der Verehruug, sondern als „sprechende und nützliche Denkmäler des Glaubens und der Geschichte." Eine unter dem eigenen Namen des Kaisers erlassene Parteischrift, die „Karolinischen Bücher," „setzte den Grundsatz einer alleinigen Verehrung Gottes im Geiste den Beschlüssen der zweiten nicänischen Synode entgegen."
794. Unter seiner Obmacht versammelte sich zu Frankfurt eine Synode von dreihundert Bischöfen; sie mißbilligten zwar die Wuth der Bilderstürmer, verdammten aber zugleich den Aberglauben der Griechen und waren für Vermittelung und Versöhnung der äußer-
825. sten Richtungen. Dieselbe Ansicht wurde auch auf einer Synode zu Paris ausgesprochen, mit offener Rüge gegen eine Schrift des Papstes Hadrian für die Bilderverehrung. Der Bilderdienst machte unter den „Barbaren des Westens" nur stille und langsame Fortschritte. „Allein die Päpste fanden angemessen, diese Ketzerei bei den Franken milder zu beurtheilen als an den Griechen."

D. Michael III. und das Emporkommen des Macedonischen Herrscherhauses.

Theodora's Regierung. 842—855. Ueber dreizehn Jahre führte Theodora unter dem Beistande ihres tapfern Oheims Manuel und ihres verständigen Kanzlers Theoktistos die Herrschaft über das Reich und ihren Sohn. Und wie viele Schwierigkeiten sich auch gegen sie aufthürmten, bald durch die Mönche und Religionseiferer, welche sie zur Verfolgung, Unterdrückung und Zurücksetzung der Bilderfeinde und zur blutigen Ausrottung der Secte der Paulicianer im pontischen Gebiete antrieben, bald durch äußere Kriege gegen die Araber auf Kreta, Sicilien und an der Ostgrenze, bald durch die Ränke und Intrignen einer feindseligen Hofpartei unter ihrem eigenen Bruder Bardas, welche den heranwachsenden Kaiser gegen die Mutter und ihre Rathgeber aufstiftete, seine sinnliche Natur an Laster, Genüsse und frivole Unterhaltung gewöhnte und ihn von jeder ernsten Beschäftigung, von jeder Ausbildung seiner Geisteskräfte fern hielt; so wahrte sie dennoch die Ehre und Würde des Thrones und sorgte, daß das Reich in der Verfassung blieb, wie sie es aus den Händen ihres Gemahles empfangen. Ihre feste Haltung schreckte die Bulgaren von einem beabsichtigten Kriegszuge ab, und die Verbreitung des Christenthums, die sie eifrig betrieb, schuf mildere Sitten und freundlichere Gesinnung unter diesen Barbaren und ihren nördlichen Nachbarn slavischen Stammes; und wenn sie auch die Insel Kreta nicht wieder gewann und die griechischen Besitzungen in Sicilien und Italien größtentheils die Beute der Saracenen wurden (S. 147. 187), so wußte sie dagegen die Araber des Ostens von feindseligen Unternehmungen abzuhalten und in

Armenien und Mesopotamien eine wenn auch kurze Periode der Ruhe und des friedlichen Verkehrs zu begründen, Erfolge, die um so höher anzuschlagen waren, als die unbesonnene Bekämpfung der Paulicianer, zu der sie sich durch den fanatischen Religionseifer der Mönche, Rechtgläubigen und Bilderfreunde treiben ließ, in den Gebirgsgegenden des Pontus einen gefährlichen Feind dem Reiche großzog, einen Feind, der mit den Moslim verbunden dem byzantinischen Wesen in Staat und Kirche gleich gefährlich hätte werden können. Aber sie machte die traurige Wahrnehmung, daß die Gegenpartei täglich an Einfluß und Macht bei dem der Volljährigkeit zureifenden Kaiser zunahm, daß Michael um so eifersüchtiger nach Alleinherrschaft strebte, um so unwilliger sich unter die lenkende Hand der Mutter und ihrer Freunde beugte, je unfähiger er selbst war, je mehr er sich nach einem ungebundenen Leben sehnte, wo er seinen Lüsten und Leidenschaften ungehemmt die Zügel schießen lassen konnte. Die Ermordung des tüchtigen Theoktistos, der den Staatsschatz mit Umsicht und Sparsamkeit im Sinne des Theophilos geleitet und den verschwenderischen Neigungen und ausschweifenden Gelüsten des kaiserlichen Jünglings standhaft die Mittel versagt hatte, auf Befehl des Bardas und mit Wissen und Willen Michaels, war der Anfang der neuen Aera, die Einleitung zu dem Regimente des Schreckens und Blutes, der Wollust und Verschwendung, des leeren Gepränges und der frivolen Circusfreuden. Als Theodora sah, daß die Zeit ihrer Herrschaft vorüber sei, legte sie Rechenschaft ab von ihrer Verwaltung der Staatsgelder, zog sich, weit entfernt von dem grausamen Ehrgeize Irenes, ohne Kampf, wenn auch nicht ohne Bitterkeit, in das Privatleben zurück und beweinte die Undankbarkeit, die Laster und den unvermeidlichen Untergang des unwürdigen Sohnes, „der das Vergnügen als Zweck des Lebens und die Tugend als Feind des Vergnügens betrachtete.“ Bardas, der den sinnlichen Begierden seines Neffen allen Vorschub leistete, stieg nun immer höher in der Gunst. Als Manuel, der treue Beschützer Michaels, auf einem unglücklichen Feldzuge wider die Paulicianer und Araber einige Jahre nachher starb, vereinigte Bardas den Oberbefehl über die Kriegsmacht mit seinen übrigen hohen Staatsämtern und umstrickte den unfähigen Kaiser mit allen Netzen der Arglist und des Lasters. Ehrgeizig, klug, gelehrt und ein Förderer der Künste und Wissenschaften wußte sich der kaiserliche Oheim zu solcher Machtstellung emporzuschwingen, daß alle wichtigen Angelegenheiten in Staat und Kirche durch ihn besorgt wurden, daß er zum Rang eines „Cäsar“ erhoben sich mit der Hoffnung trug, einst den Purpur um die eigenen Lenden zu legen, und daß, während Michael seine Zeit in der Rennbahn oder bei reich besetzter Tafel vergeudete, umgeben von Possenreißern und rohen Lustgenossen, durch seine Fürsorge die Hauptstadt des oströmischen Reiches wenigstens auf dem Felde der Cultur und Wissenschaft den alten Ruhm nicht ganz einbüßte. Die zwei größten Gelehrten der Zeit, **Photius** und **Leo**, erfreuten sich seiner Gunst und

Sie wird verdrängt. 854—856.

854.

856.

Bardas.

Unterstützung. Aber der Boden, auf dem die geistigen Zierpflanzen emporwuchsen, war ungesund und ohne natürliche Triebkraft.

Michael III. 856—867. Um seinen kaiserlichen Neffen ganz in Abhängigkeit zu halten, ließ Bardas ihn auf dem Pfade des Lasters und der Thorheit fortschreiten und begünstigte alle seine Ausschweifungen. Die Millionen in Gold und Silber, die Theophilos im Staatsschatz angesammelt und Theodora und Theoktistos sorgfältig gewahrt hatten, wurden an die elendesten Menschen, welche des Kaisers Leidenschaften förderten und sein Vergnügen theilten, vergeudet, und zwar mit solcher unsinnigen Verschwendung, daß in einigen Jahren der reiche Schatz erschöpft war und Michael zur Befriedigung seiner Bedürfnisse alle Kunstwerke aus edlem Metalle einschmelzen und Kirchen und Paläste ihres Schmuckes und ihrer Verzierungen an Gold und Edelsteinen berauben mußte. Vor Allem ergötzte sich Michael an den Spielen der Rennbahn. Wir haben im vierten Bande dieses Werks (S. 743) dargestellt, welchen Einfluß die Parteien des Hippodrom, nach den Farben der Wagenlenker in Blaue und Grüne geschieden, auf das öffentliche Leben in Byzanz geübt haben. Diese Belustigungen im Circus, stets die Lieblingsunterhaltung der müßigen Volksmenge in der Hauptstadt, empfingen einen neuen Impuls durch die Vorliebe Michaels für diese Vergnügungen. Wenn im Hippodrom die blaue Farbe, die er für sich gewählt, mit der andern die Wettfahrt machte, mußte der Bote, der mit wichtigen Nachrichten vom Kriegsschauplatz herbeigeeilt kam, mit seiner Meldung zurückhalten, bis die Entscheidung eingetreten war; ja damit er nicht zu oft durch alarmirende Botschaften in seinen Genüssen gestört würde, ließ er die Feuersignale löschen, welche die Einfälle der Feinde von Tarsus nach Konstantinopel verkündeten. Unterdessen
859—861. drangen die Araber und Paulicianer bis nach Samosata und Sinope vor, schleppten Gefangene und Beute weg und plünderten Städte und Kirchen. Geschickte Wagenlenker erhielten die erste Stelle in dem Vertrauen des Kaisers; er zog sie in seine Gesellschaft, er hob ihre Kinder aus der Taufe, er lud sich bei ihnen zu Gaste, er belohnte ihre Dienste mit hohen Jahrgeldern. Gewandtheit im Reiten und Fahren und Körperstärke waren die Eigenschaften, die allein zu Gunst und Ehre führten. Michael selbst ragte durch Fertigkeit im Wagenlenken unter seinen Genossen hervor; oft zeigte er seine Kunst in den Rennbahnen Konstantinopels und anderer Städte, und seine Siegeskränze empfing er von dem goldnen Standbilde der heiligen Jungfrau in der Vorstadt Mamas. Und wie in den Künsten des Circus, so glänzte Michael auch in der Zechkunst und in den galanten Verhältnissen der Liebe. Bei Gelagen nahm er es mit jedem Gaste auf, und neben seiner Gemahlin, die ihm Theodora in jungen Jahren zugeführt, theilten noch viele schöne Frauen, unter ihnen selbst die Schwiegertochter von Bardas, seine Gunst und sein Lager. Ja mit seiner eigenen Schwester Thekla soll er in blutschänderischer Buhlschaft gelebt haben. Als ein eigenthümlicher Zug von Frivolität wird die Verspottung der kirch-

lichen Gebräuche und der Priester angeführt. Ignatius, ein wegen seiner Gelehrsamkeit und Frömmigkeit verehrter Mönch, den Theodora auf den Patriarchensitz erhoben, mißfiel dem Kaiser und seiner Partei. Sie bereiteten ihm nicht nur Verfolgungen und Kränkungen aller Art, sondern fügten denselben auch noch Hohn und Spott bei, bis sie ihn endlich nöthigten, der Stelle zu entsagen, damit Photius, ein Hofmann von feiner Bildung und großer Belesenheit in der klassischen Literatur, diesen Ehrenposten einnehme.

Einst erschien Michael in der Tracht des Patriarchen und begleitet von einer Anzahl seiner Genossen in Priestergewändern in den Zimmern seiner Mutter, und als die fromme Frau vor dem vermeintlichen Oberhirten auf die Kniee sank, wurde sie durch schallendes Gelächter aus ihrem Irrthum gerissen. Der Beifall, womit der plumpe Scherz von den Hofschranzen aufgenommen ward, ermunterte den Kaiser, durch eine zweite Mummerei die religiösen Gebräuche zu verspotten: Ein Possenreißer des Hofes wurde mit den Gewändern des Patriarchen angethan, zwölf andere Höflinge, unter ihnen der Kaiser selbst, schlossen sich in Bischofstracht dem ersteren an, dann feierten sie ein Gelage, wobei sie geistliche Lieder und Antiphonien anstimmten und dann in heiligen Gefäßen ein ekelhaftes Gemisch von Essig und Senf als Abendmahlswein herumreichten und sich an den Geberden der Trinkenden ergötzten. Und diese gottlosen Mummereien blieben nicht auf die inneren Räume des Palastes beschränkt. An einem Feste, da der Patriarch an der Spitze seiner Geistlichkeit in feierlicher Procession durch die Stadt schritt, zog jener tolle Haufen, in ihrer Mitte der Kaiser, in derselben geistlichen Kleidung auf Eseln reitend dem Zug entgegen, störte durch ausgelassenes Geschrei und entstellende Geberden den Ernst der heil. Handlung und stimmte Spottgesänge an, welche allgemeines Aergerniß erregten. Dabei heuchelte Michael einen solchen Eifer für den Bilderdienst, daß er die Gebeine Constantins des Ikonoklasten aus der Gruft reißen und dem Feuer übergeben ließ! und als die Bulgaren einst die Hauptstadt mit einer Belagerung zu Wasser und Land bedrängten, trug man in feierlicher Procession, Kaiser und Patriarch in der Mitte, das Gewand der Mutter Gottes an das Meer, um mittelst Eintauchen desselben in die Wellen einen Sturm zu erregen, der durch ein Wunder die Rettung bringen sollte, die man bei der Schlaffheit und Muthlosigkeit des Volkes mit den Waffen nicht zu erwirken hoffen konnte.

So waren in Michaels Natur Frivolität, Aberglauben und Heuchelei in widerlicher Mischung verbunden, und er wurde zugleich verachtet und gehaßt. Jeder Bürger sah mit Ungeduld der Befreiung des Vaterlandes entgegen und selbst seine Günstlinge fürchteten, „daß ihnen eine Laune nehmen möchte, was ihnen eine Laune gegeben.“ Endlich war sein Schicksal erfüllt; und dem Sohne des Theophilos war das traurige Loos beschieden, daß sein Mörder aus dem Kreise seiner Günstlinge hervorging, daß er die Schlange, die ihm den Tod gab, im eigenen Busen groß gezogen. Basilius der Macedonier, der stärkste, schlauste und kühnste unter seinen Genossen, räumte zuerst Bardas aus dem Wege, und benutzte dann den Zeitpunkt, als man von einem mitternächtlichen Mahle den Kaiser betrunken nach seinem Schlafgemache gebracht, ihn im Zustande der Betäubung und Bewußtlosigkeit grausam ermorden zu lassen.

Michaels Ausgang. 867.

23. Sept. 867.

Basilius der Macedonier. Basilius der Macedonier, der nunmehr den blutbefleckten Thron bestieg und der Stifter einer neuen Dynastie ward, die mit geringen Unterbrechungen gegen zwei Jahrhunderte das morgenländische Reich beherrschte, stammte, wofern nicht Stolz und Schmeichelei die Genealogie gefälscht haben, von dem erlauchten Geschlechte der Arsaciden, die fast vier Jahrhunderte mit den Römern um die Herrschaft des Ostens gerungen. Ein jüngerer Zweig dieser parthischen Königsfamilie hatte in Armenien den Sturz des Hauses durch die Sassaniden überlebt; und als auch hier die Einheit und Freiheit zu Grunde ging, flüchteten sich zwei Sprößlinge der Familie an den Hof Leo's I., der sie wohlwollend aufnahm und ihnen ein Asyl in Macedonien anwies. Aber mit der Zeit erbleichte unter dem Druck der Armuth der Glanz des Geschlechtes. Der Vater Basil's besaß nur noch eine kleine Meierei in der Nähe von Adrianopel, die er mit eigenen Händen bebaute. Bald nach der Geburt des Sohnes wurde das Land von den Raubschaaren der Bulgaren durchzogen und Kind und Eltern in Knechtschaft fortgeführt. Unter dem rauhen Kriegsvolke eignete sich der schöne, wohlgestaltete Knabe die körperliche Abhärtung und den gewandten, schmiegsamen Geist an, dem er seine spätere Erhebung zu verdanken hatte. Im angehenden Mannesalter nahm er an der Selbstbefreiung der römischen Gefangenen Theil, die ihre Ketten zerbrechend nach dem Gestade des schwarzen Meeres zogen und sich dann in ihre Heimath retteten. Aber der Druck der Armuth, die in Folge der Kriegsleiden über seine Familie hereingebrochen, bewog ihn, nach seines Vaters Tod einen reicheren Schauplatz aufzusuchen, „wo jede Tugend und jedes Laster zur Größe führen konnte.“ Die erste Nacht nach seiner Ankunft in Konstantinopel verbrachte er müde und in zerrissenen Kleidern auf den Stufen einer Kirche; ein Mönch, der vorüberging, nahm ihn in das Kloster auf und reichte ihm Nahrung. Durch die Empfehlung des Abtes kam er in die Dienste eines Verwandten der kaiserlichen Familie und erlangte wegen seiner Gewandtheit im Reiten und Ringen bald die Aufsicht über die Ställe und Pferde seines Herrn. Er begleitete seinen Beschützer nach dem Peloponnes; dort nahm eine wohlhabende Matrone von Patras den schönen Abenteurer an Sohnes Statt an und setzte ihn in Stand, durch den Ankauf von Ländereien in Macedonien seine Brüder zu unterstützen. Nach einiger Zeit kehrte er nach Konstantinopel zurück, wo er bald Gelegenheit fand, die Aufmerksamkeit des Kaisers auf sich zu ziehen. Bei einem glänzenden Gastmahle, dem einige bulgarische Großen anwohnten, zeigte sich in dem zur Belustigung der Gäste veranstalteten Ringkampfe ein barbarischer Athlete allen Griechen überlegen. Da wurde Basilius herbeigerufen; dieser warf den bulgarischen Ringer mit solcher Heftigkeit nieder, daß man Mühe hatte, ihn ins Leben zurückzurufen. Bald darauf entlief auf der Jagd ein schönes, aber unbändiges Pferd des Kaisers; Basilius brachte es zurück und zähmte es. Nun nahm ihn Michael in seine Dienste und machte ihn zum Oberstallmeister und dann zum Großkämmerer des Palastes. Schon damals sagte Theodora, als der Sohn ihr entzückt den neuen Günstling vorstellte, „ich sehe in ihm den Ruin unserer Familie.“

Bardas ermordet. 866. Basilius wurde dem Kaiser mit jedem Tage theurer und unentbehrlicher, er war bald der intimste Genosse seiner Orgien, insbesondere seitdem er sich bereit gezeigt, des Kaisers Beischläferin Eudozia Ingerina zu heirathen. Doch war seine Herrschaft über den Kaiser noch unvollkommen, so lange Bardas und seine Verwandten und Anhänger die einflußreichsten Aemter verwalteten. Es gelang dem schlauen Macedonier, durch giftige Einflüsterungen und Hofränke Mißtrauen und Feindschaft unter der Familie des Cäsar zu stiften und dessen eigenen Schwiegersohn Symbatius, damals Director der Reichsposten, in seine Netze zu ziehen. Der Kaiser wurde durch eine erdichtete Verschwörung mit Furcht und Haß gegen seinen Oheim erfüllt. Da man aber nicht wagte, den mächtigen Mann inmitten seiner Freunde und Anhänger zu ermorden, so wurde er

unter dem Vorwande eines kretischen Feldzuges aus der Hauptstadt weggelockt. Vor der Abreise empfingen noch alle das heilige Abendmahl aus der Hand des Photius, der dem Laster- und Intriguenleben am Hofe nicht fremd war, und gelobten einander mit den heiligsten Eiden Treue und Versöhnung. Aber im Lager am Mäander wurde Bardas eines Morgens in das kaiserliche Zelt zur Audienz beschieden und vor den Augen Michaels von Basilius durchbohrt. Sein Leichnam wurde verstümmelt und die einzelnen Theile auf Stangen im Lager zur Schau gestellt. An Bardas klebte das Blut des unschuldigen Theoktistos und vieler anderen; aber die verrätherische That, unter dem Deckmantel der geschändeten Religion vollbracht, war darum nicht minder empörend. Der Kaiser eilte nach der Hauptstadt zurück, um mit dem Patriarchen und dem Senat ein Dankfest zu feiern, daß die Verschwörung gegen sein Leben im Blute des Frevlers erstickt worden. Sechs Wochen später wurde Basilius in Gegenwart des Hofes in der Sophienkirche zum Range eines Cäsar erhoben. Kniend und zu Thränen gerührt empfing er aus den Händen des Kaisers die Insignien der Herrschaft. Symbatius, dem Basilius früher dieselbe Würde in Aussicht gestellt, gerieth in Wuth über die getäuschte Hoffnung und den schändlichen Betrug und reizte das Heer zum Aufstand. In Verbindung mit dem Feldherrn Peganes rückte er vor die Mauern Konstantinopels. Allein der schlaue Macedonier wußte die Treue der Truppen zu erschüttern. Verrathen und verlassen wurden die beiden Insurgentenführer gefangen, der Augen beraubt und in der Rennbahn mit einem Bettlergefäß in der Hand dem Hohne des Volkes ausgestellt. Doch schonte Basilius ihres Lebens.

23. April 866.

Basilius zum Cäsar erhoben. 26. Mai 866.

Von der Zeit an sank Michael immer tiefer. „Seine Ausschweifungen überstiegen alle Grenzen, die nützlichsten Anstalten seines Vaters vernichtete er mit einem Worte, wenn sie mit seinen Vergnügungen sich nicht vertrugen, ja die angesehensten und ernsthaftesten Personen seines Reichs mußten an der Spitze der Parteien des Circus erscheinen und dem Volke als Wagenführer zum Schauspiel dienen.“ Wenn bei mitternächtlichen Gelagen seine Leidenschaften durch Wein erhitzt waren, ertheilte er Befehle zu Hinrichtungen, Blendungen, Verstümmelungen. Manche wurden vollzogen; blieben einige unvollstreckt, bis er wieder im nüchternen Zustande war, so nahm er sie gewöhnlich zurück. In demselben Grade, wie Michael durch seine grausamen Willkürhandlungen und sein wüstes Leben den letzten Rest von Ehrfurcht und Anhänglichkeit verscherzte, wußte sich Basilius durch würdige Haltung, durch Eifer und Umsicht in den Staatsgeschäften und durch eine zur Schau getragene Rechtschaffenheit bei Volk und Heer, bei Senat und Klerus in Achtung zu setzen. Er wagte es, dem Kaiser Vorstellungen über sein ausschweifendes Leben zu machen, zog sich aber dadurch dessen Unwillen zu, so daß dieser ihm nach dem Leben trachtete. Und als der launische, durch Schmeichler verdorbene Michael einen neuen Günstling und Trinkgenossen, der einst als Ruderer auf den Galeeren gedient, zum Gefährten Basils in der Cäsarenwürde ernannte, da reifte der blutige Gedanke zur That. Michael und der neue Cäsar wurden in einem entlegenen Palaste von abgesandten Mördern überfallen und grausam getödtet. Die fromme Theodora hüllte den Leichnam in eine Decke und benetzte sein Grab in Chrysopolis mit ihren Thränen.

Michael's Ausschweifungen u. Ende. 867.

E. Cultur und Literatur im byzantinischen Reich.

Basilius der Macedonier, der durch die Gerechtigkeit, Kraft und Weisheit seiner nachfolgenden Regierung die blutigen Frevel seiner Thron-

Charakter des Reichs.

besteigung in das Dunkel der Vergessenheit zu hüllen gesucht hat,*) war der Stifter einer Dynastie, die mit geringen Unterbrechungen gegen zwei Jahrhunderte den byzantinischen Thron inne hatte, und dem oströmischen Reiche wieder Kraft, Ordnung und kriegerischen Muth einhauchte. Wir werden die Thaten und Ereignisse der orientalischen Welt während dieses Zeitraums später kennen lernen, wenn wir der Kreuzzüge gedenken, durch welche das Band zwischen Morgenland und Abendland, das in Folge des Bilderstreits zerrissen worden, wieder neu geknüpft wurde. Die hundert und fünfzig Jahre, die wir so eben durchlaufen haben, stellen ein dunkles Gemälde in der Geschichte der Menschheit dar. Wir sehen den byzantinischen Hof und Staat den letzten Rest von altrömischer Kraft und Majestät durch Lasterhaftigkeit und sittliche Entartung verzetteln und während noch äußerlich die alten Formen fortdauern, mehr und mehr das Wesen und den Charakter orientalischer Despotien annehmen. Mit Widerwillen erblicken wir ein Hofleben, wo Treulosigkeit und Verrath, Leidenschaften und Kabalen, Sinnenlust und selbstsüchtiges Trachten, Bosheit und Herzenshärtigkeit unter einer leichten Decke äußerer Politur, unter dem heuchlerischen Schein christlicher Bildung und Sitte, unter einem schimmernden Gehäuse prunkender Formen und Ceremonien lauern, stets bereit, mit giftigem Zahn ihre Opfer anzufallen; mit Verachtung und Widerwillen gewahren wir eine Nation, welche sich feig unter das unwürdige Joch eines gesetzlosen Despotismus beugt, welche den frivolen Genüssen der Rennbahn im müßigen Nichtsthun nachjagt, mit blasirter Gleichgültigkeit den blutigen Auftritten und grausamen Wechselfällen in den höchsten Hof- und Beamtenkreisen zuschaut und von dem Baume der christlichen Religion nicht die Früchte, sondern nur die vertrockneten Zweige und Blätter mit emsigem Fleiße pflegt und einthut; mit Widerwillen schauen wir auf ein Heer, das seltener den kriegerischen Geist und die überlieferte Waffenkunde der altrömischen Legionen in siegreichen Kämpfen wider Barbaren und Moslim zeigt, als den unbotmäßigen Sinn und die trotzige Insubordination der Prätorianer in Abfall und Empörung, ein Heer, das nur durch die Aufnahme barbarischer Söldnerschaaren in seine Reihen wieder einige frische Kräfte erhalten konnte. Aber trotz aller Laster und Gebrechen in Hof und Staat, trotz der Entsittlichung und Verweichlichung des

*) In einer Schrift an seinen Sohn Leo sagt er: „Wenn du Gottes Güte und Milde an dir erfahren willst, so sei gut und mild gegen deine Untergebenen; denn unerachtet du ausersehen bist, über Andere zu herrschen, so bist du doch nur ein Knecht. Wir alle haben ja einen Herrn, dessen Wille das Weltall regiert. Wir sind alle gleichen Ursprungs und aus ein wenig Erde gemacht; doch sehen wir, wie zuweilen eine Hand voll Staub sich über den andern Staub erhebt. Du, mein Sohn, der du die Hand voll Staub bist, welchen der Wind ein wenig höher getragen hat, erinnere dich, daß du zum Boden zurücksinken mußt, wenn du auch jetzt über ihm schwebst. Vergissest du dieses nicht, so wirst du nie den Staub verachten, der unter deinen Füßen liegt.“

Volkes in den höheren wie in den niederen Ständen, trotz der Verarmung der Provinzen durch drückende Besteuerung und hohe Zölle, durch Beamtenerpressungen und Kriegsnoth, trotz der Ausartung der Religion in todte Werkheiligkeit, kirchliche Ceremonien und theologische Streitigkeiten, genährt durch die wachsende Menge müßiger Mönche, war dennoch das byzantinische Reich für die Culturentwickelung der Menschheit in dieser Zeit des Sinkens und Verfalles eine unschätzbare Wohlthat. Noch immer war Konstantinopel die reichste und glänzendste Stadt der Welt, die durch die Pracht und Größe ihrer Kirchen und Paläste, durch die Menge herrlicher Kunstwerke und Monumente, durch die Zahl ihrer Bewohner und durch ihr reges Handels- und Industrieleben die Fremden mit staunender Bewunderung erfüllte. Noch immer waren die byzantinischen Städte der Markt der Nationen, wo man neben den Pelzwerken des Nordens die edlen Producte des Südens, die Seidengewebe des Ostens, die Kunsterzeugnisse Griechenlands zum Verkaufe ausgestellt sah. Noch immer waren die herrlichen Teppiche mit feinen Stickereien, die Purpurgewänder, die Schmucksachen von Gold, Elfenbein und Juwelen das Eigenthum und der geheime Schatz der morgenländischen Menschheit. Noch immer war Konstantinopel der Sitz der Bildung, die Trägerin der Wissenschaften und Gelehrsamkeit, die Hüterin des heiligen Feuers, das von edleren Geschlechtern entzündet durch sie der Nachwelt überliefert ward. Die byzantinische Hauptstadt war das nothwendige Mittelglied in der Kette der Tradition, wodurch die Errungenschaft des Alterthums den späteren Geschlechtern zugeführt wurde. Während das übrige Europa sich langsam aus dem Dunkel der Unwissenheit und der Barbarei emporarbeitete, bewahrten die byzantinischen Schriftsteller mittelgriechischer Zunge, wenn auch größtentheils dem geistlichen Stande angehörig und unter dem Nebel theologischer Streitigkeiten getrübt und in der Freiheit des Schaffens gehemmt, noch wissenschaftlichen Sinn, Kenntniß der menschlichen Dinge und Achtung vor den literarischen Schätzen des Alterthums. Griechische Mönche verbreiteten die Lehre des Evangeliums unter den Bulgaren und den slavischen Stämmen im Süden und Norden der Donau und begründeten damit zugleich die Schriftsprache. Cyrillus und Methodius führten bei den Mähren Predigt, heil. Schrift und Gottesdienst in slavischer Sprache ein. Sie traten in Verbindung mit Rom, ohne jedoch ihre griechischen Eigenthümlichkeiten zu verleugnen. — Durch ihre Einwirkung auf die arabische Welt trugen die byzantinischen Schriftsteller und Gelehrten wesentlich bei, daß die geistigen Schätze des Alterthums erhalten und über alle der Cultur zustrebenden Völker verbreitet wurden und daß die Keime wissenschaftlicher Bildung im Morgenlande wie im Abendlande mit der Zeit zu neuer Entfaltung kamen. Je mehr die alten Culturstädte in Syrien und Aegypten, Antiochia, Berytus, Alexandria u. a. unter der Herrschaft der Araber ihren wissenschaftlichen Charakter änderten oder einbüßten, je mehr in Folge des

Das byzantinische Culturleben.

863.

Bilderstreits die Klöster mit ihren Bücherschätzen dem Fanatismus der Ikonoklasten zum Opfer fielen, desto mehr concentrirte sich die griechisch-römische Cultur in Konstantinopel. Wir haben gesehen, mit welchem Eifer Theophilos und Bardas auf Hebung der Wissenschaften bedacht waren; wie hoch beide den Philosophen Leo, den gelehrten Photius, den kenntnißreichen Johannes Grammaticus geehrt haben: sogar in dem kaiserlichen Palaste Magnaura wurden Hörsäle eingerichtet, wo der erste (nachdem er den glänzenden Ruf des Chalifen Mamun von Bagdad ausgeschlagen und dafür zum Erzbischof von Thessalonich erhoben und reich belohnt worden) vor einer großen Zuhörerzahl philosophische und mathematische Vorträge hielt, und das Collegium von zwölf Geistlichen, die in der Nähe der Sophienkirche ein eigenes Gebäude mit einer reichen Bibliothek besaßen und unter der Leitung eines kaiserlichen Studiendirectors (Oekonomicus) die Wissenschaften ausbildeten und lehrten, hatte in allen wissenschaftlichen und religiösen Fragen eine entscheidende Stimme. Noch größere Pflege fanden die Studien unter dem macedonischen Herrscherhaus. Basilius selbst, obwohl ohne gelehrte Bildung herangewachsen, schätzte die Bedeutung der Wissenschaften für das Staatsleben, wie die erwähnte Lehrschrift an seinen Sohn Leo über die Grundsätze seiner Regierung beweist, und ließ demselben Sohne durch Photius eine solche Erziehung angedeihen, daß er sich den Beinamen des „Philosophen" erwarb und sich nicht ohne Glück in verschiedenen Literaturzweigen, vielleicht auch in der Dichtkunst, versuchte, und Leo's Sohn und Nachfolger Constantinus Porphyrogenetus war nicht blos eifriger Beschützer der Wissenschaften, sondern auch thätiger Mitarbeiter und Sammler, also daß er mitunter seine Regierungsgeschäfte über dem Studium der Philosophie, Mathematik und Astronomie, über den Anliegen der Literatur und Kunst vernachlässigte. Die unter Basilius begonnene, von seinen Nachfolgern ausgebildete und vervollständigte Gesetzessammlung, „Basiliken" oder kaiserliche Constitutionen genannt, war ein würdiges Denkmal der Thätigkeit und Fürsorge dieser Kaiser. Zunächst eine Uebersetzung, Verkürzung und Umgestaltung der Justinianeischen Rechtsbücher, wie die Veränderung der Sprache und Sitten sie verlangte, wurden die griechischen Basiliken in der Folge, nachdem sie verschiedene Revisionen mit erklärenden Zusätzen und Ergänzungen erlitten und mit einigen späteren kaiserlichen Constitutionen vermehrt worden, der Inbegriff des bürgerlichen und kirchlichen Rechts und zugleich ein wichtiges Hülfsmittel für die Kritik und Auslegung der römischen Rechtsentscheidungen des Corpus Juris.

Charakter der byzantinischen Literatur. Freilich trug diese Literatur eben so wie die griechische Sprache, die schon seit Justinian in der Schrift und im mündlichen Verkehr allgemein herrschend war, deutliche Spuren des Verfalls und der Entartung an sich: „ein schaffendes Princip oder einen neuen Ideenkreis besaß die byzantinische Literatur so wenig als eigenthümliche Formen; in dieser zähen Unfruchtbarkeit spiegelt das

Kaiserthum seine lange Verwesung ab. Ihr Boden war das Christenthum, nicht die Nationalität, wiewohl sie den Dünkel der letzteren und ihren wachsenden Hang zur Rhetorik nirgend verleugnet." Die Poesie stand im Dienste des Hofes oder der Kirche und beschränkte sich auf Lobgedichte, auf poetische Beschreibungen (wie die Gedichte des Paulus Silentiarius über die pythischen Heilquellen und die Sophienkirche, und des Georgius aus Pisidien (Pisides) aus dem 7. Jahrhundert über die Kriege des Heraklius), auf religiöse Lieder und auf Epigramme vermischten Inhalts, von welcher letzteren Gattung im Lauf der Zeit mehrere Anthologien veranstaltet wurden. So von Agathias, Kephalas, Planudes. „Eine Zeit, welche, streng von christlicher Dogmatik gezügelt, in ihrem Schoße so schwache Keime der Productivität und geistigen Bewegung trug, besaß weder Stoffe noch anregenden Trieb zur Dichtung; die Stimmung und Ansicht von göttlichen und menschlichen Dingen war matt und verflacht." Einzelne größere Gedichte aus dem sinkenden Römerreich in griechischer Sprache, wie das epische Gedicht des Nonnus von Panopolis, „Dionysiaka," die bekannte Erzählung „Hero und Leander" von Musäus, die nachhomerischen Sagen des Quintus, „der Raub der Helena" von Kolluthus aus der ägyptischen Stadt Lykopolis gehören einer früheren Periode, wohl dem fünften Jahrhundert, an, als die letzte Begeisterung für die althellenische Mythenwelt noch eine vorübergehende Blüthe der epischen Dichtung hervorrief, ehe sie „fast taumelnd und mit erschöpfter Kraft im sechsten Jahrhundert spurlos zerfiel." Als der Grammatiker Johannes Tzetzes von Konstantinopel am Ende des zwölften Jahrhunderts es noch einmal unternahm, durch seine „Iliaka" den gesammten troischen Sagenkreis von der Geburt des Paris bis zur Rückfahrt der Achäer zusammenzufassen und den Homer vorwärts und rückwärts zu ergänzen und zu vervollständigen, war jede Begeisterung, jede Hingebung an den Stoff aus der Seele der Griechen verschwunden, daher sowohl dieses große dreitheilige Werk als die mythologischen und historischen Erzählungen dieses Schriftstellers, Chiliaden genannt, keine Spur poetischen Talents oder dichterischer Begeisterung an sich trugen, so sehr sie auch als gelehrte Arbeiten, als Ergebnisse mühsamer Studien durch ihren Inhalt für die Nachwelt Bedeutung haben, indem darin eine Menge Notizen über einzelne Punkte der Mythologie, Geschichte und Grammatik enthalten sind. — Auch ein astrologisches Gedicht in Hexametern, „Von der Tagewahl," als dessen Verfasser die Handschrift einen Philosophen Maximus aufführt, scheint diesem Zeitraume anzugehören.

Poesie.

Das letzte Gedicht von der „Tagewahl" handelt in 610 Versen von den Einflüssen des Mondes und der Gestirne auf den Menschen und seine Handlungen und lehrt, „unter welchem Zeichen man eine Reise antreten, eine eheliche Verbindung eingehen, einen Sclaven kaufen, zur Ader lassen solle" u. dgl. m. Zu den vorzüglichsten Dichtern des byzantinischen Zeitalters gehört der Aegyptier Nonnus, von dessen

Nonnus.

Lebensverhältnissen nichts bekannt ist. Aus dem Umstand, daß wir auch ein christliches Gedicht (eine poetische Metaphrase nach dem Johanneischen Evangelium) von ihm besitzen, hat man geschlossen, daß er sich zur christlichen Religion bekannt haben müsse, wenn gleich sein größeres Werk „Dionysiaka" in 48 Büchern von den Zügen des griechischen Weingottes handelt, ein Stoff, der den Kirchenlehrern besonders anstößig und verhaßt war. Man hat den Widerspruch dadurch auszugleichen gesucht, daß man die Verherrlichung der Dionysosmythen für ein Jugendwerk, das Evangelienbuch für ein Werk des Alters annahm und beide Lebensperioden durch die Bekehrung des Verfassers zum Christenthum trennte.

Ueber den poetischen Werth dieser epischen Dichtung, dieses „Gemäldes der sinnlichen Natur," in welchem die Früchte großer Gelehrsamkeit zur Schau gestellt sind, und „das Wunder mit seinen üppigen Ausgeburten, nicht der sittliche, zwischen göttlichen und menschlichen Dingen vermittelnde Gedanke regiert und selbst das religiöse Gefühl keine Stelle fand," gehen die Urtheile weit auseinander. „Mannichfaltigkeit der Fabeln, Schönheit der Bilder, Wahrheit der Gefühle sind unverkennbare Vorzüge des Werks," urtheilt Schöll; „dagegen ist sein Styl ungleich, bald erhaben und hochtrabend, bald leicht und zu dem Gewöhnlichen herabsinkend;" und Bernhardy gibt folgende Charakteristik von dem dionysischen Roman und seinem Verfasser: „Als Aegypter mit der eigenthümlichen Neigung seines Volkes phantastisch zu dichten und in grellen Farben zu malen gerüstet, aber vom Bewußtsein des Maßes, der reinen Schönheit und klaren Grazie verlassen, entfaltet er unerschöpfliche Schätze der Einbildungskraft, wie wenige seiner Landsleute sie besaßen, ohne doch die Lust an mühsamen Studien und kunstgerechter Arbeit zu verlieren. Wenige griechische Dichter mochten einer so schöpferischen, stets dienstbaren Phantasie sich rühmen, deren Vermögen 48 Gesänge hindurch ohne matt und abgespannt zu werden ausdauert, und aus der eine sich überbietende Fülle von Bildern, malerischen Zügen und heftigen Wendungen strömt; aber diese glänzende Gabe bleibt thatenlos und unfruchtbar, dieses lodernde Feuer sammt dem zuckenden Wetterleuchten wird nimmer durch nüchternen Verstand gezügelt. Seine Gebilde sind wesenlose Phantasien, zum Theil auch erfüllt von allegorischen Figuren und verdunkelt durch ein Gewimmel von Namen; dies ganze schwunghafte Epos ist nur eine Schichte von Phantasiestücken, die nur äußerlich den Schein systematischer Ordnung tragen; trotz der hellen Lichter, der lebhaften Pinselstriche, der kühnen Umrisse kann Nonnus, dem selber aller Charakter fehlt, weder eine plastische Form bilden, noch Rede von That in gemessener Erzählung ausscheiden, oder das strömende Pathos durch Episoden, durch einen Wechsel der Massen und mildernde Pausen abkühlen. Er hat sich zu hoch geschraubt, um die Feder zur Besinnung und Ruhe kommen zu lassen. Seine Leidenschaft und Trunkenheit treibt ihn zur hochfahrenden, wortreichen Declamation, seine Rhetorik verzehrt sich in Schwall und Schwulst, und hiedurch pflegen namentlich die häufigen Reden seiner Personen in ein unnatürliches Geschrei zu entarten; vollends betäubt das Geklingel und Gepränge der von malerischen, langgestreckten Epithetis und rhetorischen Figuren überladenen Sprache, und was hier fesseln sollte, muß verwirren und ermüden. Ueberall folgt er einer gespreizten und festgesetzten Manier, welche ihm verstattet, dieselben Formeln und Verse vielfach anzubringen." Der Hauptwerth besteht in dem reichen Schatze mythologischer Ueberlieferungen, die uns in den Erzählungen enthalten sind. —

Sowohl in dem dionysischen Epos als in dem Vortrage, zu welchem die heilige Geschichte nach Johannes Stoff und Anhalt bot, aber in ein tönendes Erz gleichsam als Seitenstück zur Dionysosfeier umgeschlagen ist," ist der Versbau ausgezeichnet durch Wohlklang und leichten Fluß; aber im Streben nach regelrechtem Rhythmus und weicher Eleganz vernichtet er oft die metrische Freiheit und Kraft. „Ueber die Hand des Verskünstlers gebot nicht mehr die Natur und Stimmung, sondern ein schulge-

rechter Fleiß, welcher jeder individuellen Freiheit in den Weg trat. Aber dabei blieb Nonnus nicht stehen; er erschwerte noch die Mühen dieses feinen Schnitzwerkes durch eine Reihe peinlicher Observanzen, indem auch die Wahl der Partikeln, die Zulässigkeit der Endungen je nach den Plätzen des Verses und vollends die Wortstellung berechnet wurden."

Wenn Nonnus neben dem Homer auch die Alexandriner, namentlich Kallimachus, zum Vorbild nahm, so hält sich dagegen Quintus (Kointos) mit dem Beinamen „Smyrnäus" oder auch nach dem Fundorte der zuerst entdeckten Handschrift „Calaber," ausschließlich an Homer, so daß sein aus 14 Büchern bestehendes Epos sich sogar auf dem Titel als eine Fortsetzung der Homerischen Gesänge kundgibt. Seine erzählende Dichtung enthält die Darstellung der Begebenheiten vor Ilion vom Tode Hektors bis zur Heimkehr der Achäer im Ausdruck und in der Sprachweise Homers nach den Erzählungen der kyklischen Dichter (II. S. 128 f.) und der jüngeren Mythographen. Wenn auch ohne eigene Ideen und ohne die dichterische Gabe durch Einheit der Handlung und des Interesses den Leser zu fesseln, zeichnet sich Quintus aus durch kunstreiche Anordnung und Darstellung der Begebenheiten, deren Verlauf er „nach Art eines ausführlichen Tagebuchs" mit der Treue eines gewissenhaften Chronikschreibers, in weitläufigen Schilderungen und Erzählungen, mit Gleichnissen und Morallehren geschmückt, zu Ende führt. „Dabei darf man jedoch anerkennen," bemerkt Bernhardy, „daß er klar und geschmackvoll erzählt und vom heiteren Ionischen Grundton sich etwas anzueignen verstand; seine Schilderungen sind durchsichtig und in lichten Umrissen gehalten, ohne Schwulst und Uebertreibung. Diese Reinheit der Form würde nach dem Maße der damaligen Zeiten hoch anzuschlagen sein, wären nicht seine grammatischen Studien oberflächlich, seine Diction farblos und ohne Wechsel, seine Sprache mehrmals uncorrect und mangelhaft; denn wiewohl sie stets auf Homer als ihren Quell zurückgeht, so hat sie doch durch Anwendungen und Veränderungen in Phrasen, Bedeutungen und Structuren einen fremdartigen Ton angenommen. In seiner Auffassung der Götterwelt, worin namentlich Hera fast in Vergessenheit geräth, steht er auf dem Standpunkte des Apollonius: nur ist er entschiedener Fatalist." — Die „Eroberung Trojas" schildert noch ein anderer, wahrscheinlich dem fünften Jahrhundert angehörender Dichter, Tryphiodorus, ein Grammatiker aus Aegypten, in einem Gedichte von 691 Versen, „welches in der kältesten Erzählung ohne Leben und dichterischen Sinn, aber nicht ohne rhetorischen Wortfluß, Gleichnisse, Götterfiguren und sonstigen epischen Hausrath die mit dem hölzernen Pferde verbundenen Geschichten bis zu Trojas Fall und zur Abfahrt der Achäer möglichst gedrückt erzählt." In Form und Sprache richtet er sich besonders nach Nonnus. Unter den Nachahmungen Homers sind auch noch die „Homerocentra" zu erwähnen, eine aus 2343 Hexametern bestehende Lebensbeschreibung Christi aus homerischen Versen und Halbversen zusammengesetzt, eine wunderliche Composition, welche die Sage bald einem Pelagius, bald der durch ihre Schönheit, Talente und Schicksale berühmten Kaiserin Eudoxia zuschreibt (IV. S. 611); ferner „der Raub der Helena" von Kolluthus, einem epischen Dichter aus der ägyptischen Stadt Lykopolis. Das Gedicht, aus 392 Hexametern bestehend, worin die Sagen von der Hochzeit des Peleus und der Thetis bis zur Ankunft des Paris mit der geraubten Helena in Troja trocken und dürftig zusammengestellt sind, ist eine schwache Nachahmung Homers ohne Wärme, Gefühl und Anmuth. Dem sechsten Jahrhundert, in welchem Kolluthus gelebt haben muß, gehört wohl auch der Grammatiker Musäus an, der Verfasser der poetischen Erzählung „Hero und Leander," des anmuthigsten und genießbarsten Epos aus den Zeiten des Kaiserthums. Ein Nachahmer des Nonnus, dem er den Wohlklang des Versbaues und den kunstgerechten

Quintus. Tryphiodor. Kolluthus. Musäus.

Rythmus abgelernt hat, erzählt Musäus in 340 Hexametern nach einem wohl überlegten Plane in fließender, gebildeter Sprache und mit reinem Geschmack und Gefühl die bekannte elegische Liebesgeschichte. „Hero, die bewunderte Priesterin der Aphrodite von Sestos, der Liebesbund, den sie am Feste der Göttin sofort mit dem schönen Leander schließt, der kühne Schwimmer auf dem Hellespont, und als Preis dieser Liebesthat der nächtliche Umgang beider, Leanders Tod in den Stürmen des Meeres und das freiwillige, kurz aber pathetisch erzählte Ende der Hero: das sind die Grundgedanken eines von keinem Außenwerke durchbrochenen Stilllebens, hinter dem nirgend tiefer Ernst und sentimentale Reflexion sich verbirgt, sondern aus dem offen und jugendlich der Grundton sinnlicher Leidenschaft hervortritt." — In diesem Gedicht, das gleichsam an der Grenze der alt- und mittelgriechischen Poesie steht, indem es den Geschmack guter Zeiten zu dem rhetorischen Pomp des Verfalls gesellt, ruht der Keim des byzantinischen Romans.

2. Wissenschaft. Sammlungen u. Encyklopädien. Wie die Poesie der byzantinischen Periode wesentlich auf das Zusammentragen und Verarbeiten althellenischer Sagenschätze beschränkt blieb, so war das wissenschaftliche Studium hauptsächlich auf das Sammeln, Erklären und Excerpiren der klassischen Schriften früherer Jahrhunderte gerichtet, daher vor Allem die verschiedenen Zweige der Philologie gepflegt und ausgebildet wurden. Selbst die genannten Dichter, insbesondere Joh. Tzetzes, gaben sich mit solchen Studien ab, wie schon daraus hervorgeht, daß die meisten derselben als „Grammatiker" bezeichnet werden, eine Bezeichnung, die jedoch einen weiteren Gesichtskreis umfaßte und mit dem Begriff von „Gelehrten" zusammenfiel. Und wie ausgedehnt und umfangreich der Kreis dieser Studien oft war, ersieht man aus dem Beispiel des Kosmas von Calabrien, des Lehrers von Johannes Damascenus.

Als Kosmas auf dem Sclavenmarkte von Damaskus zum Verkaufe ausgeboten ward, weinte er, daß er die göttliche und weltliche Weisheit, die er erlernt, Niemandem mittheilen könnte, und gab dem Sergius, einem vornehmen Griechen am Chalifenhofe, der ihn in sein Haus aufnahm, damit er seinen Sohn Johannes unterrichte, von seinem Bildungsgange und der Summe seiner Kenntnisse folgenden, für die Studien seiner Zeit lehrreichen Bericht: „Ich übte zuerst meine Zunge durch der Rhetorik Uebungen; ich bildete meinen Verstand durch die Regeln der Logik; ich studirte die Moral, soweit sie Aristoteles und Plato gelehrt hatten; ich drang in die Kenntniß der Natur und ihrer Kräfte, so weit als dem Menschen vergönnt ist; die Rechnungen der Zahlenlehre sind mir bekannt, und die Demonstrationen der Lehre vom Ausgedehnten habe ich aufs Schärfste verfolgt; die Musik und die Verhältnisse, welche ihr zu Grunde liegen, habe ich erlernt; und auch die Lehre von den himmlischen Körpern nnd ihren Bewegungen genau studirt, weil die Betrachtung der Größe und Schönheit der Letztern am besten auf die Größe und Macht ihres Schöpfers schließen läßt. Nachdem ich dies alles durchlaufen, so drang ich in die Tiefen göttlicher Weisheit, erlernte ihre Lehre, so weit sie der Griechen Söhne enthüllt und las alle Schriften der alten Lehrer, um aus ihnen das Verborgene zusammenzustellen. Da ich dies gethan hatte, lehrte ich Andere, und ward mitten im Laufe meiner Lehre aufgehalten und gehindert — das entlockt mir Thränen."

Wie einst in Alexandrien und Rom, so wurde auch in Konstantinopel während dieser Culturperiode das Studium der alten Schriftsteller aufs Eifrigste

betrieben und zu dem Zwecke die griechische Sprache durch Grammatiken und Wörterbücher dem Verständnisse näher geführt und die Kenntniß derselben den späteren Geschlechtern erhalten. Die kaiserliche Bibliothek gewährte zu diesen Beschäftigungen die besten Hülfsmittel und mehrere Kaiser waren bedacht, durch Gehalte und Unterstützungen das Studium der alten Literatur zu fördern und zu beleben. Wissenschaftlich gebildete Männer suchten sowohl durch mündliche Vorträge als durch Commentare und Scholien zu den alten Klassikern die Sprach- und Literaturkunde zu heben, und da sie noch manche Schriften aus dem Alterthum besaßen, die in der Folge durch Gleichgültigkeit und Unwissenheit untergegangen sind, so liegen in ihren philologischen Werken, in ihren Zusammenstellungen, in ihren Wort- und Sacherklärungen, in ihren Auszügen, noch werthvolle Schätze verborgen, die für die Kenntniß des Alterthums von großer Bedeutung geworden sind. Die Commentare des Tzetzes zu Homer, Hesiod, Lykophron, die Glossarien von Orion, Hesychius u. a., die Anthologie des Stobäus und die „Bibliothek" des Photius, das Lexikon des Suidas und das Etymologicum magnum haben das Verständniß der alten Schriftsteller wesentlich gefördert, und manchen Schatz aus dem literarischen Schiffbruch gerettet.

Das Wörterbuch des Suidas, eines sonst völlig unbekannten Schriftstellers, wahrscheinlich aus dem zehnten oder elften Jahrhundert, „verband die weitläufigen Schichten der Glossare, Commentatoren, literarischen Register und Constantinischen Auszüge zum Repertorium für das Studium der Klassiker und der Bibel, für Welt- und Kirchengeschichte," indem es neben den Worterklärungen und Excerpten der älteren Grammatiker, Scholiasten und Lexikographen auch historische Notizen, vorzüglich Nachrichten über die berühmtesten Schriftsteller und Auszüge aus ihren Werken enthielt. Besonders wichtig ist es für die Geschichte des historischen Dramas. Ebenso ist das Etymologicum magnum „ein unmittelbar aus den guten grammatischen Quellenschriften gezogener Schatz für Sprach- und Sachgelehrsamkeit des Alterthums," indem es mit den grammatischen Bemerkungen eine Menge mythologischer und geschichtlicher Nachrichten vereinigt. Johannes von Stobi in Macedonien, gewöhnlich Stobäus genannt, wahrscheinlich dem sechsten Jahrhundert angehörend, hat in seiner „Blumenlese von Auszügen, Sprüchen und Lehren," nach dem Hauptcharakter des Inhalts gewöhnlich in „Eklogen" und „Sermonen" geschieden, längere und kürzere Stellen aus mehr als fünfhundert größtentheils verlornen Dichtern und Prosaschriftstellern des Alterthums gesammelt, um seinem Sohne „eine Richtschnur für sein Handeln" zu geben. „In der Benutzung der Prosaiker hat Stobäus ein zwiefaches Verfahren befolgt. Entweder gibt er einen allgemeinen Ueberblick der Ansichten eines Philosophen, oder er theilt einzelne Stellen wörtlich aus den Werken desselben mit. In jener ersteren Weise verfährt er häufiger in den Eklogen, seltener in den Sermonen, ohne Zweifel weil die Eklogen ein wissenschaftliches Ganze bilden sollen, während die Sermonen eine Sammlung von Sprüchen zur Beförderung der Lebensweisheit enthalten. Die Auszüge werden stets ohne Uebergänge an einander gereiht." — Der berühmteste und vielseitigste Schriftsteller der byzantinischen Zeit war Photius, der gewandte Staatsmann, der vom Anführer der kaiserlichen Garde und erstem Geheimschreiber im Jahr 857 zum Patriarchen der Hauptstadt ernannt wurde, ungeachtet er

Suidas.
Stobäus.
Photius. † 892.

die Priesterweihe noch nicht erhalten hatte. Ein Mann von reicher Bildung, selbstständigem Urtheil und ausgedehnter Gelehrsamkeit in den verschiedenartigsten Fächern entwickelte er eine vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit als einsichtsvoller Kritiker der griechischen Literatur, „deren Mittelpunkt ihm die kirchliche Schriftstellerei mit allen Feinheiten des theologischen Wissens (wie in den Briefen) blieb," als Ordner des Kirchenrechts und als Sammler des erwähnten Glossars, „für weltliche und geistliche Lesung angelegt." Sein berühmtestes Werk ist die „Bibliothek" (Myriobiblon) eine Zusammenstellung von Nachrichten und Excerpten aus 280 Werken, die er während seiner Gesandtschaft in Assyrien las, der Vorläufer und lange Zeit das Muster aller bibliographischen Werke, wenngleich ohne Ordnung und Methode zusammengestellt. „Heidnische und christliche, alte und neue Schriftsteller folgen auf einander, wie sie der Zufall dem Verfasser in die Hände führte; selbst verschiedene Schriften eines und desselben Mannes sind von einander getrennt." Unter den Profanschriftstellern, von denen Photius literarische Notizen und Auszüge mittheilt, sind eine große Anzahl nur aus diesen Mittheilungen bekannt. — Selbst im Kaiserpalast wurden diese gelehrten Studien des Sammelns und Excerpirens aufs Eifrigste betrieben, besonders von Constantin Porphyrogennetus und von Eudoxia, Tochter Constantins VIII. und Gemahlin eines andern Constantin mit Namen Ducas, die, nachdem sie den Thron mit dem Kloster vertauscht hatte, ein historisch-mythologisches Wörterbuch unter dem Titel Ionia, „Veilchengarten," verfaßte. — „Die griechische Literatur kennt keinen leidenschaftlicheren Encyklopädisten als Constantin Porphyrogennetus, keinen, der alles geistige Besitzthum, alle Denkmäler des Genies oder der Polymathie so systematisch unter Dach und Fach zu bringen sich abmühte, damit die weitschichtigen, damals schon unübersehlichen Massen in ein bequemes Maß für den Hausgebrauch und die Zwecke des Hofes gebracht würden." Außer seinen eigenen Schriften historischen, ethnographischen und gemischten Inhalts, wie „die Lebensgeschichte des Basilius;" das Buch „von der Staatsverwaltung" an seinen Sohn Romanus mit geographischen, ethnographischen und statistischen Angaben verschiedener barbarischer Völker nebst einer Anweisung zur Kunst des Regenten; wie die Werke „von den Streitkräften des Reichs und von der Hof- und Ceremonienordnung," „ein Meisterstück des kaiserlichen Witzes, welches die von lauter Pomp und Formalismus gefärbten Erscheinungen des öffentlichen Lebens, die bunteste Mannichfaltigkeit officieller Scenen von der Wiege bis zum Grabe an die Person des Kaisers als Ausfluß und Mittelpunkt aller Handlungen knüpft." — hat Constantin die Wissenschaft auch durch Sammelwerke bereichert, die auf seinen Befehl veranstaltet wurden, in der Absicht, den Inbegriff des Wissenswürdigsten aus den Werken früherer Zeit zusammenzustellen, ein zwar nützliches und wohlgemeintes Bestreben, durch das aber der Verlust mancher älteren Quellenschriftsteller, aus welchen Auszüge in die Sammlung aufgenommen wurden, herbeigeführt oder doch beschleunigt ward. So verfaßten auf seinen Wunsch Genesius von Byzanz und Leontius die Geschichte der dem Basilius vorangehenden byzantinischen Herrscher, als Einleitung der eigenen Biographie dieses Kaisers. Simeon der Metaphrast beschrieb in seinem Auftrag Heiligengeschichten „mit salbungsvollem Aberglauben;" Theophanes Nonnus u. A. stellten aus älteren Quellen einen Inbegriff der Heilkunde und der Thierarzneikunde (Hippiatrika) zusammen; Andere excerpirten die Schriften über Ackerbau und Landwirthschaft (Geoponika). In einem encyklopädisch-historischen Werke, das jedoch bis auf die Ueberschriften und einige Bruchstücke („Von Gesandtschaften;" „Von Tugend und Laster;" „Von Sentenzen") untergegangen ist, wurde aus älteren Schriftstellern, namentlich Historikern, Alles, was für seine Zeit wissenswürdig und nothwendig erschien, methodisch zusammengetragen und unter bestimmte

Constantin Porphyrogennetus.

Rubriken nach dem Inhalte gebracht. Wie die Pandekten den Inbegriff der Rechtswissenschaft, so sollte dieses Werk den Inbegriff der historischen Wissenschaft enthalten und damit die Masse der älteren Geschichtswerke selbst ersetzen. „Sieht man auf den Mechanismus dieses Unternehmens," urtheilt Bernhardy über die Wirkung dieser encyklopädischen Literaturthätigkeit des Kaisers, „welches der Trägheit schmeicheln, die Fortdauer der Quellenbücher, namentlich der bändereichen, bald überflüssig machen, die Literatur zu gleicher Zeit verstümmeln und sie selbst auf einen engen, gemeinnützlichen Auszug herabdrücken mußte, den jeder mit Leichtigkeit in einer Reihe von Fachwerken übersah und für seinen Bedarf handhabte: so wird man geneigt, ihn zu verdammen und sogar als Urheber des Verlustes an unschätzbaren Denkmälern der Prosa anzuklagen. Blicken wir aber in die längst eingetretene Verödung der Literatur, in die Thatsachen der schon im 10. Jahrhundert einbrechenden Barbarei, des wachsenden Ungeschmacks und der Dürftigkeit des Wissens, erwägen wir endlich, wie der Studienkreis immer kleiner, das gelehrte Studium beschränkter wurde: so läßt sich kaum zweifeln, daß der Verfall auch ohne Constantins Anstalten nicht ausgeblieben wäre, daß wir ihm vielmehr die Rettung eines Schatzes von Bruchstücken und Kenntnissen danken, der noch zur rechten Zeit konnte geborgen werden, und den man ihm als eigenes Verdienst nachrühmen darf. Uebrigens ist es jetzt unmöglich, die Sammlungen, welche der unmittelbare Wille des Kaisers verordnete, von den Privatarbeiten zu scheiden, die, nachdem der Ton angegeben, und die Lust an ähnlichen Compilationen geweckt worden, von Nachahmern ausgingen: aber diese wie jene schlossen die propädeutischen Fächer aus, während sie jeden Zweig des praktischen und berufmäßigen Wissens umfaßten."

Eine ähnliche Richtung zum Sammeln, Excerpiren und Zusammenfassen vorhandener Stoffe gibt sich auch in der byzantinischen Geschichtschreibung kund, die sich wesentlich auf Chroniken und Biographien, auf Gedächtnißschriften und Memoiren beschränkt, zuweilen zur Weltchronik sich erhebt und besonders „das gedehnte kirchliche Detail ohne Reiz und Urtheil erzählt." Schon Eusebius von Cäsarea, den wir bereits als den Vater der Kirchengeschichte kennen gelernt (IV. S. 518. 590. 659.), verfaßte eine „Chronik" oder „Allgemeine Geschichte" in zwei Büchern, wovon das erste, nur in der lateinischen Bearbeitung und Fortsetzung des heil. Hieronymus und in einer armenischen Uebersetzung vorhandene Buch unter dem Titel „Chronographie" eine ethnographische Geschichte aller Völker und Staaten von Erschaffung der Welt bis zum Jahr 325 mit Bruchstücken und Auszügen aus ältern Schriftstellern, das zweite, der „chronologische Kanon," synchronistische Tabellen enthielt. 3. Geschichtschreibung. Eusebius.

Selbst Zosimus, neben dem früher erwähnten Procopius (IV. S. 739 f.) der bedeutendste Historiker der byzantinischen Zeit, der den unwürdigen Zustand des Kaiserreichs mit freimüthigem Urtheil, mit Sachverständniß und mit Kenntniß der Welt und der menschlichen Dinge darstellte, nicht ohne sichtliche Abneigung gegen das Christenthum und die Vereinigung aller Staatsgewalt in den Händen eines einzigen unbeschränkten Machthabers, hat in den vier ersten Büchern die Erzählungen seiner Vorgänger, eines Herennius Dexippus, eines Eunapius und Olympiodor, compilirt und abgekürzt. Erst vom fünften Buch an wird er pragmatischer Geschichtschreiber, verfolgt

er die Begebenheiten in ihren Anfängen und Folgen. Wie Polybius mit Bewunderung das Wachsthum Roms nachzuweisen bemüht war, so suchte Zosimus die Ursachen des Verfalls dieses mächtigen Weltreiches zu ergründen und fand sie hauptsächlich in dem Verlassen der alten Religion und in der monarchischen Allgewalt.

Sowohl die erwähnten Zeitbücher des Eunapius von Sardes und des Olympiodor von Theben in Aegypten, als die historischen Schriften des Petrus von Thessalonich, Justinians Gesandten am ostgothischen Hof (IV. S. 768), die „byzantinische Geschichte" des Priscus von Thracien, dessen Bericht über Attilas Hofleben wir oben kennen gelernt (IV. S. 639) und seines Fortsetzers Malchus von Philadelphia in Syrien, so wie die übrigen Annalisten und Memoirenschreiber, einen Nonnosus, Johannes von Lydien u. A. kennen wir nur aus den Auszügen der späteren Schriftsteller, insbesondere des Photius und Constantinus Porphyrogennetus. War in den historischen Werken des fünften bis siebenten Jahrhunderts immer noch ein größerer oder geringerer Rest der alten Kunst und Gesinnung zu erkennen, so verschwand in den Geschichtsbüchern des folgenden Zeitalters jede Spur von eigenem Urtheil, von Planmäßigkeit und Geschmack, so daß sie nur um des Stoffes willen, oder weil sie aus Quellen schöpften, die für uns versiegt sind, einigen Werth haben, sofern sie nicht durch religiöse Engherzigkeit, Parteilichkeit oder Schmeichelei auch noch die Zuverlässigkeit ihrer Angaben mindern und das Vertrauen der Leser erschüttern.

Petrus u. Priscus.

Man theilt die byzantinischen Schriftsteller historischer Gattung gewöhnlich in vier Classen: in eigentliche Geschichtschreiber oder Annalisten, die in den Sammlungen byzantinischer Geschichtschreiber zusammengestellt, eine vollständige Geschichte des oströmischen Reichs von der Gründung durch Constantin bis auf die Eroberung der Hauptstadt durch die Türken bilden. In diese Reihe rechnet man Zonaras, Nicetas, Nicephorus und Chalkondylas, Historiker, die erst den vier letzten Jahrhunderten der byzantinischen Herrschaft angehören und daher später eingehender besprochen werden müssen. Die zweite Classe umfaßt die „Chronisten," d. h. solche Schriftsteller, welche die geschichtlichen Begebenheiten von Erschaffung der Welt bis auf ihre Zeit in chronologischer Ordnung ohne inneren Zusammenhang aus älteren Werken zusammengestellt haben. Die bedeutendsten darunter, wie Georgius Syncellus und seine Fortsetzer, die Verfasser des Chronikon Paschale, die Chronikschreiber Simeon Metaphrastes, Julius Pollux u. A. lebten im neunten und zehnten Jahrhundert.

Die Chronisten.

Georgius, nach seinem Kirchenamt Syncellus genannt, wollte seine „Chronographie" von Erschaffung der Welt bis auf seine Zeit führen, wurde aber durch den Tod an der Vollendung gehindert. Wenn gleich unkritisch und an vielen Mängeln leidend, ist das Werk doch für die alte Chronologie von höchster Wichtigkeit. Seine Hauptquelle ist die Chronik des Eusebius, die er, wie man aus der armenischen Uebersetzung ersieht, vollständig benutzt und ausgeschrieben hat. Sein Fortsetzer von Diocletians Regierung, 285 bis zum Jahr 813, ist der erwähnte Theophanes Isaacius, Abt eines griechischen Klosters, der wegen der Verfolgungen, die ihm die Vertheidigung der Bilder unter Leo dem Armenier

zuzog, den Beinamen „Confessor“ erhielt. Seine Chronik umfaßt die kirchlichen und politischen Ereignisse nach der Jahresfolge, und wurde fortgeführt von Johannes Scylitzes (Kuropalates), von Leo Grammaticus oder Kar und von Georg Monachus. — Johannes von Antiochia, genannt Malalas, wodurch im Syrischen ein Rhetor oder Sophist bezeichnet wird, schrieb eine von Erschaffung der Welt bis 566 reichende Chronik, „welche mitten unter Fabeln und Irrthümern die werthvollsten Nachrichten aus verlornen Schriftstellern enthält,“ worin „die vollendete Plattheit mit den Träumen geschichtlicher Erinnerungen spielt.“ — Von größerer Wichtigkeit war das „Chronikon Paschale,“ so genannt, weil es nach dem in verschiedenen Städten und Provinzen beobachteten Kanon des Osterfestes verfaßt ist, „eine geistliche Compilation aus besseren Trümmern der Ethnographie.“ Diese Chronik heißt auch die alexandrinische, weil sie Einige für ein Werk des Bischofs Georgius von Alexandria hielten und »Fasti Siculi«, weil die erste Handschrift in Sicilien entdeckt ward. Die „Osterchronik“ hat drei Verfasser: der erste hat sie von Adam bis auf das Jahr 354 geführt; der zweite bis 630; der dritte fügte ein Verzeichniß der Kaiser bis 1042 hinzu. Auch von dem oben erwähnten Nicephorus, der wegen seiner Bilderverehrung den Patriarchenstuhl von Konstantinopel einbüßte und 828 im Kloster starb, hat man eine kurzgefaßte Geschichte vom Jahr 602 bis 770. Die Chroniken von Julius Pollux, wobei die kirchlichen Ereignisse vorzugsweise berücksichtigt sind, und von Georgius Cedrenus, einem Mönch aus dem elften Jahrhundert, enthalten meistens nur Auszüge aus den älteren Zeitbüchern. An dem kleinen Abriß der alten und neuen Kirchengeschichte des J. Pollux ist schon ersichtlich, „wie das historische Wissen in einen Katechismus für Jedermann zusammenschrumpft.“ Von höherem Werth ist die erwähnte Chronik des Simeon Metaphrastes, eines Staatsmannes aus dem zehnten Jahrhundert, der die Würde eines Geheimschreibers und Patricius am byzantinischen Hof bekleidete und als Gesandter bei dem arabischen Fürsten Leo von Tripolis die Schonung der Stadt Thessalonich auswirkte, weil sie aus den Werken von zehn verlornen Autoren entlehnt ist. Das „Zeitbuch“ des Michael Glykas, das bis zum Jahr 1118 reicht, ist gleich werthvoll für die Geschichte und für die Bibelerklärung. Auch Chroniken in Versen besitzt man von Constantinus Manasses aus der Mitte des 12. Jahrhunderts und von Ephraemius. — „Wie sehr auch diese Sammelschriften von einander in Brauchbarkeit sich unterscheiden,“ sagt Bernhardy, „so theilen sie doch die Formlosigkeit und den mit groben Idiotismen stark versetzten Sprachschatz, die märchenhafte Unkenntniß des Alterthums, namentlich der Römischen Geschichte, die Abstumpfung gegen Urtheil und Zusammenhang; sie sind ungerecht, kleinlich und in Nebendingen weitschweifig, über alles Wesentliche schweigsam, ganz wie die Zeit der Schriftsteller kleinlich und thatenarm, im Wort dagegen überströmend geworden war.“

In die dritte Klasse zählt man diejenigen Schriftsteller, welche, wie Johannes von Epiphania, der Verfasser einer „Geschichte des persischen Krieges,“ besondere historische Ereignisse dargestellt oder Biographien einzelner Kaiser verfaßt haben. Unter den letzteren verdient die vorzüglichste Stelle: Agathias von Myrina, der Fortsetzer des Procopius, der, wenn er auch an Geist und Einsicht seinen Vorgänger nicht erreicht, und durch schwülstige, mit poetischen Floskeln angefüllte Sprache hie und da den Leser abstößt, dennoch an historischem Sinn, an Einsicht in die Verhältnisse des Kriegs und Friedens und an interessanten Nachrichten über die Gebräuche und Einrichtungen fremder Völker seine Nachfolger weit übertrifft. Dieses Lob gebührt auch seinem Fortsetzer Menander von Konstantinopel, so weit man aus den werthvollen Auszügen urtheilen kann, die sich in dem Sammelwerke des Constantinus Porphyrogennetus von ihm erhalten haben. Sein Werk war die Frucht eines zurückgezogenen Lebens aus der Welt des Geräusches und der Zerstreuung, in der er seine Jugend ver-

bracht. — Die Regierung und der tragische Ausgang des Kaisers Mauritius haben in Theophylaktus Simokatta einen oratorischen, sentenzenreichen Darsteller gefunden. Dem rednerisch ausgeschmückten Werke Constantins „von dem Leben und den Thaten Basilius des Macedoniers" lag die Absicht zu Grunde, „eine Regel und ein Vorbild aufzustellen, das seine Nachkommen zum Muster nehmen möchten." Unter der vierten Klasse der byzantinischen Historiker endlich begreift man diejenigen, welche über Verfassung, Alterthümer und statistische Gegenstände geschrieben haben. Dahin gehören die Werke des Johannes Laurentius, genannt Lydus, aus dem sechsten Jahrhundert, „von den römischen Magistraten" in 3 Büchern, wichtig für die Kenntniß der römischen Alterthümer, und „von den göttlichen Zeichen," eine Zusammenstellung alles dessen, „was sich von der etruskischen und römischen Wissenschaft der Auguren bis zur Zeit Justinians erhalten hatte," eine Schrift, die jedoch nur verstümmelt oder in Uebersetzungen (von Beda Venerabilis) erhalten ist. Ferner „der Reisegefährte" des Grammatikers Hierokles, eine Beschreibung der 64 Provinzen des oströmischen Reichs und der 935 darin gelegenen Städte, die nur in einigen Fragmenten vorhandene „Weltgeschichte" des Hesychius von Milet, die oben erwähnten Schriften des Kaisers Constantinus Porphyrogennetus, und das Werk des Georgius Kodinus „von den Hof- und Kirchenämtern."

Geographie u. Astronomie. Neben den philologischen und historischen Studien wurden auch die übrigen Zweige des Wissens gepflegt. Wir haben früher gesehen, wie sehr die Chalifen bemüht waren, byzantinische Geographen, Aerzte, Mathematiker und Gelehrte aller Art an ihre Höfe zu ziehen, und wie viel die arabische Cultur den Uebersetzungen und Unterweisungen der Griechen zu verdanken hatte. Und wenn auch die Schriften, aus welchen die Araber ihre Belehrung schöpften, größtentheils einer früheren Periode angehörten, so war man doch auch im neunten und zehnten Jahrhundert beflissen, den alten Schatz zu wahren und hie und da zu mehren. Das wichtige Werk des Stephanus Byzantinus aus dem fünften Jahrhundert „von den Städten" mit umfassenden Beschreibungen der Länder und Völker und mit geschichtlichen und mythologischen Ausführungen, ist nur in geringen Bruchstücken auf uns gekommen; dagegen hat sich ein theologisch-geographisches Werk aus der Mitte des sechsten Jahrhunderts unter dem Titel „Christliche Topographie" erhalten, dessen Verfasser in den Handschriften Kosmas genannt wird. Darin wird im Gegensatz zu dem heidnischen Lehrgebäude des Ptolemäus ein Weltsystem aufgestellt, das alle Himmelserscheinungen erklären und zugleich mit der Bibel vollkommen übereinstimmen sollte, ein „Kosmos" auf christlichem Standpunkte, nicht ohne Scharfsinn, Talent und Phantasie entworfen und mit manchen lehrreichen Angaben über ferne Länder und Völker bereichert. In der Mathematik und Astronomie, in der Architektur und Mechanik waren die Griechen die Lehrmeister der Araber wie der Abendländer und in der technischen Fertigkeit und Gewandtheit bei allen Arten des Gewerbfleißes und höheren Luxus, namentlich in der kunstvollen Bereitung von Waffen und Schmucksachen, von feinen Geweben in Seide, Wolle und Baumwolle, von gefärbten Gewändern,

standen sie allen Völkern im Osten und Westen weit voran. Ihre Erzeugnisse und Kunstwaaren waren gesuchte Handelsgegenstände bei den Arabern wie im christlichen Abendlande. In den schönen Künsten waren die Byzantiner noch immer die Lehrmeister und Muster. Zwar standen die Werke der Plastik weit hinter den Statuen und Reliefs des Alterthums zurück, welche die öffentlichen Plätze und Gebäude der Hauptstadt schmückten und durch ihre verschwenderische Pracht noch spät die fremden Beschauer mit der lebhaftesten Bewunderung erfüllten, und die Schnitzarbeiten von Holz und Elfenbein, wie zierlich und elegant auch die technische Behandlung sein mochte, konnten an Kunstvollendung und edlen Formen nicht von ferne mit den antiken Sculpturwerken verglichen werden; zwar war die Malerei, in den Dienst der Kirche gebannt und fast ausschließlich von Mönchen geübt, weit entfernt von dem freien Schaffen nach den Gesetzen der Schönheit und Idealität, und in den typischen Bildern nach überkommenen Formen und Regeln war weder edler Geschmack, noch Studium der Natur zu bemerken, vielmehr beharrten sie, nur für kirchliche Zwecke bestimmt und der Andacht und religiösen Erhebung dienend, „in der hülflosen Haltung dürrer Gestalten und länglicher Gesichter, in harter Zeichnung und dunkeln vergilbten Farbentönen." Dagegen hielt sich die Architektur noch auf der Höhe der Kunstvollendung und der byzantinische Baustyl übte im Morgenland und Abendland eine bestimmende Macht bei der Errichtung von Kirchen, Moscheen und Palästen. Erwies sich in den Gemälden, in den Werken der Plastik und in den musivischen Arbeiten die Stärke des Künstlers in einem äußerlichen orientalischen Glanze, der in reich vergoldeten Flächen, buntfarbiger Ausführung und reich verzierter, faltiger, die Glieder dicht verhüllender Gewandung das Auge fesselte; so gab sich dagegen in der Architektur, seitdem Anthemius unter Justinian in der Sophienkirche ein unübertroffenes Muster von Symmetrie und prachtvoller Ausstattung aufgestellt, ein kühnes und freies Schaffen kund, das die nüchterne, römische Ueberlieferung der Basiliken weit zurück ließ. Wenn in der Plastik die mumienartige Starrheit, der typische Formenschnitt und die Ausdruckslosigkeit der Gestalten abstoßen, wenn in den Mosaikarbeiten und in den kleineren Bildern und Miniaturen der mechanische Fleiß, die ausdauernde Technik und die augenfällige Verzierung den Mangel gu Leben und Natur, an Freiheit und Bewegung nur dürftig ersetzen und verhüllen; so machen dagegen die Bauwerke des byzantinischen Styls mit ihren Kuppelgewölben, ihren Vorhallen, Portalen und Fenstern in Rundbogenform, ihrer reichen Marmorpracht an Wänden, Nischen und Pfeilern, ihren zierlichen, oft gewundenen Säulen mit blättergeschmückten Kapitälen einen gefälligen, ja mitunter imponirenden Eindruck. „Der centralisirende Kuppelbau mit Allem, was an räumlicher Anordnung und Wirkung davon abhing," bemerkt Kugler, „die eigenthümliche Weise des decorativen Geschmackes, welcher die Massen im erdenkbar reichsten Farben- und Formen-

Byzantinische Kunst.

spiele umkleidete, zugleich aber das Bedürfniß einer ästhetisch organischen Entwickelung der Formen fast völlig verlor, bildete sich an den Hauptbauten der Epoche Justinian's zum charakteristischen Systeme aus." Bis zum zehnten Jahrhundert wetteiferten viele Kaiser in Ausschmückung der Hauptstadt und ihrer Umgebung: nach dieser Zeit fehlten aber Mittel und Kräfte, so daß viele der alten Prachtbauten in Verfall geriethen und die neuen Werke an Umfang und Kunstfertigkeit immer mehr abnahmen.

2. Das Frankenreich unter den Karolingern.

Die historische Literatur des Zeitraums. Die Quellenschriftsteller über diese und die folgende Periode finden sich gesammelt in dem bis jetzt 18 Foliobände umfassenden, großartigen Werke Monumenta Germaniae historica cet. ed. Heinr. Pertz. Hannov. 1826—1863, von welchem die wichtigsten Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit von jüngeren Gelehrten ins Deutsche übersetzt und mit Erklärungen und Einleitungen versehen durch Pertz, J. Grimm, K. Lachmann, L. Ranke, K. Ritter herausgegeben und nebst anderen Quellen in dem Werke von W. Wattenbach: „Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter" (Berlin 1858) erläutert und allseitig beleuchtet sind. Neben diesen Quellenwerken sind die durch die historische Commission bei der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Jahrbücher der deutschen Geschichte," insbesondere die „Jahrbücher des fränkischen Reichs" von Heinr. Hahn (Berlin 1863) und die „Geschichte des ostfränkischen Reichs" von Ernst Dümmler (Berlin 1862) eine reiche Fundgrube neuer Materialien. An diese reihen sich die neuen Werke von Georg Waitz „Deutsche Verfassungsgeschichte" insbesondere Band III und IV: „Die karolingische Zeit;" und mehrere Aufsätze in den unter dessen specieller Redaction von der genannten historischen Commission veröffentlichten „Forschungen zur deutschen Geschichte" (Göttingen 1862) namentlich im zweiten Bande: H. Pabst: „Geschichte des langobardischen Herzogthums," eine Arbeit, die in einzelnen Punkten die Schrift von Dr. Sigurd Abel „Untergang des Langobardenreiches in Italien" (Göttingen 1859) und das schon früher erwähnte Werk von Karl Hegel (Geschichte der Städteverfassung von Italien) ergänzt, ferner: Histoire des Carolingiens par L. A. Warnkoenig & P. A. F. Gérard; Bruxelles & Paris 1862, 2 Bde, und die deutschen Geschichtswerke von W. Giesebrecht („Geschichte der deutschen Kaiserzeit" Bd. 1. Braunschw. 1863. 3. Aufl.) und Dr. E. F. Gouchay (Geschichte der deutschen Monarchie. 1. Bd. Frankf. a. M. 1861). Auch die gründliche Abhandlung von Dr. Ed. Jacobs, „Das Jahr 813 nach Chr., ein Beitrag zur Geschichte Karls des Großen," wurde gebührend berücksichtigt. — Zwischen den Quellenwerken und diesen neuesten Forschungen nimmt nun noch eine reiche historische Literatur Platz, von der gleichfalls Gebrauch gemacht werden mußte, sowohl allgemeine Werke, wie die bereits mehrfach erwähnte „Geschichte der europäischen Staaten" von Heeren und Ukert, von denen die einzelnen Theile (Schäfers Geschichte von Spanien; Alex. Schmidt's Geschichte von Frankreich; Lappenberg's Geschichte von England; Pfister's Geschichte der Teutschen; Dahlmann's Geschichte von Dänemark; Leo's Geschichte von Italien u. a.) benutzt wurden, wie die Geschichtswerke über Deutschland und das deutsche Volk von M. Ign. Schmidt, H. Luden, H. Rückert, Philipps, Max Wirth, H. Leo (Vorlesungen), Ad. Pfaff, J. Venedey u. a., wie ferner die Geschichtswerke über Frankreich von Daniel, Abbé Velly, Mezeray, Michelet, Sismondi u. a. und über England von Hume, Lingard, Turner, Palgrave, Kemble u. a. und die Geschichte des Mittelalters von Rehm (s. oben), Rühs (3 Bde. Wien 1817), H. Leo (2 Bde. Halle 1829), Schlosser (2. u. 3. Bd. der „Weltgeschichte"); als größere

und kleinere Schriften monographischer Art, wie das schon erwähnte Werk von Mannert (IV. S. 518), wie die Histoire des institutions Carolingiennes cet. par Lehuëron (Paris 1843); und die Essais sur l'histoire de France par M. Guizot 2me éd. Paris & Leipzig 1824); E. Arnd, Geschichte des Ursprungs und der Entwickelung des französischen Volks. Leipzig 1844; J. Ellendorf, die Karolinger und die Hierarchie ihrer Zeit Essen 1838. 2 Bde.; Ferd. Heinr. Müller, die deutschen Stämme und ihre Fürsten. Berlin 1840 ff.; G. H. Pertz, Geschichte der Meroving. Hausmeier. Hannover 1819, wie ferner die Schriften über Karl den Großen und seine Zeit: Hegewisch, Geschichte der Regierung Kaiser Karls des Gr. Hamburg 1791 und Geschichte der fränk. Monarchie. Hamburg und Kiel 1779; Dippold, Leben Kaiser Karls d. Gr. Tübingen 1810; Fr. Lorentz, Karls des Gr. Privat- und Hofleben (in Raumer's histor. Taschenbuch. 3. Jahrg. 1832) und Alcuins Leben. Halle 1829; Fr. Funk, Ludwig der Fromme. Frankf. a. M. 1832 und über dessen auswärtige Kriege in den verschiedenen Ländern: Schaumann, Geschichte des niedersächsischen Volks (Göttingen 1839) und Gaupp, Recht der alten Sachsen. Breslau 1837; Ledebur, Kritische Beleuchtung einiger Punkte in den Feldzügen Karls des Gr. gegen die Sachsen und Slaven. Berlin 1829; Just. Möser, Osnabrückische Geschichte. Bd. 1. und 2. Berlin 1780; Stälin, Würtembergische Geschichte. 1. Bd. Stuttgart und Tübingen 1841; Buchner, Geschichte von Baiern. Regensburg u. München 1820—55. 10 Bde.; M. Büdiger, Oesterreichische Geschichte. Leipz. 1858. Ferner über Kirche, Kunst und Literatur: die schon früher erwähnten Kirchengeschichten von Schröckh, Neander, Gieseler, Hahn, Hagenbach und vor Allen: F. Ch. Baur, die christliche Kirche des Mittelalters (Aus dem Nachlaß herausgegeben von dessen Sohn. Tübingen 1861.) und Rettberg, Kirchengeschichte Deutschlands. 2 Bde. Göttingen 1846; die Geschichte der römischen Literatur im karoling. Zeitalter von J. Ch. F. Bähr (Supplementband 3). Karlsruhe 1840; H. Ritter, Geschichte der Philosophie. Bd. 7 u. 8; Gregorovius, Gesch. der Stadt Rom im Mittelalter. Bd. 2, 3. Die Kunstgeschichten von Lübke, Kugler, Schnaase; und endlich die Werke über einzelne Parthien der Geschichte wie Eichhorn, Deutsche Staats- und Rechtsgeschichte. Bd. 1 u. 2. 5. Aufl. Göttingen 1843; Hüllmann, Gesch. des Ursprungs der Stände. 2. Aufl. Berlin 1830. Roth, Gesch. des Beneficialwesens (Erlangen 1850); G. L. v. Maurer, Gesch. der Fronhöfe, der Bauernhöfe und der Hofverfassung in Deutschland. Erlangen 1862 u. a. W.

A. Karl Martell und Pippin.

Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten den Frankenherzog Karl kennen gelernt, der als Major Domus mit gewaltigem „Hammer" die inneren und äußeren Feinde niederschlug und die Herrschaft des Karolingischen (Arnulfingischen) Hauses, die sein Vater Pippin zuerst auf sicherer Grundlage angebahnt, dem Ziele nahe führte. Es war eine überwältigende Persönlichkeit, jener Karl Martell, eben so staatsklug als tapfer, eben so eifrig bemüht, die Feinde der Christenheit zu überwinden und dem Evangelium neue Bekenner zu gewinnen, als die Widersacher unter den einheimischen Großen und unter dem gallischen Klerus niederzuwerfen und ihre Demüthigung zu seiner eigenen Erhebung zu benutzen. Mochten auch noch merovingische Schattenkönige Krone und Scepter führen und auf den Märzfeldern die Geschenke der Edlen in Empfang nehmen; Karl fühlte sich durch ihr Dasein in seinem freien Handeln wenig beschränkt. Wir haben gesehen (IV. S. 699), daß er in den letzten Jahren seines thatenreichen Lebens

K. Martell's Regierung nach Außen.

keinen König des alten Geschlechts zur Seite hatte. Er war der eigentliche Herr und Gebieter des ganzen Frankenreichs. Mit starker Hand wahrte und befestigte er die Reichseinheit und die Hoheitsrechte der fränkischen Herrscher. Die Allemannen, welche sich dem Machtgebote der Franken zu entziehen suchten, wurden in das Verhältniß der Abhängigkeit zurückgebracht; doch bewahrten sie ihre Stammverfassung und noch einige Zeit ihre eigenen Herzöge; Baiern, wohin sich Plechtrudis mit ihrer Tochter und einem Theil der Schätze zurückgezogen, wurde durch die Waffen zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit gezwungen; Swanahild, aus dem herzoglichen Hause der Agilolfinger, folgte dem Sieger als zweite Gemahlin und verstärkte die politische Einigung durch das Band der Blutsverwandtschaft. Die Friesen, deren südliche Gaue mit der Stadt Utrecht bereits dem Gebote der Franken gehorchten, ergriffen von Neuem das Schwert für ihre alte Freiheit und den Glauben der Väter. Da zogen fränkische Heere von der Land- und Seeseite in die sumpfigen Niederungen; der Friesen-Herzog Poppo fiel im Kampfe; seitdem ist hier von einer selbständigen herzoglichen Gewalt keine Rede mehr; die fränkische Herrschaft reichte bis an die Gestade der Nordsee. Die Götzenbilder sanken, doch fuhren die Einwohner fort, in ihren freien Gemeinden nach eigenem Recht zu leben. Die Sachsen, die sich über Thüringen und Hessen ausgebreitet, wurden zurückgedrängt und einzelne Gaue des eroberten Gebietes zur Unterwerfung und Zinspflicht gebracht. Und um die Verbindung fester zu begründen, beförderte Karl die Bekehrung des Volkes zum Christenthum durch britische Glaubensboten. Wir werden später erfahren, wie erfolgreich der angelsächsische Mönch Winfried (Bonifacius) unter fränkischem Schutze den römischen Kirchenglauben bei den heidnischen Germanen aufrichtete.

Im Innern. Nicht minder kraftvoll und energisch erwies sich Karl Martells Regierung im Innern. Die Schlacht bei Poitiers und die Kämpfe an der Rhone und bei Narbonne (S. 119 f.) retteten nicht blos die abendländische Christenheit vor den Waffen der Saracenen; sie bewirkten auch, daß der Herzog Eudo von Aquitanien und die burgundischen und westgothischen Grafen, die sich bisher gegen die fränkische Herrschaft sehr feindseelig gezeigt hatten, sich an Karl anschlossen und durch Unterwerfung und Fügsamkeit sich den Beistand des mächtigen Nachbars erkauften. Und nicht blos die Feinde, die im offenen Felde mit Schwert und Lanze einherzogen, zwang die Energie des Major Domus zum Gehorsam; auch die trotzigen Großen weltlichen und geistlichen Standes, die „kleinen Tyrannen," wie sie Einhard nennt, „die durch ganz Francien sich die Herrschaft anmaßten," wurden niedergeworfen und zum Gehorsam und friedfertigen Verhalten gebracht. In Austrasien hatte das karolingische Fürstenhaus wenige Widersacher; hier, wo der Kern und die Mehrheit der Bevölkerung germanischer Herkunft war, wurde der stammverwandte Major Domus in seinen politischen, kriegerischen und religiösen Bestrebungen kräftig unterstützt. Anders

stand es in Neustrien, wo einheimische Barone und mächtige Kirchenfürsten nach einer unabhängigen, selbständigen Stellung trachteten und unter dem Scheine der Loyalität und Anhänglichkeit an die merovingische Dynastie dem aufstrebenden Herrschergeschlecht Trotz und Widerstand entgegensetzten, und im Südwesten und Südosten des Reichs, in Aquitanien und Burgundien, wo sich die gesammte Aristokratie abwehrend gegen die germanischen Eroberer verhielt. In diesem schwierigen Werke, „die selbständigen Gewalten, die sich überall auf gallischem Boden erhoben hatten, zu brechen, die einzelnen Städte und Territorien wieder in die wahre Abhängigkeit von dem Mittelpunkte des Reiches zu setzen und so die Mittel einer starken und kräftigen Herrschaft zu sichern," ging Karl mit eben so viel Umsicht als Energie zu Werke. Sobald er in einer ungehorsamen oder zweideutigen Landschaft seine Standarte aufgerichtet, setzte er sichere, getreue Männer als Beamte und Grafen ein und verlieh ihnen Grundbesitz, den er theils aus dem Krongut oder dem verwirkten Eigenthum der abtrünnigen Großen ausschied, theils der Kirche entriß. Durch dieses Verfahren erreichte er den doppelten Zweck: daß er mittelst Verleihung von „Beneficien" seine Getreuen belohnte und zu neuen Waffendiensten um so bereitwilliger machte und daß er zugleich seine Widersacher strafte und schwächte. Vor Allem fühlte die hohe Geistlichkeit, die reichen, mächtigen und trotzigen Bischöfe, sowohl fränkischer als römischer Abkunft, welche die einträglichen Stellen als Erbtheil ihrer Familien und Verwandten ansahen und dem Frankenherrscher feindliche Gesinnung hegten, sich öfters seinen Geboten widersetzten oder ihm den Eingang in ihre Städte weigerten, den starken Arm des Gebieters und die Entschiedenheit seines Willens. „Er entfernte die widerspenstigen Bischöfe von ihren Aemtern," sagt Waitz, „schickte sie in die Verbannung oder belegte sie mit anderen Strafen; er gab dann ihre Stellen und eben so die reichen Abteien Galliens an ergebene, zum Theil verwandte Männer. Diese gehörten nicht dem geistlichen Stande an, sie befleißigten sich auch jetzt nicht, wie es doch früher üblich war, wenn ein hoher Weltlicher das Bisthum übernahm, eines gewissen geistlichen Wandels, sondern sie setzten durchaus das alte kriegerische Leben fort. Nur auf die weltlichen Rechte und Besitzungen, welche mit dem Bisthum oder der Abtei verbunden waren, ward gesehen. Diese dienten den Freunden und Anhängern Karls zur Belohnung, und in ihren Händen waren sie zugleich eine Stütze für seine Herrschaft. Auch wurden ohne Rücksicht auf kirchliche Vorschriften mehrere Stellen in Einer Hand verbunden: Milo empfing die Stifter Trier und Rheims, Hugo, der Neffe Karls, die Bisthümer Paris, Rouen und Bayeux, dazu die Abteien Fontenelle und Jumieges. Andere Stifter wurden eine Zeitlang gar nicht eigentlich besetzt, sondern über die Güter und Einkünfte in anderer Weise zu Gunsten des Herrschers und seiner Getreuen verfügt." Diese königlichen Schenkungen oder Landesübertragungen zum Besitz oder Nießbrauch begründeten ohne Zweifel „eine

Sein Verfahren gegen Kirche und Klerus.

persönliche Verbindung zwischen dem Geber und Empfänger," waren somit die Anfänge der Vassallität, der Beneficial- oder Lehnsverhältnisse im Frankenreich. Bald kamen diese für die kirchlichen Beneficien geltenden Grundsätze auch bei andern Uebertragungen in Anwendung. Die Empfänger hatten dafür dem Fürsten Ergebenheit und Treue zu zeigen und vor Allem ihm mit ihren Leuten in den Krieg zu folgen.

Von der Geistlichkeit gehaßt. Durch diese Eingriffe in das Kirchengut und die Mißachtung der kanonischen Vorschriften bei Vergebung der Kirchenämter zog sich Karl Martell den Haß der Geistlichkeit zu. Und wie groß auch die Verdienste waren, die er sich durch seine Siege über die Saracenen um die ganze Christenheit erwarb, wie sehr er auch bei verschiedenen Gelegenheiten bewies, daß er nicht aus Feindschaft gegen die Kirche zu solchen, mitunter allerdings gewaltsamen Maßregeln geschritten, wie sehr er durch die Beförderung der Missionen unter den Heiden seinen religiösen Sinn bethätigte und die Anwendung heidnischer Gebräuche mit hohen Geldstrafen verbot; die Geistlichkeit verzieh ihm nie, daß er Kirchengüter an Laien vergeben und die Gewalt der Bischöfe beschränkt. Es ward erzählt, dem Sohne Karls, Pippin, sei von einem Mönch eine Traumerscheinung mitgetheilt worden, wie Karl in der Hölle gepeinigt werde. Pippin habe darauf des Vaters Grab öffnen lassen; es sei leer gefunden worden, aber ein Drache sei unter Feuer und Schwefeldampf herausgefahren.

K. Martell's Stellung zum Papst u. sein Ausgang. 741. Papst Gregor III. hatte eine günstigere Meinung von dem fränkischen Herrscher. Gedrängt von den Langobarden und entzweit mit dem byzantinischen Hofe sandte er an Karl Martell die Schlüssel zum Grabe des heiligen

740. Petrus, und erbot sich, von dem Kaiser sich loszusagen und jenem die Herrschaft (Consulatus) der Stadt zu übertragen. Aber Karl, der mit dem Langobardenkönig Liutprand, seinem treuen Bundesgenossen wider die Saracenen, in gutem Vernehmen stand, so daß er ihm einst seinen Sohn Pippin zugeschickt hatte, damit derselbe nach germanischer Sitte durch ihn des jugendlichen Haarschmucks beraubt und somit als mündig erklärt würde, und sein Ende herannahen fühlte, trug Bedenken, auf das Anerbieten einzugehen, ohne jedoch dasselbe ausdrücklich abzulehnen. Im nächsten Jahre starb Karl der Hammer auf

15. oder 21. Oct. 741. seinem Landsitze an der Oise, nachdem er mit Zustimmung der Großen die

Die Reichstheilung. Bestimmung getroffen, daß sein ältester Sohn Karlmann die deutschen Lande Austrasien, Allemannien und Thüringen, sein zweiter, Pippin, die westlichen Provinzen mit überwiegend romanischer Bevölkerung: Neustrien, Burgund und Provence beherrschen sollte. Dem Grifo, seinem Sohne zweiter Ehe mit der bairischen Swanahild, hatte er eine beschränkte Herrschaft neben den älteren Brüdern zugedacht. Karl Martell's Tod gab das Signal zu inneren Unruhen und zu einer Reihe von Kriegen. „Schon bei der werdenden Dynastie treten die Mängel auf, die ein Krebsschaden des untergehenden Herrschergeschlechts waren und aller Regierungen ohne bestimmte Erbfolge sind.

Theilungen treten ein. Im Gefolge sind Unzufriedenheit, Neid und Zwistigkeiten unter den Erben. Stiefmütter schüren das Feuer aus Feindschaft gegen die Söhne der anderen Ehe, zu Gunsten der eigenen Kinder oder aus eigener Herrschsucht an. Bürgerkriege entbrennen. Die unterworfenen Völker benutzen die günstige Gelegenheit, sich zu empören. Sie fallen ab oder leisten gar den Kronprätendenten Hülfe." Kaum war nämlich der Vater in der Königsgruft von St. Denis beigesetzt, so strebte Grifo, aufgereizt von seiner herrschsüchtigen, ränkevollen Mutter, nach einer Gleichstellung mit den älteren Brüdern. Deshalb kamen Karlmann und Pippin überein, den Stiefbruder, der sich der Stadt Laon bemächtigt, seines Antheils zu berauben. Er wurde in einem Schlosse des Ardennerwalds gefangen gehalten und sein Erbe getheilt; Swanahild aber wurde in das Kloster zu Chelles geschickt, den Verbannungsort und Ruhesitz hoher Personen. Grifo entkam jedoch und verband sich mit den Herzögen von Aquitanien, Baiern und Allemannien, welche aufs Neue zu den Waffen griffen, um sich von der fränkischen Oberhoheit zu befreien. Ein mehrjähriger verheerender Krieg, der, mit einigen Unterbrechungen, zugleich an der Garonne und am Südufer der Donau geführt wurde, entschied endlich zum Vortheile der fränkischen Brüder, die sich in dem Merovinger Childerich III. einen neuen Scheinkönig gesetzt, um der romanisch-gothischen Bevölkerung Aquitaniens, die den Franken den Eid der Treue geschworen und sich zur Entrichtung von Tribut und Geschenken verpflichtet hatte, den Vorwand eines rechtlichen Abfalls zu benehmen und überhaupt jeder Auflehnung gegen sie „wegen Anmaßung der Königsgewalt" zu begegnen. Hunold, Eudo's Sohn, wurde überwunden: der nördliche Theil seines Landes gerieth in die Gewalt Pippins, in dem südlichen behauptete sich jedoch sein tapferer Sohn Waifar, nachdem der Vater ins Kloster gegangen und der Oheim durch den eigenen Bruder geblendet worden, mit Hülfe des baskischen Bergvolks. Die Allemannen wurden nach wiederholten Aufständen durch Verrath besiegt und hart gezüchtigt, ihr Anführer Theobald gefangen und auf einem Gerichtstag in Canstadt zum Tode verurtheilt, und das verwüstete Land von Neuem der fränkischen Herrschaft unterworfen, mit der Verpflichtung, Tribut zu zahlen und Heeresfolge zu leisten. Einige Güter wurden zum Staatsvermögen geschlagen und zwei Grafen als Verwalter über das Land gesetzt. Noch früher entschied sich das Schicksal Baierns. Der Herzog Odilo, mit Chiltrudis, einer Tochter Karl Martells, vermählt, hatte am Lech ein verschanztes Lager bezogen, in dem er den Feinden längere Zeit Widerstand leistete. Sachsen und Slaven werden unter seinen Bundesgenossen erwähnt. Vergebens suchte der päpstliche Gesandte Sergius den Frieden zu vermitteln. Die Franken bewerkstelligten an einer unbewachten sumpfigen Stelle den Uebergang über den Fluß und erfochten einen entscheidenden Sieg; nun bewies Pippin dem Legaten durch den Ausgang des Treffens, daß der heil. Petrus Land und Volk der Baiern den Franken zugetheilt.

Abfall und Kriege. 742–746.

746.

743.

Odilo wurde als Gefangener über den Rhein geführt, erhielt jedoch im nächsten Jahre sein Herzogthum unter fränkischer Oberhoheit zurück, nachdem die Sieger die Theile nordwärts der Donau davon getrennt und als „Nordgau“ dem Frankenreiche beigefügt hatten.

Karlmann geht ins Kloster. 747. Karlmann besaß nicht den kriegerischen Geist und gewaltthätigen Sinn des Vaters. Hatte er gleich im Anfang seiner Regierung seine Vorliebe für Religion und Kirche dadurch bethätigt, daß er den Spoliationen Einhalt that, daß er einen Theil des von dem Vater entrissenen Gutes der Kirche zurückgab und für das übrige, dessen Rückerstattung nicht thunlich war, festsetzte, daß der Inhaber dem ehemaligen geistlichen Besitzer einen regelmäßigen Zins entrichte, somit das Eigenthumsrecht desselben sicher stellte, daß er die Heidenmissionen beförderte und durch Schenkungen von Grund und Boden die Errichtung von
April 741. Kirchen und Klöstern erleichterte, daß er ferner Synoden abhalten ließ, welche unter der Leitung des Bonifacius die kirchlichen Mißbräuche abstellten, die bischöfliche Autorität stärkten, den Geistlichen die Führung der Waffen, das Jagen mit Hunden und Falken und anderes weltliche Treiben untersagten, unkeuschen Wandel mit strengen Strafen bedrohten, alle heidnischen Gebräuche, die neben den christlichen Ceremonien hergingen oder sich mit ihnen verschmolzen, verboten und unterdrückten, und zur Begründung eines christlichen Lebens regelmäßige Kirchenversammlungen anordneten; so geschah dies noch mehr
747. durch seine Thronentsagung und seinen Eintritt in den Mönchsstand. Die Gründe, die den karolingischen Fürsten zu diesem Schritt bewogen, sind nicht näher bekannt, doch scheint keine äußere Nöthigung dabei obgewaltet zu haben; Reue über das Canstadter Blutgericht, Sorge um das Heil seiner Seele und Neigung zu einem stillen, beschaulichen Leben mögen ihn bestimmt haben, die Mühen und Lasten des weltlichen Regiments auf die Schultern seines stärkeren Bruders zu laden und in der Einsamkeit den inneren Frieden zu suchen. Nachdem er noch mehrere Kirchen und Klöster seines Reiches mit Geschenken bedacht, begab er sich nach Rom und legte in die Hände des Papstes die Klostergelübde ab. Er baute sich in der Nähe der heiligen Stadt auf dem Berg Soracte, wo einst der heil. Sylvester Schutz gegen Verfolgung gefunden, ein Kloster; als aber häufige Besuche angesehener Franken hier seine Einsamkeit öfters störten, begab er sich zu den Benediktinern auf Monte Cassino, wo er noch sieben Jahre lang alle Pflichten und Bußübungen eines Mönchs mit der größten Strenge, Demuth und Ausdauer erfüllte.

Grifo's Ausgang. 753. Sein Halbbruder Grifo, dem Pippin nach dem Abgange Karlmanns die Freiheit gegeben, war von ganz anderem Geiste. Die Unterordnung unter den Bruder verschmähend, begnügte er sich nicht mit den Grafschaften und Einkünften, die ihm dieser anbot, sondern trieb sich, durch die lange Haft erbittert und zur Rache entflammt, bald bei den Sachsen und Baiern, bald bei den Aquitanern herum, überall bemüht, dem Bruder Krieg und Feindschaft zu

bereiten. Als er endlich, während der Minderjährigkeit Thassilo's von Baiern, des Sohnes von Odilo und Chiltrudis, sich die herzoglichen und vormundschaftlichen Rechte aneignend, in Verbindung mit dem flüchtigen Allemannenfürsten Landfried und dem Grafen Suidger vom Nordgau aufs Neue die Fahne der Empörung wider die Franken erhob, wurde er am Inn nochmals überwunden und endlich nach neuen Aufstandsversuchen in Aquitanien auf der Flucht zu den Langobarden bei Maurienne im Rhonethale von einer fränkischen Kriegerschaar erschlagen. Baiern jedoch, mit Ausschluß des „Nordgaus" auf dem linken Donauufer, belieſs Pippin seinem Neffen Thassilo als Lehnfürstenthum unter fränkischer Hoheit, in Allemannien dagegen wurde durch die Wegführung Landfrieds, Grifo's Bundesgenossen, der als Gefangener in Gallien starb, die unmittelbare Herrschaft des Frankenkönigs dauernd befestigt.

Das Königthum der letzten Merovinger.

Dieses Reich war damals schon in der starken Hand Pippins „des Kurzen" vereinigt. Nicht nur Karlmanns Sohn, auf den der Vater bei seiner Abdankung seine Ansprüche übertragen, war von dem Oheim nicht berücksichtigt worden; dieser hatte auch bereits mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen und unter der Sanction des römischen Bischofs dem merovingischen Schattenkönigthum ein Ende gemacht. Schon längst war den Merovingern nichts als ein Schimmer der alten Würde geblieben. „Dem König war nichts gelassen worden," sagt Einhard, „als daß er, zufrieden mit dem bloßen Königsnamen, mit herabhängendem Haar und ungeschornem Bart auf dem Throne saß, und den äußern Schein des Herrschers an sich hatte, die von allen Seiten her kommenden Gesandten anhörte und ihnen bei ihrem Abgange die ihm eingegebenen oder anbefohlenen Antworten wie aus eigener Machtvollkommenheit ertheilte. Außer dem leeren Königsnamen und dem mäßigen Lebensunterhalt, den ihm der Hausmeier nach Gutdünken zumaß, besaß er nichts eigen, als ein Hofgut von geringem Umfang und Ertrag, ein Haus und eine wenig zahlreiche Dienerschaft für die nothwendigsten Dienstleistungen. Ueberall, wohin er sich zu begeben hatte, fuhr er auf einem Wagen, der von Rindern gezogen und von einem Rinderknecht in ländlicher Weise gelenkt wurde. So fuhr er nach dem Palaste, so nach der Volksversammlung, die jährlich für die Reichsgeschäfte gehalten wurde, so kehrte er wieder nach Hause zurück. Die ganze Staatsverwaltung aber und Alles, was daheim und nach außen anzuordnen oder auszuführen war, besorgte der Major Domus." Und selbst dieser Schatten von Hoheit bestand nur in den romanischen Landestheilen zur Schonung des Herkommens und der Vorurtheile des Volks, in Austrasien ist der König wohl nie auf den Märzfeldern erschienen. Wenigstens ist in den Urkunden nirgends von einem solchen die Rede; überall entscheiden, gebieten und herrschen die Hausmeier in aller Machtvollkommenheit, als „Herzoge und Fürsten der Franken." So lange jedoch den karolingischen Herrschern mächtige Feinde im Innern und Aeußern entgegenstanden, wagten sie nicht, die

gewohnte Rechtsordnung umzustoßen. Wir haben gesehen, daß nach Karl Martells Hingang der alte Zustand nach mehrjähriger Unterbrechung wieder hergestellt ward. Erst als Pippin die äußern Feinde überwältigt, die innern Gegner theils niedergeworfen oder geschwächt, theils durch zuvorkommendes Benehmen und Sicherstellung ihrer Ansprüche gewonnen hatte, schien der Zeitpunkt gekommen, den bisherigen Zwiespalt zwischen Macht und Recht zu lösen, „das thatsächliche Verhältniß und das Recht in Einklang zu bringen.“ Am sichersten konnte er dabei auf die Kirche und deren Oberhaupt rechnen. Gleich dem Vater und Bruder hatte Pippin die Bemühungen des Bonifacius, die abendländische Kirche unter die Autorität des römischen Bischofs zu bringen, aus allen Kräften unterstützt. Mainz war zum ersten Metropolitansitz für die germanischen Lande erhoben und die austrasischen Bisthümer demselben untergeordnet worden: und wie Karlmann bemüht gewesen war, Kirche und Klerus im Ostreiche zu bessern und zu heben, so war Pippin bedacht, auch in Neustrien durch die gesetzgebende Macht der Synoden die Sitten der Geistlichen zu reinigen, die kirchlichen Einkünfte zu ordnen, die Metropolitanverfassung und die geistliche Gerichtsbarkeit herzustellen, die heimischen Bisthümer mit Rom in Verhältniß zu setzen, durch die Einführung regelmäßiger Synoden Leben und Bewegung zu schaffen. Der Papst hatte längst erkannt, daß er in seiner Stellung zu den Langobarden, zu dem Exarchen von Ravenna, zu den Mohammedanern im Süden des Schutzes und Beistandes der Franken nicht entbehren könne, und auch Pippin sah klar ein, daß sein Interesse mit dem des römischen Stuhles innig verwachsen sei, daß die königliche Würde, auf die sein Streben gerichtet war, in den Augen der Welt an Bedeutung gewönne, wenn mit der zeitlichen Kraft die geistliche Weihe vereinigt wäre. So wurde zwischen Rom und dem Frankenreiche ein Band geknüpft, das eine neue Periode in der weltgeschichtlichen Entwickelung zu begründen bestimmt war.

Pippin's Stellung zum Papst u. zur Kirche.

Pippin zum König der Franken erhoben. 752.

Es wird gemeldet, Pippin habe in Rom angefragt, ob die Königswürde demjenigen gebühre, der königliche Sorgen trägt und königliche Geschäfte mühevoll ausführt, oder einem Andern, der fern von diesen Sorgen und Geschäften in völliger Muße lebt? Darauf habe Papst Zacharias durch den Bischof von Würzburg, einen Schüler und Freund des Bonifacius, und durch den Abt Fulrad von St. Denis, einen Vertrauten Pippins, dem Frankenherrscher die Antwort ertheilt: Wer die Macht des Königs besitze, trage besser auch den Namen! Nach diesem klaren Ausspruch fand die feierliche Erhebung Pippins zum „König der Franken“ statt. Der bisherige Hausmeier wurde von einer nach Soissons entbotenen Reichsversammlung weltlicher und geistlicher Großen als König anerkannt und dann, nachdem er nebst seiner Gemahlin Bertrada nach

Mai 752.

alttestamentlichem Ritus geweiht und gesalbt worden, wahrscheinlich auf Schild und Thron erhoben, um nach alter Sitte die Huldigungen von Adel und Volk entgegenzunehmen. Unter den Bischöfen, welche die feierliche Handlung voll-

zogen, befand sich ohne Zweifel Bonifacius, der bei dieser wichtigen Sache thätig mitgewirkt und vielleicht die Hauptfunction verrichtet hat. Childerich III. wurde seines Haarschmucks beraubt und endigte seine Tage im Kloster Sanct Audomari auf dem Berge Sithiu bei St. Omer. So unbeachtet er gelebt hatte, so unbemerkt starb er. Auch sein Sohn Theoderich wurde in eine Mönchszelle eingeschlossen. Mit ihnen verschwindet das Geschlecht der Merovinger aus der Geschichte. Siech durch seine Jugendsünden hatte es frühe gealtert und ging nun nach vollendeter Aufgabe seinem Untergang entgegen. Die Salbung, die bei dieser Gelegenheit zum erstenmale im Frankenlande zur Anwendung kam (vielleicht durch den Einfluß der angelsächsischen Bischöfe, in deren Heimath sie, wie in Spanien, schon längst Sitte war), aber bald bei allen christlichen Völkern Eingang fand, sollte ausdrücken, „wie durch die Geistlichkeit, als Diener Gottes und der Kirche, freilich nicht das Recht der Herrschaft selbst, aber doch eine besondere Weihe und Heiligung derselben gegeben werde." Seine Vollendung erhielt der wichtige Akt zwei Jahre später, als Zacharias' Nachfolger, Stephan III., über die Alpen zog, um Pippins Beistand wider den Langobardenkönig Aistulf anzurufen und bei der Gelegenheit die Salbung und die wohl damit verbundene Krönung in der Kirche zu St. Denis wiederholte. Hier ertheilte der „Statthalter des heil. Petrus und Christi auf Erden" dem König, seiner Gemahlin und seinen beiden Söhnen Karl und Karlman die feierliche Weihe; dann segnete er die fränkischen Großen, verpflichtete sie aber zugleich unter Androhung des Bannes, „niemals in aller Zukunft aus einem andern Geschlechte einen König zu wählen, sondern stets nur aus dem, welches jetzt durch die göttliche Gnade erhöht und durch die Hand des Stellvertreters des Apostels bestätigt und geweiht worden." So wurde Pippin, „der Gesalbte des Herrn," zum rechtmäßigen König der Franken „von Gottes Gnaden" erhoben, ohne daß sich irgendwo eine Regung des Widerstandes gezeigt hätte. In dankbarer Erkenntlichkeit für den empfangenen Dienst leistete Pippin, unter dem dunkeln und vieldeutigen Namen eines „Patricius der Römer" zum Schirmherrn der ewigen Stadt mit ihrem Gebiete erhoben, dem Papste stets willfährigen Schutz und Beistand sowohl gegen die aufrührerische Bevölkerung der Hauptstadt als gegen die Langobarden und die „gottlosen und ketzerischen" Griechen. Zugleich beförderte er in allen seinen Landen die kirchliche Oberherrlichkeit Roms sowohl über die neuerrichteten Bischofssitze als über die gallische Geistlichkeit Neustriens, die bisher eine gewisse Selbständigkeit festgehalten hatte. So ist durch die dynastische Umgestaltung im Frankenreiche „das germanische und das romanische und christliche Element in enge Verbindung mit einander getreten." Um von dem neuen Königthum den Flecken eines „Kronraubs" oder einer revolutionären Gewaltthat zu tilgen, haben manche Schriftsteller den letzten Merovinger als geisteskrank oder blödsinnig dargestellt, Pippins Haus durch weibliche Verwandtschaft an die frühere Dynastie geknüpft,

Die kirchliche Weihe. 754.

28. Juli 754.

also daß es bei dem Verdorren des alten Stammes berufen gewesen sei, „unter seinem kräftig grünenden Laubdach die Völker des fränkischen Reiches zu sammeln,“ und auf die vorausgegangene Volkswahl besonderen Nachdruck gelegt.

Karlmann's Ausgang. 755. Gegenseitiger Vortheil und gleiches Interesse hatte den Bund zwischen dem Frankenkönig und dem Papste geknüpft. Eine Störung von außen mußte also höchst unerwünscht sein. Beide geriethen daher in Bestürzung, als sie vernahmen, Karlmann habe seine Klosterzelle in Monte Cassino verlassen und befinde sich auf dem Wege nach Frankreich, um, durch Aistulfs Bitten und Zureden bewogen, den Feldzug wider die Langobarden zu hintertreiben. Wir sind über die näheren Verhältnisse unvollkommen unterrichtet. Nur so viel ist gewiß, daß, während Pippin in Italien kämpfte, Karlmann in einem gallischen Kloster zu Vienne oder Lyon eingeschlossen war, und daß er dort im folgenden Jahre starb, am Fieber, wie eine alte Chronik meldet. Seine Söhne erhielten die Tonsur. So war, da auch Grifo kurz zuvor seinen Tod gefunden, Pippins Herrscherhaus ohne Nebenbuhler und Anfechter.

Pippin und der Papst. Der neue König war für den Papst ein dankbarer und mächtiger Bundesgenosse in der schweren Noth und Bedrängniß, in welche Rom durch den Langobardenkönig Aistulf damals gerathen war. Er versprach ihm nicht nur bewaffneten Beistand, sondern verpflichtete sich auch durch die Urkunde von Kiersy zu der Pippin'schen Schenkung an den apostolischen Stuhl, wodurch der Grund zu der weltlichen Macht des Papstthums gelegt ward. Dieses wichtige Ereigniß wurde durch die Lage der Dinge in Italien herbeigeführt.

B. Das Langobardenreich in Italien.

Rothari. 636—652. Von den Tagen, da Rothari die königliche Gewalt der Langobarden mit starker Hand befestigt, bis auf König Liutprand, der zum erstenmale den klaren Plan faßte, ganz Italien unter seinem Scepter zu vereinigen, hatte der Thron von Pavia viele Wechselfälle erfahren, so daß das Königthum nur mühsam sich gegen die aufstrebende Macht der Großen, insonderheit der Herzöge, zu halten vermochte. Nachdem Rotharis Rodoald. 652—653. Sohn Rodoald nach kaum halbjähriger Herrschaft von einem schwer beleidigten Langobarden ermordet war, erhob man in treuer Erinnerung an die Königin Theodelinde Aribert. 653—661. ihren Neffen Aribert, den Sohn Gundwalds von Asti, auf den Thron. Die Regierung dieses Herrschers, des ersten katholischen Königs der Langobarden, ist in Dunkel gehüllt. Bei seinem Tode traf er die Bestimmung, daß seine zwei jungen Söhne, Godebert u. Berthari. 661. 662. Godebert und Berthari, das Reich theilen, und jener in Pavia, dieser in Mailand seinen Herrschersitz nehmen sollten. Die Folge dieser unglücklichen Maßregel war ein Bruder- und Bürgerkrieg. Beide riefen die Hülfe des Herzogs Grimoald von Benevent an und gaben dadurch diesem mächtigen und ehrgeizigen Fürsten Gelegenheit, die Krone auf sein eigenes Haupt zu setzen. Kaum war er als angeblicher Bundesgenosse Godeberts in Pavia eingezogen, so ergriff er den ersten günstigen Anlaß, den König zu ermorden, worauf der andere Bruder, Berthari von Mailand, aus Furcht vor einem ähnlichen Schicksale zu den Avaren floh, seine Gemahlin Rodelinde und

seinen kleinen Sohn Kunibert zurücklassend. **Grimoald**, mit Ariberts Tochter ver- Grimoald.
mählt, herrschte darauf zehn Jahre lang über das ganze Langobardenreich mit Kraft 662—672.
und Klugheit, die Angriffe der Franken im Westen, der Griechen im Osten erfolgreich
zurückweisend. Gegen den Langobardenherzog Lupus von Friaul, der ihm Gehorsam
weigerte, reizte er den Chagan der Avaren zum Krieg. Der ungetreue Statthalter fiel
mit dem größten Theil seiner Waffengefährten in einer viertägigen Feldschlacht wider
die Barbaren. Nun erklärten aber die Avaren trotzig, daß sie das Land, das sie
mit ihrem Blute erworben, nicht mehr räumen würden. Grimoald sah sich gezwungen,
das Heer gegen sie aufzubieten; doch vermied er eine Schlacht und es gelang ihm end-
lich, die wilden Gäste durch List zum Abzug zu bewegen. Und um sich in Zukunft
gegen Abfall und Ungehorsam sicher zu stellen, verlieh er die wichtigsten Herzogthümer
seinen Anhängern und Freunden, wobei er beflissen war, die städtischen Territorien
(Civitates) an solche zu vergeben, die nicht in denselben gebürtig, nicht mit ihrem
Grund und Boden verwachsen waren. So erhielt sein Sohn Romuald Benevent, sein
getreuer Gefährte Trasamund, dem er noch überdies seine Tochter in die Ehe gab, das
wichtige Spoleto, Wektari von Vicenza das Herzogthum Friaul. Dennoch war
Grimoald nicht im Stande, die Krone bei seinem Hause zu erhalten. Kaum hatte
der gewaltige Herr die Augen geschlossen, so wurde Berthari von der Grenze des Berthari
Reichs nach Pavia geleitet und mit lautem Jubel zum Herrscher ausgerufen, während (zweite Periode).
Grimoalds Sohn Gariwald vom Schauplatz verschwand. Von der weiteren Regierung 672—690.
Berthari's, die er mit seinem Sohne **Kunibert** theilte, ist nichts bekannt, als ein Kunibert. 703.
langer Kampf mit **Alachis**, Herzog von Trident, der sich gegen ihn auflehnte. Nach Alachis.
Berthari's Tod gestaltete sich dieser Kampf so schlimm für die königliche Sache, daß 690.
Alachis, der mittlerweile noch das Herzogthum Brescia mit Trident verbunden, in
Pavia einzog, Kunibert zur Flucht auf eine Insel im Comersee zwang und sich selbst
zum König ausrufen ließ. Aber seine Herrschaft war nicht von Dauer. Durch Abfall
und Verrath in seiner Umgebung geschwächt, fand er seinen Tod unweit Como in einer
Entscheidungsschlacht gegen Kunibert, der darauf wieder den Königspalast in Pavia
bezog. Unter Kuniberts minderjährigem Sohne **Liutbert**, für den der Vater den Liutbert u. Ansprand.
Herzog Ansprand zum Vormund eingestellt hatte, erlebte das Langobardenreich schwere 703—704.
Zeiten. Ein Abkömmling des königlichen Hauses, **Raginbert**, Godeberts Sohn, der
unter Kunibert zum Herzog von Turin emporgestiegen war, erhob Ansprüche auf die
Krone. Auf dem Felde von Novara, wo in der Folge so oft über die Geschicke Italiens
entschieden worden ist, wurde Ansprand und sein Bundesgenosse Rothari von Bergamo
überwunden. Zwar überlebte Raginbert seinen Sieg nicht lange; aber sein Sohn
Aribert nahm die Bestrebungen des Vaters auf und gewann bei Pavia eine zweite Aribert.
Schlacht über die Gegenpartei. Ansprand flüchtete sich nach der Insel im Comersee, 704—712.
wo einst Kunibert ein Asyl gefunden, der junge König Liutbert fiel in die Hände des
Siegers, Rothari zog sich in sein Herzogthum Bergamo zurück, büßte aber den kurzen
Traum der Herrschaft, zu der er selbst emporzusteigen versuchte, mit einem baldigen Tod
in der Gefangenschaft zu Turin. Um dieselbe Zeit wurde auch der unglückliche Liutbert
im Bade umgebracht und Ansprand genöthigt, seinen letzten Zufluchtsort in Italien zu
verlassen und über die Alpen zu fliehen. Nun herrschte Aribert unbestritten in Pavia.
Aber wie sehr er sich auch bemühte, durch Strenge die Herzöge niederzuhalten und
durch Gerechtigkeit die Volksgunst zu erwerben, so vermochte er doch nicht die Herrschaft
zu behaupten. Acht Jahre hatte Ansprand am Hofe des Baiernherzogs geharret, ohne
die gewünschte Hülfe zu erlangen. Endlich im neunten wurde sie ihm gewährt. Mit
einem stattlichen Heere erschien er in Oberitalien, „um nun die Krone, welche er dem
Mündel nicht hatte erhalten können, auf das eigene Haupt zu drücken.“ Aribert,

obwohl in der Schlacht nicht überwunden, verlor dennoch den Muth und entwich nach Pavia. Darüber gerieth das Heer in Aufstand, das Leben des Königs selbst schien gefährdet, er entschloß sich zur Flucht. Mit Golde beschwert versuchte er den Tessin zu

Ansprand König. 712. durchschwimmen, da zog die Last ihn nieder und er ertrank. Ansprand aber bemächtigte sich der Herrschaft, „ein Mann ausgezeichneten Muthes und seltener Weisheit." Nur noch drei Monate freilich genoß er des lang erstrebten Glücks; doch nahm er sterbend die Freude in das Grab, seinen Sohn Liutprand auf den Thron erhoben und in feierlicher Versammlung des Volkes anerkannt zu sehen.

Liutprand. 712—744. Als Liutprand, „eine reichbegabte Natur voll Klarheit und Energie," König der Langobarden war, hatten sich die Gegensätze, die Anfangs zwischen den germanischen Eroberern der Poebene und den alten Bewohnern obgewaltet, bereits ausgeglichen (IV. S. 813 ff.). Der römisch-katholische Glaube hatte die Herrschaft erlangt, die lateinische Sprache hatte in der Schrift wie im Umgang und Verkehr das alte Volksidiom verdrängt, in das lombardische Rechtsbuch waren römische Grundbestimmungen aufgenommen worden, also daß es, wie neuere Forscher nachgewiesen, als „langobardisches Reichsrecht" für alle Stände und Nationalitäten in Uebung war; die Heerverfassung hatte auch für die freien Romanen Geltung; der zwischen die Freien und die in mehreren Abstufungen sich bewegenden Unfreien in die Mitte gestellte Stand der Halbfreien oder Aldien hatte durch Freilassungen und Aufnahme romanischer Landbevölkerung an Zahl zugenommen; in den Städten hatten sich die Niederlassungen germanischer Langobarden gemehrt; Ackerbau, Handel und Gewerbthätigkeit war durch das thätige Zusammenwirken beider Volkselemente zu einem Nationalganzen mit wesentlich römischer Cultur und Sprache blühend und lebhaft geworden, wenn gleich, wie in alter Zeit, die Schweinezucht in der Poebene noch emsig betrieben ward, wie schon daraus hervorgeht, daß der „Obersauhirt" (Archiporcarius) eine Stellung unter den königlichen Beamten einnahm.

Langobardische Zustände. „Die zuerst nur gewaltsam und äußerlich hergestellte politische und rechtliche Einheit der verschieden Nationen des Reichs," bemerkt K. Hegel, „war durch deren Vermischung und längeres Zusammenleben, durch allmähliche Annäherung selbst in Sprache und Sitte, mit der Zeit auch eine innere und volksthümliche geworden. Die Langobarden beherrschten die unterworfene Bevölkerung zwar mit den Waffen, mit ihrem (durch römische Zusätze erweiterten) Volksrecht, mit den Formen ihrer Gemeinde- und Heerverfassung; aber sie gingen Ehen ein mit den Töchtern des Landes; sie nahmen von den unter ihrer Vormundschaft gestellten Römern immer mehrere durch Freilassung in Heer und Volk auf; sie traten sehr bald zur katholischen Kirche über und ehrten den römischen Priesterstand; sie erfuhren den mächtigen Einfluß der höheren Bildung und ließen sich in die gangbaren Lebens- und Verkehrsverhältnisse des Landes ein; sie erlernten die römische Sprache im Umgang und durch den kirchlichen Gebrauch; auch mußten sie sich derselben ausschließlich zur Schrift bedienen, wenn sie Verträge oder gerichtliche Entscheidungen in Urkunden aufbewahren, ja sogar wenn sie ihr eigenes Recht als Gesetze aufzeichnen wollten. Und indem so die römische Volkssprache als die der Masse der Bevölkerung, als die der Kirche, als die alleinige Schriftsprache zur

herrschenden wurde und zuletzt die langobardische ganz verdrängte, so war damit zugleich der gesammten literarischen Bildung der Römer der Eingang eröffnet. Nicht weniger lernten sie auch die Kunst und Kunstfertigkeit der Römer schätzen. Schon die Königin Theodelinde beschäftigte Baumeister und andere Künstler bei ihren Prachtbauten in Monza; sie verzierte die Basilica Johannes des Täufers mit Schmuck, Gold und Silber und ließ in ihrem Palast die Thaten der Langobarden in Gemälden darstellen. So kamen also römische Kunst und Wissenschaft bei den Langobarden zu Ehren."

Auch in der Staats- und Heerverfassung der Langobarden waren im Laufe der Zeit unter römischer Einwirkung mancherlei Veränderungen eingetreten, wenn gleich im Allgemeinen die alten Formen und Namen sich erhalten haben mochten. Namentlich erhielt das langobardische Königthum, das jüngeren Ursprungs war als die Würde der Herzoge, durch „römische Motive" eine höhere Ausbildung und erweiterte Machtbefugniß. Nach Hegel bestanden die königlichen Rechte in folgender Ausdehnung: „Die Gesetze wurden von dem Könige mit den Großen und Vorstehern des Volks berathen, von dem gesammten Heer in der Volksversammlung angenommen und im Namen des Königs erlassen. Der König war der oberste Richter, aber er fand das Urtheil, wie die andern Volksrichter mit Schöffen. Von ihm ging das Aufgebot zum Heere aus; aber ohne Zweifel war auch der Krieg zuvor mit den Großen berathen und in der Volksversammlung, welche gewöhnlich am ersten März zusammentrat, gebilligt worden. Das öffentliche Vermögen (Publicum), das Land, insoweit es nicht an Einzelne vertheilt worden, war sein und wurde durch besonders von ihm ernannte Beamte, die Gastalden, verwaltet. Der öffentliche oder der Gemeinfrieden wurde durch den König geschützt; daher war ihm die höchste Strafgewalt übergeben, die er theils selbst ausübte, besonders gegen die Mächtigen und Großen, theils den Vorstehern des Volks oder seinen Beamten auftrug. Daher wurden alle Verbrechen gegen das Gemeinwesen, wie Landesverrath, Störung der Volksversammlung u. dergl. dem Könige mit dem Leben oder der höchsten Strafsumme (von 900 Sol.) gebüßt; und nicht geringer war die Strafe, wenn ein Friedensbruch in des Königs Palast geschah. Ebenso empfing der König von den Bußen, welche bei Rechtsverletzung gegen Einzelne entrichtet werden mußten, die eine Häfte für den Bruch des gemeinen Friedens (fredus bei den Franken), während die andere der verletzten Partei als Ersatz und Sühne zukam. Der König übte ferner die höchste Polizeigewalt aus und ordnete die nöthigen Maßregeln zur Sicherheit der Personen und des Eigenthums an. Unter seinem besonderen Schutze standen die Kirchen und Klöster und deren Angehörige, so wie die Fremden, die sich im Reiche niederließen. Auch vertrat er die Frauen gegen ihren Mundwalt, die Hörigen gegen ihren Herrn, und eröffnete den Schutz- und Wehrlosen eine letzte Zuflucht. Aus seinem allgemeinen Patronat oder dem Obervormundschaftsrecht entstanden ihm dann vielfache Erbansprüche, welche er an Stelle der Gemeinde erhob, insofern ihm überhaupt die öffentlichen Einkünfte zufielen." — Dem König zur Seite stand eine mächtige Aristokratie von Großen des Reichs, ohne deren Rath und Zustimmung der König nichts von Bedeutung in den öffentlichen Angelegenheiten beschließen und unternehmen durfte. An der Spitze dieser Aristokratie standen die Herzöge (Duces), die sowohl Heerführer und „Vorsteher des Volks" als Richter (Judices) in den Städten und den dazu gehörigen Gebieten waren. Ursprünglich vom Volke gewählt, wurden sie seit der Einwanderung der Langobarden in Italien vom König aus den hervorragenden Geschlechtern auf Lebenszeit eingesetzt, strebten aber häufig nach selbständiger Macht, zumal da ihnen die großen Besitzungen und Einkünfte die Mittel zur Unterhaltung eines großen Gefolges gewährten. „Auf italischem Boden Anfangs

Das langobardische Königthum.

Herzöge (Duces).

mehr Vertreter des Königs und seiner Gewalt," heißt es bei Pabst, „zugleich aber auch fest mit dem Volke verbunden, eine Fortsetzung der alten, gewählten Vorsteher desselben, sind die Herzoge durch die Gunst der Ereignisse eine Zeit lang zu unabhängigen Herren der Territorien geworden, welche ihnen als Amtsbezirke verliehen waren. Das steigert ihr Selbstgefühl wie ihre Macht und sichert ihnen zunächst selbst dem neuen, aus Noth erhobenen Herrscher gegenüber eine bedeutende Selbständigkeit. Bald aber erhebt sich das Königthum aus seiner Schwäche, seine Unentbehrlichkeit wenigstens wird mehr als einmal thatsächlich anerkannt, in dem neuen Edicte tritt es wesentlich in den Vordergrund. Und zudem sind in den einzelnen Gebieten den Herzogen andere Gewalten an die Seite gesetzt, welche dem König gänzlich ergeben, bei geschickter Benutzung mindestens die Möglichkeit bieten, den Einfluß der Ersteren zu paralysiren. Nur Benevent, Spoleto und Friaul wissen die gewonnene Stellung im vollen Umfange zu behaupten und durch bedeutende Erweiterung ihrer Grenzen nach außen wie durch größere Machtfülle im Innern die Bedingungen einer dauernden Sonderstellung zu entfalten." — Aehnliche Befugnisse, sowohl im Heere als im Richteramt, übten die Gastalden, die daher auch zuweilen den Namen „Judices" führen. Ihre Würde war geringer als die des Dux, „doch diesem nicht untergeordnet, sondern unmittelbar von dem König abhängig, wie es ihrer Stellung als Beamten des Königs und Verwalter seiner Curtes entsprechend war." Nur in den Gebieten, wo die Herzoge die Landeshoheit erlangten, waren die Gastalden herzogliche Beamten und leiteten die städtische Obrigkeit. Die auch hie und da vorkommenden „Grafen" (Comites) waren mit den „Gastalden" von gleichem Rang und gleichen Rechten, so daß „Comes" nur ein Ehrentitel für bestimmte Gastalden gewesen zu sein scheint. Ihnen lag die Wahrung der königlichen Interessen ob, wie im deutschen Reiche den Pfalzgrafen. Den Gastalden war der Sculdahis oder Schultheiß, d. h. „der Beamte, welcher Schuld und Pflicht einfordert," untergeben, eine Ortsbehörde mit richterlichen, polizeilichen und militärischen Befugnissen, gleich den fränkischen Centenaren; und unter diesen standen wieder die „Decane" und „Saltarii," die Vorstände kleinerer Ortsbezirke. Neben den Herzögen und Gastalden nahm bei den Reichsversammlungen auch das „königliche Gesinde" eine bedeutende Stelle ein, wahrscheinlich die „Getreuen" aus dem altgermanischen Gefolgswesen, die ursprünglichen Waffengefährten des Fürsten, die nicht blos wegen des Amtes (ministerium), oder des Lohnes (beneficium) dienten, sondern um der Treue selbst willen, die sie gelobt hatten. „Sie nahmen allerdings Theil an der Ehre des Fürsten, an seinem Reichthum, seiner Macht; aber das war weniger die Bedingung, als die Folge eines Verhältnisses, welches seinem Wesen nach als ein unbedingtes und unauflösliches, der Hingebung an die Person auf der einen Seite, des Vertrauens auf der andern angesehen ward. Es war kein Vertragsverhältniß, sondern ein sittliches, wie das der Familie" (IV. S. 116 f.). Das Verhältniß der „Treue" ging vom Vater auf den Sohn über. Diesem Gefolge von Gesindleuten wurden die Dienste des Hofes in verschiedenen Abstufungen der Ehre und Würde vom König übertragen. Aus ihnen wurden die Marschälle und Kämmerer, der Truchseß und Schenke, die Hausmeier und königlichen Notare gewählt. „Diese und Andere verrichteten die Hofdienste;" heißt es bei Hegel, „die Gastalden und sonstige königliche Beamte (Actores) verwalteten die königlichen Güter und die öffentlichen Einkünfte. — Die vornehmen Gesindleute waren den Ersten (Primi) unter den Langobarden oder den Herzögen im Wehrgeld gleich, erschienen mit diesen im Rath und im Gericht des Königs, wo sie dann gleichfalls unter den Judices aufgeführt werden, gelangten durch des Königs Gunst zu großen Reichthümern, wie man aus den von ihnen herrührenden ansehnlichen kirchlichen Stiftungen und Schenkungen entnehmen kann, und Manche von

Gastalden u. Grafen.

Andere Beamte.

Das königliche Gesinde.

ihnen wurden auch wohl zu Herzögen ernannt, ohne daß darum das ursprüngliche Verhältniß der Herzöge im Allgemeinen verändert worden wäre."

Gerichtswesen. „Das Gerichtsverfahren der Langobarden war das allgemein germanische, wornach das Recht vor Schöffen unter dem Vorsitz eines Richters gefunden und gesprochen wurde. Diese Schöffen waren nicht beständige Urtheiler, wie die fränkischen Scabinen, sondern wurden jedesmal von dem Richter zum Gericht berufen oder aus dem versammelten Umstand von Freien erkoren." — „Der König setzte sein Gericht zumeist aus seinen Großen und vornehmen Hofleuten zusammen," schließt Hegel den Abschnitt über die Verfassung des langobardischen Reichs, „der Herzog das seinige ebenso aus 470. seinen Beamten und seinem Gefolge. Die Herzöge und Gastalden waren die Gerichtsobrigkeit über die Städte und deren Gebiet, die Schultheißen deren Unterrichter, welche, gleichwie die Centenare bei den Franken, nur eine beschränkte Gerichtsbarkeit hatten. Von den Schultheißen und den Judices konnte man sich an den König als an den höchsten Richter wenden."

Die Civitates. Wir haben früher gesehen (IV. S. 813), daß die Städte und Stadtgebiete Oberitaliens nach der Niederlassung der Langobarden im Pothale wesentlich ihren römischen Charakter beibehielten, daß die langobardischen Edlen, die „Faren" oder Sippschaften, hauptsächlich die Landloose (Sortes) in Besitz nahmen, und daß in den königlichen Städten Gastalden als Beamte und Richter die schutzherrlichen Rechte übten und die höchste Gerichtsbarkeit vollzogen. Bei der zunehmenden Verbindung der verschiedenen Nationalitäten zu einem langobardischen Volksganzen nahm die Zahl der germanischen Ansiedler in den Städten mehr und mehr zu. Die neuen Bürger betheiligten sich an den Künsten und Wissenschaften, an dem Handels- und Gewerbleben, an den gesellschaftlichen Formen, an der gesammten bürgerlichen und kirchlichen Culturentwickelung der alten Einwohner, so daß im Laufe der Zeit, insbesondere seitdem der religiöse Gegensatz verschwunden und Wechselheirathen zu gleichem Rechte gestattet waren, wohl kein merklicher Unterschied zwischen den Bürgern romanischer und germanischer Abkunft zu Tage getreten sein wird. Die städtischen Territorien, die Stadt nebst den umliegenden Gebieten, mit dem altrömischen Namen Civitas belegt, bildeten die Grundlage der Gau- und Gemeindeverfassung, so daß das ganze Reich in Civitates zerfiel, die, weil sie Judices oder Duces an ihrer Spitze hatten, auch „Gerichtssprengel" (Judiciarien) und „Ducate" genannt wurden. In Zeiten des Kriegs boten die Städte mit ihren Mauern und Burgen (Castellen) feste Stützpunkte oder Zufluchtorte. In der Stadt hatte der Herzog oder Gastald seinen Sitz, so wie der Bischof, dessen Diöcese in der Regel mit dem Stadtgebiet (Civitas) zusammenfiel. Auch die übrigen Großen werden in der Stadt ihre Wohnhäuser gehabt haben, wenn sie auch die meiste Zeit auf dem Lande verlebten oder den Vergnügungen der Jagd und Falknerei oblagen, die sie an die Stelle der rohen Thier- und Gladiatorenkämpfe und der sittenlosen Schauspiele der Römer eingeführt hatten. Die Schultheißen, die den einzelnen Bezirken des Ducats oder der Civitas vorstanden, hatten ihre Malstätten in kleineren Orten oder Burgen.

Die Curtes oder königlichen Gerichtshöfe. Diese Judices führten den Vorsitz bei den „königlichen Gerichtshöfen" (Curtes) in den Städten: „hier wurden die öffentlichen Rechtsgeschäfte vollzogen, hieher gingen die Gefälle und Abgaben an den König, von hier aus wurden die öffentlichen Ländereien verwaltet und wie früher in Erbpacht gegeben." Neben diesen „königlichen Gerichtshöfen," denen auch die Geistlichen in weltlichen Dingen unterworfen waren, haben aber ohne Zweifel noch manche römische Einrichtungen fortbestanden, haben die bürgerlichen Gliederungen nach Geschäft und Gewerb, haben noch gewisse städtische Aemter und Corporationen, haben noch Curialen für die untergeordneten Dienste der städtischen Verwaltung die allmähliche Zertrümmerung des Alten überdauert und „sind in den

neuen Staatsbau gleichsam eingefügt worden." Doch ist die Behauptung von der Fortdauer der römischen Städteverfassung unter den Langobarden durch die neuere Forschung erschüttert worden, die zu beweisen sucht, „daß nur die langobardische Gemeinde das Volk und das Heer in den Städten ausmachte." Da aber dieses langobardische Volk in Sprache und Religion, in Cultur und Lebensformen sich so sehr in das römische Wesen eingelebt hatte, daß es zur Zeit Karls des Großen „nichts Fremdes mehr an sich getragen, als nur den Namen," so ist doch wohl auch anzunehmen, daß in dem Hofrecht und der Städteverfassung der Langobarden noch altrömische Bestandtheile und Einrichtungen fortgedauert haben, ja daß wie in den übrigen Lebensbedingungen auch hier das römische Wesen den Kern gebildet, das entwickeltere System nur Modificationen, wie sie den veränderten Verhältnissen entsprachen, erfahren haben wird.

Luitprands Stellung zum Papst. Die Langobarden, die auch als Arianer nie verfolgungssüchtig gegen die orthodoxe Kirche und Geistlichkeit aufgetreten waren, standen an religiöser Hingebung den übrigen germanischen Völkern des ehemaligen Römerreichs in
729. Nichts nach. Als Luitprand einst in Waffen vor den Thoren des Vatikans stand, wurde er von den Reden des Papstes Gregor II. so sehr in seinem Gewissen gerührt, daß er seine Truppen zurückzog, sein Schwert, seinen Königsmantel und seine Krone ehrfurchtsvoll auf dem Grabe des Apostels als Weihgeschenk niederlegte und demuthsvoll seine Andacht verrichtete; und sein Nachfolger Rachis (Ratchis) vertauschte, wie Karlmann und so manche angelsächsische Könige, den Herrscherpalast mit der Klosterzelle. Dennoch war das Verhältniß zwischen Rom und dem Langobardenreich durch fortwährende Kämpfe und Feindseligkeiten gestört. Die religiöse Frömmigkeit war nicht mächtig genug, den Trieb der Habsucht, die Liebe zu Krieg und Raub, die der Natur der Langobarden tief eingeprägt waren, aus ihrer Brust zu tilgen, und die Schwäche, Verwirrung und Zerrissenheit des mittleren und unteren Italiens erleichterte ihnen die Ausdehnung ihrer Herrschaft. Selbst die Geistlichkeit, obwohl größtentheils romanischer Abkunft, trat in diese oppositionelle Gesinnung ein und erstrebte, im Vertrauen auf den Schutz der Langobarden, eine selbstständige Stellung gegenüber Rom. Noch im elften Jahrhundert behauptete der Erzbischof von Mailand, der Nachfolger des heil. Ambrosius, eine gewisse Unabhängigkeit und Autonomie.

Die politische Lage Italiens. Dieser innere Gegensatz zwischen Rom und dem Langobardenreich erhielt noch Nahrung durch die politische Lage. Die Ducate von Rom und Neapel bildeten Theile der byzantinischen Herrschaft in Italien, die ihren Hauptsitz im Exarchat von Ravenna und der Pentapolis hatte und noch den Süden und Südwesten der Halbinsel umfaßte. So lange die Langobarden dem arianischen Glaubensbekenntniß anhingen, war der Papst der natürliche Verbündete des Kaisers. Das römische Gebiet und das Herzogthum Perusium (Perugia), das einige Zeit im Besitze der Langobarden war, ihnen aber später wieder entrissen wurde, vermittelten die Verbindung zwischen dem Exarchat und den südlichen

und südwestlichen Territorien und trennten die langobardischen Herzogthümer Spoleto und Benevent von dem nördlichen Hauptlande. Dieses Verhältniß änderte sich indessen, als die Langobarden treue Söhne der Kirche wurden und dagegen die kirchlichen Differenzen und Rivalitäten, die schon lange zwischen Rom und Byzanz obwalteten, in Folge des Bilderstreits sich noch mehrten. Dennoch konnte sich der Papst nicht entschließen, mit den Langobarden gemeinsame Sache zu machen zum Sturze des oströmischen Kaiserthums. Vergebens erwies Luitprand der römischen Kirche und ihrem Oberhaupte die höchste Achtung, damit dieser sein Streben, die ganze Halbinsel zu einem großen Langobardenreiche zu vereinigen, gutheiße und fördere; vergebens unterstützte er die Katholiken der Romagna in ihrem Widerstande gegen die Edicte des bilderfeindlichen Kaisers, und bemächtigte sich mit ihrem Beistande auf kurze Zeit der Stadt Ravenna; Gregor II. gedachte sich eine unabhängige Macht zu gründen: er lehnte daher nicht blos den Bund mit Luitprand ab, sondern hintertrieb auch die Einsetzung eines neuen Kaisers, „weil die Bekehrung Leo's immer noch zu hoffen sei“ (S. 235), und gab sich alle Mühe, die Herzöge von Spoleto und Benevent, die unbekümmert um das Reich von Pavia wie kleine Könige in ihren Landschaften lebten, von dem Anschluß an Luitprand abzuhalten. Und als dieser sie nach langer Zögerung endlich mit Krieg überzog, gewährte der Papst ihnen Schutz und Beistand. Ergrimmt über solche feindselige Haltung verband sich der Langobardenkönig mit dem griechischen Statthalter, der mit Hülfe der Venetianer sich wieder der Stadt Ravenna bemächtigt hatte, und beide zogen mit vereinter Macht wider Rom und die ungehorsamen Herzöge. Ein mehrjähriger Krieg entbrannte, in welchem sich die Feinde wiederholt den Mauern Roms näherten und ganz Italien durch eine „drückende Abwechselung von Feindseligkeiten und Waffenstillstand“ beunruhigt wurde. In dieser Bedrängniß war es, daß der Papst, wie erwähnt, dem fränkischen Gebieter Karl Martell durch Uebersendung der Schlüssel zum Grabe des heil. Petrus die Schutzherrschaft von Rom anbot. Aber ehe die Unterhandlungen zum Abschluß gekommen, stieg der Franke ins Grab und Gregor II. folgte ihm wenige Wochen nachher. Sein Nachfolger Zacharias befolgte zwar dieselbe Politik, 28. Nov. 741.
suchte aber durch augenblickliches Nachgeben sich und das Volk aus der Noth zu retten und günstigere Zeiten abzuwarten. Er schloß mit Luitprand Frieden 742.
und gab den Bund mit den Herzögen auf. Dadurch erhielt er die verlornen Städte und die weggeführten Gefangenen zurück; der König aber brachte zuerst Spoleto, dann, als der Herzog Gottschalk von Benevent auf der Flucht nach Griechenland erschlagen ward, auch dieses Herzogthum in seine Gewalt und setzte zwei nahe Verwandte als abhängige Fürsten ein. Nicht minder durchgreifend war sein Regiment im eigenen Lande. Die Herzöge wurden in ihrer Macht beschränkt und mußten wesentliche Befugnisse ihrer Amtsgewalt an die königlichen Gastalden übergehen sehen.

Luitprand stand auf dem Gipfel seiner Macht, als der Tod seinen hoch-
744. fliegenden Plänen ein Ziel setzte. Seine beiden Nachfolger, Hildebrand und
Rachis. 744—749. Rachis, besaßen nicht die hinlängliche Kraft und Klugheit, dem Ehrgeize und den Intriguen Roms mit gleichem Erfolge entgegenzutreten. Mehr als einmal warf sich Zacharias zum Schiedsrichter zwischen Rachis und den Griechen auf und suchte auf alle Weise die Vergrößerung des Langobardenreiches zu verhüten. Erzürnt über die schwache Nachgiebigkeit ihres Königs, der, während Zacharias seinen Waffen Einhalt gebot, reiche Geschenke an römische Klöster
749. sandte, zwangen ihn die Langobarden, der Herrschaft zu entsagen und hoben seinen Bruder Aistulf auf den Thron. Rachis beschloß sein Leben in einer Klosterzelle zu Rom.

Aistulf. 749—756. Aistulf handelte ganz im Sinne seines Volks, als er die Eroberungs- und Einigungspläne Luitprands wieder aufnahm und zu dem Zweck die Kriegspflicht und Bewaffnung auch auf die Klasse ausdehnte, die keinen Grundbesitz hatte. Diese Mehrung der Kriegsmacht zeigte bald ihre Folgen. Ra-
751. venna wurde durch Gewalt oder List eingenommen und damit der Herrschaft des oströmischen Kaisers im nördlichen Italien ein Ende gemacht. Der Exarch Eutychius überlieferte sich selbst den Händen des Siegers. Nun wandte sich
752. Aistulf gegen Rom, wo um dieselbe Zeit Zacharias starb und Stephan III. den apostolischen Stuhl bestieg. Umsonst versuchte dieser durch Unterhandlungen sich aus der Noth und Verlegenheit zu reißen; der strenge Kriegsfürst verlangte, daß der römische Ducat sich seiner Oberhoheit unterwerfe und seine Gerichtsbarkeit anerkenne, und daß jeder Bürger ein Goldstück als Kopfsteuer entrichte. Die Römer zauderten, baten, klagten; sie flehten durch feierliche Umzüge und Bußübungen die Gnade Gottes an; sie schickten Gesandte an den Kaiser nach Konstantinopel; sie suchten den strengen König durch Geschenke milder zu stimmen; der Papst selbst begab sich mit sicherem Geleite in das feindliche Lager, um seine Bitten persönlich vorzutragen. Alle Versuche waren umsonst; Aistulf beharrte auf seinem Sinn, doch bewirkte Stephan durch diese Mittel, daß die Waffen der Langobarden so lange ruhten, bis er sich der Hülfe des Franken-
Papst Stephan reist nach Frankreich. königs Pippin versichert hatte. Begleitet von den fränkischen und griechischen Gesandten und von einem Gefolge geistlicher und weltlicher Großen reiste
Nov. 753. Stephan über die Alpen und wurde aus dem Kloster des heil. Mauritius (St. Moriz) im obern Rhonethale von Abgesandten des Königs nach Pontico
6. Jan. 754. geleitet, wo ihn Pippin in seiner Pfalz aufs Ehrenvollste empfing. „Pippin stieg vom Pferde,“ heißt es in der Lebensbeschreibung Stephans, „und ging dem heiligen Vater ungefähr drei Millien weit entgegen; demüthig auf der Erde kniend mit seiner Frau, seinen Söhnen und Großen, empfing er ihn; eine Strecke Weges ging er wie ein Diener neben seinem Rosse her.“ Man kam überein, daß der Papst durch den feierlichen Act der Salbung Pippins Königthum sanctionire und das ausschließliche Recht seines Geschlechts auf die Krone

des Frankenreichs anerkenne, wofür ihm Pippin Hülfe gegen die Langobarden, Befreiung von ihrer Bedrückung und Hinterlist und von der widerrechtlichen Forderung der Zinszahlung verhieß. Als die Zusage bewaffneter Intervention in Italien auf der Reichsversammlung zu Kiersy die Beistimmung der fränkischen Großen, freilich nicht ohne erheblichen Widerspruch, erhalten hatte, stellte der König, wie behauptet wird, eine feierliche Urkunde aus, worin die Gebiete genau angegeben waren, welche dem heil. Petrus gehören sollten. „Nicht nur das ganze Exarchat ward ihm zugesprochen, sondern der Kirche ein Gebiet überlassen, dessen nördliche Grenzen durch die Städte Luna, Barcetum, Mons Bardonis, Parma, Regium, Mantua, Mons Silicis bezeichnet wird, und wozu noch die Provinzen Venetien und Istrien kommen; außerdem sollten die Herzogthümer Spoleto und Benevent, ja sogar die Insel Corsica der Kirche geschenkt sein." Diese Urkunde Pippins, deren Aechtheit jedoch nicht über allen Zweifel gestellt ist, und die jedenfalls nie in ihrem ganzen Umfange vollzogen ward, bildete den Anfang und die Grundlage des Kirchenstaats.

Die Pippin'sche Schenkung.

Als Aistulf die Forderung des Papstes, „Herstellung des Friedens und Zurückerstattung der Rechte und Besitzungen der Kirche und des Staats" zurückwies; rückte Pippin in Begleitung Stephans „mit allen Völkerschaften seines Reiches und mit den Schaaren der Franken" wider das Langobardenreich. Aistulf hatte im Thal von Susa ein festes Lager geschlagen und suchte die Feinde vom Eindringen „durch die Klausen" abzuhalten. Aber bei einem übereilten Angriff durch die Tapferkeit der Franken zurückgeschlagen, suchte er hinter den festen Mauern von Pavia Schutz. In raschem Siegeslauf drang nun Pippin in Oberitalien ein, eroberte und plünderte mehrere Städte und bedrohte dann Pavia mit enger Belagerung. In dieser Bedrängniß schloß Aistulf einen nachtheiligen Frieden, worin er schwur, die eroberten Besitzungen dem apostolischen Stuhle zurückzugeben, das Gebiet von Rom nie wieder feindlich zu betreten und die fränkische Oberhoheit über das Langobardenreich anzuerkennen. Nach diesem Friedensvertrag zog Pippin mit seinem Heere zurück, begleitet von langobardischen Geißeln. Kaum sah sich aber Aistulf von der Nähe der fränkischen Waffen befreit, so brach er die Uebereinkunft. Weit entfernt, seinen Verpflichtungen nachzukommen, „gab er nicht eine Handbreit Landes dem apostolischen Stuhle und dem römischen Staate zurück," sondern rückte vielmehr, um die erlittene Schmach zu rächen, raubend und verheerend in das päpstliche Gebiet ein und bedrängte Rom von drei Seiten mit enger Belagerung. Da rückte Pippin, empört über den Wortbruch des Königs und gerührt durch die Klagen und Bitten des Papstes, der den Apostelfürsten Petrus in einem beredten Schreiben seine eigene Sache führen und ewigen Lohn für schnelle Hülfe, ewige Verdammniß für die Zögerung verkündigen ließ, abermals über die Alpen. Aistulf zog ihm entgegen, aber zum zweitenmale an den Klausen zurückgeschlagen und in Pavia belagert, mußte er sich unter die

Pippin's Feldzüge nach Italien u. Aistulf's Ausgang. 755. 756.

756.

mächtige Hand des Frankenkönigs beugen und zu den früheren Bedingungen neue Demüthigungen eingehen. Nicht nur daß die Langobarden die fränkische Oberherrschaft anerkennen und durch einen jährlichen Tribut bethätigen mußten; Pippin ließ auch durch Bevollmächtigte, an ihrer Spitze Abt Fulrad, die Uebergabe der von Aistulf zu räumenden Städte des ehemaligen Exarchats und der Pentapolis von Ravenna bis Ancona an den römischen Stuhl vollziehen. Nachdem Fulrad seine Aufträge beendigt, „legte er die Schlüssel der Städte, so wie die von Pippin ausgestellte Schenkungsurkunde am Grabe des heiligen Petrus nieder und übergab so dem Papst für ihn und seine Nachfolger die abgetretenen Gebiete zu ewigem Besitz und Eigenthum." Nur der Verwendung fränkischer Großen hatte Aistulf die Erhaltung seines Lebens und Reichs zu verdanken. Aber noch vor Ablauf des Jahres brachte ihm ein Sturz vom
756. Pferde den Tod. Die Forderung einer byzantinischen Gesandtschaft, dem oströmischen Reiche die ihm von den Langobarden entrissenen Besitzungen zurückzustellen, wies der Frankenkönig von sich.

Desiderius. 757—774. Auf die Kunde von Aistulfs Tod verließ Rachis seine Klosterzelle, um abermals die Krone der Langobarden auf sein Haupt zu setzen. Viele Großen begünstigten seine Bewerbung. Allein durch den Einfluß des Papstes und des Abtes Fulrad gelangte Desiderius, dem Luitprand das Amt eines Mar-
757. schalks und die herzogliche Würde in Tuscien übertragen hatte, an das Regiment. Zum Dank für den Beistand bestätigte er nicht blos die frühere Uebereinkunft, sondern verzichtete auch noch zu Gunsten des Papstes auf diejenigen Städte des Exarchats und der Pentapolis, welche in der letzten Schenkung Pippins nicht enthalten waren. So wurde das päpstliche Gebiet noch durch Faventia, Imola, Ferrara, Auximum, Ancona u. a. O. vergrößert. Zugleich kündigten die beiden Herzöge von Benevent und Spoleto dem Desiderius den Gehorsam auf und schwuren mit ihren Edlen Treue dem Papst und dem fränkischen
April 757. König. Bald nachher starb Stephan III. mit der Ueberzeugung, daß es nun mit der Herrschaft der Langobarden über ganz Italien für immer vorbei sei. Ein zinspflichtiger König, vom römischen Bischof mit Hülfe fränkischen Einflusses auf den Thron erhoben und der wichtigsten Provinzen beraubt, war kein gefährlicher Gegner mehr, zumal da er unter den Langobarden selbst viele mächtige Widersacher hatte und nicht auf die Ergebenheit des Volkes zählen konnte, dem er wider Willen zum Herrscher gesetzt war.

C. Wachsthum der Kirche im Frankenreiche.

Stellung der Karolinger zur Kirche. Wenn unter den Merovingern rohe germanische Kraft und römische entartete Bildung neben einander bestanden und einen gesellschaftlichen Zustand begründeten, wo wilde Gewaltthat und Frevelsinn mit sittlicher Verderbniß und Wollust, ungebändigte Leidenschaftlichkeit mit sinnlichen Lastern zu einem

gräuelvollen Bunde vereinigt waren, ohne daß das noch nicht in das Innere gedrungene Christenthum die Macht besessen hätte, die sittliche Verworfenheit mit religiösen und ethischen Kräften zu überwinden und die wilden Triebe einer zügellosen Natur mit der Zucht der Bildung, des Rechts und der Humanität zu zähmen und zu beherrschen; so besteht die Bedeutung und Größe des Arnulfingischen Hauses in der völligen Verschmelzung der germanischen und romanischen Volkselemente zu einem nationalen Ganzen, in der Verbindung der romanischen Cultur mit der germanischen Kraft und Naturanlage zu einem starken, bildungsfähigen Menschengeschlechte, in der Fortentwickelung und Ausbreitung der christlichen und kirchlichen Institute und ihrer Anwendung zur Veredelung, Cultivirung und Vereinigung der dem Frankenreiche angehörigen Völker und Stämme. Kamen diese Bestrebungen auch erst unter Karl dem Großen zu ihrer Vollendung; so wurden doch unter Karl Martell und seinen Söhnen bereits die Wege gebahnt, die einleitenden Schritte gethan, die Grundsteine zu dem christlichen Staatsbau gelegt. Karl Martell freilich hatte unter den schweren Kämpfen wider Heiden und Saracenen, durch welche die Existenz des christlichen Abendlandes bedroht war, nur geringe Muße für die friedlichen Werke christlicher Mission und Bildung; seine Lebensaufgabe war es zunächst, das Frankenreich aus seiner bisherigen Schwäche und Zerfahrenheit zu reißen, es zum Halt und Mittelpunkt der abendländischen Christenheit zu erheben und dadurch der überwältigenden Macht des Islam einen starken Damm entgegenzuwerfen. Wenn er bei der Ausführung dieses hohen Zweckes auch mitunter die Kirche dem Staate dienstbar machte, auch mitunter Eingriffe in das geistliche Vermögen sich gestattete, keine Synoden halten ließ, bei Besetzung der Bisthümer und Abteien hier und da eigenmächtig zu Werke ging, und unwürdige, habgierige Männer zu Kirchenämtern erhob, mehr auf die Erreichung seiner Pläne als auf die Gunst des Klerus bedacht; so war er doch weit entfernt, der Kirche Gleichgültigkeit oder bösen Willen zu tragen, so war er doch einsichtsvoll genug, durch Beförderung der Heidenbekehrungen dem christlichen Frankenreiche neue Gebiete zu erwerben, so erkannte er doch die Vortheile, die seinem Hause und dem fränkischen Staate durch das einträchtige Zusammengehen mit dem römischen Bischof und Klerus erwachsen konnten. Aber in viel höherem Grade traten die kirchlichen Interessen bei seinen Söhnen hervor, die durch ihre klösterliche Erziehung zu St. Denis von Jugend an eine religiöse Richtung, eine Vorliebe für die Kirche und ihre Institute und Bildungsmittel in sich trugen. Bei Karlmann wurde, wie wir gesehen haben, diese Richtung frühe so mächtig, daß sie die übrigen menschlichen Bestrebungen und Neigungen überwand und ihn zur Ergreifung des Klosterlebens forttrieb; Pippin dagegen verstand es, die geistlichen Interessen mit seinen weltlichen Zwecken in Uebereinstimmung zu setzen und zum Vortheil seines Reiches und seiner Dynastie den Ruhm der Frömmigkeit mit seinen politischen und kriegerischen Tugenden

Karl Martell.

Karlmann.

Pippin.

zu vereinigen. In allen diesen Richtungen war er der Bahnbrecher für seinen großen Sohn. Was er mit dem Schwerte unterworfen, suchte er durch geistige Mittel, durch christliche Religion und Bildung zu erhalten und zu befestigen und was im Innern noch von schlummernden Culturkeimen vorhanden war, suchte er mit Hülfe fremder und heimischer Geistlichen zu sammeln und zu neuem Leben zu wecken. Das große Ziel des Vaters, die abendländischen Völker zu einer christlichen Einheit zu verbinden, wurde von dem Sohn viel umfassender und erfolgreicher fortgeführt. Während unter seinem Schutze Glaubensboten das Christenthum den Völkern im Osten des Rheins, an der Donau und am Bodensee verkündeten, war er zugleich beflissen, nach dem Vorbilde Roms in Gallien den Gottesdienst zu heben und feierlicher zu machen, in Cultus und religiösen Gebräuchen eine Uebereinstimmung mit Italien zu erzielen, durch Gründung kirchlicher und klösterlicher Gebäude den religiösen Sinn im Volke zu erregen und zu beleben, durch Berufung italienischer Künstler und Gelehrten in sein Reich Bildung und Kunstliebe zu fördern und so an der Hand der Kirche mit verschiedenen Hebeln und Mitteln den Gottesfunken in der Menschenbrust anzufachen und die Keime der Sittigung und Veredlung in den unbestellten oder verwahrlosten Boden der Zeitgenossen einzusenken.

„In Liebe zur Kunst und Wissenschaft," sagt H. Hahn von Pippin, „übertraf ihn sein großer Sohn; aber fremd war auch ihm und seiner Zeit nicht der Sinn dafür. Er behielt den weisen und gelehrten Schotten Virgilius, den nachherigen Bischof von Salzburg, wegen seiner Kenntnisse fast zwei Jahre bei sich. Vom Papst Paul erbat er sich später Bücher und empfing nicht nur kirchliche, sondern auch weltliche, das „Antiphonale und Responsale," wahrscheinlich um den römischen Wechselgesang in Gallien einzuführen, die Grammatik des Aristoteles, vom Areopagiten Dionysius die Bücher der Grammatik, Geometrie u. s. w., alle in griechischer Sprache geschrieben, auch ein Instrument die Stunden des Nachts anzuzeigen. Wahrscheinlich brauchte er jene Bücher zur Erziehung seiner Kinder, da es Sitte der Zeit war, vornehme Kinder in heiliger und profaner Gelehrsamkeit zu unterrichten. Endlich tritt bei ihm schon der Keim zu einer Pflanze der Künste hervor, wenigstens auf kirchlichem Gebiete, denn er sorgte für Kirchenbau und Ausschmückung der heiligen Gebäude, unterstützte z. B. Chrodegang, den Bischof von Metz, darin und ersetzte den gallischen Gesang durch den vollendeten römischen; freilich that er beides nicht aus reiner Liebe zur Kunst, sondern, wie die erwachende Kunst immer dem Glauben zu dienen pflegt, aus Liebe zur Religion, und um auch im Gottesdienste „Einmüthigkeit mit dem apostolischen Sitze und friedliche Eintracht der heiligen Kirche Gottes" zu erzielen."

Staat und Kirche im Bund. Diese Begünstigung des römischen Cultus, der römischen Wissenschaft und Kunst, der römischen Kirchenmusik erleichterte und förderte die Autorität des Papstes über die abendländische Kirche und arbeitete den Ansprüchen Roms auf kirchliche Suprematie wesentlich in die Hände, Ansprüche, die durch Bonifacius als apostolische Anordnungen geltend gemacht wurden. Wenn Pippin durch seine eigene religiöse Hingebung diesen Bestrebungen des römischen Bischofs als Nachfolgers des heil. Petrus eifrig Vorschub leistete, so geschah

dies ohne eine Ahnung der daraus hervorgehenden Consequenzen. Die Kirche war damals im Frankenreiche noch so sehr des Schutzes der weltlichen Obrigkeit bedürftig, noch so sehr blos ein Institut des Staates, daß ihre Stärkung nur der königlichen Macht zu gute kommen konnte. Die Geistlichkeit und ihr Oberhaupt waren so sehr beflissen, Pippins Gewalt und Majestät mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu stärken und zu heben, daß er durch ihre Begünstigung seine eigenen Zwecke förderte und die Aufgabe seines königlichen Berufes erleichterte. Die feste Kirchenverfassung ward ein Vorbild für den Staat. „Die hohen Diener der Kirche waren treue Stützen des Fürsten, und umgekehrt war Gründung einer Hierarchie und Ausbreitung des Glaubens ohne das Ansehen, den Beistand und die Siege der weltlichen Häupter nicht möglich." Beide Gewalten arbeiteten also im eigenen Interesse einander in die Hände. War Pippin eine Säule der Kirche, so war die Geistlichkeit zum Entgelt eine Säule seiner Regierung und seiner persönlichen Absichten und er täuschte sich nicht, wenn er in seinen Urkunden sagte: „Wir glauben unserer Herrschaft Festigkeit zu vermehren, wenn wir den Orten der Kirche günstige Wohlthaten mit wohlwollender Ueberlegung zugestehen."

Britische Glaubensboten.

Das Interesse des Karolingischen Hauses bethätigte sich auf zweifache Weise: im Innern durch Hebung und Besserung des Klerus, durch gesetzliche Feststellung der kirchlichen Güter und Einkünfte und durch Belebung des kirchlichen Sinnes unter allen Ständen mittelst regelmäßiger, öfters wiederholter Synoden in den verschiedenen Landestheilen, nach Außen durch Unterstützung der Glaubensboten und durch Gründung von Gotteshäusern und Klöstern an günstig gelegenen Orten. In beiden Bestrebungen wurden sie unterstützt durch Missionare aus den britischen Inseln, wo seit der neuen Begründung des Christenthums ein brennender Glaubenseifer sich entzündet hatte, sowohl unter den Bekennern des altbritischen Glaubens in Irland und Schottland, als unter den neubekehrten Angelsachsen. Das Inselvolk jenseit des Kanals, gedrückt durch das Elend der Zeit, griff mit Inbrunst nach den Tröstungen der Religion, und nicht zufrieden mit der gläubigen Andacht im eigenen Busen, strebte es nach äußerer Bethätigung. Wir haben früher gesehen, wie jene angelsächsischen Könige im ängstlichen Ringen um ihr Seelenheil häufig den Thron mit der Klosterzelle vertauschten und in Freigebigkeit gegen die Kirche einander überboten. Der gleiche Trieb zu äußerlicher Religionsthätigkeit führte Priester und Mönche nach dem Festlande, um das schlaffe Christenthum in Gallien durch Worte und Thaten aufzurichten und den Völkern jenseit des Rheines und an den Gestaden der Nordsee das Licht des Evangeliums zu bringen. Nachdem im siebenten Jahrhundert Columban und Gallus an den Gestaden des Bodensees die christlichen Erinnerungen, die noch hie und da die Stürme der Völkerwanderung überlebt, von Neuem geweckt und der letztere in der Abtei St. Gallen einen Heerd des Glaubens und der christlichen Bildung

für das ganze Land Allemannien geschaffen, der an dem benachbarten Inselkloster Reichenau, der Stiftung Pirmins, einen Stützpunkt fand; nachdem Kilian in den Maingegenden und in Thüringen dem Evangelium Bekenner zugeführt und der heilige Wilibrord mit elf Gehülfen bei den Friesen und im alten Bataverland die Lehre vom Kreuz verkündigt, also daß die Lagerstätte, wo er seine Wohnung aufgeschlagen, zur Stadt Utrecht heranwuchs; hat der kraftvolle Angelsachse Winfried, der Gründer der Abtei Fulda, bei den Hessen und Sachsen so thätig für die Pflanzung der Kirche gewirkt, daß er sich den Zunamen „Apostel der Deutschen" verdiente und mit solcher Hingebung die Anerkennung des römischen Bischofs als kirchlichen Oberhaupts und die Einführung der kanonischen Gesetze und der hierarchischen Ordnungen und Glaubensvorschriften Roms betrieben, daß Papst Gregor II. alle Ursache hatte, ihn durch den Ehrennamen eines „Wohlthäters" (Bonifacius) auszuzeichnen. — Diesen britischen Glaubensboten verdankt die christliche Kirche in Deutschland ihre folgenreichsten Siege. „Vor der Kraft ihrer Arbeit und ihres entsagenden Märtyrerthums, in der Ehrfurcht vor den Mysterien, welche sie verwalteten, den Wundern, welche sie verkündeten, beugte sich der ahnungsreiche Sinn der Germanen, und sie wurden gläubige Söhne der glänzenden und geheimnißvollen Kirche, die ihr irdisches Dasein mit Züchtigen und Loslassen beherrschte und ihnen den Himmel um des Gehorsams willen verhieß."

1. Allemannien und Rhätien. Columban u. Gallus. Schon im siebenten Jahrhundert hatte Columban mit zwölf Gefährten das Kloster Bangor und die „heilige Insel" verlassen, um in Austrasien und Burgund durch Worte des Lebens und Heiligkeit des Wandels der religiösen und sittlichen Entartung entgegenzutreten, die unter der Merovingischen Lasterherrschaft Hof, Adel und Klerus ergriffen. Er gründete mehrere Klöster, unter denen das von Luxueil in der Freigrafschaft Burgund durch die Strenge der Zucht und Enthaltsamkeit bald großes Ansehen und den Ruf der Heiligkeit erwarb. Als er in Folge seiner Strafreden gegen den lasterhaften Hof auf Anstiften Brunhildens vertrieben worden (IV. S. 696),
610. begab er sich mit seinen Gefährten Gallus und Magnoald an die Ufer des Bodensees, wo sie, an kleine Christengemeinden in Bregenz und Arbon (Arbor Felix) sich anlehnend, die Götzenbilder und Opferaltäre zerstörten und den Bewohnern die Lehre des Evangeliums verkündeten. Nach einem dreijährigen Aufenthalt von dem heidnisch-
613. gesinnten Volksherzog Cunzo von Schwaben und Rhätien vertrieben, nahm Columban seinen Weg über die Alpen, während Gallus in der Gegend, welche oberhalb Arbon
St. Gallen gegründet. 614. am Flüßchen Steinach zum Hochgebirge ansteigt, in tiefer Wildniß sich eine Zelle erbaute, die bald, als der Ruf des heiligen Wundermannes viele Gefährten anzog, und Graf Talto, der Verwalter der königlichen Güter, den Mönchen die Wildniß schenkte, sich zu einem Kloster erweiterte. Dies war der Anfang der berühmten Abtei St. Gallen, die in der Folge unter dem Schutze und durch die Freigebigkeit hoher Gönner herrlich emporblühte und durch Bildung und Gelehrsamkeit ein helles Licht in der
Bobbio. Finsterniß ward. Auch das Kloster Bobbio, das Columban unweit Pavia im Langobardenlande gründete, um gegen die arianische Irrlehre zu kämpfen, erwarb sich in der Folge durch die Pflege der Wissenschaften große Verdienste. Dort hat auch

Columban sein Grab gefunden. Sein Gefährte Sigebert, der sich auf dem St. Gotthardt von dem Meister trennte, und an den Quellen des Rheines den Rhätiern die Botschaft des Heils verkündete, wird als Stifter der Abtei „in der Einöde“ (Disertina) Disentis gefeiert. Von St. Gallen aus trugen andere gottbegeisterte Männer das Evangelium nach Constanz, wo der bekehrte Herzog Cunzo zuerst dem heiligen Einsiedler selbst den bischöflichen Stuhl anbot und dann, als dieser ablehnte, einen Schüler desselben zum Bischof einsetzte, welcher dem Abte unterthan blieb, in das Allgäu, wo das Kloster Füßen entstand, nach Rhätien, wo die religiöse Stiftung Pfäffers die Verbindung mit Reichenau und Disentis vermittelte u. a. O. 615. Disentis. Pfäffers.

Neben Columban und Gallus entfaltete Pirmin, wahrscheinlich aus Meaux an der Marne gebürtig, die größte Missionsthätigkeit in den austrasischen Landen. Das Kloster Reichenau, das er unter dem Schutze der Allemannenherzöge Nabi und Berchtold auf einer lieblichen Insel im Bodensee gründete, und das von Karl Martell mit dieser Insel beschenkt wurde, war eine Stätte der Cultur für die Umgegend und wetteiferte mit St. Gallen in Pflege der Wissenschaften. Als der heil. Stifter in Folge der Kriege zwischen den Franken und Allemannenherzögen aus seinem Eilande vertrieben ward und seine Stiftung Anderen (zunächst Heido, nachmals Bischof von Straßburg) überlassen mußte, wandte er sich nach dem obern Rheinthale, wo schon im Anfange des sechsten Jahrhunderts der Irländer Fridolin, der halbmythische Stifter des Klosters und der Hilariuskirche in Säckingen, und gegen die Mitte des siebenten Jahrhunderts sein Landsmann Trudpert (der nach der Legende bei dem Bau des Klosters gleichen Namens im Schwarzwalde von zwei über die schwere Arbeit erzürnten Knechten erschlagen wurde) für die Ausbreitung des Christenthums gewirkt hatten. Nachdem Pirmin im Elsaß und an den Vorhöhen des Schwarzwaldes eifrig im Dienste des Herrn geschafft, wie denn mehrere Klöster jener Gegend, als Schuttern, Gengenbach, Schwarzach, Neuweiler, Masmünster u. a. ihren Ursprung auf ihn zurückführten, errichtete er zuletzt unter dem Beistande eines begüterten fränkischen Edelmanns das Kloster Hornbach (bei Zweibrücken), von dem die Cultivirung des nördlichen Theiles der Vogesen seinen wichtigsten Ausgangspunkt hatte. Dort starb er im Jahre 753. Auch das Kloster Altaich in Baiern soll unter Herzog Odilo's Beistand von Pirmin gegründet worden sein. Pirmin. † 753. Reichenau gestiftet 724. Fridolin u. Trudpert. Hornbach.

Aus den legendenartigen, mit Wundersagen untermischten Biographien dieser Heiligen geht hervor, daß durch die Stürme der Völkerwanderung die unter der Römerherrschaft zerstreute Saat des Christenthums in den allemannischen Ländern zwar größtentheils erstickt worden war, doch nicht so vollständig, daß nicht noch einzelne Ueberreste und Traditionen fortgelebt hätten, an welche die christlichen Glaubensboten ihr Missionswerk anknüpfen konnten. Selbst das kirchliche Band, mit dem diese Gegenden einst an die Bisthümer von Aquileja und Augsburg geknüpft gewesen, scheint noch in einzelnen Erinnerungen fortbestanden zu haben. Aber erst seit der vollständigen Einverleibung des Herzogthums Allemannien in das Frankenreich gelang es, den fremden Sendboten die altgermanischen Naturmächte durch den Glauben an den dreieinigen Gott, die heidnischen Idole durch das Kreuz und die symbolischen Zeichen des Christenthums zu verdrängen. Christliche Reste und Traditionen.

Ihre Bemühungen wurden unterstützt durch die Bischöfe von Straßburg, Basel, Constanz, Chur und Augsburg, die theils aus eigenem Drang, theils nach dem Beispiele der fränkischen Könige im Bereiche ihrer Sprengel Klöster und Gotteshäuser gründeten und mit Gütern, Einkünften und Rechten beschenkten. 1. Straßburg, die aus den Trümmern des römischen Argentoratum unter der fränkischen Herrschaft wieder emporblühende Stadt, rühmt sich, daß der Grund zu ihrem Münster von Chlodwig Die Bisthümer und Klöster in Allemannien. Straßburg.

gelegt worden und führt in der Bischofsreihe zwei Namen auf, Arbogast und Florentinus, die zur Zeit der Merovinger als Heilige verehrt worden. Wie es mit diesen Angaben und mit dem hohen Alter der Thomas- und Stephanskirche sich verhalten mag, sicher haben mehrere Bischöfe im Karolingischen Zeitalter durch Stiftung von Klöstern, wie des Odilienklosters auf Hohenburg, einer Anhöhe der Vogesen südwestlich vor Straßburg und Niedermünster am Fuße derselben, wie Ettenheimmünster am Fuße des Schwarzwaldes, wie des Münsters im Gregorienthal westlich von Colmar u. a. m. die Verbreitung und Befestigung des Christenthums wesentlich gefördert. 2. Wenn mit der alten Stadt Augst auch das dortige Bisthum auf die jüngere Tochterstadt Basel übergegangen ist, so ist doch vor den Zeiten des Bonifacius kein Bischof mit Sicherheit anzugeben. Erst mit Haito, der in den letzten Regierungsjahren Karls des Gr. als Bischof von Basel und Abt von Reichenau erwähnt wird, und als Mönch dieses Klosters im J. 836 starb, beginnt die sichere Reihenfolge der Bischöfe von Basel. In ihrem Sprengel lag das Marienkloster Granval, eine Colonie aus Luxueil, deren erster Abt Germanus von den Allemannen im J. 647 erschlagen worden war. 3. Constanz, von Constantius Chlorus, dem Vater Constantins, gegründet und nach ihm benannt, gelangte erst durch die Karolinger zu neuer Bedeutung. Nach einer alten Tradition wurde das Bisthum von Windonissa (Windisch) im sechsten Jahrhundert auf Constanz übertragen, eine Angabe, die aber historisch nicht bewiesen werden kann. Die Nachfolger jenes Johannes, den Gallus zu der Stelle dem Allemannenherzog empfohlen, waren bemüht, die beiden mächtigen Abteien ihres Sprengels in St. Gallen und Reichenau, die eine unabhängige Stellung anstrebten, unter ihre Autorität zu beugen, was dem gewaltigen Bischof Sidonius unter dem Beistande Pippins gelang. Die volksthümliche Galluscelle, von der die ganze Umgegend zum Christenthum gebracht ward, und die bei der Allemannischen Bevölkerung in großer Verehrung stand, hatte unter dem Haß zu leiden, den die Frankenherrscher auf die allemannische Nationalität geworfen hatten. Wie sehr auch der gewandte Abt Othmar († 759) die Selbständigkeit des Klosters, das unter ihm die Regel des heil. Benedict annahm, zu schützen suchte; es mußte sich unter die Episcopalgewalt von Constanz beugen und zum Zeichen seiner Abhängigkeit sich zu der Entrichtung einer Unze Goldes und eines Zelters an den Bischof verstehen. Auch Reichenau hatte viele Angriffe auf seine Selbständigkeit zu bestehen; doch war es besser daran als St. Gallen: „theils erregte es als fränkische Stiftung nicht in demselben Maße den Argwohn der Sieger, wie jenes allemannische Heiligthum, theils gelangten seine Aebte aus demselben Grunde leichter auf den Stuhl von Constanz, so daß dann gegen sie nicht derselbe Kampf um Freiheit der Abtswahl nöthig war.“ — Unter den übrigen Klöstern im Sprengel von Constanz waren am wichtigsten: Rheinau, unterhalb Schaffhausen, als deren Gründer ein irländischer Asket, Findan, gefeiert wird, der den normännischen Seeräubern entflohen und nach langen Pilgerfahrten in die Nähe des Rheinfalls gekommen sein soll; die Kirche zu St. Felix und Regula in Zürich und auf der Insel Lützelau im Züricher See; die erwähnte St. Trudpertscelle, an der Stelle, wo der Heilige ermordet ward; Kempten, eine alte Römerstation auf der Straße von Italien nach Augsburg u. a. m. 4. Chur, in dem rhätischen Alpenlande, war ein altes, von Italien aus gegründetes und lange Zeit dem Erzstift Mailand zugehöriges Bisthum mit dem alten Kloster St. Lucii. Unter der Frankenherrschaft war das Bisthum mehrere Generationen hindurch in der rhätischen Grafenfamilie erblich, so daß die Gaugrafen Paschalis, Victor und Vigilius zugleich den Bischofstuhl inne hatten. Zu den berühmtesten Klöstern dieser Diöcese gehörten die schon erwähnten Stiftungen zu Disentis und Pfäffers und das Nonnenkloster Catz oder

Basel. Constanz. Chur.

Rätzis im Domletschertthal. 5. Augsburg war schon in Römerzeit ein mit Aquileja im Metropolitanverband stehendes Bisthum und die Kirche zu St. Afra in einer Vorstadt reicht ins sechste Jahrhundert hinauf. Aber unter den folgenden Kriegsstürmen scheint der Bischofsstuhl verwaist gewesen zu sein; wenigstens sind vor den Karolingern keine Bischofsnamen mit Sicherheit festzusetzen. Erst während der Frankenherrschaft wurde das Episcopat in Augsburg erneuert; in der Mitte des 8. Jahrhunderts stand Wicterp demselben als Bischof vor. Anfangs über die beiden Ufer des Lech sich erstreckend, wurde sein Sprengel in der Folge nur auf die Allemannenländer westwärts dieses Flusses beschränkt und in den Metropolitanverband von Mainz gezogen, indeß für die (bairischen) Länder im Osten das Bisthum Neuburg errichtet und mit dem Erzstift Salzburg in Verbindung gesetzt ward. Die reichen Stiftungen der Gegend, Benedictbeuern, Wessobrunn, Pollingen u. a. werden einer dem herzoglichen Geschlechte der Agilolfinger verwandten Familie zugeschrieben, die ihre sämmtlichen Erbgüter zu frommen Klosterstiftungen verwendet und ihr Leben in denselben beschlossen haben soll. Die Klöster Ellwangen und Feuchtwangen dagegen waren fränkische Gründungen, letzteres soll von Karl dem Gr. selbst, ersteres von einem Dienstmann desselben bei Gelegenheit von Jagden errichtet worden sein. — Augsburg.

Ein Rest altkeltischer Bojer hat wohl dem aus den germanischen Stämmen der Heruler, Sciren, Rugier und Turcilinger gebildeten Mischvolke von der Donau bis in die rhätischen Alpen, von Lech bis Enns den Namen Baiern (Bojoarier) gegeben. Von der Zeit, da Theoderich der Ostgothe nach Italien zog, stand Baiern unter eigenen Volksherzogen, die auch mitunter von den Geschichtschreibern als „Könige“ bezeichnet werden, aus dem Hause der Agilolfinger. Zwischen Garibald, in der Mitte des sechsten Jahrhunderts, und dem letzten Herzog Thassilo werden vier für die Verbreitung des Christenthums in den Donauländern thätige Herzöge erwähnt: Theodo II., Theodebert, Hucbert und Odilo. Zwar hatte schon im fünften Jahrhundert das Christenthum Eingang gefunden und in dem heil. Severin einen eifrigen Verkündiger gehabt; aber unter den Schlägen und Wanderzügen der folgenden Zeit war die Saat wieder größtentheils zertreten worden. Erst als um die Mitte des 7. Jahrhunderts aus dem burgundischen Kloster Luxeuil zwei Glaubensboten (Eustasius und Agilus) in das Land kamen und bald nachher der heil. Emmeran in Regensburg, damals Hauptstadt der Baiernherzöge, für das Evangelium wirkte, wurde das Volk der Baiern vollständig zum Christenthum bekehrt. Ueber den Gebeinen des als Märtyrer gestorbenen Heiligen erhob sich das Kloster St. Emmeran, das mit dem von Bonifacius eingerichteten Bischofssitz der Stadt in der Art verbunden war, daß bis über das zehnte Jahrhundert hinaus der Abt des Klosters zugleich die bischöfliche Diöcese verwaltete. Die größten Verdienste um die Bekehrung der Baiern erwarb sich der heil. Rupert, der wahrscheinlich am Ende des siebenten Jahrhunderts von Worms nach dem Ostlande zog, den Grund zum Erzstift Salzburg auf den Ruinen der alten Römerstadt Juvavium legte, und eine solche Thätigkeit entwickelte, daß er als der eigentliche Apostel Baierns, d. h. als der Vollender der Bekehrung angesehen werden kann. „Er durchzog das Land predigend und taufend, weihete Kirchen, ordinirte Geistliche, setzte einen Nachfolger für sich ein und kehrte nach Worms zurück, wahrscheinlich noch während des ersten Decenniums des achten Jahrhunderts.“ Für diese Auffassung entscheidet sich Rettberg in dem chronologischen Streit, der sich zwischen den Salzburger und Baierischen Theologen über Rupert erhoben. Um die Gründung des Erzstifts möglichst weit hinauf zu rücken, setzten die ersteren die Lebenszeit des Heiligen ein Jahrhundert früher. Von ihm angeregt, unternahm Theodo II. (716) eine Reise nach Rom und beförderte die Verbreitung des Evangeliums und die

2. Baiern. St. Emmeran in Regensburg. St. Rupert in Salzburg.

Reinigung der Kirchenlehre. Die von Rupert gegründete Abtei St. Peter in Salzburg, wozu er 12 Schüler aus Worms kommen ließ, besaß anfangs auch die Bischofsgewalt, bis die von Virgilius (767) gegründete Rupertuskirche zur Kathedrale des von Bonifacius eingesetzten Episcopats erhoben ward, worauf das Kloster einen eigenen, dem Bischof untergebenen Abt erhielt. Auch das Frauenstift auf dem Nunberg (Nonnenberg), so wie die erste Anlage der Marienkirche in Oetting, rührte von Rupert her; ihre Vollendung aber erhielt sie durch den Bischof Virgilius. Der Herzog Thassilo beschenkte dieselbe und stiftete noch zwei Klöster auf einer Insel des Chiemsees.

Passau. Dem Erzstift Salzburg wurde die Metropolitanwürde für die Ostländer streitig gemacht durch den Bischofstuhl von Passau, der dadurch seine Entstehung nahm, daß im J. 738 bei dem Einfall der Avaren Bischof Vivilo seinen Sitz von Lorch (Laureacum), wo schon in Severins Tagen ein Bisthum bestanden haben soll, in jene Donaustadt verlegte. Die Stephanskirche in Passau, welche Vivilo zu seiner Kathedrale erhob, war schon im 7. Jahrhundert gegründet worden. Ein eifriger Förderer kirchlicher Stiftungen war Herzog Odilo, Pippins Schwager. Von ihm rührten her: die Klöster zu Niedernburg am linken Donauufer, zu Pfaffenmünster und das Mauritiuskloster zu Nieder-Altaich, wohin er auf Pirmins Rath zwölf Mönche von Reichenau berief. Auch die Klöster Osterhausen, am rechten Ufer der Donau abwärts von Altaich und Monsee werden auf Odilo zurückgeführt. Die wichtige Abtei Kremsmünster war eine Stiftung Thassilo's und der Liutberga (778). Zu den ältesten Klöstern der Donaugegend gehörten St. Florian, unweit des alten Lorch, an der Stelle, wo der Heilige den Märtyrertod gefunden, und St. Hippolyt (St. Pölten), als dessen Stifter zwei baierische Edle genannt werden. —

St. Corbinian in Freisingen. † 730. Der jüngste der baierischen Missionare vor Bonifacius war Corbinian aus Chartres bei Melun. Nach vierzehnjähriger Askese in einer Zelle seiner Heimath begab er sich nach Rom, wo er das Pallium empfing und den Auftrag, in Baiern für das Christenthum zu wirken. „An der Marienkirche zu Freisingen errichtete er jetzt seine bischöfliche Kathedra, erbaute auf einem Berge neben der Stadt eine Kirche zu Ehren St. Stephans, Weihenstephan, und in der Gegend von Mois eine andere zu Ehren Valentins auf einem dazu erkauften Grundstücke.“ Am letzteren Orte starb er (730), als er vor der über seine Strafreden erzürnten Herzogin Piltrud von Freisingen fliehen mußte. Die Diöcese war reich an bedeutenden Stiftungen wie Scharnitz an den Quellen der Isar; Tegernsee, am Fuße des Gebirges zwischen Isar und Inn, gestiftet von den Grafen Adalbert und Otgar, wahrscheinlich aus dem Geschlechte der Agilolfinger; Altenmünster, zwischen Freisingen und Augsburg, Schliersee u. a. Das alte Bisthum Seben im südlichen Rhätien (Tirol) stand bald unter langobardischer, bald unter baierischer Herrschaft. —

3. Thüringen u. Ostfranken. Wenn in Allemannien und Baiern die Glaubensboten an Reste altrömischen Christenthums anknüpfen, alte Traditionen und schlummernde Erinnerungen wieder zu frischem Leben erwecken konnten; so fanden sie dagegen in den Ländern am Main, an der Werra und nordwärts des Waldgebirges, der von den Bewohnern den Namen des Thüringer Waldes führt, nur altgermanisches Heidenthum. Zwar waren die Thüringer, wie wir gesehen haben, schon von den Merovingern zur Unterwerfung gebracht worden und der südliche Theil des Landes hatte schon frühe von den Siegern den Namen Ostfranken erhalten; aber Bekehrungen zum Christenthum scheinen doch erst unter den Karolingern mit Erfolg unternommen worden zu sein. Die Erzählung von dem britischen Missionar Kilian, der gegen Ende des siebenten Jahrhunderts mit drei Gefährten sich in Würzburg, der damaligen Residenz der ostfränkischen Volksherzöge,

St. Kilian in Würzburg.

niederließ, und den Bewohnern der Umgegend bis zur Rhön das Evangelium verkündigte, dann aber auf Anstiften der Herzogin den Märtyrertod gefunden hat, ist durch spätere Legenden und Wundersagen entstellt. „Wenn er als erster Bischof von Würzburg angegeben wird, so beruht dies nur auf dem Wunsche, seinen Namen an die Spitze der dortigen Bischofsreihe zu stellen." Erst mit dem von Bonifacius eingesetzten Bischof Burghard, der das über den Gebeinen des Märtyrers errichtete „St. Kilians Münster" oder Salvatorkirche, zur Kathedrale erhob, beginnt die geschichtliche Bedeutung des durch Schenkungen von Karlmann, Pippin und Karl den Gr. reich ausgestatteten Bisthums Würzburg für die Pflanzung des Christenthums im Maingebiet. — Auch nach den sächsischen Landstrecken, die an das Frankenreich grenzten und in wiederholten Kriegen unter Karl Martell und Pippin überwunden und zur Zinspflicht gebracht worden, war schon einige Kunde von dem gekreuzigten Heilande gedrungen, ehe Bonifacius, unterstützt von fränkischen Waffen, sein Bekehrungswerk in größerem Maßstabe vollführte. Suitbert, ein britischer Glaubensbote, hatte im Anfange des achten Jahrhunderts auf einer Rheininsel (zwischen Düsseldorf und Duisburg), die ihm auf Verwendung der Plectrudis von Pippin angewiesen worden, das Kloster Kaiserswerth gegründet und von dort aus unter den Bewohnern der Lippe und Ruhr das Evangelium gepredigt. Auch die beiden Ewalde oder Heualde, zwei angelsächsische Mönche, nach der Farbe ihres Haares der „schwarze" und der „weiße" genannt, wagten sich, nach dem sie zuerst bei den Friesen als Heidenbekehrer gewirkt, in das Sachsenland. Als sie aber unter Psalmengesang mit heiligen Gefäßen und einem tragbaren Altare durch die Dörfer zogen, fielen die Bewohner über sie her und ermordeten beide, den weißen durch raschen Schwerthieb, den schwarzen nach längeren Martern. — Auch Friesland verdankt die Bekehrung zum Christenthume hauptsächlich dem angelsächsischen Glaubenseifer. Zwar war schon unter den Merovingern durch Amandus, den Apostel Belgiens, und seinen Schüler Allowin oder Bavo, den Stifter des Klosters Ganda (Gent), sowie durch Eligius (Eloi), Bischof von Noyon, das Evangelium von Süden aus an die Niederschelde und an die Gestade der Nordsee gedrungen; und das Kloster St. Amand (Elnon), das der gallische Missionsheilige gestiftet, ehe er den Bischofssitz von Mastricht (später nach Lüttich verlegt) einnahm, war für die christliche Bildung der Niederlande eine wichtige Pflanzschule; aber erst als die angelsächsischen Mönche mit Beharrlichkeit und Consequenz ihre Thätigkeit dem stammverwandten Volke zuwandten, wurde der starre Sinn der Friesen unter das Kreuz gebeugt. Bereits im 7. Jahrhundert machten Wilfried, Erzbischof von York, und andere Missionare Bekehrungsversuche; aber erst als der standhafte und thätige Willibrord mit elf Genossen zur Zeit Karl Martell's seinen Aufenthalt unter den Friesen nahm und vom Papst zum Bischof in Utrecht erhoben, über ein halbes Menschenalter seinen ganzen Eifer diesem Lebenszweck widmete, gelang es ihm, dem Christenthum wenigstens in den südlichen Landschaften eine dauernde Wohnstätte im Gemüthe des Volkes zu schaffen, besonders als der Herzog Radbod, der hartnäckige Anhänger des Glaubens seiner Väter im Jahre 719 aus dem Leben geschieden war. Aber im Norden dauerten die Götzenhaine und Idole, die der Heilige auf Walcheren und im südlichen Holland zu zerstören bemüht war, auch noch nach seinem Tode (739) fort.

4. Sachsen. (Westfalen.)

5. Friesland.

Amandus (von 626—666).

Eligius. † c. 658.

Willibrord. † 739.

So war im Süden Deutschlands die Bekehrung der Germanen bereits vollzogen und in der Mitte und im Norden begonnen, als im Frankenreiche ein Mann auftrat, der auf religiösem Gebiete wie ein König schaltete und in Verbindung mit Karlmann und Pippin den Boden bestellte, auf welchem

Bonifacius. geb. c. 683. † 755.

Karl der Große dann sein christliches Gottesreich aufrichtete. Dieser Mann war Winfried, mit seinem geistlichen Namen Bonifacius. Aus einer angesehenen Familie in Devonshire stammend, widmete er sich frühe dem Klosterleben, in der Absicht, die Zahl der Glaubensboten zu vermehren. Er stand in einem Alter von 33—36 Jahren, als er (716) über den Canal setzte, um den germanischen Völkern das Licht des Evangeliums leuchten zu lassen. Er wandte sich zuerst nach Friesland. Da ihm aber hier der zwischen Karl Martell und Radbod ausgebrochene Krieg kein Feld zu friedlichen Pflanzungen gewährte, so kehrte er in sein Kloster zurück, um sich noch weiter für seinen Beruf vorzubereiten. Aber schon zwei Jahre später (718) finden wir ihn in Rom, wo er dem heiligen Vater den Huldigungseid leistete und dessen Rath und Segen zu seinem Vorhaben erflehte. Nachdem er dann einige Zeit seinen Landsmann Willibrord bei der Bekehrung der Friesen unterstützt, wandte er sich nach Ostfranken, wo er die von Kilian und andern Vorläufern gestreute Saat weiter ausdehnte. Bald erhob sich auf einem Basaltberge unweit der Ohm in Oberhessen das Kloster Amanaburg (Amöneburg) und auch in Niederhessen waren seine Bemühungen von Erfolg gekrönt. Im Sommer 723 erschien er mit einem Gefolge von Reisigen und Mönchen abermals in der Hauptstadt der Christenheit, um Rechenschaft abzulegen und für sein ferneres Thun Weisungen und Vollmacht einzuholen. Gregor II. empfing den begeisterten Sendboten, der in der Verherrlichung und Erhöhung des apostolischen Stuhles sein Lebensziel erblickte, mit allen Ehren, ernannte ihn zum päpstlichen Missionär und Legaten mit dem Titel eines Reichsbischofs und entließ ihn mit Empfehlungsschreiben an Karl Martell, an die thüringer Großen, so viele sich deren bereits dem Christenthum zugewendet, und an die gesammte Geistlichkeit Germaniens. Diese Schreiben athmen schon das hohe Selbstgefühl des römischen Bischofs; die gebieterische Sprache verräth schon das künftige Oberhaupt der Kirche. Dennoch fand Bonifacius bei den Bischöfen und Aebten im Süden keineswegs die Gesinnung gegen Rom, die er selbst hegte und die unbedingte Anerkennung seiner Stellung. Der fränkische, allemannische und baierische Klerus, an ihrer Spitze der gelehrte und energische Virgilius von Salzburg, eilten nicht, sich einem Sendling Roms unterzuordnen, und Karl Martell zeigte kein Verlangen, das freie Wachsthum der Kirche durch römische Machtsprüche beeinträchtigen zu lassen. Mißmuthig wandte sich Bonifacius nordwärts und entfaltete nun in Ostfranken, Thüringen und Hessen eine großartige Wirksamkeit. Kühn fällte er die von dem Volk hochverehrte Wodanseiche bei Geismar und verwandte die vier Theile, in welche sich der Baum durch ein göttliches Wunder gespalten haben soll, zu dem christlichen Bethause, das er nahe der Stelle auf einem sonnigen Hügel bei Fridislar (Fritzlar) zu Ehren des heil. Petrus weihte und das bald zu einem ansehnlichen Klosterstift heranwuchs. Zwar sind die dreißig Dorfkirchen, welche in-

Erste Missionsthätigkeit.

den nächsten Jahren durch Bonifacius im fränkischen Thüringen bis zur Unstrut errichtet wurden, in den folgenden Kriegsjahren wieder von den Sachsen zerstört worden; dagegen war die Gründung des Klosters Ordruf, drei Stunden von Gotha, der Kirche von Erfurt und vielleicht auch der Johanniskirche zu Altenberg, von Dauer und Wirksamkeit. Im Jahre 732 sandte der neue Papst Gregor III., seinem Vorgänger gleich an Gesinnung und Namen, dem treuergebenen Diener das Pallium, das Zeichen der erzbischöflichen Würde, mit der Vollmacht, Bischöfe einzusetzen und kirchliche Anordnungen zu treffen. Nach einem dritten Besuche in Rom im Jahre 738 begab sich Bonifacius in Folge einer Einladung des Herzogs Odilo nach Baiern. Diesmal gelang es ihm mit Hülfe des Landesfürsten die widerstrebenden Geistlichen zum Gehorsam und zur Unterwerfung zu bringen und den Grund zu einer kirchlichen Verfassung zu legen. Er ordnete die vier Kirchensprengel Salzburg, Passau, Freisingen und Regensburg für Baiern und die Ostländer. Einen ausgedehnteren Wirkungskreis für seine kirchlichen Reformen erlangte Bonifacius nach dem Tode Karl Martells (741). Wir haben gesehen, wie bei diesem großen Herrscher das Interesse für die Kirche hinter der Politik und der Liebe zu den Waffen zurückstand. Seine Söhne Karlmann und Pippin dagegen wendeten ihren Sinn nicht minder der Kirche als dem Staate zu. Unter ihrem Beistande wurden die geistlichen Angelegenheiten neu geordnet. Es wurde schon früher des großen austrasischen Concils (vom J. 742) Erwähnung gethan, auf welchem Bonifacius die fränkischen Bischöfe zu unbedingter Unterwürfigkeit gegen den päpstlichen Stuhl und zu genauer Beobachtung der von dort ausgehenden kirchlichen Satzungen und hierarchischen Ordnung verpflichtete. War sein bisheriges Streben dahin gegangen, den im Heidenthum gefangenen Seelen Erleuchtung und Erlösung zu bringen; so war von jetzt an sein Sinn auf die Schaffung fester Formen für die junge Kirche gerichtet. „In den Theilen Englands erzogen, wo die römischen Begriffe von Kirche und Glauben vorherrschten, trug er diese mit sich nach Deutschland hinüber, vor Allem den Gehorsam gegen den römischen Bischof, und in Folge dessen wurden sein Leben und alle seine Handlungen auch wieder von Rom aus geleitet und beeinflußt." So wurde jetzt nach dem Vorgange Baierns auch die Kirche im östlichen Franken, in Hessen und Thüringen kraft päpstlicher Vollmacht geordnet. Er errichtete vier Bisthümer und wählte als Kathedralsitze die vier größten und durch Festigkeit vor den Einfällen der heidnischen Nachbarn am meisten geschützten Orte: das Castell Würzburg für das östliche Franken; die Stadt Buraburg mit dem Kloster Fritzlar für Hessen; die alte Stadt Erfurt für Thüringen und im Nordgau an der Grenze Baierns Eichstädt, „noch ein ziemlich öder, häuserloser Platz." Diese Bisthümer besetzte er mit Männern, die ihm befreundet waren und gleiche Zwecke verfolgten, und ließ sie durch den Papst bestätigen. So erhielt Wilibald, der fünf Jahre lang mit dem

Kirchliche Einrichtungen in Baiern.

741.

In Ostfranken.

Pilgerstab das heil. Land durchwandert, zwei Jahre lang in Konstantinopel gelebt hatte und mit den mannichfachen Erfahrungen und Kenntnissen, welche er von diesen Reisen mitgebracht, eine genaue Kunde der Mönchsregel des heil. Benedict verband, die er während eines zehnjährigen Aufenthaltes in Monte Cassino erworben, das Bisthum Eichstädt; Würzburg wurde mit Burchard, Buraburg bei Fritzlar mit Witta besetzt. Papst Zacharias wurde um schleunige Bestätigung angegangen, damit die Bisthümer „durch das Ansehen des heil. Petrus und die Befehle des apostolischen Sitzes" begründet und fest seien und damit gegenwärtige oder künftige Geschlechter nicht wagten, „die Parochie zu durchbrechen oder die Vorschriften des apostolischen Stuhles zu verletzen." Karlmann stattete darauf die Bischofsitze mit Kirchen, Gütern und Rechten aus und verlieh ihnen seinen fürstlichen Schutz. „Du flößest in unser Herz große Freude," schrieb ihm der Papst, „da durch Deine Predigten täglich neue Völker dem Schooße der heiligen Mutter Kirche zugeführt werden." Klöster und Abteien, die in diesen bischöflichen Diöcesen, besonders im Gebiete des Mains, neu begründet wurden, dienten zur Verbreitung und Befestigung des Christenglaubens bei den Germanen.

So die beiden Nonnenklöster Bischofsheim an der Tauber, und Kitzingen am Main, über welche Bonifacius zwei Verwandte, dort die Lioba, hier die Thekla, als Aebtissinnen einsetzte; so Ansbach (Onolsbach) an der Rezat, Amorbach am nördlichen Abhange des Odenwaldes, Schlüchtern im Thale der Kinzig u. a. m. So ferner im Bisthum Eichstädt: Heidenheim, von Wunnebald, Willibalds Bruder, gestiftet, so Hasenried (Herrenried) und Solenhofen an der Altmühl, so die Niederlassung des heil. Sebaldus, die der Stadt Nürnberg ihre Entstehung gab. Zugleich suchte Bonifacius die heidnischen Sitten und Gebräuche zu unterdrücken. So verbot er das Essen von Pferdefleisch, wohl deshalb, weil das Pferdeopfer das wichtigste Opfer der Germanen war, und untersagte das Verkaufen christlicher Sclaven an Heiden, sei es, daß er sie vor Abfall und Verführung bewahren wollte, oder aus christlichem Stolze.

Gründung der Abtei Fulda. 744. Aber die berühmteste Stiftung, mit der der Name des britischen Sendboten am innigsten verknüpft ist, war das Kloster Fulda an dem Flusse gleichen Namens. Einer seiner Schüler, Sturm, von edlen christlichen Eltern aus Noricum, der den Meister auf mehreren Missionsreisen begleitet und dann im Kloster Fridislar unter dem Priester Wigbert sich zum Arbeiter im Reiche Gottes herangebildet hatte, erhielt von Bonifacius den Auftrag, mit noch zwei Genossen im Walde Buchonia zwischen Main und Werra eine geeignete Stätte auszusuchen, wo er den Abend seines Lebens in ruhiger Beschaulichkeit verbringen könnte. Sturm wählte dazu anfangs die Gegend des jetzigen Hersfeld. Er baute einige Hütten, aus denen mit der Zeit dieses Klosterstädtchen erwachsen ist. Aber Bonifacius wünschte einen Ort, der weiter von den Sachsen entfernt läge. Einen solchen fand er in einer einsamen waldigen Gegend des Grabfeldes. Bonifacius wandte sich an seinen Gönner, den Frankenherzog

Karlmann, mit der Bitte, den Platz den Dienern Gottes als Eigenthum abzutreten. Karlmann willfahrte. Er stellte eine Schenkungsurkunde aus, wodurch der unbebaute Boden, 4000 Schritte ins Gevierte, der neuen Stiftung zugewiesen ward, und forderte die Edlen des Grabfeldes auf, das heilige Besitzthum durch anderweitige Schenkungen zu mehren. Im Januar 744 nahm Sturm mit mehreren Genossen unter Psalmengesang und Gebet von dem Orte Besitz. Rasch wurden Bäume gefällt und der Bau begonnen. Zwei Monate später traf Bonifacius selbst bei den Arbeitern ein. Unter seinen Augen schritt das Werk rüstig fort. „So entstand das Kloster, das wie St. Gallen, durch Reichthum, Fleiß und Gelehrsamkeit ausgezeichnet, ein Ausgangspunkt mittelalterlicher Bildung wurde.“ Es sollte ein Musterkloster für Deutschland werden; deshalb begab sich Sturm, der zum ersten Abte eingesetzte Gründer, mit zwei Brüdern nach Monte Cassino, dem alten Stammsitze der Benedictiner, nach dessen Vorbild und Regel die neue Stiftung eingerichtet ward. Die Bestätigungsurkunde des Papstes verlieh ihr die besondere Vergünstigung, daß sie allein dem apostolischen Stuhle untergeben sein sollte. Bonifacius blieb Zeitlebens dem Kloster Fulda mit besonderer Liebe zugethan. Er weilte gern in der Waldeinsamkeit; er gab sich öfters auf dem nach ihm benannten Bischofsberge heiligen Studien hin und wünschte, daß auch seine Gebeine an der geheiligten Stätte ruhen möchten. Bald mehrte sich die Zahl der zu einem thätigen, arbeitsamen Leben angehaltenen Mönche, so daß noch vor dem Tode des Stifters 400 Klosterbrüder außer den Novizen und geringeren Personen daselbst ihren Aufenthalt gehabt haben sollen.

Bonifacius war jedoch nicht blos Missionar unter den Heiden, er war auch Ordner und Refomator der christlichen Kirche im Frankenlande; ihm genügte es nicht an dem Ruhme, mit kühner Hand die Götzenbilder umzustürzen und die Heiligthümer der heidnischen Germanen zu zerbrechen; er wollte auch den fränkischen Klerus reformiren, Reinheit des Glaubens und Wandels begründen, die gesammte Geistlichkeit an Gehorsam und Unterordnung gewöhnen, die Bisthümer und kirchlichen Institute mit dem römischen Stuhl in enge Verbindung setzen und durch ein hierarchisches Band festigen, die kirchliche Zucht durch regelmäßige Zusammenkünfte beleben und durch kanonische Gesetze und Verordnungen aufrecht erhalten. Wenn er sich zu diesen Zwecken des weltlichen Arms bediente, so geschah es nur, weil er sich seines Einflusses auf die fränkischen Machthaber Karlmann und Pippin bewußt war, und mit ihrer Hülfe jeden Widerstand von Seiten des einheimischen Klerus leichter zu überwinden gedachte. Noch in demselben Jahr, das die Abtei Fulda entstehen sah, bewog er Pippin, eine gemischte Reichsversammlung in Soissons abzuhalten, welche für die Kirchen und Geistlichen Neustriens eine ähnliche reformatorische Bedeutung hatte, wie zwei Jahre früher das „germanische Concil“ unter Karlmann für Austrasien. Nicht nur die Verhältnisse der Kirche zum

Reformatorische Thätigkeit im Frankenreich.

Synode von Soissons. 744.

Staat, die Stellung der Geistlichen zur weltlichen Obrigkeit, die Güter und Einkünfte des Klerus kamen hier zur Sprache; es wurden auch Vorschriften gegen Irrlehren, gegen unsittliches Leben unter Geistlichen und Laien, gegen Unkeuschheit und unkirchliche Ehen erlassen; Aebte wurden angehalten, gleich den Bischöfen, nicht selbst die Heerespflicht zu leisten, sondern „ihre Leute zu senden." Je durchgreifender aber Bonifacius verfuhr, desto mehr wuchs die Zahl seiner Gegner. Widerstrebte die gallische Geistlichkeit seinen hierarchischen Anordnungen und kanonischen Vorschriften, besonders dem von Rom geforderten Cölibat der Bischöfe und Priester, so erregte sein dogmatischer Eifer in Festsetzung der orthodoxen Kirchenlehre nach dem Nicänischen Bekenntniß auch bei einem Theil des Volkes Anstoß. Die gallicanische Kirche hatte in Glauben und Cultus noch manche Eigenthümlichkeiten aus alten Tagen bewahrt, die in den Augen des Bonifacius als ketzerisch galten. Namentlich zogen damals zwei Geistliche durch das Land, Aldabert (Adalbert), ein Gallier, und Clemens, ein Schotte, die durch ihre Lehren und Predigten großes Ansehen gewannen.

Der erstere, „ein betrogener oder in Selbsttäuschung lebender Betrüger," den die überspannte idealistische Richtung an die Grenze des Schwärmerischen und Abenteuerlichen geführt zu haben scheint, wußte die Menge durch Zeichen und Wunder und durch angebliche Reliquien und einen vom Himmel gefallenen Brief Christi zu täuschen. Er versammelte die Gläubigen, die ihn als Propheten und Wunderthäter verehrten, in Bethäusern und an Kreuzen, welche er auf freiem Felde, an Quellen und stillen Orten errichtete, den feierlichen Cultus in geweihten Gotteshäusern und die äußerlichen Formen und Gebräuche der Kirche verschmähend. Der andere, Clemens, verwarf die kanonischen Vorschriften und Concilienbeschlüsse, das Cölibat und die strengen Ehegesetze der römischen Kirche und bestritt die Lehre von der Prädestination und andere Dogmen. Hatte jener seinen Anhang im Volke, so fand dieser viele Verehrer unter den höheren Ständen, unter Bischöfen und Geistlichen, welche die Allmacht des römischen Stuhls in Sachen der Kirche und des Glaubens nicht anerkennen wollten. Es half nichts, daß das Concil von Soissons seine Verdammung aussprach; stark durch den Beifall bei dem Volke und der kirchlichen Oppositionspartei fuhren sie fort zu lehren und zu predigen. Erst als die Synode zu Lestines in Austrasien (im Hennegau) unter Bonifacius' Vorsitz das Verdammungsurtheil in scharfen Ausdrücken wiederholte, gelang es, die Irrlehrer zu unterdrücken. Von dem Papste auf dringendes Ansuchen des Legaten auf einer Synode im Lateran verdammt und mit dem Banne belegt, wurden sie von Karlmann ins Gefängniß geworfen. Aber auch in Ketten und Banden blieben sie ungebeugt. Ihre Sache sollte in Rom vor einem Concil entschieden werden. Ob sie dahin abgeführt wurden, oder ob sie in ihrer Heimath im Kerker ihr Ende gefunden, ist nicht überliefert worden. Eine Sage meldet,

Synode von Lestines. 745.

Aldabert sei in das Klostergefängniß zu Fulda gebracht und bei einem Fluchtversuche am Ufer des Flusses von Hirten erschlagen worden. Ihre Bestrafung war das Zeichen, daß das Recht des apostolischen Stuhles in Glaubenssachen endgültig zu entscheiden, durch die Bemühungen des angelsächsischen Reformators im Frankenreiche bereits Anerkennung gefunden.

Zum Erzbischof von Köln erhoben.

Noch einen zweiten Triumph feierte Bonifacius auf dieser Synode zu Lestines: Die Versammlung willigte ein, daß die austrasischen Bisthümer in einen weiteren Kirchenverband zusammengefaßt und abgegrenzt werden sollten und daß Köln zum Hauptsitz und Erzbisthum dieses Verbandes erhoben und ihm, dem angelsächsischen Apostel, zur Leitung und Verwaltung übertragen ward. Dadurch wurde sein hierarchisches System zur Vollendung geführt, und Bonifacius erhielt zugleich ein Gebiet, das die heidnischen Länder der Germanen und Friesen berührte und ihm gestattete, die äußeren Missionen und die inneren Reformen mit gleichem Eifer zu betreiben. Wie sehr auch die Gegenpartei über diese Uebertragung der erzbischöflichen Würde an den fremden Mönch grollte; die Gunst der Fürsten und die Empfehlung des Papstes führten das Werk siegreich durch. Jetzt hatte die bischöfliche Würde Winfrieds, die bisher nur ein Ehrentitel gewesen, eine reale Unterlage. Zufrieden mit diesem Erfolge kehrte er mit seinem Freunde Sturm nach Fulda zurück, um sich durch Studien zu stärken und den Unterricht und die Lebensordnung der Mönche zu regeln. Es war nicht nach seinem Sinne, daß im nächsten Jahre, nach der Absetzung des Bischofs Gewielieb wegen unkirchlicher Lebensweise, der Metropolitansitz von Köln nach Mainz verlegt ward. Aber politische Gründe überwogen, und Bonifacius, in allen Dingen dem apostolischen Stuhle folgsam, fügte sich in die Anordnung. So wurde der angelsächsische Mönch zum Erzbischof von Mainz erhoben, mit dem Auftrage, die Diöcesen von Tongern, Köln, Worms, Speier und Utrecht und alle Völker Deutschlands, „welche er durch seine Predigt das Licht Christi erkennen ließ,“ zu regieren und zu überwachen. Doch nahm er nie seinen dauernden Wohnsitz in Mainz. Damit er nicht durch Amtsgeschäfte in seinen Reformplänen gehemmt würde und zur Abhaltung von Synoden und zu Kirchenvisitationen die nöthige Muße habe, wurde ihm verstattet, einen Hülfsgenossen und Mitbischof einzusetzen. Er erwählte dazu seinen Schüler Lullus. Auf diese Weise wurde das Bisthum Mainz an Ansehen über das Erzstift Köln gesetzt, das bisher als erste Metropole der deutschen Kirche gegolten und somit zum Primat Germaniens erhoben.

Das Erzstift Mainz.

Mainz.

Mainz besaß schon im 4. Jahrhundert eine christliche Gemeinde und nahm eine so hervorragende Stelle ein, daß eine Reihenfolge von 40 Bischöfen vor Bonifacius in den Verzeichnissen aufgeführt werden konnte, und den Namen des „goldenen Mainz“ verdankte die Stadt ihren zahlreichen Kirchen und reichen Stiftungen. Unter den Klöstern in der Mainzer Diöcese sind am berühmtesten: Lorsch (Lauresham), zwischen

Rhein und Bergstraße, von einer Gräfin Williswinda gestiftet und von ihrem Verwandten Chrodegang von Metz nach der Regel der Benedictiner eingerichtet (774), eine Abtei reich an Schenkungen und wichtigen geschichtlichen Urkunden; Disibodenberg an der Nahe, zwei Stunden von Kreuznach auf einem steilen Felsenkopf, wahrscheinlich in der Mitte des 6. Jahrhunderts gegründet; Remigiberg im Nahegau, ursprünglich eine Besitzung des Bisthums Rheims, dem der Ort von Chlodwig bei Gelegenheit seiner Taufe geschenkt worden sein soll; Seligenstadt, von Einhard gegründet. — Auch in Köln bestand schon in Römerzeit ein Bisthum, das selbst durch die Eroberungen der Ripuarischen Franken keine Unterbrechung erlitten zu haben scheint. Im 7. Jahrhundert führte Bischof Kunibert aus fränkischem Adel ein kräftiges Regiment in dem bischöflichen Sprengel, zu dem neben mehreren alten Kirchen der Stadt (St. Gereon) die Klöster Stablo und Malmedy in den Ardennen und das Marienmünster in Aachen gehörten. Das schon im 5. Jahrhundert zur Zeit des heil. Servatius berühmte Bisthum Tongern behielt seine Benennung bei, obwohl die Bischöfe ihren Sitz zuerst in Mastricht, dann in Lüttich aufschlugen. Zu den berühmtesten Stiftungen gehörten: das von Plectrudis gegründete Nonnenkloster zu Süstern im Maasgau nebst anderen Stiftungen der Familie der Pippine, deren Stammsitz in jener Gegend lag; Laubes, unweit der karolingischen Villa Lestines, Chevremont (Capremons) bei Lüttich u. a. m. — Im Bisthum Speier lag das berühmte Kloster Weißenburg, dessen Gründung auf Dagobert I. zurückgeführt wird. Es zählte unter die größten und reichsten Stiftungen der fränkischen Zeit und erlangte eine literarische Berühmtheit durch den Mönch Otfried.

Köln. Tongern, Mastricht, Lüttich. Speier.

Bonifacius und Chrodegang bei Pippins Krönung. 742.

Die freundschaftlichen Beziehungen zwischen Pippin und dem Papste steigerten die Macht und den Einfluß des Bonifacius. Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Uebertragung der Königswürde auf die Karolinger, wesentlich unter seiner Mitwirkung zur Ausführung kam, und daß er bei den Krönungsfeierlichkeiten in Soissons thätigen Antheil genommen. Auch Chrodegang, Bischof von Metz, ein Anhänger und auch Verwandter des Arnulfischen Königshauses, ein Prälat von großem Ansehen und strengen Sitten, der zwei Jahre später von König und Volk zur Abholung und Begleitung des Papstes Stephan erwählt wurde, war wohl unter der Zahl der bei der Handlung betheiligten Geistlichen. „Er war mit Körper- und Geistesgaben reich ausgestattet, edel und schön von Gestalt, beredt und bewandert in der Muttersprache und im Latein, vor Allem ein Ernährer der Geistlichen und Beschützer von Wittwen und Waisen, was damals stets Bezeichnung eines frommen, leutseligen und gerechten Sinnes war." Chrodegang unterstützte die kirchlichen Reformen seines großen Zeitgenossen dadurch, daß er bei den Klerikern der Kathedralkirchen eine ähnliche kanonische Lebensweise und brüderliche Gemeinschaft begründete, wie sie bei bei den Conventualen der Klöster bestand.

„Die Kleriker einer Kathedralkirche wohnten und lebten wie Mönche zusammen und versammelten sich auf dieselbe Weise, wie dies in den Klöstern die stehende Ordnung war, zu den vorgeschriebenen Stunden, nach welchen die verschiedenen Verrichtungen des geistlichen Tagewerks in seinem bestimmten Cyclus von einer Mitternacht zur andern abgetheilt waren. Das klösterliche Zusammenleben, zu welchem sich schon früher einzelne Bischöfe, wie namentlich Augustin und Eusebius von Vercelli mit

ihren Klerikern vereinigt hatten, sollte jetzt, wie dies auch durch die Verordnungen Karls des Gr. und Ludwigs des Frommen befohlen wurde, die allgemeine Regel sein, nach welcher der Bischof seine Kleriker (Canonici) eben so regierte, wie der Abt die Mönche."

Bonifacius überlebte die Krönungsfeier Pippins noch drei Jahre, trotz zunehmender Kränklichkeit mit ungeschwächtem Eifer für die Reform des fränkischen Klerus wirkend. Da trieb ihn der christliche Eifer, das in jungen Jahren begonnene Missionswerk in seinem Alter wieder aufzunehmen. Er beschloß, noch einmal mit der Predigt zu den Friesen zu gehen. Er setzte über den Zuydersee und schlug am Flusse Borne, in der Nähe von Boccum, zwischen Franecker und Gröningen, sein Zelt auf. Dort fand er mit seinem ganzen Gefolge durch eine bewaffnete Rotte, die ihn als Verächter ihrer Götter und Feind ihrer Landessitte betrachtete, sein blutiges, gewaltsames Ende. Von der feindlichen Schaar überfallen, gerade als er eine Firmelung der Neugetauften veranstaltete, ließ er sich nebst seinen Begleitern ohne Widerstand erschlagen, das Evangelienbuch mit den Händen über seinem Haupte haltend. Seine Leiche wurde, seinem Wunsche gemäß, nach Fulda gebracht, um dort, wo er am liebsten geweilt, auch im Tode zu ruhen. Wunder wurden von ihm während seines Lebens nur wenige gemeldet. Einer seiner Biographen bemerkt, seine Wunder seien geistiger Art gewesen, „Heilung der unsichtbaren Krankheiten im Volke, der Lahmen im Unglauben, der Blinden in Unwissenheit, der Tauben in Herzenshärte." In Bonifacius hat die römische Curie ihren treuesten Anhänger und Verehrer besessen. Wenn sich Gregor I. um die Bekehrung der Angelsachsen aus den Banden des Heidenthums einst Verdienste erworben hat, so haben seine Nachfolger durch Bonifacius die Früchte davon geerntet. „Wir haben beschlossen," heißt es in einem seiner zahlreichen Briefe, „dem heil. Petrus und seinem Nachfolger unterthan zu sein, als Metropolitan das Pallium vor dem apostolischen Stuhle nachzusuchen und in allen Stücken den Vorschriften desselben Folge zu leisten." Und diesem Beschlusse ist er mit Treue nachgekommen. In allen Fragen und zweifelhaften Fällen, selbst über geringfügige Dinge, holte er sich Rath in Rom und befolgte die Weisung. Nicht nur in Sachen des Glaubens und Cultus, der christlichen Sitte und Lebensweise hielt er sich an die römische Regel und Vorschrift; selbst über Speise und Kleidung, über die Art zu beten und das Kreuz zu schlagen, über Fußwaschungen, Fasten und Segenssprüche bei Kranken, über Osterfeuer und andere volksthümliche Gebräuche läßt er sich von Rom aus belehren. „Seinem kirchlichen Eifer war Größtes wie Kleinstes gleich wichtig zur Beruhigung seines eigenen Gewissens und zur Wohlfahrt der ihm anvertrauten Seelen." Durch diese Abhängigkeit beförderte Bonifacius in demselben Maße die Herrschaft Roms, als er das Christenthum zum Siege führte. Und wenn auch Karl der Große noch mächtig genug war, das weltliche und geistliche Regiment mit gleicher Sicher-

Des Bonifacius Ausgang und Charakter.

5. Juni 755.

heit und Festigkeit in seiner starken Hand zu vereinigen, so wurde doch durch den angelsächsischen Apostel der Grund zu dem hierarchischen Organismus gelegt, welcher in der Folge jede freie Gestaltung, jede nationale Entwickelung auf kirchlichem und religiösem Gebiete niederhielt oder zerschnitt, jedes selbständige Denken unterdrückte, dem Staate und der weltlichen Obrigkeit alle höheren und edleren Culturmittel entzog. Ein Eiferer für die Ehelosigkeit des Priesterstandes und für die kanonischen Ehegesetze hat er die Forderungen eines keuschen Lebens und einer kirchlichen Ueberwachung des Ehebundes auf eine unnatürliche Höhe getrieben, so daß er als Begründer und Vorfechter des Cölibats und des Ehesacraments mit seinen ausgedehnten Verwandtschaftsverboten angesehen werden kann. Nur muß man zu seinem Ruhme eingestehen, daß er die Strenge, die er gegen Andere übte, zunächst an sich selbst anwandte und daß er in den Tugenden der Entsagung und Selbstbeherrschung der gesammten Christenheit ein Vorbild war. „In seinen Vorstellungen abergläubisch," so charakterisirt ein neuerer Kirchenhistoriker den berühmten Gottesmann, „in seinen Sitten streng, in Aeußerlichkeiten engherzig, gegen Untergebene herrisch, vor den Päpsten demüthig, außer wo er Mißbräuche in Rom geschützt sah, hat er klug und begeistert ein langes Leben an seinen Plan gesetzt und ihn durchgesetzt. Er hat seinem Eide treu die deutsche Kirche von den Päpsten abhängig gemacht, von denen er sich selbst abhängig fühlte."

D. Karl der Große.

a) Pippins Ausgang. Karl und Karlmann.

Pippins letzte Regierungszeit. Noch zwölf Jahre regierte Pippin nach dem italienischen Feldzuge über das Frankenreich mit derselben Kraft und Geschicklichkeit, denen er die bisherigen Erfolge zu verdanken gehabt. In Allemannien verwalteten seit der Vertreibung und dem bald darauf erfolgten Tode des letzten Volksherzogs Landfrid († 751) fränkische „Kammerboten" das Land und die Krongüter. In Baiern mußte Thassilo den Frankenkönig als Oberherrn anerkennen und 757. ihm, seinen Söhnen und dem Volke der Franken Treue schwören, also daß der Herzog und sein Land in ein Schutz- und Abhängigkeits-Verhältniß zu stehen kamen, „wie Vasallen zu ihren Herren." Die dem Frankenreiche zunächst wohnenden Stämme der Sachsen wurden in zwei Feldzügen überwunden und zu einem friedlichen Verhalten und einem jährlichen Ehrengeschenke von dreihundert Pferden gezwungen. Die Friesen blieben in ihrem tributpflichtigen Verhältniß. Den Arabern wurden ihre letzten Besitzungen in Gallien mit der Hauptstadt Narbonne entrissen (S. 120) und das Reich bis an die östlichen Pyrenäen und an das Mittelmeer ausgedehnt. Zugleich wurde Aquitanien in größere Abhängigkeit gebracht. Auf der Synode von

Lestines (743) war festgesetzt worden, daß der Kirche so viel von ihrem ursprünglichen Eigenthum zurückgegeben werde, als zu ihrem Unterhalt erforderlich sei; für den übrigen Theil, der an weltliche Besitzer gekommen, und ihnen nicht entzogen werden könne, solle eine Abgabe an die Geistlichkeit entrichtet werden. Nun stellte Pippin an den Herzog Waifar die Forderung, er solle die in Aquitanien liegenden Güter fränkischer Kirchen zurückgeben und zugleich die Franken, die bei ihm Schutz gesucht, ausliefern. Die Zurückweisung dieser Anmuthung hatte einen mehrjährigen verheerenden und erbitterten Krieg zur Folge. Wenn Pippin mit dem fränkischen Heerbann in Aquitanien vordrang und das kriegerische Bergvolk der Basken zum Abfall reizte, so begegnete Waifar dem Frankenkönig mit gleichen Waffen, indem er das südöstliche Gallien verwüstend durchzog und die romanisch-gothische Bevölkerung jener Gegend, welche die fränkische Herrschaft nur mit Widerstreben ertrug, zum Aufstand brachte. Erst als der tapfere Waifar nach langem, wechselvollem 768.
Kampfe dem Dolche eines Mörders erlag, wurden die Völkerschaften Aquitaniens zur Unterwerfung gebracht. Die Großen des Landes huldigten dem fränkischen König; die Basken gelobten Treue und empfingen einen Herzog von Pippins Hand. Es war Lupus (Welf), der Sohn jenes Hatto, den einst sein Bruder Hunold bei seinem Eintritt ins Kloster des Augenlichts beraubt hatte. Ueber die nördlichen Landestheile Aquitaniens wurden fränkische Grafen gesetzt. Mit gleicher Kraft und Entschlossenheit behauptete Pippin sein Ansehen gegenüber den trotzigen Großen. Mag auch die Erzählung des Chronisten, daß er einst auf dem italienischen Feldzug den Edlen, die über seine kleine Gestalt gespottet, seine überlegene Kraft durch die Erlegung eines Löwen bewiesen, ein Märchen sein, so entspricht sie doch dem Charakter des Königs, der männlichen Muth und Festigkeit mit Milde verband.

Bald nach diesen Siegen, wodurch das Frankenreich im Süden seine Ab- Pippins Tod. 764.
rundung und natürliche Grenze erhielt, fühlte Pippin, „daß seine Lebensflamme abgebrannt sei." Er berief daher die geistlichen und weltlichen Großen zu einer Versammlung nach St. Denis, wo er erzogen worden war und stets am liebsten geweilt hatte, und theilte mit ihrer Zustimmung nach alter Sitte das Reich unter seine beiden Söhne, also daß Karl, der ältere, die Länder im Norden von der Grenze Sachsens bis an das nördliche Aquitanien, Karlmann, der jüngere, die des Südens von der Grenze Baierns bis an die Pyrenäen beherrschen sollte. Doch sollte der Begriff eines einigen Reiches trotz der vorgenommenen Theilung festgehalten werden. Kurz nachher starb Pippin, 24. Sept. 768.
„der Kurze" oder „der Kleine" genannt, und wurde in der Königsgruft beim heil. Dionysius beigesetzt. Wie mancher Flecken auch seinen Charakter entstellte, wie wenig er seine Hand reingehalten hat von Blut und Gewaltthat, von Eingriffen in die Freiheit und in die Güter der Kirche, die Geistlichkeit pries und feierte seinen Namen. Die Erhöhung und Verherrlichung, die der

apostolische Bischofssitz in Rom durch ihn erfahren, die Begünstigung der Bemühungen des Bonifacius, die römische Hierarchie bei der Christenheit Frankreichs und Deutschlands zu begründen, und die Ergebenheit gegen die Kirche strahlten mit so glänzendem Lichte, daß alle Schatten wichen. Während Karl Martell von den geistlichen Schriftstellern in die Hölle gewiesen ward, erscheint der Name des Sohnes fast mit der Glorie eines Heiligen umgeben. In der Folge legte man ihm den Beinamen „Pius" bei.

Karl und Karlman.n. 768—771. Bei der Unbestimmtheit der Grenzen und Herrscherrechte, die vielfach in einander griffen, zumal da, wie es scheint, in den Hauptländern Austrasien und Neustrien jeder der Brüder einen Antheil haben sollte, konnten Streit und Hader nicht ausbleiben. Kurz nachdem die beiden Herrscher feierlich als Könige begrüßt und nochmals gesalbt worden, Karl zu Noyon und Karlmann zu Soissons, zeigten sich bereits Spuren innerer Zwietracht, zu der, außer den verwickelten Verhältnissen Aquitaniens, besonders die Lage der Dinge in Italien die Hauptveranlassung gegeben haben mag, indem sich Karl, und mit ihm die Mehrheit der fränkischen Großen, Anfangs auf die Seite der Langobarden stellte, Karlmann dagegen mehr zu dem Papste neigte.

1. Die Lage der Dinge in Italien. 759. 1. Kaum war nämlich Desiderius im sicheren Besitz des Thrones, den er durch die Erhebung seines Sohnes Adelchis (Adalgis) zum Mitregenten in seinem Hause zu befestigen bedacht war, so ging sein Streben dahin, dem Langobardenreich wieder die frühere Machtstellung zu geben und sich dadurch die Liebe und Achtung des Volkes zu erwerben. Die Uebergabe der Städte an den Papst wurde nur unvollständig vollzogen und mehrere derselben, wie Auximum, Ancona, Imola, Bononia, gar nicht abgetreten. Die langobardischen Herzogthümer des Südens wurden wieder in das alte Abhängigkeitsverhältniß gebracht und Alboin von Spoleto mit seinen Großen gefangen gehalten, Liutprand von Benevent dagegen zur Flucht getrieben und in Otranto belagert, während Arichis, dem Desiderius seine Tochter vermählte, sein Land in Besitz nahm. Und als die Griechen neue Versuche machten, die verlornen Territorien im Exarchat und in der Pentapolis wieder an sich zu reißen, leistete ihnen Desiderius Beistand und bekriegte den Kirchenstaat. Umsonst wandte sich der Papst wiederholt an Pippin: dieser, mit dem aquitanischen Krieg beschäftigt, scheute neue Unternehmungen, bei denen er viele fränkische Großen gegen sich gehabt hätte. Er begnügte sich mit Ermahnungen und Vorschlägen zum Frieden und zur Verständigung. War auf diese Weise Desiderius während der zehn ersten Jahre seiner Regierung zu einer bedeutenden Machtstellung gelangt, so stieg sein Einfluß noch höher, als zur Zeit des Thronwechsels im Frankenreich in Rom selbst eine streitige Papstwahl eintrat, welche Parteiung und bürgerliche Kämpfe zur Folge hatte. Desiderius warf sich zum Schiedsrichter auf und mit seiner Beihülfe bestieg Stephan IV. den apostolischen Stuhl, nachdem die Führer der Gegenpartei gefangen und geblendet worden. Bald entbrannte jedoch der Hader zwischen dem Papst und dem Langobardenkönig mit neuer Heftigkeit, als Desiderius im Gefühle seiner Macht die Erfüllung der geschlossenen Verträge weigerte. Beide bewarben sich um die Freundschaft und Unterstützung der fränkischen Königsbrüder; der Papst schrieb, er sehne sich nach ihrer Hülfe, „wie das dürre Laub nach dem Regen." Bei dieser Gelegenheit wurde zum ersten Male die verschiedene politische Richtung

zwischen den Söhnen Pippins offenbar, indem, wie gesagt, Karlmann mehr der päpstlichen, Karl mehr der langobardischen Sache zugethan war.

Die Freundschaft zwischen Karl und Desiderius erhielt neue Stärke durch die Vermählung des Frankenkönigs mit Desiderata, der „ersehnten" Königstochter von Pavia. Karl's Verhältniß zu Desiderius. Wie sehr auch der Papst von der Verbindung mit dem „verworfenen Geschlechte" abmahnte und die „Gemeinheit der Langobarden, von denen die Aussätzigen ohne Zweifel herkämen," gegenüber dem „Glanz und Adel" des glorreichen fränkischen Königsgeschlechtes in den grellsten Farben darstellte: Berta, Karls Mutter, die am Genfer See in der Nähe der Lombardei wohnte, führte die Braut nach dem Frankenreiche und die Ehe ward vollzogen, nachdem Karl seine erste Gattin verstoßen. Desiderius stand auf dem Höhepunkt seiner Macht und seines Einflusses. Nicht nur daß seine Tochter den Herrscherthron des Frankenkönigs theilte; sein Sohn Adelchis sollte Karls Schwester Gisela heirathen; eine andere Tochter hatte Thassilo von Baiern heimgeführt. So im Westen und Norden von Freunden umgeben, schien er bald Herr von Rom und ganz Italien werden zu müssen. Nur der Fürsprache und Verwendung des fränkischen Herrscherhauses hatte es der Papst zu danken, wenn der Langobardenkönig sich noch für den Augenblick mäßig und nachgiebig zeigte.

Der Freundschaftsbund der Franken und Langobarden war jedoch nicht von Dauer. Die Ehe hatte noch nicht über ein Jahr bestanden, so verstieß Karl, sei es in Folge der Ermahnungen des Papstes vor der Befleckung, sei es aus persönlichen Beweggründen, seine langobardische Gemahlin und schickte sie dem Vater zurück. Die dadurch erzeugte Feindschaft zwischen Karl und Desiderius erhielt neue Nahrung, als bei dem frühen Tode Karlmanns am 4. De- 771.
cember 771 seine Wittwe Giberga mit ihren beiden Söhnen und vielen fränkischen Großen nach Pavia eilte und dort freundliche Aufnahme fand. Desiderius hoffte durch sie Spaltung im Frankenreiche zu erzeugen und sich an Karl für die ihm zugefügte Schmach zu rächen. Zu dem Zweck stellte er an Papst Hadrian, der im Februar 772 nach Stephans IV. Tod auf den römischen Stuhl erhoben worden war, das Ansuchen, er möchte die beiden Söhne Karlmanns zu Königen salben und dadurch ihr Anrecht auf das Erbe ihres Vaters anerkennen. Allein Hadrian war weit entfernt, sich als Werkzeug des Langobardenkönigs gebrauchen zu lassen. Vielmehr hatte er die Absicht, in Verbindung mit Karl den verhaßten Desiderius, der um dieselbe Zeit im Exarchat neue Feindseligkeiten wider das Erbe des heil. Petrus erhoben, zu Falle zu bringen und die Träume von einem ganz Italien umfassenden Langobardenreiche für immer zu vernichten. Auf sein Zuthun ließ der Erzbischof Leo von Ravenna den thätigsten Parteigänger des Desiderius in Rom, den in die bürgerlichen Unruhen und Kämpfe tief verflochtenen römischen Kämmerer Paul Afiarta, auf einer Reise festnehmen und hinrichten. Von dem an gestalteten 772.

sich die Verhältnisse zwischen Rom und den Langobarden immer feindseliger. Desiderius nahm nicht nur im Exarchat mehrere Städte mit gewaffneter Hand weg; er besetzte Otricoli, einen befestigten Ort an der Tiber nordwärts der Hauptstadt, und fügte durch Raub und Verheerung dem Gebiete von Rom selbst großen Schaden zu. Die Dinge standen wieder wie zur Zeit Aistulfs und Pippins. Aber der Ausgang war noch entscheidender.

2. Der Krieg in Aquitanien. 770. 771.

2. Noch unmittelbarer wirkten die aquitanischen Verhältnisse auf die Stellung der Brüder. Der Geist des Ungehorsams, den Pippin mit der Schärfe seines Schwertes in der heißblütigen Bevölkerung dieses südlichen Landes endlich niedergeworfen hatte, regte sich nach seinem Tod von Neuem. Die Theilung des Reichs, die auch ihr Herzogthum in zwei Hälften schied, erfüllte die Einwohner mit der Hoffnung, sich von der Herrschaft der Franken zu befreien. Die auf verschiedenartigen Grundelementen aufgebaute Volksnatur des Südländers, verbunden mit einem scharf ausgebildeten Unabhängigkeitsgefühl und mit historischen Ueberlieferungen, machte den Aquitaniern das Regiment der nördlichen Nachbarn verhaßt. Im Vertrauen auf diese angeborne Antipathie seiner Landsleute verließ der alte Hunold die Einsamkeit seines Klosters und trat als Herzog an die Spitze einer Empörung, durch die er das Blut seines Sohnes Waifar zu rächen und den Thron seiner Väter wieder zu gewinnen hoffte. Karl, in dessen Antheil der Aufstand zuerst ausbrach, ging seinen Bruder um Beistand an. Dieser versagte, „durch schlechte Rathgeber verleitet,“ die anfangs versprochene Hülfe und füllte dadurch das Herz Karls mit Groll und Argwohn. Nur mit Mühe beschwichtigte die Mutter Berta die aufgeregten Gemüther. Nun zog Karl allein gegen die Aufrührer zu Felde. Hunold, im Kampfe überwunden, suchte Zuflucht bei seinem Verwandten Lupus (Welf) in Vasconien. Aber dieser, erschreckt über die drohende Annäherung des Frankenkönigs, lieferte den unglücklichen Flüchtling aus und leistete den verlangten Lehnseid. Hunold endete seine Tage in fränkischer Gefangenschaft oder nach anderen Angaben als Flüchtling in einem Volksaufruhr zu Pavia. Sechs Jahre später starb auch Lupus durch den Strang, in Folge des verrätherischen Ueberfalls im Thale Roncevalle (S. 184). Die Furcht vor dem Zorne des Königs mag nun bei dem unerwarteten Tode Karlmanns die Rathgeber bewogen haben, mit der Wittwe und ihren Söhnen nach Italien zu fliehen.

b) Karls Alleinherrschaft. Anfang der Sachsenkriege.

Karl der Große.

Dieser Ausgang förderte Karls Streben nach Alleinherrschaft. Auf einer Reichsversammlung von den geistlichen und weltlichen Großen aller Landestheile als König anerkannt, vereinigte er das ganze Reich in seiner kraftvollen Hand. Es war die höchste Gunst des Schicksals, daß ein Mann von solchen Herrschergaben, von so strebsamem Geiste, so klarer und fester Willenskraft,

solcher Energie im Schaffen und Handeln, solcher Umsicht und Ruhmbegierde an die Spitze eines Länder- und Völkercomplexes trat, dessen lose Elemente erst zu einem staatlichen und nationalen Ganzen verbunden werden mußten, daß er zu einer Zeit an das Ruder gelangte, da es galt, die rohen Kräfte durch die Macht der Bildung, der Religion, des Rechts zu bändigen, da aus dem niedergeworfenen Römerreiche noch Culturreste vorhanden waren, die sorgfältig gesammelt und gepflegt, die verschiedenen Völkerstämme und Nationalitäten zu einigen und höheren Lebenszielen entgegen zu führen vermochten; da die übersprudelnde Jugendkraft der germanischen Völker der Zucht und Veredlung und die entartete Welt der Romanen einer belebenden und stärkenden Stütze bedurfte. Wie „ein Stern in dunkler Nacht“ leuchtet die hohe Gestalt Karls aus dem stürmischen Wirrsal dieser Uebergangszeit hervor und die Geschichte hat mit Recht an seinen Namen vorzugsweise die Bezeichnung „des Großen“ geknüpft. Eine geniale Herrschernatur, hat der Frankenkönig den fruchtbaren und empfänglichen Boden, auf den ihn das Geschick zum Segen der abendländischen Menschheit gestellt, mit unsterblichen Thaten und schöpferischen Einrichtungen bepflanzt. Er war der Moses des Mittelalters, berufen „die Menschheit durch die Wüste der Barbarei glücklich hindurch zu führen und ihr einen neuen Codex von politischen, kirchlichen, bürgerlichen Constitutionen zu geben.“ Aber bei aller Größe hafteten seiner Natur noch die Spuren altgermanischer Barbarei an; und wie sehr man seinen Herrschergeist, seine Willenskraft und seine hohe Begabung als Heerführer und Staatsordner, als Leiter der Kirche, als Förderer der Bildung, als Spender des Rechts im Großen und Ganzen bewundern muß, in einzelnen Handlungen begegnet man einem harten und strengen Gemüthe. Doch waren die einzelnen Schatten nicht stark genug, die Heldengestalt mit ihren reichen Königstugenden zu trüben.

Karls Jugendjahre sind in Dunkel gehüllt; noch bis zur Stunde ist die Stätte seiner Geburt ein historisches Räthsel. Desto mehr hat sich Dichtung und Sage seiner bemächtigt und alle geschichtlichen Lücken und Dunkelheiten mit ihren Erzeugnissen und Streiflichtern ausgefüllt und beleuchtet. Die sagenbildende Thätigkeit, welche den großen König als das Kind edler aber heimlicher Liebe unter glücklicher Constellation in der Reißmühle bei Weihenstephan unweit Freysing zur Welt kommen und als des Müllers Sohn in der Umgebung wilder Gesellen zum Jüngling heranwachsen ließ, nur an Kampf und Jagd, an Waffen und Rossen sich erfreuend, ohne alle Zucht und Belehrung, hat sich stets an seine Person geheftet und die Muse der Geschichte begleitend sein häusliches und öffentliches Leben bald ausgeschmückt, bald entstellt und immer bereichert. Als Zeitpunkt seiner Geburt wird der zweite April 742 bezeichnet. Im 29. Lebensjahr bestieg er als Alleinherrscher den Thron, auf welchem er noch 44 Jahre lang der abendländischen Welt gebot, an jeglicher Weisheit und menschlichen Tugend den Zeitgenossen überlegen, allen gleich

bewunderungswürdig erscheinend. An die Stelle der verstoßenen Langobardentochter trat Hildegard, „ein gar adeliges Weib aus schwäbischem Stamme."

Befestigung der Franken-herrschaft. 1) Im Süden u. Westen. Die Vereinigung der verschiedenen Volksstämme des alten Galliens und Germaniens zu einem National-Ganzen unter fränkischer Führung, die Herstellung gesicherter Grenzen gegen die Barbaren und Ungläubigen nebst der Unterdrückung ihrer Raubfahrten und ihres ungebundenen Waffenlebens, die Begründung christlicher Staats- und Rechtsordnungen im Innern mit Hülfe der Kirche und der alten Bildungselemente, dies waren die Hauptzwecke, die sich Karl zur Aufgabe seines Lebens gesetzt. Der siegreiche Ausgang des aquitanischen Krieges hat die widerstrebenden Volksstämme des Südens zur Unterwerfung gebracht und dem Reiche in den Pyrenäen und in dem Meere seine natürlichen Grenzen gegeben. Der spätere Versuch, diese Grenze noch über den Gebirgswall auszudehnen und das Land im Süden der Pyrenäen bis zum Ebro dem Reiche und dem Christenthum zu gewinnen, hatte, wie früher berichtet worden (S. 183 f.), die Niederlage bei Roncevalle und den Tod mehrerer bedeutender Führer zur Folge. Doch wurde bereits unter Karl der Grund zur „spanischen Mark" gelegt. — Wie im Süden lange die baskisch-gothische Bevölkerung in spröder Zurückhaltung gegen die romanisch-fränkische Herrschaft verharrte und mit trotzigem Sinn und waffengeübtem Arm das nationale Wesen, die ungebundene Freiheit und die Einrichtungen der Väter zu bewahren bemüht war, so fügte sich auch der keltische Volksstamm an der Westküste mit innerem Widerstreben der fränkischen Oberhoheit. Nur unregelmäßig zahlten die Bewohner der Bretagne den Tribut, zu dem sie verpflichtet waren, und ihre Stammfürsten entzogen sich häufig der Huldigung und dem Heerbanne. Erst nach mehreren Feldzügen gelang es dem König, ihren Widerstand zu brechen und die Häupter des Volks zur Unterwerfung zu zwingen, also daß sie „bald persönlich vor dem König zur Huldigung erschienen, bald seinen siegreichen Feldherren als Zeichen der Abhängigkeit die Waffen überreichten, die diese dann ihrem Herrn zuschickten."

2) In den germanischen Ländern. Nachdem Karl die Reste alter selbständiger Völker am äußersten Rande des Reichs im Süden und Westen unter seinen Herrscherstab gebeugt, unternahm er den Krieg wider die Sachsen, um auch die östliche Grenze gegen Raubzüge und kriegerische Einfälle zu schützen und die wilde germanische Kraft durch die Macht christlicher Cultur zu zähmen, eine Reihe von Kriegen, die sich fast durch seine ganze Regierungszeit hinzogen und zwei und dreißig Jahre seines thatenreichen Lebens mit wenigen Unterbrechungen ausfüllten. Der hartnäckige Widerstand der sächsischen Völker gegen die fränkische Obmacht und die Herrschaft des Christenthums wirkte auch auf die Friesen und Baiern zurück und ermuthigte sie zu den letzten Versuchen, die alte Freiheit und Unabhängigkeit, die sie durch Karl Martell und Pippin eingebüßt, wieder im vollen Umfange zu erkämpfen. Es war ein großartiges Ringen um Herrschaft und

Freiheit, durch das die Schicksale von Gallien, Italien und Deutschland auf Jahrhunderte entschieden wurden. Denn der Untergang des Langobardenreichs war nur eine kurze Episode in dem gewaltigen Weltdrama.

Der Sachsenbund. Der Sachsenbund, der, wie wir oben gesehen (IV. S. 427), aus mehreren heidnischen Völkern an der Elbe und Weser bestand, hatte sich während der großen Wanderungen nach Süden und Westen bis an die Sitze der Friesen und Franken ausgedehnt und war, nachdem er in Gemeinschaft mit den Merovingern das mächtige Reich der Thüringer erobert (IV. S. 691), bis in die Umgebungen des Harzes vorgedrungen. Obwohl bei den vier Hauptabtheilungen, in die sich der Bund schied: bei den Westfalen, Ostfalen und Engern im Süden der Elbe und den Nordalbingern im Norden dieses Flusses, Eigenthümlichkeiten im Recht, in Sprache und Sitte und in andern Dingen bemerkbar waren, so hatten sich doch im Laufe der Jahre die alten Stammesverschiedenheiten durch Verkehr und Mischung so sehr verwischt und ausgeglichen, daß sie in den äußeren Lebensformen, in Verfassung und Einrichtungen den fränkischen Schriftstellern als ein einheitliches Volk erschienen, das von dem Wesen, der Naturbeschaffenheit und den nationalen Eigenschaften der alten Germanen, wie wir sie durch Tacitus kennen gelernt, die wichtigsten Züge bewahrt hatte. Verfassung. Gleich den Altvordern zur Zeit Armins lebten die Sachsen noch immer in freien Volksgemeinden unter gewählten Vorstehern, ohne König und Priesterschaft. Ihre Götter verehrten sie noch immer in Wald und Hain, bei heiligen Bäumen oder Quellen mit Opfern und Volksfesten; ihre Todten verbrannten sie und setzten die gesammelte Asche unter einem Grabhügel bei. Nur im Fall eines allgemeinen Krieges vereinigten sie sich unter gemeinsamen Heerführern oder Herzogen, die durch Wahl oder Loos aus der Mitte der edlen Geschlechter bestimmt wurden, deren Gewalt sich jedoch nicht über den ganzen Volksstamm, sondern nur über eine jener vier größeren Abtheilungen erstreckt zu haben scheint. Eine gemeinsame Obrigkeit für das ganze Volk fehlte. Auch von der Thätigkeit der Landesgemeinde zu Marklo an der Weser, wo aus den freien Ständen des Volks Abgeordnete erschienen, um über die allgemeinen Anliegen des Landes Raths zu pflegen und über Krieg und Frieden die Entscheidung zu fällen, besitzen wir keine nähere Kunde. Stände. Und wie in der Volksverfassung die alten Einrichtungen noch fortbestanden, so auch in der Eintheilung der Stände. Die Sonderung der Freien in Edle (Edelinge, Grafen) und Gemeinfreie (Frilinge), der Unfreien und Halbfreien in Gutshörige, Freigelassene (Lassen) und Leibeigene, wie wir sie früher (IV. S. 111 ff.) kennen gelernt, scheint bei den Sachsen keine wesentliche Veränderung erlitten zu haben, während bei den ausgewanderten Germanen die größere Völkermischung auch in der gesellschaftlichen Stellung und freiheitlichen Entwicklung mannichfaltigere und complicirtere Verhältnisse geschaffen hat. Nur die freien Sachsen hatten Zutritt zu der

Volksgemeinde, wo unter dem Vorsitz der Grafen und Edlen das Recht gesucht, über Krieg und Frieden entschieden und die allgemeinen Anliegen der Gesammtheit in Berathung genommen wurden. Die Unfreien oder Halbfreien, die als Hörige, als „Liten und Lassen" das Feld bestellten, die nothwendigen Gewerbe trieben, die Geschäfte in Haus und Hof besorgten, die Heerden hüteten u. dgl., besaßen kein volles Eigenthum und standen unter dem Schutze des Adels und der Freien, erfreuten sich aber im Uebrigen einer gesicherten Rechtsstellung. Waren sie gleich den Gutsherren zinspflichtig, so leisteten sie doch keine Frohnden, waren zum großen Theil persönlich frei und stritten in den Volkskriegen neben den Vollfreien unter dem Banner der Herzöge. Alle Sachsen waren durch ihre freie Verfassung ohne monarchisches Oberhaupt und erbliche Dynastie und durch ihre Religion ohne Priesterschaft und Kirche bewahrt vor dem Königszins, vor dem Zehnten und vor den übrigen Lasten und Leistungen, die in andern Ländern so schwer auf den geringen Mann drückten. Jede Abgabe von Grund und Boden erschien ihnen als eine Schmälerung des freien Eigenthums, ja der Freiheit selbst.

Charakter des Kriegs. Deshalb hielten die Sachsen aller Stände so fest an den väterlichen Ueberlieferungen, Einrichtungen und Sitten; deshalb vertheidigten sie mit ihrem Herzblute die alte Freiheit und Religion des Volkes; deshalb widerstanden sie, angelehnt an die große Heidenwelt im Norden und Osten, mit solcher Energie und Ausdauer der Herrschaft der Franken und dem Christenthum, die auch ihnen jene Lasten aufzulegen drohten. Daß bei einem Nationalkriege von solcher Dauer und Heftigkeit Ausbrüche roher Gewalt, Grausamkeit und Hinterlist zu Tage traten, kann bei rauhen Natursöhnen nicht in Verwunderung setzen. Von beiden Seiten stritt man mit gleicher Leidenschaftlichkeit und Erbitterung: die Franken für ihre Weltherrschaft, für Christus den Welterlöser und für die im Christenthum wurzelnde Bildung, die Sachsen für ihre angeborne Freiheit, für den Glauben der Väter, für die überkommenen Sitten und Lebensformen. Jede Schlacht mehrte den Haß und die Blutrache. Mit zornigen Worten berichten die christlichen Schriftsteller der Zeit die Gräuelthaten des „wilden, steinharten, treulosen" Sachsenvolkes, das die gefangenen Priester den Göttern opferte und nach altem Brauch die Altäre in den dunkeln Eichenhainen mit dem Blute der Feinde benetzte. Bei der Nähe der Grenzen beider Völker, die fast überall in der Ebene sich berührten, selten durch Waldung, Bergrücken, Fluß oder Marken geschieden waren, wo keine festen Städte den Zug der Heere hemmten, nur hie und da einzelne Burgen den Meierhöfen eine Schutzwehr boten, mußte der Krieg sich ins Endlose hinziehen und die grausigen Scenen des Raubens, Mordens und Brennens immer wieder von Neuem vorführen. Man wird nicht ohne Bewunderung auf ein Volk blicken, das seine theuersten Güter mit solcher Standhaftigkeit und Entschlossenheit über drei Jahrzehnte gegen die fränkische Uebermacht vertheidigt hat, das

unter allen Unfällen nie den Glauben an sich selbst, nie das Vertrauen auf die eigene Kraft verlor, das den starken König nöthigte, einen Gau um den andern mit Feuer und Schwert zu erobern und sich erst beugte, als das Eisen die kühnsten Streiter gefällt hatte und die Kräfte des Widerstands fehlten. Aber wie sehr man auch den Heldenmuth und Heldensinn des kühnen streitbaren Volkes, seine Treue und Hingebung für die alte Freiheit und den alten Glauben anerkennen und bewundern mag; dennoch war der endliche Sieg des Christenthums und der Frankenherrschaft ein Uebergang zu würdigeren Lebensformen, ein Aufschwung zu höherer Culturentwickelung, ein civilisatorisches Ereigniß. „Die Sachsen geben den Beweis," bemerkt Waitz, „daß trotz der reichen Anlagen, welche dem deutschen Volke mitgegeben waren, aus eigener Kraft, ohne fremde Anregung und ohne einen Bruch mit den alten Zuständen, namentlich mit dem alten Glauben, eine höhere Entwickelung demselben doch nicht zu Theil werden konnte. Keine Spur fortgeschrittener Bildung zeigt sich nach dem Verlauf langer Jahrhunderte. Mit der Zähigkeit, welche eben diese norddeutschen Stämme auszeichnet, hängt das Volk an den alten Ordnungen, an den überkommenen Vorstellungen, ohne zu einer höheren Auffassung gelangen, ohne auch nur aus der Vereinzelung kleiner Gemeinden herauskommen zu können." Die wilde Freiheit und das rohe Heidenthum mußten untergehen, damit in der Folge die Bande der Knechtschaft gelockert, damit von der Stirne der Geringen und Niedrigen das Brandmal der Verachtung getilgt und der Glaube an die Gleichheit und göttliche Ebenbildlichkeit aller Menschen in den Seelen erzeugt und genährt würde. Für die Erziehung des Menschengeschlechts zur Humanität war der Untergang des germanischen Heidenthums und der ursprünglichen entwickelungslosen Staats- und Lebensordnungen eine Nothwendigkeit. Daß sie durch germanische Kraft gebrochen wurden, war um so rühmlicher und ehrenvoller.

Zerstörung der Ehresburg u. der Irminsaul. 772.

Trotz vielfacher Befehdungen von Seiten der Merovinger und ihrer Majordomus, und ungeachtet der Tributpflichtigkeit, zu welcher Pippin einige der westlichen Gaue gezwungen, hatte doch der Kern des Volks seine alte Freiheit und Unabhängigkeit bewahrt; und die feindlichen Einfälle und räuberischen Streifzüge, welche einzelne sächsische Heerhaufen unter streitbaren Anführern von Zeit zu Zeit in die benachbarten Grenzlandschaften unternahmen, konnten den Franken als deutliche Beweise dienen, daß die Nation sich ihrer vollen Kraft und Selbstständigkeit bewußt war. Diesen Einfällen und den damit verbundenen Verheerungen Einhalt zu thun, und die Völker zwischen Rhein und Elbe zur dauernden Anerkennung der Frankenherrschaft und des Christenthums zu zwingen, war der feste Vorsatz Karls, als er von seinem Stammschloß Heristall, wo er das Osterfest gefeiert, nach Diedenhofen (Thionville) 772. zum Maifeld zog. Schon der Vater hatte die alten Märzfelder in die günstigere Jahreszeit verlegt, damit die versammelte Wehrmannschaft sogleich ins

Feld geführt werden könnte. Bei der alten Stadt Worms setzten die Franken über den Rhein und rückten dann, den Main überschreitend, nordostwärts an die Quellen der Lippe und Ruhr, in jene von Wäldern und Sümpfen durchzogene Gegend, wo einst die Cherusker unter Armins Feldhauptmannschaft dem römischen Weltreich eine blutige Grenze gesetzt. Ueber achthalb Jahrhunderte waren seit jenen denkwürdigen Tagen der Vorzeit dahingeschwunden, und noch immer bot das Land denselben Anblick: noch immer war das weite Flachland von Sümpfen, Haiden und Waldungen überdeckt und von den schönen Wiesengründen, die in der Folge durch Ableitung und Eindämmung der Gewässer an den Ufern und Mündungen der Flüsse und an den Küsten der Nordsee entstanden, waren damals nur geringe Spuren zu bemerken. Land und Volk hatten ihren Charakter treu bewahrt. Ohne auf großen Widerstand zu stoßen, drangen die Franken in das Herz des Sachsenlandes vor, stürmten die feste Ehresburg an der Diemel (Stadtberge), in deren Nähe, auf der Grenze des freien Heidenthums, das berühmte Heiligthum der Sachsen, die Irminsul stand, nach Einigen ein „riesenhafter Baum, der nach dem Glauben des Volks das All trug," nach Andern ein Denkmal Armin's oder ein religiöses Symbol inmitten eines heiligen Haines. Karl gebot das Denkmal zu zerstören. Während der Arbeit, die drei Tage lang dauerte, litt das Heer bei anhaltender Dürre großen Durst. Da entdeckte man plötzlich einen aus der Felsenhöhlung hervorsprudelnden wasserreichen Quell, eine Hülfe in der Noth, welche der fromme Glaube als ein Zeichen des göttlichen Beistandes in dem heiligen Kriege deutete. Etliche Meilen davon hatte einst Bonifacius die Wodans-Eiche gefällt und durch Gründung von Kirchen und Bethäusern in der Umgegend dem Christenthum den Boden bereitet. Diese Stiftungen waren größtentheils den Kriegsstürmen zur Beute gefallen. Die Zerstörung der Irminsaul war eine Erneuerung und Weiterführung des Missionswerks. Dadurch wurde dem Krieg gleich Anfangs ein religiöser Charakter aufgeprägt. Die Sachsen beugten sich der Uebermacht. Fürsten nnd Volk leisteten den Eid der Treue und versprachen, die christlichen Glaubensboten, die dem fränkischen Heere folgten, in ihrem Bekehrungswerk nicht zu stören. Karl versicherte sich des bezwungenen Landes durch Geißeln und durch Besatzungen, die er in den eroberten oder neu errichteten Burgen zurückließ, als die wachsende Spannung mit dem Langobardenkönig Desiderius ihn nach einem anderen Kriegsschauplatz zog.

c) Untergang des Langobardenreichs.

Der Papst ruft Karl zu Hülfe gegen Desiderius. 773.

Während König Karl wider die Sachsen zu Felde lag, bedrängte Desiderius den Papst immer mehr. Mit den Waffen in der Hand gedachte er die Salbung der Söhne Karlmanns von Hadrian zu erzwingen. In Rom erwartete man täglich die Erscheinung eines Belagerungsheeres vor den Mauern.

Der Papst suchte die Stadt durch herbeigezogene Truppen gegen einen plötzlichen Ueberfall zu schützen und hielt den Bannstrahl in Bereitschaft, um den Langobardenkönig und seine Gefährten, wenn die Feindseligkeiten nicht eingestellt würden, mit geistlichen Waffen zu schrecken. Doch setzte er größeres Vertrauen auf den frommen Sinn und die religiöse Hingebung Karls. Seine Gesandten bestürmten denselben mit dringenden Bitten um schnelle Hülfe. Dem Frankenkönig kamen diese italienischen Wirren sehr ungelegen. Er gab sich alle Mühe, eine friedliche Lösung des Streites herbeizuführen und den Desiderius zu bewegen, der Kirche die entrissenen oder vorenthaltenen Besitzungen zu übergeben. Er soll ihm sogar eine Summe von 14,000 Goldsolidi geboten haben, wenn er die Forderungen des Papstes bewillige. Desiderius wies jedoch alle Vermittelungsvorschläge zurück. Er dachte wohl, daß der Sachsenkrieg den König so sehr beschäftigen würde, daß keine anderweitige Unternehmung zu befürchten sei. Aber die Ehre und das Ansehen Karls forderten energische Schritte. Nachdem auf einem Maifeld in Genf von der Landesgemeinde der Krieg beschlossen worden, rückte das Frankenheer in zwei Abtheilungen über die Alpen, die eine unter Karls persönlicher Führung über den Mont-Cenis, die andere unter seinem Oheim Bernhard über den Jovisberg, der seitdem den Namen des großen St. Bernhard führte. Vor den Clausen, welche Desiderius besetzt und stark befestigt hatte, vereinigten sich die beiden Abtheilungen wieder, und der Kampf begann. Aber die Langobarden trotzten in ihrer uneinnehmbaren Stellung allen Angriffen; die Franken geriethen in Verlegenheit und Karl dachte schon auf einen Rückzug. Da gelang es einer auserlesenen Schaar (vielleicht unter der Führung eines ortskundigen Priesters, oder wie die Sage meldet, eines verrätherischen Spielmanns), die Höhen zu übersteigen und die Langobarden zu umgehen. Auf die Kunde davon verließ Desiderius die Clausen und eilte mit seinen Großen und einem Theil seines Heeres flüchtig nach Pavia, wo er Anstalten zur Vertheidigung traf. Sein Sohn Adalgis aber zog mit Giberga und ihren Söhnen und fränkischen Begleitern nach Verona. Auch der Fortgang des Krieges war für die Langobarden nicht unrühmlich, wenn auch der dreitägige Heldenkampf der kleinen Schaar an dem Orte, der seitdem den Namen „das Todtenfeld" (Mortaria) führt, nur der Sage angehört. Verrath und Planlosigkeit brachten jedoch schließlich dem Reiche und dem Königshause den Untergang. Während Pavia noch von dem Hauptheere belagert ward, fiel Verona in die Hände der Franken. Adalgis floh nach Konstantinopel, um mit byzantinischer Hülfe den Kampf zu erneuern, indeß Giberga mit ihren Söhnen und ihrem einflußreichsten Rathgeber Autcharis dem König ausgeliefert wurden. Die königlichen Knaben und ihre Mutter verschwinden seitdem aus der Geschichte. Vermuthlich beschlossen sie ihr Leben in der Dunkelheit eines Klosters. Zu gleicher Zeit trennte sich der Herzog von Spoleto von der Sache seines Volks. Er und seine langobardischen Unter-

Der Feldzug nach Oberitalien. 774.

thanen schoren ihr langes Haupthaar und leisteten dem Papste den Eid der Treue. Dem Beispiele der Spoletiner folgten mehrere Städte, wie Firmum, Auximum, Ancona.

Karls erster Aufenthalt in Rom. Ostern 774. Das Osterfest beschloß Karl in Rom zu feiern. Es war der erste Besuch des Königs in der Hauptstadt, und Papst Hadrian verlieh demselben durch den ehrenvollen Empfang, den er dem neuen Schutzherrn bereitete, einen ganz besonderen Glanz. Die Beamten und Edlen zogen ihm mit der Fahne einige Meilen weit entgegen. Am flaminischen Weg, in der Nähe der Stadt, waren die „Schulen“ oder Nationalgemeinden der Griechen, Langobarden, Sachsen u. s. w. aufgestellt. Die römische Jugend stand unter Waffen, die Kinder zarteren Alters trugen Palmen und Oelzweige in den Händen und sangen Loblieder auf ihren großen Befreier. Beim Anblick der Kreuze und Fahnen der Heiligen stieg Karl vom Pferde und ging an der Spitze der Edlen zu Fuße nach der Peterskirche, jede Stufe im Aufsteigen andächtig mit den Lippen berührend. In der Vorhalle erwartete ihn der Papst mit dem ganzen Klerus. Nach einer Umarmung schritten die beiden erlauchten Häupter der Christenheit in das Gotteshaus, Karl zur Rechten des Papstes, und der ganze Zug unter kirchlichen Freudengesängen hinter ihnen her. An den folgenden Tagen durchzog der Frankenkönig die ewige Stadt in dem Prunkgewande, das der griechische Exarch zu tragen pflegte. Und wie viele Schläge auch die einstige Herrscherin der Nationen von barbarischen Händen erlitten hatte, immerhin war sie noch reich genug an Herrlichkeiten aller Art, um die Bewunderung des Frankenkönigs zu erregen. Karl erwies sich dankbar für die empfangenen Ehrenbezeigungen. Während der festlichen Tage, wo Freudenmahle mit Andachtsübungen abwechselten, hatte er mit Hadrian mehrere Besprechungen, in Folge deren er den Vertrag von Kiersy aufs Neue bestätigte und der Schenkungsurkunde seines Vaters eine zweite hinzufügte, welche das Territorium des heil. Petrus „zu einem unbestimmten Umfang erweiterte“ und sogar über Besitzungen verfügte, die, wie Corsica und Venetien, unter griechischer Oberhoheit standen.

Aber bei aller Freigebigkeit wachte Karl doch eifersüchtig über seine Hoheitsrechte. Der Papst war nur sein Statthalter oder Stellvertreter in zeitlichen Dingen. In des Königs Namen wurde das Geld geschlagen und die Gerechtigkeit verwaltet, und die Wahl der Päpste unterlag seiner Prüfung und Bestätigung. — Mit der Zeit mißfiel dem Ehrgeiz des römischen Hofes dieser Ursprung des Kirchenstaats; daher wurde die Fabel von einer umfassenderen Schenkung Constantins erfunden, durch welche die Abtretungen Pippins und Karls nur als eine geringe Rückerstattung altrechtlicher Besitzungen erschienen.

Ausgang des Desiderius. Juni 774. Bald darauf mußte sich Pavia, erschöpft von Hunger und Krankheiten, dem Belagerungsheer ergeben. Desiderius mit seiner Frau und Tochter und seinem ganzen Schatze fiel in Karls Gewalt. Damit war das Schicksal des Langobardenreichs entschieden. „Ohne König und Führer kamen alle Lango-

barden Italiens und unterwarfen sich der Herrschaft des ruhmvollen Königs Karl und der Franken." Die gefangene Königsfamilie wurde ins fränkische Reich geführt und verschwand vom Schauplatz der Geschichte. Wann und wo Desiderius sein Leben beschlossen, ist ungewiß. Eine Nachricht aus späterer Zeit gibt an, er sei nach Lüttich verbannt worden; eine andere erzählt, „er habe unter Wachen und Beten, unter Fasten und vielen guten Werken bis an sein Ende in Corvei gelebt." An seine Stelle trat Karl als „König der Langobarden." Er suchte durch Gerechtigkeit und Milde die streitigen Verhältnisse zu ordnen und allen Feindseligkeiten ein Ende zu machen. Allein so sehr er auch bestrebt war, den Papst durch Abtretung aller Städte und Patrimonien, auf Aufstände
die er Ansprüche geltend machen konnte, zu befriedigen; so sehr er sich auch befliß, die langobardischen Großen zu gewinnen, indem er die Verfassung bestehen ließ, den Herzögen gegen Entrichtung eines jährlichen Tributs ihre Besitzungen erhielt, auf ihren dem Frankenkönig geleisteten Eid der Treue bauend; kaum hatte er dem Lande den Rücken gewendet, so kehrte die alte Verwirrung zurück. Nicht nur, daß der römische Stuhl nie zum vollen Besitz seiner Territorien gelangte, weil die Edlen und das Volk von Ravenna und andern Städten des Exarchats und der Pentapolis dem geistlichen Regimente widerstrebten; zwei Jahre nach Karls Abzug schlossen die Herzöge Ruodgand von Clusium, Hilde- 776.
prand von Spoleto und Arichis von Benevent ein Bündniß zur Abwerfung der fränkischen Herrschaft in Italien. Adalgis trat dem Bunde bei, unterstützt vom byzantinischen Hof, und selbst der Erzbischof Leo von Ravenna, früher ein Anhänger Karls, soll dem Plane nicht fremd gewesen sein. In Friaul pflanzte Ruodgaud zuerst die Fahne des Aufruhrs zur Erkämpfung nationaler Unabhängigkeit auf. Treviso und andere Städte schlossen sich ihm an. Aber mit wunderbarer Schnelligkeit eilte Karl herbei; der Herzog fiel im Kampf, die Städte wurden bezwungen und erhielten fränkische Besatzungen; fränkische Grafen übernahmen die Verwaltung. Dieser rasche Erfolg schreckte die übrigen Häupter der Empörung. Hildeprand von Spoleto unterwarf sich freiwillig dem Frankenkönig und brachte ihm reiche Geschenke als Zeichen der Ergebenheit. Länger behauptete Arichis von Benevent seine Unabhängigkeit. Und selbst als Karl vier Jahre später abermals in Italien erschien, wußte doch der 780.
kluge Herzog seine Stellung zu bewahren. Er behielt unter andern Rechten auch das der Münzprägung, jedoch nur mit dem Namen des Frankenkönigs. Desto entschiedener begründete Karl in den übrigen Gebieten des langobardischen Reiches seine Herrschaft. Er ließ seinen Sohn Pippin vom Papste salben und setzte ihn zum König der Langobarden ein. Dann übergab er die Verwaltung fränkischen Grafen, deren Zahl, wie es scheint, sich auf zwanzig belief, so daß also ihre Sprengel zum Theil größer waren als die der langobardischen Duces, deren man einst 35 zählte. „Jeder einzelne Graf stand an der Spitze eines Bezirks, dessen Mittelpunkt wie früher eine Stadt war, zu

Die Langobarden unter fränkische Herrschaft gebracht.

welcher noch ein bestimmtes Landgebiet gehörte." Diese Grafen übten alle die gleichen Befugnisse als Stellvertreter des Königs, denen die Gastalden und Vicare, die Skuldahis und Centenare untergeordnet waren. „Um aber jeden Mißbrauch der gräflichen Gewalt zu verhüten, wurde das Institut der Sendboten, Missi, auf das langobardische Reich ausgedehnt." Doch schlugen nur in Oberitalien diese Einrichtungen feste Wurzeln. Benevent widerstrebte noch immer der fränkischen Oberherrschaft. Zwar erzwang sich
787 Karl nach Arichis Tod auch hier die Huldigung und setzte dessen Sohn Grimoald als Herzog ein. Doch blieb der Ducat auch in der Folge nur lose mit dem fränkischen Reiche verknüpft und bewahrte immer noch eine Art Selbständigkeit. Adalgis suchte, als seine Hoffnungen und Unternehmungen sämmtlich gescheitert waren, Zuflucht im Auslande, das ihm aber nur ein Grab gewährte. Er wurde gefeiert von der Sage als ein Held, der selbst dem König Karl Furcht einflößte, eine poetische Verherrlichung für die geschichtlichen Unfälle. Als Bestandtheil des großen Frankenreichs schwang sich die Lombardei zu hoher Blüthe auf, aber ihre politische Größe und Selbständigkeit war für immer dahin. Spätere Versuche mit Hülfe auswärtiger Mächte, dieselbe wieder zu erlangen, waren nicht vom Glück begleitet. Sie zeigten nur recht deutlich, „wie wenig man noch der eigenen Kraft vertraute, aus welcher doch allein Freiheit erwachsen kann." Aber noch lange pries das langobardische Volk in Sage und Lied die letzten unglücklichen Königsgestalten Desiderius und Adalgis, mit denen die nationale Freiheit und Größe ins Grab sank. Selbst der Ueberwinder Karl wurde von den Strahlen dieser Sagenverherrlichung getroffen. Denn nur ein König in voller Macht und Majestät konnte das ruhmvolle Volk der Langobarden bezwingen.

Die Sage von Desiderius u. Karl. „So unvollständig die Nachrichten über die letzten Zeiten des langobardischen Reiches sind," schließt Sigurd Abel seine gründliche Arbeit über den „Untergang des Langobardenreichs in Italien," „so willig ist die Sage zur Hand, um die Lücken auszufüllen. Schon an sich war das Ereigniß groß und folgenschwer genug, um im Gedächtniß und im Munde des Volks lange fortzuleben, und der rasche Fall war wohl geeignet, der Dichtung reichen Stoff zu bieten. — Es ist vor allem Desiderius selbst, dessen Gestalt die Sage verherrlicht. Wie durch höhere Eingebung getrieben, begibt er sich nach Pavia, wo eben Königswahl ist. Da er sich auf dem Wege unter einem Baum zur Ruhe niederlegte, wand sich während des Schlafes eine Schlange um sein Haupt, gleich einer Krone, während er gleichzeitig träumte, es werde ihm das königliche Diadem aufs Haupt gesetzt. Dann, in Pavia angekommen, ward er ohne eigenes Zuthun, um seiner Würdigkeit willen, einmüthig zum König erwählt. Und wie er schuldlos den Thron besteigt, so ist er auch unschuldig an dem Unglück seines Volkes. Ein langobardischer Spielmann macht um glänzenden Lohn den Verräther. Er führt auf unbekannten Pfaden die Franken über das Gebirge in die italienische Ebene hinab, wodurch Desiderius zur Flucht nach Pavia genöthigt ist. Da sehen wir den König demüthig und fromm Gott dienen, um Mitternacht steht er von seinem Lager auf, um sein Gebet zu verrichten; von selbst öffnen sich vor seinem Anblick die Thore der Kirchen. Wieder ist es Verrath, der ihn ins Verderben stürzt, der Verrath seiner eigenen Tochter. Sie ist entzündet von Liebe zu König Karl, und verspricht ihm die Stadt und den ganzen Schatz ihres Vaters zu überliefern, wenn

er sie zur Gemahlin nehmen wolle. Sie stiehlt ihrem Vater die Schlüssel der Stadt unter dem Kopfkissen weg und öffnet den Franken die Thore. Als König Karl ins Thor einzieht, kommt ihm das Mädchen voll Freude entgegen, aber sie ward sogleich von den Hufen der Rosse zertreten; denn es war Nacht. So fiel Desiderius in die Hand König Karls. — Und auch bei den Siegern bemächtigte sich die Sage der Gestalt des Desiderius, hier aber nur, um durch den Gegensatz König Karl noch höher zu heben. Es ist die bekannte Erzählung des Mönchs von St. Gallen, wie Desiderius mit dem Franken Otker (Autcharius) auf einem Thurm in Pavia steht und ängstlich den Anzug Karls erwartet. Da breiten sich vor seinen Augen in unübersehbarer Menge die fränkischen Schaaren aus, und das Heer will kein Ende nehmen. Zuletzt erscheint in voller glänzender Rüstung Karl, schon am folgenden Tag fällt die Stadt ohne Blutvergießen in seine Hände. Da erscheint Karl schon in der ganzen Macht und Herrlichkeit eines römischen Imperators, im Besitz der Würde, wozu eben die Unterwerfung der Langobarden ihm den Weg bahnte. So hatten auch die Franken allen Grund, diesen Feldzug zu feiern."

Zustände im fränkischen Langobardenreiche.

Das Langobardenreich bewahrte unter der neuen Herrschaft immer noch eine gewisse Selbständigkeit, wie schon daraus hervorgeht, daß der fränkische Herrscher stets den Titel „König der Langobarden" führte. Erst im Laufe der Zeit wurden die fränkischen Verwaltungs- und Gerichtsformen, so wie die Heeresorganisation auch auf die italienischen Besitzungen übertragen, doch mit möglichster Schonung der bestehenden Verhältnisse und Einrichtungen. „Der Grundsatz der persönlichen Rechte," heißt es bei S. Abel, „der von jeher im fränkischen Reiche gegolten, kam jetzt auch im langobardischen zur Anwendung; im Gerichtsverfahren traten ein für allemal bestellte Schöffen an die Stelle der früheren, nur für die einzelnen Fälle berufenen. Die fränkischen Bestimmungen über den Kriegsdienst wurden auch auf die Langobarden übertragen; aber hier wie dort verschlimmerte sich die Lage der Freien, welche immer zahlreicher in Abhängigkeitsverhältnisse eintraten. Indem man seine Besitzungen an Kirchen und Große aufgab und sie nur als Beneficium zurückerhielt, stieg dagegen die Macht dieser Großen zusehends, vornehmlich die der geistlichen Großen. Denn dieselben kamen durch die Immunität in den Besitz von staatlichen Rechten, welche sie nun fast noch selbständiger als anderswo die Grafen ausübten, kein Wunder also, daß sie mit diesen die oberste Stelle unter den Reichsständen einnahmen. Früher hatten die judices und die königlichen Gesindleute den Rath des Königs gebildet; nun traten die hohen Geistlichen hinzu. Unter Mitwirkung dieser Versammlung erläßt der König, wie früher, die Gesetze. Und zwar sind dabei Franken und Langobarden vollkommen gleichberechtigt; sie sind es nicht weniger in den übrigen Verhältnissen des Lebens. Selbstverständlich ist, daß die freien Franken und die anderen Germanen, wenn sie sich in einer langobardischen civitas niederließen, dort als Vollbürger eintraten, mit dem Recht die Volks- und Gerichtsversammlungen zu besuchen; aber daneben stehen mit gleichem Recht die vollfreien Langobarden. Fränkische und langobardische Vollbürger befanden sich in der gleichen civitas nebeneinander. Außerdem finden wir nun noch andere zwar persönlich Freie, die aber in einem Schutzverhältnisse zu Großen stehen, so daß die Classe der freien Männer in zwei Abtheilungen zerfällt. Der Stand der Aldien erhielt sich mit anderer Bezeichnung auch unter der fränkischen Herrschaft; aus den Reihen der Unfreien aber stiegen die Ministerialen zur besonderer Bedeutung empor. Was endlich die Römer im langobardischen Reich betrifft, so erfuhr ihre Lage keine wesentliche Veränderung; doch kam die Einführung der persönlichen Rechte auch ihnen zu gut, und die hohe Stellung der Geistlichkeit, welcher doch verhältnißmäßig am meisten Römer angehörten, trug dazu bei, ihren Einfluß beträchtlich zu erhöhen."

d) Unterwerfung der Sachsen und Baiern.

Erneuerung der Sachsenkriege. 774—777. Karls Abwesenheit in Italien erfüllte die Sachsen mit neuem Kriegsmuth. Unter der Führung ihres kühnen und streitbaren Herzogs Wittukind (Widukind) gewannen sie die Ehresburg zurück, verjagten die fränkischen Besatzungen und trugen Brand und Verwüstung über die Grenzen. Fritzlar im Hessen-
774. lande, wo einst Bonifacius auf dem sonnigen Hügel am linken Ederufer das berühmte Kloster gestiftet, wurde zur Vergeltung für die Irminsaul zerstört; bis an den Niederrhein und in die friesischen Sümpfe drangen die Sachsen vor, den christlichen Glaubensboten und den Stätten der Andacht Verderben bringend. Die „fränkischen Schaaren," großentheils aus königlichen Vassallen bestehend, waren dem sächsischen Landsturm unter dem tapfern Wittukind nicht
775. gewachsen; erst als Karl selbst mit dem Heerbann am Rhein erschien und verwüstend in das Land der Westfalen eindrang, siegten die fränkischen Heersäulen abermals über die getheilten Kriegshaufen der Sachsen. Karl eroberte die Bergfestung Sigiburg an der Mündung der Lenne in die Ruhr, später unter dem Namen Hohensyburg bekannt, sicherte die wiedergewonnene Ehresburg durch eine Besatzung und drang dann nach dem Siege bei Brunsberg unweit Höxter über die Weser bis zur Oker vor. Sowohl die Ostfalen unter ihrem Häuptling Hessi oder Hassio, als die Engern unter dem Herzog Bruno unterwarfen sich nach kurzem Widerstand und stellten Geißeln als Unterpfand ihrer Treue, so daß Karl, nachdem er auch noch die Westfalen, welche mittlerweile die an der Weser zurückgelassene fränkische Heerabtheilung in seinem Rücken überfallen hatten, bei Lidbechi (Lübbke) unweit Minden bezwungen und zum Gehorsam gebracht, die drei Stämme des Sachsenbundes im Süden der Elbe als unterworfen betrachtete und seine Heere über den Rhein zurückführte. Kaum vernahmen aber die Germanen, daß der König in Italien be-
776. schäftigt sei, so erneuerten sie ihr altes Spiel. Unter dem Banner des unermüdlichen, standhaften Wittukind, der sich den Verpflichtungen durch die Flucht entzogen hatte, wiederholten sie ihre Angriffe auf die Burgen und verjagten oder bedrängten die fränkischen Besatzungstruppen. Ergrimmt über den hartnäckigen Widerstand beschloß nunmehr Karl durch größere Kraftanstrengung das „treulose und eidbrüchige" Volk zu dauernder Unterwerfung zu bringen. Vom Mai-
777. felde in Worms aus führte er den Heerbann aufs Neue nach dem alten Kriegsschauplatz. Er befreite die Siegburg, richtete die Ehresburg wieder auf und legte an den Quellen der Lippe die Zwingburg Karlstadt (vermuthlich das spätere Lippstadt) an. Und um die Sachsen durch die Entfaltung der fränkischen Kriegsmacht zu schrecken, hielt er in Paderborn einen Reichstag und errichtete ein festes Lager, durch das er die große westfälische Ebene zwischen dem Teutoburger Wald und den Gebirgen der Lippe beherrschte. Er erreichte seinen Zweck. Außer Stand, einer solchen Uebermacht zu widerstehen, schlossen

die Häupter des Volks mit dem Frankenreiche eine Uebereinkunft, worin sie Unterwerfung gelobten, Geißeln stellten und die Begründung des Christenthums nicht zu hindern versprachen. Zum Beweise ihrer Aufrichtigkeit empfingen viele die Taufe, und die Edelleute und Freien versprachen, den Befehlen des Königs unweigerlich zu folgen. Aber Wittukind hatte sich über die Elbe zu den Dänen geflüchtet und dem Vertrage seine Zustimmung versagt, in der Hoffnung neuer Ereignisse.

Diese Hoffnung ging bald in Erfüllung. Wir haben früher des Feldzugs gegen die Araber in Spanien gedacht und der Niederlage, welche die Nachhut im Thale Roncevalle erlitt. Auf die Kunde von diesen Unfällen des Frankenheeres eilte der unermüdliche Wittukind in seine westfälische Heimath zurück, um den Freiheitskampf von Neuem anzufachen. Belehrt durch die Erfahrung, daß die Hauptursache ihrer bisherigen Mißgeschicke in dem Mangel einer Concentration der Streitkräfte unter einheitlicher Führung gelegen, vereinigte er alle Sachsen in einem Waffenbunde und ging die Friesen und Dänen um Unterstützung an. Dadurch nahm der Krieg einen neuen Aufschwung. Die Sachsen drangen an den Rhein vor, verwüsteten alles Land auf dem rechten Ufer von Deutz bis in die Gegend von Koblenz und übten blutige Gräuel an den fränkischen Einwohnern. Flüchtige Priester, die sich vor der Wuth der heidnischen Sachsen über den deutschen Strom retteten, brachten die Kunde von dem neuen Verheerungskriege nach dem überrheinischen Lande. Durch die zur Sicherung der Rheinufer aufgestellte fränkische Schaar und durch den nachrückenden Heerbann der Allemannen und Ostfranken zurückgetrieben, wandten sich die Sachsen nach der Südgrenze ihres Landes, verwüsteten Thüringen und Hessen mit Feuer und Schwert und zwangen die Mönche von Fulda zur Flucht aus ihrem stillen Sitze im Buchenwalde.

Wittukinds Thätigkeit. 779. — 779.

Erbittert über das hartnäckige Volk, dem die Anhänglichkeit an die alte Freiheit und den alten Glauben mehr galt als Eidschwüre und Geißeln, rüstete nunmehr Karl zu einem durchgreifenderen Unternehmen. Nachdem er durch den Sieg bei Bocholt die alten Grenzen wiederhergestellt, suchte er zuerst die übrigen Länder zu beruhigen, um dann mit der ganzen Kraft seines Reiches sich gegen die Sachsen zu wenden. Wir haben gesehen, wie er durch die Einsetzung seines Sohnes Pippin zum König der Langobarden den Grund zu einer dauernden Ordnung der Dinge in Italien gelegt. Ein ähnliches Verfahren schlug er in Aquitanien ein, wo er seinen Sohn Ludwig zum König ernannte und von dem Papste weihen ließ. Zugleich hielt er einen Synodal-Reichstag, auf welchem er mit dem Beirath der geistlichen und weltlichen Großen mehrere Bestimmungen zur Wahrung des Friedens und der gesetzlichen Ordnung im Innern und zur festeren Begründung des Christenthums im Sachsenlande traf. Nachdem Karl auf diese Weise sich auf einige Zeit freie Hand geschaffen, setzte er mit beträchtlichen Streitkräften über den Rhein.

Neue Siege Karls. Beginnende Organisation des Landes. 779—782. — Juni 779.



Die Sachsen, deren kleine Heerhaufen im offenen Felde der fränkischen Kriegsmacht nicht gewachsen waren, wurden besiegt oder zersprengt und alles Land auf beiden Seiten der Weser von dem König selbst oder von seinen Feldherren zur Unterwerfung gebracht. Nun schritt man zur Einführung der fränkischen Heer- und Gerichtsverfassung, zur Eintheilung des Landes in Gaue oder Grafschaften unter sächsischen Edeln, die sich ergeben hatten, oder unter fränkischen Großen, die in dem eroberten Gebiete ihren Wohnsitz aufschlugen. Zugleich wurden geeignete Orte für geistliche Stiftungen ausersehen, die als künftige Bischofssitze dem zu begründenden kirchlichen Leben als Halt- und Mittelpunkt dienen sollten. Hatte man sich Anfangs darauf beschränkt, einzelnen fränkischen Geistlichen bestimmte Districte zuzutheilen, wo sie predigen und taufen sollten, so wurden nunmehr in Sachsen selbst christliche Priester und Mönche angesiedelt, die Vertheilung des Landes in bischöfliche Sprengel und die Einführung des Zehnten in Angriff genommen, das Volk zur Taufe und zum christ-
782. lichen Bekenntniß bewogen oder gezwungen. Ein glänzender Reichstag an den Quellen der Lippe schien anzudeuten, daß der Frankenkönig jetzt in Sachsen gebiete, „wie im eigenen Hause."

Abfall der Sachsen. Schlacht am Suntal. 782. Aber die scheinbare Ruhe im Sachsenlande war nur die Windstille vor dem Sturm. An der Saale und Elbe wohnte das wilde Volk der Sorben, slavischen oder wendischen Ursprungs. In roher Ungebundenheit dahinlebend, waren sie die Feinde jeder gesetzlichen Ordnung, die sie im eigenen Lande nicht aufkommen ließen, in den Nachbarländern durch räuberische Einfälle unmöglich machten. Sollten die Einrichtungen und Rechtsformen, die Karl in Sachsen zu begründen unternommen, Halt und Dauer gewinnen, so mußte zuerst dem wilden Treiben dieser östlichen Barbaren gewehrt werden. Zu dem Zweck ließ der König eine fränkische Heerabtheilung unter dreien seiner vornehmsten Hofleute (Geilo, Adalgis, Worad) in Begleitung einiger sächsischen Heerhaufen mit eigenen Führern nach Osten vorrücken. Diesen Zeitpunkt benutzte Wittukind zu einer neuen Schilderhebung. Auf die Kunde davon schickte Karl seinen Verwandten Theoderich mit einer Abtheilung ripuarischer Franken gegen die Aufständischen ins Feld und ertheilte zugleich den andern Führern den Befehl, sich mit diesem zu einem gemeinsamen Angriff zu vereinigen. Aber sei es, daß jene drei Feldherren die Macht des Feindes unterschätzten oder daß sie eifersüchtig auf Theoderich und von Ehrgeiz getrieben ohne dessen Beihülfe den Sachsenherzog, der unweit Hameln am Ostufer der Weser zwischen diesem Fluß und der Bergkette des Suntal (Süntel) eine feste Stellung genommen, zu überwinden hofften; genug, ein übereilter Angriff auf das feindliche Lager endete mit einer vollständigen Niederlage der Franken. Die beiden Feldherren Adalgis und Geilo fanden den Tod; mit ihnen vier Grafen, gegen zwanzig edle Herren und fast das ganze Heer. Nur wenige retteten sich zu den befreundeten Truppen Theoderichs, der alsbald seinen Rückzug aus dem aufständischen

Lande antrat. Wie einst in der Varusschlacht wendeten sich am Suntal die unter fränkischer Fahne einherziehenden Sachsen, ergrimmt über die erzwungene Kriegsfolge und über den Verlust ihrer Freiheit, zu ihren Stammesgenossen und kehrten die Waffen gegen die fränkischen Mitstreiter.

Karl gerieth bei der Kunde von diesen Vorfällen in Zorn und Bestürzung. Die Wuth, womit die siegreichen Sachsen alle fränkischen Einrichtungen und vor Allem die kirchlichen Anpflanzungen zerstörten, gab Zeugniß von dem tiefen Haß gegen das fremde Joch. Die Früchte aller bisherigen Anstrengungen gingen zu Grunde, wenn der Aufruhr nicht durch blutige Strenge unterdrückt und gestraft ward. Waren bis dahin Karls Maßregeln weder hart noch grausam gewesen; hatten alle seine Schritte bewiesen, „daß es ihm um die Anerkennung seiner Herrschaft, um die Annahme des Christenthums, nicht um Knechtung des Volks oder Zerstörung seiner Kraft und Eigenthümlichkeit zu thun war;“ so wurde er jetzt durch den fortdauernden Widerstand, durch den Abfall von der gelobten Treue zu einer entsetzlichen Rachethat hingerissen. Er erschien mit einem mächtigen Heer an der Weser. Wittukind wagte nicht, dem zürnenden Gebieter entgegen zu treten, sondern entfloh mit seinen Getreuen abermals nach Norden; die sächsischen Edlen suchten durch demüthige Unterwerfung den drohenden Sturm zu beschwichtigen. Zitternd fügten sie sich dem Machtgebote des Gewaltigen, als er die Auslieferung der abgefallenen Krieger gebieterisch verlangte; und die sächsische Nation mußte erleben, daß ein ganzes Heer wehrhafter Männer, 4500 an Zahl, durch ein strenges Kriegsgericht bei Verden an der Aller zum Tode verurtheilt und ohne Erbarmen durch die Waffen der Franken erschlagen wurde. Zugleich erging damals oder bald nachher das strenge Religionsgesetz, das bestimmt war, in Sachsen „das Christenthum und christliche Einrichtungen zugleich mit der Herrschaft des fränkischen Königs zu sichern und zu befestigen.“ Die Ausübung heidnischer Gebräuche und Opfer wurde bei Todesstrafe verboten, die Taufe, die Entrichtung des Zehnten, die Befolgung der Kirchengesetze zur allgemeinen Pflicht gemacht, der Rückfall zum Heidenthum oder die Umgehung der Taufe für ein todeswürdiges Verbrechen erklärt; die Entweihung des christlichen Cultus, der gewaltsame Einbruch in eine Kirche, die Verletzung von Geistlichen mit den härtesten Strafen belegt, Treubruch und Abfall mit den schwersten Gerichten bedroht. „So wurde mit Blutgesetzen das Christenthum und das Königthum zugleich den Sachsen aufgedrungen; mit Todesstrafen wurde die Taufe erzwungen, die heidnischen Gebräuche bedroht.“

Karls Strafgericht an der Aller.

782.

Ueber den Zeitpunkt, wann Karl, nach Berathung mit seinen Großen, das noch vorhandene Gesetz wider die Sachsen erlassen hat, herrscht große Meinungsverschiedenheit. Die Angaben variiren zwischen 782, 785, 803 u. s. w. Eichhorn und Waitz setzen es in die achtziger Jahre, „da es denselben Geist blutiger Strenge athmet, welcher in diesen Jahren alle Maßregeln Karls durchdrang.“ Der größte Nachdruck wird darin auf die kirchlichen Institute

Fränkische Gesetze in Sachsen.

gelegt: die Kirchen Christi sollen nicht geringer geachtet werden als früher die heidnischen Heiligthümer, vielmehr höherer Ehrerbietung theilhaftig sein; sie sollen als Asyle gelten. Wer mit Gewalt in eine Kirche einbricht und hier einen Raub oder Diebstahl verübt oder sie durch Brand zerstört, soll mit dem Leben büßen, eben so wer einen Geistlichen, Bischof, Presbyter oder Diakonus erschlägt, wer einen Menschen opfert, oder solche, die er für Hexen hält, verbrennt. Ferner hat das Leben verwirkt: „Jeder, der sich heimlich der Taufe entzieht, der nach heidnischem Gebrauch den Leichnam eines Verstorbenen verbrennen läßt, ja wer aus Verachtung gegen christliche Lehre und Vorschrift die großen Fasten nicht beachtet, sondern Fleisch genießt." Mit Todesstrafe wird ferner bedroht: Untreue gegen den König, Verbindung mit Heiden gegen Christen und alle Handlungen, denen Abfall vom Christenthum und König zum Grunde liegt. Reue und Buße, bevor sie entdeckt sind, kann diese jedoch abwenden, eine Verfügung, die bei dem neubekehrten Volke das Ansehen des Priesters, der durch seine Absolution von dem drohenden Tode befreien konnte, erhöhen mußte. Kinder sollen binnen Jahresfrist getauft, Leichen auf den Kirchhöfen, nicht auf den alten heidnischen Grabstätten beigesetzt, bei Eingehen der Ehen die christlichen Ehegesetze beobachtet, an Sonn- und Festtagen keine Gerichte oder Volksversammlungen abgehalten werden. Zur Ausstattung der Kirchen und Religionsinstitute wird bestimmt, daß Jedermann, reich oder arm, den zehnten Theil von Früchten seines Feldes und von seiner Hände Arbeit, so wie das zehnte Stück von den jährlich erzeugten Heerden und Hausthieren abgeben, daß je 120 Personen einen Knecht und eine Magd und einen Bauernhof nebst zwei Hufen Landes der Kirche liefern sollten; selbst von Gerichts- und Strafgeldern sollte der Zehnte dem Klerus zufallen, mithin sogar der königliche Fiscus zehntpflichtig sein. Selbst der Aberglaube wurde zu Hülfe genommen. Eine Hungersnoth wurde als eine Strafe des Himmels dargestellt, dafür daß der Zehnten nicht entrichtet worden. —
797. Noch vor Beendigung des Krieges wurden jedoch auf einem Reichstag in Aachen, dem auch Abgeordnete der Sachsen aus den drei Theilen des Landes südlich der Elbe anwohnten, die harten Bestimmungen theilweise gemildert und die Strafen im Allgemeinen mit den im übrigen Frankenreiche geltenden mehr in Uebereinstimmung gesetzt. In den meisten Fällen trat das Wehrgeld an die Stelle der Todesstrafe, bei dessen Bestimmung der Unterschied der Stände berücksichtigt ward. Verbrechen gegen Priester und Grafen sollten doppelt, gegen Sendboten dreifach gebüßt werden. Verbrecher, die das Leben verwirkt haben, können, wenn sie zu den königlichen Gerichtshöfen ihre Zuflucht nehmen, von diesen zur Verbannung begnadigt werden. Noch vollständiger wurde die Ausgleichung der Rechtsverhältnisse zwischen Franken und Sachsen nach der Beendigung des Kriegs. Nun wurden die Sachsen als freie Reichsgenossen mit den Franken vereinigt. „Sittliche Besserung und Veredlung," bemerkt Gaupp, „liegt außer der Aufgabe dieser Gesetzesbestimmungen; wie in der bürgerlichen Strafgesetzgebung, so herrscht auch in den geistlichen Geboten und Verboten fast ausschließlich die Rücksicht auf die äußere That vor, und das Christenthum nimmt beinahe ganz die Gestalt eines blos äußerlichen Kirchenthums an."

National-kampf und Niederlage der Sachsen. 783—785.

Aber diese Härte hatte nicht die beabsichtigte Wirkung, vielmehr entbrannte nun der Krieg mit neuer Heftigkeit. Empört über den Bluttag von Verden und von dem aus der freiwilligen Verbannung in die Mitte seiner mißhandelten Brüder zurückgekehrten Wittukind zur Rache entflammt, erhob sich das ganze Sachsenvolk zu einem letzten großartigen Kampf für die Freiheit, für die nationale Selbständigkeit, für die alten Götter. Aber dem neuen Glauben und seinem starken, begeisterten Vorfechter war der Sieg beschieden. Umsonst vereinigten sich alle Stämme zu einer großen gemeinsamen That wider die fränkischen Heere, die alles Land vom Teutoburger Wald bis zum Elbstrom

mit Blut und Eisen füllten, um die Bewohner durch die Schrecken des Schwertes und die Macht des Kreuzes zum Gehorsam und zu einem friedfertigen Verhalten zu bringen; nach dem unentschiedenen Treffen bei Detmold am Osning erlitten die Sachsen in der Schlacht an der Haase eine Niederlage, welche 783. ihre Macht auf immer brach und den Frankenkönig zum Herrn des Landes machte. Während Karls junger Sohn gleichen Namens das westliche Sachsenland in Unterwürfigkeit hielt, durchzog der König selbst die östlichen Gaue an 784. der Saale und Elbe, zerstörte die Mittel der Gegenwehr und führte Schaaren kriegerischer Mannschaft weg. Auf ähnliche Weise verfuhr er im nächsten 785. Jahr in den nördlichen Gegenden. Alles beugte sich vor dem gewaltigen Herrscher, der mit Feuer und Schwert jeden Widerstand niederwarf. Auch Wittukind und sein Kampfgenosse Albio, die jenseit der Elbe weilten, überzeugten sich jetzt von der Erfolglosigkeit jedes ferneren Widerstandes, der nur dienen könnte, das Maaß des Jammers und Elends im Sachsenlande zu mehren, und da Karl ihnen gerne die Hand der Versöhnung bot und durch Uebersendung einer Friedensbotschaft ihnen eine goldene Brücke schlug, so erklärten sie sich bereit, die Waffen niederzulegen.

Vertrag von Attigny. 785.

In der königlichen Pfalz zu Attigny in der Champagne gelobten sie dem Sieger Unterwerfung, Treue und Heeresfolge und besiegelten ihre Huldigung durch die Annahme des Christenthums. Und wie sie bisher standhaft für die Freiheit und den alten Glauben gestritten, so hielten sie auch jetzt mit aufrichtigem Sinn das Gelöbniß, das sie bei ihrer Taufe abgelegt. Dem Beispiele der Häupter folgte in Kurzem das ganze Volk. Eine Anzahl neugestifteter Bisthümer, mit Einkünften und Rechten reichlich ausgerüstet und den Metropolitansitzen von Mainz und Köln unterworfen, sorgten für Erhaltung und Verbreitung der Lehre vom gekreuzigten Heiland der Welt in den sächsischen Gauen.

Kirchliche Stiftungen in Sachsen.

Unter Karl selbst wurde an den Stellen älterer Missionskirchen der Grund zu sechs Bisthümern gelegt: bei den Engern sorgten die Bischöfe von Paderborn und Minden, bei den Ostfalen die von Verden und Bremen für das religiöse und kirchliche Leben, und in Westfalen erhoben sich neben den älteren Klosterkirchen von Soest und Dortmund, die Bischofssitze von Münster und Osnabrück. Karls Nachfolger vermehrte diese Zahl noch durch die Bisthümer Hildesheim und Halberstadt für die Ostfalen und Nordthüringer. Auch wurden damals die ersten sächsischen Klöster gegründet, wie Herzfeld an der Lippe, wo Gräfin Ida eine Kirche stiftete, das St. Liudgerikloster bei Helmstädt u. a. Mit Grundbesitz und Leuten, mit Zehnten und andern Einnahmen beschenkt und mit mancherlei Vorrechten, besonders dem Asylrechte versehen, wuchsen diese kirchlichen Stiftungen bald zu volkreichen Städten empor. Und um das Ansehen der Priester zu heben und die Bekehrungen zu förden, wurde die Macht und Heiligkeit des geistlichen Standes durch Privilegien und gesetzliche Bestimmungen gesteigert. Wer sich eines Verbrechens gegen Kirche oder Religion schuldig gemacht, konnte, wenn er sich durch Beichte und Buße die Absolution eines Priesters erwarb, durch dessen Zeugniß vom Tode befreit werden. „Die Kirche

und die neue staatliche Ordnung wurden beide durch Vorschriften von äußerster Strenge geschützt; während der Staat aber diese verhängte und handhabte, war es die Kirche, welche den Reuigen retten und befreien konnte."

Verschwörung. Thassilos Haltung. Nach Wittukinds Abtreten vom Schauplatze der Geschichte ruhte der Sachsenkrieg fast sieben Jahre lang, und Karl hatte Zeit, in den verschiedenen Ländern seines weiten Reiches Ordnung und Gesetzlichkeit zu begründen, dem Verrath und der Empörung, die an verschiedenen Orten ihr Haupt erhoben, mit Ernst und Strenge zu begegnen und dem Christenthum und der Frankenherrschaft neue Gebiete zu erobern. Noch in demselben Jahre, in dem er die Sachsen zum Gehorsam gebracht, bildete in Ostfranken der Graf Hardrad eine Verschwörung wider das Leben des Königs. Sie wurde noch zu rechter Zeit entdeckt und unterdrückt, worauf die Urheber und Führer der Augen beraubt, die
785. minder Schuldigen mit Verbannung gestraft wurden. Kaum war diese Gefahr beseitigt, so sah sich Karl im Osten und Süden von neuen Feinden bedroht, von neuen hochverrätherischen Umtrieben und verderblichen Plänen umstrickt. Wir haben bei verschiedenen Gelegenheiten gesehen, mit wie viel innerem Widerstreben der Herzog Thassilo von Baiern sich der fränkischen Oberherrschaft gefügt, wie er in Aquitanien und Italien offen oder geheim mit den Feinden des Königs im Bunde gewesen. Ein Neffe Pippins, ein Eidam des Langobardenkönigs Desiderius, hielt es Thassilo für schmachvoll und unerträglich, daß er sein Herzogthum, das sich vom Lech bis zur Enns erstreckte, und mit seinen südlichen Ausläufen weit bis in die Salzburger Alpen hineinreichte, nicht in königlicher Machtvollkommenheit besitzen sollte, wie seine Ahnen aus dem Hause der Agilolfinger, sondern in fränkischer Abhängigkeit. Er war schon längere Zeit geflissentlich bemüht, das Abhängigkeitsverhältniß zu verhüllen, die Herzogswürde nicht als königliches Lehn, sondern als Erbgut seines Geschlechtes hinzustellen, die verlorne Selbständigkeit auf Schleichwegen zurückzuführen oder doch den wahren Sachverhalt zu verschleiern. Wenn er es nicht verhinderte, daß man in Baiern die Regierungsjahre des Herzogs neben denen des Königs zählte oder die letzteren mitunter ganz ausließ; wenn er während der langobardischen und sächsischen Kriege keine Truppen zum fränkischen Heerbann stellte und keine Maifelder besuchte; wenn auf den Versammlungen geistlicher und weltlicher Großen in Baiern des königlichen Namens keiner Erwähnung geschah, vielmehr alle Beschlüsse über Staatsverhältnisse und kirchliche Anliegen im Namen des Herzogs erlassen wurden; so waren dies deutliche Anzeichen, daß sich Thassilo der „vassalitischen Abhängigkeit" von dem fränkischen Herrscher zu entziehen gedachte. Diese Absicht trat noch mehr zu Tage, als er sich mit seinem Schwager Adalgis, mit dem Herzog von Benevent, mit dem oströmischen Hof, ja sogar mit den wilden Avaren in Verbindungen einließ. Eine solche Stellung inmitten der Langobarden und Sachsen konnte Karl unmöglich länger dulden. Er ließ auf drei Seiten das Herzogthum Baiern

von fränkischen Truppen umstellen und drang mit solchem Ernst auf Erfüllung der Lehnspflichten und Feststellung des Vassalitätsverhältnisses, daß Thassilo nicht zu widerstreben wagte, zumal da auch der Papst zur Nachgiebigkeit mahnte Er erneuerte auf einer Heer- und Reichsversammlung zu Worms die vassali- 787. tische Huldigung, gab sein Herzogthum an den König ab, um es aus seiner Hand zurück zu empfangen und stellte Geißeln, unter ihnen den eigenen Sohn Theodo. Zu gleicher Zeit suchte auch Thassilos Schwager, Arichis von Benevent, durch Fügsamkeit Karls Zorn zu entwaffnen.

Aber diese äußerliche Unterwerfung führte keine innere Versöhnung herbei. Thassilos Fall. Das Mißtrauen des Königs gegen die Familie und Verwandtschaft des Desi- 788. derius wurzelte zu tief, als daß nicht ein Stachel in seiner Seele zurückgeblieben wäre; er hatte das langobardische Königshaus zu schwer getroffen, als daß die Wunde in den noch vorhandenen Gliedern sich jemals hätte schließen können. Arichis wurde durch den Tod an weiteren feindseligen Plänen gegen den Frankenherrscher verhindert; um so heftiger glühten die Leidenschaften in Thassilo und seiner stolzen Gemahlin Liutgard, die zu dem alten Gram über ihres Vaters Absetzung und unfreiwillige Klosterhaft nun auch noch von Kummer über die erlittene Demüthigung verzehrt wurde. In Italien waren noch immer gährende Elemente vorhanden: die beabsichtigte Verbindung mit dem byzantinischen Hofe mittelst einer Vermählung zwischen Karls Tochter Rotrude und Irenes Sohn war aufgegeben worden (S. 239) und Adalgis und der neue Herzog von Benevent wurden in ihren feindseligen Plänen gegen die Franken von den Griechen ermuntert und unterstützt. Daß der Hof von Baiern in diese Verhältnisse verflochten, ja daß er der Herd und Mittelpunkt aller Umtriebe gegen Karl gewesen, war natürlich und wird durch das Zeugniß Einhards bekräftigt. Gelang es dem Herzog, die Avaren in den Waffenbund zu ziehen, so stand im Osten, von den Sümpfen Ravennas bis über die Ufer der Donau, dem Frankenherrscher ein Feind entgegen, der an Macht, Einsicht und Erfahrung den Sachsen mit ihren getheilten Heerhaufen und ihrem ungestümen Kriegsmuth ohne Berechnung und Plan weit überlegen war. Diese Coalition konnte nicht nachdrücklicher zerrissen werden als durch einen Schlag wider Thassilo. Das ganze Volk der Baiern hatte dem König den Eid der Treue leisten müssen und mehrere angesehene Edelleute waren zu ihm in das Verhältniß der Vassallität getreten. Aus der Mitte der letzteren, denen eine Störung dieser Verhältnisse unangenehm gewesen wäre, gingen dem König Anzeigen und Warnungen zu über die Gesinnung des herzoglichen Hauses, über dessen Verbindungen mit den Avaren und Griechen, über die Bestrebungen Thassilos, Baiern mit Hülfe des barbarischen Nachbarvolkes vom Frankenreiche loszureißen. Karl lieh diesen Insinuationen ein um so willigeres Ohr, als durch ein schwaches Regiment mit einem unzuverlässigen Clientelfürsten an der Spitze das große, gut bevölkerte und im Ganzen frucht-

bare Land im Osten leicht den feindlichen Völkern, die es rings umgaben und bedrohten, zur Beute werden konnte. Thassilo wurde daher vor einen Reichstag nach Ingelheim geladen. Hier vor der Versammlung der Großen, die über ihn zu Gerichte saßen, traten aus seinem eigenen Volke Ankläger wider ihn auf, die ihn des Treubruchs beschuldigten. Aber wie es scheint, waren die vorgebrachten Thatsachen nicht der Art, daß sie ein Todesurtheil begründet hätten; die verrätherischen Umtriebe konnten nicht erwiesen werden, die Anklage mochte sich nur auf unzufriedene Aeußerungen und verdächtige Reden stützen. Um den Treubruch darzuthun, mußte man auf ein altes Vergehen zurückgreifen. In dem Kriege, den einst Pippin in Aquitanien geführt, hatte Thassilo das Heer ohne Urlaub verlassen. Wegen dieser alten Schuld des „Herisliz" wurde nun das Todesurtheil über den Herzog ausgesprochen. Sein Leben lag in Karls Hand. Dieser begnügte sich jedoch damit, den unglücklichen Mann, der in kummervoller Gestalt vor ihm stand, unschädlich zu machen. Auf die Frage, welche Strafe er für angemessen halte, bat er, ihn seine Tage im Kloster beschließen zu lassen. Der König willigte ein. Darauf wurde Thassilo seines Haarschmucks beraubt und nebst seinen beiden Söhnen in ein Kloster eingeschlossen, um hinter dunkeln Mauern die Vergänglichkeit irdischer Größe zu betrauern. Auch Liutgard und ihre Töchter, die man nebst den Dienern und Schätzen des Hauses schon vor der Entscheidung hatte herbeiführen lassen, mußten den Schleier nehmen, eine Anzahl treuer Anhänger des Herzogs aus Baiern wurden in die Verbannung gewiesen. Bald darauf fand auch Adalgis als verfolgter Flüchtling sein Ende.

Baiern dem Frankenreiche einverleibt. Thassilos Entsagung. 794.

Nun hatte Karl Ruhe vor dem langobardischen Königshause. Zum erstenmale besuchte er jetzt das erledigte Herzogthum Baiern, nahm es unter seine unmittelbare Herrschaft und ordnete die Verhältnisse des Landes. Gerold, ein Schwager Karls, wurde Vorsteher (Präfect) in Baiern und leitete die Grenzvertheidigung im Osten. Als er im Kampf seinen Tod fand, vertheilte der König die Gewalt unter Mehrere, indem er Grafen oder Königsboten einsetzte, die nur von ihm abhängig waren. Noch einmal erschien Thassilo vor den
794. Augen der Welt. Als sechs Jahre nach dieser Zeit die geistlichen und weltlichen Großen in Frankfurt zum Reichstag versammelt waren, trat plötzlich der erlauchte Mönch in ihre Mitte. Er bat um Verzeihung wegen der Fehltritte, die er einst unter Pippin und Karl gegen den König und das Volk der Franken begangen, versicherte, daß auch er aufrichtigen Herzens alles Unrecht, das ihm widerfahren sein möchte, vergebe und vergesse, legte alle Rechte und Ansprüche, die er oder seine Kinder auf das Herzogthum und die Familiengüter in Baiern haben möchten, in Karls Hände und empfahl seine Söhne und Töchter der Gnade des Königs. Darauf ging er in das Kloster Laurisham (Lorsch) am Rhein zurück, wo er wahrscheinlich sein Leben beschlossen hat. Mit ihm verschwindet das Geschlecht der Agilolfinger aus der Geschichte.

Erst durch diese dem Anscheine nach freiwillige Entsagung Thassilos und die Uebertragung seiner Rechte auf Karl erhielt die Besitznahme Baierns und die Einverleibung in das Frankenreich einen legalen Charakter. Die Verschwörung, die zwei Jahre früher Pippin der Höckerige, Karls Sohn von einer Nebenfrau, mit mehreren Großen, darunter wohl auch Baiern, in Regensburg angelegt hatte, mochte in Karl die Besorgniß erzeugt haben, das gewaltsame Verfahren in Ingelheim könnte den Anhängern des baierischen Herrscherhauses den Vorwand zu Umtrieben und Aufruhr geben und die Besitznahme gefährden. Seit diesem Entsagungsakt aber galt Karl selbst als „Landesherzog" in Baiern. „So gab Gott, der große Streiter," heißt es in einer Chronik, „ohne Krieg und ohne Kampf das Baierische Reich in die Hand Karls des großen Königs."

Der Besitz Baierns führte zu Kriegen mit den östlichen Nachbaren, den Krieg mit den Avaren.
Avaren, jenem wilden tatarischen Volksstamm, der nach dem Untergange 791.
des Hunnenreichs vom kaspischen Meere in die Gegenden der Theiß und Donau gewandert war, und unter der Führung von Häuptlingen (Tarchanen), die einem obersten Volks- und Heerfürsten (Chagan) untergeben waren, das wilde Raubleben kriegerischer Reiter- und Hirtenvölker fortführte, wie einst die Hunnen; daher auch die Chronikschreiber der Zeit ihm häufig denselben Namen beilegen. Um die Avaren, die als Thassilos Bundesgenossen feindliche Einfälle nach Baiern und über die Grenzen des fränkischen Reichs unternommen hatten, zu strafen und künftigen Raubzügen vorzubeugen, unternahm Karl mit der ganzen Frankenmacht einen Kriegszug gegen sie. Während er selbst an der Spitze einer großen Streitmacht zu Roß und zu Fuß von Regensburg aus längs der Donau hinzog, begleitet von Schiffen, die die Bedürfnisse des Heeres 791.
trugen, sollte sein Sohn Pippin die slavischen Völkerschaften in Steyermark, Kärnthen, Krain und Istrien, welche unter der Oberhoheit der Avaren standen, von Süden her angreifen. Karl drang vor bis an die Raab, bei deren Mündung in die Donau er sein Lager aufschlug. Da aber nähere Anliegen im Frankenreich selbst und eine neue letzte Erhebung der Sachsen ihn zur Umkehr mahnten, so begnügte er sich mit diesen ersten Erfolgen und trat mit der Beute und den Gefangenen den Rückzug an, die Beendigung des Eroberungskrieges seinem Sohne und seinen erfahrenen Feldherren überlassend. Diese warfen in den nächsten Jahren, nach manchen schweren Kämpfen, in welchen unter andern Pannonien unterworfen u. colonisirt.
fränkischen Großen auch Gerold, der erwähnte Landeshauptmann von Baiern, getödtet ward, als er die Seinigen anfeuernd vor der Schlachtlinie hin und her 796.
ritt, die Avaren über den Wiener Wald zurück und fügten das ihnen entrissene Land von der Enns bis zur Raab dem fränkischen Reiche bei. Unermeßliche 796.
Schätze, die durch Hunnen und Avaren aus ganz Europa zusammengeraubt und hinter kreisförmigen Erdwällen, Ringen genannt, aufbewahrt worden, fielen nach Erstürmung dieser festen Umpfählungen, die zugleich als Fürsten-

sitze dienten, in die Hände der siegreichen Franken. „Alles Geld," sagt Einhard, „und die seit langer Zeit angehäuften Schätze geriethen in die Gewalt der Franken, und durch keinen Krieg, so weit Menschengedenken reicht, erbeuteten diese so große Reichthümer. Denn während man sie bis dahin beinahe arm nennen konnte, fanden sie nun in der Königsburg eine solche Masse Goldes und Silbers vor, und machten in den Schlachten so kostbare Beute, daß man wohl glauben durfte, nach Recht und Gerechtigkeit haben die Franken den Hunnen (Avaren) das weggenommen, was diese früher andern Völkern ungerechter Weise geraubt hatten." Die werthvollsten Stücke der Beute schickte der König dem Papste zum Geschenk. Aber nicht mehr Hadrian, der kurz zuvor
795. ins Grab gesunken, sondern sein Nachfolger Leo III. nahm die Zeichen der Gnade und frommen Gesinnung Karls in Empfang. Das eroberte Gebiet wurde deutschen (baierischen) Ansiedlern zum Anbau überlassen und dadurch der Cultur und dem Christenthum gewonnen. Salzburg wurde zum Metropolitansitz für die Ostgegenden erhoben und von dort aus das Evangelium in den Donauländern, wo es unter den verheerenden Völkerzügen längst erstorben war, von Neuem ins Leben gerufen. Die Häuptlinge der Avaren erkannten die fränkische Oberhoheit an; ein Theil des Volkes ging über die Theiß zurück, ein anderer erhielt neue Wohnsitze in Oberpannonien, „wo dann noch ein einheimischer Chagan die Herrschaft führte, doch so, daß er in wahrer Abhängigkeit von dem fränkischen König stand." Eben so traten die slavischen Völkerschaften, die bis dahin den Avaren gehorcht hatten, mit ihren Fürsten unter Karls Oberhoheit, so daß noch vor dem Schlusse des Jahrhunderts das „Pfortenland" an der mittleren Donau für die fränkische Herrschaft gewonnen war.

Verschwörung in Regensburg. 792. Als Karl auf dem Rückwege in Regensburg weilte, theils um den beabsichtigten Kanal, welcher mittelst der Flüsse Altmühl, Regnitz und Main die Donau mit dem Rhein in Verbindung bringen sollte, ins Werk zu setzen, — ein Entwurf, der sowohl wegen der Schwierigkeit der Arbeit im sandigen Boden als wegen der äußeren Störungen damals nicht zur Ausführung kam — theils um die Anliegen der Ostländer zu ordnen, wurde er durch die Entdeckung der erwähnten gefährlichen Verschwörung erschreckt, die sein unechter Sohn Pippin, ein Jüngling „schön von Angesicht, aber durch einen Höcker verunstaltet," beleidigt, wie es heißt, über die Zurücksetzung und verächtliche Behandlung von Seiten der Königin Fastrade, gegen das Leben seines Vaters mit mehreren Genossen angelegt hatte. Ein Geistlicher, der hinter dem Altare verborgen die in einer Kirche gepflogene Berathung belauscht hatte, brachte dem König in tiefer Mitternacht Kunde von der Gefahr. Karl gerieth in Bestürzung und Zorn, wie aus der großen Härte hervorgeht, womit er alle Schuldigen bestrafte. Der entartete Sohn mußte seine folgenden Lebensjahre als Mönch im Kloster Prüm verbringen, seine Genossen aber, die das Herz des heftigen Jünglings mit Hoffnungen auf das Königthum erfüllt hatten,

starben sämmtlich durch das Mordbeil oder durch den Strang. Der bloße Argwohn brachte Manchem den Verlust seines Vermögens.

Während dieser Vorgänge im Gebiete der Donau verlor Karl die Länder an der Weser und Elbe, an der Nord- und Ostsee keineswegs aus dem Auge. Bei den Sachsen wurden die alten Ordnungen mehr und mehr durch die Institutionen des fränkischen Staates und der christlichen Kirche verdrängt. An die Stelle der alten Volksgerichte traten die regelmäßigen Gerichtstage der Grafen; der altgermanische Götterdienst im heiligen Eichenhaine wurde mit Strenge ausgerottet. Und wenn auch die persönliche Freiheit und das Volksrecht der Sachsen nur wenig angetastet wurden, so erzeugte doch die Abgabe des Zehnten an die Kirche und die Leistung des Heeresdienstes auch außerhalb der heimathlichen Grenzen tiefen Ingrimm in den Herzen der freien Sachsen. Dieser Heerdienst war um so drückender, als Karls Kriegszüge in den achtziger und neunziger Jahren immer weitere Dimensionen annahmen. Fränkische Heere stritten nicht nur wider die Basken und Araber in den Gebirgsthälern der Pyrenäen, in Istrien und Pannonien; auch gegen die slavischen Volksstämme jenseit der Elbe kehrte Karl seine Waffen. Er schloß Freundschaft mit den Abodriten (Obodriten) und unterstützte sie gegen die Wilzen und andere wendische Völker. Auf diesen Heereszügen mußten sächsische und friesische Kriegerschaaren als Hülfsvölker dem fränkischen Banner folgen und für eine Sache fechten, die ihnen fremd und verhaßt war. Eine tiefe Gährung erfaßte die Gemüther und in den Bewohnern der nördlichen Gaue zwischen Weser und Elbe erwachte noch einmal der unbeugsame Freiheitssinn mit aller Stärke. Eine Aushebung, welche Graf Theoderich für den avarischen und slavischen 792.
Krieg in jenen Gegenden vornahm, steigerte diese Gährung zum Aufruhr. Die ergrimmten Sachsen und Friesen griffen zum Schwert und erschlugen den Anführer mit seiner ganzen Schaar im Gaue Rustringen an der Mündung der Weser. Nun kam das ganze nördliche Sachsen wieder in Bewegung; die 793.
Bischöfe und Priester wurden vertrieben, die Kirchen und Heiligthümer zerstört, die alte Freiheit sammt dem heidnischen Götterdienst wieder hergestellt. Diese Erhebung, die alle bisherigen Erfolge zu vernichten drohte, erfüllte den Frankenkönig mit Zorn und Unwillen, aber auch mit dem festen Entschluß, dem unbeugsamen Sinne der Sachsen mit unerbittlicher Strenge entgegen zu treten. Eine starke Herrschernatur von unerschütterlicher Willenskraft ließ er sich durch keine Unfälle oder Widerwärtigkeiten von seinen Vorsätzen abbringen.

Schwierige Lage des Reichs. 792—794.

Der Aufstand fiel in eine Zeit, da das Frankenreich nach Innen und Außen heftig aufgeregt war. Der Kampf wider die Avaren hielt in Baiern die Gemüther in Spannung und weckte die schlummernden Gefühle nationaler Freiheit und Unabhängigkeit; in Regensburg war der König nur durch wunderbare Rettung dem Mordstahle nahestehender Verräther entgangen; in der Kirche des Abendlandes drohte der Bilderstreit und die Irrlehren der Adoptianer

über die Natur Christi Spaltungen zu erzeugen; im ganzen Norden erhob die Heidenwelt noch einmal ihr trotziges Haupt wider die noch junge Pflanze des Christenthums. Nur ein so starker und klarer Herrschergeist, wie er in dem Frankenkönig lebte, vermochte sich unter solchen Umständen aufrecht zu erhalten. Er begegnete den Schwierigkeiten mit eben so viel Umsicht und Klugheit, als Kraft und Entschlossenheit. Den Sachsen zeigte er sich in der alten Majestät des starken Kriegsherrn, indem er in Verbindung mit seinem Sohne Karl zwei mächtige Heerhaufen von Mainz und Köln über den Rhein führte und auf dem „Sendfelde," zwischen Paderborn und Ehresburg ein Lager beziehen ließ. Als aber die Sachsen, erschreckt durch diese Machtentfaltung, sich bereit erklärten, in das alte Verhältniß zurückzutreten, ging er auf ihr Anerbieten ein, um Zeit für die Beilegung der übrigen Verwickelungen zu erhalten und zog mit ihren Geißeln ab. Erst als er auf der glänzenden Kirchen- und Reichsver-
794. sammlung zu Frankfurt, wo die Geistlichkeit aus der ganzen fränkischen Monarchie versammelt war, und mit ihr die Erzbischöfe von Mailand und Aquileja als päpstliche Legaten, den Glaubenszwiespalt gehoben, den Bilderdienst durch billige Ausgleichung beigelegt (S. 256) und durch die Entsagung Thassilos sein Ansehen in Baiern und im ganzen Ostreiche befestigt hatte, nahm er den Kampf gegen die Sachsen von Neuem auf, mit dem Vorsatze, die Frankenherrschaft und das Christenthum auf sicheren und dauernden Unterlagen aufzubauen.

Unterwerfung der Sachsen. Fast ein volles Jahrzehnt durchzogen fränkische Heerhaufen das sächsische Land, mit dem Eroberungskrieg zugleich Wegführungen und Verpflanzungen
795—798. verbindend. Nachdem Karl während der drei ersten Kriegsjahre in mehreren Sommer- und Winterfeldzügen die drei im Süden der Elbe seßhaften Abtheilungen der Sachsen zur Unterwerfung gebracht, ließ er ganze Schaaren wehrhafter Mannschaft, in manchen Gegenden bis zu einem Drittel der Bevölkerung, aus dem Lande bringen, um sie an andern Orten des Frankenreichs anzusiedeln, zog einen Theil des Landes als Krongut ein oder vertheilte es unter seine Getreuen, Bischöfe, Aebte, Grafen und andere Vassallen und beförderte Niederlassungen fränkischer Kolonisten in den eroberten und entvölkerten Landstrichen. Dann setzte er bei Bardewick über die Elbe, um auch die Nordalbinger, die sich bisher mit der Stellung von Geißeln und mit allgemeinen Friedens- und Anerkennungserklärungen von dehnbarer Deutung und geringen praktischen Folgen begnügt und noch unlängst einige fränkische Abgesandte erschlagen hatten, durch dasselbe Verfahren unter die Reichshoheit zu zwingen. Am Ende des achten und zu Anfang des neunten Jahrhunderts zogen fränkische Kriegsschaaren vereint mit den slavischen Abodriten, Karls neuen Bundesgenossen, bald unter des Königs eigener Führung, bald unter dem Oberbefehl seiner Söhne oder anderer Feldherren, denen er von Aachen oder Paderborn aus seine Weisungen zugehen ließ, in das sächsische Land zwischen

Niederelbe und Ostsee. Bei Suentana erlagen 4000 Sachsen den Waffen der 799. fränkischen Streiter und ihrer Verbündeten. Diesen Sieg benutzte Karl zur Wegführung neuer Schaaren aus dem nordalbingischen Flachlande in die Gebiete des Mains und Rheins. Nach Einhard wurden 10,000 Familien ihrer bisherigen Heimath entrissen und über das fränkische Reich vertheilt. Die menschenleeren Ländereien an der Küste der Ostsee (Mecklenburg) wies der König den Abodriten zu Wohnsitzen an. Durch solche Strenge brach Karl den hartnäckigen Freiheitssinn der Sachsen und ihren Widerstand gegen das Christenthum und die Rechtsinstitute der Franken, und es gelang ihm, die einzelnen Völkerschaften, Gaugemeinden und Volkshäupter durch vertragsmäßige Uebereinkommen allmählich zur Niederlegung der Waffen und zur Einhaltung eines friedlichen Lebens zu bringen. Der allgemeine Friede, den Karl auf seiner Villa in Salz oder Selz an der fränkischen Saale mit den 803. sächsischen Volkshäuptern abgeschlossen haben soll, ist zwar durch die neuere Forschung in Zweifel gestellt worden; daß aber um diese Zeit die Sachsen und Friesen die von dem König angebotenen Friedensbedingungen angenommen und sich der Obmacht des fränkischen Reiches gefügt, und daß von da an Sachsen und Franken zu einem staatlichen Ganzen „zu einerlei Volk“ sich vereinigt haben, wird von Einhard ausdrücklich versichert. Die Sachsen unterwarfen sich den Grafen und Richtern, die Karl zur Leitung der Rechtspflege in den einzelnen Gauen einsetzte, versprachen den Heerbann zu leisten und fügten sich dem Christenthum mit seinem drückenden Gefährten, dem Zehnten. Dagegen blieben sie im Besitze ihrer persönlichen Freiheit und ihres heimischen Rechtes, waren frei von Tribut und Abgaben und genossen gleiche Rechte mit den Franken. Sie wurden nur „den politischen Ordnungen des Reiches“ unterthan, sonst traten sie im Wesentlichen den Siegern gleichberechtigt zur Seite. Auch die alten Stände der Edelinge, Frilinge, Liten und Lassen blieben in ihrer rechtlichen Verschiedenheit bestehen, nur daß Karl den Adel, um ihn der Frankenherrschaft geneigt zu machen, mehr begünstigte und durch ein hohes Wehrgeld auszeichnete. Wenigstens traten bald Abhängigkeits- und Schutzverhältnisse der Freien zu den Edlen an den Tag. Als die kirchlichen und staatlichen Einrichtungen tiefere Wurzeln zu schlagen begannen, ließ der Frankenkönig die Blutgesetze allmählich in Vergessenheit kommen, trug Sorge, daß die Rechtsgewohnheiten der Sachsen aufgezeichnet wurden, und milderte das Gesetz über den Verlust der Güter wegen Abfall und Treubruch. Sein Sohn Ludwig gab dann den Sachsen und Friesen das Recht väterlichen Erbes, das ihnen Karl um ihrer Untreue willen entzogen hatte, ausdrücklich zurück.

So endigte dieser mehr als dreißigjährige Krieg mit der Unterwerfung Resultate. der Sachsen unter die fränkische Oberhoheit und unter die christlichen Satzungen. „Man kann dem Volke seine Theilnahme nicht versagen,“ bemerkt Waitz, „das mit solcher Hingebung für die angestammte Verfassung, die alte Un-

abhängigkeit, die heidnischen Götter streitet, während der fränkische König sich durch die grausame That an der Aller die Sympathien entfremdete, mit denen man ihn, den Großes kühn und fest erstrebenden Mann, bis dahin auf seinen Wegen begleitet hatte. Aber das höhere Recht der Geschichte ist doch auf seiner Seite. Man hat es zu beklagen, wenn hier, wie so oft im Gang der irdischen Dinge, dasselbe nur auf den Wegen der Gewalt hat durchgeführt werden können; aber darüber kann keiner zweifelhaft sein, der Widerstand der Sachsen mußte überwunden, die Selbständigkeit auch dieses Stammes gebrochen werden, wenn dem deutschen Volke eine höhere einheitliche Entwickelung zu Theil werden sollte. — Die Sachsen blieben ein durch und durch deutsches Volk, und indem sie so zu den anderen schon länger im fränkischen Reiche vereinigten Stämmen hinzutraten, gaben sie dem deutschen Element hier eine wesentliche Verstärkung, sicherten ihm, den romanischen Bestandtheilen des Reichs gegenüber, seine Kraft und Dauer." Durch die Vereinigung aller Theile des deutschen Volkes unter Einen großen Staatsverband wurde dem Slaventhum im Osten eine starke Schutzwehr entgegengestellt: nur auf diese Weise konnte die deutsche Sprache in ihrer Reinheit und Selbständigkeit erhalten werden; nur durch die Verbindung der christlich-abendländischen Cultur mit dem eigenthümlichen germanischen Wesen konnte eine gemeinsame politische Weiterbildung der deutschen Nation gewonnen werden; nur durch die Vereinigung der sächsisch-fränkischen Völkerschaften war die Germanisirung der Slaven jenseit der Saale und Elbe möglich, konnten deutsche Sprache, Sitte und Recht von dem böhmischen Gebirgskranz bis an die Küsten der Ostsee vordringen und zur Herrschaft gelangen, konnten wieder Ländergebiete erobert werden, die den Deutschen seit Jahrhunderten verloren waren. Allen Unternehmungen Karls lag das Bestreben zu Grunde, die zerstreuten Völkerschaften zu einer christlich-germanischen Staatseinheit zu verbinden, das Bewußtsein einer Gesammtnationalität zu wecken und dem deutschen Volksstamme die Herrschaft in Europa zu verschaffen. Dadurch wurde die geistige Errungenschaft der antiken Welt dem christlich-germanischen Abendlande erhalten und erworben.

Das Christenthum in Sachsen.

Noch während der letzten Regierungsjahre Karls durchdrang das Christenthum alle Theile des Sachsenlandes. Unter seinem Nachfolger erlangte es vollständig die Herrschaft. Die Neubekehrten mußten bei der Taufe den alten Glauben, „den Unholden und Dämonen" in Abschwörungsformeln entsagen und versprechen, sich von heidnischen Opfern fern zu halten, die alten religiösen Lieder und Gebräuche zu meiden u. dgl. m., sie mußten christliche Gesänge, Taufformeln und Kirchengebete in lateinischer und deutscher Sprache auswendig lernen. Die alten religiösen Volksfeste, die noch hie und da im Frühlinge in stiller Mitternacht im Harzwalde am Blocksberge von den geheimen Anhängern des Heidenthums gefeiert werden mochten, gestalteten sich in der christlichen Volkssage zu Versammlungen höllischer Dämonen und ihrer

Verehrer. „Wurde auch das Christenthum mit Gewalt begründet," sagt Waitz, „und haben manchmal die Wunder von heiligen Reliquien, die man ins Land brachte, wohl eben so viel wirken müssen, wie Lehre und Unterricht: doch schlug dasselbe auch hier bald tiefere Wurzeln und bewährte seine bildende und erziehende Kraft. Vielleicht mehr noch als andere deutsche Stämme haben freilich die Sachsen die christlichen Vorstellungen mit eigenthümlichen, von Alters her überlieferten Anschauungen in Einklang zu setzen gesucht: sie gaben den Geboten und Anforderungen, die es stellt, gewissermaßen ein deutsches Gepräge; wie davon die Bearbeitung der evangelischen Geschichte durch einen sächsischen Dichter, der sogenannte Heliand, ein redendes Zeugniß ist. Doch verband sich damit eine eifrige Hingabe an den Dienst Gottes, eine Fähigkeit und Geneigtheit, aus dem Christenthum sich dasjenige anzueignen, was der inneren Fortbildung diente. Schnell genug ist man dergestalt den lange zuvor bekehrten Stämmen nachgekommen, so daß ein Paar Menschenalter nach Karl sich kaum noch eine Verschiedenheit wahrnehmen läßt."

e) Herstellung des römischen Kaiserthums.

Als Karls Gesandte mit den Geschenken aus der avarischen Beute auf dem Wege nach Rom waren, begegneten ihnen Abgeordnete des Papstes, welche dem König Hadrians Tod und die Wahl seines Nachfolgers Leo III. melden und ihm das Banner der heiligen Stadt und die Schlüssel zum Grabe des Apostelfürsten überbringen sollten, mit der Bitte, einen seiner Großen zu schicken, „damit er vom römischen Volk den Eid der Treue und Unterthänigkeit empfange." Der Tod des heil. Vaters, der nach einer Regierung von fast 24 Jahren am Weihnachtsfeste des J. 795 gestorben war, erschütterte das Herz Karls. Er beweinte den Todten, mit dem er durch das Bewußtsein gleichen Strebens und durch langen freundschaftlichen Verkehr innig verbunden war, „als hätte er in ihm einen Sohn oder treuesten Bruder verloren." „Und nachdem er seine Thränen getrocknet hatte," sagt Gregorovius, „feierte er sein Andenken durch Seelenmessen und Almosen in allen Provinzen und durch eine schöne Grabschrift, die er mit goldenen Buchstaben auf Marmor graben und über Hadrians Gruft in St. Peter zu Rom aufstellen ließ. Das Denkmal der Freundschaft dieser berühmten Männer, oder der Einheit von Kirche und Staat, liest man noch heute; es ist in der Vorhalle der Basilica links vom Haupteingang oben in der Wand eingemauert, eine schwarze Marmortafel, deren gute Charaktere wohl noch die alten sind." Karl u. Papst Leo III.

Karl empfing die Symbole der ihm als Nachfolger des Exarchen und römischen Patricius zustehenden Hoheitsrechte über Stadt und Territorium von Rom aus den Händen der Gesandten und ernannte den Abt Angilbert zum Sendboten, damit, wie er dem Papste schrieb, in wechselseitiger Uebereinkunft bestimmt werde, „was zur Erhebung der heil. Kirche Gottes, oder zur Dauer

Eurer Ehre oder zur Befestigung unseres Patriciats" als nothwendig erachtet werden möge. Durch die Uebersendung des Banners und der Schlüssel erkannte somit Leo den Frankenkönig als „Wächter und Vogt des heil. Grabes" d. h. als Schirmherrn des wahren Christenglaubens und zugleich als obersten Richter und Gewalthaber in allen dem heil. Petrus unterworfenen Besitzungen, somit als Inhaber der höchsten richterlichen und militärischen Gewalt an. Demgemäß empfing Angilbert im Namen des Königs von dem Papste „die unumwundene Anerkennung seiner obersten Jurisdiction in Rom, im Ducat und im Exarchat," und von den Römern den Eid der Treue; und Leo bekannte, „daß Rom Karl als dem weltlichen Oberherrn zu gehorchen habe." Die durch diese Handlung bezeichnete „Darstellung der Harmonie zwischen der geistlichen und weltlichen Gewalt," ließ der Papst bald nachher auch bildlich in musivischen Werken verewigen, wozu er sich der avarischen Geschenke bediente. In dem großen marmornen, säulengeschmückten Speisesaal (Triclinium) des päpstlichen Palastes im Lateran sieht man den Apostel Petrus, wie er mit der Rechten dem knieenden Papst Leo die Stola als Zeichen seiner päpstlichen Würde, mit der Linken dem knieenden Karl das Banner als Zeichen seiner Militia und oberrichterlichen Gewalt überreicht. Fränkische Dichter aber sangen: Karl habe die Stadt des Romulus mit dem Reiche seiner Ahnen vereinigt.

In Karls Schreiben an Leo heißt es ferner: „Wie ich mit dem seligen Vater, Eurem Vorgänger, einen Vertrag heiliger Vaterschaft geschlossen habe, so wünsche ich auch das unverletzliche Bündniß derselben Treue und Liebe mit Euch zu schließen. Auf daß ich (die himmlische Gnade gebe es durch Fürbitten der Heiligen!) des apostolischen Segens Eurer apostolischen Heiligkeit überall theilhaftig sei, und mit Gottes Willen der Sitz der heiligen römischen Kirche durch unsere Devotion immer vertheidigt werde. Uns kommt es mit Hülfe der göttlichen Liebe zu, die heilige Kirche Christi gegen den Eindrang der Heiden und die Verwüstung der Ungläubigen allenthalben draußen mit den Waffen zu vertheidigen, und im Innern durch die Aufrechthaltung des katholischen Glaubens zu schirmen. Euch kommt es zu, o heiligster Vater, mit zu Gott erhobenen Händen wie Moses unsere Ritterschaft zu unterstützen: damit durch Eure Intercession unter Gottes Führung und Verleihung das christliche Volk über die Feinde seines heiligen Stammes überall und immer den Sieg behalte, und der Name unseres Herrn Jesu Christi in der ganzen Welt verherrlicht werde."

Leo begibt sich zu Karl nach Paderborn.

Leo III. hatte alle Ursache, sich des Schutzes eines mächtigen „Patricius" zu versichern. Vielleicht war die Furcht vor nahen Gefahren die Ursache, daß er den Frankenkönig so dringend aufforderte, von der Gewalt in Rom Besitz zu nehmen. Hadrian hatte mehrere Glieder seiner Familie mit den höchsten Aemtern und Ehrenstellen beschenkt und sie an die Spitze der klerikalen Aristokratie gestellt. Diese sahen mit Ingrimm die Regierung der Kirche und des Staats in den Händen eines Emporkömmlings aus fremder Familie, dem noch dazu mancherlei Ungerechtigkeiten und Fehler zur Last gelegt wurden. Zwei hochgestellte Beamte, Paschalis, Hadrians Neffe, und sein Verwandter oder

Bruder Campulus bildeten daher eine Verschwörung, mit der Absicht, den Papst vom Stuhle Petri zu stürzen oder zu ermorden, und sich dann der weltlichen Gewalt in Rom zu bemächtigen. Bei Gelegenheit einer feierlichen Procession wurde Leo von einer bewaffneten Rotte zu Boden gerissen und auf offener Straße mißhandelt und verstümmelt. Man riß ihm die päpstlichen Gewänder ab, man versuchte ihm die Augen auszureißen, man schleppte ihn endlich blutend und halbtodt in eine Klosterzelle, während Paschalis und die übrigen Häupter der Verschwörung das Regiment sich aneigneten. Kaum war aber Leo von seinen Wunden geheilt (durch ein Wunder, wie die Legende meldet), so entkam er mit Hülfe einiger Getreuen aus dem Kloster nach Spoleto und eilte von da als Schutzflehender zu Karl, der gerade in Paderborn sein Hoflager hatte. Das Zusammentreffen der beiden Häupter der Christenheit in dem waldumdüsterten Orte, „wo die Patra und die Lippe sprudeln," war ein welthistorisches Ereigniß, wohl geeignet, einen Poeten der Zeit zu einem beschreibenden Gedichte in Virgilischen Versen zu begeistern. „Beim Erscheinen des Papstes, bei dem Segen, den er sprach, sank das Heer zu dreienmalen in die Knie, und der größte Mann des Abendlandes schloß den gemißhandelten, in Thränen vergehenden Flüchtling gerührt in seine Heldenarme. Die tapfern Kriegerschaaren und Paladine, welche die Saracenen Spaniens, die Avaren vom Ister, die Sachsen Deutschlands in mancher Schlacht geschlagen hatten, begrüßten mit lufterschütterndem Zuruf die beiden Häupter der Christenheit. Das grüne Feld von Paderbrunnin schallte von dem dumpfen Hall der erzbeschlagenen Schilde und der kriegerischen Tuben, und die rauhen Heldensöhne Germaniens schworen mit erhobenen Schwertern, den vertriebenen Papst in jene ferne Roma wieder zurückzuführen, welche sie schon längst in ihre Obhut genommen hatten. In den Waffenlärm mischten sich die Hymnen und das Gloria de excelsis der Priester. Karl geleitete den Papst in den Dom, dann folgten auf die feierliche Messe die heitersten Bankette."

25. April 799.

Bis zur Herbstzeit verweilte der Papst in Deutschland, während „die Söhne des Teufels" mit Feuer und Raub gegen die Besitzungen des heiligen Petrus wütheten, wie die Lebensbeschreibung Leos meldet. Aber der Umstand, daß Paschalis und seine Genossen ruhig das Gericht Karls erwarteten, ohne einen Versuch zur Flucht zu machen, daß sie in einer an den König gerichteten Klagschrift wider Leo ihren Aufstand zu rechtfertigen suchten, daß Alcuin, dessen Rath Karl einholte, zur Vorsicht und Schonung rieth, kann als Beweis gelten, daß sich der Papst großer Verstöße müsse schuldig gemacht haben. Mit zahlreichem Gefolge von geistlichen und weltlichen Großen kehrte endlich Leo nach Rom zurück, feierlich begrüßt von den Bewohnern der Provinzen und Städte, durch die ihn seine Reise führte, und begleitet von königlichen Boten, die mit Zuziehung römischer Edlen und Priester ein Gerichtsverfahren einleiteten. „Ueber die Angeklagten wurde das Schuldig ausgesprochen, aber das endliche

Rückkehr des Papstes nach Rom.

Schicksal der zur Enthauptung Verurtheilten dem Ausspruche Karls anheimgestellt, an den sie mochten appellirt haben."

Das Gericht über den Papst. Karl folgte seinem Schützling auf dem Fuße nach. Alcuin sollte ihn begleiten, aber Kränklichkeit und die Liebe zum Kloster hielten den würdigen Mann zurück. Er zog, wie Karl ihm scherzend vorwarf, die rauchgeschwärzten strohbedachten Hütten von Tours den goldschimmernden Bogen Roms vor. Der kluge Abt ahnte jedoch die hohe Bedeutung dieser Reise, wie die Verse bewiesen, in denen er ihm zurief, „daß Rom, das Haupt der Welt, der Gipfel der höchsten Ehre, die Schatzkammer der Heiligen, ihn als Lenker des Reichs und als Patron erwarte, und daß es sein Beruf sei, dort sein Tribunal aufzustellen, den Frieden zu stiften, den Papst durch Richterspruch wieder einzusetzen, und endlich mit dem Willen Gottes über den Erdkreis zu gebieten." Zugleich sandte er eine prächtige Bibel, welche, wie er schrieb, zur „Verherrlichung der kaiserlichen Macht" an Weihnachten überreicht werden sollte. Es war das Vorspiel wichtiger Ereignisse, als der Frankenkönig gegen Ende Novembers über Ravenna und Ancona nach Romentum zog, und dann, von Papst, Klerus, Miliz und Volk mit allen Ehren empfangen, zu Roß über die Milvische Brücke in die von Furcht und Erwartung fieberhaft aufgeregte Stadt seinen Einzug hielt. „Er selbst kam, nun im höchsten Sinne seine patricische Gewalt in Rom auszuüben, und das Bewußtsein, daß der Friede der Kirche, die tiefsten Interessen des Menschengeschlechts und die Geschicke des Abendlandes in seinen Händen lagen, verbreitete über ihn eine doppelte Majestät." Sieben Tage
1. Dec 799. nach seinem Einzug berief er eine Versammlung von Römern und Franken, Bischöfen und Priestern, Edlen und Bürgern, in die Peterskirche. Hier erklärte er, „daß er nach Rom gekommen sei, er der Schutzherr und Patricius der Römer, um die gestörte Ordnung der Kirche wieder herzustellen, die an ihrem Oberhaupte begangenen Frevel zu bestrafen, und zwischen den Römern als den Klägern und dem Papst als dem Beschuldigten Gericht zu halten." Auf diese Anrede bemerkten wohl die Bischöfe, daß der Papst das Haupt der Kirchen Gottes sei und Niemand über ihn Richter sein könne; aber der Rechtsgang wurde dennoch in aller Form durchgeführt. Erst als die Ankläger, welche vor der Versammlung erschienen, ihre Beschuldigungen nicht zu beweisen vermochten, wurde dem Papst gestattet, den Reinigungseid, zu dem er sich nach dem Beispiele des Pelagius zur Zeit des Narses aus freien Stücken erboten, vor allem Volk in der dichtgedrängten Kirche abzulegen und vor Gott zu betheuern, daß er die ihm Schuld gegebenen Verbrechen weder verübt noch zu verüben befohlen habe. Paschalis und seine Mitverschwornen sollten nun den Tod erleiden, aber auf die Fürbitte des Papstes verbannte sie Karl nach Frankreich.

Die Kaiserkrönung. Diese Vorgänge waren die Einleitung zu einer der bedeutungsvollsten Handlungen der Weltgeschichte: Am Weihnachtstage, nach damaliger Rechnung

dem Anfange des neuen Jahres und Jahrhunderts, da Karl in der Basilica des heil. Petrus vor dem Grabe des Apostels sich zum Gebet erhob, setzte Papst Leo III. ihm die Krone der römischen Imperatoren aufs Haupt und das versammelte Volk rief: „Karl, dem frömmsten Augustus, dem von Gott gekrönten großen friedenschaffenden Kaiser Leben und Sieg!“ Zweimal wurde der Zuruf wiederholt. Als sich der Sturm begeisterter Empfindungen gelegt hatte, salbte Leo, „als ein anderer Samuel,“ den neuen Augustus und seinen Sohn Pippin, welcher zur Krönungsfeierlichkeit von Benevent herbeigerufen worden war. Darauf wurde Karl von dem Papste mit dem kaiserlichen Mantel bekleidet und nach altem Gebrauch durch einen Kuß auf den Mund adorirt. Eine Messe beschloß die feierliche Handlung, worauf Karl und Pippin reiche Geschenke an die Kirchen darbrachten.

Der Hergang. Karls Stellung zu Rom.

Einhard versichert, Karl sei auf den Vorgang nicht vorbereitet gewesen, sonst würde er trotz des hohen Festes die Kirche nicht betreten haben. Aber „das Märchen von der überraschenden Weihnachtsbescheerung Karls mit der Krone Roms wird nicht mehr geglaubt.“ Vielmehr geht aus Allem deutlich hervor, daß die Uebertragung der Kaiserwürde, deren Bedeutung dem Herrscherideale Karls des Großen so sehr entsprach, lange vorbereitet war. Höchstens könnte der König durch den Tag und die Art der Ausführung, welche der Handlung einen „theatralischen Effect“ verlieh, überrascht worden sein. „Ein förmlicher Beschluß der hohen Versammlung aller Kirchenfürsten, Geistlichen, des römischen Adels und Volks ging der Krönung voraus,“ versichert Gregorovius. „Karls Ernennung zum römischen Kaiser geschah durch die drei hergebrachten Wahlkörper, völlig nach dem Muster einer päpstlichen Wahl. Die große Handlung, welche die Jahrhunderte alten Rechte von Byzanz vernichtete, sollte als keine willkürliche That weder des Königs, noch des Papstes betrachtet werden, sondern als ein gemeinsamer und legaler Willensact des gesammten christlichen Volks erscheinen, das in dem Parlament von Rom repräsentirt wurde. Daher führt ein Chronist mit Einsicht alle Handelnden der Reihe nach so auf: der Papst, die ganze Versammlung der Bischöfe und Geistlichen und Aebte, der Senat der Franken, alle Großen der Römer und das übrige christliche Volk.“ Daß man sich lange mit dem Plane getragen, unterliegt keinem Zweifel. Doch bezweifelt Waitz, daß vorher ein förmlicher Beschluß gefaßt und dem König als Bitte vorgetragen worden sei, die dieser nach einigem scheinbaren Sträuben, wie einst Augustus, demüthig angenommen habe. Er sagt: „Der Papst hat wie aus freiem Entschluß und gewissermaßen höherer Eingebung die feierliche Handlung vollzogen. Indem er Karl die Krone aufsetzte und ihn, den neuen Kaiser, salbte, handelte er noch einmal als Vertreter des Römischen Reichs im Westen, aber zugleich als Bischof, man kann sagen, als oberster Bischof im Abendland, und that, was er als solcher that, im Namen Gottes. Demgemäß heißt Karl in dem Zuruf der Römer in seinem Titel, der von Gott gekrönte. Der Papst hat die Hand geboten, eine Gewalt und Würde zu begründen, die, so wie sie da war, unabhängig von ihm dastand, ja der er selber mitsammt Rom und allen seinen Besitzungen untergeben war. Die Rechte, welche Karl schon als Patricius hatte, erhielten einen bestimmteren Charakter: Rom gehörte zum Reich; der Papst war ein Bischof desselben, wie andere auch, dem Rang und Ansehen nach höher, auch in mancher Beziehung in einer eigenthümlichen Stellung, aber doch dem Kaiser verpflichtet; er und das Volk der Stadt leisteten diesem den üblichen Eid der Treue, während die Kirche in einem besonderen

Schutzverhältniß stand." „Karl unterwarf die Stadt Rom vertragsmäßig seiner kaiserlichen Majestät," sagt Gregorovius. „Die Römer hatten ihm den Eid der Treue geleistet; sie erkannten ihn als ihren Oberherrn, und die stolzen Aristokraten vom Klerus und der Miliz, welche er gezwungen, dem Papst als ihrem Landesherrn fortan zu gehorsamen, wurden zugleich als kaiserliche Leute (homines imperiales) betrachtet, weil sie im obersten Rechtsbann des Kaisers standen. (Auch die Münzen wurden in seinem Namen geprägt; erst unter seinem Nachfolger erlangte der Papst das Recht eigener Münzprägung.) Gleichwohl blieb die imperatorische Gewalt fast nur wie ein Princip in Rom. In einer einfachen, rohen, aber von den Systemen absoluter Monarchieen noch weit entfernten Zeit, zumal bei der seltsamen Doppelnatur des politisch-kirchlichen Wesens, wurde die erneute Kaisergewalt weder in Steuern, noch in Soldatendruck empfunden, sondern sie sprach sich, wenige Regalien abgerechnet, allein in der Handhabung des Rechts als des höchsten Begriffs des civilen Lebens aus. Der Papst ernannte als Landesherr seine Judices in den verschiedenen Rechtskreisen, aber der Kaiser war die höchste Rechtsgewalt auch in Rom. Sie repräsentirte für ihn sein beständiger Missus oder Legat, der auf Kosten der päpstlichen Kammer bei St. Peter wohnte und hier oder im lateranischen Saal „der Wölfin" seine Gerichtstage (Placita) hielt. Sein Amt war von unbestimmter Dauer. Gleichsam der kaiserliche Pfalzgraf von Rom, ohne diesen Titel zu tragen, hatte er die richterliche Gewalt des Patricius auf sich genommen. Er schützte Papst und Kirche gegen die Angriffe des Adels, aber er nahm zugleich die Kaiserrechte in der Stadt wahr. Er führte in des Kaisers Namen den Vorsitz in den Gerichten, zog die Hälfte der Strafgelder in den Fiscus, beaufsichtigte die päpstlichen Judices in Stadt und Ducat, nahm von ihnen Appellationen an, und berichtete über sie an den Kaiser. In manchem Fall, zumal wenn an ihn selbst appellirt wurde, schickte der Kaiser einen außerordentlichen Missus nach Rom; und Majestätsverbrecher hohen Ranges, römische Große und Bischöfe, wurden von einem solchen delegirten Boten, bisweilen vom Herzog von Spoleto, gerichtet, und wie mehrere Fälle lehren, über die Alpen ins Exil geführt: eine Strafe, die ehedem unter dem Regiment von Byzanz irgendwo in Griechenland verbüßt wurde. Der beständige Legat des Kaisers war aber auch Bevollmächtigter bei der Papstwahl und Ordination, welcher er beizuwohnen hatte, und so wurden in ihm die wesentlichen Kaiserrechte in Rom, die oberste Rechtsgewalt und die Anerkennung der Papstwahl fortdauernd behauptet, so lange als das karolingische Kaiserthum in Kraft bestand." Wenn der Kaiser als „erster Sohn der Kirche" nur durch die päpstliche Krönung die Weihe und Bestätigung empfing, so durfte dagegen auch der Papst nur mit Bewilligung des Kaisers eingesetzt werden.

Bedeutung der Krönungshandlung.

Ist nun trotz der Versicherung Einhards, daß Karl mit der Krönung überrascht worden sei, kein Zweifel, daß man sich lange mit einem solchen Gedanken getragen, und daß der Act nur das Resultat einer längeren Vorberathung und Vorbereitung gewesen, so erscheint die ganze Handlung als die naturgemäße Lösung und Vollendung bestehender Verhältnisse in ähnlicher Weise, wie einst die Krönung Pippins zum König der Franken. Wie dort begegneten sich auch hier die Wünsche des Königs und die Interessen des Papstes; wie dort der Uebergang vom Major Domus zum König nur eine Sache der Form, nur eine Legalisirung thatsächlicher Machtverhältnisse durch die kirchliche Weihe war, welche dem Regimente eine besondere Heiligung und Würde verlieh, aber

keineswegs das Recht zur Herrschaft bestimmte, so auch hier der Uebergang von der unklaren, vieldeutigen Stellung eines Patricius zur Würde eines römischen Imperators. In beiden Fällen hatte die Rangerhöhung keine Erweiterung der Machtfülle zur Folge. Auch war die Kaiserkrone nicht nothwendig mit der fränkischen Königskrone vereinigt, sondern sie bestand unabhängig für sich als eine Entfaltung des Patriciats, als ein Titel, der die Herrschaft über Rom und Italien in sich trug. Der erste Gedanke ist wohl von Karl selbst und seiner geistlichen Umgebung ausgegangen, aber vom Papst gerne adoptirt worden, weniger aus Dankbarkeit als aus persönlichem Interesse. Wenn dort in dem gelehrten Freundeskreise, den Karl um sich vereinigt hatte und in dem Alcuin die erste Stelle einnahm, durch das Studium der Dichter und Schriftsteller des classischen Alterthums eine Bewunderung für das römische Kaiserthum erwachte, wenn man mit romantischer Begeisterung auf die Größe und Herrlichkeit jenes kaiserlichen Weltreiches hinsah, dem selbst manche Kirchenväter im Anschluß an Worte der heil. Schrift eine ewige Dauer auf Erden beigelegt, und in der Herstellung der äußeren Form und Majestät die Erfüllung eines idealen Traumbildes von Herrschergröße erblickte; so wurde dagegen der Papst von Beweggründen realerer Natur für den Gedanken gewonnen.

Spannung zwischen Abendland u. Morgenland.

Die Rivalität und der Rangstreit zwischen dem Bischof von Rom und dem Patriarchen von Konstantinopel, verbunden mit abweichenden Ansichten über die Dreieinigkeitslehre, über Priesterehe, über Bilderverehrung, über einige Kirchengebräuche hatten die schon lange obwaltende Spannung endlich so gesteigert, daß die völlige Trennung in eine abendländische (römisch-katholische) und morgenländische (griechisch-katholische) Kirche nothwendig erfolgen mußte. Es lag somit im Interesse des Papstes, eine Wiederherstellung der byzantinischen Kaiserherrschaft über Rom aus dem Bereiche jeder Möglichkeit zu rücken, was am sichersten geschah durch die Aufrichtung eines neuen römischen Kaiserthums, durch die Uebertragung der Herrschaft Roms und Italiens an den mächtigsten Fürsten des Abendlandes. Die Beiziehung der geistlichen und weltlichen Großen beider Nationen und des römischen Volks sollte der Erhebung mehr Ansehen und eine Rechtsgrundlage verleihen. Noch unbestrittener wäre dieser rechtliche Charakter gewesen, wenn der byzantinische Kaiserhof seine Ansprüche auf Rom und Italien aufgegeben und sie auf den neuen Imperator übertragen hätte. Aber weder durch Unterhandlungen noch durch die Waffen konnte diese Entsagung erlangt werden. War auch das oströmische Kaiserthum schon seit Jahrhunderten zu einem Schatten herabgesunken, so war sein Rechtsbestand darum noch nicht erloschen und wir haben gesehen, wie tief im Abendlande die Idee des Kaiserthums, das stets einen mächtigen Eindruck auf die Deutschen gemacht, noch in den Gemüthern wurzelte, als factisch dasselbe längst untergegangen war. Daß gerade damals ein lasterhaftes Weib, die Kaiserin

Irene, den byzantinischen Staat beherrschte, „der an seiner eigenen ungegliederten Despotie zur Mumie werden sollte," erleichterte und beförderte die Erhebung des großen Frankenkönigs, wodurch das abendländische, viel gegliederte germanisch-römische Reich als christliches Imperium dem orientalischen entgegengestellt ward. Wenn wir aber hören, daß Karl an eine eheliche Verbindung mit Irene gedacht habe, um so in das ganze Erbe des römischen Kaiserthums einzutreten, so kann dies als Beweis dienen, welchen Werth man auf eine legale Rechtsübertragung gelegt hätte. Allein an der byzantinischen Zähigkeit scheiterten alle Versuche. Immer war den Römern und Griechen die Macht der Franken verdächtig, versichert Einhard, woher denn auch jenes griechische Sprichwort kommt: „den Franken habe zum Freund, aber nicht zum Nachbar." Nicht nur die Besitzungen in Unteritalien und auf den Inseln blieben in den Händen der Griechen; selbst Venetien und Dalmatien konnten aus Mangel einer genügenden Seemacht dem Hofe von Konstantinopel nicht entrissen werden, und Karl sah sich endlich genöthigt, die Anerkennung seines Kaisertitels durch die Abtretung dieser Gebiete zu erkaufen. „Nun verlosch der Titel des Kaisers von Byzanz völlig in Rom, das westliche Imperium war erneuert, die Einheit von Abendland und Morgenland zerstört, und die bestürzten Griechen klagten, daß jenes alte Band zwischen Rom und Byzanz das große Frankenschwert zerhauen habe, und daß die jüngere und schönere Tochter Konstantinopolis von jener altersgrauen Mutter Roma für immer getrennt worden sei."

Die religiöse Seite des Kaiserthums.

Aber die Kaiserkrönung Karls hatte noch eine tiefere religiöse Bedeutung, oder erlangte sie wenigstens mit der Zeit: Karl war auch Inhaber der Schlüssel vom Grabe Petri und als solcher Wächter und Schirmherr des Glaubens und der Kirche, die ihm von Gott zum Schutz und zur Leitung übertragen war, eine Vorstellung, die noch durch die angebliche Uebersendung der Symbole der Schutzhoheit über Jerusalem und die heiligen Orte bekräftigt ward (S. 136). Daraus entwickelte sich die mystisch-romantische Idee von einem christlichen Weltregimente, von einem „Gottesreich auf Erden," in welchem der Kaiser von Gott selbst zu seinem Statthalter eingesetzt sei, „damit er alles Volk nach Nationen, Ständen und Rangstufen gesondert und geordnet, den göttlichen Absichten gemäß leite und regiere," von einem „christlich-staatlichen Organismus" in dem germanisch-romanischen Abendlande, in welchem Geistliches und Weltliches sich zu voller Vereinigung durchdringen sollte, und zwar unter dem Kaiser, als dem von Gott eingesetzten Oberhaupte der Christenheit, „wo Jeder an seiner Stelle durch das Gesetz geschirmt, dem Rechte gemäß lebt und in dem Kaiser den letzten Quell aller Ordnung findet." Wenn nach dieser Vorstellung einer christlichen Monarchie „von Gottes Gnaden" Anfangs der Augustus des Abendlandes gleich seinen Vorgängern, den römischen Imperatoren, und den Herrschern von Byzanz, als der einzige Stellvertreter Gottes geehrt ward und

seine Machtfülle sich über Kirche und Staat und über alle Stände und Volksclassen auf gleiche Weise erstreckte, so daß er zugleich die Quelle der geistlichen und weltlichen Gesetzgebung war, daß er die Bischöfe wie die weltlichen Beamten ernannte und über das Kirchengut wie über das Staatsgut verfügte, daß die Kirchenversammlungen gleich den Reichstagen unter seiner Leitung standen und ihre Beschlüsse nur durch seine Bestätigung Gültigkeit erlangten, daß der Papst neben dem „hohenpriesterlichen Kaiser" nur als der Vorsteher der ersten Körperschaft des Reichs erschien, dessen Beiziehung zu gemeinschaftlichem Handeln ein freier Willensact des Augustus war; so wurde diese Vorstellung bei der steigenden Macht des Klerus allmählich dahin umgebildet, daß das Gottesreich in zwei Theile geschieden ward, von welchen der Kaiser das weltliche, der Papst das geistliche Oberhaupt sei. Die Welt gewöhnte sich dann, „den Begriff des Augustus gleichsam zu zertheilen und Kaiser und Papst als die zwei großen Sonnen zu betrachten, von denen Licht und Ordnung durch die sittliche Welt verbreitet werde." So wurde im Laufe der Zeit das westliche Imperium „mit einem kühnen Zuge aus der Sphäre der gemeinen blos politischen Ursachen gerückt und an den göttlichen Willen oder das weltregierende Amt Christi geknüpft, als dessen Ausfluß oder Lehn es gedacht wurde," eine mystisch-hierarchische Vorstellung, welche die Keime welterschütternder Kämpfe in sich barg.

War demnach die Kaiserkrönung zunächst nur ein politischer Act, der dem Frankenkönig die Herrschaft über die Weltstadt Rom, über Italien, über den päpstlichen Stuhl verlieh, so erlangte sie durch die religiös-romantische Geistesrichtung Karls wie durch den Charakter des Zeitalters eine höhere Bedeutung und Weihe. Das Kaiserthum kam nicht als eine neue Würde zu den fränkischen und langobardischen Königskronen; es nahm eine viel umfassendere Stellung ein. An der Schwelle des neuen Jahrhunderts „schlug die Uhr der Zeiten eine der großen Stunden, die das Hinscheiden gewesener Geschlechter und Reiche und das Kommen neuer verkünden." Die Kaiserkrönung wurde als Wiederherstellung des römischen Imperiums aufgefaßt und dadurch die Idee einer Weltherrschaft, einer Universalmonarchie, wie sie mit jenem Reiche verbunden war, auf das christlich-germanische Frankenreich übertragen. Karl fühlte sich als Nachfolger eines Constantin und Theodosius, als der von Gott eingesetzte Gebieter, dem die Oberhoheit über alle christlichen Völker und Reiche des Abendlandes zustehe, mit dem Berufe, seine Macht zur Erhaltung des Weltfriedens anzuwenden, die Ausbreitung des Christenthums bei den noch heidnischen Völkern zu vollenden, die Bekenner des Evangeliums unter fremder Herrschaft zu schirmen, alle Glieder und Stände zur Erfüllung ihrer Aufgabe in der göttlichen Weltordnung anzuhalten, das Gesetz Gottes zur Geltung zu bringen und die Uebelthäter zu strafen.

Die Idee des christlichen Kaiserthums.

Wenn bei der Völkerwanderung weniger der Zweck vorherrschte, das römische Weltreich zu vernichten, als der unbewußte Instinct, in den großen Staats-

verband der gebildeten Völker einzutreten, an seinen geistigen und religiösen Gütern Theil zu nehmen, so kann man die Erneuerung des Kaiserthums als den Abschluß dieser großen Entwickelungsperiode betrachten. Die alte Würde und Majestät Roms, welche die Germanen mit so großer Ehrfurcht und Bewunderung erfüllt hatte, war wieder hergestellt, und die germanischen Franken waren die Träger derselben. „Dieses römische Reich," bemerkt Giesebrecht, „sah die rechtgläubige Christenheit so als eine unmittelbare, ewig feste Ordnung Gottes an und erblickte in dem Kaiser den von Gott selbst gesetzten Oberherrn der Welt, dem keine andere weltliche Gewalt sich zur Seite setzen dürfe. Seine Pflicht und sein Beruf sei es, meinte man, die Christenheit gegen alle ihre Feinde zu schützen und zu wahren, über Ordnung und Frieden aller Orten zu wachen, die Kirche und ihre Diener gegen die Angriffe und Ansprüche der Welt zu vertheidigen, die Wittwen und Waisen, die Unglücklichen und Verfolgten zu schirmen, die Predigt des Evangeliums mit der Macht seines Arms zu unterstützen und ihm Bahn zu brechen bis an das Ende der Welt, auf daß sich so Alles erfülle und Christus der Herr werde der ganzen Welt. Nach dieser Vorstellung von der Gewalt des Kaisers wurden alle Könige, Fürsten und Herren zu Werkzeugen seiner Macht herabgesetzt, alle Christen mußten in dem Gebote des Kaisers den Willen Gottes erkennen und wurden ihm dadurch zu weit größerem Gehorsam und zu weit höherer Achtung verpflichtet, als sonst die weltliche Obrigkeit von ihnen beanspruchen konnte." In diesem Sinne gebot Karl bald nach seiner Rückkehr aus Italien, daß Alle, Geistliche und Weltliche, die ihm früher als König geschworen, nun als „Mannen des Kaisers" einen neuen Eid der Treue von viel umfassenderer Bedeutung leisten sollten, in welchem besonders die Heiligkeit und religiöse Weihe betont war, die nunmehr die Verbindung zwischen dem Kaiser und seinem Volke erhalten habe. „Was das Volk dem Herrscher schuldig war oder sonst nach Recht und Herkommen zu leisten hatte, das erschien nun als die Folge göttlichen Gebots, göttlicher Ordnung." In diesem Sinne ließ er die kirchlichen und weltlichen Gesetze, die in seinen Reichen Geltung hatten, sorgfältig durchsehen und Alles ausmerzen, „was dem göttlichen Gebote zu widersprechen schien." Und wie sehr er selbst von dem Bewußtsein seiner höheren Herrscherpflichten in Folge der neuen Würde durchdrungen war, beweist eine Reihe von Verordnungen, worin er den Reichsbeamten und allen Dienern der Kirche die Wahrung des Rechts und Friedens, die Sorge für kirchliche Ordnung, die Erfüllung christlicher Pflichten und Gebote einschärfte. Sendboten geistlichen und weltlichen Standes wurden nach allen Seiten ausgeschickt, um diesen Verordnungen Nachdruck zu geben, um das ganze Leben mehr und mehr in die Bahn göttlicher Gebote und christlicher Tugend einzuführen. Und in demselben Maße, wie er seine Pflichten gesteigert fühlte, wuchs auch das Bewußtsein seiner höheren Stellung, seiner Würde und Majestät. Wenn er auch mit den Männern seines Vertrauens

Karls neue Stellung.

und mit seiner gelehrten Umgebung in der alten Weise fortlebte, so führte er dagegen im öffentlichen Verkehr höfische Gebräuche und Ehrfurchtsbezeigungen ein, wie sie bisher den Deutschen unbekannt gewesen. Der Zutritt zu der Person des Kaisers wurde erschwert. Bei feierlichen Gelegenheiten erschien er im königlichen Schmuck mit Krone und Scepter. Wer sich ihm nahte, warf sich auf die Erde und berührte mit den Lippen die Füße des Kaisers. Selbst in der Münzprägung läßt sich eine Verschiedenheit nach der Kaiserkrönung erkennen.

So bildete die Kaiserkrönung einen bedeutsamen Act in den Anschauungen des Herrschers, in seiner Stellung zu Kirche und Staat, die er als die große Gemeinschaft zu dem gleichen Zwecke, der Verwirklichung des Gottesreiches auf Erden betrachtete, in dem öffentlichen Leben der Völker, in dem Verhältnisse der Unterthanen zum Oberhaupte. Ein hohes ideales Ziel wurde dadurch der Herrschermacht gesetzt und die Mittel und Wege, die Karl zur Erreichung desselben wählte, zeugen von dem gewaltigen Geiste, von dem sittlichen Ernste, von der Kraft und Weisheit des ersten römischen Kaisers der christlich-germanischen Welt.

„Die Einrichtungen, welche Karl traf, um das große Reich zusammenzuhalten," urtheilt Waitz, „die verschiedenen Völker und Stämme gemeinsam und in gleichartiger Weise zu leiten und ihnen zu gewähren, was Staat und Kirche ihnen zu geben hatten, den Schutz und die Fürsorge für Recht und Frieden zu bethätigen, dem Staat nach außen Macht und Ansehen zu sichern, sie schließen alle an altbegründete Verhältnisse an, die sie weiter bilden, in eigenthümlicher Weise in einander fügen, auch im Einzelnen verändern, aber nicht aufheben und zerstören. Sie zeigen das Streben, in die Mannigfaltigkeit und Regellosigkeit der Zustände eine bestimmte Ordnung zu bringen, die losen Bande des staatlichen Zusammenhangs fester anzuziehen, der Macht des Herrschers neue Stützen zu geben; aber diese Macht, so groß und durchgreifend sie sein mochte, ging nicht darauf aus, den Willen und die Willkür des Einzelnen zum Gesetz für die Gesammtheit zu machen, sie bewegte sich innerhalb bestimmter Schranken; sie handelte, eben weil sie eine germanische war und blieb, nur in Gemeinschaft mit andern berechtigten Gewalten; sie unterdrückte nicht die Freiheit des Volks, sondern ließ ihr Raum der Bewegung in den einzelnen Kreisen und Gemeinden, über die sie gewissermaßen nur das weite Dach einer allgemeinen Reichsregierung zu breiten suchte; sie hatte, weil sie zugleich eine christliche sein wollte und sich auf das engste mit der Kirche verband, das Heil des Volks, die Erfüllung nicht blos seiner sittlichen, auch seiner religiösen Lebensaufgaben im Auge und suchte beide nach dem Maß der jener Zeit gegebenen Einsicht zu lösen."

f) Die Zustände im Innern des Reichs.

1. Rechtspflege, Kriegswesen und Verwaltung.

„So mächtig und folgenreich Karls Kriegsthaten sind, so strahlt doch sein Ruhm als Gesetzgeber bei weitem heller durch die Geschichte der Menschheit." Bei dem hohen Werthe, den der neue Augustus auf die Idee eines „Gottesreiches auf Erden" legte, in dem alle Glieder zu einer kirchlichen und staatlichen

Nationale Verschiedenheiten und Rechte im Frankenreich.

Gemeinschaft unter einem obersten Lenker und Regierer verbunden sein sollten, hätte man erwarten sollen, daß ein Gedanke, wie er unter seinem Nachfolger auftauchte: Alle Nationen und Stämme unter einem gemeinsamen Recht zusammen zu fassen, „dieweil Alle in Einem Glauben vereinigt, dem Einen Gesetz Christi unterworfen, Einen Leib ausmachten,“ seinen vollen Beifall hätte finden müssen, daß er getrachtet haben würde, alle Unterthanen wie in der Einheit des Glaubens und der kirchlichen Institutionen, so auch unter einer gemeinsamen weltlichen Gesetzgebung zu vereinigen und somit das ganze Staatsgebäude unter ein weites schirmendes Dach zu stellen; allein einem solchen Gedanken widerstrebte sein praktischer Sinn, seine Gerechtigkeitsliebe und seine Achtung vor der Eigennatur der Völker und Menschen. Das fränkische Kaiserreich, wie es unter seiner langen thatkräftigen Regierung zur Vollendung kam, glich einem weiten Garten, in dem unbeschadet der Harmonie des Ganzen die verschiedenartigsten Pflanzen und Blüthen mit sorgsamer Hand gepflegt und zu ihrer naturwüchsigen Entfaltung gebracht wurden. War auch das germanische Element und der fränkische Staatsorganismus vorherrschend und bildete die große und feste Unterlage, auf der das gewaltige Reichsgebäude ruhte; so blieben doch auch die übrigen Volkstheile im ungestörten Besitze ihres eigenartigen Lebens, ihrer Gesetze und Einrichtungen, ihrer Sitten und Rechtsgewohnheiten, die sie als theuern Schatz aus der Vorzeit gerettet; ja Karl trug Sorge, daß sie aufgezeichnet und dadurch um so sicherer vom Untergang bewahrt wurden. Die Aenderungen, die in dem Staatsleben vorgenommen wurden, griffen nicht das innere Wesen an, gingen nicht weiter als nöthig war, die fremden Bestandtheile dem großen Ganzen äußerlich einzufügen und den allgemeinen Zwecken der Wohlfahrt des Gesammtstaats dienstbar zu machen.

Das Frankenreich umfaßte alle Länder und Völker von den Küsten der Nord- und Ostsee bis zur Adria, zur Tiber und zum Ebro, vom atlantischen Meere bis an die Raab und tief in Pannonien hinein. In diesem unermeßlichen Reichskörper waren an dem äußeren Rande Volksreste gelagert, die nur in einer losen Verbindung mit dem Kaiserthum standen: die Bretonen in dem Küstenlande des Westens, die Aquitanier und Basken am pyrenäischen Gebirgswall, die Avaren im Donaugebiete, slavische Volksstämme in den Thälern der Ostalpen, die Abodriten und einzelne wendische Stämme im Osten der Niederelbe; ja selbst mohammedanische Häuptlinge im Süden der Pyrenäen erkannten die Oberhoheit des Frankenkaisers an und die christlichen Könige Asturiens suchten seinen Schutz. Bei allen diesen Völkerschaften begnügte sich Karl mit einem Tribut, mit einigen äußerlichen Zeichen der Huldigung und Anerkennung, mit der Einsetzung oder Bestätigung ihrer Volkshäupter, der Macht der Cultur und dem Einflusse der Zeit die weitere Eroberung und Unterwerfung überlassend. Aber auch selbst in dem großen übrigen Raum, dem sein Scepter gebot, lebten Völker mannichfacher Art und Herkunft neben einander,

verschieden an Culturentwickelung und Sprache, Rechtsgewohnheiten und Sitten. Waren auch die germanischen und romanischen Volkselemente in Gallien und Burgundien allmählich zu einer gemeinsamen Nationalität zusammengewachsen; so bewahrten die Reste der Gothen in dem erst seit einem Menschenalter unterworfenen Septimanien, die Helvetier in den abgeschlossenen Alpenthälern noch gar manche Eigenthümlichkeiten; und die germanischen Stämme der Allemannen, der Baiern, der Sachsen, der Friesen hatten unter der neuen Herrschaft noch nicht die alten Zeiten vergessen, noch nicht die Liebe und Pietät für die Einrichtungen und Lebensweise der Väter abgelegt. Und mit welcher Kraft und Zähigkeit wurden in Italien, von Langobarden, Römern und Griechen die nationalen Bildungsformen und Lebensgewohnheiten, die noch überdies den Vorzug überlegener Culturentwickelung vor den fränkischen Siegern voraus hatten, festgehalten und bewahrt! Es wäre ein ewiger Völkerkrieg, ein Ringen auf Leben und Tod geworden, hätte Karl alle diese verschiedenartigen Elemente und Nationalitäten in eine weite Universalmonarchie mit gleichen Rechtsformen, mit einerlei Regierungsweise, mit einem uniformen Verwaltungssystem einzwingen wollen. Ein derartiges Ziel hätte sich nur durch die Vernichtung aller edlen Lebenskeime erreichen lassen.

Von einem solchen Streben war Karl weit entfernt. Vielmehr gab er dem alten Grundsatze, „daß Jeder nach seinem eigenen Rechte leben und gerichtet werden solle," und daß berechtigten Gewalten ein Antheil an den öffentlichen Angelegenheiten gebühre, volle Geltung. Nicht nur, daß er bei den älteren Bestandtheilen des Frankenreichs den überlieferten Rechtsinstituten ihre gesetzliche Kraft wahrte; er ließ auch bei den seiner Herrschaft unterworfenen deutschen Völkern, mochten sie schon länger dem Frankenreiche angehören, wie die Allemannen, Ostfranken und Friesen, oder erst durch ihn demselben eingefügt worden sein, wie die Sachsen, Baiern, Langobarden, ihre gewohnten Volksgesetze und Gerichtsformen bestehen; er achtete in den Gebietstheilen Italiens, die er und sein Vater dem byzantischen Reich entrissen, das römische Recht, vor dem er, wie vor Allem, was aus dem Imperatorenreiche in seine Zeit hineinragte, stets die größte Ehrfurcht bezeigte; er gestattete einzelnen Städten und Landschaften und selbst den Juden den Fortbesitz ihrer überkommenen Rechtsgebräuche; er gab sogar in Italien Einzelnen die Freiheit, zu wählen, nach welchem Rechte sie leben wollten; er duldete, daß die Kirche allmählich aus Concilien- und Synodalbeschlüssen, aus päpstlichen und bischöflichen Entscheidungen sich ein eigenes Gesetzbuch zusammenstellte, und als „kanonisches Recht" den allgemeinen Reichsgesetzen an die Seite stellte. Zugleich suchte er durch Anordnung regelmäßiger Versammlungen in den Grafschaften und durch Uebertragung gewisser legislativer Befugnisse an dieselben, die Gemeindefreiheit in den germanischen Theilen seines Reichs zu befestigen, und in den romanischen, wo sie fast erstorben war, neu zu beleben.

Reichs- und Particularrecht.

Aber wie sehr auch die Achtung des Kaisers für die nationale Rechtsentwickelung anerkannt zu werden verdient, so soll doch nicht geleugnet werden, daß nicht mancherlei Eingriffe in das Rechtsleben der Völker stattgefunden hätten: es soll nicht geleugnet werden, daß nicht sowohl bei der Aufzeichnung volksthümlicher Rechtsgewohnheiten unter den weniger cultivirten Völkerschaften, als bei den Revisionen älterer Gesetzessammlungen manche Veränderungen vorgenommen, Manches weggefallen, Manches zugesetzt worden sei; es soll nicht geleugnet werden, daß nicht bei allen legislatorischen Arbeiten das Streben obgewaltet habe, wo es ohne Gefahr und Verletzung geschehen konnte, eine gewisse Uebereinstimmung in einzelnen Gesetzen und Rechtsordnungen herbeizuführen und so ein Verfahren anzubahnen, das mit der Zeit zu einem allgemeinen Reichsgesetzbuche, zu einer „Uniformirung der Volksrechte" führen mußte; es soll nicht geleugnet werden, daß nicht die mit dem Namen „Capitularien" bezeichneten königlichen Verordnungen, die Karl bald eigenmächtig, bald mit Zustimmung der geistlichen und weltlichen Großen auf den Reichsversammlungen erlassen und die als „Königsrecht" für das gesammte Reich Geltung hatten, die Bedeutung der einzelnen Volksrechte beeinträchtigt und diese mehr in den Hintergrund gedrängt, in Vergessenheit gebracht hätten. Allein unter Karls Regierung waren die Abänderungen, waren die Zusätze und Ausscheidungen, waren die königlichen Verfügungen nicht so eingreifend, daß die Einzelrechte durch eine „centrale Reichslegation" wären überwuchert worden, daß „die freie Verbindung der Menschen zu einer auf Recht und Ordnung gestützten Gesellschaft, deren Mitglieder mit vereinigten Kräften, mit der in jedem Gliede lebenden Vernunft, aus der nationalen Anschauungsweise, aus den Bedürfnissen und Gewohnheiten des volksthümlichen Lebens hervor, die Grundlage ihrer Vereinigung feststellen und dieselbe nach den Veränderungen der Zeit und Lebensweise ebenso umgestalten," daß diese freie gesetzgeberische Thätigkeit niedergedrückt worden wäre und einer „künstlichen Staatsanstalt" hätte weichen müssen. Die königlichen Verordnungen, aus denen sich allmählich ein „Königsrecht" aufbaute, waren, so sehr sie sich auch über alle Verhältnisse erstreckten und bald die großen Anliegen der Gesammtheit regelten, bald zu localen und persönlichen Zuständen herabstiegen, nicht von so eingreifender Beschaffenheit, nicht von so systematischer Planmäßigkeit, daß sie die Volksrechte beeinträchtigt hätten; ja sie setzten, da sie meistens Verfügungen administrativer und polizeilicher Art enthielten: Maßregeln zur Aufrechthaltung von Recht und Ordnung, Vorschriften für die Sicherheit und Wohlfahrt der Staatsangehörigen, Verordnungen über Wahrung des Landfriedens, über Handel und Marktverkehr u. dgl. m., in der Regel die Kenntniß der Gesetzes- und Strafbestimmungen der besonderen Landesrechte voraus. Zudem beruhten Karls Capitularien, trotz der lateinischen Sprache, in der sie abgefaßt sind, auf deutscher Grundlage, so daß in denselben weniger von einer Verdrängung als von einem Zusammen-

fassen germanischer Rechtsbestimmungen die Rede sein kann. Denn keinen Urtrieb germanischen Wesens, bemerkt Giesebrecht, hat Karl verkommen lassen, jeden aber in Zucht genommen, veredelt, an die rechte Stelle gebracht und so fähig gemacht, herrlichere Blüthen und nützlichere Frucht zu zeitigen, als zuvor. „Aus deutschem Geiste, der nicht schaffen und treiben kann, wo nicht freie Entwickelung dem Besonderen gegeben ist, mußte die politische Schöpfung Karls hervorgehen, wenn sie unter Völkern, die entweder durch und durch deutsch oder doch von germanischen Lebenselementen im Innersten umgewandelt waren, irgend welchen Bestand gewinnen sollte; sie mußte überdies an das Altherkömmliche sich eng anschließen und mehr durch persönliche Einwirkung, als durch einen todten Mechanismus die Kräfte des Staats regeln, sammeln und leiten.“ — Was aber vor Allem die Rechtsinstitute der verschiedenen Völker vor dem Aufgehen in ein centrales Reichsrecht schützte, war die Schwäche und Unfähigkeit der Nachfolger des großen Karl, welche die Idee einer Universalmonarchie weder zu fassen noch durchzuführen vermochten. Dynastien pflegen überhaupt ihre ganze Triebkraft in wenigen Häuptern zu concentriren, indeß die übrigen Schößlinge bald erschlaffen und abwelken. Diese Erfahrung erhält durch das Karolingische Herrscherhaus ihre Bestätigung. Die treibende Kraft, die sich durch vier Generationen in zunehmender Steigerung gezeigt und in Karl ihren Höhepunkt erreicht hat, schwand unter seinen Nachkommen dahin, so daß die legislatorische Thätigkeit mehr und mehr erlahmte, bis zuletzt jede Reichsgesetzgebung fast gänzlich verstummte. Unter diesen Umständen wurden nicht nur die Particularrechte erhalten und weiter ausgebildet; die Verschiedenheit der Landrechte und Landesgewohnheiten steigerte sich in solchem Grade, daß sie zu einer unübersehbaren Masse heranwuchsen und durch diese Ueberwucherung mehr Schaden nahmen als durch die Einwirkung des karolingischen Königsrechts.

Beseitigung der Volksherzoge.

Wenn demnach Karl das eigenartige Rechtsleben der einzelnen Volksstämme weder knickte noch störte, sondern in sichere Bahnen leitete, daß es sich naturgemäß entwickeln konnte; so war er dagegen bedacht in dem äußeren Staatsorganismus eine gewisse Uebereinstimmung und Gleichförmigkeit zu begründen und die monarchische Reichsgewalt zu heben und zu befestigen. Die Würde der Volks-Herzoge wurde durchgängig beseitigt. Wie unter Pippin Allemannien seinen eigenen Landesfürsten verlor und durch fränkische Grafen oder „Kammerboten“ regiert ward; so verschwanden unter Karl in Baiern, Sachsen und Franken die Stamm-Herzöge und mit ihnen ein großer Theil der alten Volksfreiheit. Mochten auch noch einzelne zinspflichtige Oberhäupter bei den Bretonen und Basken, bei Avaren und Slaven mitunter den alten Titel von Herzögen führen, mögen auch die langobardischen Grafen noch hie und da mit dem alten Volksnamen belegt worden sein, so hatte diese Bezeichnung unter Karl eine ganz andere Bedeutung. Die langobardischen Kreisvorsteher

standen in demselben Verhältniß der Unterordnung, wie die fränkischen Grafen, mit alleiniger Ausnahme der Herzöge von Benevent und Spoleto, die, wie wir gesehen haben, eine Ausnahmsstellung zu behaupten wußten; und was die fremden Volksstämme betrifft, die unter eigenen Volkshäuptern an den Reichsgrenzen ein gesondertes Leben in alter Weise fortführten, so war Karl nicht gewillt, sie als gleichberechtigte Glieder in das fränkische Staatswesen einzufügen. Er ließ sich mit einem Tribut und mit der Stellung von Hülfstruppen genügen, ohne in ihr inneres Staatsleben einzugreifen. Daß er im Langobardenreiche und in Aquitanien zwei seiner Söhne als „Könige" einsetzte, scheint in ihrer Stellung zum Reichsganzen keine oder nur geringfügige Ausnahmen bewirkt zu haben. Die waffenfähigen Mannschaften waren gleich den Franken zum Heerdienst verpflichtet und besuchten daher auch die Maifelder. Die königlichen Söhne mußten in allen wichtigen Anliegen dem kaiserlichen Vater gehorsam und seiner Befehle gewärtig sein.

Die Gebietstheilungen u. ihre Vorsteher.

Die alten Volksherzoge fanden somit im Frankenreiche keine Stätte mehr. Ihre Herrschgebiete wurden in größere oder kleinere Bezirke zertheilt, bei deren Begrenzung sich Karl so viel als möglich an ältere bestehende Verhältnisse, an die natürlichen oder historisch gewordenen Landestheilungen hielt. In diesen Bezirken, die gewöhnlich den Namen „Gaue" führten, ernannte er lebenslängliche Vorsteher, Grafen und Markgrafen genannt, bald aus Eingebornen, auf deren Treue er sich verlassen konnte, bald aus fränkischen Geschlechtern. Daß er bei der Anstellung dieser Vorsteher auf Herkunft und Stand Rücksicht genommen, war natürlich; besonders wo Eingeborne als Grafen eingesetzt wurden, wählte er sie in der Regel aus den reichen Gutsbesitzern, um sie der Frankenherrschaft geneigt zu machen. Doch hielt sich Karl die Hand frei: es wird gemeldet, er habe auch niedrig gebornen Männern, ja sogar Freigelassenen aus seinen Besitzungen, wichtige Grafenämter übertragen und ihnen bestimmte Einkünfte und Beneficien zugetheilt; und während unter den Merovingern die hohen Aemter häufig vom Vater auf den Sohn übergingen und somit als das Erbgut gewisser Familien angesehen wurden, die dadurch zu großer Macht und Selbständigkeit gelangten, sowohl zum Nachtheil der monarchischen Gewalt als der unabhängigen Stellung der Gemeinfreien in den Provinzen, ließ Karl einen größeren Wechsel eintreten, damit die Oberhäupter der Landschaften nie vergäßen, daß sie in des Königs Dienst und Amt ständen. Nur in den entfernteren Gebietstheilen, wo mit dem Grafenamt auch zugleich die Hut und Vertheidigung des Landes wider die Feinde verbunden war, wurde mehr Rücksicht auf Geburt und militärische Begabung genommen, und wo nicht Verrath, Abfall oder andere Verbrechen eine Absetzung nöthig machten oder rechtfertigten, der Wandel in der Vorsteherschaft möglichst vermieden, so daß nicht selten dieselbe Würde mehrere Generationen hindurch von Vater auf

Sohn überging und sich somit eine fürstliche Beamtenaristokratie mit den Ansprüchen der Erbfolge bildete.

Am meisten trat dieser Fall bei den „Markgrafen" ein, die überhaupt eine höhere Stellung und einen umfassenderen Wirkungskreis hatten. An den Grenzen nämlich wurden von Karl die dem Feinde entrissenen Gebietstheile, deren Besitz noch nicht als völlig gesichert angesehen werden konnte, nicht in den Reichsverband aufgenommen, sondern als „Marken" unter gesonderte Verwaltung gestellt. Die Vorsteher dieser dem eigentlichen Reichsboden gleichsam zur Vorhut dienenden Grenzländer führten den Namen „Markgrafen." Ihre Hauptaufgabe war, „die mannichfachen Beziehungen zu den Nachbarn, wie sie wechselnd bald feindlich bald friedlich sich geltend machten, wahrzunehmen, vor Allem den Schutz der Grenze zu sichern, die für denselben bestimmte Mannschaft zu befehligen, im Nothfall ein weiteres Aufgebot zu veranstalten." Unter Karl und seinen nächsten Nachfolgern werden als solche Grenzgaue neben der „bretonischen Mark" aufgeführt: im Süden die hispanische und friaulische Mark; im Osten die avarische oder pannonische und die serbische, im Norden die sächsische (nordalbingische) oder dänische Mark. Gleich „Schutzwehren und Dämmen, die eine sorgsam bestellte Flur vor dem Andringen wilder Gewässer bewahren," umschlossen diese von starken Festungen und Besatzungstruppen wohl vertheidigten Marken das weite Reich, und streitbare Feldherren mit fränkischen Vassallen und abgehärteten Wehrmannen hielten die feindlichen Nachbarn von verheerenden Einfällen zurück. a) Markgrafen.

Die „Grafengebiete" waren von kleinerem Umfang und fielen bald mit den bestehenden oder neu geschaffenen Gaubegrenzungen zusammen, bald umfaßte ein Gau mehrere Grafschaften. Gewöhnlich wird wohl jede Grafschaft ihren eigenen Vorsteher oder Comes gehabt haben, bisweilen waren mehrere in Einer Hand vereinigt. Wo wie in den ehemals römischen Provinzen größere Städte bestanden, bildeten diese den Sitz und Mittelpunkt der Grafschaften, die demnach mit den „Civitates" oder Stadtgebieten gleichbedeutend waren, in andern Ländern wurde ein Hof mit gewissen Gütern und Einkünften zum Grafensitz bestimmt. Als Stellvertreter des Königs übten die Grafen große Machtbefugnisse: „Sie leiteten in ihren Gauen das Heer und das Rechtswesen, sowie die Verwaltung der königlichen Güter (sofern nicht für diese besondere „Amtmänner" eingesetzt waren); als höchste Beamte durften sie bei denselben Strafen, wie der König selbst, gebieten; sie hatten also den Königsbann und Blutbann, d. h. alle wichtigeren Straffälle, die an Leben und Freiheit gingen, und die Entscheidung über das Eigen (den freien Grundbesitz) gehörte vor ihr Gericht." Bei Gerichtsgefällen, Strafgeldern, Confiscationen hatten sie die Rechte des Fiscus zu wahren, auch die Münzstätten zu beaufsichtigen. Bei gerichtlichen Entscheidungen bezogen sie den dritten Theil des „Friedensgeldes." Die alte Landeseintheilung in „Hunderte" (Centenen), die in der karolingischen Zeit b) Grafen u. Centenare.

bestimmter hervortritt, diente zur Erleichterung und Beschleunigung der Rechtspflege, indem alle Rechtsfälle von geringerer Bedeutung vor die Gerichtsbarkeit der „Centgrafen" gebracht wurden, jener vom Gaugrafen mit Zuziehung des Volkes gewählten Vorsteher kleinerer Landestheile, Centenare oder Vicarien, in Gallien auch „Vicegrafen" genannt.

o) Bischöfe und Archidiakone. Den Grafen entsprachen auf kirchlichem Gebiete die Bischöfe, welche Karl mit gleicher kaiserlicher Machtvollkommenheit in ihre Sprengel und Functionen einstellte, wie die weltlichen Gauvorsteher; und da er hier weniger auf Geburt als auf Würdigkeit und Gelehrsamkeit zu sehen brauchte, so gewann er in ihnen besonders ergebene Werkzeuge. Daher widmete er auch den Dienern der Kirche die größte Sorgfalt; nicht nur daß er beflissen war, die Bisthümer allenthalben würdig zu besetzen, daß er, wie bemerkt, die Kirchenversammlungen auf gleichem Fuße mit den Reichsversammlungen leitete und ihren Beschlüssen erst durch seine Genehmigung Gesetzeskraft ertheilte; er hielt den Klerus zu einem religiösen Leben an; er schärfte der Klostergeistlichkeit ein, sich strenge an die Regel des heiligen Benedict zu halten; er beförderte bei der Domgeistlichkeit die kanonische Lebensweise nach Chrodegangs Vorschriften; er schaltete über die Kirchenämter und Kirchengesetze in voller Machtfülle, so daß er als „hohepriesterlicher Kaiser" Staat und Kirche in gleicher Weise nach seinem starken Willen lenkte. Um die kanonische Ordnung rascher ins Leben einzuführen, befestigte er die Bisthümer durch strenge Durchführung des Metropolitanverbandes, indem er die Erzstifte Mainz, Köln, Trier und Salzburg mit würdigen Männern besetzte und ihnen, nachdem sie vom Papste das Pallium empfangen, sowohl die ältern Bisthümer in Austrasien und Niederland als die neugegründeten in Sachsen und andern deutschen Ländern unterordnete, wobei kaum irgendwo, einzelne Fälle in Italien abgerechnet, von einer freien Wahl durch die Geistlichen die Rede ist. Die Ertheilung des Palliums erfolgte nach dem Willen des fränkischen Kaisers. Erst unter Ludwig dem Frommen wurde bestimmt, daß die Wahl der Bischöfe frei durch Klerus und Volk geschehen solle. Doch wurde auch hier noch die königliche Bestätigung vorbehalten. Und wie die Grafen so konnten auch die Bischöfe wegen Treubruch und anderer Verbrechen oder Vergehen ihrer Aemter entsetzt werden.

Ueberhaupt geht aus allen Verfügungen hervor, daß Karl in dem einträchtigen Zusammenwirken weltlicher und geistlicher Würdenträger unter seiner obersten Leitung die sicherste Bürgschaft für die Erreichung seiner Herrscherziele, die Begründung eines christlich-sittlichen Gottesstaates erblickte. Darum war er stets bemüht, beide in die innigste Verbindung zu setzen und ihnen die gleichen Befugnisse und Geschäftskreise, wenigstens auf dem Gebiete des Friedens und Rechts zuzuweisen. Auch die Aebte oder Klostervorsteher wurden von dem Kaiser eingesetzt, wobei noch häufiger als bei den Bisthümern persönliche Rücksichten obwalteten. Der größere Ansatz des Wehrgeldes bei Verbrechen gegen

die Geistlichen beweist ferner, wie die Diener der Kirche besonders geehrt und geschützt wurden. Und wie der Centenar dem Gaugrafen als Gehülfe bei der Rechtspflege untergeordnet war, so dem Bischof der Archidiakonus. Doch war im Allgemeinen der Wirkungskreis eines Bischofs ausgedehnter, als der eines Grafen; ein Bisthum umfaßte oft mehrere Gaue oder Grafschaften und bei ihrer Eintheilung und Abgrenzung hielt man sich weniger an bestehende Abtheilungen des Volkes und Landes als bei den weltlichen Organisationen. Die Bischöfe leiteten Kirche, Schule und Sittenzucht; durch die Einrichtung von „Sendgerichten," wo Vergehen gegen Sitte und Religion gebüßt, Abfall vom Christenthum, Anwendung heidnischer Gebräuche, Uebertretung kanonischer Vorschriften untersucht und bestraft wurden, waren selbst Grafen der geistlichen Aufsicht unterworfen.

„Von Ort zu Ort alljährlich umherziehend, hegte der Bischof oder sein Archidiakonus das Gericht, erwählte ehrbare Männer aus der Gemeinde sprachen als Geschworne über die Schuld. Dieser Inquisitionsproceß bezog sich nächst den kirchlichen auf die meisten weltlichen Vergehen und bildete gegen die Leichtigkeit, jedes Vergehen an Leib und Leben durch die gesetzliche Geldbuße zu sühnen, wie den einfachen Verhältnissen der Vorzeit angemessen war, eine wichtige Ergänzung. Die Buße bestand in Fasten, Geißelung, Eheverbot und Gefängniß, bei schweren Verbrechen hart und lebenslänglich. Nur für geheime, in der Beichte freiwillig bekannte Sünden wurde der Volkssitte nachgelassen, sie mit Geld zu büßen. Das Geld fiel an die Armen."

Um die in den Grafen und Bischöfen repräsentirten kirchlichen und bürgerlichen Gewalten zu einträchtigem Handeln zu führen und über die treue Pflichterfüllung beider zu wachen, bildete Karl das ältere Institut der „Missi Dominici," welches die „Vereinigung kirchlicher und staatlicher Gewalt und Ordnung" darstellen sollte, weiter aus. Diese „Königsboten" oder „Sendboten," angesehene Männer, die durch längeren Aufenthalt am Hofe mit Karls Ansichten und Absichten vertraut waren, reisten, ohne ein bestimmtes Amt zu bekleiden, im Auftrage und als Stellvertreter des Königs bald in diese bald in jene Provinz, wo sie das Verhalten der Beamten geistlichen wie weltlichen Standes prüften, die königlichen Einkünfte schätzten und sammelten, die Anliegen der Kirche und der Klöster in Betracht zogen, den Heerbann ordneten und für Handhabung des Rechts, theils eigenmächtig, theils im Einvernehmen mit den Grafen und Bischöfen Sorge trugen. Zugleich sollten sie Allen ein Muster und Vorbild sein, was sie nach dem Befehle des Königs auftrugen, sollten sie vor Allem selbst beobachten und thun. „Sie sollten zusehen und sorgen, daß Alle nach dem Befehle Gottes gerecht leben, überall strenge Gerechtigkeit gehandhabt werde, den Kirchen, Armen, Wittwen und Waisen und allem Volk kein Unrecht geschehe, jeder in seinem Stand und Vorhaben beharre, Kanoniker und Nonnen, Geistliche und Weltliche, alle unter sich in Frieden und Liebe stehen; wo Jemand über Unrecht klagt, haben sie mit den Grafen der Provinz zusammen Abhülfe zu schaffen, wo sich solches nicht erreichen läßt, die Sache an den

Die Missi oder „Königsboten."

Kaiser zu bringen." Mit besonderem Eifer pflegte Karl diese wechselnde Aufsichtsbehörde seit seiner Kaiserkrönung. In der Aussendung solcher Königsboten sah er das zweckmäßigste Mittel für die Durchführung seiner allgemeinen Pläne und Herrschergedanken. Um ihr Ansehen zu erhöhen, wurde ihnen das dreifache Wehrgeld der übrigen höheren Beamten beigelegt; und um in den ganzen Geschäftsgang Ordnung zu bringen, wurde das Reich in „Sendbotendistricte" (Missatica) getheilt, die jährlich von mehreren, wenigstens von einem geistlichen und einem weltlichen „Gewaltboten" besucht wurden. „Alles was in der Regierung des Reichs," so faßt Waitz die Befugnisse der Missi zusammen, „eine besondere Bedeutung hatte und Karl persönlich am Herzen lag, Staatliches und Kirchliches, namentlich die Beobachtung von Ordnung und Zucht, rechte Handhabung der Gerichtsgewalt*), Durchführung der Heergewalt, dann auch Sicherung und Bewahrung alles dessen, was zum Besitz und Einkommen des Kaisers gehörte, fiel in den Bereich ihrer Thätigkeit; überall erscheinen sie als die Organe, deren jener sich bedient, um seine Gewalt und seinen Willen zur Geltung, seine Obliegenheiten und Pflichten zur Ausführung zu bringen." Ihr Unterhalt mußte von dem Lande bestritten werden. Durch dieses Institut der Königsboten befestigte Karl das monarchische Regiment und stellte das ganze Reich in allen wichtigen Lebensthätigkeiten unter eine wechselnde und lebendige Aufsicht.

Beneficialwesen und Vassallität. Die monarchische Gewalt Karls des Großen ruhte vorzugsweise auf dem Beneficial- oder Lehnswesen, das in seiner Erweiterung und Ausbildung durch die Karolinger die Seele des fränkischen Staatslebens, die Grundlage in Rechtspflege, Verwaltung und Heereinrichtung wurde, das als geheimnißvolles Band alle öffentlichen Lebensäußerungen durchdrang und umschlang, das alle Glieder des Reichs, geistliche wie weltliche, in ein Verhältniß der Gebundenheit und Abhängigkeit setzte, sei es durch Unterordnung oder durch freiwillige Vereinbarung oder durch Pietät. Wir haben schon im vierten Band dieses Werkes (S. 702 ff.) die Keime und ersten Anfänge dieser wichtigen Institution kennen gelernt, die von geringen Wurzeln aus zu einer Macht emporwuchs, „daß sie Jahrhunderte lang das Staatsleben fast vollständig beherrschte, auf die socialen Verhältnisse den größten Einfluß übte, zu einer umfassenden Rechtsbildung führte." Wir haben gesehen, wie die Verleihung von Land zum Nießbrauch zunächst von den fränkischen Kriegsherren angewendet wurde, um diejenigen ihrer bisherigen Geleitsmannen, die durch Geburt oder

*) Die gerichtliche Thätigkeit war stets die Hauptaufgabe der Königsboten. In einem Gesetz Ludwigs des Frommen heißt es: „Und alles Volk wisse, daß sie zu dem Ende eingesetzt sind, damit, wer durch Nachlässigkeit, Sorglosigkeit oder Verhinderung des Grafen sein Recht nicht hat erhalten können, zunächst bei ihnen seine Klage vorbringe und mit ihrer Hülfe Recht erhalte."

Verdienst hervorragten, sich näher zu verbinden. Dieses Verfahren, das die Hausmeier besonders in Anwendung brachten, um die Zahl ihrer Anhänger zu mehren, nahm im Laufe der Zeit größere Dimensionen an, indem das germanische Gefolgswesen mit römischen oder gallischen (keltischen) Institutionen vermischt ward und die „Königsgemeinde“ der Leudes und Antrustiones sich zu einem Verhältniß erweiterte, in welchem die Verleihung von Beneficien zur Schließung persönlicher Treugelöbnisse führte, die dann mit den Jahren immer umfassender und vielseitiger sich gestalteten. Hatten die Volkshäupter Anfangs nur das Krongut, die dem Fiscus zugehörigen Landbesitzungen an ihre „Getreuen“ verliehen, so griffen die kräftigen Herrscher des Arnulfischen Geschlechtes, nachdem das Königsgut bereits erschöpft, das zum großen Theil aus ähnlichen Verleihungen entstandene Kirchenvermögen an, um die befreundeten Großen theils mit ganzen Stiftern, theils mit einzelnen kirchlichen Beneficien für geleistete Dienste zu belohnen oder sich ihren Beistand und guten Willen dadurch zu erwerben. Denn mochten auch Pippin und Karlmann bestimmen, daß die Inhaber dieser zugewandten Güter das Eigenthumsrecht der Kirche durch eine Abgabe oder Dienstleistung anerkannten, so war doch, besonders unter Karl dem Großen, die Verpflichtung zur Heeresfolge und die Treue und Ergebenheit gegen den Geber die Hauptabsicht und Bedingung der Verleihung. Diese wurde aber erst vollkommen erreicht, indem zu dem Beneficialverband noch ein neues Verhältniß persönlicher Art hinzutrat — die Commendation und Vassallität, die den Geber und Empfänger durch das Band der Pietät verknüpfte, beide in ein Schutz- und Treu-Verhältniß setzte. Dieser neue Nexus überschritt aber bald die Schranken der Beneficialverleihungen, indem er auch unter anderweitigen Bedingungen und Verpflichtungen eingegangen ward, aber stets vorzugsweise die Heeresfolge in sich schloß, und dehnte sich bald vom König auf alle übrigen Stände, geistliche wie weltliche aus, selbst Hörige und persönlich Unfreie nicht ausgeschlossen. Nach dem Vorgange der Könige nämlich fing auch die Kirche, fingen auch die weltlichen Großen an aus ihren freien Besitzungen, ja selbst aus ihren Lehnsgütern Beneficien auszuscheiden und sich Vassallen zu gewinnen. Dadurch entstand der Begriff von Afterlehn (subfeudum), wobei der Vassall selbst wieder als Lehnsherr gegen seine Untervassallen auftrat. Und da dieses Verhältniß keine Minderung der persönlichen Freiheit mit sich brachte, vielmehr durch dasselbe mancherlei Vortheile und ein Theil der Ehre und des Ansehens des „Herrn“ oder „Seniors“ auf den Vassallen oder „Diener“ übergingen, so wurden dadurch viele Freie veranlaßt, ihr Eigenthum an den König, an die Kirche, oder an irgend einen Großen und Mächtigen zu übertragen und dann dasselbe als Beneficium gegen Leistung der Vassallenpflichten zurückzuempfangen. Solche „aufgetragene Beneficien“ (beneficia oblata) führten, wenn sie von der Kirche ausgingen, den Namen „Precarien.“ In diesen Fällen schenkte der Eigenthümer sein Gut

der Kirche, um es von derselben gegen eine geringe Leistung oder Abgabe, gewöhnlich jedoch ohne Vassallität, zum Nießbrauch zurückzuerhalten. Anfangs wurden alle Beneficien nur zur Nutznießung auf Lebenszeit verliehen, ohne Eigenthumsansprüche von Seiten des Empfängers und ohne Erblichkeit. Bei jedem Personenwechsel wurde eine neue Bestätigung oder Anerkennung des Beneficiums und eine neue Handlung der Commendation und des Treueids zur Vassallität als erforderlich angesehen. Erst als die monarchische Gewalt in Schwäche verfiel, wurde der erbliche Uebergang von Vater auf Sohn oder andere Verwandten zur Regel.

Folgen des Vassallitätsverbandes.

Der Vassallitäts-Verband wurde in den Händen der Karolinger ein Mittel, die territorialen Gewalten, die unter den schwachen Merovingern zu hoher Macht und Selbständigkeit gediehen waren, dem Königthum wieder zu unterwerfen und dienstbar zu machen. Wir haben gesehen, wie Pippin die Herzöge von Baiern und Aquitanien in ein solches Verhältniß gebracht, wie sein Sohn Karl diese Institution benutzte, um die Grenzfürsten auf allen Seiten des Reichs in den Pyrenäen und im Norden und Osten der Elbe, an der Küste des atlantischen Oceans und an der Theiß und Niederdonau mit den Banden der gelobten Treue und ritterlichen Ehre in ein Schutz- und Dienstverhältniß zu setzen und zur Beobachtung des Landfriedens und zur Anerkennung der Hoheitsrechte der fränkischen Herrscher zu verpflichten. Aehnliches geschah in der Folge bei den normannischen Herzögen. Noch wirksamer zeigte sich der Beneficial- und Vassallitäsverband gegenüber den heimischen Großen, die unter der schwachen Herrschaft der „faulen Könige" ihre Machtstellung bedeutend erweitert, große Länderstrecken an sich gerissen, die Zahl ihrer Untergebenen und Vassallen vermehrt hatten. Gleich unabhängigen Volkshäuptern herrschten diese Magnaten auf ihren Besitzungen über ihre Gutshörige und Schutzbefohlene, die Gerechtsame als Richter und Anführer übend. Diese mächtigen Aristokratenhäupter, welche die Unterordnung unter die Gewalt des Königs und Gefolgsherrn ganz aus dem Auge verloren, wurden nun mit Hülfe der Vassallen- und Lehnsverbände von den Herrschern des Karolingischen Hauses, die selbst aus diesen Optimatenreihen hervorgegangen waren, von Neuem an das Königthum geknüpft. Schon der Umstand, daß Pippin und Karl bei den neuen Beneficienübertragungen der Krone wie der Kirche das Eigenthumsrecht wahrten und den Fortgenuß der Einkünfte von der treuen Erfüllung der eingegangenen Pflichten abhängig machten, fesselte die Vassallen durch die Macht des persönlichen Interesses an den Thron. Zu diesem persönlichen Interesse gesellte sich noch die Ehre und bevorzugte Stellung, welche die Verbindung mit dem König verlieh, eine Anschauung, die durch die Ausbildung des Ritterthums mehr und mehr an Bedeutung gewann. War jeder Franke, der in die Jahre der Mannhaftigkeit getreten, durch den allgemeinen Huldigungseid verpflichtet, dem Reichsoberhaupte treu und gewärtig zu sein; so bekam diese Verpflich-

tung eine tiefere und umfassendere Bedeutung durch den Treueid, den alle Kronvassallen dem König als Oberlehnsherrn zu leisten hatten. Nun erhielt das Band zwischen dem wehrhaften Theile der Nation und dem König einen ethischen Charakter, die altgermanischen Ideen von Treue und Anhänglichkeit, wie sie einst zwischen Gefolgsherren und Genossen gegolten, wurden nunmehr auf das Oberhaupt und die Glieder des Staats übertragen. Eingefügt in den staatlichen Zusammenhang war das Vassallenthum eine starke Stütze der königlichen Gewalt; „es verband den waffenfähigsten Theil der Nation durch ein besonderes persönliches Gelübde unverbrüchlicher Treue mit dem König und Herrn.“ Und nicht blos die weltlichen Großen und die Angehörigen des Herrscherhauses traten zu dem König in dieses Verhältniß freiwilliger Unterordnung und Abhängigkeit und rechneten sich den Namen eines Vassen oder Vassallen, der vordem nur einen „Knecht“ zu bezeichnen pflegte, zur Ehre an; auch Aebte und Bischöfe gelobten bei ihrem Huldigungseid, dem König getreu zu sein, „wie ein Mann oder Vassall seinem Herrn.“ Sie traten dadurch mit ihren gesammten Besitzungen in den „Königsschutz,“ der den Kirchen und geistlichen Stiftern die „Immunität“ d. h. Freiheit von Abgaben und Leistungen und eigene Gerichtsbarkeit, bald in weiterem, bald in engerem Umfang verlieh, Hoheitsrechte, welche die Bischöfe und Aebte unter Karls Nachfolgern mit Eifer und Erfolg zu mehren bemüht waren. Königsschutz und Immunität.

Auf diese Weise bildete sich theils durch königliche Gunst, theils durch eigenmächtige Uebergriffe ein mächtiger Stand von Bevorrechteten, ein geistlicher und weltlicher Adel, hervorragend durch großen Besitz an Eigen- und Beneficialgut, durch die ihm zukommenden Rechte über abhängige Leute, durch amtliche Würde und bevorzugte Stellung am Hofe. Im Gegensatz zu diesen adeligen Geschlechtern mehrte sich in gleichem Verhältnisse der Stand der Hörigen und Unfreien in verschiedenen Abstufungen, der Liten und Lassen, der Zinsbauern, Knechte und Leibeigenen. Auch bei den unfreien Leuten war die Stellung sehr verschieden, je nachdem sie auf den Krongütern lebten, oder unter der Schutzherrschaft der Kirche standen, oder weltlichen Gutsherren untergeben waren. Während die Fiscalini, die Colonen und Zinsbauern der königlichen Güter oder des Fiscus den Freien nahe kamen, im Besitze von Land waren, für das sie gewisse Leistungen zu machen hatten und wohl auch aus ihren Standesverhältnissen sich emporarbeiten konnten, waren dagegen die Hörigen und Knechte, die auf den Freigütern oder Beneficien des Adels lebten, im vollen Eigenthum des Herrn, an die Scholle gefesselt und zum beweglichen Gute gerechnet. Sie konnten verkauft werden, jedoch nicht über die Grenzen des Reichs, bei Fluchtversuchen und anderen Vergehen stand dem Herrn das Recht der Züchtigung an Leib und Leben zu und die Gesetze schärften die härteste Bestrafung ein; selbst ihrer Aufnahme in den geistlichen Stand wurden Grenzen gezogen, „damit die Höfe nicht verödeten;“ Freie verwirkten durch Verhei- Herren und Hörige.

rathung mit Unfreien ihren Stand. Es ist nicht zu verwundern, daß unter den späteren Karolingern, als die Selbstsucht und der Eigennutz der Gutsherren immer rücksichtsloser hervortrat, die Knechte eidliche Verbindungen eingingen und gewaltsame Bewegungen machten, um sich gegen ungerechten und unerträglichen Druck zu schützen.

Gemeinfreie. Aber wie sehr auch der geistliche und weltliche Adel zu Macht und Einfluß emporstieg, wie sehr auch die Zahl der unfreien Leute im Wachsen war; unter Karl dem Großen bildete der Stand der freien Männer, mochten sie auch theilweise in Vassallitätsverhältnissen stehen, noch immer die Kraft des Volkes, noch immer die breite Unterlage des germanischen Staatslebens. Karl wußte, „daß hier die Wurzeln seiner Macht ruhten, und daß sie selbst mit jenen absterben und dahinschwinden mußte", daher wachte er auf alle Weise darüber, daß der Stand der Freien weder gemindert noch in seinen Rechten verkürzt würde. Es haben sich mehrere Gesetze erhalten, welche verhindern sollten, daß Freie um ihr Eigenthum gebracht oder ihnen lästige Pflichten auferlegt würden. Besonders wurde den Grafen und königlichen Beamten verboten, die Freien zu unterdrücken, von sich abhängig, sich dienstbar zu machen, ihre Stellung als reiche Gutsbesitzer, als Leiter des Gerichtes und Heerbannes zur Gefährdung der gemeinen Freiheit zu mißbrauchen. Aber keine Gesetze waren vermögend, dem einreißenden Uebel zu steuern. Sowohl die Macht und Vergrößerungssucht der Grafen als die unerträglichen Lasten, die der Heerbann, die Gerichtstage, die öffentlichen Dienstleistungen dem Freien aufbürdeten, führten die Aermeren unter ihnen dahin, ihr freies Eigenthum aufzugeben und sich unter den Schutz der Kirche oder des Adels zu stellen und die Zahl der Zinsleute zu mehren.

Kirchliche Beneficien oder Precarien. Ausführungen. Es wurde früher erwähnt, wie Karlmann und Pippin der Entfremdung des Kirchenguts dadurch eine Schranke setzten, daß sie den Inhaber verpflichteten, durch eine geringe Leistung oder ein anderes Zeichen das Eigenthumsrecht der Kirche anzuerkennen, wenn auch im Uebrigen der Nießbrauch auf Lebenszeit, mitunter sogar mit Uebergang auf die Erben nicht beschränkt war. In ähnlicher Weise vergab auch die Kirche selbst Theile ihres Landes, ohne dem Eigenthumsrecht zu entsagen. Karl der Große, so sehr er auch die Kirche ehrte, gestattete sich ähnliche Eingriffe in das kirchliche Vermögen, wobei die Verleihungen an die Geistlichen selbst zur Nutznießung des Ertrags seltener stattfanden, als die Uebertragungen an Weltliche, bei denen es allein auf den Genuß der Einkünfte abgesehen war; doch traf er in den meisten Fällen die Anordnung, daß der Empfänger solcher kirchlichen Beneficien, die er bald eigenmächtig, bald mit Einwilligung des Bischofs oder Abts ausschied, bestimmte Abgaben und Leistungen, gewöhnlich den doppelten Zehnten, an die Kirche zu entrichten habe. Manchmal wurden auch andere Bedingungen festgesetzt, wie die Unterhaltung der kirchlichen Gebäude, jährliche Geschenke oder gewisse Dienstleistungen. Solche Abhängigkeitsverhältnisse zur Kirche brachten keine Unehre. Vielmehr galt es als ein ehrenhaftes und verdienstliches Werk, seine Güter hinzugeben, um sie als Precarien wieder zurückzuerhalten und der Kirche hinfort als Zinsmann zu dienen. Selbst hochgestellte Personen, geistliche wie weltliche, Grafen und Angehörige der

königlichen Familie, Männer wie Frauen werden als Inhaber von Beneficien genannt.

Der Umstand, daß der Lehnsverband den Inhaber in keiner Weise in seiner Freiheit, Ehre oder persönlichen Stellung verkürzte, gab dem Beneficialwesen im Frankenreiche eine so große Ausdehnung und bewirkte, daß alle Classen der Bevölkerung in die mannichfaltigsten Wechselverhältnisse eintraten und daß die Zahl der freien Gutsbesitzer mehr und mehr abnahm. Denn da der Grundeigenthümer von mancherlei Lasten bedrückt war, so wurden die Uebertragungen des freien Eigenthums an die Kirche oder an reiche und mächtige weltliche Herren, um es zum Nießbrauch gegen Zins oder Abgabe zurück zu empfangen, immer häufiger. Durch solche Uebertragungen wurde eine Verbindung begründet, „die einen allgemeinen ethischen Charakter an sich trug und gewisse Verpflichtungen gab, dem einen zu Treue und Ergebenheit, dem andern zu Schutz und Hülfe.“ In diesem Verhältniß lagen die Keime vieler Mißbräuche und Nachtheile verborgen, die erst in der Folge in ihrer Verderblichkeit hervortraten; aber wie sehr auch die Könige, besonders Karl, der zunehmenden Verminderung der freien Eigenthümer zu wehren suchten, sie vermochten den Gang der Entwickelung und Ausbildung des Beneficialwesens zum Feudalsystem ohne gewaltsames Eingreifen nicht zu hemmen. Abnahme der Freien.

Die meisten und größten Lehen gingen vom König aus. Denn der König war nicht nur der reichste Gutsbesitzer, das Eroberungsrecht mehrte auch das fiscalische Gut fort und fort, und das Hoheitsrecht über Abteien und Grafschaften gab ihm die Mittel, geistliche und weltliche Güter, Aemter und Rechte unter festgestellten Bedingungen als Beneficien auf Lebenszeit zu verleihen. Bei eintretendem Wechsel der Personen, die das ursprüngliche Verhältniß geknüpft, sowohl von Seiten der Geber als der Empfänger, war eine neue Uebertragung oder Bestätigung des Erben oder neuen Inhabers regelmäßig. Erbliche Uebergänge fanden nur ausnahmsweise statt, wurden aber unter Karls Nachfolgern immer häufiger, wenn nicht Verletzung der Lehenstreue die Entziehung als Strafe herbeiführte. Wenn aber die Bedingungen wegfielen oder nicht gehalten wurden, unter denen das Beneficium gegeben war, ging es verloren. Königliche Beneficien.

Unterliegt es auch keinem Zweifel, daß zu aller Zeit „der Empfang von Beneficien an sich ein Verhältniß naher persönlicher Verbindung, von Verpflichtung und Ergebenheit begründete, dem König gegenüber den allgemeinen Pflichten der Staatsangehörigen ein engeres persönliches Band hinzufügte,“ so erhielt dieses Verhältniß doch zuerst seinen bestimmten Ausdruck und feste Form durch die Commendation oder den Eintritt in die Vassallität. Hervorgegangen aus den römischen Clientelverbindungen, die sich auf gallischem Boden lange erhalten hatten und aus dem germanischen Gefolgswesen, nahm das Vassallitätsverhältniß unter den Deutschen einen andern Charakter an, „indem man den Begriff des deutschen Mundium, d. h. einer der väterlichen Gewalt nachgebildeten Schutzgewalt, zur Anwendung brachte. Durch die symbolische Handlung der Handreichung trat Einer in den Schutz des Andern (commendirte sich), gelobte Treue und hieß dann mit einem wahrscheinlich keltischen Worte Vassus oder Vassallus, auch Gasindus oder Homo.“ Die Verpflichtungen waren gegenseitig: der Herr hatte dem Vassallen Schutz zu gewähren, sich seiner vor Gericht anzunehmen, ihn zu rächen; der Vassall Treue, Ergebenheit und Ehrerbietung zu leisten und den eingegangenen Verbindlichkeiten nachzukommen. Die Feinde seines Herrn sollten auch seine Feinde sein. Dieser Schutzverband kam in den verschiedensten Verhältnissen zur Anwendung, bei Hohen und Geringen, bei Geistlichen und Weltlichen; „für niedere Landbesitzer, welche ihre Hufen von einem Stift oder einem andern Herrn Commendation und Vassallität.

empfangen haben, wie bei dem vornehmen Weltlichen, der an den Hof des Königs gebracht ist, dem Abt, der sich commendirt und seine Abtei vielleicht zu Beneficium empfangen, oder dem mächtigen Großen, der sich aus besonderen Gründen in dies Verhältniß (in vassaticum) begeben hat." Mit dem alten Gefolgswesen hatte die Vassallität die Aehnlichkeit, daß es ein persönliches Verhältniß zwischen „Diener" und „Herr" oder „Senior" gründete, daß es nicht die persönliche Freiheit minderte, vielmehr einen Theil der Ehre von dem Senior auf den Vassallen übertrug, daher die Vassallen des Königs ein höheres Ansehen genossen als andere Freie; dagegen verlieh es nicht das höhere Wehrgeld, das die Gefolgsgenossen auszeichnete, noch verpflichtete es zu dem engen Zusammenleben des Herrn und Dieners, in dem die Antrustiones und Leudes zu dem Kriegsfürsten standen. Die Vassallität hat eine weitere Ausdehnung, ist nicht blos auf den König beschränkt und begründet kein Zusammenleben. Nur darin trifft die Aufnahme in die Vassallität mit dem Eintritt in das Gefolge überein, daß dort wie hier Geschenke, Pferde und Waffen oder Geschmeide gegeben wurden. Oft waren mit dem Eintritt in den Vassallitäts-Nexus Landverleihungen verbunden; aber die höchste Bedeutung erhielt das Verhältniß durch die Aemter und Verrichtungen, die der Lehnsherr, insbesondere der König, seinen Vassallen übertrug. „Ein Theil der königlichen Vassallen diente im Palast," bemerkt Waitz, „ward aber häufig entsandt, um verschiedene Aufträge zu besorgen, als Königsboten; ein anderer Theil war bei der Grenzvertheidigung thätig oder ward in neu eroberte Lande geschickt, um den Besitz zu sichern. Den Beamten haben sie hülfreiche Hand zu leisten, und vielfach werden sie neben diesen genannt im Heer und daheim, als die, auf welche der König bei der Durchführung seiner Maßregeln rechnet: allgemeine Erlasse sind vorzugsweise auch an sie gerichtet." Die Zahl dieser königlichen Vassallen muß sehr groß gewesen sein. Mitunter kam es auch vor, daß einer, der Vassall des Königs wurde, ein Beneficium hatte und behielt, das von einem andern herrührte, daß demnach Einer mehreren Herren zugleich als Vassall verpflichtet war.

Immunitäten. Mit dem Beneficialwesen und Vassallitätsverhältniß steht in inniger Verbindung die Immunität, die „aus einer Freiheit von Abgaben und Leistungen zu einem Inbegriff von Hoheitsrechten für die Besitzer, geistliche Stifter oder hohe Weltliche, geworden ist." Da die königlichen Beneficien mit der Uebertragung nicht ihren Eigenthumscharakter einbüßten, so war es nur eine folgerichtige Durchführung des Princips, wenn sie die Freiheiten und Rechte, die ihnen als „Königsgut" zukamen, auch in den neuen Verhältnissen beibehielten. Besonders galt dieser Grundsatz bei allen Stiftungen und Vergebungen an die Kirche, denen gewöhnlich das Vorrecht verliehen ward, „daß kein öffentlicher Beamter die Höfe oder Güter des Stifts betreten soll, weder gerichtliche Verhandlungen anzustellen, noch Friedensgelder zu erheben, noch Einquartierung oder Bewirthung zu fordern, noch Bürgen zu nehmen, noch die Leute derselben in irgend welcher Weise zum Recht anzuhalten, noch sonst irgend welche Erhebung vorzunehmen." Verletzung der Immunität wird mit der hohen Buße von 600 Solidi belegt. Bald erstreckte sich die Immunität über alle Abgaben und Leistungen, selbst über Heerdienst, Zölle, Friedensgelder u. s. w., bald gewährte sie nur Befreiung von gewissen Lasten. Durch die Immunität wurden die Besitzungen der Kirche in eine Reihe gestellt mit den königlichen Gütern oder dem Fiscus.

Rechtspflege u. Gerichtswesen. Mit dem Beneficialwesen und der Vassallität hingen Rechtspflege und Heerbann, die wichtigsten Träger der monarchischen Gewalt, aufs Innigste zusammen, daher auch Karls Fürsorge ihnen in besonderem Grade zugewendet war. Die alte Ordnung des Gerichtswesens, nach welcher die freien

Eingesessenen der kleineren Abtheilungen des Landes, der Hunderte, in bestimmten, nicht weit auseinander liegenden Fristen, meist alle 8 oder 14 Tage sich zur gerichtlichen Tagfahrt einzufinden hatten, war bei der häufigen Abwesenheit der Grafen und Districtsvorsteher wie der waffenfähigen Einwohner auf weiten und langdauernden Kriegszügen nicht länger durchführbar. Wie hätten die Grafen, die fortwährend militärische und gerichtliche Gewalt in ihrer Hand vereinigten und oft genug mit der kriegerischen Mannschaft ihres Gaues an der fernen Grenze im Felde standen, in so kurzen Fristen mit den gerichtsfähigen Männern auf den regelmäßigen Malstätten erscheinen sollen? Zudem war die Zahl vollberechtigter Freien fortwährend im Abnehmen, so daß die richterliche Thätigkeit, die früher eine Ehre gewesen, mehr und mehr zur Last ward. Es war daher eine Erleichterung des freien Mannes, daß Karl die Tagfahrten und Gerichtstage beschränkte, indem er festsetzte, daß in minder wichtigen Rechtssachen nicht mehr alle Freien eines Gaues, die „Rachineburgen," sondern nur bestimmte Personen für die Urtheilfindung, die „Schöffen," dem Gerichte anwohnen sollten. „Nur dreimal im Jahre sollte fortan das große echte Ding gehalten werden, zu dem alle freien Männer der Grafschaft erscheinen mußten und wo außer den bedeutenderen Rechtssachen alle Gegenstände von allgemeiner Wichtigkeit für die Gemeinde verhandelt wurden." Diese Versammlungen sollten nicht mehr, wie im alten Germanien, in Wäldern und Anhöhen unter freiem Himmel, sondern in bedeckten Räumen oder geschlossenen Gerichtsstätten stattfinden. Auch sollte Niemand bewaffnet mit Lanze und Schild sich einfinden, mithin Gerichts- und Heerversammlung geschieden sein. Die Zeitbestimmung stand dem Grafen zu, doch sollten kirchliche Feste, Sonntage und heilige Zeiten nicht zu Rechtshandlungen gewählt werden. Da die Grafen häufig durch den Heerdienst oder andere Geschäfte verhindert waren, die Gerichtstage abzuhalten, so wurde die Einrichtung getroffen, daß in wichtigen Sachen die Königsboten ihre Stelle vertraten, in geringfügigen Streithändeln dagegen das Recht von dem „Zentgrafen" (Centenarius, Vicarius) gesprochen ward.

Bei diesen letzteren Gerichten waren außer den streitenden Parteien nebst Zeugen und Eideshelfern nur die richterlichen Unterbeamten und die Scabinen (von scafan „schaffen"?) oder Schöffen, „die von nun an regelmäßig als Urtheiler die Gemeinde vertraten und in denen sich die ersten Anfänge eines geschlossenen Richterstandes unter den Deutschen zeigten," zu erscheinen verpflichtet. Sieben derselben sollten bei jeder Gerichtshandlung anwesend sein; vielleicht belief sich die Zahl aller im Gau ernannten auf zwölf. Sowohl die richterlichen Unterbeamten als die Schöffen wurden von den königlichen Sendboten unter Mitwirkung des Grafen und des Volkes aus der Mitte der Freien gewählt und zwar, wie es in einem Capitulare heißt, „die besten, die man finden kann, solche, die Gott fürchten, wahrhaft sind, milde und gut" und Schöffen.

namentlich angesehene Männer mit freiem Grundbesitz. Die Scabinen, „in gewissem Sinne eine Classe von selbständigen Gemeindebeamten,“ hatten allen Gerichten anzuwohnen, mochte der Graf, der Königsbote oder der Centenarius den Vorsitz führen. Als ihr Hauptgeschäft wird „Urtheilen, Rechtwissen“ nach den geschriebenen Gesetzen bezeichnet. Mit Ausnahme von Friesland bestand das Institut der Schöffen in allen Theilen des Reichs.

Rechtsverfahren. Gottesurtheile. Nicht nur auf Vereinfachung des Gerichtswesens war Karls Fürsorge gerichtet, er suchte auch Bestechung, Parteilichkeit, falsches Zeugniß, nachlässige und willkürliche Amtsverwaltung und andere Uebelstände, worüber so oft Klage geführt wird, nach Kräften durch strenge Verbote und sorgfältige Ueberwachung von Seiten der Sendboten fern zu halten, die Blutrache (Fehde) mehr und mehr durch das System des Wehrgeldes zu ersetzen und überhaupt ein milderes Rechtsverfahren zu begründen. War auch bei der Rohheit der Zeit, bei der Leidenschaftlichkeit eines kriegerischen Volkes, bei der geringen Achtung vor Gesetz und Ordnung die Obrigkeit genöthigt, ein strenges Strafrecht gegen Missethäter walten zu lassen, kamen auch neben der Todesstrafe durch Richtschwert und Strang, neben Landesverweisung als „Ausschluß von allem Recht und Schutz,“ neben Kerkerhaft und Güterentziehung noch Blendungen, Verstümmelung der Glieder, Tortur und Schläge zur Erwirkung des Geständnisses und andere grausame Strafen vor, so war doch allenthalben das Streben sichtbar, „den Forderungen rechtlicher und staatlicher Ordnung nachzukommen,“ der blutigen Selbsthilfe zu wehren und die Herrschaft humanerer Gesetze anzubahnen. Selbst die Heiligkeit der Religion und der Glaube, daß sich die Gottheit stets auf die Seite des Rechts stellen und dasselbe schützen müsse, kam dem Schuldigen zu gute. Das Asylrecht der Kirche gewährte dem Bedrängten Schutz, wenn auch nicht gegen die gerechte Strafe, so doch gegen Privatrache, und auch den Gottesgerichten (Ordalien), die neben der Aussage unbescholtener Zeugen und neben dem Eide und der Bekräftigung desselben durch Eideshelfer als die Hauptbeweismittel der Schuld und Unschuld galten, lag die Absicht zu Grunde, die Selbstrache zu mildern und dem Verfolgten einen Ausweg zu öffnen. „War nämlich eine That dunkel, ein Recht zweifelhaft, so konnten Prüfungen angestellt werden, durch deren untrüglichen Ausgang die aufgerufene Gottheit selbst das Wahre und Rechte verkündete. Sie ruhten auf dem festen Glauben, daß jedesmal der Schuldlose siegen werde.“ Unter diesen Gottesurtheilen spielte der gerichtliche Zweikampf die Hauptrolle. Wie sehr auch kirchliche Schriftsteller denselben anfochten, kam er doch häufig in Anwendung, „bald so, daß die Parteien besondere Kämpfer stellten, die, wie es heißt, mit Schild und Knittel (Keule) fochten, bald zwischen Kläger und Angeklagten selbst, namentlich als ein Recht des letzteren zur Abwehr schwerer Beschuldigung,“ z. B. der Untreue gegen den König. Außer dem Zweikampf gehörte noch die Feuer- und Wasserprobe, die Kreuzesprobe, der Genuß des

Abendmahles u. A. zu den gebräuchlichsten Gottesurtheilen der Zeit. „So reichten sich Kirchen- und Königsfrieden die Hand, und weltliche und kirchliche Obrigkeit begneten sich in dem Bestreben, des Reiches Frieden und Sicherheit zu befördern."

Karls Sorge für Rechtssicherheit.

Eine der wichtigsten Anliegen der Capitularien Karls des Großen ist die Begründung einer erhöhten Rechtssicherheit durch polizeiliche Ueberwachung. Ueber flüchtige und fremde Leute, namentlich über Herumtreiber und Hausirer, soll strenge Aufsicht geführt, entflohene Knechte ihren Herren zurückgegeben, die Hauseigenthümer für ihre Miethsleute oder Gäste haftbar gemacht werden. Alle Arten von Verbindungen oder Einigungen (Gilden), namentlich wenn gegenseitige Eidesleistung dabei stattfand, wurden strenge untersagt: so alle Schutzvereine zur Selbsthülfe, so die trustes, d. h. „bewaffnete Schaaren zum Zweck einer Rechtsverfolgung oder anderer Absichten," so das Tragen von Kriegswaffen außer beim Heer u. A. — Es wird eingeschärft, alle schweren Verbrechen, Mord, Diebstahl, Todtschlag, Ehebruch, Zauberei, Beschwörungen zur Anzeige zu bringen, damit sie die verdiente Strafe erleiden möchten. Räuber durfte man straflos tödten; wurden sie gefänglich eingeliefert, so sollten sie in Haft gehalten werden; konnte man ihrer nicht habhaft werden, so wurden sie mit dem Königsbann belegt. Den Gebannten durfte Niemand beherbergen, sein Besitzthum war verfallen.

Kirchliche Jurisdiction und Immunität.

Wenn gleich Karl als römischer Kaiser Kirche und Staat, Weltliche und Geistliche mit gleicher Machtfülle beherrschte, so trat er doch dem Bestreben des Klerus, auch im Gerichtswesen sich eine gesonderte Stellung zu schaffen, nicht schroff entgegen. Er ließ es geschehen, oder beförderte es sogar, „daß die Gesetze der Kirche allgemein als verpflichtend angesehen wurden und staatliche Anerkennung erhielten," daß Personen geistlichen Standes mehr und mehr der weltlichen Gerichtsbarkeit entzogen wurden. Zwar trat noch keine strenge Scheidung ein, und dem Verlangen der Kirche, daß Verbrechen der Geistlichen nur von ihren Standesgenossen abgeurtheilt werden sollten, wurde noch keineswegs allgemein willfahrt; doch wurde bereits als Rechtsgebrauch anerkannt, „daß kein Richter einen Priester, Diakonus oder andere Kleriker ohne Wissen des Bischofs verurtheilen lasse," daß Streitigkeiten der Geistlichen unter einander vor dem Bischofe entschieden werden, in Klagsachen zwischen Geistlichen und Weltlichen dagegen der Bischof und Graf gemeinschaftlich Gericht halten sollten. War ein Bischof der Beschuldigte, so wurde die Sache gewöhnlich von dem König selbst mit Zuziehung geistlicher Standesgenossen, also in einer Art Synode, zur Untersuchung gebracht. Sowohl in den gemischten als in den geistlichen Gerichten fand übrigens ein ähnliches Verfahren statt, wie in den weltlichen vor dem Sendboten oder Grafen. Auch dort wurde das Urtheil in Gegenwart von Beisitzern gesprochen, welche die Stelle der Scabinen einnahmen und der „Vogt" oder „Schirmvogt," welcher die Gerichtssachen einer Kirche oder eines Klosters zu leiten hatte, wurde von den Königsboten ernannt. Was den gesonderten Gerichtsstand der Geistlichen besonders förderte und als nothwendige Consequenz zur Ausbildung brachte, war das der Kirche verliehene Recht der Immunität. „Das Verbot an die Beamten," sagt Waitz, „die Be-

sitzungen dessen, der Immunität empfangen hatte, zu betreten und hier gerichtliche Handlungen vorzunehmen, Bußen einzutreiben u. s. w., vornehmlich aber die Uebertragung des dem König oder seinen Beamten gebührenden Antheils der Friedensgelder, sind die Grundlage einer selbständigen Gerichtsbarkeit über die auf den Gütern seßhaften Leute geworden; die Erhebung der Gerichtsgelder bei den eigenen Leuten führte eben zu der Handhabung der Gerichtsbarkeit selbst." Nur wo es sich um Criminalverbrechen handelte, waren die Gerichte in den Immunitäten nicht competent; dann mußte der Beklagte in Begleitung des kirchlichen Advocaten oder Klostervogts vor dem Grafengericht erscheinen.

Ueberhaupt suchte Karl zu verhüten, daß die Immunitäten der öffentlichen Sicherheit Gefahr brachten. „Immunitäten durften nicht zum Vorwand dienen," heißt es in einem Capitulare, „um das Recht zu verweigern oder den Lauf der Justiz aufzuhalten." Auch das Asylrecht sollte bei schweren Verbrechern nicht in Anwendung kommen. „Es ward verboten, solchen, die das Leben verwirket, hier Speise zu reichen." Im Princip war die Immunität eine Uebertragung der königlichen Jurisdiction auf eine geistliche Commission: „Die Könige übertragen ihre Gerichtsbarkeit wie sonst an regelmäßige oder außerordentliche Beamte, so an die Inhaber der Immunität und die, welche in ihrem Namen die Gerichte halten, aber nicht die ganze Gewalt, nur den Theil, der nicht überhaupt dem Grafen vorbehalten war." In diesem Sinne suchte Karl den befreiten Gerichtsstand des Klerus in Schranken zu halten und von Uebergriffen und unberechtigter Ausdehnung abzuhalten; aber die zunehmende Macht der Kirche und das sinkende Ansehen des Königthums unter Karls Nachfolgern wirkten zusammen, den Ausbau der geistlichen Gerichtsbarkeit zu vollenden. Auch königliche Vassen und Beneficiaten, die gleichfalls häufig mit einer mehr oder minder ausgedehnten Jurisdiction beschenkt waren, wurden ermahnt, die allgemeinen Rechtsbestimmungen zu beobachten und den Gang der ordentlichen Gerichte nicht zu stören. Nur geringere Rechtsfälle sollten der eigenmächtigen Entscheidung der Grundherren überlassen bleiben.

Advocatus oder Vogt. Für die Wahrnehmung der gerichtlichen Geschäfte in einer Immunität war der Advocatus (Vogatus, daher Vogt) bestimmt. Er hatte die doppelte Verpflichtung, „die Kirche und ihre Vorsteher in gerichtlichen Angelegenheiten nach außen zu vertreten, und selber Gericht zu halten, so weit das Recht des Stiftes ging." Neben ihm war auch der Vicedominus, der Stellvertreter des Vorstehers, zuweilen mit der inneren Rechtspflege beauftragt. Ihre Einsetzung stand manchmal den Stiftsvorstehern selbst zu, gewöhnlich aber wurden sie, wie die Schöffen und Unterbeamten, in Gegenwart des Grafen von dem Königsboten ernannt. Mitunter übertrug auch der König dem Grafen die „Schirmvogtei" über ein in seinem Gau gelegenes Kloster. „Der eigentliche Kirchenvogt ist in mehreren Fällen vom Kriegsdienst oder überhaupt von öffentlichen Leistungen befreit worden. Daß derselbe für die Verwaltung des Amtes regelmäßig einen Theil des Kirchenguts als Beneficium empfing, ist in hohem Grade wahrscheinlich."

Das Königsgericht bei der Pfalz. Ueber allen Gerichten stand das „Königsgericht" bei der Pfalz unter der Leitung des Pfalzgrafen oder des Königs selbst. Es war alte Sitte, daß der König selbst zu bestimmten Zeiten feierlich zu Gerichte saß, wo dann Anliegen der verschiedensten Art zur Entscheidung kamen. Selbst im Kriegslager

oder auf freiem Felde wurden bisweilen solche Gerichtssitzungen abgehalten. Als Beisitzer oder „herrschaftliche Schöffen“ dienten die am Hofe anwesenden oder den König begleitenden Großen. In der Folge wurden besondere „Pfalzrichter“ dafür aufgestellt. Das Königsgericht galt als die höchste Instanz, die aber nur angegangen werden sollte, nachdem bei den gewöhnlichen Gerichten das Recht gesucht worden war. Bei körperlicher Strafe war es verboten, mit Umgehung der ordentlichen Gerichte die Entscheidung des Königs einzuholen. Doch wurde dabei kein gleichartiges Verfahren beobachtet, und es hing viel von der Beschaffenheit des Rechtsfalles oder der Persönlichkeit der Betheiligten ab. Waren die Verbrecher von hohem Stande oder Geschlechte, so wurden sie nach altem Herkommen gewöhnlich von dem König selbst gerichtet. In wichtigen Fällen handelten auch die Reichsversammlungen als königliche Gerichtshöfe, wo geistliche und weltliche Angelegenheiten entschieden wurden.

Besonders waren gewisse, in nähere Beziehung auf den König stehende Verbrechen dem Königsgericht vorbehalten. „Wer sich des Herisliz schuldig gemacht, wer den königlichen Bann verletzt, hat sein Urtheil auch im königlichen Gericht zu empfangen.“ Bruch des Treueides, gefährliche Friedensstörungen, Verschwörungen, Verleitung zum Meineid und andere Frevelthaten kamen in der Regel vor dem Königsgericht zur Entscheidung. Ebenso auch die Rechtshändel der hohen Beamten, der Bischöfe und Aebte, der Grafen, Sendboten und königlichen Vasallen. Die obere Leitung hatte der Pfalzgraf, dem die Vorbereitung und gewöhnlich auch die Entscheidung zustand; nur in besonders wichtigen oder schwierigen Fällen wurde das Urtheil des Kaisers selbst eingeholt. In kirchlichen Sachen mag der Apocrisiarius diese Gewalt geübt haben. Daß dabei dem König das Recht der Gnade zustand, haben wir bei Thassilo gesehen. Nicht selten wird von Karl und seinen Nachfolgern erwähnt, daß sie die Todesstrafe erlassen oder verwirktes Gut herausgegeben.

Noch tiefer griff das Beneficialwesen und die Ausbildung des Vassallitätsverhältnisses in das Heer- und Kriegswesen ein. Nach altem fränkischen Rechte waren alle Freien, die im Besitze eines Grundeigenthums waren, ohne Rücksicht auf Abstammung oder Nationalität, zum Heerbanne verpflichtet. Da nun aber, wie wir gesehen, die Zahl der freien Grundbesitzer sich fortwährend minderte, ein großer Theil des Landes in die Hände des Klerus oder der Vornehmen gerieth, die freiwilligen oder gezwungenen Verwandlungen des Privateigen in Lehnhöfe oder Precarien sich stets mehrten; so entstand die Gefahr, daß der Heerbann der Freien in gleichem Maße abnahm, wenn nicht die Folgen dieser Entwickelungen und Umgestaltungen durch gesetzliche Bestimmungen gehemmt wurden. Zu dem Behuf wurden von den kraftvollen Herrschern des Arnulfingischen Geschlechtes bei allen Einrichtungen und Verfügungen stets die Vortheile und die Kräftigung des Heeres ins Auge gefaßt. Wir haben gesehen, wie Karl Martell und Pippin bedacht waren, die Großen des Reiches, die ihnen bisher als Gleiche zur Seite gestanden, durch Uebertragung von Beneficien aus dem Kirchengute mit der Verpflichtung der Kriegs-

Heer- und Kriegswesen.

pflicht an ihren Dienst zu fesseln und durch den precären Charakter der Verleihungen in steter Abhängigkeit zu halten. Dieselbe Politik befolgte auch Karl der Große. Bei allen Uebertragungen von Beneficien, von Aemtern und Würden war die Heerespflicht inbegriffen: alle Inhaber königlicher Lehen, alle Insassen königlicher Güter, Freie wie Hörige, waren schon kraft des Vassallitätsverhältnisses und der damit verbundenen Lehnstreue zur Kriegsfolge unter dem Banner ihres königlichen „Seniors" verpflichtet. Diese Vassallen und Dienstleute des Königs bildeten den Kern der fränkischen Heere. Da sie zu dem Kriegsherrn in einem Verhältniß persönlicher Treue und Hingebung standen, ähnlich wie die alten Gefolgsmannen zu dem Heerfürsten, so wurden ihnen auch die wichtigsten Posten anvertraut. Aus ihnen wählte der König die Leibwächter (Satelliten), welche seine Person umgaben und den Palast hüteten; aus ihnen wählte er jene Grenzmannen, welche in Verbindung mit der Kriegsmannschaft benachbarter Landestheile die neueroberten Provinzen schützten, die Marken des Reiches sicherten; die Besatzungen der Städte und Burgen bildeten; zu ihnen gehörten jene „Schaaren," die allezeit kampfbereit bei unerwarteter Kriegsgefahr rasch an die bedrohten Orte ausgesandt werden konnten; aus ihnen wurden die Heerabtheilungen gebildet, welche bei größeren Kriegsunternehmungen der ganzen Streitmacht Halt und Richtung gaben, den Mitkämpfern als Vorbild der Treue und aller kriegerischen Tugenden vorleuchteten und durch Uebung und Kriegskunst nicht selten die Schlachten entschieden und dem ganzen buntgemischten Heerkörper einen siegesmuthigen Geist einhauchten.

Die königliche Kriegsmannschaft.

Die Freien im Heer.

Neben diesen königlichen Vassallen und getreuen Kriegsmannen, von denen ein Theil wohl fortwährend unter Waffen stand, auch wenn der übrige Heerbann nicht aufgeboten war, füllten alle Freien von eigenem Grundbesitz, so wie die persönlich freien Zinsleute der Kirche und der großen Gutsherren die Reihen der Kriegsheere. Wir haben gesehen, mit welcher Sorgfalt Karl darüber wachte, daß die Zahl der freien Männer, auf denen die Stärke der Monarchie beruhte, sich nicht allzu sehr verminderte, wie er bemüht war, die öffentlichen Lasten, welche so häufig den Geringen und Armen bewogen, das Schutzverhältniß eines Mächtigen zu suchen, zu erleichtern und zu verringern. Zu diesen Lasten gehörten vor Allem der Gerichtsbann und der Heerbann. Es wurde früher erwähnt, auf welche Art der König die richterlichen Pflichten ermäßigte. In ähnlicher Weise erließ er auch in den späteren Jahren seiner Regierung Verordnungen zur Erleichterung des Heerbannes, damit die Gemeinfreien nicht genöthigt würden, sich in den Schutz und Dienst der Mächtigen zu begeben und in Abhängigkeitsverhältnisse einzutreten.

Erleichterung des Kriegsdienstes für die Gemeinfreien.

So wurde bestimmt, daß außer in den Fällen einer allgemeinen Landesvertheidigung bei feindlichen Angriffen nicht die gesammte Landwehr aufgeboten, sondern in der Regel nur die dem Schauplatz des Kampfes zunächst gelegenen Provinzen zur

Stellung des Heerbannes verpflichtet sein sollten. Ein Capitulare vom Jahre 807 setzte fest, daß nur solche, die drei oder mehr Hufen Landes besäßen, in eigener Person sich dem Heerbanne zu stellen hätten; bei den Aermeren wurde die Bestimmung getroffen, daß der Besitzer von zwei Hufen abwechselnd mit einem andern Manne gleichen Vermögens dem Aufgebote Folge leiste, der Besitzer von einer Hufe abwechselnd mit zwei Männern gleichen Vermögens, der Besitzer einer halben Hufe abwechselnd mit sechs andern derselben Vermögensclasse; und wer weder Land noch Knechte zu eigen hatte, sollte aus seinem Einkommen oder beweglichen Vermögen eine Abgabe entrichten, die den Geringeren unter den Ausziehenden zu gute kommen sollte, also in gewisser Weise die Stelle des Soldes vertrat. Als eine weitere Milderung wurde hinzugefügt, daß für einen Krieg in entferntern Gegenden nur der sechste Theil des Heerbannes aufgeboten werden dürfe, also daß von den Sachsen in einem Kriege gegen Hispanien, von den Aquitaniern gegen die Avaren, von den Langobarden gegen die Slaven u. s. w. nur der sechste heerpflichtige Mann zur Fahne gerufen werden solle. Aehnliche erleichternde Bestimmungen, wornach mehrere der ärmeren Grundholden zusammentreten sollten, um gemeinschaftlich Einen aus ihrer Mitte zum Heerbann zu stellen und auszurüsten, wurden noch mehrere erlassen. Die reicheren Gutsbesitzer waren zum Reiterdienst verpflichtet, Liten und Knechte, außer bei den Sachsen, vom Heerdienst ausgeschlossen, den einzigen Fall vorbehalten, wenn bei einem feindlichen Einfalle ausnahmsweise die gesammte waffenfähige Mannschaft aufgerufen wurde.

Aber alle diese Maßregeln waren nicht vermögend, die gemeine Freiheit vor dem allmählichen Untergang zu retten. Die Grafen selbst, den reichsten Gutsbesitzern des Gaues angehörig, mißbrauchten nicht selten ihre Gewalt, um mittelst des Gerichtsbannes und Heerbannes den Freien von geringem Vermögen zu bedrücken, bis er sein Eigengut hingab und den Schutz und Dienst des Mächtigen suchte oder in die Zahl der Kirchen- und Klosterleute eintrat. Dadurch wurde er zwar nicht vom Kriegsdienst befreit, da mit Rücksicht darauf das Beneficium dem Eigengut gleich gestellt war und schon der allgemeine Eid der Treue die Heerespflicht in sich schloß, — sonst wäre die fränkische Streitmacht in Kurzem nur auf die königlichen Beneficiaten und die großen Gutsbesitzer beschränkt worden; aber der abhängige Mann hatte nun nicht mehr unmittelbar dem Heerbanne zu folgen, er zog unter dem Banner und wohl auch auf Kosten seines Dienstherrn (Seniors) ins Feld und war der Bedrückung der Grafen entzogen. Selbst in dem Fall, daß dieser zugleich sein Lehnsherr oder Senior ward und er somit nach wie vor derselben Fahne folgte, war seine Stellung eine andere und leichtere, indem nun beide durch das Band der Vassallität in ein Pietätsverhältniß traten und die Verpflichtungen gegenseitig waren. Aber während er vorher als Freier zu dem Oberhaupte des Staats in unmittelbarer Beziehung stand, war er jetzt als Dienstmann in erster Linie dem Senior zur Treue verpflichtet, von dessen Stellung zum König die seinige bedingt war, ein Verhältniß, das der Ausbildung einer mächtigen Lehnsaristokratie ebenso förderlich war, wie es die monarchische Gewalt schwächte. „An die Stelle des Grafen tritt der Herr, auf diesen ist die Befugniß übergegangen, welche ursprünglich der Beamte des Königs hatte. Der Herr haftet

Abhängige Kriegsleute.

für die, welche von ihm abhängig waren; an ihn wendet sich der König oder wer im Namen desselben handelt, sei es der Königsbote oder der Graf selbst; er hat über die Rüstung seiner Leute die Aufsicht zu führen; in seiner Begleitung oder unter seiner Anführung zieht die Mannschaft aus, oder er sendet sie wenigstens mit einem besonderen Bannerträger." Nur die Dienstmannen solcher Herren, die durch ihre Stellung am Hofe oder durch andere Ausnahmsbestimmungen vom persönlichen Heerbanne befreit waren, dienten gleich den freien Eingesessenen im unmittelbaren Aufgebote des Grafen. In gleichem Verhältnisse standen die Dienstleute der Kirche. Auch sie wurden zum Heerbanne beigezogen und in früheren Jahren auch häufig von den Bischöfen und Aebten selbst ins Feld geführt. Da aber das Hirtenamt und die Waffenführung nach den Kirchengesetzen unvereinbar waren, so mußte man eine Auskunft suchen. Die gewaltsamen Wege Karl Martells, der den geistlichen Oberhäuptern weltliche Edelleute zur Seite setzte, welche die Pflichten des Heerbannes versahen und dafür den größten Theil der Einkünfte bezogen, suchte sein Enkel zu vermeiden; aber wie er bei dem Gerichtswesen Sorge trug, daß die kirchliche Immunität nicht das öffentliche Recht beeinträchtige, so legte er auch den Bisthümern und Abteien die Verpflichtung auf, die gefolgspflichtige Mannschaft unter dem Schirmvogte oder andern Amtleuten als Stellvertretern der geistlichen Vorstände zum Heerbanne zu stellen, sofern nicht die Befreiung ausdrücklich als Vorrecht unter den Immunitäten gewährt war. Und damit nicht der kirchliche Beruf zur Umgehung der Dienstpflicht mißbraucht werde, ließ er das Gebot ergehen, daß kein Freier ohne Erlaubniß in den geistlichen Stand trete und die Priesterweihe empfange.

Der Kriegsdienst und seine Lasten. Karl betrachtete die Heergewalt als die wichtigste Grundlage seiner Herrschaft; daher widmete er auch dem Kriegswesen fortwährend die größte Sorgfalt, obwohl sein Sinn mehr zu den Künsten des Friedens neigte. Sollte er seiner Aufgabe als Schirmherr der abendländischen Christenheit genügen, so durfte er das Schwert nicht aus der Hand legen, so mußte er stets gerüstet sein, den trotzigen Feind abzuwehren und den frechen Uebelthäter und Ruhestörer niederzuwerfen. Karl ist nicht aus Ländergier und Eroberungssucht in den Krieg gezogen: die Verbreitung des Christenthums, die Beschützung und Verherrlichung der Kirche und ihrer Institute und die Sicherstellung der Grenzen gegen Heiden und Saracenen waren die Hauptbeweggründe seiner kriegerischen Unternehmungen. Aber die Größe seines Reiches und die Raub- und Kriegslust der Nachbarvölker drängten ihn fortwährend zu neuen Feldzügen, wodurch der Kriegsdienst für die Unterthanen zu einer unerträglichen Last wurde. Nicht nur, daß die Heermannschaft, die je nach Stand, Vermögen oder Abstammung bald als Reiter mit Lanze, Schild und Halbschwert, bald als Schwergerüstete in Helm und Panzer, bald als leichtes Fußvolk mit Lanze und Schwert, oder mit Pfeil und Bogen, gegliedert nach Stämmen und

Gauen, unter der Führung ihrer Grafen ins Feld zog, um an der unteren Donau oder an der Elbe die Avaren und Slaven zu bekämpfen, oder die Pässe der Pyrenäen gegen die Saracenen und die Küsten der Nordsee wider die seeräuberischen Normannen zu vertheidigen, oder die Dänen über die Eider zu drängen, sich ihre Waffen stellen und auf drei Monate vom Ueberschreiten der Grenze an mit Mundvorrath versehen mußte ohne jegliche Entschädigung außer der etwaigen Beute in Feindesland; waren auch die Einwohner der Länder, durch welche der Zug sich bewegte, verpflichtet, dem Heere Obdach, Feuer und Licht und Futter für die Pferde und Zugthiere zu verabreichen und andere Lieferungen des Kriegsbedarfs zu leisten, der mißbräuchlichen Forderungen und Bedrückungen nicht zu gedenken. Und welche Beschwerden verursachten die Märsche durch die unwegsamen, mit Wäldern und Morästen überzogenen, von reißenden Strömen durchschnittenen Gegenden, in denen die Kriege meistens geführt wurden! Da mußten Durchgänge gebahnt, Brücken und Dämme geschlagen werden! Für die Beförderung des Heergeräthes und Rüstwerks, der Zelte, Pfähle, Schanzwerkzeuge und Lebensmittel waren zahllose Fuhrwerke, Saumthiere und Fahrzeuge erforderlich, welche nach Anordnung der Grafen von den Einwohnern der Gaue beschafft werden mußten.

Das Aufgebot geschah gewöhnlich in der Art, daß alle Heerpflichtige durch den Befehl oder Bann des Königs, der durch die Sendboten und Grafen bekannt gemacht wurde, zum pünktlichen Erscheinen mit Waffen und Vorrath an den bezeichneten Versammlungsort berufen wurden. Gegen Säumige und Ausreißer waren strenge Strafbestimmungen erlassen. Versäumen des Aufgebotes bei feindlichen Einfällen und Verlassen des Heeres (Herisliz, Desertion) war mit Todesstrafe belegt. Eine Verordnung aus der späteren Regierungszeit Karls setzte fest, daß im Falle des Nichterscheinens bei dem Heerbanne den Reicheren die Hälfte ihres Gutes, den Aermeren ein Viertel genommen werden solle, „damit der Bestrafte noch im Stande bleibe, sich das nächste Mal wieder zum Dienste zu rüsten." — Nach beendigtem Feldzug dauerte der Bann noch 40 Tage, dann trat die „Scaftlegi" d. h. Waffenlegung ein, worauf der Krieger zu seiner gewöhnlichen Stellung und Beschäftigung zurückkehrte. Während des Kriegszugs sollte ein „höherer Friede" bei dem Heere herrschen. Bei schwerer Strafe war es verboten, Gewaltthätigkeiten gegen die Bewohner der Landschaften zu verüben, durch die das Heer zog, sich an Hab und Gut zu vergreifen, sich dem Trunk zu ergeben u. drgl. „Aber alle diese Bestimmungen haben nicht ausgereicht," bemerkt Waitz, „um das zu sichern, was Karl wollte, eine nach bestimmten Grundsätzen geregelte Vertheilung des Heerdienstes und der damit verbundenen Lasten über die verpflichteten Angehörigen des Reichs. Die Capitularien gerade aus den letzten Jahren seiner Regierung sind voll der Klagen, daß die Beamten ihren Einfluß mißbrauchten, daß die Armen bedrückt, die Reicheren verschont wurden Viele sich in Schutz- und Abhängigkeitsverhält-

Verfahren im Krieg.

nisse begaben, um so dem Dienst zu entgehen. Wir hören, daß man Geld gab oder sonst sich mit dem Beamten, der den Heerbann beitreiben sollte, verständigte, daß auch der Königsbote sich bewegen ließ, die Schuldigen zu schonen.*

Land- und Staatswirthschaft. Besondere Umsicht und Sorgfalt richtete Karl auf Land- und Staatswirthschaft, auf die Verwaltung der Krongüter, auf die Festsetzung und Ordnung der Einkünfte, der öffentlichen Leistungen, Abgaben und Verpflichtungen, kurz auf Alles, was heut zu Tage zu dem Finanzwesen und Staatshaushalt gerechnet wird. Die königlichen Güter. Die Karolinger waren aus reichen Gutsbesitzern Könige geworden, und auch auf dem Throne betrachteten sie den Grundbesitz als die vorzüglichste Stütze ihrer Gewalt. Nicht nur, daß sie die alten Stamm- und Hausgüter durch neue Heimfälle oder Aneignungen zu mehren beflissen waren, sie wendeten auch stets die größte Sorgfalt auf Bewirthschaftung und Anbau und überwachten die Erträgnisse und deren Verwerthung. Besonders war Karl der Große ein eifriger und verständiger Landwirth und Hausvater, und an den Pflichten und Sorgen, die ihm daraus erwuchsen, nahm auch die Königin, als oberste Vorsteherin der Haus- und Hofhaltung, thätigen Antheil. Aus einer Anweisung für die Verwalter oder Amtleute der königlichen Güter (Capitulare de Villis), wie sie sich bei der Bewirthschaftung zu benehmen haben, so wie aus einer Sammlung von Berichten der zur Untersuchung des Zustandes einzelner Güter abgeordneten Königsboten geht hervor, mit welcher Sorgfalt Karl von Allem Kenntniß nahm, mit welcher Umsicht er Alles leitete und überwachte. Wenn Gibbon von Karls Gesetzen sagt, sie seien nur eine Reihe gelegentlicher und zu Kleinigkeiten herabsteigender Edicte zur Abstellung von Mißbräuchen, Reformen der Sitten, Verwaltung seiner Meierhöfe, Sorge für sein Federvieh, ja sogar zum Verkauf seiner Eier, so muß man darin eher den Beweis einer großartigen Thätigkeit, die von der obersten Leitung der Finanzen bis zur Bewirthschaftung der Bauernhöfe Alles mit gleichem Interesse verfolgte und ordnete, als das Kennzeichen eines kleinlichen Geistes erblicken. Und wie er bemüht war, die großen Paläste zu Ingelheim und Aachen äußerlich und im Innern so auszuschmücken, daß sie ein würdiges Abbild der Größe und Majestät des Reiches waren, so sorgte er auch, daß den ländlichen, für die Freuden des Herbstes und der Jagd bestimmten Aufenthaltsorten die Annehmlichkeiten und der Schmuck des Lebens nicht fehlten. Karls Landgüter waren reich versehen mit Hühnerhöfen, wo neben dem gewöhnlichen Federvieh auch seltene Vögel, Pfauen, Fasane, Turteltauben gehegt wurden, mit Gärten, wo neben den Gemüsen und Küchengewächsen auch ein reicher Blumenflor mit Gewächshäusern und Zierpflanzen das Auge ergötzte, mit Baumgärten, wo neben den heimischen Fruchtbäumen auch ausländische Bäume gepflegt wurden, mit Fischteichen, Wasserleitungen und natürlichen oder künstlichen Bewässerungsanstalten. Doch legte Karl bei der Verwaltung und Bewirthschaftung seiner

Güter weniger Werth auf diesen „ländlichen Luxus" als auf den Erwerb. Der Feldbau, die Gartenpflege, die Viehzucht, die Jagd und Fischerei wurden getrieben, um des Königs Hof mit den nöthigen Bedürfnissen zu versorgen. Ein Theil der Erträgnisse wurde an die königlichen Vorrathshäuser abgeliefert, das Uebrige auf den Markt zum Verkauf gebracht und der Erlös an die Schatzkammer übergeben. Für die Benutzung königlicher Triften oder Wälder zur Weide und Viehmast oder zur Jagd und Holzung wurde ein Zins entrichtet. Mit der Landwirthschaft und Viehzucht, den Hauptbeschäftigungen der Franken, war auf den zahlreichen Gütern des Königs auch das städtische Gewerbe verbunden, indem Wolle, Hanf, Flachs und andere Erzeugnisse an dem Orte, wo man sie gewann, auch zugleich zu Zeugen, Leinwand und Kleidungsstücken verarbeitet wurden. „Der König war der erste Landwirth, der erste Fabrikant, der erste Handelsmann seines Reiches," sagt Lorenz. „Rechnet man zu diesen Einkünften den Ertrag der Zölle, den Tribut abhängiger Völker und die zwar freiwilligen aber durch das Herkommen unerläßlich gewordenen Geschenke der Vassallen nebst einigen aus der römischen Steuerverfassung übrig gebliebenen Abgaben, in Geld oder Naturlieferungen als Königszins oder Kopfsteuer, so erhalten wir das Bild eines Reichthums, der groß genug war, um einen des Reiches würdigen Glanz zu gestatten." Außer den Geschenken und Tributen brachten auch die Gerichtsfälle, der Heimfall erbloser Güter an den Fiscus, der Erbschaftszehnten und der Antheil des Königs an der Kriegsbeute nicht unbeträchtliche Einkünfte.

Ein Complex von Gütern in einem oder mehreren Gauen belegen, sagt Waitz, hieß Fiscus oder Hof (Curtis) in weiterer Bedeutung und stand unter der Verwaltung eines „Amtmanns" oder Judex mit Unterbeamten (Fiscalinen), Förstern, Hörigen und Knechten, sowohl zur Bestellung der Felder und Gärten, zur Hut der Wälder, zur Wartung der Pferde und des Viehs, als zur Ausübung der Handwerke, zur Bereitung der nöthigen Werkzeuge, zur Besorgung der mannichfachen Geschäfte. „Den Amtmännern selbst lag die Wahrnehmung der königlichen Rechte und Interessen im weitesten Umfange ob. Sie hatten eine Gerichtsbarkeit über die zu den königlichen Gütern gehörigen Leute, freie und unfreie. In ihre Hände kamen die Einkünfte, sowohl die, welche als Ertrag der eigentlichen Wirthschaft erscheinen, als solche, die aus andern Gründen in ihrem Bereich für den König eingehen. Es werden da neben einander genannt: Bußen, Friedens- und Strafgelder verschiedener Art, Abgaben von Freien und Hörigen, Markt-, Brücken- und Schiffsgelder, Schweinezins, der Ertrag von Mühlen, von Forsten, Feldern, Weinbergen, Abgaben in Wein, sodann was die verschiedenen Zweige der Landwirthschaft, Acker- und Gartenbau, Stutereien, Viehzucht, Geflügel und Bienen, und ebenso was Fischerei, Bergbau oder Brauereien ergeben, endlich auch der Gewinn aus den verschiedenen Gewerben, welche die abhängigen Leute treiben. Alle Weihnachten sollte über die verschiedenen Posten genaue Rechnung abgelegt und der Bestand nachgewiesen, in den folgenden Fasten aber an einem bestimmten Tage das Geld abgeliefert werden. Von den Naturalien ward abgesondert, was für den Dienst an Hof und für den Kriegszug gebraucht ward oder auch für den Unterhalt von Arbeitern und Mägden bestimmt war; anderes kam für die Wirthschaft selbst, z. B. als

Aussaat zur Verwendung; über den Rest aber behielt Karl sich die Entscheidung vor, ob es aufbewahrt oder verkauft werden sollte. Von Nahrungsmitteln, die als Fastenspeise dienten, Fischen, Käse, Butter, Gemüse u. s. w. sollen stets zwei Drittel des ganzen Ertrags für den Gebrauch des Königs abgeliefert werden, auch jedes Jahr eine gewisse Portion von gesalzenem Wild. Sonst findet für die Leistungen an den Hof selbst unter den einzelnen Gütern und ihren Amtmännern ein gewisser Wechsel statt, der vielleicht durch den Aufenthalt des Königs oder sonst nach einer bestimmten Reihenfolge geregelt ward: darnach haben jene den Dienst, wie es heißt, oder den Dienst am Tisch; wahrscheinlich mußten dieselben sich da persönlich an dem Hoflager einfinden und die Producte ihres Districts darbringen. Ueber Alles waren dann genaue Verzeichnisse zu halten. Dabei verbietet Karl den Amtmännern strenge jeden Mißbrauch ihrer Macht, Bedrückung der abhängigen Leute, Förderung von Diensten oder Abgaben zu eignem Vortheil oder von Einquartierung, so wie Annahme von größeren Geschenken. In allen wichtigeren Angelegenheiten aber soll an ihn berichtet werden und behält er sich persönlich die Entscheidung vor. Als ein einzelner Punkt ist noch hervorzuheben die Pflicht der Amtmänner, für Vertilgung der Wölfe zu sorgen. Und dies hat Karl selbst zu einer allgemeinen staatlichen Angelegenheit gemacht; die Vicarien sollen jeder zwei Wolfsjäger halten, und diese frei sein von Kriegsdienst und dem Besuch der Gerichtsversammlungen, um ihrer Obliegenheit besser nachkommen zu können."

Reisen und Unterhalt des Hofes u. der Fremden.

Karls Vorfahren hatten auf jenen Landgütern mit ihren einfachen, aber geräumigen und bequemen Wohnhäusern ihren wechselnden Aufenthalt lieber genommen, als in den Städten. Hier setzten sie im Herbste, wenn der Feldzug beendigt war, die Lust des Krieges in einer anderen Gestalt fort, in der Verfolgung und Bekämpfung der wilden Thiere, an denen es damals in den deutschen Wäldern nicht fehlte. Auch Karl huldigte in seinen jüngeren Jahren diesem Wanderleben. Anfangs hielt er sich am meisten auf den karolingischen Stammgütern in den Niederlanden auf, in der Folge, wie wir später sehen werden, zog er Ingelheim und Aachen vor. Auf der Reise von einer Villa zur andern begleitete ihn seine Familie und sein Hofstaat. Die Gegenden, durch welche der wandernde Hof seinen Weg nahm, mußten die Mittel des Unterhalts und der Beförderung herbeischaffen. Wahrscheinlich waren die Inhaber königlicher Krongüter oder die Beamten verpflichtet für diesen Unterhalt zu sorgen, wofür sie von ihren Untergebenen Beiträge einsammelten. Am meisten genossen die hohen Geistlichen, die Bischöfe und Aebte, die kostspielige Ehre dieser königlichen Besuche. Und da auch die fremden Gesandten, die Ehrengäste, die Königsboten das Recht hatten, für sich und ihr Gefolge Obdach, Unterhalt und Beförderung, Nahrung für die Pferde, Botendienste u. A. von den geistlichen und weltlichen Beamten zu verlangen, so waren die Inhaber solcher Besitzungen, die an Landstraßen und in besuchten Gegenden lagen, durch die Pflichten gezwungener Gastfreundschaft oft stark in Anspruch genommen. An manchen Orten waren besondere Herbergen für solche Reisende erbaut.

Wege, Brücken ꝛc.

Sowohl zur Erleichterung der Reisen im öffentlichen Dienst als zur Beförderung des Handels und Verkehrs, vor Allem aber zur rascheren Bewegung der Heere in Kriegszeiten, wendete Karl auf die Herstellung von Straßen,

Brücken, Dämmen, Kanälen u. dgl. große Sorgfalt. Wir haben früher des Main-Donaukanals gedacht, der, ungeachtet der König selbst mit dem Hofe eine Zeitlang bei den Arbeiten zugegen war, schließlich dennoch durch die Ungeschicklichkeit und Unerfahrenheit der Werkleute unvollendet blieb, und wir werden später sehen, wie nahe ihm die Zerstörung der hölzernen Rheinbrücke durch einen Brand ging. Auch für die Schifffahrt sorgte Karl durch Herstellung des alten Leuchtthurmes an der gallischen Küste, durch Deichbauten und auf andere Weise. Bei diesen und ähnlichen Arbeiten wurden die Dienste der Gaugenossen und aller Umwohnenden in Anspruch genommen; und da diese Anstalten als eine Sache der Landesvertheidigung angesehen wurden, so waren alle Freien durch den Königsbann verpflichtet, sowohl bei dem Bau als bei der Erhaltung und Bewachung derselben mitzuwirken. Diese Dienste der geistlichen und weltlichen Großen wurden sogar bei dem Bau von Palästen und Kirchen in Anspruch genommen. „Der Mönch von St. Gallen erzählt, daß alle Bischöfe, Herzöge und Grafen, Aebte und Vorsteher königlicher Kirchen, dazu alle, welche öffentliche Beneficien erhalten hatten, beitragen mußten, als es galt jenen großartigen Bau einer Kirche und eines Palastes zu Aachen sammt den dazu gehörigen Wohnungen ins Werk zu setzen."

Die Capitularien liefern viele Beweise, mit welcher Sorgfalt Karl über Handel und Marktverkehr wachte. Die fahrenden Kaufleute, meistens Friesen, Juden oder Langobarden, mußten den Königsschutz, der ihnen Sicherheit ihrer Waaren verlieh, durch mancherlei Abgaben und lästige Beschränkungen erkaufen. Nicht nur daß für Güterwagen und Saumthiere Wege-, Thor- und Brückenzölle entrichtet werden mußten, daß Schiffe den Fluß- und Hafenzöllen unterlagen; daß für ein- und ausgeführte Waaren, besonders Salz, Sclaven und fremde Erzeugnisse an den Grenzen eine Abgabe erhoben ward; auch bei dem Kauf und Verkauf wurden Markt- und Stapelgelder eingefordert; königliche Erlasse verliehen einzelnen Orten das Marktrecht, bestimmten die Preise, suchten Betrug, Ueberforderung und Wucher zu verhüten, ertheilten Monopole und Befreiungen, beschenkten geistliche Stifter, Herrschaften oder Städte mit dem Rechte, Durchgangszölle zu erheben, verboten den Ankauf des Getreides auf dem Halme, des Weines vor der Lese, untersagten den Juden den Handel mit Gegenständen, die zu kirchlichen Zwecken dienten, verpönten das Zinsnehmen bei Darlehn, die Ausfuhr von Pferden und Waffen in Kriegszeiten, Handelsgeschäfte am Sonntag oder bei Nacht u. dgl. m. Dabei wird öfters eingeschärft, daß man sich der gesetzlichen Maße, Gewichte und Münzen bediene.

Handel. Marktverkehr. Zölle.

Die gewöhnliche Münze in der Karolingischen Zeit war der Silbersolidus zu 12 Denarien; die Prägung des Goldes hörte fast ganz auf und blieb nur auf Schaustücke zu Geschenken beschränkt. Auch in den Geldbußen trat seit Pippin die geringere Währung ein. Während in der Merovinger Zeit das

Münzprägung.

Wehrgeld nach dem Goldsolidus zu 40 Silberdenarien berechnet war, sollte dasselbe nun nach dem neuen Münzfuße bezahlt werden. „Nur der Sachse und Friese, der einen Franken tödtet, hat das Wehrgeld noch in der alten Weise zu entrichten, eine Ausnahme, die als besondere Strenge gegen diese zuletzt unterworfenen Stämme erscheint." Auf der Synode zu Frankfurt (794) wurden die neuen Denarien als allgemeine Reichsmünze festgesetzt und die Nachprägung mit des Königs Bildniß so wie die Zurückweisung mit Strafen belegt. „Karl ging überall darauf aus, das Münzwesen zu verbessern und einheitlicher zu gestalten. Namentlich auf reine und vollwichtige Stücke ward gehalten. Auch sind die Denarien schwerer ausgeprägt als früher." Doch hat er niemals eine vollständige Gleichheit des Münzwesens in allen Gebieten erreicht. Bei den Langobarden, wie bei den Friesen, Baiern, Sachsen erhielten sich abweichende Verhältnisse. Unter Karls Nachfolgern wurden verschiedene Veränderungen in der Münzprägung vorgenommen; doch unterschieden sich die Münzen der Karolingischen Zeit von den früheren darin, daß sie nur den Namen oder das Monogramm des Staatsoberhauptes führten, daß sie ein streng monarchisches und christliches Gepräge trugen und die Namen der Münzer, die in der Merovingischen Zeit vorkamen, wegfielen. Damit trat auch eine Verminderung der Münzstätten ein. Doch konnte die Bestimmung, daß nur an den königlichen Pfalzen oder Höfen gültige Münzen geprägt werden sollten, nicht eingehalten werden. Vielmehr gab es in allen Gebietstheilen des Reiches eigene Münzen, die die Stelle einer Wechselbank vertraten. Unter Karls Nachfolgern wurde das Münzrecht auch einzelnen Bischöfen und weltlichen Großen verliehen. Daß Falschmünzerei nicht selten vorkam, beweisen die schweren Strafen, die wiederholt auf dieses Verbrechen gesetzt werden. Zur Zeit Karls stand jede Münzstätte unter der Aufsicht eines Grafen. Da das geprägte Geld nicht durchaus hinreichte, so wurden auch andere Gegenstände, z. B. Vieh oder, wie in Rhätien, Eisen an Zahlungsstatt um einen bestimmten Preis angenommen.

Neuerworbenes Reichsgut. Dieselbe Sorgfalt, die Karl auf die Bewirthschaftung seiner eigenen Güter richtete, wendete er auch bei den Reichsgütern an. Wir haben früher gesehen, wie sehr der Kaiser bemüht war, bei Unterwerfung ferner Grenzländer den von den alten Bewohnern verlassenen Boden des eroberten Landes durch neue Ansiedelungen zu bevölkern und zu cultiviren. Alles unbebaute Land, Waldungen inbegriffen, galt als Eigenthum des Königs. Wollte sich nun Jemand in Landstrichen, die durch Eroberung gewonnen und z. B. zu einer Mark gefügt worden, niederlassen und das Feld urbar machen, so mußte er die Erlaubniß des Königs einholen und blieb, wenn nicht ausdrücklich eine Schenkung zu Eigenthum stattfand, für solches Land dem König verpflichtet. Auch durch Confiscationen, Schenkungen und Heimfall kam der Kaiser oder der Fiscus in den Besitz großer Landstrecken (denn noch immer machte man keinen Unterschied zwischen Einkünften oder Rechten des Königs und des Staates), so daß das

Karolingische Haus in allen Theilen des Reichs sehr begütert war. „Neu erworbenes Krongut und altes Hausgut des Austrasischen Geschlechtes kamen da zusammen."

Kirchliche Güter.

Und nicht nur weltliche Besitzungen gehörten zum Hausvermögen oder Fiscus des Königs, auch über manche Kirchengüter, besonders Klöster, die von der königlichen Familie gestiftet oder durch Uebertragung an den König gekommen waren, schaltete Karl als Eigenthümer. „Sie waren ein Gegenstand von Schenkungen und andern Verleihungen ganz wie gewöhnliches Gut." In der Regel übertrug er die Verwaltung geistlichen Vorstehern, die dann in ein näheres Verhältniß zu ihm traten, doch kamen auch Fälle vor, wo Weltliche die Rechte eines Abtes erwarben. Dann wurde jedoch ein Theil des Einkommens für die Klostermitglieder ausgeschieden. „Unter den späteren Karolingern sind die Klöster nicht viel anders denn als große Güter behandelt, die der König bald einem vornehmen Weltlichen übertrug, bald auch sich selber vorbehielt." Auch bei Bisthümern kamen noch Säcularisationen einzelner Besitzungen vor, wenn auch nicht mehr in solchem Umfange wie unter Karl Martell und Pippin. Der Widerspruch der Geistlichkeit, welche solche Entfremdungen des Gott geweihten Vermögens zu weltlichen Zwecken energisch bekämpfte, führte zu einem schonenderen Verfahren, wornach das Kirchengut „eine Art Mittelstellung zwischen den weltlichen Aemtern, den Beneficien, und den Eigen- oder Domanialgütern des Königs einnahm."

2. Hofleben und Reichsversammlungen.

Verändertes Hofleben unter Karl dem Großen.

Bewahrte unter den ersten Karolingern das Hofleben noch den einfachen Charakter des alten Heerkönigthums während und nach der Völkerwanderung, also daß die ausgezeichnetsten Waffengefährten, die einst mit dem Gefolgsherrn auf Kampf und Eroberung ausgezogen waren, als kriegerische Aristokratenhäupter (Antrustionen) die Umgebung des Fürsten bildeten, die Stimmführer im Rathe und in der Versammlung waren; so nahm unter Karl dem Großen der Hof an Bedeutung und Umfang wesentlich zu, besonders seitdem mit der Kaiserkrönung ein neuer Glanz über die Person des Königs verbreitet worden und bei der Größe des Reichs und der Ausdehnung der Herrschaft der Aufenthaltsort des Oberhaupts zugleich als Mittelpunkt wichtiger Berathungen und einer umfassenden Geschäftsthätigkeit diente. Während früher der König mit seinen Gefolgsgenossen und Hausdienern im Lande umherzog, bald da, bald dort auf einem seiner Höfe oder in einer der älteren Städte einige Zeit weilte und die Vornehmen des Landes, die sich ihm mit Huldigungen nahten, bewirthete oder beschenkte, mitunter auch wohl bei ihnen selbst vorübergehend einsprach; gestaltete sich nunmehr das Hofleben großartiger, umfassender und formenreicher; des Kaisers Palast oder „Pfalz" war der Sitz einer zahlreichen Hofdienerschaft hohen und niederen Ranges, der Sammelplatz kaiserlicher Wür-

denträger in verschiedenen Abstufungen, der Vereinigungsort der Vertrauten und Rathgeber des Oberhaupts, wo die wichtigsten Geschäfte erledigt, die folgenreichsten Entscheidungen gefällt, die verwickeltsten Rechtsfragen gelöst wurden. Und während früher das Königthum mehr an Neustrien gebunden schien und die alten Merovingischen Königssitze Paris und Soissons bei feierlichen Handlungen vorzüglich beachtet wurden, zeigte Karl größere Vorliebe für die östlichen deutschen Theile des Reichs. „Auf den Pfalzen an der Maas und am Rhein feierte er die hohen Feste und hielt er auch die allgemeinen Versammlungen ab, anfangs besonders zu Heristal und Worms, später, da hier der Palast abbraunte, zu Ingelheim, wo durch ihn ein solcher neu erbaut ward, zu Frankfurt, Tribur, Nymwegen, Würzburg, Regensburg, Schlettstadt, Königshofen u. a. O., vor Allem aber zu Aachen, das er um seiner warmen Bäder willen liebte und wo er der Jungfrau Maria eine Kirche, sich einen glänzenden Palast errichtete." Nun wich das wandernde Hofleben, ohne gerade ganz aufzuhören, mehr und mehr einer ständigen Hofhaltung an den erwähnten Pfalzen, unter denen mit den Jahren Aachen mehr und mehr als königlicher Sitz, als Sitz des Reiches die erste Stelle einnahm, es entfaltete sich ein Hofwesen, das in manchen Erscheinungen an die römischen und byzantinischen Kaiserhöfe erinnert, damit aber doch nach den alten Gewohnheiten deutscher Stämme fortwährend eine Betheiligung des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten verband.

Die Hof- u. Reichsbeamten. Um den Monarchen gruppirte sich eine Menge von Reichs- und Hofbeamten (Ministerialen), die unter verschiedenen Titeln alle Dienste und Geschäfte besorgten. Karls Neffe, Adelhard, verfaßte über die Ordnung des königlichen Hofes ein Werk, das sich in seiner ursprünglichen Gestalt nicht erhalten hat, aus dem aber der Erzbischof Hincmar von Rheims einen Auszug veranstaltete. Daraus lernen wir, daß die Umgebung des Kaisers aus weltlichen und geistlichen Beamten und Würdeträgern bestand, von denen jeder wieder eine größere oder kleinere Zahl Untergebener hatte. Die ersteren zerfielen in Hofbeamte, welche, wie der Seneschalk oder Speise- und Küchenmeister, der Schenke, der Kämmerer oder Ceremonienmeister und Verwalter des königlichen Schatzes (der in alter Weise außer baarem Gelde auch allerlei Kostbarkeiten, Schmuck und andere Gegenstände umfaßte), der Oberthürwart, der Stallgraf oder Marschall u. a., die Dienste bei Hofe versahen oder leiteten, und in Reichsbeamte welche wie die Pfalzgrafen oder königlichen Hofrichter, wie der Referendarius und Kanzler, unter deren Leitung das Reichssiegel und die Kanzlei standen, die staatlichen Angelegenheiten und die Ausfertigungen der königlichen Urkunden und Briefe besorgten. Neben diesen Großbeamten, unter denen der Kämmerer, Pfalzgraf und Kanzler die angesehensten waren, und die auch neben den gewöhnlichen Dienstleistungen zu anderweitigen wichtigen Geschäften, als Gesandte, Königsboten, Heerführer verwendet wurden, gab es

noch eine Menge untergeordneter Angestellten, welche wie der Quartiermeister (Mansionarius), der Jäger- und Falkenmeister, der Schwertträger u. a., den König auf seinen Reisen, auf der Jagd, bei feierlichen Aufzügen begleiteten und bedienten.

Mit der Leitung der geistlichen Angelegenheiten waren eine Anzahl Priester betraut, welche den Namen Capellane führten. Nach der Cappe des heil. Martin von Tours, die als besonders heilige Reliquie von den fränkischen Königen angesehen ward und selbst in den Krieg mitgenommen zu werden pflegte, wurde jeder Ort, wo man jene oder andere Heiligthümer aufbewahrte, Capelle und die Aufseher und Hüter derselben Capellane genannt. Der Vorsteher (Primicerius) der Capelle, ein hochgestellter Bischof oder Abt, der den Titel Erz-Capellan oder Apocrisiarius führte, galt als das Haupt der fränkischen Geistlichkeit. Seiner Sorge und Leitung waren alle geistlichen Angelegenheiten und alle kirchlichen Handlungen am Hofe übertragen. Da man zu einem so wichtigen Amte nur geschäftskundige und hochgebildete Männer wählte, so erlangte der Erzcapellan bei dem Monarchen und allen Gliedern des Hofes großen Einfluß, namentlich als auch häufig die Kanzlei unter seiner Aufsicht stand, die Kanzler und Notarien sehr oft aus den ihm untergebenen Geistlichen der Capelle gewählt wurden und das Archiv oder die Sammlung wichtiger Staatsschriften meistens in der Capelle seine Stelle hatte. Die Zahl der Hofcapellen war ziemlich groß und ihre kirchliche Würde verschieden. Sie besorgten nicht nur alle religiösen Handlungen, sie wurden auch oft zu andern Geschäften, als Vorsteher der kaiserlichen Bibliothek, als Lehrer der Hofschule, als Aufseher der öffentlichen Bauten u. dgl. verwendet; und da sie leicht Gelegenheit hatten, sich höhere Stellen zu verschaffen, so war das Amt eines Hofcapellans ein gesuchtes und beneidetes.

Capelle und Capellane.

Von den Räthen, die der Kaiser von Zeit zu Zeit um sich versammelte, hatten einige gleichfalls ihren ständigen Aufenthalt am Hofe, woher sie den Namen „Hofräthe" führten. Mit der Treue und Hingebung für den König sollten sie Liebe zum Volke, Gerechtigkeit, Frömmigkeit und Weisheit verbinden. Sie bildeten ein Collegium, das schon unter Karl von großem Einfluß war und unter seinen schwachen Nachfolgern an Bedeutung wuchs. Der Vorsteher, der als „oberster Rath" oder „Erster im Palast" den nächsten Platz nach dem König einnahm, war der eigentliche Leiter der Staatsregierung, wie in unsern Tagen der Minister-Präsident.

Die Hofräthe.

Außer diesen Angestellten und ihren Untergebenen wimmelte es am Hofe Karls von Vertrauten, Freunden, Lieblingen, Verwandten des Königs, die bald als Hausgenossen ihren beständigen Aufenthalt in der kaiserlichen Pfalz hatten, bald als Gäste ab- und zugingen und die Mannichfaltigkeit des Hoflebens mehrten, bald als Edelknaben sich zu den verschiedenen Hof- und Reichs-

Gäste und andere Angehörige des Hofes.

ämtern oder zum Ritterdienst ausbildeten. In der Umgebung des Kaisers befand sich ferner eine Schaar auserlesener Kriegsmänner aus der Zahl der königlichen Vassallen, die ihm als Leibwache und Ehrengefolge dienten, zugleich aber auch bei Kriegsfällen rasch einschritten und des Königs Befehle mit Kühnheit und Entschlossenheit ausführten. Rechnet man zu dieser Menge von Hofleuten noch die große Zahl von Fremden, von Glücksrittern und Abenteurern, von Hülfesuchenden und Bettlern, für die ein eigener Aufseher eingesetzt war, von herabgekommenen Personen, leichtfertigen Dirnen, vagirenden Leuten, Taschenspielern und Gauklern, von Krämern und Juden, die in unaufhörlichem Wechsel aus allen Gegenden des Reichs an dem Hofe ab- und zuströmten, so wird man sich einen Begriff machen können von dem unruhigen Treiben, von dem bunten Menschengewühl in allen Trachten und Sprachen, von dem lauten Leben voll Zerstreuung, Lustbarkeit und Abwechselung, das bei dem Fürstenlager zur Erscheinung kam. War dieses fürstliche Hoflager an den kaiserlichen Pfalzen in vielen Dingen Vorbild und Schule feiner Rittersitte und höfischer Bildung; so fehlte es dabei doch auch nicht an Leichtfertigkeiten, an Scandal und Ungesetzlichkeiten, an Frevel und Zuchtlosigkeiten aller Art. Dies geht schon aus den Strafbestimmungen gegen Uebelthäter und Sittenstörer, aus den Verordnungen über die Handhabung von Anstand und Zucht bei der Hofhaltung hervor; und daß selbst in der Familie des Kaisers manche Verstöße gegen Sitte und Ehrbarkeit zu Tage kamen, werden wir unten sehen. Aber trotz dieser Gebrechen und Auswüchse war das reiche, wechselvolle Hofleben doch ein Glanzpunkt in der Regierung Karls des Großen. Ueber den Lustbarkeiten und Hoffesten, über Tanz und Musik, über Jagdparthien, Waffen- und Reiterspielen, über dem Treiben der Possenreißer und Gaukler wurden auch die ernsten Beschäftigungen, die Anliegen der Kirche, der Bildung, der Wissenschaften und Künste, des Staatslebens nicht vernachlässigt. An dem Hoflager zu Aachen, zu Ingelheim am Rhein und an den zahlreichen Pfalzen, die über das ganze Reich zerstreut lagen, sah man neben der Hofdienerschaft in ihren mannichfaltigen Abstufungen und Gliederungen die gewandten Geschäftsleute und Räthe, denen die Pflege des Rechts, die Erhaltung der Ordnung und des Friedens im Reich anvertraut war; hier sah man neben den würdigsten Geistlichen und Dienern des Evangeliums jene tapfern „Paladine,“ welche den folgenden Geschlechtern als Muster aller Ritterlichkeit, aller Heldentugenden vorleuchteten; hier sah man die ersten Gelehrten der Zeit, den britischen Mönch **Alcuin**, den Geschichtschreiber **Einhard** aus dem Odenwalde, den Dichter **Angilbert** im vertrauten Verkehr mit Karl. Und gerade in diesem Verkehr zeigte sich der große Kaiser von seiner edelsten und liebenswürdigsten Seite. Um den Umgang zwangloser zu machen, nahmen sie Dichternamen aus dem Alterthume an. Während Karl selbst als König David gefeiert ward, führte Alcuin den Namen Flaccus, Angilbert, welcher Karls Thaten in epischen Versen besungen

Das königliche Hoflager.

hat, wurde Homer genannt, Einhard, der Baukundige, hieß Beseleel, nach dem Werkmeister der Stiftshütte u. s. w.

„Unter Karl war das Hoflager in Aachen der Vereinigungspunkt der ausgezeichnetsten Männer," sagt Waitz. „Hieher kamen die Gelehrten, die er aus Italien oder dem angelsächsischen Reiche herbeirief, um ihn in seinen Bestrebungen für die Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse zu unterstützen, von denen er selber noch in den Elementen der Bildung sich unterweisen ließ und mit denen und deren Schülern er und seine Kinder ein zugleich ernsten Bestrebungen gewidmetes und durch Poesie und andere Künste verschönertes Leben führten: das Volk bekam Achtung vor Wissenschaft und Unterricht, da es sah, daß sein mächtiger Herrscher ihnen und ihren Vertretern Gunst und Zutrauen schenkte. Hier wurden die Angelegenheiten der Kirche erwogen, für Reinheit des Glaubens, Förderung der Predigt, Besserung des Wandels Maßregeln beschlossen. Hierhin wandte man sich, um von dem Kaiser Anerkennung und Sicherung des Rechts, Abstellung von Willkür und Gewaltsamkeit, Entscheidung von Streitigkeiten und Zweifeln zu erlangen. Hier erschienen die Angestellten des Staats und der Kirche, die Königsboten und die Gesandten fremder Fürsten, um Auskunft zu geben über die Lage der Provinzen, ihre Anliegen vorzubringen, Bescheide einzuholen. Hier endlich wurde bald mit den Vertrauten und Räthen, bald in allgemeineren Berathungen Alles verhandelt, was für die Erlassung neuer Gesetze, für die Leitung der Regierung, für die Beziehungen zu anderen Staaten, für Krieg und Frieden von Bedeutung war."

Die kaiserliche Hofhaltung mit ihren Räthen und Rittern, Geistlichen und Gelehrten war somit der Brennpunkt des öffentlichen Lebens in Staat und Kirche, in Krieg und Frieden, das Herz, in welchem die Lebensadern des Reichskörpers zusammenströmten. Was hier im engeren Kreise berathen und beschlossen wurde, diente häufig als Vorlagen für die Reichsversammlungen, war in der Regel der Maßstab für die Instructionen der Grafen, Richter und Königsboten, gab den Impuls für die Schöpfungen und Einrichtungen auf dem Felde der Geistesbildung und des Unterrichts. —

Wir haben gesehen, wie die alte Sitte der Frankenkönige, alle Freien beim Beginne des Frühlings behufs des Kriegsdienstes um sich zu versammeln, auch von dem Herrschergeschlecht der Karolinger beibehalten ward, nur daß die Zeit der Versammlung vom März in den Mai verlegt ward. Davon empfing die im Freien abgehaltene Zusammenkunft den Namen Maifeld, eine Benennung, die auch dann beibehalten wurde, wenn die Einberufung erst in den Sommermonaten erfolgte. Zunächst für die kriegerischen Unternehmungen des Jahres bestimmt dienten diese Reichsversammlungen auch für andere Zwecke, besonders auf dem Gebiete der Gesetzgebung und der Rechtspflege, so wie für die Ordnung der kirchlichen Interessen, zu welchem Behufe auch in den meisten Fällen Bischöfe, Aebte und andere Geistlichen beigezogen wurden. Sie waren somit zugleich Reichstage und Synoden, bald in gemeinsamer, bald in gesonderter Berathung. Außer diesen großen Jahresversammlungen fanden in der Regel noch kleinere mehr vorbereitender Art im Herbst statt, und die rein kirchlichen und religiösen Gegenstände wurden auch auf besonderen nur

Die Reichsversammlung.

von Klerikern besuchten Synoden verhandelt, deren Beschlüsse jedoch ebenfalls dem Kaiser zur Genehmigung unterbreitet werden mußten. In dringenden Fällen wurden auch in den einzelnen Provinzen zu verschiedenen Zeiten eigene Landtage abgehalten, die jedoch stets den Charakter außerordentlicher Zusammenkünfte zu bestimmten Zwecken an sich trugen. Bei der Wahl der Orte für diese Versammlungen nahm man gerne auf obwaltende Verhältnisse und Bedürfnisse Rücksicht. Wo der militärische Charakter vorherrschte, wurden die Maifelder in der Regel in solchen Gegenden abgehalten, die dem Kriegsschauplatze nahe lagen, in Genf, Paderborn, am Rhein u. a. O. Bezogen sich die Verhandlungen auf die Angelegenheiten des Friedens, der Gesetzgebung, der Kirche, so versammelte Karl die Glieder der Reichstage gewöhnlich in einer seiner Pfalzen, die mehr im Mittelpunkte des Reiches lagen. Eigene Ausschreiben und Boten machten Zeit und Ort kund. Alle Freien waren berechtigt und anfangs auch verpflichtet, den Versammlungen anzuwohnen; da aber bei der Ausdehnung des Reichsgebietes der Besuch oft lästig fiel, so nahmen mit der Zeit gewöhnlich nur die weltlichen und geistlichen Großen und die dazu berufenen „Rathgeber des Reichs" Theil. Mitunter mochten auch Bevollmächtigte als Abgeordnete einzelner Provinzen auf denselben erscheinen. Die Gegenstände der Verhandlungen wurden durch die Lage und Bedürfnisse bedingt. Meistens waren es dringende Fragen der Zeit über Kriegführung und Friedensschlüsse, über Verhandlungen mit fremden Völkern, deren Gesandte gewöhnlich auf die Reichsversammlungen beschieden wurden, über den Schutz des Handels und der Kaufleute, über kirchliche Angelegenheiten und über Alles, was in das Bereich der Gesetzgebung fiel. Eine nicht geringe Bedeutung hatten die Gaben und Geschenke, die bei dieser Gelegenheit dem König dargebracht zu werden pflegten. Denn wenn auch allgemeine Umlagen oder Steuern noch unbekannt waren, so wurden doch die jährlichen Maigeschenke bereits als Schuldigkeit angesehen und der Betrag entweder nach dem jedesmaligen Bedürfniß oder ein für allemal von dem König bestimmt. Besonders wurden Bischöfe, Aebte und weltliche Großen zu solchen Gaben und Lieferungen angehalten, vielleicht aber auch das ganze Volk. Außerdem bildete der Reichstag den höchsten Gerichtshof in allen wichtigeren Rechtssachen, namentlich bei öffentlichen Verbrechen. Ueber die Rechtsbefugnisse der Versammlung waren keine gemeingültigen Bestimmungen getroffen, zwischen Rath und Zustimmung keine scharfen Grenzen gezogen. „Bald galt es eine Entscheidung zu treffen, bald ein Gutachten oder einen Rath zu geben, bald bei neuen Rechtsbestimmungen oder Anordnungen eine bestimmte Mitwirkung eintreten zu lassen." Jedenfalls fühlte sich Karl in der Ausübung seiner Machtfülle nur wenig durch die Reichsversammlungen beschränkt. In allen wichtigen Beschlußnahmen ging der freie Impuls von ihm aus; doch hat auch er stets der alten germanischen Sitte geachtet, „daß nicht der Wille und die Einsicht des einzelnen,

wenn auch hochbegabten und hochgestellten Mannes, entscheiden dürfe über Wohl und Wehe, Thun und Lassen des Volks, sondern daß derselbe des Beiraths und der Mitwirkung solcher bedürfe, welche durch ihre Stellung berufen seien Auskunft über die Bedürfnisse und Interessen der einzelnen Theile und Glieder des Reichs zu geben." Die auf der Reichsversammlung vom König unter Beirath und mit Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen gefaßten Beschlüsse wurden wahrscheinlich dem im Freien umherlagernden Volke verkündigt, das nach alter Weise seinen Beifall durch Zuruf und Waffengetöse kund geben mochte, und hierauf in schriftlichen Ausfertigungen als königliche Verordnungen oder Erlasse mit Gesetzeskraft, von der Eintheilung in Capitel „Capitularien" genannt, zu allgemeiner Geltung bekannt gemacht und in die Sammlung der Reichsgesetze aufgenommen. Sie bildeten das allgemeine Reichsrecht, „eine Staatsgesetzgebung umfassendster Art, die bald die großen Verhältnisse der Gesammtheit regelte, bald zu den localen Zuständen hinabstieg." Obwohl, wie erwähnt, in lateinischer Sprache abgefaßt, trägt das Gesetzbuch doch germanisches Gepräge; alle Keime des sittlichen Lebens, die sich in deutschen Gesetzen, Gebräuchen und Einrichtungen vorfanden, sind hier zusammengefaßt und veredelt.

„Die Reichstage," heißt es bei Waitz, „dienten, den Zusammenhang und die Einheit in der Leitung der staatlichen Angelegenheiten zu erhalten und weiter auszubilden: hier fand der Kaiser Gelegenheit, persönlich mit den Vorstehern der Gaue und Bisthümer zu verkehren, wie es bei dem weiten Umfang des Reichs sonst nicht möglich war; hier die allgemeinen Grundsätze festzustellen und auszusprechen, nach denen sie und die Königsboten handeln, überhaupt die öffentlichen Angelegenheiten geleitet werden sollten. Aber es ist nicht das Einzige, was in Betracht kommt. Die Reichsversammlung war zugleich ein Ausdruck der im deutschen Volke lebenden Auffassung vom Staat, nach welcher jederzeit ein Zusammenwirken von Herrscher und Volk in den wichtigeren Angelegenheiten erforderlich ist, die zu verschiedenen Zeiten eine verschiedene Bethätigung erhalten hat, die sich aber auch hier, nur in bestimmt aristokratischen Formen, zeigt und nicht gering angeschlagen werden darf. Wohl sind es die Beamten des Staats und der Kirche und einige andere besonders angesehene Männer, welche die eigentlichen Berathungen halten und auf die es bei allen Entscheidungen ankommt; allein sie handeln im Namen der Gesammtheit, und können wie eine Art Vertretung des Landes, die Grafen der Gaue, welchen sie vorstehen, die Bischöfe der Diöcesen oder auch der auf ihren Besitzungen Wohnenden, angesehen werden. — Die Reichsregierung, wie entscheidend auch unter Karl seine Ansicht und sein Wille für Alles waren, ist nicht das Werk nur des einzelnen Gebieters. Dieser war nicht an scharf bestimmte Formen gebunden; doch sein Walten auch kein schrankenloses, am wenigsten ein willkürliches. Alles war geordnet, aber in einer gewissen Freiheit, welche die Dinge nach den Umständen verschiedenartig auffassen ließ. Auch hatte die Ordnung selbst ihren Halt vornehmlich in dem Oberhaupte, und auf volle Kraft und Tüchtigkeit desselben kam es vor Allem an."

3. Das Culturleben.

Karls Sinn für Bildung.

Nicht minder groß als in der Kriegführung und Gesetzgebung zeigte sich Karl als Förderer der Wissenschaft und Cultur. Bedenkt man die mangelhafte Erziehung, die zu seiner Zeit den jungen Edelknaben zu Theil ward und die auch bei ihm nicht über die Uebung der Waffen, die Stärkung des Leibes durch Jagen, Reiten, Schwimmen und ritterliche Künste hinausgegangen, ja vielleicht noch unter der Linie der gewöhnlichen Kenntnisse geblieben ist; so kann man nicht genug bewundern, daß er an Sinn und Interesse für höhere Cultur, an Achtung für Wissen und Bildung, an Erkenntniß und Würdigung der hohen Bedeutung der geistigen Güter für die gesammte Menschheit seine Zeitgenossen weit überragte, und daß er zu der richtigen Einsicht kam, die von ihm geschaffene Monarchie könne nur dann auf Dauer und Stabilität rechnen, wenn Cultur und edle Menschenbildung die feste Grundlage bildeten. Welch eine kräftige Natur setzt es voraus, wenn ein Mann, von dem erzählt wird, daß er in seiner Jugend des Lesens und Schreibens unkundig gewesen und kein Latein gewußt habe, auf der Höhe des Lebens sich abmühte, seine mangelhafte Jugenderziehung zu ergänzen, wenn wir hören, daß er die Stunden, die er dem Schlaf oder den Staats- und Kriegsgeschäften abrang, dazu verwendete, sich die Kunst des Schreibens anzueignen, die deutsche und lateinische Sprache grammatisch zu erlernen und seinen Durst nach Wissen zu befriedigen, daß, wenn er es auch selbst niemals zu einiger Gewandtheit in der Feder brachte und ihm der schriftliche Ausdruck stets schwer fiel, er so viel Einsicht und Urtheil gewann, um bedeutende Kräfte an sich zu ziehen und sich ihrer zu seinen Zwecken zu bedienen und solche Liebe und Achtung für Wissenschaft, Unterricht und Kunst, daß die literarische Oede durch seine Anregung neu angebaut und befruchtet wurde. Den rohen Ausschweifungen und Genüssen der fränkischen Edlen glaubte er nicht besser begegnen zu können als durch die Macht der Bildung, durch die Wirkung einer veredelten Erziehung der Jugend und durch eigenes anregendes Beispiel.

Seine gelehrte Umgebung.

Zu dem Zwecke stellte er die unter den Stürmen der vorausgegangenen Jahre verfallene Hofschule wieder her und zog tüchtige Männer in seine Nähe, welche geeignet waren, durch Lehre und Beispiel seine Bestrebungen zu fördern. Wir haben früher gesehen (IV. S. 815), mit welcher Gunst er den langobardischen Geschichtschreiber Paulus Diaconus behandelte, um ihn an den fränkischen Hof zu fesseln; schon auf seinem ersten Zug über die Alpen brachte er ihn nebst dem Grammatiker Peter von Pisa nach Frankreich mit. Den letzteren, von dem er selbst sich in der lateinischen Grammatik unterrichten ließ, stellte er als Lehrer bei der neuen Hofschule an, wo die königlichen Kinder und die Söhne der Großen ihre Bildung erhielten, und aus welcher mit der Zeit eine Art Akademie erwuchs, „welche Karl und seine vertrauteren wissenschaft-

lichen Freunde zu regelmäßigen Sitzungen vereinigte." Auch Theodulf, einen Gothen, dessen geistreiche und formgewandte Dichtungen das lebhafteste Bild von Karls Hof gewähren, während er als Staatsmann und Bischof (von Orleans) eine bedeutende Wirksamkeit entfaltete, hat er wahrscheinlich aus Italien zu sich berufen, und aus Baiern zog Leidrad nach dem Falle seines Gönners Thassilo nach dem Frankenreiche, wo er lange dem Bisthum zu Lyon vorstand, bis er sich in das Kloster des heil. Medardus zurückzog. Aber den begabtesten und eifrigsten Förderer seiner Pläne gewann Karl in dem britischen Mönch Alcuin. Dieser strebsame, vielthätige und kenntnißreich Mann, der in York, seiner Geburtsstadt, noch die Reste altrömischer Cultur und Literatur kennen gelernt hatte, leitete als einflußreicher Rathgeber, Freund und Vertrauter des Kaisers und als Haupt des von ihm gestifteten gelehrten Vereins, das ganze Bildungs- und Erziehungswesen, durch welches Karl die römisch-griechische Cultur mit christlicher Färbung im germanischen Frankenreiche neu zu beleben bemüht war. Der britische Gelehrte, den Karl stets mit dem höchsten Vertrauen beehrte, suchte mit den Strahlen der alten Wissenschaft die herrschende Finsterniß zu vertreiben und Sinn für das Edle, für Sitte, Tugend und Recht zu wecken. Nicht nur daß er selbst als Lehrer thätig wirkte, daß er den Kaiser in verschiedenen Wissenschaften unterrichtete und die kaiserliche Familie, den gesammten Hof und dessen nächste Umgebungen in den Kreis wissenschaftlicher Beschäftigung hineinzog; er verfaßte auch Handbücher über die verschiedenen Disciplinen, welche die Summe des damaligen Unterrichts ausmachten. Es sind dies die sieben freien Künste, die wir schon früher kennen gelernt haben, das Trivium, bestehend in Grammatik, Rhetorik und Dialektik, und das Quatrivium, die Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie umfassend. Diese beiden Abtheilungen bildeten als Ethik und Physik die vorbereitenden Wissenschaften für die Theologie, in welcher Alcuin den Inbegriff und Abschluß aller wahren Erkenntniß erblickte. Zugleich war derselbe unablässig bemüht, in Briefen und wissenschaftlichen Werken seinen Herrn und Meister bei seinen großen Aufgaben mit Rath und Ermahnungen zu unterstützen und die Grundsätze christlicher Regierungsweise in ihm zu wecken und zu befestigen. Und Karl ehrte den Mann und seine Verdienste auf die rühmlichste Weise. Nicht nur daß er ihn mit Hochachtung behandelte, mit Gütern beschenkte und ihm die wichtige Abtei Tours und vier andere Pfründen verlieh; er gönnte ihm auch die Unabhängigkeit und Selbständigkeit, welche Alcuin bei aller äußeren Unterwürfigkeit und bei aller Ehrfurcht gegen die Person des Kaisers zu bewahren wußte. Er zürnte nicht, daß derselbe als Abt von Tours seine Einladungen am Hofe zu leben unter allerlei Vorwänden ablehnte. „Dadurch aber, daß Alcuin seine Lehrmethode, die dialektisch und entwickelnd war, den Zeitverhältnissen und Umständen geschickt anzupassen und Karls Eifer für die Wissenschaft zu benutzen und zu unter-

stützen wußte, ist er der Mann geworden, an dessen Namen sich die Wiederherstellung der Wissenschaft und Bildung Roms für das ganze nachfolgende Zeitalter der Karolinger anknüpft." Er war die Seele des erwähnten gelehrten Kreises am kaiserlichen Hoflager, dessen Theilnehmer, die nächsten Angehörigen, Verwandten und Freunde Karls, in naiver Weise Namen aus dem Alterthume, dem biblischen wie dem heidnischen, führten.

Er befördert die römische Literatur.

Daß sich Karl der römischen Literatur zuwandte und in ihrer Wiederbelebung und Verbreitung den geistigen Boden für sein Universalreich erblickte, hatte den Grund in seiner Bewunderung der hohen Macht, die in der alten Cultur verborgen lag, in der Bedeutung, welche die lateinische Sprache durch die Kirche und die kirchlichen Schriftsteller erlangt hatte, in seinem Streben, die altrömische Weltmonarchie mit allen ihren Gütern in dem fränkischen Kaiserreiche von Neuem aufzurichten. Die deutsche Sprache, noch nicht zur Schriftsprache ausgebildet, war für wissenschaftliche und literarische Zwecke nicht geeignet: was jenes sterile Zeitalter an schriftstellerischen Arbeiten hervorbrachte, war in lateinischer Sprache abgefaßt, die Religionsschriften, die Geschichtsbücher, die Dichtungen. Nur die Sprache des alten Rom und der Kirche konnte auf allgemeine Geltung, auf allgemeines Verständniß Anspruch machen. Daß jedoch auch in dieser Sache sich Karl als Deutscher fühlte, daß die Klänge der Heimath stets seinem Herzen theuer blieben, bezeugt die Nachricht, daß er sich eifrig mit deutscher Grammatik beschäftigte und die altgermanischen Heldenlieder, „in denen die Thaten und Kriege der alten Könige besungen waren," sammeln und aufzeichnen ließ, „damit sie nicht vergessen würden." So erkannte Karl auch in den von Andern mißachteten deutschen Liedern und Sagen den frischen Athem eines urkräftigen geistigen Lebens.

Sein Interesse für deutsche Dichtung u. Sprache.

Einhard, dem wir diese Nachricht verdanken, versichert ferner, Karl habe auch den Monaten und Winden Benennungen aus seiner eigenen Sprache gegeben; den Januar habe er Wintermanoth (Wintermonat) genannt, den Februar Hornung, den März Lentzinmanoth (Lenzmonat), den April Ostarmanoth, den Mai Winnemanoth (Wonnemonat), den Juni Brachmanoth, den Juli Heuvimanoth (Heumonat), den August Aranmanoth (Erntemonat), den September Witumanoth (Holzmonat), den October, Windumamanoth (Monat der Weinlese, Vindemiare), den November Herbistmanoth, den December Heilagmanoth (Heiligmonat), Benennungen, die theilweise bis auf unsere Zeit fortgedauert haben. Auch mit Astronomie beschäftigte sich Karl, wobei ihm Alcuin mit Hülfe der Alten an die Hand ging.

Mochte demnach auch Karl durch die Verhältnisse der Zeit, durch das Vorwiegen der römischen Cultur in den maßgebenden Provinzen seines Reichs, durch den Umstand, daß die Träger der Wissenschaft ausschließlich Kleriker waren, nothgedrungen seine Aufmerksamkeit und sein Interesse vorzugsweise der römisch-christlichen Bildung und Literatur zuwenden; so geht doch aus diesen Bemühungen für die deutsche Sprache, aus seiner Anweisung an die Geistlichkeit, den Deutschen deutsch zu predigen, sie in deutscher Sprache zu unterrichten, aus seiner Fürsorge, daß auch auf germanischem Boden, in den

neuerrichteten Bisthümern und Stiftern, namentlich in Reichenau, Fulda, Paderborn, Osnabrück, ähnliche Schulen gegründet wurden, wie sie in Tours, in St. Vandrille bei Rouen, in Lyon, in St. Amand (Elno), in Orleans, Metz, Rheims u. a. O. bestanden oder ins Leben traten, klar hervor, „daß Karl seinen Blick weit über die engen Schranken erhob, in welche die abendländische Kirche Kunst und Wissenschaft eingezwängt hielt, wo nur die römische Gelehrsamkeit, von der Geistlichkeit in ihrem Sinne umgebildet, Raum behalten hatte;" daß er fühlte, „wie das Christenthum die Tendenz zu einer universellen Bildung der Menschheit in sich trage, die aber deshalb auch alle höheren geistigen Elemente, die sich in der Eigenthümlichkeit der verschiedenen Nationen zerstreut finden, in sich aufnehmen müsse," und daß er wie Keiner vor ihm begriff, „welche geistigen Schätze in seiner deutschen Muttersprache ruhten und aus ihr zu heben seien." Wenn aber dennoch die Idee einer allgemeinen Volksbildung, die seinem Geiste vorschwebte, nur auf Grund der alten Cultur und Sprache und nur an der Hand der Kirche ins Leben treten konnte, so lag die Ursache nicht allein in seiner eigenen Vorliebe für die christlich-theologische Bildung und ihre geistlichen Träger, sondern auch in dem Mangel anderer Lehrkräfte, in der Unmöglichkeit, auf den rohen germanischen Elementen einen allgemeinen Culturbau aufzuführen.

Heilsame Wirkungen.

Aber wie fremd auch die von Karl geförderte Geistesbildung der deutschen Völker im Anfang erscheinen mochte; sie gab dennoch den Anstoß zu einem neuen geistigen Aufschwung, zu einem inneren Leben, das viele edle Keime in sich trug, viele schlummernde Kräfte weckte. Wenn er aus Italien und aus den britischen Reichen Männer in seine Nähe berief, welche die Bildung der alten Welt und die Kenntniß der antiken Literatur in ihre Seele aufgenommen hatten und von dem Verlangen durchglüht waren, den in ihnen lebenden Gottesfunken auch in Andern zu entzünden; wenn er in dem gallischen Klerus, der noch in den Städten des Südens und der Mitte die Mehrheit bildete, das Bewußtsein seiner höheren Mission weckte und ihn zum Wetteifer mit den fremden Gelehrten anspornte, wenn er den geistlichen Stand sittlich und wissenschaftlich zu heben suchte, damit er fähig und willig werde, Hüter und Förderer der edelsten Güter im Reiche Gottes zu sein, so sorgte er dadurch zugleich für die deutschen und barbarischen Völker, die noch in den „Schatten des Todes wandelten" und für die fränkischen Krieger, die unter den rauhen Werken der Waffen noch den Werth des geistigen Lebens, noch die beseligende Kraft des Christenthums wenig kennen gelernt hatten.

Besonders für den fränkischen Klerus.

Indem er die fremden Geistlichen auf alle Weise auszeichnete und dem einheimischen Klerus als leuchtende Beispiele christlicher Tugend und Weisheit hinstellte, deren Worten er selbst mit der größten Ehrerbietung lauschte, feuerte er die Priesterschaft seines Reiches zur Nacheiferung an, und indem er der Kirche und ihren Dienern hohe Rechte verlieh, sie mit Gütern und Reichthü-



mern beschenkte, ihnen den Zehnten zuwies, ihre Person und ihren ganzen Stand mit Privilegien und Immunitäten bedachte, zugleich aber auch ihre Berufspflichten mehrte, die Verbreitung der Volksbildung durch Schrift und Wort, die religiöse Erhebung durch ergreifenden Cultus, durch Predigt und Gesang, die Verpflegung der Armen und Hülfsbedürftigen ihnen zur Aufgabe stellte, hob er den Klerus innerlich und äußerlich und weckte zugleich in ihm das rege Streben, die hohen Zwecke des Meisters zu fördern. Die Capitularien enthalten Ermahnungen an die Bischöfe und Priester, sich eines würdigen Wandels zu befleißigen, keine Gaukler und Possenreißer in ihrer Nähe zu dulden oder gar ihren Aufführungen anzuwohnen, den verschiedenen Volksstämmen die Lehre des Evangeliums in den ihnen verständlichen Landessprachen zu verkündigen, damit sie Jedermann verstehen könne. Die Sammlung von Predigten (Homiliarium), die Karl durch Paulus Diakonus aus den Kirchenvätern zusammenstellen ließ, sollten in die romanische „Bauernsprache" und in die deutsche Sprache übertragen, der Glaube und das Gebet des Herrn Jedem in seiner Mundart gelehrt werden. Auf den Reichsversammlungen wie auf den Provinzialsynoden wird fort und fort auf die Errichtung von Unterrichtsanstalten für alle Stände und besonders auf die Ausbildung der Geistlichen gedrungen, „welche mit Recht ein Sauerteig und eine Würze für das Volk und das Salz der Erde heißen könnten, damit durch sie die Kirche verherrlicht würde, zu deren Preis gesagt sei: An ihr hangen tausend Schilde, das ganze Rüstzeug der Starken." So heißt es in einem Synodalbeschluß vom Jahre 813: „Wie der weise Karl befohlen hat, sind von den Bischöfen Schulen einzurichten, in welchen mit allem Eifer sowohl die Grundlagen der Wissenschaft als auch die heiligen Schriften erlernt werden sollen;" und in einem andern aus demselben Jahre: „Die Unwissenheit ist die Mutter aller Irrthümer, und muß am allermeisten von Gottes Priestern vermieden werden, die ja das Amt, das Volk zu belehren, übernommen haben."

War die fränkische Geistlichkeit früher fast durchgängig römischer Abkunft, so widmeten sich jetzt, seit durch Karls Freigebigkeit und Gunst die Bischöfe und Aebte zu Macht und Ansehen erhoben, den Grafen und weltlichen Großen ebenbürtig an die Seite gestellt und mit Gütern und Einkünften reich ausgerüstet wurden, auch deutsche Männer dem geistlichen Stande. Diese mochten Anfangs in ihrer Lebensweise und in ihren Beschäftigungen von den weltlichen Edlen nicht weit verschieden sein; sie mochten noch bisweilen den Krummstab mit dem Schwert vertauschen und ihre Dienstleute selbst ins Feld führen; sie mochten der Jagd nachgehen und sich andere dem geistlichen Stande wenig geziemende Vergnügungen erlauben; aber mit der Zeit erwachte bei den deutschen Geistlichen ein anderer Sinn. Karls eigenes Beispiel und seine ernsten Verordnungen wiesen auf den Werth der Bildung hin. Während Missionare bei den heidnischen Grenzvölkern mit dem Christenthume auch

die Keime der Gesittung und Civilisation in die Erde senkten, wurde die fränkische Geistlichkeit angehalten, Klosterschulen und Domstifter zu begründen, wo die Kinder der Vornehmen wie der Geringen in den Schuldisciplinen der Zeit unterrichtet werden möchten, die Schätze der alten Literatur in Bibliotheken zu sammeln und durch Abschreiben der Manuscripte zu vervielfältigen und zugänglicher zu machen. Und ist einmal der Sinn erschlossen für das stille Glück, das die Beschäftigung mit der Kunst und Wissenschaft gewährt, so ist kein Stillstand mehr möglich. Bald zeichnete sich der fränkische Klerus durch Gelehrsamkeit aus und die bischöflichen Schulen wurden die Pflanzstätten einer neuen abendländischen Cultur. Von dem Studium der Theologie und von den trockenen Schulwissenschaften erhoben sich einzelne strebsame Geister zu freieren Productionen, zur Poesie, zur Geschichtschreibung, zur Kunst. Indem Karl die Bischöfe und Aebte mehr und mehr von den weltlichen Geschäften und Sorgen befreite und ihnen gestattete, bei dem Heerbann, bei der Ausübung der Gerichtsbarkeit, bei den ökonomischen Arbeiten durch Vögte und Amtleute sich vertreten zu lassen, setzte er sie in Stand, ihre Kräfte ungetheilt den geistlichen und wissenschaftlichen Dingen zu widmen. Waren auch diese literarischen Productionen nur Nachahmungen der Alten, ja häufig nur Entlehnungen ihrer Worte, Ausdrücke und Formen; war auch die von ihnen geschaffene Bildung nicht eine Blüthe des Volkslebens; sondern ein fremdartig Erlerntes, „so daß die Schriften selbst der ersten Männer des Zeitalters den frischen Lebensgeist desselben selten zu Tage bringen, vielmehr in Prosa und Versen eine unnatürliche, schwülstige Manier;“ waren auch die Dichtungen keine Erzeugnisse der Natur oder eines inneren Berufes, keine Ergüsse wahrer Begeisterung, sondern nur eine gelehrte Kunstübung und Kunstbildung, die Versuche, verschiedenartige Stoffe der Zeit, besonders geschichtlicher Art, in die Sprache und metrischen Formen eines Virgil und Horaz einzukleiden oder den Schatz der geistlichen Lieder zu vermehren: so geht doch aus allen Erzeugnissen, in denen sich das praktische Leben und Streben unmittelbar abspiegelt, in Geschäftsbriefen, Gesetzen u. A. deutlich hervor, „daß es nicht Ueberreste einer absterbenden Cultur sind, sondern fremde geschmacklose Formen, mit denen der erwachende Geist sich schmückte, wie der schöne Wilde mit den Lumpen des Europäers;“ so erhielten doch diese Beschäftigungen den Sinn und die Uebung für literarisches Schaffen, verknüpften die öde Gegenwart an die reiche Vergangenheit und bewahrten die Traditionen, bis das deutsche Element in Sprache und Kunstfertigkeit so weit herangebildet war, daß es die fremden Formen abstreifen und in der eigenen Natur und Sprache auftreten konnte.

Und wie sich Karl zur Pflege der Wissenschaften, zur Hebung des Schulunterrichts, zur Verbreitung der Volksbildung der Kirche und des Klerus bediente, die heimischen Kräfte durch fremde Vorbilder anregend, so auch bei den Hebung der Künste.

Werken der Kunst, durch welche er die Cultur seines Reiches zu heben bemüht war. Römische Tonkünstler wirkten in Soissons und Metz für Kirchengesang und geistliche Musik; und durch des Kaisers Eifer und Interesse für die reiche Welt der Töne wurde dieser mächtige Förderer der Sittigung und edlen Gemüthserregung bei allen Kirchen und Domschulen mit großem Erfolg angewendet und gepflegt. Durch den Einfluß dieser römischen Tonkünstler wurde der barbarische Gesang der Deutschen, der den Italienern wie das Geheul wilder Thiere vorkam, durch kunstreiche Kirchenmusik verdrängt, die an der in Deutschland ausgebildeten Orgel eine wichtige Stütze fand. Nicht mindere Sorgfalt widmete Karl der Baukunst. Wir haben früher gesehen, wie er nach dem Beispiele seiner Vorfahren im Anfange seiner Regierung gerne auf den ländlichen Villen, die über das ganze Reich zerstreut lagen, verweilte. Aber das Wohlgefallen an den einfachen Herrnhäusern mit ihren offenen Gallerien und Söllern wich mehr und mehr einem gebildeteren Kunstgeschmacke, seitdem er in Rom und andern Städten Italiens die Denkmale antiker Baukunst kennen und bewundern gelernt. Nun baute er nicht mehr als Gutsbesitzer, sondern als König, indem er das Nützliche mit dem Schönen, die Bequemlichkeit mit den reizenden Formen der griechisch-römischen Architektur zu verbinden suchte. In den zahlreichen Pfalzen und Burgen, die er in den verschiedenen Theilen seines Reiches aufführte, folgte er in Allem den römischen Vorbildern und auch in den Kirchen und Klöstern, die auf seine Anregung von den Bischöfen errichtet oder restaurirt wurden, war der romanische Baustyl maßgebend. Der Palast zu Ingelheim an den Rebenhügeln des Rheins, wo Karl am liebsten weilte, war nur eine Wiederherstellung der alten Kaiserburg in Ravenna, die der Papst dem neuen Gebieter überließ, damit dieser die hundert Granit- und Marmorsäulen, die schön gearbeiteten Werkstücke und die Wandgemälde bei seinem Neubau benutzen möchte.

Der Klerus Träger der Cultur. So sehen wir in Wissenschaft und Kunst Alles auf die römisch-griechische Grundlage zurückgeführt, von wo aus es sich wieder in neuem Geiste, in eigenthümlichen Richtungen weiter entwickelte und fortbildete; in Allem war der Priesterstand der Träger und Förderer der romanischen Cultur auf germanischem Boden, aber Karls weitschauender Herrscherblick überwachte und lenkte das Ganze. In vielen Verordnungen wird den Geistlichen die Erhaltung und Herstellung der Kirchengebäude angelegentlichst empfohlen; wir erfahren, daß er selbst zuweilen die Schulen besuchte, an dem Unterrichte Theil nahm, die Trägen tadelte, die Fleißigen lobte und durch Verheißung künftiger Beförderung aufmunterte. Welch eine große Aufgabe war unter einem solchen Oberhaupte dem fränkischen Klerus zugewiesen! „Nicht allein, daß er das geistige Element in den höchsten Kreisen des Staatslebens vertrat," sagt Giesebrecht, „mit seiner geistlichen Autorität den Hof und den Adel beherrschte, in alle Verhältnisse des Reichs eingriff und alle kirchlichen Ordnungen handhabte, er drang zugleich

bis in die tiefsten Schichten des Volks hinab, um hier Alles mit christlichen Lebenselementen und zugleich mit den Anfängen einer höheren Bildung und Gesittung zu erfüllen. In dem Klerus vereinigte sich die geistige Kraft des Reichs, von ihm ging die geistige Bewegung desselben aus; ihm war es nächst dem Kaiser am meisten zu danken, daß das neunte Jahrhundert sich in der Geschichte der Kunst und Wissenschaft als eine Zeit lebendigen Aufschwungs darstellt und zugleich als die Zeit, in der sich das deutsche Wesen zuerst zu den höheren Regionen geistiger Thätigkeit Bahn brach."

Wir haben früher (IV. S. 728) die Männer angeführt, die in den angelsächsischen Reichen die Keime der Bildung bewahrten oder von Neuem pflanzten, einen Theodorus, Wilfried u. A. Unter den Klosterschulen, die von ihnen gestiftet wurden, nahm die von York, wo Alcuin den Grund zu seiner Bildung legte, den ersten Rang ein. „Das Verdienst dieser Männer," sagt Lorentz in Alcuins Leben, „besteht weniger in neuen Entdeckungen auf dem Gebiete der Wissenschaften, als vielmehr in Erhaltung und Weiterverbreitung dessen, was die frühere Zeit hervorgebracht hatte. Sie setzten der drohenden Barbarei einen Damm entgegen, und pflegten in der Stille der Klöster unberührt von den Stürmen, welche die Welt erschütterten, die herrliche Blume der Geistesbildung, bis bessere Zeiten sie wiederum ans Licht hervorriefen, und jene Klöster unnütz machten, deren Zweck nun erfüllt war, und die jetzt wieder zum Behufe der geistigen Ausbildung herzustellen ein erfolgloser Schritt in die Vergangenheit ist." Alcuin. 735—804.

Von edler Abkunft, aber, wie es scheint, frühe verwaist, wurde Alcuin im Kloster zu York zum geistlichen Stande erzogen. Auf einer zweiten Reise nach Italien lernte ihn Karl kennen und dem dringenden Zureden des Königs gelang es, ihn für seine Dienste zu gewinnen. Im Jahre 782 siedelte er mit vier Gefährten, Wizo, mit dem Beinamen Candidus, Fredegisus (Nathanael), Sigulf und Onulf, nach Frankreich über. Die drei ersten blieben ihm treue Gehülfen durch das ganze Leben, der letzte aber verfiel den Lockungen der Sünde und ging der Kirche und der Wissenschaft verloren. Die Ermahnungen seines väterlichen Freundes blieben ohne Wirkung. — Alcuins größtes Verdienst bestand unstreitig in seinem Eifer für Hebung der Volksbildung im Frankenreiche. Nicht nur, daß er, wie erwähnt, die Söhne und Töchter des Kaisers unterrichtete, er trug auch wesentlich bei, daß in den Städten des Landes und bei den Klöstern und Abteien Schulanstalten verschiedener Art errichtet, daß bei der Anstellung von Bischöfen und Aebten wissenschaftliche Bildung und Sinn für Belehrung besonders berücksichtigt, daß die Bücherschätze des Reiches durch Abschriften bereichert wurden.

Von den Lehranstalten, die durch Alcuins Einfluß von Karl gegründet wurden, heißt es bei Lorentz: „Sie zerfallen ihrer inneren Einrichtung nach in drei Klassen. Zur ersten gehören alle, in welchen die sieben freien Künste und die theologischen Wissenschaften gelehrt wurden; obgleich hauptsächlich für die Bildung des geistlichen Standes bestimmt, standen sie doch auch den für eine weltliche Laufbahn Vorzubereitenden offen. Die Schule in dem Kloster des heil. Martin zu Tours, welche Alcuin später stiftete, und durch seine Persönlichkeit zur ersten erhob, kann als Muster dieser Classe gelten. In einem Briefe an den König berichtet Alcuin von derselben Folgendes: „Ich, Euer Flaccus, suche Eurer Ermahnung und Eurem Willen gemäß in dem Hause des heiligen Martinus Einigen den Honig der heiligen Schriften zu reichen; andere bemühe ich mich mit dem lauteren Weine der alten Lehren zu berauschen, andere beginne ich mit den Früchten grammatischer Feinheiten zu nähren, manche suche ich

durch die Ordnung der Gestirne zu erleuchten. Vor Allem aber suche ich sie zum Nutzen der heiligen Kirche Gottes und zur Zierde Eurer königlichen Regierung zu erziehen, damit nicht des allmächtigen Gottes Gunst gegen mich unverdient, noch die Freigebigkeit Eurer Güte zwecklos sei. — Zur zweiten Classe gehörten die Seminarien für Gesang und Kirchenmusik, von denen die zu Metz und Soissons errichteten anfangs die einzigen waren und auch lange die berühmtesten blieben. Karl dem Großen war die Art, wie die Franken sangen, anstößig; denn außerdem, daß ihre harte und rauhe Sprache der Melodie nicht förderlich war, setzten auch die fränkischen Sänger die Schönheit ihres Gesanges in ein lautes Ausstoßen der Töne, und kamen so dahin, sich einander zu überschreien. Die Italiener hatten also nicht Unrecht, wenn sie den Franken vorwarfen, sie brüllten wie wilde Thiere. Karl der Große brauchte nur einmal die römische Kirchenmusik gehört zu haben, um sogleich eine Verbesserung der fränkischen zu wünschen und auszuführen. Die fränkische Nationaleitelkeit wollte zwar dem römischen Gesange keinen Vorzug einräumen, allein Karl bewies und befahl. Der Papst Hadrian I., welcher des Königs Bestrebungen für die Kirchenverbesserung gern unterstützte, gab ihm zwei seiner besten Sänger, den Theodorus und Benedictus; dem einen derselben wies Karl in Metz, dem andern in Soissons seinen Wohnsitz an. Dort mußte nun jeder, der an einer andern Schule den Gesang lehren oder an einer andern Kirche Cantor werden wollte, die römische Gesangsweise lernen, und diese wurde von jetzt an diesseits der Alpen allgemein und so vollkommen, als es die Rauheit der fränkischen Stimmen zuließ. Zugleich wurde an diesen Anstalten im Orgelspielen Unterricht ertheilt. So lange jedoch die Orgeln aus dem Auslande eingeführt werden mußten, waren natürlich nur wenige und wahrscheinlich blos die Hauptkirchen des Reiches damit versehen. Denn erst im Jahre 757 war die erste Orgel, ein Geschenk des byzantinischen Kaisers Constantin V. an den König Pippin, nach Frankreich gekommen, und nicht eher als im Jahre 826 fing man an, in Frankreich selbst Orgeln zu verfertigen. Damals kam nämlich ein Venetianer, Namens Georg, zu Ludwig dem Frommen und erbot sich, sowohl selbst Orgeln zu machen, als auch Andern diese Kunst zu lehren, ein Anerbieten, welches der Kaiser mit Freuden annahm, und zu dessen Ausführung er dem Künstler das Nöthige anweisen ließ. — Die dritte Classe von Schulen bestand aus den niederen Bildungsanstalten für die, welche sich in den untergeordneten Kreisen des Lebens bewegten. Denn nicht blos auf den geistlichen Stand oder die Weltlichen, welche durch Geburt und Reichthum zu einer höheren Stellung im Leben berufen waren, sollte die neue Bildung beschränkt bleiben, sondern die Intelligenz sollte ihren wohlthätigen Einfluß bis auf die untersten Stände ausdehnen. Das Gesetz, welches Karl darüber erließ, ist vom Jahre 789, und schärft den Klöstern noch einmal die Pflicht ein, Schulen zu errichten, in denen Lesen, Schreiben, Rechnen und Singen gelehrt würde. Wie diese Verordnung befolgt wurde, sehen wir an dem Beispiele des Bischofs Theodulf von Orleans, und es ist kein Grund vorhanden, daran zu zweifeln, daß auch die übrigen Bischöfe nach und nach dasselbe gethan haben. Theodulf ließ in jedem Dorfe seiner Diöcese eine Schule eröffnen, und verbot den Lehrern ausdrücklich von ihren Schülern für den ertheilten Unterricht etwas anderes anzunehmen, als freiwillige Geschenke, die ihnen die Eltern aus Liebe machen würden. Diese Maßregel war nothwendig, um die Armen nicht von dem Schulbesuche abzuschrecken."

Nach einem mehrjährigen Aufenthalte in seinem Vaterlande kehrte Alcuin im Jahre 792 wieder an den Hof Karls zurück und nahm dann thätigen Antheil an den kirchlichen Streitigkeiten über die göttliche Kindschaft Christi gegen die Adoptianer, die er in Schrift und Rede bekämpfte und zu bekehren suchte und über die Verehrung der Bilder. Er begleitete Karl den Großen auf die glänzende Kirchenversammlung nach Frankfurt und war ohne Zweifel der Verfasser der erwähnten „Karolingischen Bücher" gegen den Bilderdienst an den Papst. Im Jahre 796 wurde Alcuin zum

Abt von Tours eingesetzt, eine Stelle, die er bis zu seinem Tode 804 bekleidete. Hier bewirkte er nun durch seine unermüdliche Thätigkeit und seinen wissenschaftlichen Eifer, daß das Kloster von Tours „seiner inneren Einrichtung nach bald eins der wohlgeordnetsten ward" und die Klosterschule an Ruf und Frequenz neben der Hofschule als die erste im fränkischen Reiche galt. Zugleich stand er mit allen bedeutenden Männern seiner Zeit im eifrigen Briefwechsel, erzog sich eine Menge Schüler, die in seinem Geiste fortarbeiteten (unter ihnen Rabanus Maurus, später Abt von Fulda) und war unermüdlich bestrebt, die Sitten des fränkischen Klerus zu bessern, das Studium der Bibel und der alten Schriftsteller zu beleben, die besten Bücher in Abschriften zu sammeln und durch Schriften theologischen, philosophischen und historischen Inhalts die Wissenschaften und die Erkenntniß der menschlichen Dinge zu fördern. Selbst dichterische Versuche haben sich von ihm erhalten, aber diese beweisen am meisten, daß Alcuin weder eine tiefe Natur noch ein geistreicher Mann war. Alcuins Schriften, bemerkt Baehr, können als Muster der Zeitbildung und der Methode angesehen werden. „Mit einer grammatischen Grundlage suchte man weiter das Studium der Logik und Dialektik zu verbinden, und auf diese allgemein bildenden Gegenstände, zu denen eben so sehr das selbst für die Berechnung des regelmäßigen Eintritts der Kirchenfeste nothwendige Studium der Arithmetik und Mathematik, wie die Beschäftigung mit Poesie sich gesellte, dann die höheren Studien der Theologie zu begründen, nach dem schon in früherer Zeit beobachteten Gang. Auch Musik auf der einen, wie Astronomie und Astrologie auf der andern Seite ward Gegenstand eifriger Pflege und knüpfte sich unwillkürlich an die bemerkten Studien an." Unter den philosophischen oder moralischen Schriften Alcuins erlangten die Abhandlungen „Von den Tugenden und Lastern," die er an Wido, Markgrafen der bretonischen Mark richtete, und „Von dem Wesen der Seele" an Gundrada, Adelhards Schwester, solches Ansehen, daß noch in den folgenden Jahrhunderten einzelne Capitel zu Predigten benutzt wurden. — Für die Geschichte sind Alcuins „Lebensbeschreibungen von Heiligen," die er aus älteren Werken „in moralisirender Weise zu erbaulichen Zwecken" bearbeitete, mit Ausnahme der Biographie seines Landsmannes und Verwandten, des heil. Willibrod, von geringerem Werthe, als seine Briefsammlung, die zu den wichtigsten Geschichtsquellen seiner Zeit gehört. Diese gibt Zeugniß von dem hohen Einfluß, den Alcuin in allen inneren Angelegenheiten des Reichs, insbesondere in allen Dingen, die auf die Kirche und die Heranbildung des Volkes und Klerus Bezug hatten, bei Karl besaß, von seinem Antheil an der Herstellung des römischen Kaiserthums, aber auch von seinen hierarchischen Ansichten, die dem Papste die erste Stelle in der Christenheit vindicirten. Eine angebliche Lebensbeschreibung Karls des Großen von Alcuin hat wohl nie bestanden. Die Angabe scheint auf einer Verwechselung mit Einhard zu beruhen. — Unter Alcuins meistens in Distichen verfaßten lateinischen Gedichten, prosaische Gedanken in poetischer Form, sind die beiden größeren: über ein dem Kloster Lindisfernc zugestoßenes Unglück, woran er Betrachtungen über die Wechselfälle menschlicher Dinge knüpft, und „Von den Erzbischöfen und Heiligen der Kirche zu York" am bekanntesten und wegen der darin ausgesprochenen warmen Liebe zur Heimath auch die anziehendsten. — „Was die karolingische Zeit an Geist und Gelehrsamkeit produciren konnte," so schließt Lorenz die Biographie des gelehrten Abts von Tours, „vereinigte sich in Alcuin und in dem Kreise, der ihn umgab. Einem Monarchen zur Seite stehend, der für die Aufklärung und Veredlung seines Volkes mehr that, als beinahe bei den gegebenen Umständen und Mitteln möglich scheint, der eine Eroberung im Gebiete des Geistes für keinen geringeren Gewinn hielt, als die Besitznahme einer Provinz, und der einen ausgezeichneten Gelehrten nicht minder zu schätzen wußte als einen tüchtigen

Heerführer, hatte Alcuin Gelegenheit, seine Fähigkeiten auf eine Art geltend zu machen, die ihm einen Theil des Ruhmes sichert, welchen Karl dem Großen sein Bestreben verschafft hat."

Einhard. 770—844. „Nichts kann geeigneter sein," sagt O. Abel in der Einleitung zu der deutschen Uebersetzung von Einhards Leben Kaiser Karls, „uns den großen Umschwung klar vor Augen zu stellen, den Karls des Großen Bemühungen in der wissenschaftlichen Bildung des Abendlandes bewirkten, als ein Blick auf die Schriften, welche die Geschichte seiner Zeit schildern. Während die uns in den Fortsetzungen des Fredegar vorliegende, bis zu Karls Regierungsantritt herabreichende karolingische Familienchronik in so roher, barbarischer Weise abgefaßt ist, wie sie später kaum wieder vorkommt, haben wir in dem unmittelbar nach des Kaisers Tode geschriebenen „Leben Karls" von Einhard ein Werk, das für die folgenden Jahrhunderte in Reinheit der Sprache und kunstvoller Behandlung des Stoffs ein unübertroffenes Vorbild geblieben ist und wie keine andere Schrift des Mittelalters das Gepräge klassischer Bildung an sich trägt. Wie groß aber der unmittelbare Antheil war, den Karl an diesem Wiedererwachen der Wissenschaft hatte, davon gibt eben Einhard das beste Zeugniß, er, der dem großen Karl seine Erziehung verdankte, ja ihn seinen Freund nennen durfte, der seit seiner Kindheit fast ununterbrochen um ihn war und immer im Mittelpunkt des Kreises stand, den Karls Eifer für Kunst und Wissenschaft um sich gebildet hatte."

Einhard (nicht Eginhard), im Maingau in Ostfranken geboren, legte in der Schule von Fulda den Grund zu seiner Bildung. Obwohl unansehnlich von Gestalt, kam er wegen seiner ungewöhnlichen Fähigkeiten frühe an den Hof Karls, wo er zu seiner weiteren Ausbildung in die Hofschule eintrat. Unter der Leitung Alcuins, mit dem er fortwährend durch die innigste Freundschaft verbunden blieb, wurde er mit der römischen Literatur vertraut, und seine Schriften geben Zeugniß, wie sehr er in die Sprache und in den Geist derselben eingedrungen ist. Kein mittelalterlicher Schriftsteller ist den classischen Vorbildern, denen er nacheiferte, namentlich dem Sueton, so nahe gekommen, als er. Wir haben früher erwähnt, daß er in dem gelehrten Kreise, in den er als jüngeres Glied eintrat, den Namen Beseleel führte wegen seiner Kunstfertigkeit und seiner tieferen Kunde der Architektur, die er durch eifriges Studium des Vitruv und der alten Denkmäler fortwährend auszubilden beflissen war. Darum bediente sich der Kaiser bei der Ausführung seiner Bauten vorzugsweise des Rathes und Beistandes Einhards, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß die Kirche und der Palast zu Aachen, die Pfalz zu Ingelheim und die Mainzer Brücke unter seiner Leitung aufgeführt wurden. Auch zu andern wichtigen Geschäften gebrauchte ihn Karl. Im Jahre 806 wurde er nach Rom geschickt, um des Papstes Beistand zu der Theilung des Reiches einzuholen; und als der Tod von Karls älteren Söhnen eine neue Anordnung nöthig machte und der Kaiser zu dem Zweck im Sommer 813 einen Reichstag nach Aachen berufen hatte, da war es nach der Erzählung eines Chronisten Einhard, „durch Karls Liebe geehrt, klug von Verstand, durch Herzensgüte ausgezeichnet," der dem Kaiser zu Füßen fiel und durch seinen weisen Rath ihn bewog, den Sohn Ludwig zum Mitregenten zu machen und ihm den Kaisertitel zu geben. Diesen Liebesdienst hat Ludwig dem getreuen Jugendfreunde, der mit ihm aufgewachsen war, nie vergessen. Noch sind die Urkunden erhalten, worin demselben mehrere Besitzungen, darunter der Ort „Michlinstat im Odonewalt" und das Gut „Mulinheim am Ufer des Mohnflusses" mit ihren Gemarkungen und Dienstleuten verliehen, und als er bald nach Karls Tod in den geistlichen Stand trat, mehrere Abteien, darunter St. Bavo und Blandinium zu Gent, Fontenelle bei Rouen, St. Servatius bei Mastricht übertragen sind. Sein Eintritt in den geistlichen Stand scheint in seiner Stellung und in

seinen Verhältnissen keine Veränderung bewirkt zu haben. „Seine Imma blieb ihm auch fernerhin und bis an ihren Tod eine liebe und unzertrennliche Lebensgefährtin; und wie früher war er auch noch jetzt beständig um den Kaiser, der seinen Umgang und seine Dienste nicht entbehren mochte.“ Aber die Wirren im Herrscherhaus und sein zunehmendes Alter machten ihm ein zurückgezogenes Leben wünschenswerth. Er erbaute in dem erwähnten „Mulinheim“ zu Ehren der heil. Petrus und Marcellinus, deren Gebeine er sich von Rom zu verschaffen gewußt, die Benedictinerabtei, die allmählich den Namen „Seligenstadt“ erhielt. Er selbst verfaßte in der Folge eine Geschichte der Uebertragung der Heiligen Petrus und Marcellinus, „ein mit inniger Glaubenswärme, aber auch mit ermüdender Weitläufigkeit geschriebenes, mit Wundererzählungen angefülltes Werk.“ Bei dem Ausbruch des Bürgerkriegs zwischen Ludwig und seinen Söhnen (830) versuchte Einhard eine Aussöhnung zwischen dem Kaiser und Lothar, seinem früheren Zögling, zu bewirken. Das Scheitern dieses Unternehmens verleidete ihm das öffentliche Leben vollends; er zog sich in die Waldeinsamkeit zurück, wo er, gebeugt durch den Tod seiner Gattin Imma (836) und gebrochen durch Krankheit, am 14. März 844 starb. Vier Jahre vorher war auch Kaiser Ludwig aus dem Leben geschieden, nachdem er noch einmal seinen vertrauten Jugendgefährten in seiner Zurückgezogenheit besucht hatte. Einhards Freund Rabanus Maurus verfaßte eine Grabschrift in Distichen, die dem Verstorbenen das Zeugniß gibt:

„Klug war er, rechtschaffen im Wandel und kundig der Rede;
Vielen hat seine Hand Nutzen und Segen gebracht!“

Unter Einhards Schriften hat das „Leben Karls“ von jeher die größte Bewunderung auf sich gezogen, sowohl durch ihren Inhalt als durch ihre Form, so daß es durch das ganze Mittelalter das gelesenste Buch war und vielfach ausgeschrieben und nachgeahmt wurde. Er schrieb es als gereifter Mann in den nächsten Jahren nach des Kaisers Tod, jedenfalls vor dem Jahre 820. „Einhard,“ sagt Ranke, „hatte das unschätzbare Glück, in seinem großen Zeitgenossen den würdigsten Gegenstand historischer Arbeit zu finden; indem er ihm, und zwar aus persönlicher Dankbarkeit für die geistige Pflege, die er in seiner Jugend von ihm genossen, ein Denkmal stiftete, machte er sich selbst für alle Jahrhunderte unvergeßlich. Vielleicht in keinem neueren Werke tritt nun aber die Nachahmung der Antike stärker hervor, als in Einhards Lebensbeschreibung Karls des Großen. Sie ist nicht allein in einzelnen Ausdrücken und der Phraseologie, sondern in der Anordnung des Stoffes, der Reihenfolge der Capitel, eine Nachahmung Suetons. Wie auffallend, daß ein Schriftsteller, der eine der größten und seltensten Gestalten aller Jahrhunderte darzustellen hat, sich dennoch nach Worten umsieht, wie sie schon einmal von einem oder dem anderen Imperator gebraucht worden sind. Einhard gefällt sich darin, die individuellsten Eigenheiten der Persönlichkeit seines Helden mit den Redensarten zu schildern, die Sueton von Augustus, oder Vespasian, oder Titus, oder auch hie und da von Tiberius gebrauchte. Er hat gleichsam die Maße und Verhältnisse nach dem Muster der Antike eingerichtet, wie in seinen Bauwerken: aber damit noch nicht zufrieden, wendet er, wie in diesen, auch sogar antike Werkstücke an. Wenn wir auch überzeugt sind, daß hiebei die Wahrheit nicht verletzt wurde, so konnte doch die ganze Originalität der Erscheinung auf diese Art nicht wiedergegeben werden. Ueberhaupt suchen wir in der Geschichte nicht allein Schönheit und Form, sondern die exacte Wahrheit, deren Ausdruck die freieste Bewegung fordert und dadurch eher erschwert wird, daß man sich ein bestimmtes Muster vor Augen stellt. — Ohne Zweifel war die Absicht Einhards mehr auf eine angenehm zusammenfassende Darstellung, als auf strenge Genauigkeit in den Thatsachen gerichtet. Das kleine Buch ist voll von historischen Fehlern.“

Aber trotz dieser einzelnen Fehler und Ungenauigkeiten ist das Leben Karls nach Form und Inhalt das schönste Denkmal der fränkischen Historiographie. „Noch stand bei der Abfassung das Bild seines väterlichen Freundes in voller Frische vor seinem Geiste," urtheilt Wattenbach, „und die etwas kalte Eleganz der Form wird durchwärmt von der kindlichen Verehrung und Anhänglichkeit, von welcher der Verfasser ganz erfüllt ist, und die sich überall ausspricht, ohne daß doch das Lebensbild in eine Lobrede ausartete. Vielmehr tritt die ruhige Mäßigung, welche Einhards Charakter eigen ist, auch hierin deutlich hervor, und seine reine Wahrheitsliebe ist unverkennbar, wenn er auch die Schwächen seines Helden mit leichter Hand berührt."

Neben diesem Werke hat Einhard auch die Annalen des Klosters Lorsch, in denen, nach Ranke's Ansicht, auf Veranlassung des Hofes die Zeitgeschichte officiell verzeichnet wurde, theils durchgesehen und verbessert, theils mit geschickter Hand weiter geführt. „Einhards eigene selbständige Arbeit," lautet hierüber Wattenbachs competentes Urtheil, „reicht bis zum Jahre 826, bis zu der Zeit, wo er sich vom Hofe zurückzog, voll Trauer über die zunehmende Verwirrung und Auflösung des Reiches. Für solche Zeiten war weder er selbst noch seine Feder geeignet. Mit ruhiger Würde hatte er, so lange das Reich nach den kriegerischen Zeiten des achten Jahrhunderts für immer befestigt schien, und durch den gewaltigen Kaiser auch noch von seinem Grabe aus zusammengehalten wurde, Jahr für Jahr die Ereignisse registrirt; den helleren, feiner gebildeten Zeiten verlieh sein reines, fehlerfreies Latein den angemessenen Ausdruck, und kurz und gedrängt zwar, aber doch vollständig in allem Wesentlichen liegt die Reichsgeschichte in seinen Jahrbüchern vor uns, in edler Einfachheit, frei von aller Leidenschaft und Parteilichkeit. Als es unmöglich wurde inmitten der heftig erbitterten Feinde in solcher Weise fortzufahren, da überließ er Anderen die Fortsetzung seines Werkes."

Der Mönch von Sanct Gallen.

Als Ergänzung der Lebensbeschreibung Einhards kann die Schrift des Mönchs von St. Gallen gelten, der im Auftrage Karls des Dicken um das Jahr 883 „den reichen Schatz von Erzählungen und Sagen aufzeichnete, welche sich im Munde des Volkes an Karl, seinen Sohn und den Enkel, Ludwig den Deutschen, knüpften. Da ist nun nichts mehr von Einhards classischer Form zu finden, die Sprache ist roh und unbehülflich, und der Inhalt keine Geschichte; nur selten und mit großer Vorsicht ist ein Vorfall, der hier erzählt wird, als wirkliche Thatsache hinzunehmen." Dennoch ist das Werk von Wichtigkeit. „Es zeigt uns das Bild des großen Kaisers, wie es im Volke lebte und bis dahin sich gestaltet hatte, und mancher höchst charakteristische Zug hat sich nur hier erhalten."

Diese Angaben haben um so mehr Bedeutung, als in den nächsten Jahrhunderten die Geschichte Karls des Großen ins Sagenhafte ausartete und bald „die Lügen des falschen Turpin an die Stelle von Einhards treuer Schilderung traten."

Angilbert. † 18. Febr. 814.

Neben Alcuin, Paul Diakonus und Einhard war der Dichter Angilbert, aus einem vornehmen Geschlechte Neustriens entsprossen, der wichtigste Genosse des gelehrten Kreises am Kaiserhofe zu Aachen. Er war ein Schüler Alcuins, der, wie wir aus mehreren seiner Briefe und Poesien ersehen, ihn sehr liebte und wegen seines Talentes und seiner Bildung hoch achtete. Seinen Beinamen „Homerus" in der Hofakademie hatte er seinen dichterischen Arbeiten zu verdanken. Im Jahre 783 erhielt er ein wichtiges Hofamt bei Karls Sohn, Pippin, dem jungen König von Italien. Nach seiner Rückkehr trat er in den geistlichen Stand, ohne daß jedoch dadurch in seiner Stellung zum Hofe eine Aenderung eingetreten wäre. Karl wählte ihn in die Zahl seiner Capellane und verwendete ihn noch mehrmal zu wichtigen Gesandtschaften an den Papst. Auch begleitete er den König im Jahre 800 auf der Reise nach Rom zur Kaiserkrönung. Die späteren Jahre seines Lebens verbrachte Angilbert im Kloster Centulä oder

St. Riquier, über das er schon im Jahre 794 zum Abt eingesetzt worden und das unter seiner Leitung zu einem blühenden Zustande kam. Namentlich bereicherte er die Klosterbibliothek mit 200 Büchern. Er überlebte seinen kaiserlichen Freund und Gönner nur wenige Wochen. Obschon Angilbert wegen seiner Verdienste um das Kloster von den späteren Geschlechtern als Heiliger gepriesen ward, so scheint er doch in seinen jüngern Jahren in seiner Lebensweise nicht rigoros gewesen zu sein. Wir werden später sehen, wie die romantische Sage von Einhard und Emma auf einer Verwechselung zu beruhen scheint. Denn Angilbert war der glückliche Geliebte von Karls schöner Tochter Bertha, die ihm zwei Söhne gebar; und Alcuin wirft ihm in Briefen sein Wohlgefallen für Schauspiele und Volksbelustigungen vor. Dem strengkirchlichen Abte waren diese Aeußerungen heiterer Volkslust, die Reste und Keime dramatischer Spiele, weniger interessant und anziehend als dem mit poetischem Sinne begabten Hofmanne Angilbert. Von seinen Dichtungen hat sich nur Weniges erhalten und selbst von diesem ist noch Manches zweifelhaft. Zu dem Zweifelhaften gehört auch das Bruchstück aus einem epischen Gedichte über Karl den Großen, das man aus mancherlei Gründen dem fränkischen „Homer" zugeschrieben hat. Wegen seiner besonderen Schönheit könnte das ziemlich beträchtliche Bruchstück, worin auch der Töchter des Kaisers mit großer Vorliebe gedacht wird, in einer Blumenlese Aufnahme gefunden haben und dadurch erhalten worden sein. „Niemand wird dieses Fragment aus der Hand legen," bemerkt Wattenbach, „ohne zu bedauern, daß uns von diesem Werke nicht mehr erhalten ist; es weht uns darin gleichsam die frische Luft jenes kraftvollen Lebens an, und wir fühlen uns auf einen Augenblick entrückt aus der einförmigen Atmosphäre der mönchischen Chronisten."

Das eifrige Streben, die Bildung unter der Geistlichkeit zu heben und zu fördern, theilte mit Alcuin und Angilbert auch Theodulph, den Karl zum Bischof von Orleans und zum Abt von Fleury erhob. Als solcher wohnte er im Jahre 794 der Kirchenversammlung zu Frankfurt an. Auch bei Ludwig dem Frommen stand er in großem Ansehen; als Papst Stephan IV. im Jahre 816 über die Alpen zog, wurde Theodulph ihm an der Spitze einer Ehrengesandtschaft entgegen geschickt. Aber schon im folgenden Jahre wurde er wegen eines angeblichen Einverständnisses mit König Bernhard von Italien auf einer Reichsversammlung in Aachen seiner Würde entsetzt und in ein Kloster von Angers verwiesen. Vier Jahre später wurde er begnadigt; aber ehe er noch in sein Bisthum zurückgekehrt war, starb er plötzlich, wie behauptet ward, an Gift. In Theodulphs Gedichten, meistens der beschreibenden und darstellenden oder erzählenden Poesie angehörend und in elegischem Versmaße verfaßt, gibt sich die aus sorgfältigem Studium der Alten gewonnene Bildung allenthalben kund. Unter den christlichen Dichtern waren Juvencus und Prudentius, unter den älteren Virgilius die Muster, nach denen sich Theodulph bildete, „der bei aller Leichtigkeit seiner Versification nicht ohne einen gewissen poetischen Schwung ist und dadurch sowohl, wie durch die schönen Gedanken und Lehren, die er überall einzustreuen weiß, jedenfalls unter die besseren Dichter der karolingischen Zeit zu zählen ist." Unter seinen Dichtungen ist die Paraenesis ad Judices, Ermahnungen an die Richter zur gewissenhaften Ausübung ihres Amtes, am bedeutendsten. Durch manche Digressionen und durch die lebhafte Schilderung der zu vermeidenden Mißbräuche und Gefahren bei der Rechtspflege ist es ein wichtiges Sittengemälde der Zeit. Außer mehreren kleineren Gedichten an namhafte Personen, wie Karl, Angilbert, an mehrere befreundete Bischöfe, besitzen wir noch von ihm ein in der Haft zu Angers gedichtetes Lied auf den Palmsonntag, das zu den vorzüglichsten Erzeugnissen seiner Muse gehört, und eine Abhandlung in Versen: „von den sieben freien Künsten," das uns über den Zustand und die Methode der gelehrten Studien jener Zeit Belehrung gibt. — Von einem jüngeren Zeitgenossen Theodulphs, Ermoldus (Er-

Theodulph. † 821.

Ermoldus Nigellus.

menaldus) Nigellus aus Aquitanien, der im Jahre 824 von Ludwig dem Frommen nach Straßburg verbannt ward, besitzen wir ein Gedicht „Von den Thaten des Kaisers Ludwig," das durch manche Nachrichten, die es enthält, einen gewissen historischen Werth hat, dabei aber an einer auffallenden Vernachlässigung der metrischen und grammatischen Gesetze, wie an Härte, Schwerfälligkeit und Dunkelheit im Ausdruck leidet. Da sich der Dichter durch sein Werk die Gnade des Königs erwerben wollte, so ist es natürlich eine Lobschrift geworden.

Rabanus Maurus. 776—856. Auch die beiden Geistlichen, die für die Hebung der Bildung in Allemannien und Ostfranken so bedeutsam gewirkt haben, Rabanus Maurus von Mainz, ein Schüler Alcuins, der zuerst drei und zwanzig Jahre lang als Abt von Fulda durch seine Vorträge über die heiligen Schriften wie durch seine erfolgreiche Lehrthätigkeit sein Kloster zur Muster- und Pflanzschule für das christliche Deutschland erhob, dann neun Jahre als Erzbischof von Mainz auf die Ausbildung der Kirche in Glauben, Leben und Wissenschaft segensreich wirkte, und sein Schüler Walafrid, genannt Strabo (der Schielende), Abt von Reichenau, der sich gleichfalls um die Hebung der theologischen Bildung und Verbesserung des Kirchengesanges große Verdienste erwarb, haben sich als lateinische Dichter einen Namen gemacht. Von Rabanus Maurus besitzen wir, außer einer Sammlung vermischter Gedichte in elegischem Versmaße aus der Gattung der beschreibenden und darstellenden Poesie an befreundete Männer gerichtet, eine größere Composition „über den katholischen Glauben," merkwürdig durch ihre Form, „insofern hier die achtsylbigen Verse in ein gleichlautendes Ende ausgehen und damit den Uebergang zu der später weit häufiger vorkommenden, durch die mehr accentuirende Hymnenpoesie insbesondere verbreiteten Reimpoesie bezeichnen;" und 26 Hymnen in verschiedenen Metren, bestimmt an den großen Festen des Kirchenjahres beim Gottesdienste gesungen zu werden (darunter Veni creator Spiritus). Walafrid, dessen poetische Talente wie seine Kenntnisse und gelehrte Bildung von den Zeitgenossen hoch gepriesen wurden, hielt sich in Geist und Geschmack wie in Behandlungsweise an Alcuin, nur daß seine Sprache und sein Versbau minder correct sind. Walafrids Poesien, urtheilt Baehr, „sind zum großen Theil mehr gelehrte Kunstbildungen im Sinne und Geschmack dieser Zeit, ohne einen höheren Schwung der Poesie zu beurkunden, oder durch andere Vorzüge als die der Form und einer den ältern Dichtern oft mit Glück nachgebildeten Sprache, die übrigens, so sehr sie auch den antiken Charakter zu bewahren sucht, bisweilen doch auch gesucht und schwülstig wird, sich vor andern poetischen Productionen jener Zeit auszuzeichnen." Seine Dichtungen bestehen aus Heiligen- und Märtyrergeschichten in Hexametern, aus einer Anzahl kleinerer Gedichte meist religiösen Inhalts und endlich aus einem an Grimald, Abt von St. Gallen, gerichteten idyllischen Gedichte „Das Gärtchen," worin er von dem Orte seiner Erholung mit allen Pflanzen und Blumen, die darin wuchsen, ein anmuthiges landschaftliches Bild entwirft mit sichtbarer Freude an einem gemüthlichen Stillleben.

Walafried Strabo. 807—849.

Die altchristliche Kunst. Wie für Sprache und Wissenschaft so war auch für die Anfänge der abendländischen Kunst Italien das Mutterland der Bildung, die Stätte, wo die fränkischen Völker ihre Vorbilder und Gesetze suchten. Wir haben im vierten Bande dieses Werkes (S. 584) nachgewiesen, wie die altchristliche Kunst sammt den wesentlichen Theilen des feierlichen Cultus in dem römisch-griechischen Alterthum wurzelt und von dem heidnischen Religionswesen in die junge Kirche eingedrungen ist. Hatte dieses Anlehnen an die antiken Formen, diese Uebertragung fremder Bildungen und Gesetze auf das Christenthum einerseits

die Folge, daß die Einfachheit der evangelischen Lehre bald durch die Fülle äußerer Formen und Religionsgebräuche verhüllt und verdunkelt ward, so gewährte es andererseits die Möglichkeit einer reichen Kunstentwicklung, einer Erhaltung und Fortbildung der gewonnenen Resultate. Denn „indem die altchristliche Zeit aus Nothdurft sich der antiken Kunstformen bediente, rettete sie für die Zeiten eines künftigen Aufschwunges die einzigen Grundgesetze, die das Fundament des neuen Gebäudes werden konnten, streifte vom Bestand des antiken Kunstschatzes das ab, was den neuen Gedanken sich nicht fügen mochte und behielt gerade das als gesunden Keim bei, woraus sich groß und herrlich der Baum einer christlichen Kunst entfalten durfte."

So behielt man im Großen und Ganzen bei den kirchlichen Gebäuden die Form und den Namen der alten Gerichtshallen oder Basiliken bei, die im Anfang zu den gottesdienstlichen Versammlungen gedient hatten, auch als man den Grundplan erweiterte und bereicherte und durch Einfügung eines Querbaues als Kreuzschiff die symbolische Bedeutung eines christlichen Gotteshauses hineinlegte. Auch trug man kein Bedenken, diese Basiliken mit dem Säulenschmuck und den architektonischen Ornamenten der antiken Heidenwelt zu verzieren und künstlerisch zu beleben und die Gold- und Mosaikgemälde, womit die inneren Wände des Chors bedeckt zu werden pflegten, dienten als Mittel, christliche Ideen und Anschauungen zum Ausdruck zu bringen. Spröder verhielt sich das junge Christenthum gegen die plastischen Kunstdarstellungen, namentlich so lange noch die Gefahr einer Verwechselung mit heidnischen Götterbildnissen nahe war. Das alttestamentliche Verbot aller bildlichen Darstellungen der Gottheit hielt auch die Christen lange ab, die Gegenstände ihrer Anbetung in Körpergestalt zu fassen, und der Eifer der Kirchenväter steigerte diese Scheu. Aber endlich überwand man auch diese Bedenken und die Bildsäulen des Heilandes und seiner Jünger, der Maria als Himmelskönigin und der Heiligen und Märtyrer schmückten bald die Wände und Nischen der Kirchen. Selbst die reiche Plastik der Sarkophage drang in die christliche Welt ein, und an sinnbildlichen Darstellungen übertraf der christliche Religionskreis bald den heidnischen.

Baukunst.

„Eine künstlerische Begeisterung, welche die Form bis ins Einzelne durchdringen und beleben konnte," urtheilt Schnaase, „ein entschiedenes Gefühl für vollendete ausgebildete Individualität fehlt freilich diesen christlichen Bildwerken ganz, und die Weihe höherer Kunst ruht daher auf ihnen nicht. Sie theilen diesen Mangel mit den heidnischen Werken der spätrömischen Zeit. Aber aus mehreren Gründen ist es bei ihnen weniger störend. Zunächst weil die Prätension äußerlichen Prunkes, welche auf jenen schwerfällig lastet, hier fortfällt, und dann weil das, was dort blos mangelhaft ist, hier eine positive Bedeutung erhält. Die heroische Kraft und die selbständige Vollendung des Individuellen würde der christlichen Demuth und Hingebung nicht entsprochen haben, selbst bei Christus nicht. Die Einförmigkeit der Gesichter und Körper gibt daher den Ausdruck der sanften Gesinnung, in welcher eben alles Eigne verschwunden,

nur das Gemeinsame gesucht ist. Der Charakter der Ruhe und Zuversicht, der Ausdruck des Ernstes und der Milde, endlich sogar die Wärme und Innigkeit des Gefühls sprechen uns daher ungeachtet aller Unvollkommenheiten des Einzelnen auf eine wohlthätige Weise an und unterscheiden diese christlichen Werke sehr merklich von der Leere der gleichzeitigen heidnischen. Ebenso wie das architektonische und malerische Princip zeigt daher auch schon der Ausdruck eine Andeutung von dem, wonach später die christliche Kunst strebte."

Diese heilige Kunst war in den Städten Italiens, in Rom, in Ravenna, in Mailand, schon zu einer gewissen Blüthe gelangt, als Karl der Große zur Herrschaft kam; und die Bewunderung, die ihm der Anblick dieser Herrlichkeiten einflößte, hat nicht wenig zu der Vorliebe beigetragen, die er stets für Rom und Italien kundgab. Die älteste Basilika der ewigen Stadt, die großartige Paulskirche vor den Mauern ist in ihrer ursprünglichen Gestalt nicht mehr vorhanden; im Jahre 1823 wurde sie durch einen Brand zerstört und seitdem in etwas zu modernem Geiste wieder hergestellt, ebenso können wir die alte Peterskirche, wo Karl die Kaiserkrone empfing, nur noch in ihren unterirdischen Grundrissen erkennen; dagegen stehen die große säulenreiche Marienkirche (Maria Maggiore), die Basilika im Lateran mit dem daranstoßenden Palaste und Baptisterium, die Kirche S. Pietro in Vincoli, S. Clemente und so manche andere noch jetzt als Denkmale altchristlicher Kunst da und erfüllen, gleich dem byzantinischen Kuppelbau S. Vitale in Ravenna und andern Werken die nachgebornen Geschlechter noch mit derselben Ehrfurcht und Bewunderung, wie vor mehr als tausend Jahren die Franken und ihren großen König.

Das Münster zu Aachen und andere Bauwerke Karls.

Die Vitaliskirche von Ravenna diente ohne Zweifel als Vorbild bei dem Baue der Palastkirche zu Aachen, die noch im Schiffe des Münsters dieser Stadt erhalten ist. Es war ein achteckiger Kuppelbau mit vielen Säulen und reichen Verzierungen an Mosaiken, edlen Steinen und Metallschmuck, aber von unbehülflicher Technik. „Nach damaliger italienischer Weise," bemerkt Schnaase, „benutzte Karl die Fragmente antiker Bauten zu seinen neuen Werken; Quadersteine wurden aus den Mauern von Verdun, Säulen aus Trier, Marmorstücke, Mosaiken und wiederum Säulen aus Rom und Ravenna herbeigeschafft. Besonders wurde das damals verlassene und eroberte Ravenna durch diese artistischen Requisitionen in Anspruch genommen; Papst Leo gab die Einwilligung zu diesen Plünderungen. Sogar eine Reiterstatue Theodorichs mußte sich die Aufstellung in dem Palaste zu Aachen gefallen lassen." Daß die Pfalz zu Ingelheim solchem Kunstraube ihren Hauptglanz verdankte, wurde schon oben bemerkt. Eine Sage meldet, Karl habe so viele Kirchen gestiftet, als Buchstaben im Alphabete und jeder derselben einen goldenen Buchstaben von großem Werthe geschenkt, aber weder von diesen Kirchen, deren Reichthum an Gold und Silber, an Edelsteinen und Perlen gerühmt ward, noch von den Pfalzen und glänzenden Hallen, die er an so vielen Orten errichten ließ, ist eine Spur auf uns gekommen. Allein aus der Porta Nigra zu Trier, dem gewaltigen Doppelthore, das in fränkischer Zeit nach römischer Weise aus Quadersteinen aufgeführt worden sein mag, so wie aus einem alten Baurisse des Klosters St. Gallen erkennt man deutlich, daß man sich überall an italienische Vorbilder gehalten und daß im Kirchenstil die Basilikenform im ganzen Frankenreiche eben so allge-

mein herrschend gewesen sei, wie im Cultus die Sprache und die Gebräuche Roms, wie im Klosterleben die Regel von Monte Cassino.

War aber schon in der Baukunst, wo noch am meisten freies Leben und Schaffen herrschte, Italien das Vorbild für das gesammte Frankenreich, so noch in viel höherem Grade in der **Malerei** und **Plastik**, ja man darf behaupten, daß in dieser Uebergangsperiode nur in Italien einige Kunstthätigkeit vorhanden war. Im byzantinischen Reiche, namentlich in der Hauptstadt desselben, dauerte wohl die technische Fertigkeit, das Erbe einer glorreichen Vergangenheit, noch einige Zeit fort, und in Konstantinopel und den altberühmten Städten Kleinasiens und Syriens standen noch Kirchen und Paläste, die durch ihre Größe und Pracht, wie durch den Glanz und Reichthum ihrer Ausschmückung die Bewunderung der Abendländer noch zur Zeit der Kreuzzüge erregten; allein der Bildersturm und der Einfluß des Islam knickte den Kunstsinn des Osten und zerstörte die Lust und die Fähigkeit am freien Schaffen. Und selbst in Italien theilt die altchristliche Plastik und Malerei nur den Verfall, in den die heidnische Kunst bereits eingetreten war. Wie sehr man auch die steifen Mosaikgestalten, die in einfacher Symmetrie auf glänzendem Goldgrunde fast statuarisch neben einander gestellt sind, als Ausdruck einer frommen Gesinnung, als Erzeugnisse einer religiösen Inbrunst verehren darf; wie hoch man auch die schüchternen Versuche christlicher Künstler stellen mag, an der Hand der antiken Kunstüberlieferung, den Heiland als den guten Hirten „in allgemeiner idealer Versinnlichung, noch fern von dem Streben nach Ausprägung eines bestimmten Charakters" darzustellen oder auf Sarkophagen und Wanddecorationen die Abbildungen aus den Religionskreisen des Heidenthums durch Züge aus der Geschichte des alten und neuen Testaments mit allegorischem Beiwerke zu ersetzen, wie sehr man auch in den Miniaturbildern, die sich auf alten Pergamenthandschriften sowohl in Rom und Mailand, als in Paris und Trier aus dieser Zeit erhalten haben, die sorgfältige Detailarbeit, den emsigen Fleiß der Kleinkunst bewundern mag; eine freie künstlerische Thätigkeit gibt sich nirgends kund; alle Formen und Typen sind bedingt durch den Geist der antiken Werke in der Epoche des Sinkens und Verfalls der römischen Kunstthätigkeit. Doch lagen in diesen Erzeugnissen der altchristlichen Kunst Keime verborgen, die einer Entwickelung und Ausbildung fähig waren und in späteren Jahrhunderten sich zu einer neuen Blüthe entfalteten.

Bildnerei u. Malerei.

„Ueberblicken wir die altchristliche Kunst in ihrer gesammten Erscheinung," sagt Lübke, „so läßt sich nicht verkennen, daß sie anfangs von frischer Begeisterung getragen, einen kräftigen Anlauf nimmt, große Grundformen neu hervorbringt, einen Kreis idealer Gestalten schafft, dann aber bald kraftlos wird, im Wollen und Können nachläßt und endlich theils in verknöcherten Schematismus, theils in rohe Verwilderung ausmündet. Diese Erscheinung mag uns unerfreulich dünken, — nothwendig und heilsam war sie doch. Die Völker des antiken Culturkreises hatten sich erschöpft und vermochten, selbst unter dem Anhauch einer neuen religiösen Anschauung, unmöglich ein frisches

Leben von Grund aus zu gestalten. Sie waren aber doch fähig, eine dem Cultus entsprechende Kirchenform und eine Summe bildnerischer Gestalten noch für alle Zukunft als mächtige Typen hinzustellen, und daß sie mit den Mitteln der antiken Kunst dies vermochten, ist vielleicht der schlagendste Beweis für die unerschöpfliche Lebenskraft derselben. Hierin lag aber auch die Schranke ihres Schaffens. Die germanischen Völker waren noch zu wenig entwickelt, um ein entscheidendes Gewicht in die Wagschale der Kunstentfaltung werfen zu können. Verfielen sie doch selbst im staatlichen Leben noch immer den Reminiscenzen römischer Zeit, wie schon die Erneuerung des Cäsarenreiches durch Karl den Großen beweist. Um wie viel mehr mußten sie in der Kunst dem Uebergewicht der antiken Tradition in altchristlicher Fassung und Umbildung erliegen! Andere Zeiten mußten kommen, wo die Uebermacht antiker Bildung nicht mehr so allgemein das Leben beherrschte, wo das Selbstgefühl der germanischen Stämme sich in neuen staatlichen Gestaltungen ausgeprägt hatte, um auch dem geistigen Bedürfniß einer selbständigen Kunstweise genügen zu können. Für diese Folgezeit die großen Grundzüge festgestellt zu haben, aus welchen ein unendlich reiches, vielgestaltiges Schaffen sich entfalten konnte, ist das bedeutsame Verdienst der altchristlichen Kunst.*

Die christliche Tonkunst. Die Entwickelung der christlichen Musik bis auf Guido von Arezzo (1000 n. Chr.). Gesang war unter den Christen schon im apostolischen Zeitalter allgemein und verbreitete sich immer mehr, konnte aber zu keiner rechten Entfaltung gelangen, so lange der heidnische oder griechisch-römische Cultus der allein beschützte und rechtlich anerkannte war. Der christliche Gesang bildete sich daher zunächst in Kleinasien aus, wo günstigere, freiere Verhältnisse vorhanden waren als in Griechenland und Italien. Die wenigen Lieder, welche den Schriften des neuen Testaments eingewebt sind, müssen als Nachdichtungen der Psalmen angesehen werden, von denen sie das Versmaß entlehnten und mit welchen sie unzweifelhaft auch Melodie und Vortragsart gemein hatten. Sie enthalten aber zugleich die Keime derjenigen ureignen neuen Bildungen, welche die christliche Begeisterung hervorbrachte, der Hymnen. Aus den beiden ersten Jahrhunderten sind nur wenige Bruchstücke davon erhalten. Es läßt sich aber wahrnehmen, und zwar in liturgisch-musikalischen Dingen deutlicher und früher als in dogmatischen, daß schon in sehr früher Zeit eine Neigung zur Abtrennung und ein natürlicher Zug zur Selbständigkeit in der abendländischen Kirche vorhanden war. Schon Ambrosius († 397) war von Haus aus Abendländer, hielt indeß noch die alte Verbindung fest, indem er, wahrscheinlich durch Bischof Hilarius († 368) angeregt, den im Orient ausgebildeten Wechselgesang in seiner mailändischen Kirche einführte (vgl. Bd. IV. S. 584); doch bildet er zugleich die Grenzscheide, denn von seiner Zeit an nahm Alles, was zur Entwicklung einer völlig neuen, dem Alterthume unbekannten Kunst der Töne führen sollte, auf abendländischer Seite einen durchaus selbständigen Verlauf. Rom wurde auch für dieses Gebiet der lebensvolle Mittelpunkt, und Papst Gregor d. Gr. († 604) gab der kirchlichen Musik diejenige Gestalt und Richtung, durch welche das von Ambrosius Begonnene ergänzt und vollendet und erst dadurch befähigt wurde, wie

ein bildungskräftiger Keim in die romanischen und germanischen Völker zu bringen.

Ambrosius dichtete auch mehrere Hymnen, die sich im kirchlichen Gebrauch erhalten haben; ihrer Gestalt nach sind sie, wie schon die Lieder des Hilarius, eine Art Verbindung von Hymne und Ode. Der sogenannte ambrosianische Lobgesang, das Te Deum, ist nicht von ihm, sondern entstand wohl erst im 5. Jahrhundert. An die Einführung des Wechselgesanges der morgenländischen Kirche in die abendländische knüpft sich auch die Ausbildung einer vereinfachten Tonordnung, der sogen. Kirchentonarten. Inwiefern Ambrosius selber hierbei betheiligt war, läßt sich nicht genau bestimmen; der eigentliche Gründer dieser Ordnung wurde Gregor d. Gr., und zwar dadurch, daß er das diatonische Tongeschlecht der Griechen für seine kirchlichen Gesänge benutzte. Dieses diatonische System war bereits allgemein verbreitet und kurz vor Gregor durch den hochgebildeten römischen Senator Boëthius († 524; vgl. Bd. IV. S. 676) in seiner Schrift de musica klar geordnet und im Anschlusse an Ptolomäus auf sieben Octavengattungen, d. h. Tonreihen oder Tonarten zurückgeführt, auf dieselben sieben Tonreihen, welche sodann seit Gregor als „Kirchentonarten" zur Alleinherrschaft gelangten. Aus den sieben Octavengattungen wurden acht Kirchentöne, die in zwei Gruppen zerfielen: die Tonarten d, e, f, g (— nur diejenigen Intervalle gelten bei diesen Kirchentonarten, welche mit den unteren oder weißen Tasten unserer Claviere angeschlagen werden können —), und eine Quarte tiefer: a, h, c, d — erstere „authentische" oder Haupttöne, letztere „plagale" oder abgeleitete Töne genannt. Die Folge der acht Kirchentöne war jetzt: d–a, e–h, f–c, g–d, so daß der erste, dritte, fünfte und siebente Ton authentisch, der zweite, vierte, sechste und achte plagal war, also der authentische Ton mit dem vier Töne tiefer stehenden plagalen verbunden wurde — eine auf natürlicher Tonempfindung ruhende Ordnung, die nicht nur durch das ganze Mittelalter, sondern bis an die Schwelle des 18. Jahrhunderts die allein gültige gewesen ist. — Trat Papst Gregor gewissermaßen ergänzend und verbessernd in Ambrosius' Fußtapfen, so war doch die Gesangart, welche er pflegte und verbreitete, eine andere. Ambrosius wirkte für den Gesang des großen Haufens oder der Gemeinde, Gregor für den der Priester oder für die Gesangskunst; dies ist der einfache, so viel verhandelte, so oft gemißdeutete und für dunkel erklärte Unterschied beider. Gregor konnte sich bei seinen Reformen auf eine seit Jahrhunderten in Rom bestehende Gesangschule stützen, durch welche bereits zu einer neuen Gesangskunst der unscheinbare Grund gelegt war. Auch eine neue Art von Notenschrift — bestehend aus kleinen Strichen, Bogen, Haken u. dgl. über dem Gesangtexte, die durch Ab- und Aufsteigen, durch relative Höhe und Tiefe des Zeichens die Art und die Höhe des Tones anzudeuten suchten — muß hier entstanden und lange vor Gregor im Gebrauch gewesen sein. Dies ist die Neumenschrift, die einzige von allen im Alterthume versuchten Tonschriften, welche einer höheren Ausbildung fähig war und denn auch nach und nach zu unserer heutigen kunstvollen Notation geführt hat. Gregor reformirte die römische Singschule allseitig, erhob sie in jeder Beziehung zu einer Musterschule und begründete dadurch die Sängercongregationen des Abendlandes, die sich auch in dankbarer Verehrung nach ihrem Schutzpatron „Gregorianer" nannten. Die im kirchlichen Gebrauche befindlichen Sangweisen läuterte und ordnete er, vermehrte sie durch neue eigene Weisen und vereinigte sie als Antiphonarium zu einer großen Sammlung, welche fortan für die abendländische Kirche kanonische Gültigkeit haben sollte. Dieses Antiphonar wurde neben dem Altare der heil. Apostel an einer Kette befestigt, ist aber verloren gegangen. Ueber den Kunstcharakter der ursprünglich gregorianischen Melodien läßt sich

nicht viel sagen, weil sie nicht in ursprünglicher Gestalt vorliegen; ihr höchstes Lob ist, daß sie die Keime enthielten, aus denen nach tausendjährigem Wachsthum die Blüthe der kunstvollsten Kirchenmusik entstand.

Jahrhunderte vergingen, bis der gregorianische Gesang allgemein im Abendlande Wurzel gefaßt hatte. Zwar die erste Einführung in England, Frankreich und Deutschland war durch kühne Missionare bald bewerkstelligt, nach England und in andere Länder gelangten sogar schon durch Gregor selber Sänger und Antiphonare; aber schwieriger war es, die Reinheit des Gesanges zu wahren unter Völkern, deren wilde und kraftvolle Nationalgesänge in aller Munde lebten, ja sich gleichsam im Kampfe gegen die christliche Liturgie mit neuer Kraft erhoben und auch über den bekehrten Theil der Landesbewohner noch so viel Macht besaßen, daß die Pflegestätten der römischen Sangeskunst nur zu oft wieder in Verfall geriethen. Der Diakon Johannes sagt hierüber in seinem Leben Gregors: „Zur Zeit des Papstes Gregor d. Gr. hatten die Gallier und Allemannen sehr oft Gelegenheit, den römischen Gesang zu erlernen. Aber unter allen Völkern von Europa waren sie am wenigsten im Stande, ihn in seiner Reinheit zu begreifen; sei es nun, daß sie aus Leichtsinn immer etwas von dem ihrigen dazu mischten, oder daß ihre von der Natur ererbte Wildheit sie daran hinderte. Ihre rohen, wie Donner brüllenden Stimmen waren keiner sanften Modulation fähig, weil ihre an den Trunk gewöhnten und ungebildeten Kehlen jene Biegungen, die eine zarte Melodie erfordert, nicht zuließen, so sehr, daß ihre Abscheu erregenden Stimmen nur solche Töne hervorbrachten, die dem Gepolter eines von einer Anhöhe herunter rollenden Lastwagens ähnlich sind." Als Karl der Gr. nach Rom kam und seine Sänger sich in einen Wettstreit einließen mit den dortigen Capellisten, wurde zum ersten Male die ganze Rohheit der fränkischen Natursingerei offenbar. In Folge dessen erbat der Kaiser sich vom Papste eine Abschrift des kanonischen Antiphonars und Gesanglehrer für seine Singschule in Metz. Die ersten Sänger, welche Karl aus Rom erhielt, vermochten nicht durchgreifend zu wirken, weßhalb er sich von dem befreundeten Papste Hadrian 799 abermals zwei Sänger und authentische Antiphonare ausbat. Als die beiden Abschriften fertig waren, sandte Hadrian die Sänger Petrus und Romanus mit denselben an den Kaiser. So trugen sie den Samen der Musik über die Alpen. Unterwegs in den rhätischen Gebirgen wurde Romanus von einem Fieber befallen und blieb zurück. Petrus dagegen gelangte mit seinem Antiphonar nach Metz, und daß es ihm glückte, die fränkische Geistlichkeit für die neue Gesangskunst einzunehmen, geht aus der Bemerkung des großen Kaisers hervor, die Prälaten kümmerten sich mehr um das Singen als um den Lebenswandel ihrer Untergeistlichen. Bedeutender noch wirkte der zurückgebliebene Romanus. Im Kloster St. Gallen gastlich aufgenommen und dort mit Erlaubniß des Kaisers für immer verweilend, gründete er unter den kunstsinnigen Mönchen dieses berühmten Klosters eine Sängerschule, die in den wüsten, öden Zeiten des 9. und 10. Jahrhunderts in großer Blüthe dastand und die Lehren des Romanus treu bewahrte. Ob auch sein Antiphonar dort bis auf unsere Zeit erhalten wurde, ist noch eine Streitfrage, aber ohne Zweifel hat St. Gallen die echten römischen Melodien in reiner Gestalt und in der ursprünglichen Tonschrift überliefert. Diese Dichter- und Sängerschule St. Gallens ist namentlich für Deutschland von der größten Bedeutung geworden; es entstanden Männer, welche, wie der Chronist Eckehard V. schreibt, „durch ihre Hymnen und Sequenzen, Tropen und Litaneien, durch ihre Gesänge und Melodien, wie auch durch ihre kirchlichen Lehren, die Kirche Gottes nicht blos in Allemannien, sondern in allen Gegenden von einem Meere zum andern mit Glanz und Freude erfüllten." Ihren Höhepunkt erreichte diese Schule in dem heil. Notker († 912), von einem körperlichen Gebrechen balbulus, der Stammler, genannt, ein

herrlicher Mann, dessen zahlreiche Sequenzen oder Jubellieder schnell in der ganzen Kirche sich verbreiteten und unvergänglich sind; sein erhabenes Media vita in morte sumus singen wir noch jetzt wesentlich zu derselben Melodie nach Luthers Umdichtung als „Mitten wir im Leben sind mit dem Tod umfangen." Notker war gleich groß als Dichter und Sänger; seine Melodien sind im Vergleich zu den römischen faßlich durch Einschnitte und eine gewisse liedförmige Gestalt, und müssen überhaupt angesehen werden als eine Verschmelzung nationaler Sangweisen mit der römischen Kunst. Diese Verschmelzung vollzog sich also hier an der Grenzscheide der romanischen und germanischen Nationen. — In der Tonschrift kamen die braven Männer St. Gallens nicht wesentlich über das Antiphonar des Romanus hinaus; man zog wohl eine Linie durch die Neumen, um ihre vieldeutige Lage einigermaßen fester zu bestimmen, aber die eigentliche Reform in dieser für das Gedeihen der Tonkunst so wichtigen Angelegenheit sollte wieder von Italien ausgehen. Es war der Mönch Guido von Arezzo in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts, welcher ein wirkliches Liniensystem einführte, dessen Linien und Zwischenräume ganz nach unserer heutigen Weise benutzte, dadurch für die Tonhöhe feste Bestimmungen und für den Gesangunterricht die größte Erleichterung gewann. Erst seine Reform machte es möglich, die Melodien nach Höhe und Tiefe genau aufzeichnen zu können. Ein solches Ergebniß war schon an sich bedeutend genug, wurde es aber noch weit mehr durch das, was sich in der Folge daran schloß; denn auch die Begründung der harmonischen Kunst und damit der eigentliche Anfang der modernen Musik geht auf Guido und seine Schule zurück. Bei der später folgenden Uebersicht der Anfänge der Harmonie im Mittelalter werden wir also an die Reformen des Guido von Arezzo wieder anzuknüpfen haben.

Wir haben im vierten Bande dieses Werkes (S. 116) der Nachricht des römischen Geschichtschreibers Tacitus gedacht, daß die streitbaren Germanen beim Beginne einer Schlacht Kampf- und Kriegslieder gesungen hätten, die, an sich schon rauh und unharmonisch, durch das Vorhalten der Schilde vor den Mund noch wilder und unmelodischer geworden wären. Ihre Absicht dabei war, die Feinde zu schrecken; je voller daher die Töne klangen, desto sicherer erwartete man den Sieg. Die Anfänge der deutschen Dichtung.

Die Ansicht, daß wie bei den scandinavischen Völkern die Skalden, so auch bei den Germanen ein besonderer Sängerstand, Barden genannt, im Besitze dieser Lieder (barritus oder barditus) gewesen und dem Heere als Harfner vorangezogen seien, scheint eine spätere Erfindung; die Annahme, daß sie nicht Sondergut eines Standes, sondern Eigenthum des ganzen Volkes gewesen, entspricht vielmehr sowohl der gesangreichen Natur der Germanen, als den historischen Ueberlieferungen. Der Deutsche fühlte sich von jeher gedrungen, die verschiedenen Stimmungen und Empfindungen, die die Wechselfälle des Lebens erzeugen, durch Gesang auszudrücken; an die Götter wurden heilige Gesänge und Anrufungen gerichtet, bei fröhlichen Gelagen erschallten laute Lieder und die Begräbnisse der Helden und Krieger wurden unter Gesang vollzogen. — Von größerer Wichtigkeit mögen die historischen Lieder gewesen sein, worin sie bald ihre Nationalgötter Tuisco und Mann, bald die Thaten ihrer Helden und Ahnen priesen, wie denn Armins Thaten noch lange nach seinem Tode im Liede fortlebten. — Dieser heidnischen Vorzeit gehören die noch vorhandenen „Merseburger Zaubersprüche:" über die Fesseln eines Kriegsgefangenen und über den verrenkten Fuß eines Pferdes an.

Durch die Wanderzüge der Germanen im 4., 5. und 6. Jahrhundet erhielten die historischen Gesänge, die früher aus einer Reihe gesonderten Stammsagen bestanden, eine neue Gestalt und einen erweiterten Umfang, indem theils verschiedene Sagen mit einander verbunden und verschmolzen, theils die großartigen Ereignisse der Wirklichkeit in den Kreis der Volksgesänge gezogen wurden. So bildeten sich umfassende Sagenkreise, die sich größtentheils an die Geschichte anlehnten, worin aber manches zeitlich und räumlich Getrennte durch die schaffende Phantasie verbunden und Gegenwärtiges und Vergangenes an einander geknüpft ward.

Die Dietrich- und Siegfriedsage. Den umfassenden Sagenkreis scheinen die Gothen, das bildungsfähigste und für die Aufnahme des Fremden empfänglichste der deutschen Völker, besessen zu haben. Mittelpunkt eines solchen Sagenkreises war der Gothenkönig Hermanrich, der als hundertjähriger Greis bei Ankunft der Hunnen sich selbst den Tod gab, um den Untergang seines Volks nicht zu überleben (IV. S. 565 f.). Noch umfassender war die Dietrichsage, die sich an den Ostgothenkönig Theodorich anlehnt. Dietrich von Bern (Verona), aus dem Geschlechte der Amelungen und von Hildebrand erzogen, sucht, von dem römischen Kaiser Ermenrich vertrieben, mit Hülfe der Hunnen, bei denen er als Landesflüchtiger mit seinen Gothen weilt, sein Königreich wieder zu erobern, verliert aber in der Schlacht vor Raben (Ravenna), obgleich Sieger, so viele Leute, daß er wieder umkehren muß und erst später in den Besitz seines Reiches gelangen kann. Seine Jugendthaten, sein Aufenthalt bei den Hunnen, seine Wirksamkeit bis ins höchste Alter, wo er auf unbekannte Art der Welt entrückt ward, boten reichen Stoff für Volksgesänge, die sich lange erhielten und weit verbreiteten (IV. S. 676). Als Theile der Dietrichsage können wir die zweite Hälfte des Nibelungenliedes, das im 12. oder 13. Jahrhundert nach den vorhandenen Volksgesängen bearbeitet wurde, so wie das Bruchstück des schönen Hildebrandliedes betrachten.

Das letztere, das dem 8. Jahrhundert angehört, besingt den Kampf des alten Hildebrand mit seinem Sohn Hadubrand. Nach Homerischer Weise fragen sich die beiden Ritter bei ihrer Begegnung nm Namen und Herkunft, worauf sich Hildebrand seinem Sohne zu erkennen gibt; dieser glaubt ihm aber nicht, sondern hält den Vater für todt und verlangt den Kampf. Das Gedicht ist, wie die älteste Poesie überhaupt, alliterirend, d. h. mehrere der meist betonten Wörter beginnen mit demselben Anfangsbuchstaben, eine Eigenthümlichkeit, die das Volk besonders liebt, wie noch heut zu Tage manche Sprichwörter und Redensarten beweisen.

Einen zweiten, weit verbreiteten und umfangreichen Sagenkreis bildet die Siegfriedsage, die dem ersten Theil des Nibelungenliedes zu Grunde liegt. Wie die Dietrichsage dem Süden angehört, so ist die Siegfriedsage im Nordwesten, im Niederland zu suchen.

Diejenigen Ausleger, die in der Siegfriedsage historische Begebenheiten finden wollen, schreiben sie den fränkischen und burgundischen Volksstämmen zu und finden

in den blutigen Kämpfen der Merovinger, in der Blutrache der Brunhilde wider die Fredegunde und in dem Untergange dieses Königsgeschlechts durch die aus Flandern stammenden Karolinger die geschichtlichen Momente für die dichterische Sage, während Andere eine allegorische oder mythische Deutung vorziehen und die scandinavische Sigurdsage aus der Edda, die in einzelnen Erzählungen viele Aehnlichkeit darbietet, damit in Verbindung bringen. In der Volsungasage tritt Brunhilde viel gewaltiger auf. Sie liebt Sigurd und als sie sich betrogen findet, reizt sie zu dessen Ermordung auf und ersticht sich dann über seiner Leiche. Doch scheint das deutsche Rheingebiet die wahre Heimath der Nibelungen- und Siegfriedsage zu sein. Von da aus wanderte sie erst später über die Ostsee zu den Dänen.

Auf den burgundischen König Gunther und Hagen, „den Degen," die in dem Nibelungenliede eine so bedeutende Rolle spielen, weist noch ein anderes Volksgedicht hin, das wir jedoch nur aus einer Umarbeitung kennen — das Gedicht von Walther von Aquitanien, das der Mönch Eckehard in St. Gallen († 974) in lateinischen Hexametern verfaßt hat.

Walther entflieht mit Hildegunde vom Hofe Attilas, wo sich beide als Geiseln befanden. Auf dem Wege durch Burgund wird er an einem Engpaß der Vogesen (Wasgau) von Gunther, der nach seinen Schätzen Verlangen trägt, und von dessen Vasallen Hagen, dem alten Gefährten Walthers im Hunnenland, angegriffen. Eine Reihe blutiger Kämpfe werden gefochten, aus denen Alle schwer verwundet und verstümmelt hervorgehen und dann sich versöhnen. Walther kehrt hierauf nach seinem Lande zurück, wo er sich mit Hildegunden vermählt und noch 30 Jahre als gerechter König herrscht.

Andere germanische Sagenstoffe.

Die germanischen Volksgesänge vor und während der Wanderung sind in ihrer ursprünglichen Gestalt für uns verloren gegangen, wenn gleich, wie wir von Einhard erfahren, Karl der Große dieselben sammeln ließ. Den Geistlichen waren die profanen Lieder, in denen noch heidnische Elemente lagen, ein Gräuel, und da sie den Einfluß derselben auf die Gesinnung des Volks erkannten, so bemächtigten sie sich ihrer und änderten entweder den Stoff, indem sie derselben Sprache einen andern Inhalt gaben, oder die Form, indem sie die Volksgesänge in lateinische Verse brachten, um sie den Ungebildeten unzugänglich zu machen. Die Capitularien Karls enthalten strenge Rügen und Verbote gegen die deutschen Volksgesänge, die auf freien Plätzen um die christlichen Heiligthümer gesungen zu werden pflegten. Aber Vieles aus den alten Götterliedern, was die christliche Zeit nicht mehr zu singen erlaubte, war dem Gemüthe des Volkes so tief eingeprägt, daß es aus dem Götterkreise auf irdische Heldengestalten und geschichtliche Situationen, ja selbst auf christliche Heilige übertragen wurde. Auch läßt sich auf den Inhalt mancher Sagenkreise noch aus den lateinischen Geschichtsbüchern des Jornandes und Paul Warnefrieds Sohn (Paulus Diaconus) schließen, indem jener in seiner Geschichte der Gothen, dieser bei der Darstellung der Heldenthaten der Langobardenkönige, namentlich des Alboin epische Volksgesänge benutzt zu haben scheint (IV. S. 678. 815).

Bei Paulus Diaconus mögen diese Volksgesänge um so reiner geblieben sein, als sich die Langobarden das Fremde nicht so leicht und schnell aneigneten, wie andere deutsche Stämme, sondern dem Römerthum lange feindlich gegenüberstanden. Auf ähnliche Weise benutzte der Mönch Saxo Grammaticus in seiner dänischen Geschichte die alten scandinavischen Sagen und Lieder. — Durch die Wanderzüge des germanischen Volks in die römischen Provinzen war eine Wechselwirkung der lateinischen und griechischen Dichtungen auf die deutsche, und dieser auf jene unvermeidlich, und da das Bestreben der mittelalterlichen Poesie darauf gerichtet war, die Ereignisse der Wirklichkeit zu überbieten und das Wunderbare in ihren Kreis zu ziehen, so setzte sie sich sorglos über Zeit und Raum hinweg, verknüpfte historische Begebenheiten, die Jahrhunderte aus einander liegen, mit einander auf ganz unbestimmtem geographischem Boden und zog die Geisterwelt in die wirkliche herein. Daraus entstand die romantische Poesie, die hauptsächlich in den Ländern, wo die romanischen Sprachen über die germanische der eingewanderten Völker den Sieg davon trug, Wurzel faßte.

Geistliche Dichtungen.

Die ersten Verkünder des Christenthums unter den heidnischen Germanen sahen bald ein, daß die Verbreitung des Evangeliums nur vermittelst der Volkssprache von Erfolg sein könne. Darum hatte schon Ulfilas († 388) fast die ganze Bibel A. u. N. Test. in das Gothische übersetzt, nachdem er zuvor mittelst der Runen, die er mit griechischen Buchstaben vermehrte, die gothische Schriftsprache geschaffen. Seine Uebersetzung, wovon sich der älteste sogen. silberne Codex in Upsala befindet, ist, als frühestes Denkmal eines der ausgebildetsten germanischen Sprachdialekte, von der größten Wichtigkeit. — In ähnlichem Geiste wirkten unter den Karolingern mehrere Mönche und Priester, nachdem zuvor die sogen. Glossarien des Rabanus Maurus u. A. dergleichen Uebersetzungen möglich gemacht hatten. Aus dieser Zeit stammen die beiden ältesten Denkmale christlicher Dichtung, das „Wessobrunner Gebet," aus den letzten Jahrzehnten des achten, und „Muspilli," aus dem Anfange des neunten Jahrhunderts. Beides sind christliche Dichtungen mit heidnischen Nachklängen. Das erstere, in dem baierischen Kloster Wessobrunn entdeckte Gedicht knüpft an eine der jüngern Edda entlehnte Darstellung von dem „Ursprung der Welt" das Gebet um Tugend an; das zweite, ein Bruchstück eines althochdeutschen Gedichts „vom jüngsten Gericht," hat gleichfalls einen christlichen Inhalt; doch läßt sich dabei nicht verkennen, „daß auf die Behandlung der neutestamentlichen Lehre von den letzten Dingen, die uns hier vorliegt, heidnische Reminiscenzen von wesentlichem Einflusse gewesen sind, wie denn nicht allein das Wort „Muspilli" ursprünglich die Feuerwelt der deutschen Mythologie bezeichnet, sondern auch die Art und Weise, wie der Verfasser Elias und den Antichrist einander gegenüber stellt, ganz dem Verhältnisse entspricht, in welchem, nach den religiösen Vorstellungen des germanischen Heidenthums Thorr und Surtr zu einander standen."

Im Süden von Deutschland, wo man der romanischen Cultur näher war, gewann durch den Eifer britischer Missionare das Christenthum bald

festen Boden, und es entstanden Klöster und Pflanzschulen, die sich der Volksbildung annahmen (S. 300). Am einflußreichsten waren in dieser Beziehung die Abteien St. Gallen und Fulda. Hier wirkte Rabanus Maurus anregend auf eine große Zahl wißbegieriger Schüler; dort fanden bei den gelehrten Benedictinermönchen wissenschaftliche Bestrebungen stets Schutz und Aufmunterung. Unter Rabanus' Schülern sind besonders berühmt geworden Walafried Strabo (der Schieler), Abt von Reichenau (S. 406), durch Verbesserung der Kirchenmusik, und Otfried, Mönch von Weißenburg im Elsaß, durch seine in althochdeutscher Mundart und in gereimten Versen abgefaßte Evangelienharmonie „der Krist," die in fünf Büchern das Leben und die Lehrthätigkeit Jesu von seiner Geburt bis zur Himmelfahrt darstellt und die heidnischen Heldenlieder, die noch immer im Munde des Volkes fortlebten, vollends verdrängen sollte. — Einen interessanten Gegensatz zu Otfrieds Werk, das viele lyrische und didaktische Stellen und mancherlei mit dem Gegenstand seiner Dichtung nicht nothwendig zusammenhängende Betrachtungen, nicht selten in ermüdender Ausdehnung, enthält, bildet der Heliand (Heiland) oder die niederdeutsche Evangelienharmonie, die ein sächsischer Bauer im Auftrage Ludwigs des Frommen verfaßt haben soll. Hier, wo das Christenthum viel später Eingang fand, als in Süddeutschland, und wo die romanische Cultur den germanischen Volksgesang lange nicht zu überwinden vermochte, mußte die Bearbeitung der Evangelien sich mehr an die Form der Heldenlieder anschließen und ebenso episch werden, wie Otfrieds Werk lyrisch ist. Während daher dieser reflectirt und Fremdes beimischt, bleibt jener bei der einfachen Erzählung und hält sich an die altdeutsche Alliteration (Stabreim), wogegen Otfried Reim und Strophe anwendet.

Otfried. c. 870.

Der Heliand. c. 830.

Die heidnische Alliteration herrscht noch in dem erwähnten Wessobrunner Gebet, das etwa 100 Jahre früher verfaßt wurde und die Grenzscheide des Heidnischen und Christlichen bezeichnet. Otfried entlehnte aus dem lateinischen Kirchengesang den Endreim und führte ihn zuerst an die Stelle der Alliteration in die deutsche Poesie ein, wobei jedoch Maß und Charakter der alten epischen Langzeile unverändert blieben. „Wie die zwei Vershälften, aus denen sie besteht, bisher durch die Alliteration, durch den Anreim, so wurden sie nun durch den Endreim zusammengehalten und zu einer metrischen Einheit verbunden."

Die Beschäftigung mit der deutschen Sprache mußte die Geistlichen auf die Volksdichtung führen, aus der man jene allein kennen lernen konnte. Anfangs mochten sie wohl im christlichen Eifer manche der heidnischen Lieder vertilgt haben, aber später eigneten sie sich dieselben an und legten theils der alten Form christliche Stoffe unter, oder sie gaben den Volksgesängen eine neue Form. Von jener Art ist das bekannte Ludwigslied oder Siegeslied über die Normannen zu Ehren des Karolingischen Königs Ludwig III. († 882).

Das Ludwigslied.

Wenn man dieses mit dem angelsächsischen Liede auf Athelstans Sieg über die Dänen bei Brunanburg (937) vergleicht, erkennt man leicht die verschiedene Richtung der christlichen und heidnischen Dichter. Denn während das letztere den Leser mitten in die Schlacht unter gespaltene Schilde und gestürzte Banner versetzt, tritt Ludwig als Diener Gottes auf, singt mit seinen Kriegern vor dem Treffen Kyrieeleison und nach demselben ein Tedeum. — Das Ludwigslied rührt wahrscheinlich von einem Mönch Hucbald († 930) aus dem Kloster St. Amand sur l'Elnon her, das nahe bei dem Schlachtfelde lag, und wo man sich der altdeutschen Literatur eben so thätig annahm, wie in St. Gallen und Fulda.

Der Ruodlieb. Unter den Ottonen, wo die classische Literatur in Deutschland heimisch wurde, wo die Nonne Hroswitha religiöse Dramen in lateinischer Sprache dichtete, um den römischen Dichter Terenz mit seinem heidnischen Weltsinn und seinen leichtfertigen Sittenschilderungen zu verdrängen, wo durch den Verkehr mit Italien die lateinische Sprache immer mehr das Medium der Mittheilung wurde, da fing man auch an, die Volksgesänge in lateinische Verse zu kleiden und aus Homer und Virgil Zuthaten und Reminiscenzen einzuschalten. So entstand der schon oben erwähnte Waltharius von Aquitanien, ein Gedicht, das noch den rohen Rittergeist der Völkerwanderung athmet, und als Seitenstück dazu der Ruodlieb, in dessen noch vorhandenen Bruchstücken ein Mönch des Klosters Tegernsee im Anfang des 11. Jahrhunderts ein schon verfeinertes höfisches Ritterwesen darstellt. Selbst die Gesänge der Nibelungen hat nach der Klage „ein Schreiber in ein lateinisches Buch geschrieben."

Ein Edler, Namens Ruodlieb, hatte längere Zeit bei einem König in Aegypten treffliche Dienste geleistet; als ihn seine Mutter zur Heimkehr auffordert, ließ der König ihm die Wahl zwischen Weisheit oder Gold als Lohn. Ruodlieb wählt Weisheit und erhält von dem König zwölf Lehren, die nun im Verlaufe des Gedichts an dem Helden durch Erfahrung erprobt werden. Heimlich gab ihm aber der König noch große Schätze mit, die er ihm in zwei Brode backen ließ.

g) Karls letzte Lebenszeit, Ausgang und Persönlichkeit.

Karls Familienleben. Wenn Karl als gewaltiger Herrscher des römisch-germanischen Kaiserreiches mit Recht von Mit- und Nachwelt bewundert und gefeiert ward; so war dagegen sein Familienleben weder fleckenlos noch vom Glück begünstigt. Wie sehr die Geistlichkeit bestrebt war, das Institut der Ehe zu heiligen und jedes Verhältniß mit einer andern als der rechtmäßig angetrauten Frau als Concubinat zu brandmarken, so huldigte dennoch Karl, sonst ein getreuer und folgsamer Sohn der Kirche, der überlieferten Sitte der Frankenkönige, neben der legitimen Gemahlin noch mit Nebenfrauen zu leben. Schon die erste Frau, mit welcher er sich nach Erreichung seines mannhaften Alters verband, ein fränkisches Fräulein, Himiltrud, galt nicht als rechtmäßige Gattin. Er zeugte mit ihr jenen Pippin, schön von Antlitz aber durch einen Höcker entstellt, der in Folge der Verschwörung in Regensburg sein Leben im Kloster be-

schloß. Seine zweite Ehe, die er auf den Wunsch seiner Mutter aus politischen Gründen mit Desiderata, der schwächlichen Tochter des Langobardenkönigs einging, war, wie wir gesehen haben, nicht von Dauer. Die Geistlichkeit, welche die Vermählung mit Widerwillen betrachtete, bot gerne die Hand zu ihrer frühen Auflösung, zum großen Verdruß seiner Mutter und seines Vetters Adalhard. Die schwäbische Jungfrau Hildegardis, die durch ihre Mutter Imma von dem Geschlechte der ehemaligen Herzoge von Allemannien abstammte, nahm die Stelle der verstoßenen Langobardentochter ein und gebar dem König, außer zwei Kindern, die bald nach ihrer Geburt starben, drei Söhne, Karl, Pippin und Ludwig, und eben so viele Töchter, Rotrud, Bertha und Gisla. Sie starb in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, am 30. April 783, und noch in demselben Jahre vermählte sich Karl mit Fastrada, der Tochter eines ostfränkischen Grafen Radolf. Er erzeugte mit ihr zwei Töchter, Theodorada und Hiltrud; sie mußte aber eine Beischläferin neben sich dulden, die dem Könige ebenfalls eine Tochter, Rothaid, gebar. Fastrada's Stolz und Härte gegen ihren Stiefsohn war, wie oben bemerkt, die Ursache, daß sich Pippin gegen das Leben des Vaters verschwor. Als sie am 10. August 794 starb, nahm Karl die Luitgard aus Schwaben in die Ehe, die ihm jedoch keine Kinder gebar. Ihr Tod am 25. Juni 800 trat bald nach der Kaiserkrönung ein und mochte in Karl den Gedanken anregen, durch eine Verbindung mit der Kaiserin Irene das abendländische und morgenländische Kaiserthum zu vereinigen, ein abenteuerlicher Plan, der, wenn er im Ernste gefaßt war, an den Verhältnissen scheitern mußte. Obwohl ein Mann von beinahe sechzig Jahren war doch Karl noch lebenskräftig genug, sich noch drei Concubinen beizulegen. Die erste, Gersuinda aus Sachsen, gab ihm eine Tochter, Adaltrud; mit der zweiten, Regina, erzeugte er zwei Söhne, Drogo und Hugo, die dritte, Adallind, beschenkte ihn mit einem Sohne, Theoderich. Karls Familie bestand demnach aus vierzehn Kindern, von denen acht ehelicher Geburt waren. Doch machte er weder in seiner Liebe noch in seiner Behandlung einen Unterschied. Sie lebten alle in gleichen Ehren an seinem Hofe und erhielten dieselbe sorgfältige Erziehung durch die ausgezeichnetsten Gelehrten. Nur die Hoffnung auf die Nachfolge im Reich mußten sich die unechten Söhne frühe aus dem Sinne schlagen. „Nirgends befand sich Karl wohler, als im Kreise seiner Kinder; sie waren zu Hause und auf Reisen um ihn, und wenn er gezwungen war, den Winter über im Felde zu liegen, so ließ er seine Familie zu sich kommen." Daß er keine seiner Töchter, deren Schönheit von Einhard gerühmt wird, vermählte, mag in der Befürchtung, dem Herrscherhause gefährliche Rivalen zu schaffen, seinen Grund gehabt haben; daß aber einige seiner Töchter Mütter wurden, ohne verheirathet zu sein, hat zu vielen boshaften Nachreden Anlaß gegeben. Karls Hoflager war, wie wir gesehen haben, nicht in allen Dingen ein Muster von Tugend und ehrbarer Sitte; wenn er aber die Bewerbung

fränkischer Großen mit der Bemerkung zurückwies, er liebe seine Töchter allzu sehr, als daß er ihren Umgang missen könnte, so wird man darin eher einen Vorwand als den Beweis unnatürlicher Verhältnisse suchen dürfen. Was er auswärtigen Fürsten ohne Zweifel zugestanden haben würde, glaubte er dem ehrsüchtigen Streben einheimischer Freier versagen zu müssen.

Einhard und Emma. Dieses eigenthümliche Verhältniß in Karls Familienleben bot indessen der poetischen Sage, welche die ganze Gestalt des Kaisers umflochten hat, Stoff zu romantischen Erzählungen. Jedermann kennt die anmuthige Geschichte von Einhards Liebe zu Karls Tochter Emma; in Gedichten und Dramen, in gebundener und ungebundener Rede ist sie unzählige Male behandelt worden, so daß sie fast den Charakter und die Geltung einer wirklichen Thatsache erlangt hat. Aber obschon die Erzählung, wie Einhard in mitternächtiger Stunde einst von der liebenden und geliebten Kaisertochter über den Hof getragen wurde, damit nicht die Spuren im frisch gefallenen Schnee die Männertritte verrathen möchten, aber die Scene von dem schlaflosen Kaiser bemerkt und dann durch Gewährung der Vermählung verziehen worden sei, sich bei einem alten Chronisten des Klosters Lorsch findet; so entbehrt sie doch jeder geschichtlichen Gewähr. Einhards Gattin Imma war nicht Karls Tochter. Dagegen mag der Umstand, daß die zweite Kaisertochter Bertha in heimlicher Ehe mit dem Dichter Angilbert gelebt und ihm zwei Söhne, den Hartnid und den Geschichtschreiber Nithard geboren hat, Veranlassung zu der Sage gegeben haben. Auch von Karls ältester Tochter Rotrud, die einst dem griechischen Kaiser bestimmt war, wird ein Sohn erwähnt, der späterhin Abt von St. Denis war.

Karls Haltung. Einhard gibt zu verstehen, daß diese Vorfälle in der kaiserlichen Familie das einzige große Mißgeschick gewesen, das den fränkischen Herrscher während seiner langen Regierung betroffen, daß er aber dasselbe sehr leicht genommen und nie den geringsten Verdacht eines Fehltrittes in sich habe aufkommen lassen. Und in der That scheint seine Heiterkeit und sein häusliches Glück dadurch wenig getrübt worden zu sein. Vom Jahre 806 an, wo er die Erbfolge also ordnete, daß sein ältester Sohn Karl die kaiserliche Gewalt und den größten Theil des Reiches erhalten, die beiden jüngeren Söhne kleinere Königreiche unter des Bruders Oberhoheit besitzen sollten, genoß er seine Tage in Ruhe: er vergnügte sich an der Jagd im Ardennenwald oder, wenn er seine Landgüter am Oberrhein besuchte, in den Vogesen; er erfreute sich an den Beweisen der Achtung, die ihm auswärtige Fürsten durch feierliche Gesandtschaften zukommen ließen; er ergötzte sich an den Unterhaltungen fremder und heimischer Gelehrten und Prälaten; er leitete die inneren Angelegenheiten in Staat und Kirche, indem er die Berichte der Königsboten entgegennahm, sich über die Verhandlungen und Beschlüsse der Reichsversammlungen und Synoden Vortrag halten ließ und die geeigneten Anordnungen zu deren Zusammenstellung und Bekanntmachung in den königlichen Capitularien traf. An den Kriegen

Die Grenzländer. nahm er keinen persönlichen Antheil mehr. Die slavische Welt, die im Rücken der Sachsen zwischen Elbe und Oder bis zur Küste der Ostsee gelagert war, die Sorben an der Saale und mittleren Elbe, die Wilzen an der Havel,

waren durch glückliche Feldzüge zur Anerkennung der fränkischen Oberhoheit und zu einem friedlichen Verhalten gezwungen worden, und streitbare Markgrafen an der Spitze kriegsgeübter Grenztruppen hielten in Verbindung mit dem in die Bundesgenossenschaft der Franken aufgenommenen wendischen Stamme der Abodriten an der Küste der Ostsee die feindlichen Schaaren in Ehrfurcht. Aus den unterworfenen Landschaften bildeten sich allmählich die deutschen Markgrafschaften Thüringen (Meißen) und Brandenburg. Auch die Slaven an den Quellen der oberen Elbe und Oder, im heutigen Böhmen, Mähren, Ober-Ungarn und anderwärts wurden durch die in Ostbayern (Oestreich) aufgestellte Grenzmannschaft, die, aus den tapfersten Kriegern und Vasallen bestehend und von jedem weiteren Waffendienste entbunden, eine kräftige Schutzwehr bildete, in Furcht und Ordnung gehalten, nachdem fränkische Führer ihnen auf kühnen Streifzügen die Macht des karolingischen Reiches fühlbar gemacht; und die Südslaven in den Ostalpen, die Karantanen und Winden, hatten in den Markgrafen, welche im Rücken Italiens und an den Küstenländern von Istrien und Friaul mit kräftigen Wehrmannen die Grenze hüteten, kampfbereite Gegner, wenn sie sich beikommen lassen wollten, der angebornen Raublust zu folgen.

Nur in dem unbekannten Norden hausten wilde Feinde, die sich durch die Krieg mit den Dänen.
Größe des fränkischen Namens nicht schrecken ließen. Zum erstenmale fühlten 808—812.
damals die Küstenländer Europa's die Geißel der Nordlandssöhne. „Unbesieglicher Freiheitstrotz, kecker Heldenmuth, unerschöpfliche Naturkraft, wilde Beutelust: Alles, was einst die Germanen dem römischen Reiche so verderblich gemacht hatte, wandte sich nun mit diesen Nordlandssöhnen gegen die römisch-germanische Herrschaft Karls und drohte derselben um so größere Gefahr, als sie des Seekriegs nicht minder kundig waren als des Kampfes zu Lande, während die Franken, seit langer Zeit nur auf dem Festlande streitend, den Kampf auf dem unstäten Elemente der Wogen erst zu lernen begannen. Mit Hülfe der seekundigen Friesen rüstete Karl seine ersten Flotten aus, und wie schon im Mittelmeere fränkische Seeleute stritten, um die Gestade Italiens und Galliens vor den Arabern zu wahren, suchten fränkische Schiffe bald auch die Küsten der Nordsee vor den Angriffen der nordischen Seeräuber zu schützen; aber nie ist der Seekrieg den Franken vertraut geworden." — Zugleich wurden die Grenzen jenseit der Niederelbe und das Bundesvolk der Abodriten von dem Dänenkönig Gottfried angegriffen. Schon während der Sachsenkriege hatten die Bewohner der cimbrischen Halbinsel, von den fränkischen Chronisten als Dänen oder Normannen bezeichnet, eine feindselige Haltung gegen die Franken angenommen und dem Herzog Wittukind einen Zufluchtsort gewährt. Der Beendigung des Sachsenkrieges war dann auch eine Uebereinkunft mit ihren nördli- 804.
chen Stammverwandten und eine Verkürzung ihres Gebietes zu Gunsten der Abodriten gefolgt. Aber vier Jahre später stand der stolze und streitbare Dä-

nenkönig Gottfried (Göttrik) abermals unter den Waffen, um das Verlorne wieder zu erlangen. Unterstützt von dem mächtigen Stamme der Wilzen, die von altem Hasse entbrannt von Süden her vordrangen, fiel er in das Land der Abodriten ein, ließ einen ihrer Häuptlinge am Galgen sterben, nöthigte den andern, Thrasiko, zur Flucht nach Franken und verwüstete den Hafenplatz Rerik, den alten Hauptort Mecklenburgs. Als aber der jüngere Karl ein Heer auf
808. einer Brücke über die Elbe führte, zog der Dänenkönig mit seiner Beute nach der „Schleiumgebenen Dorfschaft" Sliesdorp, jetzt Schleswig, wo schon sein Vorgänger Siegfried seinen Königssitz aufgeschlagen, zurück und sicherte die Grenze durch einen Wall von der Schlei quer über die Halbinsel gebaut.

„Dieser Grenzwall," sagt Dahlmann, „ging von der Ostsee nach der Westsee, sei's nun oberhalb der eigentlichen Eider, oder nördlicher sich an die Schlei und Treene lehnend, welche letztere in alter Zeit auch Eider hieß, daher man passend beide Flüsse als Norder- und Süder-Eider unterscheiden wird. Die noch jetzt unverkennbaren Reste alter und erneuter Erdarbeiten dieser Art, die sämmtlich in die Nähe der Stadt Schleswig führen, geben nun die Entscheidung, daß die Hauptbefestigung sich durch die Schlei mit der Ostsee (bei den Dänen Ostersalt, sagt Einhard) und durch die Nordereyder (Treene) mit der Westsee, mit beiden Meeren also nur mittelbar verband. Auf solche Weise entstand ein Erdwall und ein Graben von nicht über zwei Meilen Länge, nur mit einem einzigen Thore, um Wagen und Reiter durchzulassen, versehen, und mehrerer Arbeit bedurfte es kaum, denn von der einen Seite gab außer dem breiten und tiefen Meerbusen, den die Schlei bildet, ein undurchdringlicher Wald Schutz, der im Süden der Schlei längs der Ostsee durch die neugewonnenen Sitze der Abodriten bis an die Treene lief, das eiserne Holz bei Deutschen und Dänen geheißen; hinter der Treene aber lag meist eine unwegsame, von Wassern durchschnittene Marschgegend, und den freien, noch von Dänemark unabhängigen Friesen, die den größten Theil davon einnahmen war überhaupt nicht gut nahekommen."

Als aber die Franken an der Elbe einige feste Plätze anlegten und sogar Anstalt trafen, im Herzen von Nordalbingien eine Schutzwehr gegen die kühnen Grenznachbarn zu errichten, da erneuerte der Dänenkönig die Angriffe gegen die Bundesvölker der Franken. Während eine zahlreich bemannte Flotte an der friesischen Küste landete und die Bewohner zu einer Abgabe von hun-
810. dert Pfund Silber nöthigte, überzog Gottfried selbst das Abodritenland abermals mit Krieg, erschlug den heimgekehrten Fürsten Thrasiko und vermaß sich mit großsprecherischen Worten, dem Kaiser in seiner Hauptstadt Aachen einen bewaffneten Besuch zu machen. Da bot Karl den gesammten fränkischen Heerbann auf: ein Theil der Mannschaft rückte in Friesland ein, mit dem andern beschloß der Kaiser selbst trotz seines hohen Alters noch einmal ins Feld zu rücken. An dem Zusammenfluß der Aller und Weser unweit Verden wurde ein festes Lager geschlagen. Dort glaubte man, würde der Dänenkönig bald eintreffen. Aber statt seiner kam ein Bote mit der Nachricht, Göttrik sei von einem seiner Kriegsleute erschlagen worden. Seines Bruders Sohn Hemming wurde sein Nachfolger; und da dieser viele Gegner bei dem eigenen Volke besaß, so eilte er mit den Feinden ein friedliches Abkommen zu treffen. In Folge

dieser Friedensstiftung kam alles Land zwischen Schlei und Eider in den Besitz der Franken, die es mit der Zeit, als nach Hemmings frühem Ableben Par- 812.
teiungen, Thronkämpfe und Bürgerkriege das dänische Reich verwirrten und die Widerstandskraft des Volkes lähmten, als Mark einrichteten, zu deren Schutz die von Karl gegründete und mit Besatzungstruppen versehene Burg Esses- feld an der Stör diente, der feste Mittelpunkt, um welche sich allmählich die Stadt Itzehoe erhob. In gleicher Weise suchte der Kaiser das friesische Land, von der Weser bis über die Zuyder See hinaus durch Schutzflotten zur Küsten- wacht gegen die Raubzüge der Normannen sicher zu stellen.

Aber noch harte Schläge hatte das Schicksal dem greisen König vorbehal- Unfälle.
ten, die ihn um so schwerer trafen, je mehr sein eigenes Glück mit dem seiner Kinder zusammenhing. Innerhalb zwei Jahren verlor er seine beiden Söhne, Pippin und Karl, jener starb am 8. Juli 810, in einem Alter von 32 Jahren zu Mailand, dieser, der Erstgeborne der Königin Hildegard, auf dem die Hoff- nung und das Vertrauen der Großen und des Volkes ruhte, am 4. December 811. Der Tod des letzteren, der zum Nachfolger und Erben des Kaiserthums ausersehen war, ging dem Vater besonders nahe. Von der Zeit an hat man ihn selten mehr froh gesehen; ja er scheint sich sogar mit dem Gedanken getragen zu haben, die Regierung niederzulegen und in klösterlicher Zurück- gezogenheit seine Tage zu beschließen. Von dieser verdüsterten Stimmung gibt das in Einhards Biographie eingeschaltete Testament Karls aus dem Jahre 811 ein sprechendes Zeugniß. Die ungemessene Freigebigkeit gegen die Kirche, die in demselben zu Tage tritt, sollte Sühne sein für so manche Sünden, die er in seinem ehelichen Leben begangen und denen er den Tod seiner Söhne bei- gemessen haben mag. Den noch unmündigen, außer der Ehe erzeugten Sohn Pippins, Bernhard, setzte er an des Vaters Statt zum König von Italien ein und übergab ihn der sorgfältigen Erziehung und Vormundschaft der Brüder Adalhard von Corbie und Wala (Wallach), den Söhnen von Karls Oheim Bernhard. Auch noch andere Unfälle trübten den Abend seines Lebens. Im Mai 813 hatte er den Schmerz, die 500 Schritte lange hölzerne Rheinbrücke bei Mainz, an welcher zehn Jahre eifrig gearbeitet worden war, durch Feuer zerstört zu sehen, so daß kein „Span" von dem Holzwerke über dem Wasser übrig bieb. Der Plan, das vernichtete Werk durch eine steinerne Brücke zu ersetzen, wurde durch seinen Tod vereitelt. Zu dem häuslichen Kummer gesellten sich noch körperliche Leiden. Die Fußgicht fesselte die alternden Glieder, also daß er seinem gewohnten Waidwerke im Ardennerwalde nur noch selten nachgehen konnte. In schmer- zensfreien Tagen wählte er dazu die Wälder in der Umgegend von Aachen.

Unter diesen Umständen kam ihm der Gedanke, noch bei seinen Lebzeiten Ludwigs Krönung
den jüngsten Sohn der Hildegard, Ludwig, der seit seiner Kindheit als König 813.
in Aquitanien waltete, zum König und Reichsgehülfen zu krönen. Nachdem er

im engeren Kreise mit den vornehmsten Franken und den vertrautesten Räthen den Plan überlegt, beschied er den Erkornen nach Aachen, um ihn über seine Herrscherpflichten und Regierungsgeschäfte zu belehren. Zu dem Behuf wurden noch in demselben Jahre fünf Provinzialsynoden in verschiedenen Städten: in Mainz für Austrasien, in Rheims für Neustrien, in Tours für Aquitanien, in Chalons an der Saone für Burgund, in Arles für das narbonensische Gallien, und einige Wochen später eine allgemeine Reichsversammlung in Aachen abgehalten. Während auf den ersteren unter dem Vorsitze geistlicher Königsboten Beschlüsse gefaßt und dem König zur Entscheidung und Bestätigung empfohlen wurden, welche geeignet waren den Zustand der Kirche und des christlichen Kaiserreichs zu fördern und zu verbessern, die Kirchenzucht und die Sittlichkeit zu stärken, den Frieden und die Eintracht unter den geistlichen und weltlichen Beamten und Würdenträgern und das Ansehen des heiligen Kaiserthums zu befestigen, den Unterricht und die Volksbildung zu heben und eingerissene Mißbräuche zu beseitigen; kamen auf dem Reichstage, wo geistliche und weltliche Großen, bald gemeinschaftlich bald nach Collegien gesondert beriethen, neben den kirchlichen Anliegen auch die Fragen über Rechtsverwaltung, Heerbann, Staatshaushalt und äußere Politik zur Verhandlung, wobei die Berichte der verschiedenen Sendboten die Grundlage der Vorträge und Beschlüsse bildeten. Nachdem die Geschäfte beendigt waren, eröffnete der Kaiser selbst in einer feierlichen Sitzung den Versammelten seinen Entschluß, seinem Sohne Ludwig die Krone aufs Haupt zu setzen und ihn zum Mitregenten und Nachfolger im Frankenreiche zu erheben, eine Eröffnung, die mit dem Ausdrucke der Freude
Sept. 813. vernommen ward. Als der für die feierliche Krönung bestimmte Sonntag herbeikam, schritt der hohe Greis im kaiserlichen Schmucke auf den jugendlichen Sohn gestützt in das von ihm erbaute Marienmünster, unter dessen hohem Kuppelgewölbe die feierliche Handlung vollzogen wurde. Wie einst am Weihnachtstage in Rom Papst Leo den Frankenkönig zum römischen Kaiser des Abendlandes gekrönt, so setzte jetzt Karl dem vor dem Altare knieenden Sohne, nachdem er ihm in eindringlichen Worten nochmals seine Herrscherpflichten ans Herz gelegt, die Brüder und Schwestern seinem Wohlwollen und seiner Fürsorge empfohlen und ihn zur Gottesfurcht, Gerechtigkeit und Liebe gegen das Volk und insonderheit gegen Priester, Klöster und Arme ermahnt, die Krone aufs Haupt, und das versammelte Volk rief: „Heil und Leben dem Kaiser Ludwig!“ Mit dieser Handlung übertrug Karl dem Sohne die gesammte kaiserlich-königliche Machtfülle, wie er sie selbst besessen. Die Salbung und zweite Krönung, die drei Jahre später Papst Stephan zu Rheims vornahm, hat der Würde nur einen höheren Glanz aber keine Mehrung des Rechts oder der Macht verliehen. Ludwig bezeichnete den Anfang seines kaiserlichen Regiments in den Urkunden nicht von der Krönung durch Stephan, sondern von dem durch den Vater vollzogenen Act, oder gewöhnlich von dessen Tod.

Vier Monate nachdem Ludwig unter Thränen und Umarmungen von dem Vater Abschied genommen, um sich wieder in sein südliches Königreich zu begeben, wurde die Welt von der Trauerkunde erschüttert, daß Karl, den schon die Zeitgenossen als den Großen bezeichneten, zu seinen Vätern versammelt worden. Zeichen und Wunder am Himmel und auf Erden wurden von den Chronisten gläubig als Vorboten des großen Ereignisses gedeutet: der Brand der Mainzer Brücke, das Einstürzen des Säulenganges, welcher das „heilige Palatium" in Aachen mit der Marienkirche verbunden hatte, am Himmelfahrtstage, das Einschlagen des Blitzes, wodurch ein goldener Apfel vom Dache der Kirche herabgeworfen ward, Sonnen- und Mondfinsternisse und andere Schrecken. In dem strengen Winter 813 auf 814 versuchte er noch einmal die Heilkraft der Bäder, die ihm den Aufenthalt in Aachen so angenehm machten; aber sie vermochten das hinwelkende Leben nicht mehr zu stärken. Am 28. Januar 814 sank die sterbliche Hülle des 71jährigen Greises ins Grab. Die Marienkirche in Aachen, die so oft Zeuge seiner Andacht und frommen Gesinnung gewesen, und an welche der Reichspalast stieß, in welchem er am liebsten geweilt, wurde auch seine Grabstätte. Auf dem Bogen, der sich über der Gruft wölbte, verkündigte eine kurze Inschrift die Tugenden und den Ruhm Karls des Großen. Die Worte, mit denen ein alter Chronist den Bericht von dem Tode des Frankenkönigs begleitet: „Niemand kann sagen, wie groß das Klagen und Trauern um ihn war auf der ganzen Erde, auch bei den Heiden wurde er betrauert als der Vater des Erdkreises," läßt schon die Spuren der Empfindung erkennen, „welche in der Folge den reichen Schatz von Liedern und Sagen gebar, die wie ein Strahlenkranz das Grab des Kaisers umleuchteten." *Karls Tod. Jan. 814.*

Mit staunender Bewunderung blickten die nachgebornen Geschlechter auf den mächtigen Herrscher, der die zerstreute und zerrissene Welt der Germanen, die in Gefahr stand, ihre theuersten Güter einzubüßen oder unentwickelt verkommen zu lassen, zu einem organisch gegliederten Staatsganzen vereinigte und die losen Kräfte und Bestandtheile auf gemeinsame Ziele lenkte; der die verschiedenartigen, oft feindseligen Volkselemente mit starker Hand zusammenfaßte und durch die Macht des Rechts, der Religion und der Bildung in Frieden und Ordnung hielt, der die Wunden, die seine Kriege schlugen, mit den Segnungen der Cultur und Gesittung zu heilen beflissen war, der die weltbeherrschende Macht des römischen Imperatorenreichs, das germanische Kraft in Trümmer geschlagen hatte, auf die germanische Nation zu übertragen strebte. Die Erscheinung war so großartig und überwältigend, daß die Phantasie des Volkes, nicht zufrieden mit dem Ruhme eines mächtigen Staatengründers, Kriegsfürsten und Gesetzgebers, die Person und die Thaten des Frankenkönigs mit einer glänzenden Wolke von Sage und Dichtung umhüllte und Alles, was die spätere Zeit bewegte, was die theuersten Anliegen der nachfolgenden Generationen bildete, auf ihn zurückführte. In seinen Kämpfen mit den Un- *Karl in der Volkstradition.*



gläubigen erblickte die Christenheit des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts die Anfänge der Kreuzzüge; der Kaiserhof in Aachen galt als das Vorbild aller höfischen Zucht und Sitte; in den Paladinen und Kronvassallen, welche die Umgebung des Kaisers bildeten, sah die spätere Zeit die Zierden und Vorbilder alles Ritterthums, aller Rittertugenden; die romantische Poesie stellte ihn und seine Helden unter die gefeierten Mythengestalten einer erträumten Sagenwelt. Die nüchterne Historie muß alle diese Gebilde der Phantasie und Romantik abstreifen, sie wird aber zugleich den richtigen Instinct des Volkes bewundern, der die Quelle des mittelalterlichen Lebensstromes, die Keime der späteren Bildungen in Karl dem Großen entdeckte oder ahnete. War nicht die Kaiserkrönung am Weihnachtsfeste in Rom das welthistorische Moment, welches den Entwicklungsgang der abendländischen Menschheit, den schicksalsvollen Beruf der germanischen Nation auf Jahrhunderte bestimmte und lenkte? Hat nicht seine religiöse Hingebung, seine Begünstigung der Geistlichkeit und ihres Oberhauptes den Grund zu der Uebermacht der Kirche, zu der hierarchischen Herrschaft gelegt, die ein so charakteristisches Kennzeichen des Mittelalters darstellt? Hat nicht seine großmüthige Gewährung tiefgreifender Immunitäten und Vorrechte und seine freigebige Verleihung des Zehnten an die kirchlichen Institute die unabhängige Ausnahmsstellung des Klerus angebahnt und ermöglicht? Sind nicht in der Ausbildung des Vassallitätsverhältnisses mit ausgedehnten Beneficien, die mehr und mehr einen erblichen Charakter annahmen, die Keime und Anfänge der mittelalterlichen Lehnsmonarchie enthalten, in welcher die Macht und Herrschaft des Adels und Herrenstandes in demselben Grade wuchs, als die Fürstengewalt abnahm? Hat nicht Karl durch seine Kriege wider die Saracenen und wider die Sachsen der mittelalterlichen Menschheit den Kampf gegen die Ungläubigen und die Verbreitung und Herrschaft des Christenthums als Ziel ihrer gemeinsamen Waffenthaten und Kriegsunternehmungen hingestellt? Hat er nicht sogar durch sein Interesse für die altgermanischen Heldenlieder den ersten Impuls zu der Ritterdichtung des Mittelalters gegeben? Und war denn nicht das Hoflager in Aachen mit seinen geistlichen und weltlichen Würdeträgern, mit der wogenden Menge der Kommenden und Gehenden aus allen Ländern, Völkern und Ständen, mit der Weltlust und den Leichtfertigkeiten inmitten des Ernstes der Staatsgeschäfte, der Rechtsverwaltung, der religiösen Andacht und kirchlichen Handlungen und Feste, mit den galanten Liebesverhältnissen in der Familie des frauenliebenden Kaisers, mit den Rittern und Edelknaben, dem Treiben der Kaufleute, Händler und Gaukler und dem ganzen bunten Volksgewimmel in der That das Vorbild aller künftigen Kaiserhöfe und Fürstenlager?

Karls Persönlichkeit u. Herrschertalent.

Aber nicht darum wird der Frankenkönig mit dem Beinamen des Großen geehrt, weil aus den von ihm ins Leben gerufenen Schöpfungen und Grundformen die Bildungen des Mittelalters hervorgingen und zwar größtentheils

durch Entartung und Entstellung der von ihm geschaffenen Einrichtungen; sondern weil er bei seinen Handlungen und Unternehmungen von edlen Ideen geleitet wurde, weil er mit klarem Blick und kräftiger Hand hohe Ziele verfolgte, weil ihm die Wohlfahrt des Reichs und seiner Glieder mehr galt als die Befriedigung der Selbstsucht, als die Eingebungen des eigenen Ich; weil er alles Gesunde und Lebensfähige, alles Sittliche und Bildende in Staat und Kirche, in Gesetzgebung und Rechtspflege hegte, schützte und förderte und der Lasterhaftigkeit, Unwissenheit und Rohheit, wo sie sich zeigen mochten, mit voller Kraft und Energie entgegentrat; weil er bei aller Machtfülle und Herrschgewalt doch Gerechtigkeit und Billigkeit genug besaß, die Volkshäupter zur Theilnahme am öffentlichen Leben, an der Gesetzgebung und Gerichtsverwaltung beizuziehen, die berechtigten Gewalten sich entfalten und bethätigen zu lassen; weil er, obwohl ein Selbstherrscher im vollen Sinne des Wortes, den Unterthanen aller Stände freie Bewegung innerhalb der gesetzlichen Ordnungen gestattete, alle Keime eines selbstthätigen Gemeinde- und Genossenschaftlebens pflegte, damit sie wachsen und gedeihen möchten, alle Kräfte zum freudigen Schaffen und Mitwirken in dem großen Reichskörper heranzog, das Sonderleben in Kirche, Staat und Gemeinde, in Gesetzgebung und Verwaltung nicht knickte oder erstickte, sondern in den Gesammtorganismus einfügte und sich regen und bewegen ließ, so daß die Einzelbestrebungen, während sie die eigenen Standes- oder Sonderinteressen verfolgten, doch dem Allgemeinen dienstbar und förderſam waren, die Functionen, welche die kleinen Räder in vorgeschriebenen Kreisen verrichteten, den gesetzmäßigen Gang des kunstreichen Maschinenwerkes nicht hemmten, sondern unterstützten und in seinen Wirkungen stärkten. Karls Capitularien sind lautsprechende Zeugnisse, mit welcher Sorgfalt er über die Rechte und Pflichten aller Stände wachte und beide in ein gerechtes Verhältniß zu setzen bemüht war; wie er den Klerus, während er dessen bürgerliche Stellung hob und ihn mit Rechten und Freiheiten auszeichnete, zugleich in die Schranken der staatlichen Ordnung bannte, wie er zugleich Einrichtungen traf, daß durch diese Ausnahmsstellung nicht die Wohlfahrt des Ganzen, nicht die Gerechtigkeitspflege und der Kriegsdienst des Reiches gefährdet werde, wie er denselben anhielt, die ihm gewährte Muße zur Pflege der Wissenschaften, zur Beförderung der Volksbildung, zur Erleichterung und Milderung des menschlichen Elends zu verwerthen und die ihm verliehenen Einkünfte zur Errichtung und Unterhaltung kirchlicher Bauwerke, zur Mehrung der Büchersammlungen durch Abschreiben, zur Begründung von Schulanstalten würdig zu verwenden; wie er fort und fort darauf drang, daß die Geistlichen einen ehrbaren, ihrem Stande entsprechenden Wandel führten, sich solcher Beschäftigungen und Vergnügungen enthielten, die mit ihrem heiligen Berufe in Widerspruch standen und durch ihr ganzes Sein und Thun die veredelnde Kraft der christlichen Religion beurkundeten und allem Volke ein Vorbild jeglicher

Tugend seien; wie er die Großen seines Reiches, die er zu Grafen, Sendboten und Amtleuten ernannte, unaufhörlich ermahnte, sich des in sie gesetzten Vertrauens würdig zu zeigen, Frieden und Gerechtigkeit zu schirmen und zu erhalten, ihre Stellung nicht zur Bedrückung und Uebervortheilung der Unterthanen zu mißbrauchen, die gemeine Freiheit nicht zu gefährden oder zu mindern. Aber vor Allem beweisen die Capitularien, daß Karl ein Herz für das Volk hatte, daß er dessen Rechte zu mehren, dessen Lage zu bessern, dessen Lasten zu mindern beflissen war. Wir haben gesehen, mit welcher Sorgfalt er zu verhüten suchte, daß die Zahl der freien Leute dahinschwinde, daß die freie Hufe in Zinsland verwandelt werde, der freie Mann in ein abhängiges Verhältniß trete. Er minderte die Kriegsbürde, indem er selten den ganzen Heerbann aufbot, sondern die Vertheidigung der Grenzen und die Erhaltung des Friedens im Innern zunächst der Landwehr der einzelnen Landestheile zuwies und bei dem allgemeinen Aufgebot die Kriegspflicht mit dem Vermögensstand in Verhältniß brachte; er ersetzte den allgemeinen Gerichtsbann, unbeschadet der Gerechtigkeitspflege, durch eine richterliche Vertretung sämmtlicher Gau- und Gemeindegenossen in den Schöffen. Und damit gegen jede Vergewaltigung, gegen jeden ungerechten Richterspruch, gegen jede Rechtsverletzung ein oberster Wächter sei, setzte er das Hofgericht ein, wo jeder Bedrängte Schutz und Zuflucht suchen konnte, wo der Kaiser selbst oder an seiner Statt der Pfalzgraf die Klagen und Beschwerden entgegennahm und mit Beiziehung rechtskundiger Räthe und Beisitzer aus der Umgebung des Hofes das Recht suchte, das Urtheil fällte.

Und mit solchen Herrschergaben und Staatseinsichten verband Karl eine Persönlichkeit, die durch innere Eigenschaften Liebe und Vertrauen erwarb, durch die äußere Haltung und Gestalt Ehrfurcht und Unterwürfigkeit erzeugte, die, wie ein Zeitgenosse versichert, zugleich Liebe, Bewunderung und Furcht einflößte. In seiner Natur waltete ein seltenes Gleichmaß von Seelenkräften; mit dem starken Muth und tapfern Sinn eines Helden und Kriegsfürsten verband er die Einsicht eines Staatsmannes, das religiöse Gemüth eines gotterfüllten Glaubensstreiters und ein Herz voll Liebe und Treue für seine Angehörigen und Freunde. Alle diese Kräfte und Eigenschaften wohnten in seiner Seele harmonisch neben einander, ohne daß eine oder die andere die Vorherrschaft erlangt und die übrigen niedergehalten oder verdunkelt hätte. Obwohl er sein ganzes Leben hindurch das Schwert nur selten aus der Hand legte, war er doch fern von Ländergier und Eroberungssucht. Er kämpfte für Ideen; seine Kriege galten der Verbreitung und Festigung des Christenthums, in dem er den einzigen Träger sittlicher Cultur sah, der Begründung eines civilisirten Staats- und Rechtszustandes, in welchem alle Stände und Völker zu einem friedfertigen thatkräftigen Leben unter sittlichen und bürgerlichen Gesetzen sich vereinigen sollten, der Beschützung der eroberten Länder und gewon-

neuen Güter gegen die wilden Kräfte ungebändigter Naturvölker. Seine religiöse Richtung wurde nie so vorherrschend, daß er sich zum Diener der Geistlichkeit, zum Knecht der Kirche erniedrigt hätte. Bei aller Ehrfucht vor der Religion und ihren Verkündigern behandelte er die Bischöfe und Aebte auf gleichem Fuße wie die Grafen und weltlichen Beamten, unterwarf er die Synoden und Kirchenbeschlüsse gleich den weltlichen Versammlungen und Gesetzen seiner Einsicht und Genehmigung, traf er gesetzliche Bestimmungen über die Kirche wie über das gesammte Staatswesen. Und wenn er dem Bischof von Rom größere Befugnisse einräumte als seinen Landesbischöfen, den römischen Kirchengesetzen und Cultusordnungen allenthalben Eingang und Geltung verschaffte, so war dies die Wirkung einerseits seiner Ehrfurcht für die Hauptstadt der abendländischen Christenheit und ihrer altehrwürdigen Institute und Traditionen, anderseits der Einsicht, daß die fränkische Kirche nur im Anschluß an die festen Gestaltungen und Bildungsformen der römischen zu einer gedeihlichen Entwickelung gelangen könne. Wie weit er aber von dem Gedanken einer kirchlichen Unterordnung, oder einer Gleichberechtigung oder Gleichstellung der päpstlichen und kaiserlichen Gewalt entfernt war, erhellt aus der selbständigen Haltung, die er im Bilderstreit einnahm und durchführte, aus der oberrichterlichen Stellung, die er in dem Rechtsverfahren gegen Papst Leo III. behauptete und aus der Art und Weise, wie er seine Hoheitsrechte über Rom und die dazu gehörigen Territorien fortwährend übte. — Wurde aber Karl der Große als Kriegsheld und Herrscher bewundert und gefürchtet, so war es die menschliche Seite, so war es die Einfachheit und Anmuth seiner Sitten, die Milde und Freundlichkeit seines Wesens, die Treue gegen seine Vertrauten und Freunde, die ihm die Liebe und Zuneigung Aller erwarben. Wie Karl über den großen Anliegen des Staats in seinen vielfachen Beziehungen noch den Blick offen behielt für die kleinen Sorgen und Dienste des Landwirths und Hausvaters, für die Verwaltung seiner Landgüter und Meierhöfe; so waren auch die mächtigen Weltverhältnisse nie im Stande, die menschlichen und gemüthlichen Interessen und Empfindungen in seiner Seele zu ersticken. Wir haben gesehen, mit welcher Zärtlichkeit er an seinen Töchtern hing, wie sein Vertrauen und seine Freundschaft für Alcuin, Angilbert, Theodulph und so viele andere nie erkaltete, welche Liebe er stets dem jungen Einhard bewies. Keine Seite des inneren und äußeren Lebens war ihm fremd und wo er sich zeigte, war er an seiner rechten Stelle, war er eine hervorragende, imponirende Erscheinung. Er mochte als Kriegsheld und Feldherr das Schwert führen, er mochte in den deutschen Wäldern den Eber und Bär, den Hirsch und Auerochs jagen, er mochte im Kreise seiner gelehrten Freunde sich mit lateinischer Wissenschaft oder deutschen Heldenliedern beschäftigen, er mochte als höchster Richter dem dunklen Rechte nachforschen, er mochte als liebenswürdiger Familienvater sich im Kreise seiner Angehörigen und Freunde zeigen, ein Muster

der Einfachheit und Mäßigkeit in der Kleidung, in Speise und Trank, überall bewegte er sich mit Sicherheit; überall imponirte er durch seine Würde und Haltung, überall war er der Gegenstand der Verehrung, der Bewunderung, der Liebe. „Mit ungetrübter Besonnenheit war sein reger Geist nach allen Seiten gerichtet,“ urtheilt ein älterer deutscher Schriftsteller, „und aus dieser hohen Besonnenheit entsprang jene erhabene Mäßigung, die seine Kräfte sänftigte und die fränkischen Züge der Gewaltsamkeit und Schlauheit milderte. Das erhebt ihn über den Rang gemeiner Eroberer, daß er die Rechte und Gesetze der ihm unterworfenen Völker ehrte, und weise Anstalten traf sie zu handhaben, daß er durch Anbau und gute Einrichtungen die Spuren des Krieges zu tilgen suchte, daß er nicht blos zu schlagen, sondern auch zu heilen, nicht blos zu erobern, sondern auch zu regieren verstand, und durch Milde und Sanftmuth, bei seiner gewaltigen Fülle von Kraft, sich unwiderstehlich der Gemüther bemächtigte. Ein Annalist versichert, Karl sei immer so voll gewesen aller Anmuth und Milde, daß, wer traurig zu ihm gekommen, durch sein bloßes Ansehn und wenige Worte erheitert und froh von ihm gegangen sei. Es war also der große Kaiser einer der Menschen, in deren Angesicht die Fülle eines ruhigen und klaren Geistes sich spiegelt, deren Anschaun ohne Worte in die Mitte ihres reichen Wesens hineinzieht, so daß man Erhebung, Zuversicht und eigne Bildungskraft von ihnen mit hinwegnimmt.“ Und Giesebrecht schließt seine Darstellung des großen Frankenkaisers mit folgender schönen Schilderung, die auch den Schluß unserer Darstellung bilden soll:

„Von frühe an erkannte man in ihm jene eiserne Willenskraft, jene rastlose Thätigkeit, jenen dem Höchsten zustrebenden Sinn und jene Bildsamkeit des Geistes, die ihn den ersten Fürsten aller Zeiten an die Seite gesetzt haben. Die Natur hatte Alles für ihn gethan. Ein stattlicher Körper bei dem schönsten Ebenmaße der Glieder, klare Augen, gewinnende Gesichtszüge, Wohllaut der Stimme, ein durch und durch männliches Auftreten fesselten die Aufmerksamkeit und die Neigung der Menschen beim ersten Blick an ihn. Nie hemmte der Leib die Thätigkeit seines Geistes; mehr als dreißig Jahre seiner Regierung hat ihn keine Krankheit befallen, obwohl er sich niemals schonte, keine Rast bei der Arbeit kannte. Oft stand er des Nachts vier- bis fünfmal von seinem Lager auf und wandte sich den gerade vorliegenden Arbeiten zu; selbst beim Ankleiden verhandelte er über die Geschäfte mit seinen Räthen oder ließ Parteien vor, die seinen Richterspruch suchten; beim Mahle ließ er sich geschichtliche oder theologische Bücher vorlesen: jede Stunde wußte er zu nutzen. Dabei war er stets klaren und freien Sinnes; nie hat er im Unmuth ein Unrecht begangen. Im engen Kreise der Seinen fühlte er sich glücklich und besorgte mit gewissenhaftester Sorgfalt den eigenen Haushalt; aber sein Blick erfaßte mit derselben Sicherheit und Klarheit das Entfernteste, wie das Nächste. Die Lage der Welt lag nicht minder durchsichtig vor ihm, wie das seinem leiblichen Auge Erreich-

bare; mit gleicher Befriedigung lebte er in den großen Dingen, wie in den nächsten Interessen seiner Familie. Im Waffendienste erzogen, lernte er erst als König die Anfangsgründe der Wissenschaften, wie sie jener Zeit überliefert waren, und blieb selbst im Alter in ihnen ein Schüler. Aber ob die Spuren altgermanischer Barbarei unvertilgbar seinem Geiste anhafteten, es gab doch in den Verhältnissen von Staat und Kirche keine Aufgabe so schwierig und verwickelt, daß sein Scharfblick sie nicht gelöst hätte. Man kann behaupten, jedes wichtige Problem, mit dem sich in den folgenden Jahrhunderten die Staatskunst abmühte, hat seinen Geist schon beschäftigt."

„Wie die Sterne die Sonne, so umgaben die Paladine den großen Kaiser, der sie alle verdunkelte. Nicht freilich durch Glanz und Prunk der äußeren Erscheinung fesselte er die Blicke derer, die sich ihm nahten, aber es umspielte seine hohe und würdevolle Gestalt ein blendender Schein gleichsam höheren Lichtes, in dem die Klarheit seines großen Geistes auszustrahlen schien. Jene langen weißen Locken, die im Alter sein Haupt zierten, die großen lebhaften Augen, die stets heitere und ruhige Stirn, die mächtige Greisengestalt, der es doch nicht an Anmuth fehlte: dies ganze Bild hat sich tief nicht nur den Zeitgenossen eingeprägt, sondern Geschichte und Sage haben es für alle Zeiten festgehalten, und noch wächst Niemand zum Jünglinge heran, der es nicht in sich aufnähme. Viele hochstrebende Herrscher hat das Jahrtausend nachdem erzeugt, aber nach Höherem hat keiner gerungen, als Karl zur Seite gesetzt zu werden; damit begnügten sich die kühnsten Eroberer, damit die weisesten Friedensfürsten. Das französische Ritterthum der späteren Zeit verherrlichte Karl als den ersten Ritter, das deutsche Bürgerthum als den väterlichen Volksfreund und den gerechtesten Richter; die katholische Kirche erhob ihn unter ihre Heiligen; die Poesie aller Völker in den folgenden Zeiten stärkte und kräftigte sich immer von Neuem an seiner gewaltigen Erscheinung. Nie vielleicht ist reicheres Leben von der Wirksamkeit eines sterblichen Menschen ausgegangen."

F. Auflösung des Frankenreichs.

a) Ludwig der Fromme.

1. Die Regierungszeit bis zur zweiten Reichstheilung.

Als Karl der Große von seinem Zuge über die Pyrenäen nach Aquitanien zurückkehrte (S. 182), wurde sein von den Unfällen in Roncevalle verdüstertes Gemüth durch die Kunde erheitert, daß Frau Hildegarde zu Casseneuil am Lot von Zwillingssöhnen genesen sei. Der eine davon starb im zweiten Jahr, den anderen, Ludwig, bestimmte Karl noch in der Wiege zum König seines Geburtslandes. Er hoffte durch diesen Schein der Selbständigkeit die nationale Eifersucht der gothisch-romanischen Bevölkerung des Südens auf die germanischen Franken zu überwinden. Schon im dritten Jahr wurde sodann

Ludwigs Jugend und Eigenschaften.

778.

781. Ludwig von Papst Hadrian in Rom zum König von Aquitanien gesalbt und
785. gekrönt. Als solcher traf er vier Jahre später an der Spitze seines Heerbannes im väterlichen Hoflager zu Paderborn ein. Er war umgeben von einer Anzahl junger Aquitanier gleichen Alters und erschien in vaskischer Tracht, mit gepufften Aermeln und Oberhosen, Halbstiefeln mit eingeschlagenen Sporen, kurzem runden Mantel, in der Hand einen Wurfspieß. Eine tüchtige Unterweisung in den Waffen wie in den Wissenschaften und in den Geschäften des Regierens sollte dem jungen König die für seinen hohen Beruf nothwendige Befähigung verleihen. Und Ludwig schien den Erwartungen des Vaters in allen Dingen zu entsprechen. Keiner konnte sich mit ihm im Bogenschießen und Lanzenwerfen messen, versichert ein alter Chronist, und von seinen Kriegsthaten in Spanien während der Regierung seines Vaters ist früher die Rede gewesen (S. 184 f.); eben so rühmte man seine Verwaltung und Gerechtigkeitspflege in Aquitanien, und was seinen sittlichen Wandel betrifft, so war derselbe, wenigstens seit seiner Verheirathung mit Irmengard, ohne allen Vorwurf. Er war einfach und mäßig gleich dem Vater und wenn er mehr den Wein liebte, als dieser, so war er dagegen der Frauenliebe weniger zugethan. Dabei besaß er viele Kenntnisse in geistlichen und weltlichen Dingen, redete neben der romanischen und deutschen Sprache fertig Latein und verstand das Griechische. Aber drei Eigenschaften traten bei ihm frühe zu Tage, die dem Reiche viel Unheil bereiteten: Mangelhafte Menschenkenntniß, die sein Ohr schlimmen Rathgebern öffnete, Unfähigkeit, die Krongüter und königlichen Einkünfte zusammen zu halten und die Bedrückungen des Volkes durch die Edelleute zu hindern und eine übergroße Hingebung an die Kirche, verbunden mit verschwenderischer Freigebigkeit gegen die Geistlichkeit und gegen religiöse Institute. „Nicht leicht verging ein Morgen, an welchem er nicht vor dem Altare kniend und mit der Stirne den Boden berührend im Gebet versunken gewesen wäre. In der Fastenzeit verdoppelte er die Erweisungen der Gottseligkeit. Psalmsingen und Bibellesen war ihm lieber als die Beschäftigung mit den Angelegenheiten des Reichs. Die Gründung oder Ausstattung eines Klosters machte ihm unendlich mehr Vergnügen, als an der Spitze des Heeres zu stehen und die Grenzen des Reichs zu wahren und zu erweitern." War er auch nicht ohne Klugheit und Verstand, so fehlte ihm doch die Geisteskraft, der rasche Blick, die Thätigkeit und Selbständigkeit, die zur Beherrschung eines so großen, aus kriegerischen Völkern bestehenden Reiches erforderlich waren. Er fühlte es selbst, daß er nicht zum König geboren sei. Hätten nicht seine Freunde und vor Allem die Königin Einsprache gethan, er würde, wie seines Vaters Oheim Karlmann, dessen Entsagung ihm als ein großartiges Beispiel vorschwebte, frühe den Thron mit der Klosterzelle vertauscht haben. Schon auf den spanischen Feldzügen hatte er bei verschiedenen Gelegenheiten bewiesen, „daß er die Worte eines Einsiedlers lieber hörte, als den Klang der Schlachthörner."

Ludwigs erste Regierungshandlungen.

In Karls des Großen Umgebung zu Aachen hatte es nicht an Stimmen gefehlt, die bei der Berathung über die Thronfolge sich gegen den „Bibelleser und Psalmensinger“ aussprachen und den jungen Enkel des Kaisers, Bernhard von Italien, als geeigneter für die Herrschaft darstellten. Aber die Gegenpartei, an ihrer Spitze Einhard, hatte den Sieg davon getragen. Diesen Vorfall benutzten nun die Rathgeber Ludwigs, vor Allen Bigo, nachmals Graf von Paris und Eidam des Königs, und Abt Witiza von Aniane, genannt Benedict, zum Verderben ihrer Gegner. Kaum hatte der alte Kaiser die Augen geschlossen, so füllten sie das Herz des neuen Regenten mit Argwohn gegen die Angehörigen und Vertrauten seines Vaters, insbesondere gegen Karl Martells Enkel, den erwähnten Grafen Wala (Wallach), den hervorragendsten Mann am Hofe des alten Kaisers, klug im Rathe, erfahren im Krieg und ein „Wächter der Gerechtigkeit,“ und gegen Karls Töchter, an deren leichtfertigem Leben Ludwig und seine fromme Umgebung längst Aergerniß genommen hatten. Noch ehe der neue Herrscher in Aachen einzog, gab er Befehl die Buhlen seiner Schwestern in Haft zu nehmen. Aber Odoin, eben so tapfer im Kampf als beliebt im Kreise der Frauen, tödtete den Grafen Warnar, der zuerst Hand an ihn legen wollte, verwundete dessen Neffen Lambert und leistete so lange Widerstand, bis er durch einen Schwertstoß den Tod fand. Aus Zorn darüber ließ Ludwig einen Mitschuldigen Odoins der Augen berauben. Nach seinem Einzug in die Kaiserstadt war sein erstes Geschäft, die Hinterlassenschaft des Vaters zu theilen, wobei die außer der Ehe erzeugten Geschwister von jeglichem Antheil ausgeschlossen, dagegen Kirchen und Klöster um so reichlicher bedacht wurden, und sodann alle mißliebigen Persönlichkeiten aus seiner Nähe zu entfernen. Nicht nur seine Schwestern, auch die meisten übrigen Frauen aus den Hofkreisen wurden in verschiedene Klöster verwiesen. Dasselbe Schicksal theilten mehrere einflußreiche Rathgeber Karls, darunter der gelehrte Adalhard und ein Bruder Wala's. Um einer ähnlichen Ungnade, wie sie diese Männer so wie die sittsame jungfräuliche Schwester Gundrada betroffen, bei Zeiten vorzubeugen, legte Wala freiwillig sein Wehrgehenk ab und wurde Mönch im Kloster Corbie, zur großen Freude der Rathgeber Ludwigs, die nun frohlockten, „daß sie die Gegner in Staub getreten.“ Bernhard von Italien entwaffnete vorerst den Zorn des argwöhnischen Oheims durch seine rasche Erscheinung in Aachen und seine demüthige Huldigung. Ludwig begnügte sich ihn von Süden und Norden bewachen zu lassen, dort durch den Herzog Grimoald von Benevent, der sich der unmittelbaren Oberhoheit des Kaisers unterworfen hatte, hier durch seinen ältesten Sohn Lothar, den er zum König der Baiern und der angrenzenden slavischen Stämme einsetzte. Seinen zweiten Sohn Pippin ernannte er zum König von Aquitanien, weil es rathsam schien die Streitkräfte des Südens gegen die spanischen Araber wie gegen die verwegenen Basken in Einer Hand

zu vereinigen. Doch standen die drei Könige in dem Verhältniß der Abhängigkeit und Vassallität zu dem Kaiser.

Ludwigs Haltung im Innern und nach Außen.

Abgesehen von diesen Thaten kleinlicher Rache und Eifersucht und von der unbesonnenen Liberalität gegen die Kirche, wodurch die Ansprüche und Begehrlichkeit des Klerus gesteigert wurden, war die erste Regierungszeit Ludwigs nicht ohne rühmliche und löbliche Handlungen. Er wußte gegen die slavischen Volksstämme an der Elbe, die nur das gezückte Schwert in Gehorsam und Unterwürfigkeit zu halten vermochte, die Hoheit des Reiches zu wahren; er verhinderte die lauernden Söhne des erschlagenen Dänenkönigs Gottfried, sich des nordalbingischen Landes zu bemächtigen, indem er die Abodriten und den mit den Franken verbündeten gegnerischen Bewerber Harald (Heriold) mit Mannschaft unterstützte; er verstärkte die Küstenwachen an der Nordsee gegen die Normannen; er nöthigte die Griechen und Saracenen, welche den Wechsel der Regierung zu neuen Erwerbungen zu benutzen suchten, die mit Karl abgeschlossenen Friedensbedingungen aufrecht zu halten. Nicht minder sorgte er in des Vaters Weise für die Ordnung und Ruhe im Innern und für unparteiische Rechtspflege. Er begnügte sich nicht damit, alle Gauen seines Reiches durch geistliche und weltliche Sendboten bereisen zu lassen, ihre Berichte auf feierlichen Reichstagen anzuhören, zur Abstellung der Klagen und Beschwerden der Unterthanen geeignete Verordnungen zu erlassen, die Bedrückungen und Ungerechtigkeiten der Grafen und Beamten zu verhindern oder zu strafen; er milderte auch die harte Verordnung Karls gegen die unterworfenen Sachsen und Ostfriesen, kraft deren bei dem Tode jedes freien Mannes seine Erben und Angehörigen bei dem König, oder vielmehr bei den Grafen, um Uebertragung des väterlichen Gutes nachsuchen mußten, indem er diesen Zwang aufhob und die freie Vererbung des Eigenthums herstellte, theils aus angeborner Güte, theils weil er erkannt haben mochte, „daß die Zuneigung des Volks zu dem Wiederhersteller seiner Freiheit ein stärkeres Band sei, als die Ketten der Knechtschaft." Mit dieser Zurückgabe des Erbrechts der Eigengüter an die Freien war auch zugleich die Rückerstattung der durch Confiscation eingebüßten Güter an die früheren Besitzer verbunden. Alle Eigengüter, die von Karl zur Strafe des hartnäckigen Widerstandes eingezogen oder in Beneficien zu Nießbrauch verwandelt worden waren, kamen somit in das frühere Verhältniß. Diese Wohlthat vergalten die Sachsen mit treuer Anhänglichkeit an den Kaiser Ludwig in guten und schlimmen Tagen.

Stellung zum Papst.

Selbst gegen den Papst wußte der sonst so fromme Kaiser seine Hoheitsrechte zu wahren. Als Leo III. aus Aerger, daß Karl ohne Mitwirkung des kirchlichen Oberhauptes über die Kaiserkrone verfügt, den Versuch machte, Rom und die dazu gehörigen Territorien der Herrschaft des Frankenkönigs zu entziehen und dem päpstlichen Stuhle auch die weltliche Gerichtsbarkeit beizulegen, indem er einige römische Großen, die einer Verschwörung gegen sein Leben

beschuldigt waren, als „Majestätsverbrecher" in eigener Machtvollkommenheit ohne Beiziehung der königlichen Sendboten hinrichten ließ, „seines Priesterkleides vergessend und als ein zorniger und zugleich furchtsamer Landesfürst seine Hände in das Blut der eigenen Römer tauchend;" ertheilte Ludwig seinem Neffen Bernhard den Auftrag, in Rom Untersuchung über den Vorgang anzustellen. Leo wußte zu wohl, wie sehr er sich durch seine Härte und Habsucht den Haß der Römer zugezogen, als daß er den Streit hätte mögen auf die Spitze treiben. Er schickte eine Gesandtschaft an Ludwig, um sein Verfahren zu rechtfertigen. Und nur zu bald zeigte es sich, wie wenig er der kaiserlichen Schutzherrschaft entbehren könne. Denn als er kurz nachher erkrankte, rotteten sich die Gegner zusammen, verwüsteten seine Güter und Paläste und drohten Vergeltung zu üben für die erlittene Schädigung an ihrem Gute, und nur dem Schutze des Herzogs Winigis von Spoleto verdankte er im nächsten Jahr einen ruhigen Tod, zwar versöhnt mit dem Kaiser, aber nicht mit seinen italienischen Juni 816. Feinden, ein Mann „von kräftigem Geist, durch eine heroische Zeit über das Gewöhnliche emporgehoben, klug berechnend und kühner Anschauung fähig." Sein Nachfolger war Stephan IV., ein vornehmer Römer, der wieder in die Wege Hadrians einlenkte. Er zeigte nicht nur sogleich dem Frankenkönig seine Erhebung an und ließ die Römer den Eid der Treue schwören, er sprach auch den Wunsch einer persönlichen Zusammenkunft aus, den der fromme Ludwig gern gewährte. Der Langobardenkönig erhielt Befehl, den erlauchten Gast über die Alpen zu geleiten. Als er sich der Stadt Rheims näherte, kam ihm Ludwig entgegen, begleitet von vielen Bischöfen und seinem ganzen Hofstaat, warf sich dreimal vor ihm zur Erde und führte ihn nach der Abtei St. Remy, die er ihm zur Wohnung angewiesen. Am folgenden Sonntag begab sich der Papst mit Ludwig und Irmengard in die Hauptkirche von Rheims. Dort setzte er dem König während des Gottesdienstes eine prächtige Krone aufs Haupt, die er von Rom mitgebracht hatte. Gleicherweise krönte er auch die Königin.

Durch diese Krönungshandlung, die in ähnlicher Weise einige Jahre nachher (Ostern 823) auch an dem in Rom anwesenden Kaiser Lothar in der Peterskirche wiederholt ward, „wußte die römische Politik mit kluger Festigkeit das Princip zu behaupten, daß Rom die Quelle des Imperiums, und daß die päpstliche Salbung für jeden obschon durch Reichstagsbeschluß ernannten und gekrönten Kaiser unerläßlich sei." — Wir haben gesehen, daß Ludwig der Handlung keine besondere Bedeutung beilegte, aber der Papst hatte dadurch dem römischen Stuhl ein Recht gewahrt, woraus unter günstigen Verhältnissen wichtige Ansprüche gefolgert werden konnten. Wenn auch Stephan für den Augenblick Alles in dem Zustande beließ, wie es sich bisher gestaltet hatte, wenn er die Hoheit des Kaisers über Rom unbeschadet seiner eigenen Herrscherrechte anerkannte, ohne eine klare Auseinandersetzung des beiderseitigen Verhältnisses herbeizuführen, so gelangte noch unter Ludwigs Regierung der apostolische Stuhl, begünstigt durch die Zeitströmung wie durch die Sinnesart des Königs und die wachsende Verwirrung im Frankenreiche zu größerer Macht und Autorität als je zuvor, und mit dem Ansehen des Oberhaupts wuchsen zugleich die Immunitäten und Reichthümer der

Kirche und Klosterstiftungen. Unter Ludwig wurden 70 Klöster vom Heerbann, 54 von den Jahresgeschenken an den Fiscus befreit.

25. Febr. 817. Stephan starb bald nach seiner Rückkehr. Sein Nachfolger, Paschalis, „fromm, still, klug und entschlossen," wußte unter dem Scheine der Demuth und Ergebenheit gegen den Kaiser die fromme Gesinnung desselben zum Vortheil der Kirche und zur Erhöhung der päpstlichen Macht mit Geschick auszubeuten. Um den Ansprüchen Ludwigs auf das Bestätigungsrecht der Wahl durch schnelles Handeln zu begegnen, wurde die Ordination sogleich vollzogen, dann aber die Erhebung dem Kaiser angezeigt mit der Versicherung, die Papstwahl sei auf kanonische Weise vor sich gegangen.

Erste Reichstheilung 817. Drei Jahre und einige Monate hatte Ludwig das fränkische Reich in des Vaters Weise selbständig verwaltet, als ihm von seinen Rathgebern der Gedanke einer Theilung der Herrschaft mit den Söhnen eingeflößt wurde. Es war dies ein altes Herkommen im Frankenreiche, das auch von dem Arnulfingischen Geschlechte festgehalten worden: aber die Theilung war doch in der Regel erst nach einer längeren selbständigen Regierung eingetreten, und bei Karl war das gleiche Vorhaben, „das dem stolzen Gebäude des erneuerten Kaiserthums den Schlußstein seiner Verfassung geraubt hätte," durch den frühzeitigen Tod seiner beiden älteren Söhne unwirksam gemacht worden. Daß aber Ludwig schon in den ersten Jahren zu einer solchen Maßregel schritt, hat dem Reiche und Kaiser ein Meer von Verwirrung und Leid bereitet und das Herrscherhaus mit schwerer Blutschuld befleckt. Ein zufälliges Ereigniß soll Veranlassung zu dem Schritte gegeben haben. Als nämlich der Kaiser am Gründonnerstag des Jahres 817 mit seinem Gefolge aus der Hofkirche zu Aachen in den Palast zurückkehrte, brach der hölzerne Säulengang, der die zwei Gebäude verband, unter seinen Füßen zusammen. Mehrere der Begleiter wurden stark beschädigt, Ludwig selbst dagegen kam mit einigen unerheblichen Verletzungen davon, so daß er schon am zwanzigsten Tage sich wieder zu seinen Jagdvergnügungen nach Nymwegen begeben konnte. Aber Frau Irmengard und die Freunde Ludwigs konnten sich der Besorgniß nicht erwehren, daß, wenn dem Kaiser ein Unfall zustoßen würde, die Gegenpartei die rathlose Lage des Reichs zu Gunsten des Langobardenkönigs Bernhard benützen könnte. Sie kamen daher auf den Gedanken, durch Feststellung einer Regierungs- und Erbfolgeordnung einer solchen Gefahr für die Zukunft vorzubeugen. Zu dem Zweck wurde auf einer Reichsversammlung in Aachen, von welcher man nicht nur den König Bernhard und seine Anhänger, sondern auch alle solche, von denen man Widerspruch erwarten konnte, fern zu halten wußte, eine Reichsordnung berathen und beschlossen, worin der Versuch gemacht wurde, die Einheit des Kaiserthums mit einer beschränkten Selbständigkeit königlicher Herrschaften in der Hand der Söhne zu verbinden, und unbeschadet der fränkischen Hegemonie einzelne Volksstämme zu Vassallenstaaten mit einer gewissen Unabhängigkeit in Verwaltung und Rechtspflege zu erheben.

Lothar, der Erstgeborne nämlich, sollte als Mitkaiser dem Vater in gleicher Macht und in allen Rechten und Befugnissen zur Seite stehen; seine bisherige Stellung als König der Baiern sollte der jüngste der Brüder, Ludwig, einnehmen, wogegen der mittlere, Pippin, in seinem bisherigen Königreich Aquitanien belassen ward. Aber sowohl sie, als ihr Vetter Bernhard, über dessen Land keine neuen Bestimmungen getroffen wurden, traten zu dem ältesten Bruder in ein Verhältniß der Abhängigkeit; sie waren nur Unterkönige des Frankenkaisers, an den sie durch die Bande der Treue und des Gehorsams geknüpft waren, wie Vasallen an den Lehnsherrn. Zwar war ihnen in der Ausübung der Regierungshandlungen und der Rechtspflege ihres Landes, so wie in den Bezügen der Einkünfte, in der Verfügung über die Beneficien, in der Wahrnehmung ihrer Rechte gegen ihre Vasallen u. drgl. freie Hand gelassen; dagegen waren sie in den Bestimmungen über Krieg und Frieden und in allen Verhältnissen zu andern Staaten von dem Rathe und der Zustimmung des Kaisers abhängig, mußten demselben Kriegsfolge leisten, ihn mit Geschenken ehren, seine Reichstage besuchen, bei Verheirathungen seinen Willen einholen, und im Falle einer der Brüder unwürdig oder tyrannisch regieren sollte, war sein Schicksal, wenn ausgegangene Ermahnungen unwirksam geblieben, schließlich in die Gewalt des Kaisers gegeben.

Diese Theilungsakte sammt den damit verbundenen Bestimmungen über die Erbfolge im Kaiserreiche wie in den einzelnen Herrschaften wurde, nachdem man den göttlichen Beistand bei der Berathung durch dreitägiges Beten und Fasten erfleht, von den Großen mit feierlichen Eiden bestätigt und von dem Kaiser als heiliges und unverbrüchliches Reichsgesetz bekannt gemacht. Darauf erfolgte die Kaiserkrönung Lothars in ähnlicher Weise, wie einst bei dem Vater. Diese Reichsordnung war das Werk einer Partei, die vorzugsweise von höheren Geistlichen geleitet, „mit dem Streben für die Aufrechthaltung der Einheit des Reichs die lebhafteste Thätigkeit für die Mehrung der Macht und des Einflusses des geistlichen Standes verband," der das Wohl und die Machtstellung der Kirche mehr galt als das Ansehen des Kaisers, als Geburtsrecht und Volksrecht.

Daß Bernhard und seine Freunde über das eigenmächtige Vorgehen einer Reichsversammlung, zu der sie nicht beigezogen waren, in Bestürzung und Unwillen geriethen, war natürlich. Sie erblickten in den Beschlüssen einen Sieg der Gegenpartei, eine Umgestaltung der überlieferten Rechts- und Staatsordnung. Bernhards Vater war dem Kaiser Ludwig an Jahren vorangegangen; hatte nun der Sohn schon gegen das Geburtsrecht dem Oheim den ersten Rang in der Herrschaft überlassen müssen, aus welchem Grunde sollte er jetzt auch noch dem an Jahren jüngeren Lothar nachstehen? Seit dem Tode seines Großvaters hatte ihm der neue Kaiserhof so viele persönliche Kränkungen und Zurücksetzungen zugefügt, daß sich die Absicht, ihn aus seiner Stellung und seinem Rechte zu verdrängen, nicht verkennen ließ. Auf den Rath seiner Anhänger und im Vertrauen auf die Ergebenheit der Langobarden, vielleicht auch auf den Beistand des Papstes hoffend, versagte er daher den Anordnungen des Kaisers und Reichstages seine Anerkennung, forderte aufs Neue von Beamten

Bernhards Haltung u. Ausgang. 818.

und Volke in seinem italienischen Königreiche den Huldigungseid und nahm durch Besetzung der Alpenpässe eine kriegerische Haltung an.

Ludwig und die herrschende Partei mochten über diese Kundgebungen des verhaßten Rivalen sich im Stillen freuen. Gab er ihnen dadurch doch selbst die Waffen gegen sich in die Hand! Kaum war daher der Kaiser durch zwei langobardische Grafen von den Schritten seines Neffen unterrichtet, so nahm er seine Maßregeln, den Anschlägen desselben zu begegnen. Er rief den Heerbann ein, um einen Feldzug über die Alpen zu unternehmen, und stellte alle Freunde des Königs, deren er habhaft werden konnte, besonders Wala und Adalhard unter strenge Obhut. Diese Entschiedenheit schreckte Bernhard und seinen Anhang. Dem Langobardenkönig entsank der Muth, als er die Macht des Oheims in der Nähe sah und seine eigenen Streitkräfte, die noch täglich durch Abfall vermindert wurden, damit in Vergleich brachte. In dieser kritischen Lage trafen Boten von der Kaiserin bei ihm ein, die ihn feierlich versicherten, Alles sollte vergeben und vergessen sein, wenn er sich unterwerfe und um Verzeihung bitte. Bei der vorgerückten Jahreszeit nämlich war ein kriegerisches Vorgehen für den Augenblick unthunlich, und am kaiserlichen Hof fürchtete man, wenn sich Bernhard den Winter über hielte, möchten sich seine Freunde von der Ueberraschung erholen und kräftigeren Widerstand leisten. Deshalb entschloß man sich zu einem falschen Spiel. Als der Langobardenkönig im Vertrauen auf die eidliche Zusicherung der Straflosigkeit mit seinen Freunden zu dem in Chalons weilenden Kaiser eilte, die Waffen vor ihm niederlegte und ihn fußfällig um Verzeihung bat, wurde er festgenommen und in Aachen vor ein aus königlichen Vasallen gebildetes Gericht gestellt. Dieses erkannte ihn des Hochverraths schuldig und verurtheilte ihn und drei seiner Freunde zum Tod. Ludwig trug Scheu, das strenge Urtheil an dem Sohne seines Bruders vollziehen zu lassen. Aber die Gegenpartei verlangte ihr Opfer, und der Kaiser willigte ein, daß die Todesstrafe in Blendung verwandelt wurde. Am 15. April 818 wurde das unmenschliche Gebot an den Verurtheilten vollzogen mit solcher Härte, daß der König und einer seiner Leidensgefährten zwei Tage nachher den Schmerzen erlagen. Die minder Schuldigen wurden in Haft gehalten oder, zu Mönchen geschoren, in Klöstern untergebracht. Dasselbe Loos traf auch mehrere Bischöfe, z. B. Theodulph (S. 405) und die drei natürlichen Söhne Karls des Großen, Drogo, Hugo und Theoderich, die bisher Ludwigs Tischgenossen gewesen, nun aber aus Furcht und Argwohn der Welt entzogen wurden.

Ludwigs Reue u. Buße.

Diese dunkeln Thaten, würdig des byzantinischen Hofes, lasteten schwer auf der Seele des schwachen Königs, der sie weniger befohlen als geduldet hatte. Er hoffte durch Kirchenbußen, durch fromme Werke und religiösen Eifer die Vorwürfe seines Gewissens zu ersticken, mehrte aber dadurch nur die Macht der Geistlichkeit, welche diese Zerknirschung des Gemüthes zu ihrem Vortheil zu kehren wußte. Die Hebung der Kirche bildete fortan die Hauptsorge des Königs,

und je mehr er selbst von innerer Unruhe zerrissen ward, um so eifriger war er bedacht, durch Förderung der religiösen Anliegen der Welt den Frieden zu geben, der ihm fehlte. Selbst bei seinen kriegerischen Unternehmungen hatte Ludwig weniger die Mehrung des Reichs als die Wohlfahrt der Kirche im Auge. Waren auch keine glänzenden Eroberungen mehr zu machen, wie in den Tagen seines Vaters, waren auch die Wege der Gewalttaufen in Masse und der blutigen Bekehrungen ganzer Völker erschöpft, so gab es doch immer noch Gelegenheit die Herrschaft der Kirche zu fördern. Die Bretonen im Westen waren Krieg gegen die Bretonen. nicht nur unbotmäßige Unterthanen des Frankenkaisers und saumselige Tributzahler, sie folgten auch noch in ihren gottesdienstlichen Gebräuchen dem Ritus der altbritischen Kirche (IV. S. 724) und wichen in Sprache, Sitten und Religionswesen von den Franken ab.

„Ihre Bischöfe, statt sich dem Erzbischof von Tours unterzuordnen, lebten gesondert von der Geistlichkeit des übrigen Galliens. Fremd der aristokratischen Ausbildung der abendländischen Hierarchie und unbekannt mit der mächtigen Kluft, die den geweihten Geistlichen vom Laien schied, verstießen die Bretonen vielfach gegen die Satzungen der rechtgläubigen Christenheit und fühlten sich von den verhaßten Franken auf ähnliche Weise, wie ihre Brüder in Wales und Cornwallis von den Angelsachsen, neben der volksthümlichen Verschiedenheit auch durch ihr Kirchenwesen feindlich getrennt.“

Deshalb ergriff Ludwig gerne den Anlaß, als sie einen einheimischen Häuptling, Mordman, zum König ausriefen und Streifzüge in das benachbarte Gebiet unternahmen, um in eigener Person gegen sie ins Feld zu rücken. 818. Kriegerische Lorbeeren waren nicht zu erwerben. Die Bretonen, die es mehr liebten auf ihren gewandten Rossen den Feind mit Wurfspeeren zu necken und ihn nach scheinbarer Flucht durch häufige Wiederkehr zu ermüden, als in offenem Felde Mann gegen Mann zu fechten, vermochten der fränkischen Uebermacht nicht lange zu widerstehen. Als Mordman bei einem tollkühnen Streifzug gegen den Troß der Feinde von der Hand eines fränkischen Roßaufsehers gefallen war, unterwarfen sich die Uebrigen und gelobten Ruhe und Gehorsam. Ludwig aber benutzte die Gelegenheit, in den Klöstern die Regel des heil. Benedict einzuführen und bei dem Klerus die Gebräuche und Gesetze der römischen Kirche zur Geltung zu bringen. Als vier Jahre später die Bretonen unter dem Fürsten Wihomark ihre Streifzüge wiederholten, zog der Kaiser in Begleitung seiner Söhne Pippin und Ludwig abermals gegen die Friedensstörer aus. Er 822. verwüstete ihr Land 40 Tage lang und schreckte sie dadurch so sehr, daß sie Gehorsam versprachen und Geißeln für ihre Treue stellten. Aber erst als der kriegerische Wihomark von Graf Lambert in seinem Hause überfallen und getödtet worden, kehrte Ruhe und Ordnung ein.

Während des ersten Feldzugs starb die Kaiserin Irmengard, und Ludwig 11. Oct. 818. trug sich ernstlich mit dem Gedanken, den Königsmantel mit dem Mönchsgewande zu vertauschen. Aber die Hofleute, die unter einem neuen Regimente ihren Einfluß zu verlieren fürchteten, boten Alles auf den Plan zu hintertreiben Ludwigs zweite Vermählung u. Sinnesänderung.

und den König zu einer neuen Vermählung zu bewegen. Sie versammelten in Aachen die Töchter der Großen, damit die Reize der Schönsten den für sinnliche Eindrücke nicht unempfindlichen Ludwig ans Leben fesseln möchten. Ihre
819. Bemühungen hatten den gewünschten Erfolg. Vier Monate nach Irmengards Tod führte der Kaiser die schöne und gebildete Judith, Tochter des mächtigen baierischen Grafen Welf und der sächsischen Edelfrau Eigilwich, aus einem reichbegüterten Hause, „dessen Ursprung sich in der Dämmerung der alten Göttersagen verliert," als Gattin heim. Mit Irmengard war die heftigste Gegnerin der Bernhardischen Partei ins Grab gesunken, und da von den beiden andern einflußreichen Rathgebern der eine, Bigo, ihr vorangegangen war, der andere, Witiza, ihr bald folgte, so trat jetzt eine Periode der Versöhnung ein. Die Vermählungsfeier des jugendlichen Kaisersohnes Lothar, der zu Bernhards Nachfolger im langobardischen Königreiche bestimmt war, mit Irmengard, der Tochter des Grafen Hugo von Tours, gab den einflußreichsten Rathgebern Bernhards, Wala und Adalhard, Freiheit und Ehre zurück. In ihre Würden und Güter wieder eingesetzt, sollten sie auf Lothar und seine Kinder dieselbe Liebe übertragen, die sie für Bernhard gehegt hatten. Auch mit seinen Brüdern söhnte sich Ludwig aus und verlieh ihnen kirchliche Aemter, wie sie ihrem Range entsprachen. Eine feierliche Kirchenbuße, begleitet von dem Geständnisse seines Unrechts, sollte die letzte Spur feindseliger Verhältnisse und Gesinnungen austilgen. Einige Zeit nachher vermählte sich Ludwigs Sohn gleichen Namens mit Emma, der Schwester seiner Stiefmutter Judith, und schlug seinen Königshof in Regensburg, der alten Römerstadt auf.

Gang der Regierung. a) Im Innern.

Zehn Jahre lang blieb nunmehr das Frankenreich im Innern ohne tiefe Erschütterungen, wenn gleich bei der unselbständigen Natur des Kaisers das Parteiwesen tief in Staat und Regierung eingriff und die Grundlagen seiner Herrschaft unterwühlte. War auch das Reich, wie es Karl allmählich geschaffen und zusammengefügt, nur das Werk einer mächtigen Persönlichkeit, die mit Kraft und Energie gewaltig in den Gang des geschichtlichen Lebens eingegriffen, so war doch der Zauber, den sein Name auf die in dem weiten Reichskörper verbundenen Völker übte, noch mächtig genug, um sowohl die äußeren Grenzen als die inneren Ordnungen vor tiefen Erschütterungen zu bewahren. Die Gewohnheit des Gehorchens, die unter Karls langer Regierung den Unterthanen zur andern Natur geworden war, dauerte auch nach seinem Tode noch fort, und die Traditionen aus seiner großen Lebensschule besaßen noch hinlängliche Kraft die Staatsmaschine in geordnetem Gang zu halten, besonders so lange von den Trägern derselben noch manche als Grafen oder Markgrafen an der Spitze der Heere standen oder als Sendboten die Gaue durchwanderten und über die Vollziehung der Gesetze und Verordnungen wachten. Dieses Fortleben des fränkischen Kaiserreichs in den von Karl geschaffenen Formen und Grenzen war um so leichter, als die Regierung des Sohnes sich

an das Gegebene hielt und außer einer festeren Begründung der Idee der Reichseinheit auf dem Grunde der kirchlichen Gleichförmigkeit kaum ein neues Moment hinzutrat. Die Missionsthätigkeit früherer Jahre, die den Kriegen gegen Heiden und Mohammedaner ein höheres Ziel gesetzt, ein edleres Siegel aufgedrückt, ruhte unter Ludwig oder blieb dem Eifer einzelner Bischöfe und Geistlichen überlassen, die mit Gefahr ihres Lebens und ohne von der moralischen Kraft eines großen Reiches unterstützt zu sein, zu den Bewohnern des scandinavischen Nordens, zu den slavischen Völkern in den Alpenthälern des alten Noricum, zu den wilden Stämmen Pannoniens und Mährens, zu den kriegerischen Bulgaren sich begaben, um dem gekreuzigten Heilande neue Bekenner zu erwecken und die ungläubigen Geschlechter „auf den Pfad der Wahrheit zu leiten."

Auch nach Außen war die Regierung Ludwigs in dem ersten Decennium weniger eine Fortentwickelung als eine Erhaltung der bei Karls Tod bestehenden Zustände und Verhältnisse. Die erwähnten Kämpfe wider die Bretonen waren nur Thaten der Nothwehr, um die alten Reichsgrenzen zu schirmen und die unruhigen Bewohner in Zucht und Ordnung zu halten, und die Aufstände und kriegerischen Bewegungen in der hispanischen Mark, von denen S. 192 die Rede war, Wirkungen der Leidenschaftlichkeit und Parteisucht der Südländer, der Ungerechtigkeit der Statthalter und Richter und der Nachlässigkeit und Sorglosigkeit des Frankenkönigs, hatten schließlich keine Umgestaltung der Dinge zur Folge. Nur die Vorgänge im Norden der Elbe und an der unteren Donau waren von civilisatorischen Bestrebungen begleitet, waren im Geiste Karls des Gr. unternommen, wenn auch nicht mit seiner Kraft ausgeführt. b) Nach Außen.

1) In Nordalbingen begann der Kampf aufs Neue, als die landesflüchtigen Söhne des erschlagenen Dänenkönigs Gottfried (Göttrik) aus Schweden nach ihrer Heimath zurückkehrten und von ihren dänischen Freunden und Anhängern unterstützt die Gegner in einer Schlacht überwanden und ihres Vaters Krone gewannen. Ein erneuerter Kampf hatte für Reginfred und Harald (Heriold) keinen glücklichen Fortgang: der erstere fiel in der Schlacht, Harald floh nach Aachen, um bei Ludwig, dem er als Oberherrn huldigte, Hülfe zu suchen. 814. Der Frankenkönig nahm seine Bitte freundlich auf. Der sächsische Heerbann wurde aufgeboten, um in Verbindung mit den befreundeten Abodriten den flüchtigen Harald in seine Herrschaft wieder einzusetzen. Sie rückten vor bis an 815. die nördliche Grenze des heutigen Schleswig, da wo die Wasserstraße nach Fünen am engsten ist. Aber ohne Flotte waren sie nicht im Stande, die Göttriks-Söhne, die mit 200 Schiffen und beträchtlicher Mannschaft an der Küste des Eilandes lauerten, aus dem Inselreiche zu vertreiben. Sie traten den Rückzug an und begnügten sich, die Feinde durch Einfälle zu beunruhigen. So dauerte der Krieg mehrere Jahre fort, ohne daß eine Entscheidung eingetreten wäre. Bald waren die Dänen im Vortheil, besonders als die Abodriten sich Krieg und Christenthum bei den Dänen.

vorübergehend von der fränkischen Herrschaft lossagten und die Göttriks-Söhne bei dem Angriff auf die Veste Esselveldoburg (Itzehoe) unterstützten (die sie jedoch nicht bezwingen konnten), bald neigte sich das Kriegsglück auf die Seite Haralds und seiner Beschützer. Aber endlich brach Zwietracht unter den Söh-
819. nen Göttriks aus; zwei wurden vertrieben, die zwei andern verbanden sich mit Harald und verhalfen ihm zur Herrschaft. Diese war zwar nicht von Dauer und Harald sah sich nach einiger Zeit wieder zur Flucht genöthigt; allein die nähere Verbindung mit dem Frankenreiche, die in Folge dieser Uebereinkunft eintrat, war für Dänemark von großer Wichtigkeit; — sie bahnte dem Christenthum den Weg in das Inselreich. Ludwigs Jugendgenosse, der Erzbischof Ebbo von Rheims, zog mit Genehmigung des Kaisers und Papstes und begleitet von einer Anzahl Glaubensboten nach dem Norden, und es gelang ihm
823—825. während einer zweijährigen Wirksamkeit, viele Dänen zur Taufe zu führen. Aber noch zahlreicher wurden die Bekehrungen und noch schwungvoller die
826. Werke der Mission, als Harald selbst im nächsten Sommer mit großem Gefolge auf dem kaiserlichen Reichstage in Ingelheim sich einstellte und dann in der St. Albanskirche in Mainz mit seiner Gattin, seinem Sohne und allen seinen Begleitern, mehr als 400 Menschen, das christliche Glaubensbekenntniß ablegte und die Taufe empfing. Der Kaiser selbst hob den Dänenkönig aus dem Taufwasser und bekleidete ihn mit dem weißen Gewande der Wiedergebornen, bei seiner Gattin übernahm Frau Judith, bei seinem Sohn der junge Kaiser Lothar die Pathenpflichten. „Die Getauften insgesammt, vor Allen ihr König, wurden mit den reichsten und prächtigsten Geschenken bedacht, ein Vorgang, der nachmals manchen habgierigen dänischen Gesellen bewog, sich der leichten Ceremonie der Abspülung am kaiserlichen Hof zu unterziehen, um ähnliche Gaben oder doch mindestens ein weißes Taufhemd davonzutragen, übrigens aber in dem Glauben der Väter zu verharren.“ Als Harald wieder in sein Vaterland zurückkehrte, folgte dem Zug ein thätig frommer Mann, Anskar (Anschar), der, „im Glauben kühn,“ es unternahm da fortzufahren, wo Ebbo angefangen hatte.

Anskars Missionsthätigkeit. „Anskar war von Jugend auf mit allen seinen Kräften der christlichen Kirche zugesprochen,“ sagt Dahlmann. „Seit seinem fünften Jahre mutterlos, ward sein Leben an die stillen Ordnungen der Schule des Klosters Corbie in der Picardie geknüpft, fünfzehnjährig nahm er eben hier das Mönchskleid und ward schon im zwanzigsten Jahre selbst Vorstand seiner Klosterschule. Zwei Jahre später sah er sich mit
823. einer Auswahl anderer Mönche seines Klosters aus Frankreich nach Westfalen verpflanzt, wo Kaiser Ludwig mit frommer Sorge am Weserstrom Kirche und Kloster gebaut und ein Neu-Corvey als Pflanzschule des Christenthums gegründet hatte.“ Hier traf ihn drei Jahre später der Ruf, den neugetauften Dänenkönig in sein Reich zu geleiten. Er erklärte sich bereit und bestieg, begleitet von dem Mönch Autbert (Audibert), und ausgerüstet mit Geräthen, Gewändern, Büchern und Zelten, das Schiff, das sie Rhein abwärts führte. Auf der Reise hatten die beiden Mönche viel zu leiden von der Rohheit Haralds und seiner Landsleute. „Verbessert ward ihr Zustand erst, als

der Erzbischof Hadbald von Köln sie mit einem eigenen Schiff ausstattete, wo sie ihre Sachen bergen konnten. Die zwei kleinen Kajüten darin, eine Bequemlichkeit, den Dänen neu, bei welchen man kaum noch Verdecke kannte, gefielen dem König; er quartierte sich in das Frankenschiff hinüber, nahm das eine Gemach ein, ließ das andere den beiden Geistlichen. Seitdem gewannen sie mehr Vertraulichkeit mit ihm und Ansehen bei den Seinen." .

Die Fahrt ging an Dorstadt (Wyk by Duurstede) vorbei in die Nordsee und längs der Küste von Friesland nach Süd-Jütland, dem Hauptsitz von Haralds Reich. Hier begannen die beiden Mönche Anskar und Autbert ihr Bekehrungswerk mit der Errichtung einer Schule, wo zwölf zum Theil aus der Sclaverei losgekaufte Knaben in der christlichen Religionslehre unterrichtet und zu künftigen Lehrern des Volks erzogen wurden. Einzelne Spuren christlichen Glaubens und Lebens, christlicher Gebräuche und Bildung mochten aus Dorstadt und England durch Reisende oder Gefangene bereits zu den Dänen gedrungen sein und den fränkischen Priestern einen Anhalt für ihre Thätigkeit bieten. Allein nicht nur die Rohheit des Volkes hemmte den Fortgang ihres Unternehmens; die unaufhörlichen Kämpfe um die Herrschaft ließen kein Friedenswerk aufkommen. Harald wurde noch mehrmals vertrieben und kehrte noch mehrmals zurück, und gewöhnlich theilten die Missionäre die Schicksale seines Abenteurerlebens. Aber unter der Hand ging doch im Stillen der von ihnen gestreute Samen auf. Harald mußte endlich dem tapfern Horich, dem mächtigsten unter den Söhnen Gottfrieds, weichen; sein Bruder Hemming, ein christlich gesinnter Mann, wurde auf der Insel Walcheren, die ihm Ludwig zu Lehn gegeben, von normännischen Freibeutern erschlagen, und er selbst schloß, nachdem er einige Zeit als kaiserlicher Vassall „das Kennemerland," den weiten Landstrich von Haarlem bis Alkmaar inne gehabt, zuletzt sein wechselvolles Leben, das er noch durch den Abfall vom christlichen Glauben befleckt zu haben scheint, auf unbekannte Weise ferne von seinem dänischen Vaterland. Mittlerweile entfaltete Anskar, nach dem Tode seines Gefährten Autbert, von einem andern Mönch aus Corvey, Wittmar, unterstützt, eine unermüdliche Thätigkeit. Nicht nur bei den Dänen erwarb er dem Evangelium manche Bekenner, trotz der feindlichen Gesinnung des Fürsten und der geringen Theilnahme des Volkes; er setzte sogar als päpstlicher Legat und Gesandter des Kaisers an die Völker des Nordens nach Schweden hinüber, wo er, obwohl arm und seiner Bücher und Geschenke beraubt, für seinen Bekehrungseifer einen fruchtbareren Boden fand als in Jütland und Schleswig. Zwar wurde die erste bei dem Handelsplatz Birka am Mälarsee errichtete Kirche und die Keime des Christenthums, die er mit Hülfe des Herrscherhauses in Schweden gepflanzt, durch einen Volksaufstand zerstört, und auch eine zweite kirchliche Niederlassung, die der Glaubensbote Gauzbert in dem alten Orte Sigtuna gründete, erlag der Wuth heidnischer Feinde; aber ein unermüdlicher Arbeiter im Dienste seines Gottes, hat Anskar in der Folge auf einer zweiten Fahrt das Verlorene wieder gewonnen und das Begonnene weiter geführt. Als Stützpunkt seiner Missionsthätigkeit wurde von Ludwig dem Frommen in der von Karl d. Gr. gegründeten und nach der umliegenden Hamme (Waldung) benannten Stadt Hamburg ein Erzbisthum errichtet und alles Land nordwärts der Elbe, sowohl das Moor- und Marschland, das bisher dem Erzstift Bremen zugewiesen war, als die skandinavischen Reiche, deren Bekehrung noch in der Zukunft stand, dem neuen Metropolitansitz, zu dessen Uebernahme Anskar von Rom das Pallium erhielt, als Sprengel zugetheilt. Das Erzbisthum Hamburg, mit geringem Besitze ausgestattet, ohne Suffraganbischöfe, war ganz und gar auf die Mission gestellt: „die wilden und kriegerischen Völker, gegen welche das fränkische Schwert versagt hatte, sollte es durch die bloße Kraft des Wortes erobern, welches die Welt überwindet." Wegen des kleinen

Haralds Ausgang.

837.

829.

831.

Das Bisthum Hamburg gegründet. 831.

Herbst 831.

Umfangs der Diöcese und wegen der Unsicherheit und Geringfügigkeit der daraus erwachsenden Einkünfte überwies Ludwig dem Erzbischof das reichbegabte Kloster Thurholt (Thourout) in Flandern.

Anskars Wirken als Bischof von Bremen und Hamburg. Anskars Missionsthätigkeit hatte noch manche Schwierigkeiten zu überwinden. Nicht nur daß König Horich mit dem fränkischen Herrscherhause häufig im Kampfe lag und das dänische Volk, wie früher die stammverwandten Sachsen, das Christenthum als die Religion ihrer Feinde haßten; die Raubzüge der Normannen, die allen Werken des Friedens und der Gesittung Verderben und Untergang brachten, waren eine furchtbare Geißel für die Küsten der Nordsee. Aber Anskars gottbegeisterter Eifer wurde durch keine Hindernisse erschüttert. Selbst die Entziehung des flandrischen Klosters Thourout, das nach dem Verduner Vertrag König Karl einem seiner Getreuen verlieh, vermochte seinen Muth nicht zu brechen. Er erzog Heidenkinder und losgekaufte Gefangene zu Missionaren; und als normännische Seeräuber unter der Führung des
845. Dänenkönigs Horich seinen Bischofsitz mit Feuer und Schwert heimsuchten, die Bücher und kirchlichen Gebäude verbrannten und Heiliges und Profanes raubten oder zerstörten, suchte und fand er nach langem Umherirren in unbekannten Gegenden, mit seinen Reliquien und Geistlichen Schutz und Aufnahme in Bremen, das, da bald darauf der Bischof Leuderich starb und Anskar seine Stelle erlangte, nunmehr mit Hamburg zu Einer Diöcese vereinigt ward. Als Bischof von Bremen griff Anskar die dänische Mission mit verdoppeltem Eifer an. Er versöhnte den König Horich mit dem Kaiser. und brachte ihn zur Annahme des Christenthums und zu der Einwilligung, daß zu Sliaswich (Schleswig), dem wichtigsten Handelsplatze seines Reichs, wo allezeit auswärtige Kaufleute sich aufhielten, eine Kirche gebaut werden durfte und der Uebertritt zum Christenthum Jedermann gestattet ward. „Als so dem christlichen Glauben zum ersten Male auf dänischem Boden selbst eine bleibende Stätte gegründet wurde, zeigte sich, daß selbst von den angesehensten Bewohnern der Stadt manche schon früher zu Duurstede oder Hamburg getauft waren, die sich nun freuten, ihr Christenthum wieder offen ausüben zu können. Viele Andere, Männer wie Frauen, folgten jetzt ihrem Beispiele und empfingen entweder die Taufe, oder ließen sich als Katechumenen vorläufig nur mit dem Kreuze bezeichnen (primsigniren, wie man es nannte), und sparten, indem sie sich schon zur christlichen Gemeinde hielten, die Taufe für ihr Todtenbett auf, um als wiedergeborene Täuflinge in den weißen Kleidern sofort in die Himmelspforte einzutreten. Besonders bei Kranken, die von ihren Göttern vergeblich Genesung erfleht, glückten viele Bekehrungen, da das Taufwasser oft eine heilende Kraft zu üben schien. Selbst der Handelsverkehr des Ortes gewann hierdurch an Ausdehnung, indem die christlichen Kaufleute ihre Waaren um so zuversichtlicher dahin führten, wo sie von Glaubensgenossen empfangen wurden.“ Bald nachher brach ein neuer Thronkrieg aus; eine dreitägige blutige Schlacht stürzte den König Horich, seinen Neffen, der ihm die
854. Herrschaft streitig gemacht und einen großen Theil der Edlen ins Grab und gab das Reich einem unmündigen Sprößling des Fürstenstammes, der gleichfalls den Namen Horich führte. Dieser Wechsel drohte auch dem Christenthum Verderben, indem die Räthe des jungen Königs von dem unbekannten Gotte nichts wissen wollten, vielmehr in den jüngst erlittenen Drangsalen den Zorn der alten Himmelsmächte erblickten. Die Kirche in Schleswig wurde geschlossen, der Priester durch Mißhandlungen zur Flucht gezwungen. Die Kunde von diesen Vorgängen traf Anskar in Schweden, wohin er seine zweite Missionsreise unternommen hatte. Er eilte schnell zurück, seinem Begleiter Erimbert die Fortführung des Missionswerkes übertragend, und sein Einfluß war mächtig genug die drohende Gefahr abzuwenden. Horich erklärte, daß er wie seine Vorgänger die Gnade Christi und seine Freundschaft sich verdienen wolle. Die Kirche

von Schleswig wurde wieder geöffnet und der König gestattete, was den Heiden bis dahin als ein Greuel erschienen war, daß eine Glocke fortan die Gläubigen zum Gebete sammle. Bald erhob sich eine zweite Kirche in Ripen, wo des Bischofs Freund und Lebensbeschreiber Rimbert aus Flandern Priester ward.

Wie thätig indessen Anskar für den Christenglauben bei den Dänen wirkte, also daß er sich den Namen eines „Apostels des Nordens" erwarb und gleich Bonifacius und Willibrod in die Zahl der Heiligen eingereiht ward; so machte doch das Christenthum jenseit der Elbe nur geringe Fortschritte. Mochten auch Einzelne von den Strahlen des Evangeliums erleuchtet sein, im Staat und im Volke waren wenige Spuren zu erkennen. Auf dem Sklavenmarkt in Schleswig machte man keinen Unterschied zwischen Christen und Heiden, und im Leben der rauhen Nordlandssöhne trat noch keine Milderung der Sitten zu Tage. Der Priester Ragimbert wurde auf der Straße nach Schleswig von dänischen Räubern überfallen und so zugerichtet, daß er bald darauf sein Leben beschloß. Die Könige und Edlen wechselten ihren Glauben nach den Umständen oder nach ihrem Vortheil. Anskar erlebte noch, daß der christliche Dänenfürst Rorich, den ein Zeitgenosse „die Galle der Christenheit" nennt, an Flanderns Küste Klöster plünderte und Heiligthümer zerstörte. „Die Taufe fördert nicht zum Himmelreich," schrieb damals der Erzbischof Hinkmar von Rheims, „wenn man es noch öffentlich oder heimlich mit den Heiden gegen die Christen hält." Ein Jahr nachdem Papst Nicolaus I. das Bisthum Bremen, welches der Erzbischof von Köln lange nicht aus seinem Diöcesanverbande losgeben wollte, mit dem Metropolitansitz Hamburg vereinigte und dem „Apostel des Nordens" als Abzeichen seiner erzbischöflichen Würde das Pallium verlieh, starb Anskar zu Bremen im vierundsechzigsten Jahr seines Lebens, ein Mann, „der mehr als alle andern Kirchenfürsten seiner Zeit mit wahrhaft evangelischem Liebeseifer in die Fußstapfen der Apostel trat und in nie ermüdender Ausdauer den Heiden die Heilsbotschaft brachte." Die Märtyrerkrone, die er so sehnsüchtig gewünscht, wurde ihm nicht zu Theil; er verschied auf dem Schmerzenslager, von einer schweren langwierigen Krankheit zum Gerippe abgezehrt. Aber sein ganzes Leben war ein Märtyrerthum gewesen. Nicht zufrieden mit den Mühsalen, Gefahren und Entbehrungen, die ihm sein Beruf brachte, legte er sich noch eigene Plagen auf: Tag und Nacht trug er nach dem Vorbilde des heil. Martin von Tours ein härenes Gewand auf bloßem Leibe und genoß Speise und Trank nur in sehr geringem Maße. Strenge gegen sich selbst, milde und wohlwollend gegen Andere, verbrachte er sein Leben mit Armen- und Krankenpflege, mit der Verkündigung des Evangeliums, mit dem Abschreiben erbaulicher und theologischer Schriften, mit Gebet und Arbeit. Voll Uneigennützigkeit und Selbstverleugnung, ein Heiliger in seinem Wandel, und bei den hohen Verdiensten von christlicher Demuth durchdrungen, war Anskar ein Vorbild für Mit- und Nachwelt. Aber als er starb, lag das Frankenreich in großer

Anskars letzte Lebenszeit.

3. Febr. 865.

Zerrüttung, waren die Freibeuterzüge der Nordlandssöhne in vollem Gange, war das Christenthum am Belt und an der Nordsee noch eine schwache Pflanze.

„Man kann kaum sagen," urtheilt Dümmler, „daß Anskar für die Bekehrung des Nordens den Grund gelegt, da fast alles wieder unterging, was er gestiftet und Andre von vorn beginnen mußten, allein die Leistungen von Männern seiner Art sind nicht nach der Dürftigkeit ihrer unmittelbaren Erfolge abzumessen; von ihnen geht eine geistige Kraft aus, deren heiligende und erhebende Wirkungen noch durch viele folgende Geschlechter nachempfunden werden und die ihnen als Wohlthätern der Menschheit oft erst den Segen der Nachwelt statt des Dankes der Mitwelt einträgt. Anskar jedoch entbehrte auch des letzteren nicht; sein Ende rief unermeßliche Trauer unter jung und alt, hoch und gering hervor, er hinterließ Schüler, die in seinem Sinn fortwirkten; sein König hatte den Mann, in dem besonnene Thatkraft und schwärmerische Beschaulichkeit in so seltener Weise sich vereinten, stets nach seinem wahren Werthe zu schätzen gewußt, wie die eifrige Förderung bewies, die er fort und fort seinem Werke zu Theil werden ließ."

Das Volk verehrte den frommen Missionar des Nordens als einen Wunderthäter und schrieb seinem Gebete, sowie dem von ihm geweihten Salböle heilende Kraft zu. Zu seinem Nachfolger auf dem Metropolitansitz Hamburg-Bremen bestimmte der Papst Anskars Leidensgefährten und langjährigen Schüler Rimbert und übertrug die Einweihung und Einführung desselben dem Erzbischof Liutbert von Mainz und den Bischöfen von Paderborn und Minden. Bald nach dem im Juni 888 erfolgten Tode Rimberts, der gleich seinem Vorgänger für die Loskaufung gefangener Christen aus dänischer Gefangenschaft alle seine Einkünfte verwendete, traten für den Metropolitansitz schwere Zeiten ein. Unter seinem Nachfolger, dem Corveyer Mönch Adalgar, verlor er seine bisherige Rangstellung in der deutschen Kirche. Auf der Synode zu Tribur im Maimonat 895 wurde eine päpstliche Bulle verlesen, worin verfügt war, „daß Hamburg-Bremen zwar den erzbischöflichen Titel behalten möge, aber so lange dem Metropolitanverbande von Köln zugetheilt bleibe, bis wieder Bisthümer im Norden errichtet wären. Würde Letzteres geschehen sein, dann soll Bremen wie ehemals von Hamburg getrennt und für immer zum Erzstift Köln geschlagen, Hamburg dagegen das Metropolitanhaupt der neu begründeten nordischen Stühle werden." So wurde der Erzbischof Adalgar „zum Schwanze der Versammlung erniedrigt."

Die Abodriten. Die dänischen Verhältnisse wirkten auch auf die Geschicke der Abodriten zurück. Nach dem Tode des Abodritenfürsten Thrasiko, der einst auf Seiten der Franken gegen Gottfried gestritten (S. 422), erhob sein Sohn Ceadrag Ansprüche auf die väterliche Würde; aber Sclaomir, ein anderer Abodrite, trat als Mitbewerber auf. Beide brachten ihre Sache vor Ludwig, und dieser sprach jedem die Hälfte der Herrschaft zu. Als sich aber bald nachher Sclaomir mit den Göttriks Söhnen wider die Franken verband,
819. wurde er als Gefangener nach Aachen geführt und dort in Form Rechtens seiner Herrschaft beraubt, worauf Ceadrag das ganze Königreich erlangte. Zwei Jahre nachher wurde jedoch der Kaiser durch die Nachricht erschreckt, Ceadrag suche sich mit Hülfe der Dänen der fränkischen Hoheit zu entziehen. Nun schickte Ludwig den Sclaomir ab,
823 aber dieser starb unterwegs in Sachsen. Ceadrag wagte jedoch nicht dem Kaiser förmlich den Gehorsam zu kündigen, aus Furcht vor den Wilzen, die Ludwig gerade damals bei Gelegenheit eines Bruderstreits durch Gerechtigkeit und Milde günstig gestimmt hatte. Er folgte einer Ladung nach Frankfurt, wo er nach kurzer Haft in Anbetracht der Verdienste seines Vaters Verzeihung erlangte und wieder in sein Reich entlassen ward. Doch mußte er Geißeln für seine künftige Treue stellen.

2) Nicht minder wechselvoll waren die Vorgänge im Südosten des Reichs. Die einst so furchtbare Macht der Avaren im alten Pannonien hatte Karl d. Gr. gebrochen. Nur noch ein geringer Rest derselben saß in den durch Krieg verödeten Gegenden unter Herrschern, welche die hochklingenden Titel Khakan Chagan fortführten, aber kaum noch einen Schatten ihrer früheren Größe bewahrten. Unter den Einflüssen des Christenthums, das durch die Bemühungen des Arnulfingischen Hauses und durch die Thätigkeit muthiger Glaubensboten bereits große Verbreitung erlangt hatte, „legten die Avaren bald ihre Volksthümlichkeit ab und gingen unter die übrige Bevölkerung als zinszahlende Bauern auf." Die Lage der Dinge im Südosten. 1) Avaren.

Desto zahlreicher mehrten sich ihre ehemaligen Knechte, die Slaven oder Wenden, zwischen Donau und adriatischem Meere, die still und unmerklich die Donau und Drau aufwärts in die Alpenthäler vorgedrungen waren und selbst am Inn, an der Salzach und im Pusterthal festen Fuß gefaßt hatten, „friedlich den Acker bauend." Von allen Zweigen der großen Völkerfamilie mit der geringsten Zähigkeit fremder Cultur widerstrebend, traten sie bald in das christlich-germanische Wesen der Nachbarstämme, als die Bischöfe von Passau und Salzburg ihre Glaubensboten unter sie sandten und deutsche Ansiedler sich in ihrer Mitte niederließen. Aber getrennt und ohne innere Verbindung vermochten die Slaven des alten Noricums ihre Freiheit nicht zu behaupten. Sie wurden größtentheils Zinsleute der kirchlichen Stiftungen oder weltlichen Großen. Obwohl Bestandtheile des Frankenreiches und untergeben den Befehlshabern der Ostmark und der Mark Friaul, welche den Heerbann leiteten, die oberste Gerichtsbarkeit übten und die Grenzen mit Burgen und Wachmannschaft schützten, bewahrten doch die meisten, gleich den Avaren in Pannonien, noch einige Zeit ihre eigenen Stammfürsten. So die karantanischen Slaven, der Zweig der Wenden, der zwischen Drau und Save seßhaft war, die Kroaten in Dalmatien und die Mähren jenseits der Donau. Als in dem letztern Lande kriegerische Herzöge, wie Moimir, Rastislav u. A. sich der fränkischen Oberherrschaft entzogen und zu den Markgrafen der Ostmark in feindselige Verhältnisse traten, ließ sich ein zum Christenthum bekehrter Slavenfürst aus Mähren, Pribina, mit Bewilligung Ludwigs des Deutschen in Unterpannonien nieder, gründete ein slavisches Fürstenthum unter königlicher und kirchlicher Autorität und wirkte von seiner Hauptstadt Mosaburg (d. i. Sumpfstadt), am Einfluß des Syala in den Plattensee, für Verbreitung des Christenthums und der deutschen Herrschaft an der Niederdonau. 2) Slaven.

Ostwärts von diesen slavischen und avarischen Völkerschaften hauste das kriegerische Volk der Bulgaren im trotzigen Widerstand gegen Byzantiner und Franken, wie gegen die christliche Cultur. Wir sind schon in der Geschichte des oströmischen Reiches wiederholt dem wilden Volksstamme begegnet, der das alte Thracien und Mösien mit seinen Kriegsschaaren füllte und seine 3) Bulgaren.

Streifzüge bis vor die Thore Konstantinopels ausdehnte. Zunächst im Süden der Donau seßhaft, in jener weiten Landschaft, die noch heute von ihnen den Namen trägt, hatten sie sich allmählich auch auf dem linken Stromufer das alte Dacien angeeignet und waren zum großen Theil in die Erbschaft der Avaren eingetreten. Ihrer Abstammung nach gehörten sie wie diese der hunnisch-uralischen Völkerfamilie an, und es wurde oben erwähnt (IV. S. 647), daß die Reste der Hunnen Attila's in ihrer Mitte Aufnahme gefunden. „Ihre Sitten waren auch später noch von großer Wildheit," bemerkt Dümmler, „und bewahrten manches Uebereinstimmende mit ihren Stammvettern in Asien. Roßschweife trugen sie als Feldzeichen in der Schlacht, die Todesstrafe traf jeden, der in den Kampf ziehen wollte und an Roß oder Rüstung etwas vermissen ließ. Sie schwuren auf ihr Schwert und opferten Hunde, wenn sie einen Vertrag abschlossen. Auch Menschenopfer kommen vor, um die Götter gnädig zu stimmen, und auf Zeichendeuterei und Wahrsagekunst, sowie auf Zauberei und Amulete ward sehr hoher Werth gelegt. Ihre Grenzen wurden aufs Schärfste bewacht und für jeden Freien oder Sklaven, der in die Fremde entwich, mußten die Wächter mit dem Leben haften. Ihrem Fürsten bewiesen sie knechtische Unterwürfigkeit; während er allein an einer Tafel speiste, verzehrten alle anderen ihr Mahl in ehrfurchtsvoller Entfernung an der Erde; er war von einer Schaar von Kebsweibern umgeben, Vielweiberei galt überhaupt für erlaubt. Ertappte Diebe suchte man durch grausame Mißhandlungen, durch Schläge auf den Kopf und Verwundungen mit eisernen Stacheln zum Geständniß zu zwingen." Nicht minder wild verfuhren sie wider ihre Feinde. Wir haben oben gesehen (S. 245), wie Krum, der „zweite Sanherib," den in Silber gefaßten Schädel des Kaisers Nicephorus als Trinkgefäß benutzte. Mit der Zeit nahmen die Bulgaren von ihren slavischen Unterthanen, welche die Mehrheit ausmachten und an Bildungsfähigkeit ihren Ueberwindern vorangingen, Sprache, Sitten und Lebensgewohnheiten an, „so daß dann der bulgarische Name nur Bezeichnung eines den Wenden am nächsten verwandten Zweiges der Slaven ward." Ihre Bekehrung zum Christenthum ging von Byzanz aus. Die Missionsversuche, die unter Nicolaus I. von Rom aus unternommen wurden, hatten keinen dauernden Erfolg. Doch dienten die Antworten, die dieser Papst auf ihre Anfragen ertheilte, gleichsam als bürgerliches Gesetzbuch für eine rohe Nation.

Verwickelungen der Franken mit den Slaven. 819–822. Mit dieser slavisch-bulgarischen Welt im fernen Osten kamen die Franken unter Ludwig dem Frommen zum erstenmal in feindselige Berührung. Liudewit, der Fürst der pannonischen Slaven zwischen Drau und Save, beklagte sich bei dem Kaiser über die Härte und den Uebermuth des Markgrafen von Friaul, dem er untergeben war. Als er mit seiner Klage abgewiesen wurde, warf er
819. die Herrschaft der Franken von sich und rückte an der Spitze seines Stammes, dem sich noch viele Slaven aus Kärnthen und Krain anschlossen, gegen den

Markgrafen Balderich und den fränkischen Clientelfürsten Borna von Dalmatien ins Feld. Ein dreijähriger Krieg erschütterte die Frankenherrschaft in den Ostalpen und an der Niederdonau, und wenn auch der fränkische Heerbann mit der Zeit Meister wurde über die zwieträchtigen ungebundenen Slavenvölker, so konnte doch das kaiserliche Ansehen im Osten erst wieder dauernd begründet werden, als Liudewit von einem Oheim Borna's gefangen und getödtet ward. 822.

Kaum war in diesem Theile von Pannonien die Ruhe hergestellt, so nahten gefährliche Verwickelungen mit den Bulgaren. In Frankfurt erschienen zu Ausgang des Jahres 822 Gesandte eines slavischen Stammes, der denselben Namen Abodriten führte, wie das Bundesvolk der Franken an der Ostsee. Im ehemaligen Ufer-Dacien, in der Nähe der heutigen Stadt Belgrad seßhaft, suchten sie Schutz bei dem Kaiser gegen die Bulgaren, von deren Herrschaft sie sich losgesagt hatten. Der Bulgarenfürst Omortag, der seine ganze Aufmerksamkeit auf das von bürgerlichen Kämpfen zerrissene byzantinische Reich gerichtet hatte (S. 250), wünschte einen Krieg mit dem abendländischen Kaiser zu vermeiden, zugleich aber die abtrünnigen Ost-Abodriten wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Es erschien daher eine bulgarische Gesandtschaft auf deutschem Boden, die einen friedlichen Austrag herbeiführen sollte. Als aber die Verhandlungen zu keinem entscheidenden Resultate gelangten, richtete der Bulgarenkhan seine Waffen sowohl gegen die abgefallenen Abodriten als gegen die fränkische Ostmark. Ein bulgarisches Heer fuhr die Drau aufwärts, verwüstete das Land der pannonischen Slaven mit Feuer und Schwert und setzte statt der fränkischen Vasallen, die dort geboten, bulgarische Häuptlinge ein. Die Schuld dieses feindlichen Einfalls, dem man leicht durch größere Zuvorkommenheit gegen die Vorschläge des Khans oder durch strengere Wachsamkeit hätte vorbeugen können, wurde der Fahrlässigkeit des Markgrafen Balderich von Friaul beigemessen. Deshalb wurde derselbe auf einer Reichsversammlung zu Aachen seiner Würde entsetzt und die Führung des bulgarischen Krieges dem jungen König Ludwig von Baiern anvertraut. Wir haben keine nähere Kunde über den Verlauf desselben. Da aber die wachsende Verwirrung im Frankenreiche selbst den König bald auf einen andern Schauplatz rief, so wurde im nächsten Jahr eine Uebereinkunft getroffen, in Folge deren man um des Reichsfriedens willen die Ostabodriten den Bulgaren überlassen zu haben scheint. Wenigstens waltete fortan in Belgrad ein bulgarischer Befehlshaber.

Und mit den Bulgaren. 824—829.

824.

827.

Febr. 828.

829.

2. Die Kriege zwischen Vater und Söhnen und Ludwigs Ausgang.

Daß nach dem Tode der Kaiserin Irmengard die öffentlichen Verhältnisse im Frankenreich einen leidlichen Gang nahmen, hatte seine Ursache in den Rathgebern, die während der zwanziger Jahre auf den unselbständigen König einwirkten. Unter diesen nahmen neben Elisachar, Hilduin und Matfred die Brüder Adalhard und Wala die erste Stelle ein. Der letzte, der seinem am 2. Jän. 826 verstorbenen

Die Rathgeber am Hof.

Bruder als Abt von Corbie folgte, stand zugleich bei Lothar in hohem Ansehen, und ihm war es hauptsächlich zuzuschreiben, daß trotz der Hingebung, welche die beiden Kaiser für den apostolischen Stuhl zeigten, Ludwig aus Frömmigkeit, Lothar aus Dank für die am Ostertage 823 in der St. Peterskirche in Rom empfangene Kaiserkrönung, die kaiserliche Oberhoheit über die heilige Stadt keine Minderung erlitt; daß der oberste Gerichtsbann der Grafen oder Sendboten, der von Paschalis durch die gewaltthätige und eigenmächtige Blendung und Hinrichtung zweier als treue Anhänger des kaiserlichen Hauses bekannten vornehmen Römer freventlich verletzt worden war, durch den neuen Papst Eugenius anerkannt und dabei durch eine außerordentliche Constitution Alles Nov. 824 festgestellt ward, „was die Handhabung des Rechts und die Ordnung der Hauptbeziehungen Roms, des Papstes und des Kaisers zu einander betraf."

Die Constitution Lothars. In der „Constitution Lothars" war „die Gemeinschaftlichkeit des weltlichen Regiments von Kaiser und Papst in Rom und im Kirchenstaat als Grundsatz anerkannt, so daß dem Papst als Landesherrn die Initiative unmittelbarer Gewalt, dem Kaiser Oberhoheit, höchste Rechtsinstanz und Ueberwachung der weltlichen Handlungen blieb. Im Namen beider sollten demnach Sendboten ernannt werden, die dem Kaiser jährlich zu melden hatten, wie die päpstlichen Duces und Richter dem Volke Recht sprächen und wie sie der kaiserlichen Constitution Folge leisteten." Ferner wurden Adel und Volk aufgefordert, sich zu erklären, nach welchem Rechte jeder fortan persönlich gerichtet sein wolle. Jeder einzelne freie Bewohner in Stadt und Ducat mußte aus freier Wahl sich zu einem Gesetzbuch bekennen. Neben dem römischen Rechte, welches fast allgemeines Landrecht war, kam auch das salische und langobardische Gesetz in seinen Kreisen zur Geltung. Auch über das Verhältniß des Kaisers zur Papstwahl enthielt die Constitution Lothars wichtige Bestimmungen, wenn schon das von den byzantinischen Kaisern früher fortwährend geübte, von den Karolingern in Anspruch genommene Bestätigungsrecht der Wahl nicht ausdrücklich anerkannt ist. Nach derselben hatte Volk und Geistlichkeit zu schwören: „Ich verspreche beim allmächtigen Gott, daß ich von diesem Tage an in Zukunft treu sein werde unseren Herren und Kaisern Ludwig und Lothar, nach meiner Kraft und Einsicht, ohne Falsch und Arglist, unbeschadet der Treue, die ich dem apostolischen Papst versprochen habe; daß ich nicht zugeben werde, daß in diesem römischen Sitz die Papstwahl anders statt habe, als dem Canon und Recht gemäß, und daß der Erwählte mit meiner Zustimmung nicht zum Papst consecrirt werde, bevor er nicht einen solchen Eid in Gegenwart des kaiserlichen Missus und des Volkes abgelegt habe, wie ihn der Herr und Papst Eugenius aus freien Stücken zum Heile Aller schriftlich abgegeben hat."

Wachsender Einfluß der Kaiserin Judith. Aber der Einfluß dieser Rathgeber wich mehr und mehr dem der Kaiserin Judith, besonders seitdem sie dem Gemahl am 13. Juni 823 zu Frankfurt einen Sohn geboren, der zum glückverkündenden Vorzeichen den Namen seines glorreichen Großvaters Karl empfing, dessen Geburt aber für das Kaiserhaus wie für Reich und Volk eine Quelle unsäglichen Unglücks ward. Judith, schön und gebildet, wußte ihren Gemahl, dem sie an Geist überlegen war und auf dessen gelehrte Liebhabereien sie mit Verständniß einging, so sehr zu fesseln und zu umstricken, daß er ihr keinen Wunsch zu versagen vermochte. Nun war aber

ihr ganzes Dichten und Trachten dahin gerichtet, ihrem Sohne Karl gleichfalls ein Königreich zu verschaffen. Der schwache Ludwig, von ihrer Liebe fortgerissen, bot willig die Hand zu dem Plane. Der frühere Theilungsvertrag sollte vernichtet und aus der großen Ländermasse ein viertes Königreich für den jüngsten Sohn ausgeschieden werden. Lothar ließ sich Anfangs von der klugen Stiefmutter, die, um ihm eine religiöse Pflicht gegen den kleinen Halbbruder aufzulegen, bewirkt hatte, daß er die Pathenstelle übernahm, für eine neue Theilung gewinnen; er versprach, denselben gegen alle Feinde zu vertheidigen und zu beschützen. Bald bereute er jedoch seine Nachgiebigkeit, als ihm sein Schwiegervater Hugo von Tours und der mächtige Graf Matfrid die verderblichen Folgen dieses Vorhabens für die Einheit des Reiches vorstellten. Der Kaiserin blieben diese Umtriebe nicht verborgen und sie ergriff mit Freuden die erste Gelegenheit, die unbequemen Rathgeber vom Hofe zu entfernen. Ein Aufstand in der spanischen Mark bot dazu den willkommenen Anlaß. Beide 826.
erhielten den Auftrag, den aquitanischen König bei der Unterdrückung der Empörung zu unterstützen. Ihre Ankunft verzögerte sich aber so lange, daß Aizo, der Führer des Aufstandes und das arabische Hülfsheer, Zeit hatten, das Land auszuplündern und mit ihrer Beute abzuziehen. Die Schuld an diesem Unglück wurde der Nachlässigkeit und Saumseligkeit der beiden Grafen zugeschrieben, die aus Haß gegen den Markgrafen Bernhard von Barcelona absichtlich so lange gezaudert hätten. Sie wurden daher auf der Reichsversammlung zu 828.
Aachen zugleich mit dem Markgrafen Balderich von Friaul ihrer Lehen und Grafschaften verlustig erklärt; „ein Triumph für die Kaiserin, die wenig nach dem Groll dieser gefallenen Größen fragte.“

Von nun an war das Hauptbestreben des von seiner Gattin geleiteten Kaisers darauf gerichtet, unter den fränkischen Großen eine Partei zu bilden, die durch persönliche Verpflichtungen unauflöslich an Karl geknüpft wäre. Zu dem Zweck suchte man durch massenhafte Verschleuderung des Kronguts, ja selbst der Kirchengüter an große Vassallen dem künftigen König Helfer und Gönner zu gewinnen. Vor diesem Bestreben trat die Sorge für kräftige Abwehr der äußern Feinde, wie die Bestrafung der Uebelthäter im Innern zurück, und Unsicherheit und Gesetzlosigkeit verwirrten das Reich. Einmal schien es, als ob die ernsten Mahnworte des erfahrenen Wala, „den nichts von der Hingebung für Volk und Vaterland, von dem Eifer für die Kirche, von der Treue gegen den Kaiser zu scheiden vermochte,“ den schwachen Monarchen auf andere Wege brächten. Als der Kaiser im Dezember 828 zu Aachen seine Großen um sich versammelte, um die Anliegen des Reiches zu berathen, erhob sich Wala, enthüllte, „ein zweiter Jeremias,“ mit kühner Rede die Mißstände in Staat und Kirche und drang auf Beseitigung derselben.

Die Parteistellung am Hof. Karl zum Herzog von Allemanien erhoben.

Wala forderte freie Wahl der Bischöfe, Befreiung der Geistlichkeit vom persönlichen Heerdienst und von Abgaben, „außer insoweit sie nach eigenem Ermessen sich zu

Leistungen für die Bedürfnisse des Staats verstehen wollten." Er verlangte ferner, daß die Klöster nicht an Laien verliehen, sondern unter bischöfliche Aufsicht gestellt, daß nicht unwürdige Günstlinge zu Beamten über das Volk gesetzt würden, sondern „rechtschaffene und zuverlässige Männer, welche die Habgier haßten und Gott und die Gerechtigkeit liebten," daß die fürstliche Gewalt sich nicht in kirchliche Angelegenheiten einmischen, die Priester sich nicht mit weltlichen Geschäften befassen sollten.

Die Flammenworte des bedeutenden Mannes verfehlten nicht eines tiefen Eindruckes auf das Gemüth Ludwigs. Sendboten wurden ausgeschickt, ein dreitägiges Fasten im ganzen Reiche angesagt, vier Synoden zur Berathung und Abstellung der Mißstände auf das nächste Jahr ausgeschrieben. Aber der Eindruck war vorübergehend. Das sichtbare Streben dieser „Reformsynoden," die Reichseinheit auf kirchlicher Grundlage festzustellen, den Staat der Kirche unterzuordnen und den Klerus der staatlichen Beaufsichtigung zu entziehen, gab der herrschenden Partei Waffen in die Hand, die Gegner zu verdächtigen und ihre Pläne zu vereiteln. Ludwig wurde durch Judith bewogen, den Markgrafen Bernhard von Barcelona, einen Mann von vornehmer Herkunft, eben so kühn und thatkräftig als ehrsüchtig und gewaltthätig, mit unumschränkter Vollmacht als Schatzmeister oder Kämmerer an die Spitze des königlichen Hauswesens zu stellen und damit die gesammte Verwaltung in die Hände eines rücksichtslosen, übermüthigen Kriegers, „ohne Scheu vor dem Heiligen und ohne Treue," zu legen. Die nächste Folge war, daß dem sechsjährigen Karl Schwaben oder Allemannien durch bloßen Befehl des Kaisers, ohne Beschluß der Reichsversammlung als Herzogthum übertragen und somit „ein zweiter deutscher Stamm aus dem Verbande des Ganzen gelöst ward."

„Dieses neue „Schwabenreich," das nicht nur das eigentliche Allemannien zwischen Rhein und Lech, sondern auch den Elsaß und das Alpenland, Churwalen oder Rhätien, umfaßte, „war ein reiches, wohlangebautes Land, an einer der lebhaftesten Handelsstraßen gelegen, mit blühenden Bisthümern und begüterten Klöstern, unter denen Murbach, Reichenau, St. Gallen, Ellwangen und Kempten besonders hervorragten."

Judith und Bernhard. Ohne Widerrede ging die Uebertragung vor sich, wie sehr auch die älteren Brüder, insbesondere Lothar, im Herzen grollen mochten. Judith und Bernhard triumphirten; und um für die Zukunft in ihren weiteren Plänen nicht gehindert zu werden, verdrängten sie die älteren Räthe, den Erzkaplan Hilduin von St. Denis, den Abt Elisachar, den Bischof Jesse von Amiens u. A. vom Hofe und fuhren fort, durch Verleihung von Krongütern, Abteien und Bisthümern an ihre Anhänger die Zahl der getreuen Parteigenossen zu mehren. Selbst die Stiefsöhne wurden strenger überwacht. Pippins Günstling, Ermold, wurde des Landes verwiesen und der redegewandte Bischof Jonas beauftragt, für den jungen König einen „Fürstenspiegel zur Besserung seines Wandels" zu verfassen, und Ludwig von Baiern wurde aus irgend einem Verdachtsgrunde am Hofe einige Zeit unter Aufsicht gehalten. Aber die Feinde waren auf der Lauer, und während die Kaiserin und ihr mächtiger Günstling sich mit stolzen

Plänen trugen, wurde der Boden ihrer Macht durch Verrath und Ränke unterwühlt. Wie verschieden auch die Motive der Gegenpartei sein mochten, in dem einen Ziele, Sturz Bernhards und der Königin, waren Alle einig, mochten sie nun wie Wala und seine Freunde nach der Aufrechthaltung der Reichseinheit und der geheiligten Erbfolgeordnung streben, oder wie Matfrid, Hugo und andere Verstoßene sich nach Rache an ihren Widersachern sehnen. Um die älteren Brüder auf ihre Seite zu bringen, und das Volk, das für den Gedanken der Reichseinheit kein Verständniß besaß, gegen die „Weiberherrschaft“ feindselig zu stimmen, wurde das Gerücht ausgestreut, Judith stehe mit Bernhard in einem unerlaubten Verhältniß; „der Kaiser durch Liebestränke berückt und von Verräthern umringt, ahne nichts von der Entehrung seines Bettes, und nächstens werde eine ruchlose Mörderhand ihn nebst seinen Söhnen meuchlings aus der Welt schaffen, um dem Buhlen der Kaiserin den Weg zum Throne zu ebnen. Sollte jedoch Alles fehlschlagen, so sei das verbrecherische Paar entschlossen nach Spanien zu fliehen.“ Bei der Parteilichkeit der meisten Quellenschriften jener Zeit kann nicht mit Bestimmtheit ermittelt werden, wie weit die Königin zu solchen gehässigen Anschuldigungen Veranlassung gegeben hat, und wessen Auge vermag in die Geheimnisse des innersten Hoflebens einzudringen? Daß aber die feindseligen Gerüchte, mit geflissentlichem Eifer verbreitet, vielen Glauben fanden und in den Händen der Gegner ein mächtiger Hebel wurden, kann nicht bezweifelt werden. Selbst die treuesten Anhänger Ludwigs fühlten sich aufgefordert den König aus den gefährlichen Schlingen zu retten.

Bernhard mochte von der im Lande herrschenden Gährung eine Ahnung haben. Um die Aufmerksamkeit vom Hofe abzulenken und das Volk durch andere Interessen zu beschäftigen, griff er zu einem Mittel, das die Unzufriedenheit und Aufregung noch stärkte und zu feindseligen Reden neuen Stoff bot. Er beredete nämlich den König zu einem neuen Feldzug gegen die Bretonen und wählte zur Aufbietung des Heerbannes die ganz ungewöhnliche Zeit der vierzigtägigen Fasten. Von allen Kriegen Ludwigs hatten die Feldzüge gegen dieses behende Reitervolk im Westen, dem die Berge und Sümpfe der Halbinsel eine günstige Gelegenheit zu plötzlichen Angriffen und Ueberfällen boten, am wenigsten Lorbeeren gebracht. Ein neues Aufgebot zu so ungewöhnlicher Zeit mußte daher Unzufriedenheit und zugleich Verdacht erregen. Die Verschwornen unterließen nicht bei König Pippin den Argwohn zu wecken, daß der bretonische Feldzug von seiner Stiefmutter und ihrem Günstling herbeigeführt worden sei, um ihr verbrecherisches Vorhaben gegen den Kaiser in Vollzug zu setzen und zugleich gegen ihn selbst einen Schlag zu führen, und Lothar mit der Hoffnung zu erfüllen, daß er durch Gutheißung und Beförderung ihrer Bestrebungen das einzige Oberhaupt des Reiches werden würde. Pippin, dem die Bevormundung und Ueberwachung durch die Rathgeber seines Vaters

Aufstand der Söhne. 830.

längst lästig gefallen war und der sich nach größerer Selbständigkeit sehnte, lieh den Einflüsterungen Matfrids und Hugo's ein geneigtes Ohr. Statt den aquitanischen Heerbann, wie ihm geboten, dem an der Westküste harrenden Kaiser zuzuführen, pflanzte er die Fahne der Empörung auf und rückte, umgeben von den Häuptern der Verschwörung, über Orleans auf Paris los, wo Ludwigs Ostern 830. Kriegsmannschaft stand. Diese, verstimmt und unzufrieden über den Auszug, wurde leicht bewogen, sich den Empörern anzuschließen, zumal da auch Lothar sich für die Aufrechthaltung der Reichsordnung von 817 erklärte und der jüngere Ludwig, der seiner Haft entflohen sich mit dem Bruder verband, die schwarzen Anklagen gegen Judith und Bernhard bekräftigte.

Trennung des Kaisers von seiner Gemahlin u. von Bernhard. Als der Kaiser von diesen Vorgängen Kunde erhielt, gerieth er in große Bestürzung. Sein Gefolge war viel zu klein, um dem feindlichen Heere, bei dem sich seine beiden Söhne und die angesehensten Männer geistlichen und weltlichen Standes befanden, die Spitze bieten zu können. Er mußte sich den Umständen fügen. Bernhard begab sich mit seiner Zustimmung nach Barcelona und entzog sich somit dem Sturm; die Königin wurde genöthigt im Kloster der heil. Radegunde zu Poitiers den Schleier zu nehmen, nachdem sie von den Häuptern der Verschwörung an den Kaiser gesandt worden war, um diesen zu einem freiwilligen Eintritt in die Klosterzelle zu bewegen, einen Auftrag, den sie nicht im Sinne der Absender vollführt zu haben scheint. Auch die beiden Brüder der Judith mußten in den Mönchsstand treten. Gerhards Bruder Heribert wurde geblendet und nach Italien verwiesen.

Kaiser Ludwig und die feindliche Coalition. Hätte sich Ludwig zur freiwilligen Entsagung der irdischen Macht und Herrlichkeit, wozu man ihn mit allen Künsten der Ueberredung zu bewegen suchte, bereit finden lassen, so wäre der Plan der gegnerischen Räthe, die Lothar an die Stelle setzen wollten, vollständig gelungen. Allein hier stießen sie auf einen Widerstand, den sie bei dem sonst so schwachen und lenksamen Ludwig nicht erwartet hatten. Sei es, daß die Reden seiner Gemahlin in dem erwähnten Zwiegespräch ihm diese Standhaftigkeit eingeflößt, sei es, daß er als Kaiser das Wohl der Kirche besser fördern zu können glaubte; er war in seinem Innern fest entschlossen, sich in seiner erhabenen Stellung zu behaupten. Dabei entwickelte er aber eine Klugheit und Gewandtheit, die alle Pläne seiner Gegner scheitern machte. Die Mönche des Medardusklosters in Soissons hatten den Auftrag, dem Kaiser die Vorzüge ihres Standes im glänzendsten Lichte zu zeigen, um ihn zum Eintritt in ihre Genossenschaft zu bewegen. Ludwig durchschaute jedoch ihre Absichten, und indem er ihre Reden aufmerksam anhörte und die Hoffnung in ihnen erweckte, als werde er auf ihre Vorschläge eingehen, wußte er einen von ihnen für sich zu gewinnen und als geschicktes Werkzeug zu seinen Zwecken zu benutzen. Die gegnerische Coalition war aus zu verschiedenartigen Elementen zusammengesetzt und ging in ihren Motiven und Zielen zu weit auseinander, als daß sie von Dauer sein konnte. Wenn Lothar und seine Anhänger vor

Allem die Reichseinheit mit kirchlicher Grundlage im Auge hatten, und deshalb den Theilungsvertrag von 817 mit der monarchischen Spitze festzuhalten suchten, strebten die jüngeren Söhne Pippin und Ludwig im Gegentheil nach größerer Unabhängigkeit in ihren Königreichen. Es fiel dem Kaiser daher nicht gar schwer den unnatürlichen Gegenbund zu sprengen. Guntbald, der von ihm gewonnene Mönch, reiste unter dem Scheine geistlicher Angelegenheiten zu den jüngeren Söhnen und suchte sie auf andere Wege zu bringen, theils indem er durch Schilderung der Leiden und Mißhandlungen, die ihr Vater zu dulden habe, ihr Gewissen weckte, theils indem er ihnen in dessen Namen Mehrung ihrer Besitzungen und ihrer Rechte in Aussicht stellte. Die Coalition war schon innerlich zersprengt, ohne daß Lothar und seine Rathgeber eine Ahnung davon hatten. Sie waren ihres Sieges so gewiß, daß sie auf eine allgemeine Reichsversammlung drangen, auf welcher Ludwigs Absetzung durch den Schein einer freiwilligen Verzichtleistung auf die Krone in der schonendsten Weise durchgeführt werden und Lothar an seine Stelle treten sollte. Der Kaiser widerstrebte keineswegs der Einberufung eines Reichstages, aber während die Gegenpartei denselben in einer Stadt des Westens abgehalten wünschte, wo die bisherige Mißregierung am drückendsten empfunden worden war, wußte es Ludwig mit Hülfe seines Sohnes gleichen Namens dahin zu bringen, daß die Versammlung nach Nymwegen verlegt ward, in die Nähe der Friesen und Sachsen, auf deren Hingebung und Unterstützung er sicherer rechnen konnte, theils weil er sich dieselben durch Verbesserung ihrer Lage zu Dank verpflichtet hatte, theils „weil die Germanen jener von den Lothariern gehegten geistlichen Auffassung des Kaiserthums und Reiches ferner standen und mehr an dem alten einfachen Begriffe von dem Königthume und der ihm gebührenden Treue festhielten."

Der Kaiser wurde nicht in seinen Voraussetzungen getäuscht. Im Vertrauen auf die Baiern und die andern germanischen Stämme ostwärts des Rheines, die der jüngere Ludwig dem Vater zur Verfügung gestellt, erlangten auf der Nymweger Versammlung die Freunde und Anhänger des alten Kaisers bald das Uebergewicht. Umsonst suchte die Gegenpartei ihren Schützling Lothar zu einem raschen kräftigen Handeln zu bewegen, ihn zu bestimmen, sich mit den Waffen in der Hand in der Kaisermacht zu behaupten; Lothar, schwach und charakterlos und in seinem Gewissen beunruhigt, wagte nicht den unnatürlichen Kampf gegen den Vater aufs Aeußerste zu treiben. Er suchte sich mit ihm zu versöhnen, indem er ihm eidlich versprach, sich nie wieder eines gleichen Ungehorsams schuldig zu machen. Damit gab er seine Anhänger, auf die jetzt die ganze Schuld des Aufruhrs gewälzt wurde, der Rache der Gegner preis. Wala wurde in sein Kloster verwiesen, Jesse durch ein Gericht seiner Würde entsetzt, die übrigen Häupter vorläufig in Haft genommen. In Kurzem kehrte Alles wieder in den früheren Zustand zurück. Judith wurde mit großen Ehren aus dem Kloster herbeigeholt; und da sie auf dem nächsten Reichstag, der zur

Sieg und Triumph des Kaisers. Oct. 830.

831. endgültigen Entscheidung auf Lichtmeß nach Aachen berufen ward, feierlich ihre Unschuld beschwor, so trat sie, nachdem der Papst Gregor ihre Einkleidung als Nonne für ungültig erklärt, wieder in ihre früheren Rechte und Stellung ein. Ebenso ihre Brüder und Graf Odo von Orleans, den Matfrid verdrängt hatte. Darauf wurde ein Gerichtshof aus fränkischen Großen zur Untersuchung der Verschwörung niedergesetzt und die drei Söhne des Kaisers in die Zahl der Richter aufgenommen. Und so mußte denn Lothar das Todesurtheil aussprechen über seine eigenen Getreuen wegen der Thaten, die sie für ihn gewagt; und es konnte nur als eine weitere Demüthigung für ihn erscheinen, daß der Vater die Todesstrafe in Verbannung und Entziehung ihrer Lehen und Aemter verwandelte. Der ehemalige Erzkapellan Hilduin wurde in das rauhe Sachsenland, nach dem neugegründeten Kloster Corvey an der Weser verwiesen. Wala ward auf ein steiles unzugängliches Felsenschloß im Genfer See gebannt (vermuthlich Chillon), „wo seine Blicke nichts wahrnahmen als den Himmel, die schneebedeckten Alpen und die weite Fläche des Sees, doch ungebrochenen Muthes und ohne Reue über das Vergangene, hielt er an seinen Idealen fest.“ Wahrscheinlich wurde auch damals die neue Theilungsurkunde entworfen, deren Zeitbestimmung nicht angegeben ist und die darum von den Historikern in verschiedene Perioden verlegt wird.

Neuer Theilungsentwurf. In dieser wichtigen Urkunde wird von der Reichseinheit, wie sie im J. 817 festgehalten war, und von der Oberhoheit Lothars über die Brüder zum erstenmal abgegangen und zu den Bestimmungen zurückgekehrt, wie sie einst Karl im J. 806 für seine Söhne getroffen aber wegen Ablebens der beiden älteren nicht auszuführen vermocht hatte. Bei dieser neuen Bestimmung hatte Ludwig einen dreifachen Zweck: Er wollte Lothar wegen seines unkindlichen Benehmens bestrafen, indem er ihn auf Italien beschränkte, ihm, wenn auch nicht den Kaisertitel, so doch die kaiserliche Oberherrschaft über das Ganze entzog und ihn der väterlichen Gewalt unterordnete; zugleich wollte er sich aber auch der Versprechungen entledigen, die Guntbald in seinem Namen den beiden Königen Pippin und Ludwig gemacht hatte und endlich für seinen Lieblingssohn Karl eine gesicherte Herrschaft gründen. Nach dieser Verfügung, wobei mehr als in allen früheren Theilungen die nationalen Verhältnisse zu einer gewissen Geltung kamen, sollte Pippin zu seinem Königreich Aquitanien alles Land bis zur Seine und nördlich dieses Flusses ein Gebiet von 28 Gauen erhalten, Ludwig zu Baiern noch ganz Thüringen, Sachsen, Friesland, das ripuarische Franken und die alten salischen Lande im nördlichen Gallien besitzen und Karls Herzogthum Allemannien noch durch den größeren Theil von Burgund, die Provence (mit der Dauphiné), Septimanien (Gothien) im südlichen Gallien, ferner durch das Moselland, die Gaue von Laon und Rheims und andere Territorien zu einem Königreich erweitert werden. Von diesen drei Reichen war nur das Erbtheil Pippins in Bezug auf geographische Lage und Nationalität in sich geschlossen und abgerundet; Ludwigs Besitzungen umfaßten zwar größtentheils Völker germanischer Zunge, aber in geographischer Hinsicht waren sie zerrissen und unzusammenhängend; und was Karls Lande betrifft, so waren hier deutsche und romanische Bestandtheile äußerlich verbunden. Uebrigens sollte diese Anordnung, nach welcher die drei Königreiche (von Italien ist nicht die Rede) unabhängig und gleichberechtigt neben einander zu bestehen hätten, erst nach des Vaters Tod in Wirksamkeit

treten. Für die Zeit seines Lebens behielt sich Ludwig nicht nur seine kaiserliche und königliche Machtvollkommenheit vor, sondern auch das Recht, wenn einer der Söhne durch Folgsamkeit und Tugend verdient habe, daß ihm eine höhere Ehre und Gewalt beigelegt werde, dies zu thun und dessen Reich, Ehre und Macht auf Kosten eines andern, der weniger gefalle, zu mehren, eine Bestimmung, die von dem Ehrgeize der Kaiserin für ihren Sprößling ausgegangen zu sein scheint und die ganze Theilung „in die Luft stellte."

Mag dieser Theilungsentwurf dieser oder einer späteren Zeit angehören, in jedem Falle kam er nie zur vollen Ausführung. Der Uebermuth der Kaiserin und ihrer Anhänger und die parteiische Bevorzugung Karls, „der wie Joseph über seine älteren Brüder erhoben werden, oder wie Benjamin den fünffachen Antheil erhalten sollte", für den Judith immer begehrlicher die mütterlichen Hände nach weiterem Besitz ausstreckte, trieben in Kurzem das noch glimmende Feuer zu neuen Flammen auf. Um das kaiserliche Ansehen künstlich zu heben und um in den Söhnen stets das Gefühl der Unterordnung wach zu halten und sie an Gehorsam zu gewöhnen, wurden häufig Reichsversammlungen angeordnet, bei denen ihre Gegenwart verlangt ward. Diese wurden dann benutzt, die geschlagene Partei in den Augen des Volks immer mehr zu demüthigen und den eigenen Sieg zu verherrlichen. Um Lothar moralisch zu vernichten, wurden diejenigen unter seinen verurtheilten Anhängern, die ihre Gesinnung wechselten und um Verzeihung flehten, zu Gnaden angenommen, während die anderen, welche die Begnadigung um solchen Preis verschmähten, wie Elisachar, Matfrid, Wala, im Exil blieben. Letzterer mußte aus seiner Felsenwohnung am lemanischen See nach der kleinen Insel Noirmoutiers vor der Loiremündung wandern, weil man fürchtete, er möchte von jenem Orte aus Verbindungen mit Lothar unterhalten. Graf Bernhard kam aus der spanischen Mark herbei und erbot sich, seine Unschuld gegen jeden Ankläger durch das Gottesurtheil des Zweikampfes zu beweisen, und als Niemand vortrat, wälzte er alle Schuld durch einen Reinigungseid von sich. Judith war jedoch klug genug, ihm nicht mehr seinen früheren Einfluß bei Hofe einzuräumen, weshalb der ehemalige Günstling sich bald in einen Gegner verwandelte. Besonders wurde der Reichstag von Diedenhofen, wo nicht nur dänische und slavische Gesandten sich um Ludwigs Gunst bewarben, sondern auch aus dem fernen Bagdad drei Botschafter mit kostbaren Geschenken eintrafen, um das alte Bündniß zwischen dem Chalifen und dem Beherrscher des Abendlandes zu erneuern, benutzt, den Kaiser im vollen Glanze zu zeigen und die Gegenpartei zu demüthigen.

Uebe rhebung des Hofes.

Oct. 831.

Diese Vorgänge erfüllten die Söhne mit neuem Groll. Insbesondere fühlten sich Pippin und Ludwig tief verletzt, daß der Vater das Versprechen einer Gebietserweiterung nicht hielt, vielmehr alle seine Gunstbezeigungen dem Lieblingssohne Karl zuwandte. Pippin hatte schon dadurch seine Unzufriedenheit kund gegeben, daß er der Ladung zum Diedenhofer Reichstag nicht

Pippins und Ludwigs Empörung. 832.

nachkam. Zur Strafe für diesen Ungehorsam sollte er in Aachen, wohin er sich zwei Monate später begab, auf längere Zeit zurückgehalten und überwacht werden. Er entfloh jedoch bei nächtlicher Weile mit wenigen Begleitern und kehrte in sein Königreich zurück. Nun entbot Ludwig einen Reichstag nach Orleans, wo der unfolgsame Sohn als Empörer behandelt und seiner Herrschaft beraubt werden sollte. Auch der Baiernkönig wurde dazu eingeladen. Aber dieser erblickte in dem Verfahren gegen den Bruder nur das Vorspiel seines eigenen Falles und beschloß, aufgereizt von dem tiefbeleidigten ehrgeizigen Matfrid, durch eine Schilderhebung den Anschlägen der Kaiserin zuvorzukom-
832. men. Im März brach er mit dem baierischen Heerbann, den er durch das Aufgebot von Hörigen und durch slavische Hülfstruppen aus den östlichen Marken verstärkt hatte, plötzlich in Allemannien ein und rückte, indem er die Widerstrebenden durch Verwüstung ihrer Besitzungen zur Huldigung zwang, nach dem Mittelrhein zu, den er bei Lorsch, Worms gegenüber, erreichte. Seine Absicht war, die deutschen Stämme unter seiner Herrschaft zu vereinigen und von dem fränkischen Gesammtreiche loszureißen. Sein Plan scheiterte jedoch. Er hatte gehofft, die Sachsen und Ostfranken würden sich ihm anschließen. Als sie aber dem Kaiser, der schon im April mit großer Heeresmacht bei Mainz erschien, die Treue bewahrten, war Ludwig den überlegenen Streitkräften des Vaters nicht gewachsen. Er kehrte rasch nach Baiern zurück, bezeigte dem Kaiser, der ihm bis Augsburg folgte, fußfällig seine Reue und fügte sich den Strafbestimmungen, die dieser ihm als Bedingung der Versöhnung auferlegte. So siegte der Kaiser zum zweitenmale durch die unerschütterliche Treue der deutschen Stämme.

Triumphirend eilte Judith dem heimkehrenden Gemahl nach dem Hofgute Salz entgegen, in der süßen Hoffnung, nun auch noch an dem dritten Stiefsohn Pippin, der sie am tiefsten gekränkt, Rache zu nehmen. War er es doch hauptsächlich gewesen, der die Gerüchte von ihren Zauberkünsten und ihrer ehelichen Untreue unter das Volk gebracht. Und wirklich wurde er auf dem Reichstag
1. Sept. 832. zu Orleans seines Königreiches Aquitanien verlustig erklärt und Graf Bernhard, der sich an ihn angeschlossen, seiner Lehen beraubt. Pippin sollte, „zur Besserung seiner schlechten Sitten und seines ausschweifenden Lebens“, mit Weib und Kind nach Trier gebracht und sein Stiefbruder Karl als König von Aquitanien eingesetzt werden. Nun glaubte Judith am Ziel ihrer Wünsche zu sein. Froh reiste sie mit ihrem Gemahl nach Aachen. Aber bald verwandelte sich ihre Freude in Kummer und Verdruß, als die Kunde zu ihren Ohren kam, daß Pippin seinen Wächtern entflohen sei und inmitten seiner Getreuen in Aquitanien weile, entschlossen sein Königreich mit den Waffen zu behaupten. Zwar
Nov. rückte der Kaiser, der in diesen inneren Kämpfen sich stets muthig und entschlossen zeigte, mit den Mannschaften, die er in der Eile zusammenbringen konnte, in Aquitanien ein, um den Aufruhr noch vor dem Winter niederzuwerfen; aber

die Regengüsse des Spätherbstes und der darauf folgende starke Frost richteten Menschen und Pferde zu Grunde. Mit großem Verluste kehrte er über die Loire zurück, um in Lemans das Weihnachtsfest zu feiern.

Dieser im Grunde geringfügige Unfall war von den wichtigsten Folgen; er vereinigte nicht nur die drei Söhne, die bisher ihre Anliegen getrennt geführt hatten, zu gemeinschaftlichem Handeln, er gab auch den zahlreichen Gegnern des Hofes, den Verbannten und Flüchtigen, den Mißvergnügten und Gedrückten die Losung zum Aufstande. In Aquitanien, wo man die Vassallen Pippins gegen ihren Willen zur Huldigung für Karl gezwungen, hatte das Spiel mit Eiden große Erbitterung erzeugt. Und nicht bloß unter den weltlichen Großen hatte das Kaiserpaar viele Gegner; auch von der höheren Geistlichkeit wandten sich gar Manche der andern Seite zu, namentlich seitdem Papst Gregor IV. sich mit Lothar verbunden hatte, angeblich zu dem Zwecke, einen Frieden zwischen Vater und Söhnen zu stiften und das Reich aus der Zerrissenheit zu retten, eigentlich aber in der Absicht, „mit allen Mitteln seiner apostolischen Autorität für die Wiederherstellung der ursprünglichen Thronfolgeordnung von 817 zu wirken." Die Reichseinheit auf kirchlicher Grundlage war dem päpstlichen Ansehen förderlicher als die willkürlichen Theilungen mit ihren erzwungenen Huldigungseiden. Indem aber der heil. Vater die Sache Lothars, der in Rom die Krone empfangen, mit geistlichen und weltlichen Mitteln unterstützte, konnte er zugleich in der kaiserlichen Familie als Schiedsrichter und bei den Völkern als Friedensstifter auftreten. Mehrere der einsichtsvollsten Prälaten, die wie Wala von Corbie und Erzbischof Agobard von Lyon, bisher eifrige Verfechter der kaiserlichen Hoheit wider die Ansprüche Roms gewesen, traten nunmehr auf die Seite des Papstes, der ihre Bestrebungen und Ziele mehr zu fördern schien als der Kaiser. Der erstere bahnte sich seinen Weg mitten durch feindliche Heerhaufen in das Lager Lothars, wo er wieder die erste Stelle im Rathe einnahm und auch den Papst bei demselben festhielt, als die entschlossene Haltung der auf Ludwigs Seite stehenden fränkischen Bischöfe ihn mit Bedenken zu erfüllen schien. Haltung des Papstes.

Durch seine Parteinahme für Lothar nämlich wurde eine Spaltung unter der fränkischen Geistlichkeit hervorgerufen. Als angeblicher Vermittler und Friedensstifter forderte er die Bischöfe und Aebte zum Gehorsam auf, zögerte aber doch sich zu dem Kaiser zu begeben; ja es verlautete sogar, er gedenke die Unfolgsamen mit dem Fluche der Kirche zu belegen. Aber die Mehrzahl der Bischöfe, besonders die der östlichen und nördlichen Gaue, hielt zu Ludwig. Auf seinen Ruf versammelten sie sich in Worms und erließen, nachdem sie sich die Hand darauf gegeben, treu bei dem Kaiser auszuharren, eine Aufforderung an Gregor, sich im kaiserlichen Heerlager sofort einzufinden. Würde er dem Kaiser die gelobte Treue bewahren, so sollte er ehrenvoll aufgenommen werden; für den Fall aber, daß er in seiner Feindseligkeit gegen den rechtmäßigen Herrn fortfahre, kündigten sie ihm den Gehorsam auf; ja sie bedrohten ihn selbst nebst den Bischöfen seiner Partei mit Bann und Absetzung. Gregor gerieth in Bestürzung.

Aber Wala bewies ihm aus Concilienbeschlüssen und päpstlichen Verordnungen, wie aus den Aussprüchen der Bischöfe bei Gelegenheit der Untersuchung gegen Leo III. im J. 800, daß der Papst den Frieden der Kirche zu schirmen und über alle Bischöfe zu richten habe, selbst aber von Niemand gerichtet werden könne, eine Anschauung, in welcher bereits die Keime der Pseudo-Isidorischen Decretalen zu erkennen sind.

Wala's Zuspruch weckte und stärkte in dem Papst das Gefühl seiner Würde; er wies die Herausforderung der fränkischen Bischöfe „mit stolzen und verächtlichen Worten" zurück, beschuldigte sie, daß sie aus Servilität gegen den Kaiser die Abänderung der früher beschwornen Theilungsakte beförderten und sich dadurch eines Meineids schuldig machten und sprach ihnen alles Recht ab, „sich von der allgemeinen Kirche zu trennen und in seiner Person den apostolischen Stuhl herabzuwürdigen."

Die Heere auf dem Rothfelde. 833. Begleitet von dem Papste und seinem zahlreichen Gefolge zog Lothar zwischen Ostern und Pfingsten über die Alpenpässe, die im vorhergehenden Jahre von Ludwig aufgeführten Schanzwerke durchbrechend. Um Johanni vereinigte er sich mit seinen beiden Brüdern Pippin und Ludwig in einer weiten Ebene bei dem Krongute Kolmar im Elsaß, das Rothfeld geheißen. Ihre Versicherungen, daß sie dem Vater stets mit Treue und kindlicher Hingebung zugethan wären, und daß sie nur ihre Rechte und Reiche gegen eine feindselige Hofpartei vertheidigen wollten, waren eben so erfolglos bei dem erzürnten Vater, welcher sein Kriegsvolk den Söhnen gegenüber aufgestellt hatte, als die Vermittlungsversuche des Papstes, der sich endlich in das kaiserliche Heerlager begab, aber kalt und ohne die üblichen Ehrenbezeigungen aufgenommen ward. Doch wurden Unterhandlungen eingeleitet, die mehrere Tage dauerten. Diese Verzögerung sollte dem Kaiser verderblich werden. Obwohl er vor dem Auszug seinen Kriegern den Eid abgenommen hatte, treulich bei ihm auszuharren, so trat doch während des Waffenstillstandes durch den gegenseitigen Verkehr der Krieger und die Verlockungen im Heerlager der Söhne bei Vielen eine Sinnesänderung ein. Ehemalige Waffengefährten, jetzt feindlich einander gegenübergestellt, suchten und fanden sich und besprachen sich über die nächste Zukunft. Der Anblick der überlegenen Streitmacht auf Seiten der Verbündeten, erweckte Furcht und Besorgniß. Die Kaiserin, der man die Schuld des unglücklichen Familienhaders beimaß, stand in dem Verdachte des Ehebruchs und böser Zauberkünste, womit sie den schwachen Gemahl umstrickt halte. Manche waren nur mit Widerwillen dem Rufe zum Kriege gefolgt, hielten sich aber durch den kürzlich geleisteten Eid gebunden. Diesen führte man zu Gemüthe, daß der Eid auf die Reichsordnung von 817 nicht minder heilig sei, als der Schwur für den Kaiser. Man stellte für den Fall eines Uebertritts eine rasche Herstellung des Friedens ohne Blutvergießen in Aussicht. Kurz man suchte durch alle Mittel der Verführung, durch Ueberredung, Verheißungen, Drohungen die Treue des kaiserlichen Kriegsvolks zu erschüttern.

Der Plan gelang vollständig. Schon während der Verhandlungen waren Einzelne aus des Kaisers Heer zu Lothar übergegangen. Als endlich der Papst mit Vorschlägen zurückkehrte, die wenig Aussicht zu einer friedlichen Lösung boten und eine baldige Schlacht unvermeidlich schien, da zogen während der Nacht die Kaiserlichen haufenweise in das Lager der Söhne hinüber, so daß am folgenden Morgen, dem Peter- und Paulstage, sich Ludwig nur noch von einer kleinen Schaar Getreuer und von wenigen Bischöfen umgeben sah. Ein wilder Schlachtruf erschallte aus dem Lager der Söhne; erfolgte ein Angriff, so waren Alle verloren. Da hieß der Kaiser die Wenigen, die bei ihm ausgeharrt, gleichfalls zu den Söhnen übergehen, weil er nicht wolle, daß Jemand um seinetwillen Leben oder Glieder verliere. Denjenigen, die, wie Gnutbald, der Erzkapellan Fulko u. A. keine Gnade bei den Siegern zu erwarten hatten, gebot er sich durch die Flucht zu retten. Als er darauf von seinen Söhnen die eidliche Zusage empfangen hatte, daß seine Gemahlin und sein jüngster Sohn an Leib und Leben nicht geschädigt werden sollten, ritt er selbst mit Judith, Karl und wenigen Dienern aus seinem verlassenen Lager zu den älteren Söhnen hinüber und ergab sich ihnen auf Gnade und Ungnade. Sie empfingen ihn mit Zeichen äußerer Ehrerbietung, behandelten aber Eltern und Bruder als Gefangene. Judith wurde über die Alpen geführt und zu Tortona in Gewahrsam gebracht, den Vater selbst und den nun elfjährigen Karl nahm Lothar unter seine Obhut. So ging, ohne Kampf und Blutvergießen, das Steuer des Staats aus den Händen Ludwigs in die seines ältesten Sohnes über. Aber der leichte Sieg trug blutige Früchte und war das Grab der fränkischen Kaisermacht und der Ehre des Herrscherstammes. „Denn noch lebte im Volke ein gesundes sittliches Gefühl, kräftig genug, um das Andenken an diesen Tag allgemeiner Untreue zu verwünschen: als die „„Schmach der Franken““ wird das Ereigniß von Kolmar in den kurzen Jahrbüchern jener Zeit angemerkt und das Rothfeld, wo der Vater sich vor den Söhnen beugte, nachdem seine Vassallen ihn im Stiche gelassen, hieß seitdem im Volksmunde das Lügenfeld.“

Der Verrath auf dem „Lügenfeld.“ 833.

29. Juni.

Die Erhaltung der Reichseinheit auf kirchlicher Grundlage war das Losungswort des Kampfes wider Ludwig gewesen, und gerade diese wurde durch den Verrath auf dem Lügenfelde am wenigsten erreicht. Lothar mußte den Beistand der Brüder mit der Vergrößerung und Selbständigkeit ihrer Königreiche lohnen, und wenn er auch selbst den Kaisertitel fortführte und zu seinen italienischen Besitzungen, die bis zur Rhone ausgedehnt wurden, Austrasien mit der Kaiserstadt Aachen als Ausstattung davontrug, so war doch von einer Oberherrlichkeit über die Brüder keine Rede; vielmehr nöthigten die Sieger die versammelten Kriegsvölker zu einem neuen Huldigungseid und theilten dann vor ihrer Trennung das Reichsgebiet also, daß Pippin zu Aquitanien noch Westfranken (Neustrien) empfing, Ludwig mit seinem bisherigen Königreich Baiern noch Schwaben und Elsaß, Ostfranken mit den Gauen von Worms

Die Kaisersöhne theilen das Reich.

und Speier, und endlich Thüringen und Sachsen vereinigte. „So wurde zum erstenmale der überwiegende Theil der deutschen Kernstämme ohne fremdartigen Zusatz in Einer Hand verbunden, zum erstenmal ein Rahmen aufgestellt, innerhalb dessen diese so verschiedenen Zweige der gleichen Nation zu einer lebensvollen Einheit sich zusammenschließen und ein klares Bewußtsein ihrer Gleichartigkeit gewinnen konnten.“ Der junge König Karl wurde alles Antheils an dem Reiche beraubt und von Lothar bald darauf nach dem Kloster Prüm in der rauhen Eifel gebracht, wo er getrennt von Vater und Mutter seine Jahre vertrauern sollte. Gregor IV. kehrte „ohne Ehre und seine Reise bereuend,“ nach Rom zurück; er hatte die Mission der Friedensstiftung, die sich dem apostolischen Stuhle dargeboten, nicht erfüllt, er hatte sich als Werkzeug der herrschsüchtigen Pläne der Kaisersöhne gebrauchen lassen und den Verrath geheiligt; er hat das Urtheil der Nachwelt begründet, „daß in der Geschichte des Papstthums eine der Stellen, worin es als die große sittliche Institution der Liebe sich erweisen konnte, durch Gregors IV. Schuld leer geblieben sei.“ Der alte Kaiser wurde unter strenger Bewachung dem Kloster des heil. Medard in Soissons übergeben, wo man wiederum, wie drei Jahre zuvor, alle Mittel anwandte, ihn zur freiwilligen Entsagung seiner irdischen Herrlichkeit zu bewegen, aber mit eben so wenig Erfolg. Am 1. October zeigte sich Lothar der Reichsversammlung in Compiegne im vollen Glanze seiner kaiserlichen Würde, empfing Gesandte und Geschenke und versicherte sich der Treue mehrerer Vasallen durch einen neuen Huldigungseid.

Die Kirchenbuße im Medarduskloster zu Soissons. Oct. 833.

Da Ludwig weder durch Ueberredung noch Drohungen zur freiwilligen Thronentsagung zu bringen war, und selbst die lügenhafte Angabe, daß die Kaiserin Judith als Nonne gestorben und Karl Mönch geworden sei, ohne Wirkung blieb, eine förmliche Absetzung aber leicht Widerstand finden konnte, so schritt man zu einem Mittel, wodurch man dasselbe Ziel auf leichtere Weise zu erreichen gedachte. Nach einer päpstlichen Verordnung, die aber keineswegs in das fränkische Reichsrecht aufgenommen war, durfte Derjenige, welcher um schwerer Verbrechen willen der feierlichen Kirchenbuße unterworfen worden, nachher nicht mehr die Waffen tragen, sondern sollte Zeitlebens im Büßerstand bleiben oder Mönch werden. Dieses Kirchengesetz wurde nun von der Versammlung zu Compiegne als Handhabe zur Ausschließung Ludwigs vom Throne benutzt. Sie schickte einige Bischöfe aus ihrer Mitte ab, unter ihnen Ebbo von Rheims und Agobard von Lyon, welche den gebeugten Fürsten von der Nothwendigkeit einer Kirchenbuße überzeugen sollten. Als der fromme Ludwig, der einst freiwillig in Attigny sich einer ähnlichen Handlung unterzogen, ihren Vorstellungen Gehör gab, erschien Lothar, begleitet von einer großen Anzahl weltlicher und geistlicher Großen, in Soissons, um der Demüthigung des Vaters beizuwohnen. In der Medarduskirche, deren Räume die Menge der Zuschauer kaum zu fassen vermochte, las Ludwig, knieend auf einem Büßer-

kleid vor dem Altare, ein Blatt ab, auf welchem alle seine schweren Sünden verzeichnet waren, sowohl die alten, die er schon früher abgebüßt, als die späteren, unter denen die Aufhebung der Theilungsakte, die gehäuften Meineide, die Kriegsnoth, in die er Land und Volk gestürzt, die Zulassung der Reinigungseide der Kaiserin und ihrer Gehülfen wegen Zauberei in erster Linie standen. Als er unter häufigen Thränen das aufgedrungene Bekenntniß beendigt hatte, legte er sein Wehrgehenk ab und ließ sich von dem Erzbischof Ebbo mit dem Bußgewande bekleiden, wobei ihm dieser einschärfte, daß er ferner keine Waffen tragen, sondern sich lediglich dem Dienste Gottes mit Gebet zu weihen habe. Nach dieser Erniedrigung und Entehrung durch die fränkischen Kirchenhäupter wurde Ludwig in die Klosterzelle zurückgeführt. Da er sich aber auch jetzt noch nicht zum Eintritt in den Mönchsstand bewegen ließ, so führte ihn Lothar mit sich nach Compiegne und bald darauf nach Aachen, theils um sich seiner Person zu versichern, theils auch wohl, um das Gehässige der Gefangenschaft zu mildern.

Und allerdings hatte Lothar Ursache, auf den Vater ein wachsames Auge zu haben, wollte er nicht in kürzester Frist alle Früchte seiner Unthaten einbüßen. Ließ auch das fränkische Volk in der Betäubung über die raschen Wechselfälle in der Herrscherfamilie das Unerhörte geschehen, so war es doch noch nicht so tief gesunken, daß es die Herabwürdigung des Königthums ruhig ertragen hätte. Namentlich war den deutschen Stämmen die Treue für den rechtmäßigen und angestammten König tief eingeprägt, „die Unterordnung der weltlichen unter die geistliche Gewalt, die Gerichtsbarkeit der Bischöfe über den Kaiser beruhte auf einer ihnen völlig fremdartigen Anschauung;“ und daß diese Bischöfe, die dem Kaiser die Krone vom Haupte gerissen, insbesondere Ebbo, von Ludwig selbst aus dem Staube erhoben worden, erregte um so größeren Unwillen. Dazu kam der Neid und die Eifersucht der siegenden Häupter wider einander, der Mißbrauch, welchen die mächtigen Führer und Rathgeber, bei denen „die Pforten der Begierden geöffnet und die Leidenschaften entbrannt waren,“ von ihrer Gewalt machten. In den jüngeren Söhnen, besonders in Ludwig von Baiern, regten sich bei der Kunde von der unwürdigen Behandlung ihres Vaters Gefühle der Schaam und Reue, Empfindungen, die von ihren Völkern getheilt wurden. Ludwig versuchte daher zuerst durch dringende Bitten den Bruder zu einer milderen Behandlung des Vaters zu bewegen. Als dieser aber die Einmischung in seine Angelegenheiten schroff zurückwies und statt der Verwendung desselben Beachtung zu schenken, den Gefangenen in noch strengerer Haft hielt, da faßte der Baiernkönig den Entschluß, seinen Vater mit Gewalt zu befreien. Pippin wurde ebenfalls für den Plan gewonnen, und in Burgund und Septimanien erklärten sich mehrere Grafen offen für den abgesetzten Kaiser und verpflichteten das Volk auf seinen Namen. Lothar aber beharrte auf seinem Sinn. Um nicht von Ludwig, der in Frankfurt die über-

Die Wiedereinsetzung des Kaisers 834.

rheinische Kriegsmacht um sich sammelte, überrascht zu werden, zog er mit seinem Vater nach Paris, das er zum Sammelplatz seiner Anhänger bestimmt hatte und brachte ihn in St. Denis bei dem ihm befreundeten Abte Hilduin in sichere Verwahrung. Als er jedoch vernahm, daß von allen Seiten Kriegsheere
18. Febr. 834. im Anzug seien, trat er auf Wala's Rath den Rückzug nach Burgundien an,
1. März. den Vater in seiner Klosterhaft belassend. Aber schon am nächsten Sonntag erschien eine Anzahl Erzbischöfe und Bischöfe, darunter mehrere, die bei der Absetzung in Soissons mitgewirkt hatten, in St. Denis vor Ludwig. Sie baten ihn demüthig um Verzeihung und setzten ihn, indem sie ihn von der auferlegten Buße lossprachen und ihm die königlichen Gewänder und Waffen zurückgaben, wieder in seine kaiserliche Würde ein, unter lautem Jubel des Volks. Hierauf feierte der Kaiser mit seinen beiden Söhnen und seinen Getreuen in der Pfalz zu Kiercy an der Oise ein rührendes Versöhnungsfest und begleitete dann den jüngern Ludwig nach Aachen, wo er seinen jüngsten Sohn Karl wiederfand und seine Gemahlin, welche von Freunden aus ihrer Haft zu Tortona befreit worden war. Lothar dagegen wies die Gesandten, die ihm unter der Bedingung reumüthiger Umkehr die väterliche Verzeihung anboten, mit störrischem Trotze von sich, auf seine zahlreichen Anhänger im Westen und auf den Wankelmuth der habgierigen Vassallen vertrauend.

Neuer Bürgerkrieg. Lothars Unterwerfung. Seine Hoffnung täuschte ihn nicht. Die kaiserlichen Heere, die Graf Odo von Orleans und Abt Boso von Fleury wider die lotharische Partei ins Feld führten, erlitt durch Matfrid und Lambert an der Grenze der bretonischen Mark eine vollständige Niederlage, wobei Odo selbst und neben ihm viele Grafen und
Juni. 834. Prälaten auf dem Schlachtfeld blieben. Zugleich eroberte Lothar die Stadt Chalons an der Saone, die Graf Warin zum Sammelplatz der Anhänger Ludwigs bestimmt hatte, schändete aber seinen Sieg durch die Beraubung und Zerstörung der Stadt und durch die grausame Hinrichtung mehrerer vornehmen Männer und Frauen. Schon gab sich Lothar, stolz auf diese Erfolge, der Hoffnung hin, daß er seinem Vater noch einmal die Herrschaft mit Waffengewalt entreißen werde; als er bei Blois durch die überlegenen Streitkräfte, die seine Brüder Ludwig und Pippin dem Kaiser zugeführt hatten, überwunden und genöthigt ward, sich mit den Häuptern seiner Partei der Gnade des Siegers zu unterwerfen. Ludwig der Fromme empfing auf einem Throne vor seinem Lager sitzend, zur Seite die beiden getreuen Söhne, die reuigen Sünder, die fußfällig um Vergebung flehten und abermals den Eid der Treue schworen. Lothar mußte nach Italien zurückkehren, das ihm allein von allen Besitzungen belassen ward und zwar als Unterkönigreich, wie es einst sein Oheim Pippin unter Karl d. Gr. besessen. Die übrigen, wie Hugo von Tours, Lambert, Matfrid u. A. verloren ihre Lehen, blieben aber im Besitz ihrer Eigengüter.

Kurzer Frieden. Wiederum war das Schicksal des fränkischen Reiches, war die Herstellung des alten Kaisers durch die deutschen Stämme auf der rechten Rheinseite

entschieden worden; jene Stämme, die zuletzt und auf gewaltsame Weise in den Reichsverband eingefügt worden waren, hatten sich als die Stützen des Throns, als die getreuen Wächter der Macht und Ehre des Kaisers bewährt. Diese Treue und Hingebung wurde dadurch belohnt, daß Ludwig die Verbindung derselben unter seinem Sohne gleichen Namens bestehen ließ, wie sie nach der Begebenheit bei Colmar von den drei Brüdern festgestellt worden war. Wie sehr auch Judith wünschen mochte, daß ihrem Sohne Karl die entrissenen Länder zurückgegeben würden; die verderblichen Folgen des unseligen Bürgerkrieges traten in solcher Schrecklichkeit zu Tage und heischten so dringend Abhülfe, daß man es nicht wagen durfte das mit dünner Asche bedeckte Feuer des Familienhaders durch neue Theilungen wieder anzufachen. So blieb Ludwig mit väterlicher Zustimmung im Besitze der östlichen Ländergebiete, wodurch er sich den Namen des „Deutschen" erwarb; für die künftige Ausstattung Karls nahm der Kaiser das durch Lothars Beschränkung auf Italien frei gewordene fränkische Mittelland in Aussicht und richtete zunächst seine Sorge auf die Heilung der Schäden, die der Bürgerkrieg der Kirche und dem Staat geschlagen, auf Sühnung der durch den unnatürlichen Krieg verletzten Gefühle der Sittlichkeit und Pietät, auf Bestrafung der Uebelthäter und Meineidigen.

„Zu dieser Zeit," heißt es in einer alten Chronik, „wurde das Frankenreich in sich selber gar sehr verödet und das Elend der Menschen wuchs vielfach mit jedem Jahre." Nicht nur, daß in Folge des Bürgerkrieges die Saatfelder zertreten, die Dörfer und Meierhöfe niedergebrannt, die Heerden weggeführt wurden; die an den Grenzen lauernden Völker benutzten die Schwäche und Zwietracht des Kaiserreichs zu verheerenden Einfällen und Raubzügen, zur Vertilgung der schwachen Keime christlicher Cultur in ihren Gauen. Wir werden später sehen, wie die seebeherrschenden Germanen des Nordens, „in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte," sich den Zeitpunkt ausersahen, wo das Herrscherhaus in Hader lag, die Völker wieder aus einander traten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und der innere Kampf alle Kräfte beschäftigte, um die Küstenländer vom Ausfluß der Elbe bis zur Mündung der Garonne, ja bis an die Säulen des Hercules mit Raub und Verwüstung heimzusuchen. Zu gleicher Zeit ergossen sich die Araber über die Inseln des Mittelmeeres und die unbeschützten Gestade Italiens (S. 188) und an der Donau und Elbe regte sich die slavische und barbarische Welt, um das Joch des Christenthums und der Fremdherrschaft fern zu halten. Nicht minder groß war der Schaden, den Sittlichkeit und Recht nahmen. Nicht nur, daß die Bande der Treue und Vasallität, die nach den Begriffen des Ritterthums so tief in das Gefühl der Sitte und Ehre eingriffen, gelockert wurden, die Heiligkeit des Eidschwurs erlosch, die Grenzen der königlichen und bischöflichen Rechte und Befugnisse, der staatlichen und kirchlichen Gewalt ins Unsichere

Die Nothstände des Reichs.

und Schwankende geriethen; auch das Güterleben und die Eigenthumsverhältnisse wurden verwirrt und die Leidenschaften und rohen Naturtriebe durchbrachen die Schranken des Rechts, der Menschenliebe, der Humanität. „Durch den Wechsel, der allenthalben im Besitze eintrat, durch die zahlreichen Einziehungen von Ländereien und die massenhaften Verleihungen pflanzte sich die Bewegung von den Mittelpunkten des Reiches aus bis an die äußersten Enden, von der Pfalz bis zur Hütte fort und es trat, indem zugleich die Räubereien der Besitzlosen und Verbannten hinzukamen, eine allgemeine Unsicherheit des Eigenthums ein, die mit dem Wanken der sittlichen Grundbegriffe in lebhafter Wechselwirkung stand." Als Lothar die Stadt Chalons eroberte, wurde ein Bruder des Grafen Bernhard mit wildem Geschrei niedergestoßen und eine Schwester desselben, Gerberga, die in der Stadt als Nonne lebte, wegen Hexerei und Zauberkünste in einem Fasse in den Wellen der Saone ertränkt; mächtige Grafen und Geschlechtshäupter benutzten den Gerichts- und Heerbann zur Mehrung ihrer Besitzungen und Dienstleute, zur Aneignung von Kirchengütern, zur Bedrückung der Geringen und Schwachen, zur Begründung eigenmächtiger Herrschaften.

Ludwig versucht Heilung. Diesen Mißständen suchte Ludwig zu steuern, so weit seine schwachen Kräfte es vermochten. Auf einer Reichsversammlung zu Attigny wurde der Martini. 834. Beschluß gefaßt, durch die Aussendung von Königsboten in alle Grafschaften die Zustände in Kirche und Staat zu erforschen, über Rechtspflege und Eigenthumsverhältnisse sichere Kunde einzuholen und die Klagen und Beschwerden des Volkes, besonders der Geistlichkeit zu prüfen und wo möglich abzustellen. Zugleich sollte die christliche Lehre Treue und Gehorsam, gegen die sich während des Bürgerkrieges Prälaten und Edle so schwer vergangen hatten, durch Schriften und Rechtshandlungen wieder eingeschärft und in ihrer Bedeutung hergestellt werden.

Rabanus Maurus empfiehlt Treue u. Gehorsam. Rabanus Maurus, der berühmte Abt von Fulda, verfaßte um diese Zeit zwei Gelegenheitsschriften, wovon die eine unter dem Titel: „Von der Ehrfurcht der Söhne gegen die Väter und der Unterthanen gegen die Könige" aus Stellen der Bibel zu beweisen suchte, „wie wohlgefällig Gott die Liebe und Folgsamkeit der Kinder gegen die Eltern, des Volkes gegen die Fürsten und wie mißfällig ihm dagegen verstockter Ungehorsam und Widersetzlichkeit sei;" die zweite: „Von den Tugenden und Lastern," war gleichfalls mit Worten der heil. Schrift darzuthun bemüht, „daß Demuth und Unterwürfigkeit von Gott belohnt, Hochmuth und Auflehnung dagegen von ihm bestraft würden."

Ebbo's Absetzung. 835. Zugleich schien es das Interesse der königlichen Autorität zu gebieten, daß die Bischöfe, die bei der Absetzung Ludwigs mitgewirkt, nicht ganz straflos ausgingen. Zwar hatten sie durch den Eifer, womit sie zu St. Denis die Wiederaufnahme Ludwigs in den Schooß der Kirche betrieben, seinen Zorn entwaffnet, so daß mehrere von ihnen, wie Otgar von Mainz und der Abt Elisachar wieder zu Gnaden aufgenommen wurden; dagegen sollte Ebbo von

Rheims dafür büßen, daß er die Ceremonie der Kirchenbuße im Medarduskloster geleitet. Obwohl er nicht schuldiger war als die übrigen und nur darum die Handlung vollzogen hatte, weil jenes Kloster in seinem Sprengel lag, so schien sein Vergehen doch größer, weil er Ludwigs Milchbruder gewesen, mit ihm erzogen und trotz seiner niedrigen Herkunft von demselben mit dem ersten Erzbisthum des Reiches, mit Rheims, beehrt worden war. Auch wirkte der Abt Fulko von Jumieges, des Kaisers treuester Anhänger auf der Wormser Versammlung, dem Erzbischof entgegen, um dessen Stelle einzunehmen. Es half nichts, daß auf der Reichsversammlung zu Diedenhofen sämmtliche Prä- Febr. 835. laten, Ebbo inbegriffen, feierlich die Absetzung des Kaisers für eine ungerechte und ungültige Handlung erklärten und ihm in der Stephanskirche zu Metz unter lautem Jubel des versammelten Volkes die Krone wieder aufsetzten; Ebbo wurde seiner Würde entsetzt und im Kloster Fulda in Gewahrsam gehalten. Fulko sollte sein Nachfolger werden; da aber der Papst der Absetzung Ebbo's die Bestätigung verweigerte, so empfing jener nur einstweilen die Verwaltung des Bisthums. Außer dieser Handlung, wobei persönliche Motive mitwirkten, machte sich Ludwig keiner Rachethat schuldig; vielmehr war er bemüht, durch Verordnungen und Reichstagsbeschlüsse die Kirchenzucht und Rechtspflege zu schärfen, das immer ruchloser hervortretende Räuberwesen zu unterdrücken und die Wunden des unseligen Familienkrieges zu heilen.

Frau Judith konnte jedoch nicht verschmerzen, daß ihr Sohn Karl ohne Neue Intriguen am Kaiserhof. 836. Erbe sein sollte, daß vielleicht der Vater aus der Welt gehen möchte, ehe er für den Liebling in würdiger Weise gesorgt hätte. Ein solches Erbtheil zu schaffen war nun das nächste Anliegen des kaiserlichen Paares. Zunächst galt es einen der drei älteren Söhne für den Plan zu gewinnen, damit er dem jüngeren Bruder als Beschützer zur Seite stehe. Man dachte zuerst an Lothar, theils weil er bei der letzten Theilung verkürzt worden war und daher am ersten geneigt sein mochte, sich unter günstigen Bedingungen für sich selbst zu einer solchen Uebereinkunft zu verstehen, theils weil der Vertrag von 817, kraft dessen er als Kaiser ein oberherrliches Ansehen besaß, noch gar viele Verehrer hatte, besonders unter dem Klerus. Zur Abschließung der näheren Bedingungen erschien Wala, der zum Ersatz für Corbie das reiche Kloster Bobbio an der Trebia erhalten hatte, an der Spitze einer stattlichen Gesandtschaft auf dem Reichstag Mai 836. von Diedenhofen. Der Kaiser versöhnte sich mit ihm und übertrug ihm das Amt der Vermittelung und Friedensstiftung zwischen Vater und Sohn. Es war sein letztes Geschäft. Ehe er noch den Auftrag zum Ziel geführt, erlag er dem ansteckenden Fieber, das durch die Sommerhitze in Italien ausgebrochen. 31. Aug. 836. Auch Matfrid, „der größte Anstifter alles Uebels" und mehrere andere einflußreiche Anhänger, wie Bischof Jesse von Amiens, die Grafen Gottfrid und Lambert und endlich sein Schwiegervater Hugo, verschieden im Laufe weniger Monate, und Lothar selbst war längere Zeit auf das Krankenlager gebannt.

Unter diesen Umständen hielt die Kaiserin eine Bundesgenossenschaft mit dem geschwächten Langobardenkönig nicht länger für zweckdienlich. Sie beredete daher ihren Gemahl, das gute Einvernehmen mit Pippin und Ludwig festzuhalten, und um alle Besorgnisse, welche diese bereits über die beabsichtigte Verbindung des kaiserlichen Hofes mit dem Erstgebornen geschöpft hatten, aus ihrer Seele zu bannen, wurde dieser nunmehr wieder vorsätzlich gekränkt und zurückgesetzt. Nicht nur, daß von einer Vergrößerung seiner Besitzungen nun nicht weiter die Rede war; er sollte auch angehalten werden, die in Italien gelegenen Güter fränkischer Bischöfe und Grafen, womit er seine Anhänger für ihre Treue belohnt oder für ihre anderweitigen Verluste entschädigt hatte, den früheren Besitzern zurückzuerstatten; man machte ihm heftige Vorwürfe, daß er sich sogar an dem Erbtheil des heil. Petrus vergriffen, und der Kaiser kündigte
Mai 837. einer Reichsversammlung in Diedenhofen an, daß er mit seinen beiden Söhnen Pippin und Ludwig eine Heerfahrt nach Italien anzutreten gedenke, angeblich um auf den Gräbern der Apostel zu beten, eigentlich aber, um den Papst durch die Rückerstattung aller verlornen Kirchengüter so sehr auf seine Seite zu ziehen, daß er zu dem völligen Sturze Lothars und zum förmlichen Widerruf der Theilungsakte vom J. 817 willig die Hand bieten würde. Lothar merkte die Absicht und suchte durch Befestigung der Alpenpässe die Romfahrt des Kaisers zu verhindern. Wenn indessen die Heer- und Pilgerfahrt Ludwigs, zu der bereits große Rüstungen gemacht wurden, nicht zu Stande kam, so lag der Grund davon nicht in der Absperrung der Alpenwege, sondern in einem neuen
836. 837. Raubzug der Normannen, welche die Hafenstädte an der Maas und am Rhein zerstörten, von den Friesen Tribut erhoben und Beute und Gefangene, darunter hochgestellte Edle und Frauen, wegführten. Auf der Insel Walcheren zerstreuten sie die Wachmannschaft und erschlugen, wie früher erwähnt, den Anführer Hemming, den Sohn Halfdans, ihren eigenen christlichen Landsmann (S. 443). Diese sich wiederholenden Gefahren nöthigten den Kaiser, alle Streitkräfte auf die bedrohten Küstenländer zu verwenden, wodurch der italienische Heerzug unterblieb.

Für Karl ein neues Königreich geschaffen. Nun suchte Frau Judith sich in Pippin, der sich seit einiger Zeit fügsamer gezeigt und durch die Rückerstattung entfremdeter Kirchengüter an die fränkische Geistlichkeit sich die Zufriedenheit des Kaiserpaars erworben, eine Stütze zu gewinnen. Als der aquitanische König sich ihren Wünschen willfährig zeigte,
837. berief der Kaiser im October, nachdem er wie alljährlich längere Zeit der Jagd obgelegen, einen Reichstag nach Aachen, auf welchem in Gegenwart Pippins und Ludwigs des Deutschen eine neue Reichstheilung vorgenommen wurde, in deren Folge Karl wieder in die Erbrechte eintrat. Das weite und schöne Land, das sich von der Mündung der Weser längs der Nordsee bis zur Loire und landeinwärts bis nach Mastricht, Toul und Auxerre erstreckte und Paris zur Hauptstadt hatte, wurde zu einem Königreich vereinigt, das noch bei Lebzeiten des Vaters mit allen königlichen Rechten in vollem Umfange auf Karl übergehen

sollte, also daß alle Bisthümer, Abteien, Grafschaften und Krongüter ihm als Oberherrn überantwortet wurden, und die geistlichen und weltlichen Würdenträger der Gegend, wie Abt Hilduin von St. Denis und Graf Gerhard von Paris dem fünfzehnjährigen Fürsten, der bald nachher mit dem Schwerte umgürtet und dadurch für mündig erklärt und von Ludwig selbst gekrönt wurde, sofort huldigen und den Eid der Treue leisten mußten.

Der jüngere Ludwig auf Baiern beschränkt.

Dieser neue Theilungsakt entzog den beiden Königen Pippin und Ludwig beträchtliche Stücke ihrer bisherigen Besitzungen. Der erstere verhielt sich jedoch, wahrscheinlich durch geheime Zusagen anderweitiger Entschädigungen gewonnen, ruhig oder verbarg seinen Mißmuth, indeß Ludwig, der auch für den Besitzstand seiner übrigen Länder Besorgniß hegte, auf Widerstand dachte. Er hatte mit Lothar eine Zusammenkunft in Trient, um gemeinsame Maßregeln zu besprechen; März 838. und wie geheim er auch dabei zu Werke gegangen war, den wachsamen Blicken seiner zahlreichen Gegner am Hoflager zu Aachen war die Sache nicht verborgen geblieben, und sie unterließen nicht, den Argwohn des Vaters und der Stiefmutter aufs Neue zu wecken. Es half ihm wenig, daß er dem Kaiser schwur, es sei bei jenem Gespräche mit Lothar nichts verabredet worden, was der Ehre und Treue zuwiderliefe, und daß er sich gehorsam bei allen Reichstagen einstellte; auf einer Versammlung in Nymwegen wurde ihm Juni 838. eine schriftliche Verfügung des Kaisers überreicht, worin ihm dieser die angemaßte Herrschaft über Ostfranken absprach und ihn wiederum auf Baiern beschränkte. Grollend verließ der jüngere Ludwig sofort die Versammlung, entschlossen sein Herrscherrecht aufs Neue mit den Waffen durchzufechten. Aber die zweite Schilderhebung scheiterte wie die erste an der Treue und Ergebenheit der deutschen Völker für den alten Kaiser. Kaum nämlich hatte Ludwig unterhalb Mainz seinen Heerbann auf Schiffen über den Rhein gesetzt, um den jungen König, der seine Streitkräfte in Frankfurt gesammelt hatte, auf dem rechten Stromufer zu bekriegen, so fielen wie vor sieben Jahren die Ostfranken, Allemannen, Thüringer plötzlich von dem Sohne ab und nöthigten ihn dadurch zur schleunigen Rückkehr nach Baiern. Die Abtrünnigen unter seinen Anhängern wurden zu Gnaden angenommen, die Getreuen mit Verlust ihrer Güter oder mit Verbannung gestraft. Siegreich durchzog der Kaiser darauf Allemannien und feierte dann das Osterfest auf seiner Pfalz Bodman am Bodensee, wo sich 839. auch bald der gedemüthigte Sohn einfand, und wie einst in Augsburg, des Vaters Verzeihung anflehend, abermals auf das Königreich Baiern beschränkt ward.

Pippins Tod. Lothar und Karl bevorzugt.

Dieser Sieg und der einige Monate zuvor eingetretene plötzliche Tod Pippins setzten den Kaiser in die Lage, durch eine erneuerte Theilung die Wünsche seiner Gemahlin und seines eigenen Herzens vollständiger als je zu 13. Dez 838. befriedigen. Wie sehr man auch in den letzten Jahren am kaiserlichen Hof den zweiten Sohn vor den beiden andern bevorzugt hatte, um an ihm eine Stütze

für den Liebling der Eltern zu gewinnen, so betrachtete man doch sein frühzeitiges Ende als ein glückliches Ereigniß, weil sich dadurch eine Aussicht eröffnete, Karls Antheil zu vergrößern. Zwar hinterließ Pippin zwei Söhne, wovon der älteste, der des Vaters Namen führte, etwa von gleichem Alter mit dem Sohne der Judith war, der den jüngeren, Karl, über die Taufe gehoben. Aber so ungerecht war die Vorliebe Ludwigs für seinen vierten Sprößling, daß er kein Bedenken trug, die jugendlichen Enkel von dem Erbe ihres Vaters auszuschließen. Zur Ausführung dieses Planes glaubte man jedoch der Zustimmung und Mitwirkung Lothars benöthigt zu sein, und Judith beredete daher ihren schwachen Eheherrn, mit dem Erstgebornen wieder in Unterhandlungen zu treten. Gern ergriff Lothar die Hand der Versöhnung, als ihm der Vater nicht nur Verzeihung versprach, sondern auch die Hälfte des Reichs, mit Ausnahme von Baiern, in Aussicht stellte, wenn er sich verpflichtete, „seinen Bruder Karl zu lieben, ihm beizustehen und ihn zu behüten." Von seinen getreuen Rathgebern begleitet, eilte der Langobardenkönig nach Worms, wohin ihn Ludwig zu einer Zusammenkunft beschieden und wurde, nachdem er mit erheuchelter Reue fußfällig des Vaters Verzeihung angefleht, nebst seinen Anhängern zu Gnaden angenommen. Nun wurde eine neue Theilung vorgenommen:
Juni 839. Eine Linie längs der Maas und südlich längs der Rhone und Saone bis zum Jura sollte die Herrschaften Lothars und Karls scheiden, während Ludwigs Antheil auf Baiern beschränkt blieb. Lothar wählte den östlichen Theil, der neben Italien besonders die deutschen Stämme umfaßte, indeß Karl den wesentlich romanischen Westen, Neustrien, Aquitanien, Septimanien mit der spanischen Mark und Burgund bis zu den Seealpen erhielt. „Es war ein Meisterstück der arglistigen Politik Judiths, daß es ihr durch diese Theilung gelang, die Ansprüche Lothars und Ludwigs einander unvereinbar entgegen zu stellen und dadurch tödtliche Feindschaft zwischen den Söhnen Einer Mutter zu stiften." Unter Versicherung seiner Treue kehrte hierauf Lothar reich beschenkt nach Italien zurück. Ludwigs Bitten und Beschwerden fanden keine Erhörung; der Vater ließ ihm melden: „den gehorsamen Sohn werde er freundlich empfangen, den widerspenstigen aber sofort mit aller Macht angreifen."

Ludwigs letzte Kriege u. Ausgang. 840. Als der Kaiser im Herbst auf dem weiten Jagdgebiete der Ardennen seinem gewohnten Lieblingsvergnügen oblag, erhielt er die Kunde, daß ein Theil der aquitanischen Großen die Waffen ergriffen hätte, um die Söhne ihres heimgegangenen Königs in ihrem Erbe zu schirmen. Sofort brach Ludwig mit Heeresmacht nach Süden auf, um wie er vorgab, das leichtfertige allen Lastern ergebene Volk der Aquitanier zu züchtigen und die jungen Königssöhne vor den verderblichen Einflüssen ihrer schlechten Sitten zu bewahren. Aber bei der schwierigen Lage des gebirgigen Landes und der Festigkeit der Burgen vermochte er vor Winter das Land nicht zu beruhigen. Der unnatürliche Kampf eines lieblosen Großvaters gegen die eigenen unschuldigen Enkel hatte die Wir-

kung, daß auch in jenes Land die Brandfackel eines verheerenden Bürgerkrieges geschleudert ward. Noch war hier Alles in voller Gährung, als der Kaiser durch die Nachricht erschreckt ward, daß auch sein Sohn Ludwig abermals mit Kriegsvolk die Grenzen von Baiern überschritten, um Allemannien und Ostfranken wieder in Besitz zu nehmen. Obwohl an einer schmerzlichen Krankheit leidend, unterbrach der fromme König dennoch seine Fastenandachten und eilte schnell an den Rhein, um die feindseligen Absichten des Sohnes zu vereiteln. April 840.
Er erlebte den Triumph, daß trotz seiner Verkehrtheiten und ungerechten Handlungen die Treue der deutschen Stämme auch diesmal sich wieder bewährte. Auf verstohlenen Wegen mußte der jüngere Ludwig den Rückweg in sein baierisches Königreich suchen, während der Kaiser nach seiner Pfalz Salz eilte, um die unterbrochenen Bettage fortzusetzen und das Fest der Himmelfahrt Christi 6. Mai 840.
zu feiern. Hier verschlimmerte sich seine Krankheit. Als er fühlte, daß sein Leben zu Ende neigte, ließ er sich auf eine Rheininsel in der Nähe von Ingelheim bringen und Zelte aufschlagen. Dort verbrachte er die letzten Tage in tiefer Betrübniß, im Unfrieden mit seinem Sohne Ludwig und seinen beiden Enkeln und getrennt von Lothar, sowie von Judith und Karl, welche die aquitanischen Unruhen in Poitiers zurückhielten. Mehrere Geistliche, unter ihnen sein Halbbruder Drogo von Metz und die Bischöfe Hetti von Trier und Otgar von Mainz, umstanden sein Sterbelager. Bei Annäherung des Todes bestimmte er, daß sein königlicher Schmuck und Schatz unter die Kirchen, die Armen und seine Söhne Lothar und Karl vertheilt werde. Daran erkannten die Umstehenden, daß der Groll gegen Ludwig noch tief in ihm wurzle, und Drogo ermahnte deshalb den Sterbenden, seine Seele von den Gefühlen des Hasses zu befreien und der Versöhnung Raum zu geben. Da raffte der Kranke seine letzten Kräfte zusammen, aber nicht um reumüthig an die eigene Brust zu schlagen und zu bekennen, daß seine Fehler nicht geringer gewesen, als die der Söhne und daß so manche Unfälle und Widerwärtigkeiten seines Lebens seiner eigenen Schuld und Thorheit beizumessen seien, sondern um die Drangsale aufzuzählen, die Ludwig seinem Vater bereitet und dann zum Schein versöhnt an die Umstehenden die Worte zu richten: „Nun wohl! ich will ihm vergeben, aber eure Sache wird es sein, ihn zu erinnern, daß er seines Vaters graue Haare mit Herzeleid in die Gruft gebracht und Gottes Gebote und Drohungen verachtet hat.“ In solchen Gesinnungen, bemerkt Dümmler, die mehr Herzenshärtigkeit als wahre Milde athmen, entschlief Ludwig am 20. Juni, zwei und sechzig Jahre alt und wurde bald darauf im Heiligthum seiner Ahnen, der Kirche des heil. Arnulf zu Metz, wo auch seine Mutter ruhte, in feierlichem Gepränge bestattet.

Dies war das Ende des Kaisers Ludwig mit dem Beinamen des Frommen, dies der Ausgang einer sechs und zwanzigjährigen Regierung, welche die Früchte von Karls des Großen Schaffen und Bemühen zu Grunde richtete. Sein Charakter.

Nur wenn man das Wesen der Frömmigkeit in der ängstlichen Erfüllung äußerlicher Religionshandlungen und werkheiliger Verrichtungen sucht, verdient Ludwig den Beinamen, den ihm die geistlichen Geschichtschreiber beilegten; sieht man aber auf Tugend, auf Adel der Gesinnung, auf Reinheit des Herzens, so erscheint er als Mensch und Herrscher in trübem Licht. Seine Regierung ist das Spiegelbild seines Lebens: Kämpfe und Aufregungen ohne Resultate, Pläne und Entwürfe ohne Rücksicht auf das Gemeinwohl, Ausbrüche heftiger Leidenschaften, unterbrochen von Anfällen der Reue und Buße, wodurch die Macht und der Einfluß der Geistlichkeit erhöht wurde. Während die durch die willkürlichen Theilungen hervorgerufenen Bürgerkriege die Streitkräfte spalteten und schwächten, die Bande der Lehnstreue und Vassallität lockerten, den Rechtszustand zerrütteten, die Zahl der Freien minderten, die Bildungsanstalten, die Karl ins Leben gerufen und mit so großer Sorgfalt gepflegt hatte, dem Verfall und Untergang preisgaben, bedrängten Heiden und Mohammedaner die Grenzländer, zerstörten die Keime der christlichen Cultur und hemmten die Entwickelung des Frankenreichs. „Ludwig suchte die Unruhe seines Gemüthes nicht durch die Thätigkeit zu verbannen, welche seiner Stellung als Kaiser angemessen gewesen wäre“, bemerkt Funk, „sondern durch das Vergnügen der Jagd, dem er oft Monate lang sich widmete, und durch Beschäftigungen, die mehr für einen Mönch, als für den Beherrscher eines Reiches paßten.“ Durch seinen Wankelmuth und seine grenzenlose Schwäche untergrub er die Ehrfurcht vor dem Königthum, gewöhnte er die Vassallen, Treue und Lehnseid geringer zu achten als den eigenen Vortheil, die Befriedigung der Selbstsucht und des Eigennutzes höher zu stellen als die Ehre und Wohlfahrt der Monarchie.

b) Krieg der Brüder und der Theilungsvertrag von Verdun.

Lothar trachtet nach dem Besitz des ganzen Reichs.

Die Saat des Unglücks, die Ludwig ausgestreut, ging nach seinem Tode blutig auf. Der Wormser Theilungsvertrag trug so viele Keime der Zwietracht und des Haders in sich, daß Niemand im Ernst dessen Verwirklichung für möglich hielt. Sollte Ludwig, der die deutschen Lande schon lange als sein Eigenthum angesehen, sich auf sein baierisches Reich beschränken, oder die Söhne Pippins ihr Geburtsland Aquitanien ruhig in die Hände ihres Oheims übergehen lassen? Ja selbst Lothar, so sehr er Ursache hatte mit seinem Antheil zufrieden zu sein, war keineswegs gesonnen, seinem Halbbruder Karl das westliche Reich ruhig einzuräumen. Der dem Vater geleistete Eid war in jener ruchlosen Zeit kein Hinderniß; und selbst die Ermahnung des sterbenden Kaisers, als er dem Erstgebornen seine Krone und ein mit Edelsteinen und Gold verziertes Schwert als letztes Vermächtniß zusandte, den Bruder in den ihm zugewiesenen Besitzungen zu schützen und ihm die Treue zu bewahren, machte auf das von Herrschgier und Eigennutz verstockte Gemüth des Sohnes keinen Eindruck. Vielmehr ließ er ausbreiten, der Vater habe durch die Uebersendung

der Abzeichen seiner Würde ihn zu seinem Nachfolger im ganzen Reiche eingesetzt und sandte Boten aus, welche verkündigten, daß Lothar als Kaiser das väterliche Erbe angetreten habe und Huldigung heische.

Er findet Anhänger.

Der Erste, der das Schwert erhob, war Ludwig. Ohne auf Widerstand zu stoßen drang er durch Allemannien an den Rhein, versicherte sich der Stadt Worms, wohin der Kaiser vor seinem Tode eine Reichsversammlung auf nächstes Frühjahr beschieden, durch eine Besatzung und suchte in Ostfranken und Sachsen festen Fuß zu fassen. Auf die Kunde davon brach Lothar mit einem beträchtlichen Geleite geistlicher und weltlicher Großen von Italien nach dem Rhein auf. Die Verheißung, Allen, die ihn als Kaiser anerkennen und ihm huldigen würden, ihre Lehen zu bestätigen und durch neue zu mehren, so wie die Drohung, alle Widerstrebenden an Leib und Leben zu strafen, führte ihm viele Anhänger zu. Besonders waren die Häupter der fränkischen Geistlichkeit auf seiner Seite. In Lothars Kaiserthum erblickten sie die einzige Möglichkeit, das christliche Frankenreich, die Schöpfung des großen Karl, als ein einheitliches Ganzes zu erhalten, wodurch allein die Herrschaft des Frankenvolks über die unterworfenen Stämme gesichert war. Kaum erschien daher Lothar in den austrasischen Landen, so erklärten sich die angesehensten Bischöfe und Aebte, wie Hetti von Trier, Ratold von Straßburg, Drogo von Metz, Hartgar von Lüttich, Samuel von Worms, Raban von Fulda und vor Allen Erzbischof Otgar von Mainz, der leidenschaftliche Gegner des Baiernkönigs, für ihn. Ihnen schloß sich noch der verbannte Erzbischof Ebbo von Rheims an, den Lothar wieder in seine frühere Würde einsetzte, und eine nicht geringe Zahl weltlicher Großen.

Seine Stellung zu den Brüdern.

Diese Huldigungen, die Lothar in solchem Umfange kaum erwartet haben mochte, bestärkten den erstgebornen Kaisersohn in seinem Vorhaben, die Herrschaft des gesammten Frankenreichs anzustreben und seine Brüder höchstens als Unterkönige oder Territorialherren kleiner Reiche anzuerkennen. Da aber ein offenes Hervortreten mit seinen Plänen leicht eine Verbindung zwischen Ludwig und Karl herbeiführen konnte, so nahm er seine Zuflucht zu diplomatischen Künsten. Während er durch eine Gesandtschaft den aquitanischen König arglistig seiner Freundschaft versicherte, zugleich ihn aber ersuchte, bis zu einer persönlichen Zusammenkunft, seinen Neffen Pippin zu verschonen, vertrieb er die baierische Besatzung aus Worms und setzte mit Heeresmacht über den Rhein. Bald standen die beiden Brüder zwischen Frankfurt und Mainz einander gewaffnet gegenüber, und es wäre schon jetzt zu einer entscheidenden Schlacht gekommen, wenn Lothar mehr Muth und Entschlossenheit besessen hätte. Allein er setzte größeres Vertrauen auf kluge Unterhandlungen und auf die Thätigkeit seiner Anhänger als auf das Glück der Schlachten, und schloß daher mit Ludwig eine Waffenruhe bis zum 11. Nov., an welchem Tage sie

wieder zusammentreffen und falls sie sich inzwischen nicht friedlich geeinigt hätten, die Entscheidung mit den Waffen suchen wollten.

Durch diesen Vertrag suchte Lothar Zeit zu gewinnen, die Macht trügerischer Unterhandlungen wider Karl zu erproben. Und in der That gelang es ihm auf seinem Zuge von der Maas bis zur Seine eine große Zahl königlicher Vassallen und Kirchenfürsten zur Huldigung zu bringen und unter seinem Banner zu vereinigen. Mit demselben Erfolge durchzog er sodann die Landschaften zwischen Seine und Loire, so daß Karl in Kurzem nur noch auf den nördlichen Theil Aquitaniens gewiesen war. In der Nähe von Orleans schlugen die beiden Brüder ihr Lager auf; und hier lag es wieder in der Hand des ältesten, mit Einem Schlage eine Entscheidung herbeizuführen, aber wieder zog er den Weg des Zauderns und der Unterhandlung vor. Ein Vertrag sicherte dem jüngsten Königssohne das südliche Frankreich und einen Theil des Gebietes zwischen Seine und Loire, das Uebrige wurde einer auf den 8. Mai des nächsten Jahres festgesetzten Zusammenkunft in Attigny vorbehalten. Mit dem nächsten Frühjahr trat jedoch eine Aenderung der Situation ein. Während nämlich Lothar unter der thätigen Mitwirkung des Erzbischofs Otgar von Mainz und des Grafen Adalbert von Metz, zweier Todfeinde Ludwigs, diesen wieder aus den rheinischen Städten verdrängte, deren sich jener während Lothars Abwesenheit bemächtigt und durch Besatzungen versichert hatte, und über den deutschen Strom setzend die Völker und Stammhäupter von Ostfranken und Sachsen durch Versprechungen und Drohungen von dem Bruder abwendig machte und ihn wieder zur Rückkehr nach Baiern nöthigte, erlangte Karl im Felde bedeutende Vortheile über Lothars Vassallen und Kriegsmannen. Er eroberte das Land nordwärts der Loire, setzte auf Schiffen über die angeschwollene Seine und nahm ungehindert seinen Weg übrr St. Denis nach Troyes. Hier feierte er das Osterfest und begab sich dann nach Attigny zu der verabredeten Zusammenkunft mit Lothar.

Karl und Ludwig im Bund. 841.

Aber hier fanden sich statt des kaiserlichen Bruders Gesandte von Ludwig ein, die dem aquitanischen König einen Waffenbund zu Schutz und Trutz anboten. Die gemeinsame Noth und Gefahr führte rasch zum Abschluß eines Vertrags, worauf Ludwig mit seinem Heerbann von Neuem aus Baiern nach dem Rheine aufbrach, um sich mit Karl zu vereinigen. Vergebens suchten ihm Adalbert von Metz und andere Grafen mit ihren größtentheils allemannischen
13. Mai 841. Schaaren den Weg zu verlegen; in einer Schlacht auf dem „Riesgau,“ auf der Markscheide der Baiern, Allemannen und Ostfranken, trug Ludwig nach kurzem Kampfe den Sieg davon. Adalbert selbst, „der Hauptanstifter der Zwietracht,“ blieb auf der Wahlstatt und ein großer Theil seines Heeres fand auf der Flucht ein blutiges Ende. Nach diesem Treffen, das den Baiernkönig zum Herrn der oberdeutschen Stämme machte, setzte Ludwig über den Rhein und vereinigte sich, wahrscheinlich in der Gegend von Chalons, mit Karl und

Judith. Nun versuchten die Brüder zuerst durch eine angesehene Gesandtschaft den Kaiser Lothar zu einer friedlichen Theilung zu bewegen, so daß Ludwig die Länder im Osten des Rheines, Karl den Süden und Westen, Aquitanien und Neustrien, in Zukunft beherrschen sollte; als aber der ältere Bruder, dem sich Pippin mit seinen Aquitaniern angeschlossen, diese Vorschläge schroff zurückwies, beschlossen die Könige „das Gottesurtheil der Schlacht entscheiden zu lassen."

Etliche Meilen von der Stadt Auxerre, bei dem „Bache der Burgundionen," an einem Orte, der von den alten Schriftstellern Fontanetum genannt wird und den die neuere Forschung in dem heutigen Fontenoy oder Fontenailles zu erkennen geglaubt hat, trafen die Heere auf einander. „Und es kam hier zwischen ihnen zu einer gewaltigen Schlacht," erzählt ein Zeitgenosse (Rudolf von Fulda), „und ein solches Morden geschah von beiden Seiten, daß unser Geschlecht sich nicht erinnert, je von einer solchen Vernichtung des Frankenvolks gehört zu haben." In drei Treffen wurde zu gleicher Zeit gekämpft; aber wie heldenmüthig auch Lothar selbst auf seinem Streitrosse sich in die Feinde stürzte und ihre Reihen lichtete, das Glück war von ihm gewichen. Als Karls Kriegsmannen unter der Führung des erfahrenen Grafen Adalhard, dem Nithard, Vetter des Königs und Geschichtschreiber dieser Begebenheiten und der tapfere Warin aus der Provence, Lothars alter Gegner, kräftig zur Seite standen, auf die Feinde losrückten, gaben einige Verräther alsbald das Zeichen zur Flucht; die Glieder seiner Schlachtordnung lösten sich und er selbst wurde vom Strome der Fliehenden fortgerissen. „Von Vielen bin ich der Einzige übrig geblieben aus der ersten Schlachtreihe am Burgunderbach," klagt Angelbert, ein treuer Anhänger Lothars und Verfasser einer poetischen Schilderung dieser Schlacht: „Nach der Tiefe des Thals habe ich zurückgeblickt und dem Scheitel des Berges, wo der tapfere König Lothar seine Feinde bekämpfte, den Fliehenden bis zum Ursprung des Baches folgend." Der Verrath, der dem Kaiser Lothar so oft gedient, hatte sich in dieser Stunde der Entscheidung gegen ihn selbst gekehrt. Bereits um die Mittagszeit war der Kampf entschieden, ein Kampf, in welchem nach dem Zeugniß eines alten Chronisten „die Streitmacht der Franken so aufgerieben und ihr glorreicher Heldenmuth so geknickt ward, daß sie fortan die Reichsgrenzen nicht nur nicht zu erweitern, sondern sogar ihr eigenes Gebiet nicht mehr zu beschirmen vermochten." Lothars Niederlage auf den Gefilden von Fontenoy war das Grab des fränkischen Kaiserthums. Die Schlacht bei Fontenailles. 25. Juni 841.

Alle Schriftsteller der Zeit melden einstimmig, daß die Brüderschlacht von Fontenoy, die der fränkischen Kriegsweise gemäß hauptsächlich ein Reiterkampf war, zahllose Menschenopfer dahingerafft und daß namentlich der Adel von Aquitanien und die ganze romanische Bevölkerung furchtbare Einbuße erlitten habe. Mit Wehmuth klagen die Chronisten, daß die Franken, einst allen Nationen furchtbar, in ihren eigenen Wunden gewüthet und daß zahlloses Volk von der Schärfe des Schwerts erschlagen worden, und der Mitstreiter Angelbert ruft kummervoll aus, „daß jener vielbeweinte Schlachttag

nicht mitgezählt werden solle im Kreise des Jahres, sondern ausgetilgt aus dem Gedächtniß, daß der Strahl der Sonne und der Schimmer der Morgenröthe ihm fehlen solle." Auf allen Seiten war des Blutes genug geflossen. „Bach und Sumpf war geröthet und die Gefilde ringsum schimmerten weiß von den Kitteln der Gefallenen." Darum hemmten die verbündeten Könige die Verfolgung der Fliehenden, sich mit der Beute des eroberten Lagers begnügend; und den Tag des Herrn, der auf den Schlachttag folgte, wandten die Sieger dazu an, daß sie nach dem Hochamte die Todten begruben und die Verwundeten pflegten, und zwar ohne Unterschied, Freund wie Feind, und daß sie durch ausgesandte Herolde die Geflüchteten unter Zusicherung brüderlicher Aufnahme in das königliche Lager einluden. — Unter den Gefangenen befand sich auch der Erzbischof Georg von Ravenna. Er hatte sich eigenmächtig den Friedensboten des Papstes angeschlossen, angeblich um sie zu unterstützen, in der That aber, um von Kaiser Lothar sich die alten Privilegien seiner Kirche bestätigen zu lassen und möglichst unabhängig vom römischen Stuhl zu werden. Auf 300 Rossen hatte er die Schätze, bestehend in goldenen Kronen, Schalen, Kelchen und Edelsteinen herbeigeführt, um sich die Gunst der Mächtigen zu erkaufen. Indem er aber in das Getümmel der Schlacht gerieth, fiel er mit seinem Gefolge und seinen Kirchenschätzen den Kriegern Karls in die Hände. Auf die Fürbitte der Kaiserin Judith wurden die gefangenen Geistlichen nach einigen Tagen der Angst und Beschimpfung wieder in Freiheit gesetzt und nach Italien entlassen; aber von den geraubten Schätzen erhielt der Erzbischof nur Weniges zurück „und seine Geistlichen mußten bettelnd die Heimath wieder gewinnen."

Lothar sucht neue Streitkräfte, besonders in Sachsen. Die „Stellinga."

Mit der Schlacht von Fontenoy erreichte der Bruderkrieg noch keineswegs sein Ende. Während die beiden Könige ihren Sieg zur Befestigung ihrer Herrschaft in Aquitanien und in den Ländern auf der rechten Rheinseite benutzten, suchte Lothar von Aachen aus die gelichteten Reihen der Seinigen auf alle Weise wieder auszufüllen und opferte seiner Herrschsucht nnd seinem Ehrgeiz nicht nur die Sicherheit des Frankenreiches und die weise Politik seines Großvaters gegenüber den Sachsen und Slaven, sondern setzte sogar das Christenthum bei jenen Stämmen neuen Gefahren aus. Wir haben früher gesehen, wie die Franken ihre Herrschaft bei den unterworfenen Sachsen dadurch zu befestigen suchten, daß sie den geistlichen und weltlichen Adel, der theils aus eingebornen Edlen und Gutsherren, theils aus angesiedelten Grafen und kirchlichen Oberhäuptern bestand, auf alle Weise bevorzugten. Im Vertrauen auf den mächtigen Schutz des Frankenkaisers übte dieser sächsische Adel- und Priesterstand eine drückende Herrschaft über die Gemeinfreien und Halbfreien oder Lassen, indem sie jene in das Verhältniß der Unterthänigkeit zu zwingen, diese zu Leibeigenen zu erniedrigen bestrebt waren. Dadurch wurde eine Kluft zwischen den höheren und niedern Ständen geschaffen, die tief in das Volksleben einschnitt und der Frankenherrschaft wie dem Christenthum viele Gegner erweckte. Diese Verhältnisse benutzte Lothar zur Mehrung seines Anhanges unter den Sachsen, indem er den über den Druck der Beamten und die Eintreibung der Zehnten ergrimmten Bauern (Freilinger und Lassen) die alten Gesetze und Einrichtungen zurückzugeben versprach, die sie in der heidnischen Zeit besessen. Im Vertrauen auf diese Zusagen schaarten sich die Sachsen in

bewaffneten Haufen zusammen und bildeten unter dem Namen „Stellinga“ (der Wiederhersteller?) eine beschworne Verbindung gegen ihre adeligen Unterdrücker, die theils aus dem Lande getrieben, theils an Leben und Gut geschädigt wurden. Wäre das Christenthum nicht schon zu fest in die Lebensgewohnheiten des Volkes eingedrungen gewesen, so hätte der alte Götterglaube neue Siege erfochten.

„Als Lothar in seiner traurigen Lage sah“, berichtet Nithard kurz und bündig, „daß nach dem Siege seiner Brüder das Volk, welches auf seiner Seite gewesen war, abzufallen drohte, suchte er von der Noth getrieben wie und wo er konnte Hülfe und Anhang. Zu dem Zweck vertheilte er das Staatsgut Privatleuten als Eigenthum, schenkte Vielen die Freiheit und versprach sie Anderen nach dem Sieg; zu dem Zweck schickte er auch nach Sachsen und ließ den Frilingen und Lazzen, deren eine sehr große Anzahl ist, versprechen, daß sie, wenn sie ihm folgten, das Gesetz, welches sie zur Zeit hatten, da sie noch Götzendiener waren, wiedererhalten sollten. Voll Sehnsucht hiernach legten sie sich einen neuen Namen, den der Stellinga bei, verjagten, zu einem starken Heere vereinigt, fast alle Herren aus dem Lande, und lebten nach alter Weise, jeder nach dem ihm beliebenden Gesetze. Außerdem hatte Lothar auch die Nordmannen zu seiner Hülfe herbeigerufen und einen Theil christlichen Landes ihnen als Besitzthum überwiesen (die Insel Walcheren und die friesische Grafschaft Rüstringen, S. 443), überdies ihnen volle Freiheit gewährt, die übrigen christlichen Völker zu berauben.“

Wenn Lothar durch sein Bündniß mit der Stellinga und den heidnischen Dänen seine Schutzpflicht gegen die Kirche verletzte und sein kaiserliches Ansehen gefährdete, so gab er der Geistlichkeit auch noch dadurch großes Aergerniß, daß er in den Kämpfen gegen Karl seinem Kriegsvolk selbst auf den Besitzungen der Kirche Erpressungen und zügellose Gewaltthätigkeit gestattete. Während er nämlich in Aachen verweilte, um seine geschwundenen Streitkräfte wieder herzustellen und dann an den Rhein rückte, um in Verbindung mit Otgar von Mainz seinem Bruder Ludwig die Stirne zu bieten, unterwarf Karl allmählich alles Land an der Loire und Seine, vertrieb den Erzbischof Ebbo aufs Neue aus seiner Diöcese Rheims und brachte sogar an der Maas das Volk auf seine Seite, „mehr durch Liebe als durch Furcht.“ Selbst als Lothar und sein Verwandter und Bundesgenosse Pippin mit frischen Kriegshaufen nach den Ufern der Seine eilten, wurde die Lage der Dinge wenig geändert. Ueber Kämpfen und Kriegszügen, die außer der Verwüstung des Landes und der Beraubung der Klöster und Städte keine Erfolge hatten, vergingen die Wintermonate von 841—42. Im Februar zog Karl in Eilmärschen über das Wasgau nach dem Elsaß, um seinen Bruder Ludwig bei der Besetzung der rheinischen Städte zu unterstützen. Bei dieser Gelegenheit erneuerten beide zu Straßburg das frühere Bündniß, indem sie im Angesichte der beiderseitigen Kriegsheere in deutscher und romanischer Volkssprache mit lauter Stimme einander Treue und brüderliche Gesinnung schwuren zum festen Zusammenstehen wider Lothar, der, statt sich dem Spruche Gottes zu fügen, nicht unterlasse, seine Brüder mit Heeresmacht zu verfolgen und das Volk mit Brand, Raub

Erneuerung des Bündnisses zwischen Karl und Ludwig zu Straßburg.

und Mord zu schädigen. So Einer von ihnen den Eid breche, sollten alle seine Kriegsmannen vom Gehorsam und vom Treuschwur gegen ihn los und ledig sein. Nachdem beide Brüder gelobt, einander mit brüderlicher Treue wider Lothar beizustehen und mit Lothar keinen Vertrag zu schließen, der dem andern zum Schaden gereiche, schwuren auch die Häupter des Kriegsvolks im Namen ihrer Leute in beiden Sprachen, demjenigen der Könige, der wider seinen jetzigen Bundesgenossen eidbrüchig würde, keine Heerfolge zu leisten.

Die Eidschwüre, merkwürdige Sprachdenkmale altromanischer und altdeutscher Zunge, lauten bei Nithard also: I. Ludwig schwur: Pro Deo amur et pro Christian poblo (Genit.) et nostro commun salvament, dist die (de isto die) in avant, in quant Deus savir et podir me dunat, si salvaraeio cist meon fradre Karle, et in adiudha et in cadhuna cosa, si cum om (homo) per dreit son fradra salvar d'ist, in o quid il mi altresi fazet; et ab Ludher (Lothar) nul plaid numquam prindrai, qui meon vol cist meon fradre Karle in damno sit; d. i. Aus Liebe zu Gott und um des christlichen Volkes so wie unser beider Heil will ich von diesem Tag an fernerhin, soweit Gott mir Wissen und Vermögen gibt, diesen für meinen Bruder halten, wie man mit Recht seinen Bruder halten soll, unter dem; daß er mir ein Gleiches thut. Und mit Luther (Lothar) werde ich keinen Vergleich eingehen, der nach meinem Willen, diesem meinem Bruder Karl zum Schaden gereicht. II. Karl schwur: In Godes minna ind in thes christianes folches ind unser bedhero gealtnissi (gehaltnissi), fon thesemo dage frammordes, so fram so mir Got gewizci indi madh furgibit, so haldih tesan minan bruodher, soso man mit rehtu sinan bruodher scal, in thiu, thaz er mig sosoma duo; indi mit Ludheren in nodhein iu thing ne geganga, the minan willon imo ce scandhen werhen. III. Der Eid der romanischen Volkshäupter lautet: Si Lodhuvigs sagrament, quae son fradre Karlo jurat, conservat, et Karlus meos sondra (senior) de suo part non lo stanit (tenet), si io returnar non lint pois, ne io ne neuls cui eo returnar int pois, in nulla aiudha contra Lodhuwig nun li iver; d. h. Wenn Ludwig den Eid, welchen er seinem Bruder Karl geschworen hat, hält und Karl mein Herr ihn seinerseits nicht hält, will weder ich, wenn ich ihn davon nicht abzubringen vermag, noch wen ich sonst daran verhindern kann, wider Ludwig ihm darin Hülfe leisten. IV. Der deutsche Volkseid lautet: Oba Karl then eid, then er sinemo bruodher Ludhuwige gesuor, geleistit, indi Ludhuwig min herro then er imo gesuor, forbrichit, ob ih inan es irwenden ne mag, noh ih noh thero nodhein then ih es irwenden mag, widhar Karle imo ce follusti ne wirdhic.

Lothar zum Rückzug gezwungen. Nach diesem Verbrüderungsfest zogen beide getrennt von einander, Karl durch das Wasgau und Weißenburg, Ludwig über Speier dem Wormsgau zu, wo des letztern junger Sohn Karlmann mit zahlreichem Kriegsvolk zu dem Vater stieß. Auf diesem Zug schloß Drogo von Metz, der Oheim der Könige, bisher ein treuer Anhänger Lothars, sich den Brüdern an, ein Beispiel, dem bald andere Bischöfe nachfolgten. Während ihres Aufenthaltes zwischen Worms und Mainz trugen die Verbündeten ihre brüderliche Liebe und Eintracht öffentlich zur Schau. Mit sichtlicher Freude erzählt Nithard, daß sie fast immer bei einander waren, sich als Beweise ihrer Zärtlichkeit kostbare Geschenke machten, in Einem Hause aßen und schliefen und über alle Dinge sich gemeinschaftlich beriethen. Dabei schildert er, wie die ihrer Herrschaft unterworfenen Stämme, die Sachsen und Basken, die Bretonen und Ostfranken Kampfspiele

und Scheingefechte angestellt hätten, wobei die Könige selbst, an schöner Gestalt und Gewandtheit den übrigen vorleuchtend, Theil genommen und wie in Allem die schönste Ordnung geherrscht habe. Als Lothar ihre Friedensanträge zurückwies, brachen die Könige mit ihren Heeren nach der Mosel auf, wo die kaiserlichen Truppen aufgestellt waren. Als aber die Vorhut unter dem Erzbischof Otgar, dem fränkischen Grafen Hatto und dem Dänenfürsten Harald vor der Uebermacht der Brüder ohne Schwertstreich zurückwich, hielt sich Lothar in der Gegend nicht für sicher. Nachdem er sich die Schätze in Aachen angeeignet, darunter den berühmten silbernen Tisch, das herrlichste Kunstwerk aus Karls des Gr. Hinterlassenschaft, „der auf drei zusammengefügten Schilden die Erde, den gestirnten Himmel und den Lauf der Planeten in erhabener Arbeit darstellte,“ zog er mit seiner Gemahlin und seinen Kindern über Chalons und Troyes nach Lyon. Umsonst vertheilte er den in Stücke zersägten Tisch nebst den übrigen Kostbarkeiten unter die Seinigen, um sich ihrer Treue zu versichern; der Abfall nahm mit jedem Tage zu; der Mangel an Selbstvertrauen, den er durch seinen fluchtähnlichen Rückzug kund gab, führte viele seiner Anhänger auf die Seite der Brüder. Die beiden Kirchenhäupter, die dem Kaiser am eifrigsten ergeben waren, Otgar von Mainz und Rabanus Maurus aus Fulda, zogen sich in die Einsamkeit zurück, jener nach Sachsen, dieser auf den Petersberg, und vertauschten ihre politische Thätigkeit mit der Verbreitung der christlichen Lehre und mit wissenschaftlichen Studien.

Zum Nachfolger des gelehrten Mannes, der seine einsiedlerische Muße benutzte, um „seiner wirren Zeit die Weisheit der Väter in einer Reihe von Schriften zugänglich zu machen“ und in der „himmlischen Philosophie“ den Frieden zu suchen, den ihm die Staatsgeschäfte nicht gewährten, ernannten die Könige dessen Freund und Studiengenossen Fulko zum Abte. Dem flüchtigen Otgar, welcher der Politik entsagend sich dem verdienstlicheren Werk unterzog, „die Seelen des rohen und kaum bekehrten Volkes durch den Samen der christlichen Lehre zu befruchten,“ sandte Raban eine aus ältern Quellen zusammengestellte Bußordnung zu.

Lothar hatte durch seinen schleunigen Rückzug nach Burgund die Sache der Brüder wesentlich gefördert. Nicht nur, daß die Vassallen des Kaisers aus den neugewonnenen Landestheilen sich zahlreich in Aachen einfanden und den beiden Königen, welche die mittleren Lande durch eine neue gleichmäßige Theilung sich zulegten, ihre Huldigungen darbrachten; die Idee des höheren göttlichen Rechtes, die noch immer dem einheitlichen Kaiserthume inwohnte und in die Wagschaale Lothars ein schweres Gewicht legte, wurde hier zum erstenmale durch geistlichen Ausspruch erschüttert. Eine nach Aachen berufene Anzahl Bischöfe und Priester stellten die vergangenen Sünden und Vergehen Lothars zu einem schweren Schuldregister zusammen, um zu beweisen, daß seine Niederlagen und Unfälle als das gerechte Strafurtheil des allmächtigen Gottes zu betrachten seien und die Brüder durch höhere Fügung und Autorität berechtigt wären, das Reich zu übernehmen und dem göttlichen Willen gemäß zu

Die Synode von Aachen erklärt sich gegen Lothar.

regieren. Dieser priesterliche Ausspruch, wenn er auch nicht als der Gesammtausdruck der fränkischen Geistlichkeit gelten konnte, war von der größten Wichtigkeit. Nicht nur, daß er Lothar der Herrschaft für unwürdig erklärte und die Uebertragung seiner Krone auf ein würdigeres Haupt als göttlichen Willen hinstellte, er diente auch dazu, „dem was durch Waffengewalt bereits entschieden war, die höhere Weihe zu geben, und jene ideale Anschauung des Kaiserthums zu zerstören, die noch immer so viele Geister gefesselt hielt."

Versöhnung der drei Brüder auf der Saone-Insel Ansille. 15. Juni 842.

Lothar benutzte diese Zeit, um neue Kriegsmannschaft an sich zu ziehen, und da er den ganzen Lauf der Rhone beherrschte und dadurch sich leicht Zufuhr und Verstärkungen verschaffen konnte, so war seine Macht keineswegs zu verachten. Darum waren auch die Brüder nicht abgeneigt, als der Kaiser ihnen durch eine ansehnliche Gesandtschaft den Wunsch einer friedlichen Ausgleichung unter billigen Bedingungen zu erkennen gab, zu einer solchen Ausgleichung und Versöhnung die Hand zu bieten. Lothar selbst und die eifrigsten Verfechter der Reichseinheit hatten den Glauben an die Möglichkeit der Erhaltung der fränkischen Kaisermonarchie verloren und sich mit dem Gedanken einer Trennung der Länder und Volksstämme nach natürlichen Grenzen und Nationalitäten vertraut gemacht. Alles was er begehrte war, daß in Betracht seiner Kaiserwürde die Brüder seinen Antheil an dem zu vertheilenden Reichsgebiet ein wenig vergrößerten, eine Forderung, welche diese nicht gerade zurückwiesen. Denn auch Karl und Ludwig hatten die dringendsten Gründe, den Frieden zu wünschen. So lange sie ihre Heere gegen Lothar nöthig hatten, konnte der erstere nicht mit dem erforderlichen Nachdruck gegen Pippin und dessen aquitanische Anhänger ins Feld rücken und Ludwig nicht dem aufrührerischen Gebahren der götzendienerischen Stellinga mit Erfolg entgegentreten. Zudem sprachen die großen Vassallen, die des Haders längst müde waren und ihre errungenen Güter nicht immer wieder aufs Neue dem „ungewissen Würfelspiel des Krieges" anvertrauen wollten, so entschieden den Wunsch nach einer friedlichen Beilegung der Streitigkeiten aus, daß es sehr bedenklich schien ihre Mahnungen unbeachtet zu lassen. Nach einigen Verhandlungen durch Gesandte hielten die Könige selbst mit einer Anzahl ihrer Getreuen auf einem kleinen Eilande der
15. Juni 842. Saone oberhalb Macon eine Zusammenkunft, wo man sich Versöhnung und Verzeihung gelobte und als Vorbedingung des Friedens die gleichmäßige Vertheilung aller Reichsländer, mit Ausnahme von Italien, Baiern und Aquitanien feststellte. Auf einer neuen Zusammenkunft, die auf den 1. October in Metz anberaumt ward, sollte diese Theilung endgültig entschieden werden.

Vorbereitungen zur Reichstheilung.

Diese Zwischenzeit gab nun den Königen Muße, ihre eigenen Angelegenheiten zu betreiben. Ludwig wendete sich sofort nach Sachsen, wo er mit Hülfe der Edelingen den Stellingabund unterdrückte, nachdem eine große Anzahl der Führer und Anstifter, die in seine Hände fielen, durch das Richtschwert oder am Galgen gestorben oder an einzelnen Gliedern verstümmelt worden; eine

Niederlage, welche dem freien Bauernstand in Sachsen einen schweren Schlag versetzte und dem Lehnwesen und der Herrschaft des Adels den Weg bahnte. — Karl drängte den von dem Kaiser verlassenen Pippin in die unwegsamen Gebirgsgegenden des Südens und übertrug dann die weitere Kriegführung dem Grafen Warin. Lothar vergnügte sich mit Jagen im Ardennerwalde, gab aber zugleich durch die Bestrafung der von ihm abgefallenen Großen jener Gegend seine noch unversöhnte Gesinnung kund. Da der Umfang des Reichsgebietes zu wenig bekannt und die Aufnahme mit großen Schwierigkeiten verbunden war, so wurde nach einer abermaligen Besprechung der drei Brüder in einer Kirche bei Koblenz, da wo die Mosel in den Rhein mündet, durch den Vertrag von Diedenhofen der Friedenszustand bis zum 14. Juli des kommenden Jahres verlängert. Die Kaiserin Judith, die Urheberin des unseligen Familienhaders, erlebte diesen Zeitpunkt nicht mehr. Fünf Monate nach der Vermählung ihres Sohnes Karl mit der Nichte des mächtigen Grafen Adalhard, starb sie zu Tours, voll tiefen Kummers über das Scheitern ihrer Pläne und Hoffnungen. Daß sie ihren Sohn im Bunde sehen mußte mit dem ihr so verhaßten Ludwig, war ihr sehr schmerzlich; und während sie bemüht gewesen war, ihm die schönste Hälfte des Reiches zu verschaffen, wurde ihm Aquitanien von Pippin streitig gemacht und das Uebrige stand noch in Frage; dabei war Karl von solcher Rücksichtslosigkeit oder in solcher Bedrängniß, daß er sogar seine Mutter aller der Güter beraubte, die ihr der verewigte Kaiser hinterlassen und Alles „was sie für ihn gelitten und gesündigt hatte," mit Undank lohnte. 19. April 843.

Wer weiß übrigens, ob die Könige den blutigen Bruderkrieg eingestellt und die Waffenruhe endlich in einen dauernden Frieden hinübergeleitet hätten, wenn nicht die zunehmende Verwilderung und Entartung der Gemüther in Verbindung mit den Nothständen im Innern und den Gefahren von Außen die Herstellung der Ruhe und Ordnung als eine nothwendige Bedingung der Selbsterhaltung der fränkischen Nation gefordert hätten. Aber der traurige Vergleich, den Nithard am Ende seines vierten Buches anstellt zwischen dem Zustande, wie er unter Karl dem Großen bestanden und dem sittlichen und materiellen Verfall, in den das Reich durch die unheilvollen Bürgerkriege zu seiner Zeit gerathen war, zeigt zur Genüge, daß der Frieden, den der Adel nicht minder als Klerus und Volk dringend forderten, nicht länger verweigert werden konnte. Nicht genug, daß die strenge Winterkälte des Jahres den Feldfrüchten und dem Viehstand großen Schaden brachte und Seuchen und Hunger im Gefolge hatte; das Rechtsgefühl und die Achtung vor Gesetz, Eigenthum und Religion waren dermaßen verdunkelt, daß Räuberbanden das Reich durchstreiften und Leben und Eigenthum gefährdeten, daß christliche Fürsten und Parteihäupter sich mit Ungläubigen und Heiden verbanden und ihnen aus Leidenschaftlichkeit, Rachsucht oder Habgier die Wege zu feindlichen Einfällen, zu Raub und Mord bahnten; daß Abfall, Treubruch und Meineid zu Alles drängt zum Frieden.



den alltäglichen Erscheinungen gehörten und die Bande des Zusammenlebens nur durch Habsucht und Eigennutz geknüpft wurden. „Unruhige Bewegungen", sagt Wenck, „Räubereien und sonstige Vergewaltigungen hatten in den Kämpfen der jüngeren Vergangenheit den freiesten Spielraum gewonnen; auch wo die Brüder sich nicht selbst gegenüberstanden, war doch ihr Zwist ein willkommener Vorwand gewesen, um unter ihrem Namen anderweitige, persönliche oder örtliche Streitigkeiten auszufechten; Gesetzlichkeit und Treue, von jeder Partei gegen die andere unaufhörlich in Anspruch genommen, hatten bei diesem Widerstreit und bei den Mitteln, deren man sich dazu bediente, den zügellosesten Leidenschaften, der eigensüchtigsten Berechnung Platz gemacht." Um dieselbe Zeit, da man mit banger Erwartung der Beendigung des Bruderkrieges entgegensah und die Gemüther durch unheilverkündende Naturerscheinungen, durch Kometen und Verfinsterungen der Sonne und des Mondes, durch Erdbeben und andere Zeichen, die man als Andeutungen des göttlichen Zornes fürchtete, mit Schrecken und Angst erfüllt wurden, durchstreiften die Saracenen, von christlichen Parteigängern unterstützt und geleitet, die Inseln und Küstenländer Italiens und Galliens, setzten sich in Apulien fest und verwüsteten die schönen Fluren der Provence und des Rhonethals, Menschen und Güter als sichere Beute fortschleppend (S. 188); und die Normannen überfielen mit Hülfe eines bretonischen Grafen die Stadt Nantes, mordeten den Bischof vor dem Hochaltar und füllten ihre Kähne mit geraubten Gütern. Unter solchen Umständen war der Frieden ein unabweisliches Bedürfniß für das unglückliche Reich. Selbst die Geistlichkeit, die am längsten die Idee einer christlichen Monarchie in sich getragen, hatte, wie wir gesehen, endlich dem Gedanken einer Theilung der Länder Raum gegeben; sie begnügte sich mit der Erklärung der Könige, „daß sie nach Gottes Willen die Herrschaft führen wollten." So entschlossen sich denn die Brüder zu einer Theilung der Länder auf Grund der bestehenden Verhältnisse und der angestellten Untersuchungen ihrer Gesandten.

Der Theilungsvertrag von Verdun. Aug. 843.

Da Italien, Baiern und Aquitanien als die Grundbestandtheile der neu zu bildenden Reiche angesehen und von dem übrigen Theilungsgebiet von vorne herein ausgeschieden wurden, auch der Kaisersitz Aachen dem Erstgebornen von den jüngeren Brüdern zugestanden war, so hatte sich bereits ein fester Grundstock gebildet, an den sich die übrigen Gebiete, sofern man auf Lage und Bevölkerung Rücksicht nahm, von selbst anschlossen. Nach einer Besprechung der drei königlichen Brüder und ihrer Räthe in der Stadt Verdun, kam im
843. ersten Drittel des Monats August der denkwürdige Theilungsvertrag zu Stande, der dem langen Hader um die fränkischen Lande ein Ende machte. Wir sind über den Hergang der Verhandlungen nicht näher unterrichtet, doch stehen die Resultate fest. Lothar, dem schon auf der Zusammenkunft bei Macon das Vorrecht gelassen war, aus der Theilungsmasse dasjenige Drittel zu wählen, das ihm am meisten anstehe, nahm zu seinem Königreich Italien jene

mittleren Lande, die der Sitz des austrasischen Hauses waren, „wo romanisches und germanisches Wesen sich am meisten berührten, die Sonderung der Volksthümlichkeiten sich noch am wenigsten vollzogen hatte,“ indeß Ludwig „der Deutsche“ zu seinem bairischen Königreich noch die deutsch-fränkischen Länder über dem Rhein, Allemannien, Ostfranken und Sachsen, und auf dem linken Stromufer die Sprengel von Worms, Mainz und Speier hinzufügte, und Karl „der Kahle“ mit seinem Erblande Aquitanien noch die spanische Mark und Septimanien im Süden, so wie Neustrien, das bretonische und flandrische Gebiet und Burgundien westlich der Saone vereinigte. Während somit Ludwigs Antheil nur deutsch-redende Völker umfaßte, in Karls Gebiet fast nur romanische Bewohner lebten, waren in dem Reiche Lothars die Stämme gemischt, indem er nicht nur Burgundien bis über die Rhone, sondern auch den Elsaß und die deutschen Stämme der Rheinfranken (Ripuarier), so wie die Gaue an der Mosel und Maas und ganz Friesland von der Mündung des Rheins bis zur Weser mit Italien und dem austrasischen Stammlande verband und die beiden Hauptstädte Aachen und Rom zu seinen Besitzungen zählte.

Aber wenn auch bei dem Theilungsvertrag von Verdun die nationale Begrenzung keineswegs scharf festgehalten war, und wenn auch der ganze Vergleich nur als ein Ergebniß des augenblicklichen Bedürfnisses, keineswegs als eine endgültige Entscheidung für alle Zukunft angesehen wurde, so kann derselbe doch mit Recht als die „Geburtsstunde“ für das deutsche und französische Volk bezeichnet werden. Die drei Könige hatten freilich nicht die Absicht, die Ländermassen und Volksstämme durch eine scharfe Grenzlinie auf immer zu trennen, die Idee eines Gesammtreiches war von ihnen so wenig aufgegeben wie bei den ähnlichen Theilungen unter den Merovingern, nur daß die Reichseinheit nicht mehr in einer Unterordnung der jüngeren Brüder unter den Kaiser, sondern in einem „echt brüderlichen und freundschaftlichen Zusammenwirken“ und in der Beobachtung des Friedens, den sie einander geschworen, bestehen sollte. Es geschah wohl im Sinne dieser Gemeinsamkeit, daß das fränkische Kernland Austrasien unter die drei „Frankenkönige“ zerlegt ward, „damit jeder seinen Antheil an dem bisherigen Sitze der Herrschaft erhielte.“ Aber der Erfolg war anders; die Absonderung gestaltete sich sowohl durch die Verschiedenartigkeit der Volksstämme als durch die Unabhängigkeit der einzelnen Reiche tiefer und eingreifender als man Anfangs erwartet oder bezweckt hatte. Die deutsch-redenden Stämme im Osten, in Sprache, Sitten und Denkart verwandt und gleichartig, schlossen sich mehr und mehr zu einer Nation zusammen, die man nach ihrer „volksthümlichen“ (vulgären) Sprache als „Deutsche,“ im Gegensatz zu der Bevölkerung im Westen und Süden bezeichnete; eben so bildeten die Bewohner des Westreichs seit der Trennung ihre fränkisch-romanische Nationalität fester und bestimmter aus. Nur das Mittelreich Lothars entbehrte einer solchen nationalen Einheit, indem sein austrasisches Land, für welches in der Resultate.

Folge die Bezeichnung „Lothars Reich“ oder „Lotharingien“ aufkam, mit dem durch Lage und Nationalität in sich abgeschlossenen Italien keinen inneren Zusammenhang hatte. Diese nationale Scheidung erhielt eine starke Unterlage an der völligen Trennung der drei Reiche in Bezug auf die Regierung. Denn wenn gleich Lothar die Kaiserwürde führte und vorzugsweise in der alten Herrscherstadt Aachen seinen Sitz aufschlug, so war doch mit dieser Würde keinerlei Vorherrschaft verbunden. Die drei Monarchen regierten ihre Reiche ganz selbständig; keine Gemeinsamkeit, kein Vassallenverhältniß, keine Spur von Hoheit und Unterordnung blieb bestehen. Das fränkische Kaiserreich, die gewaltige Schöpfung Karls des Großen, war aufgelöst, und ob auch im Laufe der nächsten Jahrzehnte die Lage der Dinge sich noch mehrfach änderte, ob auch beinahe die ganze Ländermasse sich noch einmal in Einer Hand vereinigte; die Scheidung der Karolingischen Monarchie in die drei Reiche, welche den Hauptlanden und den in ihnen herrschenden Nationalitäten entsprachen, ist dennoch aufrecht erhalten worden. Für ein Universal-Reich im Geiste Karls des Gr. war kein Boden mehr; fortan verfolgten die Völker germanischer und romanischer Zunge ihren Entwickelungsgang auf getrennten Bahnen.

Auch in den öffentlichen Zuständen war eine große Veränderung eingetreten. Während die monarchische Gewalt durch den Krieg und die Theilung an Macht und Ansehen eine schwere Einbuße erlitten hatte, waren die großen Gutsbesitzer, die Beamten und königlichen Vassallen, die sich während des Krieges bereichert und die Gemeinfreien unterdrückt hatten, zu einem mächtigen Adel und Ritterstand herangewachsen, welcher nach dem Frieden, den er durch sein drohendes Auftreten erzwungen, eine so hervorragende Stellung einnahm, daß er auf den Gang der Dinge im Staatsleben und bei dem Heerbanne den entscheidenden Einfluß übte und bei allen wichtigen Fragen den Ausschlag gab. Im Besitze großer über das ganze Reich ausgebreiteter Güter, Lehen und Hörigen und zu einer erblichen Aristokratie abgeschlossen, bestimmte er das Schicksal der Staaten, lenkte er den Gang der Ereignisse. Die Reichsbeamten fanden nur dann Anerkennung, wenn die Grafen und Sendboten durch persönliche Macht und Auszeichnung, durch Geschlecht oder Grundbesitz der Würde Nachdruck verliehen. Desgleichen bildete sich die Geistlichkeit zu einem kirchlichen Organismus, zu einem heiligen Gemeinwesen aus, das unabhängig von den weltlichen Herrschern und Reichen seine eigenen Interessen verfolgte und im engeren Bunde der Bischöfe und Aebte mit dem apostolischen Stuhle seine Stärke und Einheit suchte. Denn während die Stämme und Völker nach Sprache und Nationalität immer mehr auseinander gingen, hielt die Kirche allein den Begriff einer christlichen Gemeinschaft des gesammten Abendlandes aufrecht. Der Metropolitanverband blieb in seiner bisherigen Ordnung bestehen, ohne sich um die staatliche Scheidung zu kümmern, und an die Stelle der monarchischen Macht des Kaisers suchte man die monarchische Autorität der

Kirche und ihres Oberhauptes zu setzen. Diese Idee fand ihren Ausdruck in der aus dieser Zeit stammenden Sammlung der Pseudoisidorischen Decretalen, einem geistlichen Gegenstück zu dem Vertrag von Verdun. „Dem zerstückelten Staate und seinen Uebergriffen sollte in monarchischer Einheit die Kirche entgegentreten, um den Schutz, den sie einst in dem römischen Kaiser gefunden, künftig durch ihre selbständige Stellung aus sich selbst zu gewinnen." Dem Papste wird darin die oberste Richtergewalt beigelegt, damit die Bischöfe in allen Klagsachen sich auf denselben berufen können; durch engeres Zusammenschließen der geistlichen Würdenträger unter dem Primate Petri sollte die Kirche vom Staate unabhängiger, der Klerus den weltlichen Gerichten gänzlich entzogen und die Besitzrechte der Geistlichkeit mehr gesichert werden.

Ohne Rücksicht auf die Ländervertheilung des Verduner Vertrags, gehörten nach wie vor die sächsischen und westfälischen Bisthümer in Ludwigs Besitzungen zu dem Lotharischen Erzstift Köln, wie auch wieder verschiedene Bischöfe in des Kaisers Gebiet, z. B. Straßburg dem deutschen Erzbisthum Mainz unterworfen waren und mehrere Bisthümer und Abteien in Neustrien und Aquitanien in den Metropolitanverband von Lyon, das unter Lothars Oberhoheit stand, eingereiht waren. Und nicht nur der Metropolitanverband mehrerer Bisthümer war auf diese Weise zerrissen worden, auch die Besitzungen der einzelnen Kirchen und Klöster standen oft unter verschiedenen Herrschern. Hatte dies einerseits die Folge, daß bei gegenseitiger Feindschaft die Könige Gelegenheit fanden, die geistlichen Würdenträger des Gegners zu gewinnen oder die treu bleibenden zu schädigen, so war dies anderseits auch das geeignetste Mittel, der Kirche eine unabhängigere Stellung zu geben, das Gefühl einer durch die staatlichen Schranken nicht bedingten Zusammengehörigkeit in dem Klerus zu wecken und einen kirchlichen Organismus zu schaffen, der die Grundbedingungen seines Bestandes in sich selbst trug und durch seine höheren Ziele wie durch seinen größeren Umfang den weltlichen Staatsverbänden bald den Rang ablief. Durch den Theilungsvertrag von Verdun wurde somit die Ausbildung einer geistlichen Aristokratie, einer mächtigen Standeshierarchie bedeutend gefördert, besonders als die falschen Decretalen des heil. Isidor, die zur Zeit der Familienkriege im fränkischen Königshause wahrscheinlich von einem Geistlichen des Erzbisthums Rheims zusammengestellt und etwa drei Jahre nach dem Vertrag von Verdun abgeschlossen wurden, eine kirchliche Monarchie an die Stelle der hinsinkenden monarchischen Reichseinheit zu setzen, die Bischöfe und den gesammten Klerus mit dem kirchlichen Oberhaupte enger zu verbinden und den zuerst nur theoretisch erhobenen Anspruch, „daß die päpstliche Gewalt die erste und höchste auf Erden sei," praktisch zu verwirklichen suchten. Wenn der Zweck der Decretalen zunächst darin bestand, die Blicke der unzufriedenen Geistlichkeit des getheilten Frankenreichs auf Rom zu richten und in der päpstlichen Autorität die Macht zu suchen, die vermögend wäre, sie gegen die Bedrückungen der Könige, gegen gerichtliche Anklagen und Verfolgungen und gegen die Gewaltthätigkeiten der räuberischen Großen zu schirmen, und zu verhüten, daß die Bischöfe in Folge politischer Handlungen durch einseitigen Ausspruch der weltlichen Gewalt von ihren Sitzen verdrängt, ihrer Güter und Einkünfte beraubt würden; so wurde allmählich diese Autorität so sehr gesteigert, daß der apostolische Stuhl als die höchste Quelle alles geistlichen Rechts, als die letzte Instanz aller Gerichtshandlungen in Sachen der Kirche und des Klerus erschien, daß nicht nur, wie schon auf der Kirchenversammlung von Sardica (347) festgestellt aber im

Kirchliche Verhältnisse.

fränkischen Reiche keineswegs anerkannt war, die Bischöfe von allen Aussprüchen geistlicher und weltlicher Gerichte oder Synoden an die römische Curie appelliren könnten, sondern daß auch kein Endurtheil gegen Bischöfe ohne Wissen und Willen des apostolischen Stuhles gefällt werden dürfe, und daß alle Synodalbeschlüsse erst durch die päpstliche Bestätigung zu ihrer vollen Geltung gelangen könnten. — Aus der Forderung, daß ein fränkisches Primat mit 10 oder 11 Suffraganbisthümern gegründet werden solle, hat man geschlossen, daß die Sammlung der Decretalen in Rheims oder Mainz veranstaltet worden sei, da nur der Sitz des heil. Remigius oder des heil. Bonifacius auf ein solches Vorrecht Ansprüche erheben könnte. Dazu kommen aber noch andere Gründe, die es fast über allen Zweifel erheben, daß Rheims, wo das Gerichtsverfahren gegen Erzbischof Ebbo so großen Anstoß gegeben, als der Ort ihrer Entstehung und die Urheberschaft „in den Kreisen Ebbo's" zu suchen sei. Aber wo die Sammlung auch begonnen, wo vollendet sein mag, „jedenfalls ist sie nicht bloß der Ausdruck persönlicher Bestrebungen, des persönlichen Ehrgeizes irgend eines Bischofes oder gar des Papstes selbst, sondern, wiewohl derartige Absichten nebenher darin verfolgt werden, im Wesentlichen der Niederschlag der Forderungen und Wünsche jener Partei, welche einst durch Schöpfung eines von geistlichen Einflüssen geleiteten untheilbaren Kaiserthums, jetzt da dies gescheitert, durch einen engen Bund der Bischöfe mit ihrem Oberhaupte, durch eine streng-monarchische Ordnung der Kirche diese vom Staate möglichst unabhängig machen wollte."

Die falschen Capitularien des Benedictus Levita (zwischen 840 und 847)

Wenn die Fälschung des Kirchenrechts durch das sogenannte Decretalenbuch Isidors nur mit geringer Wahrscheinlichkeit der Mainzer Kirchenprovinz aufgebürdet werden kann, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß die von Benedict dem Diaconen (Levita) herrührende Fälschung des Reichsrechts mittelst Anfertigung unechter Capitularien in Mainz und zwar im Auftrag des Erzbischofs Otgar zu Stande gekommen ist. Im J. 827 hatte der gelehrte Abt Ansegis, ein Freund von Einhard, eine Sammlung königlicher Capitularien in 4 Büchern veranstaltet, die, wenn auch ohne kaiserlichen Auftrag unternommen und nicht vollständig, dennoch öffentliche Geltung erlangte, weil an deren Echtheit nicht zu zweifeln war. Zu diesen vier Büchern fügte etwa 16 bis 18 Jahre später der genannte Mainzer Diacon drei weitere Bücher hinzu, angeblich als Ergänzung der älteren Sammlung, in der Hoffnung, daß auch diese als Rechtsquelle Anerkennung finden würden. Kaum der vierte Theil der Zusätze waren wirkliche Reichsgesetze; das Meiste bestand in Auszügen aus andern Rechtsbüchern, aus Concilienbeschlüssen, aus theologischen Werken, aus dem dionysischen Kirchenrecht, aus den pseudoisidorischen Decretalen und aus verschiedenen andern Werken, welche die Mainzer Bibliothek lieferte. Wie bei dem Decretalenbuch lag auch bei diesem Unternehmen die Absicht zu Grunde, für die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der Kirche zu wirken Denn die Sammlung verlangt völlige Freiheit der geistlichen Wahlen, Befreiung der Geistlichkeit von jeder weltlichen Gerichtsbarkeit, unbeschränkte Befugniß der Appellation nach Rom, Schutz des kirchlichen Eigenthums gegen alle weltlichen Eingriffe, Unabhängigkeit der Synoden, Beseitigung der Chorbischöfe u. s. w. Aber minder glücklich als die Pseudo-Isidorischen Decretalen wurden Benedicts Capitularien nie allgemein als Reichsgesetzbuch anerkannt.

Stellung des Adels.

Zugleich trat auch der weltliche Adel in neue Verhältnisse und nahm eine in vielen Beziehungen veränderte und von den Interessen der Könige gesonderte Stellung ein, indem in Folge der vorausgegangenen Verpflanzungen und Ansiedelungen sehr viele Geschlechter im Frankenreich lebten, deren Güter und Sippschaften über alle Theile verbreitet waren. Zwar hatten Karl der Gr. und Ludwig der Fromme das Verbot ergehen lassen, daß Jemand Lehen von mehreren Königen zugleich empfinge; aber dieses unter

andern Verhältnissen gegebene Gesetz war während der Bürgerkriege und des dadurch häufig herbeigeführten Parteienwechsels nicht immer beachtet worden und auch nach dem Abschluß des Friedens kam es häufig vor, daß der Vassall des einen Herrschers in den Territorien des andern Lehen oder Eigengüter besaß, wenn gleich im Allgemeinen der Grundsatz angenommen ward, „Jeder von den Brüdern habe seine Anhänger in seinem Antheile für die erlittenen Verluste schadlos zu halten.“ Die Meisten der großen Edlen und mächtigen Geschlechtshäupter gehörten somit zweien oder mehreren Reichen an, und waren durch ihre Stellung in Stand gesetzt, ebensowohl als Vermittler und Erhalter des Friedens zu dienen, wie zu neuem Hader und zu neuen Feindseligkeiten aufzureizen und sich dann auf die Seite desjenigen zu stellen, der ihnen die größten Vortheile versprach. Seit der Theilung lag die entscheidende Macht im Staat wie im Heer in den Händen der weltlichen Aristokratie. Nicht nur daß die Noth der Zeit die geringen Freien zwang, sich in Schutz und Abhängigkeit zu begeben und die „Leute“ oder „Hörige“ der Großen zu mehren, daß die oben entwickelten Verhältnisse des Vassallitätsverbandes immer größere Dimensionen annahmen und das ganze öffentliche Leben durchdrangen; die Könige selbst waren, da der Heerbann mehr und mehr verschwand und der Kriegsdienst fast nur noch von Vassallen und Lehnsträgern mit ihren Knechten versehen wurde, in ihren Handlungen und Unternehmungen an den guten Willen ihrer Vassallen gebunden und mußten stets bedacht sein, sie durch Mehrung ihrer Rechte und Beneficien oder durch Gestattung ihrer Uebergriffe und Widerrechtlichkeiten in ihr Interesse zu ziehen. „Bedeutende, aus allen Parteien hervorgehobene Große“, sagt Wenck, „hatten mit einer ziemlichen Selbständigkeit die Aufgabe übernommen, nach gewissen, vorher festgestellten Grundsätzen die Theilung des Reichs zu vollziehen, jedem Gebiete das Seinige zuzuweisen und so als Richter zwischen ihre eigenen Könige hinzutreten. Wie hätten unmittelbar nach solchen Vorgängen die Könige sich wieder als wirkliche Herrscher zeigen, woher hätte ihnen die Kraft und das Ansehen kommen sollen, dem wilden Treiben ihrer mächtigen Krieger gehörige Grenzen zu setzen und sie zu Zucht und Gehorsam zurückzuführen?“ Besonders waren die geistlichen Besitzungen der Gegenstand ihrer Begierden. „In allen herkömmlichen Ehrenbezeigungen, in allen Angelegenheiten officiellen Ranges räumten die Männer des Kriegs neidlos den Männern der Kirche den Vortritt ein; willig ließen sie es selbst geschehen, daß über die wichtigsten Reichsangelegenheiten der Form nach oft von den Synoden allein der endgültige Beschluß gefaßt wurde; auf die schönen und weitgedehnten Ländereien der Geistlichkeit dagegen warfen sie von Alters her die mißgünstigsten Blicke. Das einzige Recht in ihrem bewaffneten Arme erkennend, sahen sie nur mit höchstem Widerwillen das Besitzrecht des Klerus über so herrliche Theile des Reichsbodens verbreitet. Nicht selten griffen sie mit offener Gewalt zu und nahmen sich von der Habe der Heiligen, was sie zu erlangen und zu behaupten vermochten.“ Die Furcht und Gefahr vor solchen Gewaltthätigkeiten und Räubereien, denen die Könige nicht zu steuern vermochten, ja wobei sie oft selbst die Mitschuldigen ihrer Großen wurden, war es hauptsächlich, was die fränkische Geistlichkeit antrieb, sich unter den Schutz des Papstes zu flüchten und durch gefälschte Kirchengesetze die Rechte und Besitzungen ihrer Stifte zu bekräftigen und zu erweitern. Bei dieser entscheidenden Stellung des Adels gegenüber der monarchischen Gewalt, war es natürlich, daß die hohen Aemter ganz in die Hände der großen Vassallen geriethen und daß die Macht der Grafen und Königsboten sich weniger auf die königliche Autorität stützte als auf die eigene Stellung. „Die königlichen Amtsträger“, sagt Wenck, „sahen eine immer anschwellende Zahl von Personen den regelmäßigen Einwirkungen ihrer amtlichen Gewalt entzogen; von dieser Gewalt gieng mehr und mehr in die Hände mächtiger Senioren und Grundherren über. Was davon zurück-

blieb, war zwar immer noch beträchtlich genug, um Grafen und Markgrafen den Vorrang unter jenen Großen selbst zu geben; wirkliche Bedeutung aber und die Fähigkeit, ihrer öffentlichen Stellung eine thatsächliche Geltung zu verschaffen, verdankten auch sie weit mehr dem Umfange ihrer Begüterung und ihres Seniorats, in dessen Ausdehnung ihnen natürlich ihre amtlichen Befugnisse vielfachen Vorschub leisteten, als der königlichen Autorität, in deren Vertretung sie dieselben ausübten. Desto entschiedener lernten sie dafür auch ihre amtlichen Befugnisse als persönliche, vor Allem zu ihrem Nutzen bestimmte Besitzthümer betrachten; desto leichter trat vor dem Gefühle der eigenen Berechtigung der Gedanke an die höchste Macht, deren Ausfluß jene Befugnisse waren, in den Hintergrund; desto schneller eilte endlich das Bestreben der Zeit, Vassallenthum und Beneficiarbesitz in den Familien erblich zu machen, auch hinsichtlich der Aemter seiner Erfüllung entgegen. Und so ging denn allenthalben der gleichmäßige Gehorsam gegen das Reichsoberhaupt in eine ungeheure Verzweigung der verschiedensten, persönlichen und dringlichen Abhängigkeiten, das Ganze der Reichsverwaltung in unzählige kleinere, auf diesen Abhängigkeiten beruhende Kreise auseinander."

F. Die Frankenreiche nach dem Vertrag von Verdun.

Zu der S. 276 und 277 aufgeführten historischen Literatur über diesen Zeitraum sind noch nachzutragen: W. B. Wenck, „das fränkische Reich nach dem Vertrag von Verdun" (843—861), Leipzig 1851. und „die Erhebung Arnulfs und der Zerfall des karolingischen Reiches"; E. Dümmler, de Arnulfo Francorum rege cet. Berol. 1852; J. F. Boehmer: Regesta chronologico-diplomatica Karolorum, Francof. 1833. 4.

a) Die Theilkönigreiche bis zu Lothars I. Tod (843—855).

Stellung der Könige und Lage ihrer Reiche. 1) Karl der Kahle.

Nachdem die drei Frankenkönige zu Verdun einander Frieden gelobt und den Vertrag beschworen, begaben sie sich in ihre Reiche, um sich der durch den Theilungsvergleich ihnen zugefallenen Ländergebiete und Volksstämme zu versichern und die Widersacher und Feinde zu bekämpfen. Den schwierigsten Stand bei dieser Besitzergreifung hatte König Karl, der Kahle. Nicht nur, daß der schwache, verzogene und unkriegerische Fürst durch seine Persönlichkeit wenig Vertrauen und Zuneigung einflößte, die Lage seines Reiches war so unsicher, daß er einen großen Theil desselben erst erobern mußte. Denn da er nicht wie seine Brüder Gelegenheit gehabt hatte, sich noch bei Lebzeiten des Vaters durch längeren Besitz wenigstens bei einem der ihm zugefallenen Stämme einzubürgern, so besaß er jetzt kein Kernland, das ihm als Halt- und Stützpunkt dienen konnte. Zudem boten mehrere seiner Territorien eigenthümliche Schwierigkeiten dar. Waren auch die meisten Bewohner der Sprache und Abstammung nach verwandt, so nahmen doch nicht nur die Bretonen und Basken in Sprache, Sitten und nationalen Eigenthümlichkeiten eine Ausnahmsstellung ein und traten oft geschützt durch die Lage ihrer Länder unter angesehenen und mächtigen Stammhäuptern den Franken feindselig gegenüber; auch die Aquitanier, ein Volksstamm von beweglicher unruhiger Natur, welche ihre frühere Selbständigkeit noch nicht vergessen hatten und mehr Neigung für den in ihrem Lande gebornen und in ihrer Mitte herangewachsenen Pippin

empfanden, als für dessen Oheim, waren keineswegs gewillt sich dem Machtspruche von Verdun zu fügen, vielmehr standen sie dem von seinen Verwandten verrathenen und verlassenen Königssohne ritterlich zur Seite. Auch Septimanien und die spanische Mark waren unsichere Besitzungen, so lange Graf Bernhard, der eben so kluge und mächtige als unzuverlässige und treulose Parteigänger, das Regiment darin führte. Ueberdies war keine andere Gegend so sehr den Raubzügen der Normannen ausgesetzt als „Walland," d. h. die Länder vom Ausfluß des Rheines bis zu den Pyrenäen. Die weitgedehnten Meeresufer mit ihren Flußmündungen und Buchten boten bequeme Angriffspunkte; die davor liegenden Inseln gewährten eine sichere Zufluchtsstätte und Raum für Winterlager; reiche Städte, Klöster und Kirchen reizten die Raubgier. Quentovich in der Picardie, eine altberühmte Handels- und Culturstätte, Mittelpunkt des Verkehrs zwischen dem Frankenreiche und den britischen Inseln, wurde so vollständig ausgeplündert und zerstört, daß es zu einem unbedeutenden Dorfe herabsank, und selbst über Paris schwangen die verwegenen Nordlandssöhne wiederholt ihre Geißel. 842. 844. Alle diese Schwierigkeiten waren um so fühlbarer, als hier dem König keine freie Bevölkerung zu Gebote stand, die als Heerbann die bedrohten Länder hätte schirmen können, als hier die Verbreitung des Seniorats und Vassallenthums in den höheren, der knechtischen Abhängigkeitsverhältnisse in den niedern Volksschichten, die Macht und das zügellose Treiben einer Kriegeraristokratie am deutlichsten hervortrat. „Hier sah man im Heere fast nur noch Ritter mit ihren Knechten; hier war das Forterben des Beneficium vom Vassallen auf den kampfestüchtigen Sohn schon in solchem Grade eine Regel geworden, daß man die Nichtachtung derselben als Verletzung eines gesetzlichen Anspruchs betrachten zu dürfen glaubte." Hier hatte bald der König nur noch in den Kronbesitzungen unmittelbare Gewalt, in den übrigen Provinzen standen ihm bloß oberlehnsherrliche Rechte zu. Fast bittweise forderte Karl in der ersten Versammlung seine Untergebenen auf, in so trüben Zeiten nicht von ihm zu lassen und versprach ihnen alles Schöne und Gute. Schon fingen die Grafen und Senioren an, ihren Rang und ihre Würde „von Gottes Gnaden" herzuleiten, und in den Grenzmarken legten sich die Vorsteher allmählich den Herzogstitel bei, der Anfang unabhängiger Herrschaften. Nirgends hatte der Bürgerkrieg dem Wohlstande so tiefe Wunden geschlagen als in den Landschaften, die auf Karls Antheil gefallen waren. In dem Jahre des Verduner Vertrags war die Noth so hoch gestiegen, daß Erde, mit ein wenig Mehl vermischt, den Bewohnern als Brot diente: zwei Jahre später raffte die Hungerplage Tausende von Menschen hinweg und während des folgenden Winters zogen die Wölfe hie und da in Schaaren von Hunderten durch die verödeten Gegenden.

Die Normannen in Paris. 845. Zwei Jahre nach dem Frieden von Verdun, um dieselbe Zeit, da Hamburg von Horich zerstört ward (S. 444), lief eine normannische Flotte von 120 Schiffen

unter der Führung des Herzogs Reginher in die Mündung der Seine ein und legte bei Rouen an, das vier Jahre früher von einer andern Räuberschaar verwüstet worden war. Von hier aus drangen die furchtbaren Feinde ohne Widerstand zu finden bis Rueil vor, das reiche Land verheerend und plündernd. König Karl rückte, „nachdem er in St. Denis zagende Gelübde für den Sieg abgelegt," mit einem eilig zusammengerafften Heer den Normannen entgegen. Aber diese vermieden einen Zusammenstoß, und an einer andern Stelle landend, pfählten sie auf einer kleinen Flußinsel im Angesicht des Gegners etliche ihrer Gefangenen, andere hingen sie an Bäumen oder Häusern
28. März. auf. Darauf drangen sie in Paris ein, dessen Mauern sie von Vertheidigern entblößt fanden und raubten nach Herzenslust. Erst als sie bei der Zerstörung der Kirche und des Klosters des heil. Germanus durch das Einstürzen der Decke Schaden genommen und ihre Reihen durch eine ansteckende Seuche gelichtet waren, beschlossen sie die Rückfahrt. Statt ihnen nun mit seinem mittlerweile beträchtlich angewachsenen Heer den Weg zu verlegen, baute ihnen Karl eine goldene Brücke zur Heimkehr. Nachdem er in St. Denis die Führer hatte schwören lassen, daß sie die Grenzen seines Reiches nie mehr in feindlicher Absicht überschreiten wollten, gewährte er den Feinden nicht bloß freien Abzug mit ihrer Beute, sondern bezahlte ihnen noch 7000 Pfund Silber. Die Einwohner schrieben die Rettung ihrer Stadt und die Seuche, die auch noch nach der Heimfahrt in dem Normannenheer viele Opfer forderte, darunter Reginher selbst, der Wunderkraft ihres Heiligen zu.

Bernhards Hinrichtung vor Toulouse. 844.

Nachdem Karl die Wintermonate von 843 auf 844 in dem Kloster des heil. Martin zu Tours, dessen Hofschule noch immer einen Rest von wissenschaftlichem Ruhm aus den Tagen des Glanzes unter Alcuin in die Gegenwart gerettet hatte, mit religiösen Uebungen und politischen und kriegerischen Entwürfen verbracht, geehrt von dem reichen Grafen Vivianus, der sich die berühmte Abtei hatte übertragen lassen und sie nun mit seinem Bruder, einem Geistlichen, gemeinsam verwaltete, zog er im Frühjahr vor die Stadt Toulouse, um sie den Händen Pippins zu entreißen. Hier im Lager, das der König vor den Mauern aufschlug, entledigte sich Karl des Markgrafen Bernhard von Septimanien, dessen zweideutige Haltung schon längst sein Mißtrauen erweckt hatte. Durch erheuchelte Freundschaft lockte er den Schlauen, „der seine eigene List zu hoch, die fremde zu gering schätzte," in das Lager, wo er alsbald verhaftet und vor einem aus den anwesenden Großen gebildeten Gerichte des Verraths angeklagt ward. Bei der großen Zahl von Gegnern, die der Markgraf unter den fränkischen Edlen hatte, fiel es nicht gar schwer, seine Schuld zu beweisen. Er wurde zum Tode verurtheilt und enthauptet. Aber der Fall des gewaltigen Mannes, der einst so einflußreich am Kaiserhofe gewesen, machte auf die Phantasie des Volkes einen so lebhaften Eindruck, daß der Untergang des Grafen in der Sage mit den düstersten Farben ausgemalt ward. Nachdem beide zur Besiegelung der gegenseitigen Treue das Abendmahl genommen, erzählte sich das Volk, erschien Bernhard vor dem König mit Zeichen der Unterwürfigkeit. Dieser empfing ihn huldvoll; während er aber mit der linken Hand den Niederknienden erhob, bohrte er mit der rechten ihm den Dolch in die Seite, indem er ausrief: „Wehe über dich, der du das Ehebett meines Vaters

und deines Herrn befleckteſt!" Darauf ſtieß er den Leichnam von ſich und zürnte dann dem Biſchof und Klerus von Toulouſe, daß ſie wider ſein ausdrückliches Verbot das Begräbniß vollzogen. Machte ſchon der tragiſche Untergang des hervorragenden Mannes auf die Einbildungskraft des Volkes einen ungewöhnlichen Eindruck, ſo verlieh das Verhältniß, in dem der Markgraf zu Frau Judith, Karls Mutter, geſtanden haben ſoll, der Begebenheit noch einen beſonders ſchrecklichen Charakter, indem dadurch die That in den Augen der Menge als ein Vatermord erſchien.

Wenn Karl glaubte durch die Hinrichtung Bernhards zum ſchnelleren Beſitze ſeines Reiches zu gelangen, ſo irrte er. Nicht nur, daß Toulouſe ſeinen Angriffen hartnäckig widerſtand; Wilhelm, der achtzehnjährige Sohn des Grafen, rächte des Vaters Tod durch eine kühne Waffenthat. In Verbindung mit Pippin verlegte er einer auf dem Marſch begriffenen und unter fürchterlichen Plünderungen langſam heranrückenden Abtheilung des königlichen Heeres mit einer treuen Kriegerſchaar den Weg und brachte ihr beim Ueberſetzen über den Fluß Agout eine ſolche Niederlage bei, daß nur Wenige dem Verderben entrannen und die Stelle noch lange nachher den Namen „Furth der Vergeltung" führte. Unter den Gefallenen befand ſich der Abt Hugo, Karls des Großen natürlicher Sohn, der die Gunſt, die ihm Ludwig der Fromme in ſeinen ſpäteren Tagen erwieſen, durch treue Hingebung an den Sohn vergalt. „Das Klagelied eines Verehrers preiſt ſeine Schönheit und Tugend und rechnet es ihm, dem Manne der Kirche, zum Ruhme an, daß er nie ein Verbrechen, nie einen Raub begangen, daß er immer mehr zu nützen als zu ſchaden geſtrebt habe. Pippin ſelbſt ſoll in Thränen und Wehklagen ausgebrochen ſein, als er den nackten Leichnam elend auf dem Schlachtfeld liegen geſehen; in einem aquitaniſchen Kloſter, Charroux, ließ er ihn anſtändig beſtatten." Auch noch ein anderes Glied der kaiſerlichen Familie, Abt Richbot von St. Riquier, Karls des Gr. Tochterſohn, blieb in dem unglücklichen Kampfe, ſo wie der königliche Bannerträger und mancher andere namhafte Kriegsmann. Nicht minder groß war die Zahl vornehmer Gefangenen weltlichen und geiſtlichen Standes. Unter den letzteren befanden ſich die Biſchöfe von Poitiers und Amiens, und der gelehrte Lupus, ſeit Kurzem Abt des Kloſters Ferrieres. Manche von ihnen erlangten die Freiheit gegen das Verſprechen, die Sieger nicht ferner zu bekämpfen. Dieſer Unfall hinderte den König Karl an der völligen Beſitznahme der ſüdlichen Landſchaften. Nicht einmal das belagerte Toulouſe konnte von ihm bezwungen werden. Zufrieden mit der Huldigung und Ergebenheitserklärung einzelner Biſchöfe und weltlicher Großen, begab er ſich nach Diedenhofen zu einer Zuſammenkunft mit den Brüdern, durch deren Vermittelung er ſchließlich doch zum vollen Beſitze ſeines Königreichs zu gelangen hoffte.

Niederlage des königlichen Heers.

Die Ermordung des Markgrafen Bernhard ſchlug eine ſo tiefe Wunde in deſſen ganzes Geſchlecht, daß der Durſt nach Rache noch lange fortbrannte. Zwanzig Jahre

864. nach der dunkeln That trachtete noch der jüngere Sohn, der des Vaters Namen führte, in einem Hinterhalt nach des Königs Leben. Der Angriff schlug fehl und die Lehen des flüchtigen Rächers fielen dem getreuen Markgrafen Robert zu.

2) Lothar. Die größte Einbuße hatte Lothar durch den Vertrag von Verdun erlitten. Er, der noch kurz zuvor von einer Oberherrlichkeit über das ganze Reich geträumt hatte, wie sie sein Großvater Karl besessen, sah sich jetzt auf gleiche Linie gestellt mit seinen Brüdern, die er höchstens als Unterkönige von Baiern und Aquitanien hatte gelten lassen wollen. Dazu war sein persönliches Ansehen in den Augen seiner Anhänger geschwunden, seit er den Glauben an sich selbst verloren und im Felde stets Niederlagen davon getragen hatte. Aber seine hochfliegenden Pläne hatte er darum noch nicht aufgegeben: wenn er auch seine heißen Wünsche und Hoffnungen in schweigsamer Brust verschlossen hielt; die große Zahl einflußreicher Männer, besonders bei dem geistlichen Stande, welche noch immer an der Idee eines monarchischen Gottesreiches festhielten, welche noch immer für den Gedanken begeistert waren, „daß des Kaisers Herrlichkeit so weit reichen müsse, als des Kreuzes Niedrigkeit von den Gläubigen angebetet werde," welche mit Sehnsucht und wehmüthiger Erinnerung zurückblickten auf den stolzen Bau Karls des Großen, der „in der kaiserlichen Krone und der päpstlichen Tiara gipfelnd wie ein gewaltiger Dom in die Lüfte ragte, der in seine Hallen die gesammte Christenheit aufnehmen und in dessen Pforten das fränkische Schwert auch die Heiden und Ungläubigen treiben sollte," nährte und belebte das Traumbild seiner Seele.

Diese wehmüthige Bewunderung der hingeschwundenen Kaisermacht findet einen warmen Ausdruck in dem Klageliede eines Dichters jener Zeit, das nach der Uebersetzung von Wenck in folgenden Versen die vergangene Größe schildert:

„Herrlich erblühte das Reich im Glanz der erhabenen Krone,
Herr war Einer, und Eins auch das Volk, das dem Herren gehorchte.
Alle die Städte gediehn, vom Gesetz und vom Richter behütet;
Friedlichkeit waltete drin und Tapferkeit schreckte die Feinde.
Oft sich versammelnd zum Rath und dem Volke das Heilige spendend,
So wetteiferten stets in erhabener Sorge die Priester.
Allwärts töneten in dem geheiligten Stand und dem Volke
Wie auch dem Fürstengeschlecht, dem erlauchten, die Worte des Heiles.
Emsig, die göttliche Schrift zu erlernen, befliß sich die Jugend,
Und aus der Wissenschaft Quell trank frühe die Seele des Knaben.
Scheu vor der wachsamen Zucht, entflohen die schwarzen Verbrechen,
Furcht trieb hier, dort mahnte die Liebe zu Recht und Vereinung.
Und auch die Völker der Fremde zum Glauben des Herrn zu berufen,
War man bedacht und die Zügel des Heils um Besiegte zu werfen,
Hier bog heidnisches Volk sich dem Joche der Kirche, indessen
Dort der ketz'rische Wahn, mit den Füßen getreten, dahinsank.
Also leuchtete hell vor den Menschen der fränkische Name,
Fränkischer Tugenden Lob, es erscholl zu den weitesten Zonen.

Fernher kamen, von da und von dort, die Gesandten der Fremde,
Von Barbaren geschickt, von Byzanz und von Latiums Boden.
Denn auch des Romulus Volk, es beugte dem fränkischen Joch sich,
Rom, die gewaltige Mutter der Reiche, sie beugte vor ihm sich.
Hier empfing der Beherrscher die Krone, empfing sie als Gabe,
Die der Apostel ihm bot, im Vertrauen auf Christi Beschirmung.
O glückseliges Reich — wenn das eigene Glück es erkannte!
Rom seine Burg, sein Stifter der Schlüsselbewahrer des Himmels,
Und sein Beschützer und Hort der himmlischen ewiger Lenker,
Welcher ein irdisches Reich in den Himmel zu heben die Macht hat."

Es geschah wohl in der Absicht, die Traditionen des großen Ahnherrn lebendig zu erhalten, daß, während Lothar selbst in dem Stammlande Austrasien mit dem Kaisersitz Aachen und den zahlreichen Pfalzen seinen dauernden Aufenthalt nahm, sein jugendlicher Sohn Ludwig als König von Italien in Pavia walten und die kaiserlichen Hoheitsrechte in der „Römischen Stadt" wahren sollte. Unter allen Ländern des großen Frankenreiches hatte das obere Italien am wenigsten von den Bürgerkriegen gelitten: seine geschützte Lage hinter den Bergen und zwischen den Meeren hielt die feindlichen Heere fern. Daher hatte es auch die ursprünglichen Zustände treuer bewahrt als die Länder im Norden und Westen der Alpen; noch gab es eine große Anzahl freier Bewohner, die sich sowohl des Vassallenthums als der knechtischen Abhängigkeit erwehrt hatten; noch bestanden viele reiche Städte, in denen bürgerliche Freiheit, Wohlstand und Bildung sicher wohnten; noch bewahrten die Erzbisthümer von Mailand und Ravenna mit ihrem zahlreichen Klerus eine selbständige Stellung gegenüber dem römischen Primat; noch erinnerten viele Einrichtungen und Ueberlieferungen die Langobarden an die Tage der ehemaligen Unabhängigkeit. Hier war also ein fester Kern, auf den sich Lothar und sein Sohn unter schwierigen Verhältnissen stützen konnten. Diese Stellung mußte also auf alle Weise erhalten werden; daher gerieth Kaiser Lothar in heftigen Zorn, als er von den Vorgängen in Rom Kunde erhielt. Ludwig über Italien gesetzt.

In Rom hatten nämlich nach dem am 25. Januar erfolgten Ableben Gregors IV. „die Fürsten der Quiriten," d. h. Adel und Geistlichkeit den Kardinal Sergius, aus einem vornehmen Römergeschlecht, zum Papst gewählt und waren, nach der gewaltsamen Unterdrückung einer Gegenwahl, die ein ehrgeiziger Diaconus durch bewaffnetes Landvolk zu seinen Gunsten zu Stande gebracht, schnell zur Ordination geschritten, ohne die Zustimmung des Kaisers einzuholen. Diese Verletzung seiner vor zwanzig Jahren aufs Neue festgesetzten Kaiserrechte erzürnte Lothar. Er gab daher seinem Sohne Ludwig Befehl, sofort mit einem Heer nach Rom zu ziehen, um den Hoheitsrechten Geltung zu verschaffen. Begleitet von Drogo, dem natürlichen Sohne Karls d. Gr., damals Bischof von Metz, und vielen andern Prälaten und Grafen, brach Ludwig auf. Arge Verwüstungen und Gewaltthaten während des Zuges durch den Kirchenstaat ließen die Römer das Schlimmste befürchten. Sergius wußte jedoch das drohende Unheil von der erschreckten Stadt abzuwenden. Ein feierlicher Empfang durch die Beamten der Stadt (Judices) und die „Scholen" der römischen Krieger und Kle- Ludwig in Rom. 844.

riker, wie er einst Karl d. Gr. zu Theil geworden, und ein prunkvolles Ehrengeleite mehrere Meilen weit bis zur Peterskirche, schmeichelte dem Stolze des jungen Königs und entwaffnete seinen Zorn. Auf den Stufen der Kathedrale begrüßte ihn der Papst mit einer Umarmung und schritt dann an seiner linken Seite bis zu der silbernen Thüre, die allein geöffnet war. Darauf sprach Sergius: „Wenn du mit reiner Absicht und aufrichtiger Gesinnung, zum Heile des Gemeinwesens, der ganzen Stadt und dieser Kirche hieher gekommen bist, so tritt auf mein Geheiß in diese Thüre ein, wo nicht, so sollen dir die Pforten weder durch mich, noch mit meiner Bewilligung geöffnet werden." Diese Haltung imponirte dem König; er erklärte in wohlwollender Absicht gekommen zu sein. Darauf öffnete sich die Thüre, und dem Eintretenden schallte der feierliche Gesang entgegen: „Gesegnet sei der da kommt im Namen des Herrn!"

Die Krönung Ludwigs. Trotz dieses versöhnlichen Beginnens legten jedoch die Römer ihr Mißtrauen nicht ab. Die Thore der Stadt blieben dem Heere verschlossen. Um den Abzug der unzufriedenen Gäste, welche das Gras und Getreide der Campagna niedermäheten, zu beschleunigen, ordnete Sergius, nachdem in einer feierlichen Synode die Gültigkeit seiner Papstwahl ausgesprochen war, die Krönung Ludwigs zum König von Italien an. 15. Juni 844. In Gegenwart des römischen Adels und Klerus und vieler fränkischen Großen und ihrer Mannen salbte der Papst in der St. Peterskirche den Sohn Lothars mit dem heil. Oele, setzte ihm eine kostbare Krone aufs Haupt und reichte ihm das königliche Schwert zum Umgürten, eine Ceremonie, die dem apostolischen Stuhle neuen Glanz verlieh. So willfährig indessen Sergius sich bei Ertheilung dieser Ehrenbezeigungen erwies, so standhaft widersetzte er sich dem Verlangen Ludwigs und Drogo's, daß nunmehr der Papst und die römischen Großen dem König von Italien auch den Eid der Treue leisten sollten. Alles was die Häupter der Franken erlangen konnten, war die Erneuerung des Gelübdes der Treue und des Gehorsams für Lothar den großen Kaiser der Römer. Nachdem diese Anerkennung der kaiserlichen Hoheitsrechte in feierlicher Weise vollzogen und Drogo noch mit der neuen Würde eines päpstlichen Vicars über ganz Gallien und Germanien bekleidet worden, eine Würde, die den fränkischen Prälaten zum Stellvertreter des kirchlichen Oberhauptes für alle Länder nordwärts und westwärts der Alpen erhob, zog Ludwig mit dem Heere ab. So ging der gefürchtete Sturm ohne nachtheilige Folgen für die „Römische Stadt" vorüber. Für den Schaden, den die Umgegend erlitten, entschädigte der Zuwachs von Macht und Ansehen, den das Oberhaupt der Kirche erlangte. Denn in der Bestallung Drogo's lag wie in den Isidorischen Decretalen, in denen solche „Primate" in Aussicht gestellt sind, die Tendenz verborgen, „die Kirche den Theilreichen gegenüber durch straffere Einigung zu kräftigen und gegen königliche Beeinträchtigungen sicher zu stellen."

Stellung des Papstes zu Lothar und Karl. Die Idee eines kaiserlichen Gesammtreiches, bei welcher ein großer Theil des fränkischen Klerus mit Vorliebe weilte, erfreute sich keineswegs der Sympathien des Papstes. Je mehr die Macht der weltlichen Fürsten durch Theilungen und Zwietracht geschwächt ward, desto höher stieg das Ansehen des apostolischen Stuhls, desto nothwendiger war ein oberster Richter und Hort, an den sich die Bedrängten um Vermittelung und Fürsprache wenden konnten. Darum fanden auch die ehrgeizigen Bestrebungen Lothars an Sergius keinen Förderer. Hatte er ihm durch die Erneuerung des Treueides und durch die Erhebung Drogo's zu der hohen Kirchenwürde ein freundliches Entgegenkommen gezeigt, so weigerte er sich, durch die begehrte Wiedereinsetzung der vertriebenen Erzbischöfe Ebbo von Rheims und Bartholomäus von Narbonne, entschieden für Lothar Partei zu nehmen und dessen Machtstellung durch die Begünstigung so bedeutender und dem Kaiser so unbedingt ergebener Männer zu erhöhen. Er sah es lieber, daß diese hohen Kirchenämter in schwachen Händen blieben. Ebbo kam nie mehr zum Besitz des

Erzbisthums; wie standhaft er auch seine Ansprüche darauf behauptete und geltend machte und wie eifrig auch Lothar sich für ihn verwendete. Karl erlebte den Triumph, daß im folgenden Jahr einer seiner ergebensten Anhänger, der Priester Hincmar, 845.
eben so ausgezeichnet durch theologische Gelehrsamkeit als durch vornehme Geburt und dem Könige treu ergeben, zum Erzbischof von Rheims gewählt ward und daß somit die angesehenste Kirchenwürde in seinem Königreich in die Hände eines Geistlichen gelangte, „der diesem Könige im weiteren Verlaufe seiner Regierung zur Erhaltung wie zur Erweiterung seiner Herrschaft die unschätzbarsten Dienste leisten sollte." Als Ebbo zuletzt auch noch die Ungnade Lothars auf sich lud, weil er bei seinen hohen Jahren eine Gesandtschaft nach Konstantinopel ablehnte, erhielt er durch Ludwig den Deutschen das Bisthum Hildesheim, wo er am 20. März 851 sein wechselvolles Leben schloß. Auch Drogo's neue Stellung gelangte nicht zur wahren Entwickelung und Ausbildung. Die Eifersucht der fränkischen Geistlichkeit erleichterte dem Papste das Streben, mit Umgehung eines solchen bedenklichen Zwischenamtes, dessen Träger leicht eine gefährliche Opposition gegen den Vollmachtgeber erheben konnte, den gesammten Klerus Galliens und Germaniens allmählich der unmittelbaren Gewalt des apostolischen Stuhles zu unterwerfen.

Lage des lotharischen Reiches.

Bei der großen Ausdehnung von Lothars Reich, das von den Wellen der Nordsee und des Mittelmeeres bespült wurde, hatte er nicht minder von den Raubfahrten der Normannen und Saracenen zu leiden, als sein Bruder Karl. Wenn die letzteren die Küsten- und Flußgebiete der Provence mit Plünderungszügen heimsuchten und unterstützt durch die verblendete Zwietracht der Fürsten von Benevent und Salerno sich trotz einer Niederlage, die ihnen Lothars Sohn Ludwig bei Bari beibrachte, in Unteritalien festsetzten und von den Küsten- 848.
städten aus den Verkehr auf dem adriatischen Meere störten; so fühlte Friesland, dessen Bewohner schon damals an Regsamkeit in Schiffahrt, Handel und Gewerbthätigkeit sich vor allen Völkern des karolingischen Reiches auszeichneten, die Geißel der Nordmänner, die angelockt durch den Reichthum des Landes und die günstige Lage den Nachbarn häufig unwillkommene Besuche abstatteten. Besonders war der reiche Handelsort Durstede der Gegenstand ihrer Habgier, der Schauplatz ihrer wilden Raubanfälle. Erwuchsen durch diese feindlichen Angriffe dem Lande materielle Nachtheile, so brachten sie auch den Vortheil, daß die Friesen, bei der Schwäche und Zerrissenheit der Frankenreiche, auf die eigene Kraft und Selbsthülfe angewiesen, ihre angestammte Freiheit und Unabhängigkeit wahrten oder herstellten. Das durch Karl d. Gr. und Ludwig d. Fr. bei ihnen eingeführte Lehnswesen und Vasallenthum verschwand bald wieder; Land und Volk wurden „friesch und frei;" der Grundbesitz fiel in die Hände seiner früheren Eigenthümer zurück und wurde wieder erblich, und bis tief ins Mittelalter hinein bestand in Friesland ein freier Bauernstand, der seine Rechte zu wahren wußte. In gleicher Weise hatten in der Provence die Einfälle der Saracenen die Folge, daß die Einwohner, durch Sprache, Sitten und Charakter ohnedies von den Nachbarvölkern geschieden, ihr Sonderleben und ihr nationales Wesen treuer bewahrten und ausbildeten; und der glückliche Kampf, den Leo IV., der bei

27. Jan. 847. dem Tode des Sergius ohne Beiziehung eines kaiserlichen Sendboten rasch zu dessen Nachfolger geweiht worden war, wider die Saracenen bei Ostia bestand (S. 188 ff.), hob und befestigte die weltliche Macht des Papstes in ähnlicher Weise wie die falschen Decretalen Isidors die kirchliche Autorität desselben.
6. April 850. Durch die Krönung des Langobardenkönigs Ludwig zum römischen Kaiser wurde auch die Stadt Rom mehr von dem übrigen Frankenreiche getrennt und ausschließlich an Italien geknüpft. — Als Leo IV. am 17. Juli 855 starb, wurde die Wahl seines Nachfolgers Benedikt III. den fränkischen Herrschern erst angezeigt, nachdem er bereits den Thron bestiegen.

Die Friesen. Wie ihre Nachkommen, die Holländer, bemerkt Wenck, thaten sich die Friesen namentlich in zweierlei Eigenschaften, als Schiffer und durch treffliche Tuchbereitung hervor. „Welchen lebhaften Verkehr sie mit den Ländern des oberen Rheines pflogen, mag daraus abgenommen werden, daß in Mainz der beste Stadttheil von Friesen bewohnt wurde. Ihre Tuchmacherei, mit der sich damals ganz von selbst auch Kleiderverfertigung verknüpfte, besaß für das ganze Reich eine namhafte Bedeutung, nicht blos in den deutschen Landen, sondern bis in das nördliche Spanien hinein war ihre Waare verbreitet und geachtet, und als einst Karl d. Gr. die prachtvollen Geschenke des Chalifen von Bagdad in würdiger Weise hatte erwidern wollen, war den übrigen Kostbarkeiten friesisches Tuch von verschiedenen Farben beigefügt worden, als eine Gabe, deren Werth man im Orient vor vielem Anderen zu schätzen wisse. Fragte man aber nach den Ausfuhrplätzen des gewerbfleißigen Landes, so nahm seit alten Zeiten Durstede — in der Nähe des Punktes gelegen, wo von dem seiner Mündung zuströmenden Rhein der Leck sich absondert — ohnstreitig den ersten Rang ein. Zahlreiche Kirchen bezeugten den Reichthum des Orts, und die christlichen Kenntnisse manches Normannen rührten von den Verbindungen her, die Durstede mit dem skandinavischen Norden unterhielt. Lage und Wohlstand zogen aber jetzt auch die räuberischen Seezüge in vorzüglichem Grade auf die Stadt, und zweimal schon hatten die Einwohner das Unglück erfahren, das sie im Jahre 846 von Neuem betraf. Die Ostrachische und Westrachische Landschaft (im Norden des Zuydersees), sodann Durstede nebst zwei andern Ortschaften wurden mit Feuer und Schwert vernichtet. Lothar selbst lag in dem festen Nymwegen, hatte den Jammer vor Augen, hielt sich aber für unfähig zur Züchtigung der Feinde. Schon das folgende Jahr führte eine Wiederholung der Noth herbei.“

3) Ludwig der Deutsche. Der Antheil, den Ludwig „der Deutsche“ aus der Theilung von Verdun davontrug, konnte sich in Beziehung auf Cultur und Reichthum, Verfeinerung und Genüsse, nicht mit den Loosen seiner Brüder vergleichen. War auch Germanien nicht, wie die Bewohner Galliens meinten, „ein weit ausgebreitetes Waldland,“ so stand es doch an Anbau und Fruchtbarkeit des Bodens hinter dem Westen und Süden zurück. Volkreiche Städte gab es nur am Rhein und an der Donau, römische Gründungen, die noch in die Gegenwart fortdauerten; in den übrigen Gegenden, in Allemannien, Ostfranken, Thüringen und Sachsen waren die größeren Ortschaften, die sich allmählich um die Bischofsitze, um die königlichen Pfalzen, um Abteien und Klöster heranbildeten, noch im Entstehen oder Wachsen. Höchstens konnte der westliche und südliche Theil von Ludwigs Besitzthum, wo St. Gallen, Lorsch und Fulda als Stätten der

Religion und Wissenschaft weithin berühmt waren, mit den Ländern an der Seine, Loire und Garonne verglichen werden. Selbst Frankfurt, von Karl d. Gr. an dem gewöhnlichen Uebergang über den Main auf einer hochgelegenen Insel gegründet, von Ludwig dem Frommen, dessen Lieblingssohn Karl dort das Licht der Welt erblickte, erweitert, war noch keineswegs eine Stadt, sondern nur eine offene Ortschaft, die sich auf dem Grunde eines Kronguts erhob. Auch war den Bewohnern der germanischen Erde noch keineswegs ihre Zusammengehörigkeit und Stammverwandtschaft zum Bewußtsein gekommen. Wir haben gesehen, daß der Name „Deutsch" ursprünglich nur die vulgäre Volkssprache im Gegensatz der lateinischen Kirchensprache bezeichnete und daß die Benennung erst mit der Zeit von der Sprache auf das Volk überging.

Die deutschen Stämme und ihre Nachbarn.

Noch bewegten sich die einzelnen deutschen Stämme in einem abgeschlossenen Sonderleben; selbst die slavische Welt an der Ostgrenze führte noch nicht zur vollen Erkenntniß der nationalen Gemeinschaft, da man jene unterworfenen, zum Theil noch heidnischen Völkerschaften als Sclaven ansah', und wegen ihrer kleinen Gestalt, ihrer Unreinlichkeit und ihres knechtischen Sinnes geringer Beachtung würdigte. Nur wo sie in größerer Menge und Selbständigkeit auftraten, wie in Böhmen, Mähren und an der Elbe, erzeugten die Versuche, sie zu unterwerfen und zum Christenthum zu bekehren ein schärferes Gefühl der Raceverschiedenheit. Noch unter Ludwig hatten die Deutschen eine verlustvolle Niederlage durch die Böhmen zu beklagen, wenn gleich die Chroniken melden, daß vierzehn Häuptlinge mit ihrem Gefolge in Regensburg die Taufe empfingen; dagegen erlangte das Christenthum und mit demselben die deutsche Oberhoheit Eingang in Mähren, und die Abodriten, welche die fränkische Herrschaft abwerfen wollten, wurden aufs Neue bezwungen und die auseinandergerissenen Stücke des Landes verschiedenen fränkisch gesinnten Herren gegeben. — Mehr wirkte für die Erweckung eines nationalen Gesammtgefühls der deutschen Stämme der Gegensatz zu den siegreichen Westfranken, die in ihrem langen Zusammenleben mit der romanischen Bevölkerung ihres germanischen Ursprungs vergessen hatten und mit stolzer Ueberhebung auf die Völker herabsahen, die allmählich der fränkischen Herrschaft unterworfen worden; wenigstens scheint das Gefühl dieses Gegensatzes die Hauptursache gewesen zu sein, daß die Sachsen Ostfranken und Allemannen in den Kriegen Ludwigs des Frommen wider seine Söhne so fest an dem von seinen romanischen Unterthanen verrathenen und verlassenen Kaiser hingen; und dieses Gefühl war ohne Zweifel auch die Hauptursache, daß die Stämme auf der Ostseite des Rheins friedlich und willig sich unter die Herrschaft des jüngeren Ludwig beugten, daß selbst die Allemannen, die am längsten und hartnäckigsten ihr Sonderleben und ihre Stammeseigenthümlichkeiten festhielten, allmählich ihren widerstrebenden Sinn gegen die Baiern und ihren König aufgaben, daß die Ostfranken das Vertrauen Ludwigs, der ihre Stadt Frankfurt neben seiner Hauptstadt Regensburg am häufigsten zu seinem Herrschersitz erkor, und an beiden Orten neben den königlichen Pfalzen stattliche Kapellen nach dem Muster der Aachener Marienkirche erbaute, anerkannten und mit treuer Hingebung vergalten, und daß die Sachsen, wo die alten Erinnerungen und nationalen Eigenthümlichkeiten noch am längsten ungebrochen fortlebten, sich dem Sieger über die „Stellinga" anschlossen und der Bildung eines deutschen Gesammtstaates nicht länger widerstrebten. So traten nun Baiern und Schwaben, Franken und Hessen, Sachsen und Thüringer als gleichberechtigte Glieder, wenn auch mit besonderen Volksrechten und Stammeseigenthümlichkeiten

zu einem Reichskörper zusammen, dessen Einheit allerdings vorerst blos in der Person des Herrschers beruhte, in dem aber viele Keime und Wurzeln innerer Gemeinschaft und nationaler Verwandtschaft verborgen lagen, die unter dem kräftigen Regimente Ludwigs, der Weisheit mit Tapferkeit verband, seine Unterthanen durch Wohlwollen zu gewinnen suchte und durch sorgfältige Rechtspflege allen Ständen gerecht zu sein sich bemühte, zu frischem Leben emportrieben. „Er konnte es ertragen, daß Otgar, sein persönlicher Feind und einst dem Kaiser Lothar aufs Eifrigste zugethan, die Mainzer Metropole wiederum einnahm und daß dessen Freund und Gesinnungsgenosse Raban ihm in dieser Würde nachfolgte." Er verstand es, frühere Gegner in begeisterte Anhänger umzuschaffen. Der gelehrte Walafrid Strabo, Abt von Reichenau, einst ein ergebener Verehrer der Kaiserin Judith, schloß sich ihm in aufrichtiger Hingebung an, und unter den einst so widerspenstigen Allemannen erstanden ihm feurige Lobredner.

Deutsche Verhältnisse. Die Volkssprache war jedoch nicht das einzige Kriterion, wodurch sich die Völker in Ludwigs Reich von den romanisirten Bewohnern der westfränkischen Länder unterschieden; auch in den öffentlichen Zuständen, in der Volksnatur, in der religiösen Richtung traten Verschiedenheiten zu Tage: während in Karls Reich die hohe Aristokratie im Krieg und Staatsleben den Ausschlag gab, hatte auf dem rechten Ufer des Rheins, wo die Gemeindefreiheit tiefere Wurzeln geschlagen hatte, das Vassallenthum noch keineswegs alle Lebensverhältnisse überwuchert und „der königliche Heerbann rief hier neben den mächtigen Senioren zahlreicher Schaaren auch noch eine Menge unabhängiger Grundeigenthümer von bescheidenerer Macht zum Kampfe." Es war hier noch mehr Kraft und Zusammenhang im Regimente; „der König war hier noch Volkskönig und konnte die Streitmacht der Masse aufbieten." Und während die westfränkische Geistlichkeit sich gegenüber dem wilden Treiben und den räuberischen Gewaltthätigkeiten der zügellosen Kriegeraristokratie ganz an die Kirche anklammerte und nur ihre Forderungen und Interessen im Herzen trug; bewahrte der deutsche Klerus noch Sinn und Empfänglichkeit für die weltlichen Dinge, erwärmte sich noch an den Thaten der Waffen und des Ruhmes seiner Landsleute und nahm noch Antheil an dem Leben des Volks, an den Leiden und Freuden der Stammesgenossen.

„Statt uns mit jeder Zeile an den abgeschlossenen Stand des Verfassers zu mahnen", bemerkt Wenck, „verrathen manche Schriften deutscher Kleriker eine frische Lust an der Welt und ihren Freuden, athmen sie einen rein menschlichen Hauch, wie er den gleichzeitigen Büchern Galliens völlig fremd war. Fromme Mönche gefallen sich in der behaglichen Ausführung kriegerischer Vorgänge, tüchtige Helden dabei mit dem gebührenden Lobe bedenkend; die Thaten des eigenen Königs erfahren ein freudiges Lob, seine Unglücksfälle ein aufrichtiges Mitleid, seine Fehler wo möglich eine gutherzige Entschuldigung; ganze Seiten sind mitunter von launigen Schwänken erfüllt, die uns bald einen Blick in das gemüthliche Klosterleben der damaligen Mönche werfen lassen, bald die Thorheiten prächtiger Bischöfe oder mächtiger Großen satirisch belachen. Von den heftigen Streitigkeiten um kirchliche Dogmen und kirchliche Verfassung, welche den Klerus Karls d. K. tief aufregten, wurde die Geistlichkeit seines Bruders nur wenig berührt; dagegen machte sich in ihrer Mitte eine praktisch-religiöse Richtung bemerklich, die sich unter Anderm auch durch deutsche Uebersetzungen heiliger Bücher kund gab."

Und wie der geistliche Stand noch einen schlichteren der Natur näher stehenden Sinn zeigte, so bewegten sich auch die weltlichen Großen in einfacheren Lebensverhältnissen; sie waren eben so fern von der Leidenschaftlichkeit und zügellosen Sinnlichkeit der südländischen Aristokratie, wie die Geistlichen von den strengkirchlichen Anschauungen und der asketischen Lebensweise ihrer gallischen Standesgenossen.

Dieses versöhnliche Verhältniß zwischen Klerus und Laienstand war wesentlich das Werk Ludwigs des Deutschen. Während Lothar und Karl ihre Vasallen im Besitze ihrer geraubten Kirchen- und Klostergüter ließen, ja ihnen dabei mitunter Vorschub leisteten, um sich ihren Beistand zu erkaufen, rühmen alle geistlichen Chronisten Ludwigs Ergebenheit für die Kirche, seinen frommen Sinn, seine Liebe für die kirchliche Wissenschaft, seine Achtung vor dem Heiligen, seine Freigebigkeit gegen religiöse Anstalten. Aller Orten und Enden erhoben sich Kirchen, Klöster und Kapellen, an denen Geistliche und Mönche eifrig für Verbreitung des Glaubens und der Lehre wirkten; nur selten werden Klagen laut über Entfremdung kirchlicher Güter und Einkünfte durch mächtige Laien. Ludwig und der deutsche Klerus.

Besonders erfreuten sich die Abteien Fulda und Corvei, das Frauenstift Herford in Westfalen u. a. m. der Gunst und Fürsorge Ludwigs. Des Königs Beispiel fand Nachahmung bei den Großen des Reichs, die durch Wallfahrten und Stiftungen ihren religiösen Sinn beurkundeten. So gründete Graf Liudolf, der Stammvater der Ottonen, nachdem er mit seiner frommen Gemahlin Oda und großem Gefolge nach Rom gepilgert und vom heil. Vater werthvolle Reliquien erhalten hatte, das Kloster Gandersheim in anmuthiger Gegend, von Wiesen und Laubholz umgeben. 852—856.

Als nach dem Tode Otgars Rabanus Maurus zum Erzbischof von Mainz gewählt ward, bestätigte Ludwig ohne Zögern die Wahl, obschon der frühere Abt von Fulda ihm vielfach entgegengewirkt hatte. Rabanus rechtfertigte das Vertrauen des Königs, dem er schon vorher das Werk „von dem Weltall," eine Frucht seiner theologischen Studien in der Einsamkeit des Petersberges, als Zeichen der Versöhnung und Hochachtung zugesandt hatte. Wenn er gleich den freundschaftlichen Verkehr mit Lothar fortsetzte, so blieb derselbe doch auf wissenschaftliche und religiöse Angelegenheiten beschränkt. 26. Juni 847

Die Mainzer Synode, die Rabanus bald nach seiner Erhebung einberief, gibt ein glänzendes Zeugniß von der Gesinnung des deutschen Klerus und von dem Bestreben, Friede und Eintracht unter allen Ständen zu fördern, dem Volke nützliche Unterweisung zu ertheilen und die Unterdrückung der ärmeren Freien durch die weltlichen und geistlichen Großen zu verhindern. Nicht nur, daß alle Theilnehmer an Verschwörungen und Aufruhr gegen den König mit dem Fluch der Kirche bedroht werden; ganz im Geiste Karls d. Gr. werden die Bischöfe ermahnt, dahin zu wirken, daß dem unwissenden Volke das Evangelium in deutscher Sprache auf Grund der Homiliensammlungen von Paulus Diaconus und Rabanus selbst verkündet werde; und sowohl an die Kloster- Die erste Kirchenversammlung zu Mainz. Oct. 847.

vorsteher und Kirchenhäupter als an die Grafen und Edlen wird die ernstliche Aufforderung gerichtet, die gemeine Freiheit zu schützen und weder durch Gewalt noch List geringe Gutsbesitzer in das Verhältniß der Abhängigkeit zu zwingen, in die Lage zu versetzen, ihr freies Eigen an die Kirche oder an mächtige Edelleute hinzugeben, um es als Lehen gegen Dienste und Abgaben zurückzuerhalten (S. 367 ff.). So wurde der deutsche Klerus unter dem Schutze eines wohlgesinnten Königs ein Hort und Fürsprecher für Freiheit, Sitte und Lehre im deutschen Volke. In dem freien und selbständigen Auftreten der Mainzer Synode läßt sich der praktische Sinn erkennen, der vereint mit der weltlichen Macht Hand anlegte an die Besserung und Hebung des Volkes, an die Begründung seiner zeitlichen und ewigen Wohlfahrt.

Auch daß die Synode das von den Normannen verwüstete Bisthum Hamburg vorerst aufgab und mit dem Erzstift Bremen vereinigte, war ein Beweis dieses praktischen Sinnes, der, die weiten und unsichern Ziele aufgebend, die zunächst liegenden Interessen der deutschen Kirche und Volksstämme ins Auge faßte und die geistigen und zeitlichen Nothstände nach Kräften zu heben oder zu mindern bedacht war. Die Mainzer Synode war noch ein Nachhall der kräftigen und weisen Regierung Karls d. Gr. Anskars Bisthumsangelegenheit fand ihren Abschluß erst im folgenden Jahr auf einer in Verbindung mit einem Reichstage abgehaltenen zweiten Synode zu Mainz.

Die zweite Mainzer Synode. Oct. 848. Den Hauptgegenstand auf dieser zweiten Mainzer Versammlung bildete die Verurtheilung und Bestrafung des Mönchs Gottschalk, der Augustins Lehre von der Vorherbestimmung und Gnadenwahl auf eine die Kirchenlehre gefährdende Spitze trieb, eine Verurtheilung, die einen dunkeln Schatten auf Rabans sonst so glänzenden Charakter und hohen Verdienste warf, wenn gleich auch hier neben den häßlichen Zügen persönlicher Feindschaft und Rachsucht gegen den widerspenstigen Klosterbruder die Absicht mitgewirkt haben mag, durch Unterdrückung aller vorwitzigen Speculationen und häretischer Lehrmeinungen jede Spaltung in der abendländischen Kirche zu verhüten und den Schwachen im Glauben kein Aergerniß und keinen Anstoß zu bereiten. Nachdem Gottschalk als Irrlehrer verdammt und als ein gegen die klösterlichen Ordnungen sich auflehnender Mönch öffentlich gegeißelt worden, brachte man ihn in sein zur Erz-
849. diöcese Rheims gehöriges Kloster Orbais. Dort wurde im nächsten Jahr von der westfränkischen Synode zu Kiersy, unter Hinkmars Leitung, das Verdammungsurtheil und die Bestrafung wiederholt, und die Geißelung so lange fortgesetzt, bis der Unglückliche halb sterbend sein Glaubensbekenntniß den Flammen übergab. Darauf wurde er zu ewiger Einsperrung in das Kloster Hautvilliers abgeführt, wo er ungebeugten Muthes und vertrauend auf den göttlichen Rathschluß der Auserwählung auch als Gefangener noch seinen Peinigern trotzte und die Entscheidung über die Wahrheit seiner Lehre, die er durch Schriften zu vertreten fortfuhr, einem Gottesurtheil anheimstellte. „Zerschlagen von hierarchischer Gewalt, in selbstsüchtige Träumereien versunken und um sein
868. Leben betrogen, starb endlich Gottschalk in Bann und in Banden, ungebeugt

und unversöhnt." Hinkmars Haß verfolgte den standhaften Mönch noch über das Grab hinaus. Nicht auf den Friedhof des Klosters, sondern an einem ungeweihten Orte ließ er ihn in der Stille ohne Sang und Klang verscharren.

Gottschalk, der Sohn eines sächsischen Grafen, wurde in zarter Jugend von seinem Vater dem Mönchsstande bestimmt und dem Kloster Fulda „dargebracht." Herangewachsen, suchte er sich der ihm aufgedrungenen Bestimmung zu entziehen, indem er behauptete, daß er wider seinen Willen geschoren und gewaltsam dem Mönchsleben geweiht worden sei. Eine Synode zu Mainz im J. 829 entband ihn von dem erzwungenen Klostergelübde; aber sein Abt Rabanus erkannte den Spruch nicht an, und indem er in einer eigenen Schrift zu erweisen suchte, „daß es den Gläubigen frei stehe, ihre Kinder Gott zu weihen, daß solche Gelübde ohne schwere Sünde nicht gelöst werden könnten und daß der Stand der Mönche auf göttlicher Einsetzung beruhe," bewirkte er, daß mit Zustimmung Ludwigs des Frommen Gottschalks Klostergelübde als gültig und bindend erklärt ward. Nur in so weit entsprach man seinem Verlangen, daß man ihm gestattete das ihm so verhaßte Fulda mit dem Kloster Orbais im Sprengel von Soissons zu vertauschen. Hier suchte sein bewegter Geist Ruhe in den Studien; er vertiefte sich in die Schriften Augustins und anderer Kirchenväter, und erwarb sich, Dank seinen geistigen Anlagen, seiner Rednergabe und seinem starken Gedächtniß, bald solche Kenntnisse, daß er allgemeine Bewunderung erregte, während sein strenges ascetisches Leben und sein sittenreiner Wandel Allen die ihn kennen lernten, Achtung einflößte. In der auf Ebbo's Absetzung folgenden Verwirrung der Rheimser Kirchenprovinz von einem Chorbischof zum Priester geweiht, vermehrte er seinen Ruf und seine Wirksamkeit durch Predigten und erweiterte seine Kenntnisse durch eine Reise nach Italien. Nun bekannte er sich in Wort und Schrift als den unbedingten Schüler und Anhänger des heil. Augustinus, dessen Lehre von der Prädestination, die in der gesammten abendländischen Kirche abgeschwächt und entstellt sei, er wieder in ihrer ursprünglichen Reinheit herstellen wolle. Er verkündete als die echte Lehre des Kirchenvaters eine doppelte Prädestination der Menschen, Einiger zur Seligkeit, Anderer zur Verdammniß, gegründet auf das unbedingte Vorherwissen und die Unwandelbarkeit Gottes. Für den freien Willen sei kein Raum; die wahre Kirche bestehe nur aus den Auserwählten; weder die Gnadenmittel der Kirche, noch die Fürbitten der Gläubigen vermöchten die Verworfenen zum Heil zu führen. Diesen Behauptungen gegenüber verfocht Rabanus die mildere, der semipelagianischen Denkweise sich annähernde Auffassung der abendländischen Kirche, nicht ohne herbe Zusätze persönlicher Erbitterung, indem er nur eine einfache Vorherbestimmung für die Guten zum ewigen Leben annahm, hinsichtlich der Verdammung der Bösen aber lediglich ein Vorherwissen Gottes. Diese Vorherbestimmung der Auserwählten aber sei nur eine bedingte: „sie gibt nur die Möglichkeit des Heils, welches sich jeder durch den Glauben aneignen muß. Gott ist Urheber unseres Heils, nicht unseres Unterganges, den Bösen ist die Strafe vorherbestimmt, nicht aber die Bösen zur Strafe. Gott will, daß alle Menschen selig werden und zur Erkenntniß der Wahrheit gelangen, zu der Gnade Gottes aber muß der freie Wille des Menschen hinzutreten, damit er sich durch den rechten Glauben und gute Werke den ewigen Lohn verdiene." In einem Sendschreiben, das Rabanus später, als er schon den erzbischöflichen Stuhl in Mainz bestiegen hatte, an den Markgrafen Eberhard von Friaul, einen Verehrer wissenschaftlicher Studien erließ, hob er mehr die praktische Seite der Gottschalkschen Lehrthätigkeit hervor, die geeignet sei, die Schwachen irre zu machen: „die Lehre von der Vorherbestimmung dürfe nur mit Vorsicht gepredigt werden, damit die Schwachen kein Aergerniß daran nähmen, ein unverständiger Arzt wende die Heilmittel so an, daß sie mehr

Gottschalks Lebensschicksale u. Lehre.

Schaden als Nutzen brächten, durch allzugroße Freiheit im Predigen würden die Seelen derer zu Grunde gerichtet, für welche Christus gestorben sei." Rabanus erreichte seinen Zweck. Gottschalk wurde von Eberhard aus dem Lande gewiesen, und als er bald darauf der Reichsversammlung in Mainz, bei der er sich aus eigenem Antrieb eingestellt zu haben scheint, sein Glaubensbekenntniß von der zwiefachen Vorausbestimmung der Auserwählten und der Verworfenen vorlegte, wurde er als Irrlehrer verdammt und nach erlittener Geißelung seinem Metropoliten Hinkmar von Rheims überliefert, um als unbußfertiger Streiter für den Grundgedanken seiner Lehre, die Unveränderlichkeit Gottes, als ein von der Kirche Ausgestoßener unter strenger Bewachung hinter den Klostermauern sein verlornes Leben zu beschließen. „Für Gottschalk und noch mehr für Augustin erhob Ratramnus von Corbie sein gelehrtes, Remigius von Lyon sein hierarchisches Ansehen, dagegen Hinkmar die fränkische Satzung von der menschlichen Freiheit, die jedoch der göttlichen Gnade bedürfe, Erigena die Einheit der göttlichen Beschlüsse vertheidigte."

Nationaler Charakter der Mainzer Reichssynoden.

Unter der kräftigen Leitung des Rabanus war das Erzstift Mainz nicht nur das Haupt und der Mittelpunkt der deutschen Kirche, die daselbst abgehaltenen Synoden sammt den gleichzeitigen Berathungen weltlicher Großen und Beamten unter dem Vorsitze des Königs nahmen mehr und mehr den Charakter allgemeiner Reichstage und Nationalconcile an, wo über alle Anliegen des Staats und der Kirche Raths gepflogen und Beschlüsse gefaßt wurden.

Die dritte Mainzer Synode. Oct 852.

Von der Art war die Reichs- und Kirchenversammlung die im October 852 in Mainz tagte und die sowohl wegen der großen Anzahl der Bischöfe, Aebte und Priester aus Ostfranken, Baiern und Sachsen als wegen der wichtigen und eingreifenden Gegenstände, die daselbst zur Berathung kamen, den Namen eines „Nationalconcils" verdiente. Nicht nur die Suffragane und Chorbischöfe von Mainz und Salzburg standen ihren Metropoliten zur Seite; auch Altfrid von Hildesheim, Ebbo's Nachfolger, Gauzbert von Osnabrück und Liutbert von Münster, fanden sich ein, obwohl die beiden letzteren zum Erzstift Köln gehörten. Von den Aebten nahmen Ratleik von Seligenstadt und Hatto von Fulda den ersten Rang ein. Presbyter, Diaconen und Mönche bildeten das Gefolge der Prälaten. Die Beschlüsse erstreckten sich über die äußeren und inneren Verhältnisse der Kirche. Zu jenen rechnen wir die Bestimmungen über die Entrichtung der Zehnten, über die Aufrechthaltung der Immunitäten und über die Sicherstellung der kirchlichen Gerechtsame gegenüber der weltlichen Gewalt; zu den letzteren die Vorschriften über die Disciplin der Geistlichen, die ermahnt werden sich der Jagd und den heidnischen Schauspielen fern zu halten und sich eines sittlichen Wandels, namentlich in Bezug auf Frauen zu befleißigen; über Sittenzucht der Laien und die für Verbrechen aufzulegenden Bußen, über eheliche Verhältnisse u. drgl., Beschlüsse, die in ihren Einzelheiten den Beweis liefern, daß auch in Deutschland die Sittenzustände an manchen Gebrechen litten, indem in den Kirchenstrafen rohe Gewaltthat, Mord und Mädchenraub, wilde Ausbrüche des Zorns und der Leidenschaft, Mißhandlung der Schwachen und Geringen, Laster und Blutschande unter den Erscheinungen des Tages erwähnt werden.

Vereinte Thätigkeit der drei Könige.

Wenn gleich die drei Frankenkönige in ihrem Herzen nicht von Gedanken des Friedens und der Versöhnung zu einander erglühten, so erforderte doch das gemeinsame Interesse und die Lage der Dinge, daß sie mit vereinten Kräften das Friedenswerk, wie es zu Verdun abgeschlossen worden, zu befestigen

und ins Leben einzuführen suchten. Zu dem Zweck trafen im October die 844.
Brüder mit ihren Großen in Diedenhofen zu einer Versammlung zusammen, um nach Art der alten Synodal-Reichstage über den Zustand der Kirche und die Sicherheit der Staaten Berathung zu pflegen und Beschlüsse zu fassen. Dabei scheint trotz der Theilung weder in der äußeren Form noch in den Gegenständen der Verhandlung ein Unterschied gegen früher obgewaltet zu haben. Was die Fürsten mit den bedeutenderen Würdenträgern und Vasallen im engeren Kreise vereinbart hatten, wurde dann durch einen Herold oder auch durch die Könige selbst der versammelten Menge mitgetheilt. Die geistliche Synode unter Drogo's Vorsitz erging sich in Klagen über die Verwaisung und Spoliation der Bisthümer und Abteien; die weltliche Versammlung erließ im Namen der drei Könige, die äußerlich ein freundschaftliches Einvernehmen zur Schau trugen, an die drei Gegner Karls des Kahlen, den jungen Pippin von Aquitanien, den ungehorsamen Bretonenherzog Nominoi und den Markgrafen Lambert, der sich mit Hülfe der Normannen in den Grafschaften des Westens festgesetzt, nachdem er seinen Widersacher Rainald in der grasreichen Ebene von Blain überfallen und mit vielen seiner Waffengefährten erschlagen hatte, die Aufforderung, dem König Karl die Huldigung darzubringen, wenn sie nicht von der vereinten Heeresmacht der drei königlichen Brüder bekriegt werden wollten. Aber trotz dieser Beschlüsse dauerten die Uebelstände in der Kirche und die Zerrüttung in den Reichen fort. Jeder der drei Könige hatte in seinem eigenen Lande vollauf zu thun, so daß gemeinsame Unternehmungen nie zu Stande kamen, und daß jeder sich seiner Feinde auf eigene Hand zu erwehren suchen mußte.

Das traurigste Bild der Verwirrung und Unsicherheit bot Karls Reich dar. Nicht nur daß bei der Charakterschwäche und unkriegerischen Natur des Königs die Raubzüge der Heiden und Mohammedaner ihren ungestörten Fortgang nahmen und Leben und Eigenthum in steter Gefahr schwebten; die Anträge der Synoden für Beseitigung der Laienäbte, für Rückerstattung der Kirchen- und Klostergüter, für Beobachtung der kanonischen Gebote und Sittengesetze prallten an der harten Brust der eigennützigen und gewaltthätigen Großen wirkungslos ab. „Welche Wirkungen konnten den Ermahnungen der Geistlichkeit zu Theil werden an einem Hofe, dessen vornehmster Mann, Graf Adelhard, sich in Karls und Lothars Gebiete eine Abtei nach der andern in die Hände liefern ließ?“ Bei der tiefen Spaltung, die deshalb zwischen den beiden Ständen immer mehr hervortrat, war an ein friedliches Abkommen auf dem Wege der Vereinbarung nicht zu denken. Gieng doch der Uebermuth und Frevelsinn der Kriegeraristokratie so weit, „daß sie nichts hören wollten von einer Erklärung gegen räuberische Einbrüche in Kirchen und Klöster, nichts von den Klagen über die Gräuel, welche sich beim Durchzuge des Königs durch eine Stadt seine Begleitung zu erlauben pflegte, nichts von einer Bedrohung der

Karl der Kahle und seine Gegner.

1) Die weltlichen Großen.

Jungfernräuber, nichts von einer Rüge gegen das liederliche Treiben in den Häusern vieler Großen und Mächtigen," nichts von einer Beschwerde über Mißbrauch und allzu häufige Anwendung der Eidschwüre. Selbst die Juden fanden an der Aristokratie und an den Königen Schutz gegen den Haß und die Klagen der Geistlichkeit. Die westfränkischen Bischöfe gaben daher die Versuche, durch Synodalverhandlungen ihre Sache zu fördern, allmählich auf und „schlugen den Schleichweg der Fälschung ein" oder suchten sich der persönlichen Gewogenheit des Königs zu versichern, was ihnen bei Karl, auf den die kirchliche Richtung des Vaters übergegangen war, in hohem Maße gelang.

Die Stellung der Juden in Westfranken. Auf einer am 15. Juni 845 in Meaux abgehaltenen und im folgenden Jahr in Epernay fortgeführten Reichssynode beschäftigte sich die Geistlichkeit eifrig mit den Verhältnissen der Juden, indem sie theils ältere Gesetze wieder in Erinnerung brachte, theils neue erließ. Wie in Spanien waren auch im südlichen Gallien die Juden im Besitze großer Reichthümer, die sie sich durch lebhaften Handel mit dem Auslande verschafften und die sie in Stand setzten durch Geschenke oder Darlehn sich die Gunst der Großen und des Königs zu erkaufen und auf diese gestützt sich nicht bloß allen gegen sie gerichteten Gesetzen und Bekehrungsversuchen zu entziehen, sondern auch erlittene Unbilden empfindlich zu vergelten. In ihrem Haß gegen die Christen waren sie mitunter den Saracenen und Normannen bei ihren Einfällen behülflich, und „die Einnahme mancher Stadt sah man als Werk jüdischen Verraths an." Im Vertrauen auf den Schutz der weltlichen Großen und gehoben durch das Ansehen ihrer Glaubensgenossen unter den Saracenen in Spanien, wußten sie sich nicht bloß der Zudringlichkeiten der Bekehrer zu erwehren, sie hatten auch ihre Lust daran, Christen an ihrem Glauben irre zu machen, wobei sie nicht wenig durch das Ansehen, „welches auch die christliche Kirche den alten Grundlagen ihrer Religion zuerkannte," so wie durch die Reste einer feineren Bildung, „die sie aus den Tagen des Alterthums durch die Zeiten der Barbarei hindurch gerettet hatten," unterstützt und gefördert wurden. Gelang es ihnen doch, einen jungen Geistlichen aus Allemannien, der im kaiserlichen Palast seine Bildung erhalten hatte, zu sich hinüberzuziehen und mit solchem Fanatismus zu erfüllen, daß er die Tochter eines Juden heirathete, seinen Neffen zum Abfall brachte, und in Spanien, wohin er
847. sich endlich mit mehreren seiner neuen Glaubensgenossen begab, die Saracenen zur Verfolgung der dortigen Christen aufreizte. Aus den Beschwerden der Bischöfe geht hervor, daß die Juden sich ungeachtet aller Verbote erdreisteten, christliche Sclaven an sich zu kaufen und sie entweder der Beschneidung zu unterwerfen oder als Dienstboten zur Beobachtung jüdischer Gesetze und Gebräuche anzuhalten, auch wohl geraubte Christenkinder an die Saracenen in ferne Länder als Sclaven zu verkaufen. Dabei trugen sie kein Bedenken, ihren Uebermuth gegen die Christen in verletzender Weise kund zu geben. So verkauften sie das Fleisch, das sie für ihre Mahlzeiten als unrein verwarfen, an die Christen mit der höhnenden Bezeichnung „Christenfleisch." Darum verlangten die Bischöfe auf den erwähnten Versammlungen, daß die Juden in Zukunft keine christlichen Sclaven besitzen und die in ihrem Besitze befindlichen gegen eine Entschädigung herausgeben sollten, daß jeder nähere und vertraute Verkehr zwischen Juden und Christen aufhören müsse, daß den Juden jeder Handel mit christlichen Sclaven so wie der Eintritt in das Heer und in die Dienste des Staates untersagt werde; allein nicht einmal diese im Ganzen gemäßigten Beschlüsse kamen zum Vollzug, viel weniger die Erneuerung eines alten Beschlusses einer Toledanischen Synode, kraft dessen den Juden

ihre Kinder entrissen und an Klöster oder christliche Familien zur Erziehung übergeben werden sollten, „damit sie nicht in dem Irrthum ihrer Väter aufwüchsen."

Um die Zahl seiner Feinde zu mindern, suchte Karl eine Aussöhnung mit seinem Neffen **Pippin**. Gegen das Versprechen, dem König hold und gewärtig zu sein und ihm in allen Nöthen nach Kräften beizustehen, erhielt der Prinz auf einer Zusammenkunft zu Fleury im Sprengel von Orleans von Karl die Herrschaft über Aquitanien mit Ausnahme der nördlichen Gaue Poitou, Saintonge und Angoumois. Das neue Königreich, das noch im Süden das Land der Basken zwischen Garonne und Pyrenäen und im Osten die Auvergne bis in die Sevennen umfaßte, ragte tief in Karls Gebiet hinein und trennte Septimanien und die spanische Mark von den übrigen westfränkischen Landen. — Noch kläglicher ging Karl aus dem Kampfe wider den Herzog **Nominoi** von der Bretagne und seinen Bundesgenossen Markgraf **Lambert** von Nantes hervor, als er sie zur Anerkennung seiner Oberherrlichkeit zwingen wollte. In der Hoffnung, die Mißvergnügten des Landes würden sich bei seiner Annäherung unter seiner Fahne sammeln, rückte er mit unzulänglichen Streitkräften in die Halbinsel ein, erlitt aber bei Ballon in einer unwegsamen Sumpfgegend durch die Bretonen eine vollständige Niederlage. Nur durch eilige Flucht rettete er sich nach Tours, indeß Nominois plündernde Schaaren bis in die Normandie vordrangen und Lambert, der schon vorher dem Sohne des von ihm erschlagenen Rainald das Schicksal seines Vaters bereitet hatte, seine Feinde unbarmherzig niederwarf. Nach der Meinung der Geistlichkeit lag die Ursache dieser und anderer Unfälle, von denen das Reich betroffen ward, darin, daß die Reformen in Kirche und Staat, auf welche die Bischöfe wiederholt bei dem König und den Großen gedrungen, „durch die Bosheit Satans und seiner Diener" vereitelt worden.

2) Pippin. Juni 845. 3) Nominoi u. Lambert. 22. Nov. 845.

Lambert fügte durch seine wilde Tapferkeit und Raublust dem Lande solchen Schaden zu, daß Karl selbst endlich für gerathen hielt, ihn durch friedliche Mittel zur Ruhe zu bringen. In der weiten Grafschaft Anjou, wo er zuletzt das Schwert gegen den König geführt, setzte man „den Freund des Bretonenfürsten, den Verwüster von Nantes, den Verderber so manchen königlichen Dieners als ordentlichen Grafen ein, und auch die Kirche, die den rebellischen Großen ausgestoßen hatte, öffnete ihm nun wieder, Reue und Besserung ausbedingend, ihren Schooß." Auch mit Nominoi schloß Karl einen Frieden, ohne daß seine Oberherrschaft über die Bretagne dadurch für die Zukunft gesichert worden wäre. Es war nur eine Waffenruhe bis auf günstigere Zeiten, da gerade damals die verheerenden Landungen der Normannen den Herzog nach andern Seiten riefen. Wie früher der König, suchte auch er die wilden Gäste durch Befriedigung ihrer Habsucht zur Abfahrt zu bringen. Aber die Befreiung eines Landes gereichte gewöhnlich einem andern zum Verderben. So wurde jetzt die feste und große Stadt **Bordeaux** von den Normannen bedrängt und nach einer über ein Jahr dauernden Belagerung, wie es heißt durch den Verrath der Juden erobert, ausgeplündert und niedergebrannt. Man feierte es als einen großen Sieg, daß Karl neun Schiffe, die sich zu weit die Dordogne hinauf gewagt, in seine Gewalt bekam und die Mannschaft tödtete.

Die Normannen in Bordeaux. 848.

Aber die berühmte und reiche Römerstadt, Sitz eines Erzbischofs, hatte er nicht zu retten vermocht.

Die Frankentage zu Mersen und Peronne. 847. 849. Hätten die drei Könige sich zu gemeinsamem Handeln vereinigen können, so wäre man leicht über die räuberischen Barbaren Meister geworden. Aber das gegenseitige Mißtrauen und die fortdauernde Spannung der Brüder gab den Feinden stets Gelegenheit zu unerwarteten Ueberfällen. Besonders hegten Lothar und Karl Argwohn und Groll gegen einander; wenn nicht Ludwig treu zu dem Straßburger Bundesgenossen gestanden hätte, so würde der Bruderkrieg von Neuem ausgebrochen sein. Lothar fühlte sich schwer verletzt, daß Karl den Grafen Giselbert, seinen Vassallen, welcher eine der kaiserlichen Töchter entführt und gegen des Vaters Willen in die Ehe genommen, ungestraft in Aquitanien leben ließ. Febr. 847. Der Frankentag zu Mersen bei Maestricht brachte, trotz den Bemühungen Ludwigs, nur eine scheinbare und unaufrichtige Versöhnung der entzweiten Gemüther zu Stande. Wie früher zu Diedenhofen wiederholten die drei Herrscher die Versicherungen brüderlicher Liebe und Einigkeit, gelobten sich Beistand und verbürgten ihren Söhnen gegenseitig die Erbfolge in ihren Reichstheilen in der bisherigen Selbständigkeit. Auch beschlossen sie dem Räuberwesen und Wegelagern zu steuern, die Armen und Bedrückten zu schützen und den Beschwerden und Forderungen der Geistlichkeit Gehör zu schenken; aber mit Beschlüssen wurde die kranke Zeit nicht geheilt. Unsicherheit und Verwilderung nahmen zu und ein fortdauernder Kriegszustand verzehrte das Mark des Volkes und gab die einst so gefürchteten Franken jedem Angriff von Außen preis.

„Die dies mit ansahen", sagt Dümmler, „hatten das Gefühl, daß sie in einer Zeit tiefen Verfalles, beständiger Abnahme lebten, in welcher der Himmel ergrimmt über die Sünden und den Unverstand der Menschen ohne Unterlaß seine Zuchtruthe herabhänge. Die wehmüthige Erinnerung an eine bessere, oft im Lichte der Phantasie allzusehr verklärte Vergangenheit ließ die Gegenwart nur um so düsterer erscheinen. Je größer das Elend der Gesammtheit, um so kecker wagte das Verbrechen der Einzelnen sich hervor, die aus dem allgemeinen Ruine für sich selbst Beute zu machen eilten und über das Unglück triumphirten. Hier Wehklagen und Buße, dort Prassen und wüste Genußsucht, in diesen schroffen Gegensätzen zeichnet sich das Bild einer Zeit, welche den Erwerb großer Ahnen aufbrauchend noch nichts von den Keimen künftiger Schöpfungen gewahr wurde, die auch in diesem Chaos schlummerten." — Auch die Erneuerung Jan. 849. dieses Friedens- und Freundschaftsbundes auf der Zusammenkunft in Peronne brachte in die allgemeinen Verhältnisse der Staaten keine Veränderung. Sie hatte nur die Folge, daß Lothar unter päpstlicher Fürsprache dem Grafen Giselbert verzieh und ihn als Schwiegersohn anerkannte, dem jungen Karl von Aquitanien seinen Schutz entzog und ihn dadurch seinem Oheim und Pathen in die Hände lieferte. Auf der Flucht in sein Heimathland von dem Grafen Vivianus gefangen, mußte der Prinz, um dem Tode als Hochverräther zu entgehen, öffentlich erklären, daß er bereit sei Geistlicher zu werden und trat dann, von den Bischöfen geweiht und geschoren, als Mönch in das Kloster Corbie ein.

War auch keines der drei Reiche von diesen Uebeln ganz frei, so herrschte doch fortwährend die größte Zerrüttung in Westfranken, wo nicht bloß Saracenen und Normannen, von fränkischem Verrath unterstützt, immer verwegener vordrangen, sondern auch die alten Feinde von Neuem zu den Waffen griffen. Während Wilhelm, der Sohn des ermordeten Markgrafen Bernhard, sich mit Hülfe der Araber in Barcelona, der Hauptstadt der spanischen Mark, festsetzte, vertheidigte sich Pippin, den ein großer Theil seiner aquitanischen Vasallen, Aebte und Bischöfe wegen seiner Trägheit und kriegerischen Untüchtigkeit verlassen hatte und zu Karl übergegangen war, mit dem Reste seiner Getreuen in der Stadt Toulouse gegen die Versuche seines Oheims, das früher abgetretene Königreich Aquitanien wieder unter die fränkische Herrschaft zu bringen, bis er nach der Eroberung auch dieses seines letzten Bollwerks das Leben eines Abenteurers führte; und Nominoi hob die bisherige Kirchenordnung und den Verband des bretonischen Klerus mit dem Erzbisthum von Tours auf, ließ sich, nachdem er eigenmächtig das Land in sieben, statt der bisherigen vier Diöcesen getheilt, in Dôl, dem neubegründeten Metropolitansitz, von seinen Bischöfen zum König salben und krönen und drang, die Oberherrschaft Karls abwerfend, mit seinen plündernden Schaaren durch die britannische Mark bis nach Angers vor. Im Bunde mit dem kühnen Lambert, der gleichfalls den mit dem Frankenkönig geschlossenen Frieden brach, und mit dessen Bruder Werner, eroberte Nominoi Nantes und Lemans, nahm die fränkische Besatzung gefangen und setzte einen bretonischen Geistlichen auf den Bischofsstuhl. Und als der bejahrte Kriegsfürst, von dem die Sage meldete, daß er ursprünglich als armer Ackersmann mit eigener Hand den Pflug geführt und dabei einen Schatz aus der Erde gewühlt, mit welchem er sich mächtige Freunde erworben, endlich auf feindlichem Boden einen plötzlichen Tod fand, wie es hieß, durch die strafende Hand eines Racheengels für so viele Unthaten, wurde sein tapferer Sohn Erispoi der Erbe seiner Herrschaft und seiner hochfliegenden Entwürfe. Vergebens suchte Karl mit einem fränkischen Reiterheer, das durch sächsische Miethtruppen zu Fuß verstärkt war, den neuen Bretonenkönig und seinen Bundesgenossen Lambert zur Unterwerfung zu zwingen; eine große Feldschlacht an der Grenze ihrer Territorien entschied gegen die Franken. „An die verschiedenartigsten Bewegungen gewöhnt, brachen die Bretonen bald furchtbar auf die dichtgedrängten Schaaren ein, bald wendeten sie sich zu einer täuschenden Flucht und sandten den Speer nach dem unvorsichtigen Verfolger zurück. Menschen und Pferde fielen in Menge.“ Am Morgen des dritten Schlachttages verließ der König „vor übergroßer Angst“ heimlich das Lager, allen Schmuck, alles Prunkgeräthe seiner Würde den eindringenden Feinden als Beute zurücklassend. Viele Grafen und Edle blieben auf dem Schlachtfelde oder erlagen auf schimpflicher Flucht; andere mußten in Gefangenschaft wandern. Unter den gefallenen Edlen befand sich auch Graf Vivianus, der fluchbeladene Inha-

Neue Kämpfe Karls in Aquitanien u. Bretagne. 850. 851.

850.

7. Mai 851.

22. Aug. 851.

ber des Martinsklosters zu Tours. Der schmachvollen Schlacht folgte der gleich schmachvolle Frieden von Angers, in welchem Karl nicht nur in die Abtretung der Landschaften von Rennes, Nantes und Retz willigen, sondern auch dem Bretonenhäuptling den angemaßten Königstitel zugestehen mußte. Wenn Erispoi dabei noch in so weit einen Schatten fränkischer Oberhoheit anerkannte, daß er sich von Karl mit königlichen Gewändern bekleiden ließ und sich zu einer geringen Abgabe verpflichtete, so war dies nur eine leere Form, um die Demüthigung dürftig zu verhüllen.

Und nicht bloß das bretonische Königthum wurde bestätigt, auch die neue Kirchenordnung und der schismatische Metropolitanverband der sechs Bischöfe unter dem Erzbischof von Dôl blieb bestehen. Excommunicationen und päpstliche Sendschreiben waren erfolglos. Von den vertriebenen Prälaten starben die Einen in der Verbannung, die andern verdankten ihre Wiederaufnahme ihrer bretonischen Abkunft oder ihrer Fügsamkeit. Bald darauf fand der kühne Parteigänger Lambert seinen Tod. Graf Gauzbert von Maine, der sich schon vorher seines Bruders Werner bemächtigt hatte, nahm ihn mit List gefangen und lieferte beide in die Hände des Königs, der sie durch das Richtbeil sterben ließ. Kurz zuvor war auch Bernhards Sohn Wilhelm, der Bundesgenosse der Saracenen, durch die Hand einiger Verschwornen gefallen (S. 192), und wenige Monate nach Lamberts und Werners Hinrichtung wurde noch Karls schlimmster Gegner, Pippin von Aquitanien, von dem baskischen Grafen Sancho gefangen genommen und dem Frankenkönig ausgeliefert, der ihn gleich seinem jüngern Bruder Karl im Medarduskloster zu Soissons zum Mönch scheeren ließ. Aber diese Erfolge wurden reichlich aufgewogen durch die Feindseligkeiten der Moslemin, welche mit Hülfe jüdischer Einwohner sich abermals der Stadt Barcelona bemächtigten und fast alle Christen daselbst ermordeten, und durch die unaufhörlichen Raubzüge der Normannen, welche sich immer kühner vorwagten, um nach entsetzlichen Plünderungen der Städte, Kirchen und Klöster zuletzt dem unkriegerischen Frankenkönig Geld und Beute als Preis der Abfahrt abzutrotzen. „Auf vielen der kleinen Werder in der Seine bleichten die Gebeine christlicher Gefangener, welche die Heiden erschlagen." — Und auch im Innern traten fortwährend neue Gegner an die Stelle der Getödteten und die Gefangenen wurden der Haft entrissen und pflanzten, unterstützt von dem unruhigen Geiste und der Abenteurerlust der Zeit und des südländischen Volkes, immer wieder von Neuem die Fahne des Abfalls und Aufruhrs auf. Denn die Eide banden nicht mehr, und die Treue war feil. Um wenigstens von Seiten des Bretonenfürsten Erispoi vor weiteren Feindseligkeiten gesichert zu sein, vermählte Karl einige Jahre nachher seinen ältesten Sohn Ludwig mit der Tochter seines tapfern Gegners und wies dem jungen Paar die Hälfte des Herzogthums Maine als Ausstattung an. Bald darauf wurde Erispoi von seinem Verwandten Salomon und einem andern Häuptling in der Kirche vor dem Altare, wo er die göttliche Hülfe angerufen, ermordet.

Lamberts und Pippins Ausgang. Mai 852. 856.

Eine gute Wirkung hatte indessen dieser Zustand allgemeiner Verwirrung und kriegerischer Anarchie: die drei königlichen Brüder kamen zu der Einsicht, daß durch ihre Zwietracht und ihr gegenseitiges Mißtrauen „viele gottlose und dem Volke wie den Herrschern beschwerliche Dinge geschehen," und näherten sich einander mit größerer Aufrichtigkeit als zuvor. Auf einer zweiten Versammlung in Mersen erklärten sie in Gegenwart vieler geistlichen und

Der zweite Frankentag in Mersen. Frühjahr 851.

weltlichen Großen, „daß sie alle Feindseligkeiten und Widerwärtigkeiten, die sie einander in den verflossenen Jahren zugefügt, vergeben und vergessen und in wahrer und ungeheuchelter Liebe sich künftig zugethan sein wollten. Keiner von ihnen wolle sich ferner nach dem Königthume und den Vassallen des andern gelüsten lassen oder den Lügen und Verleumdungen geheimer Ohrenbläser Gehör schenken; vielmehr sollten fortan die drei Könige in allen Nöthen sich gegenseitig mit Rath und That beistehen, sei es in eigener Person oder durch ihre Söhne und Getreuen, an den Freuden und Leiden eines Jeden aufrichtigen Antheil nehmen und die Treue, die sie einander gelobten auch auf die Kinder eines Jeden von ihnen übertragen. Friedensstörer so wie Verbrecher und Gebannte, die sich aus einem Reich in das andere begeben würden, sollten nirgends Zuflucht finden, dagegen alle Getreuen in ihrem Recht und Eigenthum gegen willkürliche Bedrückung oder Beschädigung gesichert sein, und ihr Rath und Wort, sofern sie den Königen in aufrichtiger Treue und Gehorsam als Unterstützer und Helfer zur Seite stehen würden, in allen staatlichen und kirchlichen Angelegenheiten die gebührende Beachtung finden. So geeinigt wollten die Könige und ihre Mannen sich mit Gott aussöhnen und durch aufrichtige Buße und Besserung seine Gnade zu erlangen streben. Gegen die Uebertreter dieser Ordnungen sollte in gemeinsamer Versammlung der Herrscher und ihrer Vassallen nach Gottes Gesetz eingeschritten werden; würde aber einer der Könige selbst sich einer Verletzung dieser Uebereinkunft schuldig machen, so sollten die Getreuen in hinlänglicher Zahl mit den ersten Männern des Reichs zusammentreten, um nach der Ansicht der andern Könige, nach dem Urtheil der Bischöfe und der allgemeinen Stimme, über ihn zu richten.

Es war ein eigenthümliches Geschick, daß gerade Ludwig, der sich die Herstellung der brüderlichen Eintracht und Versöhnung am meisten hatte angelegen sein lassen, zuerst zum Bruche des Vertrags von Mersen Veranlassung gab. Karl nämlich hatte durch die Ermordung des Grafen Ganzbert von Maine, der ihm früher durch die Verhaftung des feindlichen Bruderpaares Lambert und Werner so wichtige Dienste erwiesen, die Zahl seiner Feinde vermehrt und die große Verwandtschaft des Grafen wider sich aufgebracht. Diese verfehlten nicht in Aquitanien von Neuem die Fackel des Bürgerkrieges zu entflammen. Das Bestreben Karls, dieses südliche Königreich mit seinen übrigen Besitzungen inniger zu vereinigen, die Sonderstellung, die es so lange bewahrt, zu vernichten und es zu gleichen Rechten und Verhältnissen als Provinz in das westfränkische Reich einzufügen, weckte die nationale Eifersucht der Großen und erzeugte eine neue Empörung. In früheren Jahren hatten sie an Lothar eine geheime Stütze gehabt. Diese entging ihnen jetzt, da der Kaiser mit seinem Halbbruder in gutem Vernehmen stand und beide überein gekommen waren, zur Unterdrückung der inneren Feinde und der unerträglichen Räubereien und Gewaltthaten der Großen sich einander hülfreiche Hand zu leisten,

Ludwig rückt in Aquitanien ein. 854.

853.

864. ein Beschluß, den sie auf einer Zusammenkunft in der Kathedrale zu Lüttich aufs Neue bekräftigten und durch Aussendung von Sendboten zur Verfolgung und Bestrafung der Verbrecher ernstlich bethätigten. Deshalb wandten sich die Aquitanier an Ludwig mit der Bitte, entweder selbst die Regierung ihres Landes zu übernehmen oder einen seiner Söhne zu senden, der sie von der Tyrannei des Königs Karl befreie. Sie boten zur Bürgschaft ihrer Treue Geißeln an, drohten aber zugleich für den Fall einer Weigerung bei den Feinden des christlichen Glaubens Beistand zu suchen. Ludwig, vielleicht verstimmt und argwöhnisch über die Annäherung seiner Brüder, ging auf die Anträge der aquitanischen Großen ein und zerriß somit die Straßburger Verträge mit Karl. Sein zweiter Sohn Ludwig rückte an der Spitze einer wilden Kriegsschaar über die Loire in das nördliche Aquitanien ein, den Weg mit Raub und rohen Ausschweifungen bezeichnend, die jedoch von den Truppen Karls noch überboten wurden. Während die Normannen die Loire heraufsegelten, die Städte Angers und Blois ausplünderten und in das Martinskloster in Tours, das einst so reiche Belehrung über das ganze Frankenreich ausgestreut, die Brandfackel warfen, wüthete weiter südwärts ein verheerender Bürgerkrieg, wobei das christliche Kriegsvolk mit dem heidnischen in Raubgier und Grausamkeit wetteiferte. „Rauben, Sengen und Knechtung der Menschen war ihre ganze Beschäftigung", klagt ein westfränkischer Bischof der Zeit; „nicht einmal die Altäre und Kirchen Gottes blieben von ihrer frechen Begierde verschont." Ludwigs Unternehmungen hatten indessen wenig Fortgang; nur ein kleiner Theil der aquitanischen Großen schloß sich ihm an, die übrigen folgten entweder den aus ihren Klöstern entwichenen Königssöhnen Pippin und Karl oder sie machten ihren Frieden mit dem westfränkischen König. Bald sah sich Ludwig mit seinen
Herbst 854. Kriegsmannen zum schleunigen Abzug genöthigt, während sein Oheim Karl sich mit den Aquitaniern dahin verständigte, daß er ihrem Königreich eine gesonderte Verwaltung gab und seinen zweiten noch unmündigen Sohn gleichen Namens als Unterkönig einsetzte. Lothars zunehmende Krankheit, die ein nahes Ende erwarten ließ, machte den beiden Brüdern die Beendigung der Feindseligkeiten wünschenswerth, um die Hände frei zu haben. Sie söhnten sich da-
856. her schnell aus und erneuerten das nur kurz gestörte Straßburger Bündniß.

Hatten doch beide noch Feinde genug, Karl im Westen, Ludwig im Osten. Denn wie dort die Normannen stets zu Einfällen bereit standen, waren hier die slavischen Völkerschaften auf der Lauer, namentlich seitdem der mährische Fürst Rastislav seine Lehnstreue gegen den Baiernkönig gebrochen und die sonst zersplitterte Slavenwelt unter seiner monarchischen Gewalt vereinigt hatte. Geschützt durch Burgen und feste
Sommer 855. Lagerorte trotzte Rastislav den feindlichen Angriffen und folgte dem abziehenden Heere auf dem Fuße nach, die Verwüstung des eigenen Landes an den Orten der Donau vergeltend.

Lothars Ausgang. 855. Bald nachher neigte sich Lothars Leben dem Ende zu. Als er fühlte, daß sein von Krankheit gebrochener Leib der Erde nicht mehr lange angehören

werde, traf er die Bestimmung, daß sein bereits mit der zwiefachen Krone geschmückter Erstgeborner Ludwig auf das Königreich Italien beschränkt bleiben, seine beiden jüngeren Söhne sich in das übrige Reich theilen sollten, also daß das Hauptstück, Francien und Friesland mit dem Kaisersitz Aachen, an Lothar, Provence und die Rhonelande an Karl fielen. Darauf legte er Krone und Regierung nieder und nahm in dem Kloster Prüm, einer bevorzugten Stiftung seines Hauses in einer rauhen und öden Gegend der Eifel, das er sich zu seinem Aufenthalte und zu seiner letzten Ruhestätte ausersehen, die Tonsur und das Gewand der Mönche an. Dort beschloß er unter klösterlichen Uebungen schon nach sechs Tagen sein Leben. Die Prümer, die der Sterbende mit Gaben an Landbesitz, Kleinodien und Kostbarkeiten reich bedacht, setzten den Leichnam in ihrer Kirche bei und bewirkten, wie die Legende berichtet, daß in dem Kampfe, den die Engel des Lichts mit den Geistern der Finsterniß um seine Seele führten, die ersteren den Sieg davon trugen. Sechzig Jahre hatte Lothar gelebt und acht und dreißig Jahre die Krone getragen. Und was waren die Früchte dieses Lebens? Nach Zielen strebend, die über seine Kräfte gingen, hat er seine besten Jahre in verderblichen Bürgerkriegen um die Weltherrschaft vergeudet und darüber die schönsten Länder eine Beute wilder Räuber werden lassen. Und während er bis an seines Lebens Ende sich mit der Idee einer kaiserlichen Oberhoheit trug, führte er durch seine letztwillige Verfügung das Frankenreich vollends seiner Auflösung zu und streute aufs Neue die verderbliche Saat der Bürgerkriege und des Familienhaders. Die Zeitgenossen rühmen Lothars kirchliche Gesinnung, seine Neigung für Wissenschaft und theologische Studien, seine Freigebigkeit gegen religiöse Stiftungen; aber diese kirchliche Gesinnung hielt ihn nicht von sinnlichen Ausschweifungen zurück. Nach dem Tode seiner Gemahlin Irmengard (851) lebte er mit zwei leibeigenen Mägden von einem seiner Krongüter in wilder Ehe, und sein Sohn Lothar durfte noch vor seiner Mündigkeit Waldrada, eine edle Jungfrau, zu seiner Bettgenossin nehmen.

29. Spt. 855.

b) Die kirchlichen und politischen Verhältnisse unter Lothar II. und Papst Nicolaus I.

1. Die Lage der drei Reiche und Lothars II. Ehestreit.

Schon auf der ersten Zusammenkunft zu Orbe am Neuenburger See geriethen die drei Söhne Lothars in heftigen Streit, indem Ludwig zu seinem Langobardenreich noch ein Drittel von dem übrigen Reichsgebiet in Anspruch nahm, Lothar aber nicht nur in keine Abtretungen willigen wollte, sondern auch den jüngsten Bruder Karl seines Erbtheils zu berauben und ihn in ein Kloster einzuschließen gedachte. Nur dem entschiedenen Auftreten der Vassallen war es zuzuschreiben, daß die Brüder nicht zu den Waffen griffen, sondern sich vorläufig in die Bestimmungen des Vaters fügten. Diese zweite Ländertheilung

Die zweite Ländertheilung. 856.

nach dem Verduner Vertrag schwächte das monarchische Ansehen und die Bedeutung des Kaiserthums in demselben Grade, wie sie die Macht des Papstes und der Vassallen erhöhte. In der Person des Langobardenkönigs Ludwig, der nicht einmal die Kraft besaß, die Feinde von den Küsten Italiens abzuwehren, sank das von dem Inhaber des apostolischen Stuhles in Rom übertragene Kaiserthum zu einem bloßen Titel herab und die Idee der Reichseinheit blieb nur noch eine „historische Erinnerung." An dieser veränderten Machtstellung trugen die Könige selbst nicht geringe Schuld. Karl, ein junger schwächlicher und unerfahrener Fürst, war nicht im Stande die Großen, denen er seine Stellung verdankte, in Unterwürfigkeit zu halten, daher in der Provence und in den Grafschaften an der Rhone alle Auswüchse des Lehnswesens sich am ungestörtesten entwickelten und die königliche Gewalt zu einem Spielball in den Händen der großen Vassallen herabgedrückt wurde; und Lothar II., der die sinnliche Natur seines Vaters geerbt und zur Wollust gesteigert hatte, suchte sich unter den Bischöfen und Großen seines Reiches, dem außer den belgischen und burgundischen Landschaften noch Friesland und die am Rhein und an der Mosel seßhaften und nach ihm „Lotharingier" genannten Rheinfranken und Elsässer angehörten, durch wichtige Zugeständnisse eine Partei zu bilden, mit deren Hülfe er die Scheidung von seiner rechtmäßigen Gattin durchzuführen und zugleich den Anhang der tief gekränkten schuldlosen Königin unschädlich zu machen vermöchte, ein ungesetzliches durch unselige Leidenschaft hervorgerufenes Thun, das zugleich das Papstthum und die Aristokratie in ihren Machtbestrebungen stärkte.

Ludwig II. in Italien. *Karl in der Provence.* *Lothar II. in „Lotharingien."*

Der fast gleichzeitige Tod des Erzbischofs Drogo von Metz, eines wegen seiner Milde und liebenswürdigen Persönlichkeit zum Vermittler besonders geeigneten Prälaten, vernichtete auch die Idee eines kirchlichen Primates diesseit der Alpen. Das Bisthum Metz kehrte in das alte Abhängigkeitsverhältniß zur Metropole Trier zurück. Zwei Monate später beschloß auch Rabanus Maurus sein reiches Leben, bis an sein von körperlichen Leiden schwer getrübtes Ende ein eifriger Pfleger der Wissenschaften, ein liebevoller Tröster und Helfer der leidenden Menschheit, ein unermüdlicher Arbeiter an dem Aufbau der deutschen Kirche. Seit Bonifacius hat kein Bischof eine so tief eingreifende vielseitige Thätigkeit entwickelt als Raban, der Metropolite von Mainz. Die Verehrung seiner zahlreichen Schüler und die dankbare Liebe des Volks folgten ihm ins Grab. Der einzige Flecken, der seinem Leben anhaftete, war sein unversöhnlicher Groll gegen den unbußfertigen Mönch Gottschalk; und er hatte den Kummer, daß trotz aller seiner heftigen Streitschriften und Verfolgungen die ketzerische Lehre noch Bekenner und Vertheidiger zählte, als er in die Gruft stieg.

Tod der Erzbischöfe von Metz und Mainz. 8. Dec. 855. 4. Febr. 856.

Rabans Nachfolger auf dem Mainzer Erzstuhl wurde nicht durch die freie Wahl von Gemeinde und Geistlichkeit, sondern nach dem Willen des Königs, jener Karl von Aquitanien, der während der Verwirrung des Jahres 854 aus dem Kloster Corbie, wo er bereits zum Diaconus geweiht worden, entwichen war und nun von seinem Oheim Ludwig zur ersten Kirchenwürde des ostfränkischen Reiches erhoben ward, zum großen Verdruß des

Neue Feindschaft zwischen Karl d. Kahlen u. Ludwig d. Deutschen. 857—859.

Königs der Westfranken. Der Baiernkönig schien des Straßburger Bundes gänzlich vergessen zu haben. Denn nicht nur daß er den Neffen in so auffallender Weise begünstigte; er unterhielt auch fortwährend Verbindungen mit einzelnen hervorragenden Großen in Aquitanien, die durch die Schwäche Karls und seines jungen Sohnes stets zu neuen Abfällen und Schilderhebungen ermuntert wurden. Die Gefahr war für sie bei diesem unruhigen Treiben nicht groß, da der westfränkische König, statt ihnen energisch mit den Waffen entgegen zu treten, stets zu gütlichen Verhandlungen mit den abtrünnigen Vasallen bereit war, und sich Rechte und Lehen von ihnen abtrotzen ließ. So ist es denn nicht zu verwundern, daß der Südwesten des Frankenreichs mehr und mehr dem traurigen Zustande des Faustrechts und der Anarchie verfiel, da die treulosen und unruhigen Edelleute bald den dem Kloster entlaufenen Pippin als Oberhaupt anerkannten, um sich durch die Aufstellung des schwachen und charakterlosen Karolingers einen Schein von Gesetzlichkeit und Legitimität zu verleihen, bald gleich diesem Abenteurer selbst mit den heidnischen Normannen in Bund traten und ihnen bei ihren räuberischen Ueberfällen Vorschub und Hülfe leisteten, um dann die Beute zu theilen, bald wieder mit dem König Karl und seinem Sohne Frieden machten oder mit dem Baiernkönig die abgerissenen Verbindungen wieder anknüpften.

„Vergeblich sucht man, mit wenigen ehrenwerthen Ausnahmen, Sinn für das Gemeinwohl bei diesen westfränkischen Vasallen", sagt Dümmler, „die sich gewöhnt hatten ihr Verhältniß zur Krone als einen auf Kündigung geschlossenen Vertrag zu betrachten und das ihnen anvertraute Amt einzig als ein Mittel zur Erreichung persönlicher Zwecke auszubeuten. Nicht viel stärker als die Idee des Vaterlandes wirkte auf Menschen dieser Art die Idee der Christenheit; verfolgten Verbrechern lag der Gedanke nahe, vor dem strafenden Arme der Gerechtigkeit eine Zuflucht bei den Normannen zu suchen; das Beispiel Lamberts und Pippins beweist, wie wenig selbst Männer erlauchtester Abkunft vor einer solchen Bundesgenossenschaft zurückbebten. Wie mancher aus dem Volke durch räuberischen Ueberfall von Hab und Gut vertrieben, sah zuletzt in seinem Elend keinen andern Ausweg mehr vor sich, als sich den heidnischen Horden, die ihn selbst geplündert, oder einheimischen Spießgesellen anzuschließen, um durch Frevelthaten sein Leben zu fristen." Durch solche Verbindungen verstärkt konnten die Seeräuber in den Jahren 856—858 die Städte an der Loire und Seine verwüsten, einen großen Theil von Paris sammt der Genofeva- und Petrikirche in Asche legen und die Stadt Poitiers erobern. Alle Friedensverträge und Versöhnungsgelübde dienten nur dazu auf die Seelen der Schwörenden neue Meineide zu laden.

Wie eine ansteckende Krankheit ging diese Treulosigkeit und Gewinnsucht von den Großen auf die Könige selbst über. Als Ludwig der Deutsche mit den Entwürfen eines Feldzugs wider die slavischen Völker an der Ostgrenze seines Reiches beschäftigt war, erschienen vor ihm in Frankfurt mehrere angesehene Männer aus Westfranken, darunter der Abt Adalhard von St. Omer und St. Amand und flehten ihn um Hülfe wider das unerträgliche Regiment Karls des Kahlen, durch dessen Schwäche, Tyrannei und Unfähigkeit das Reich dem

Ludwig nach Westfranken gerufen. 858.

Untergange entgegengeführt werde. Kraft des Vertrags von Mersen waren sie berechtigt, Beschwerden gegen den einen König bei dem andern anzubringen. Diese Bestimmung diente ihnen nun zur Bemäntelung ihres Treubruchs. Obwohl Ludwig erkennen mochte, daß die Schilderung von der Mißregierung Karls nur eine Maske sei, um den Verrath zu beschönigen und zu entschuldigen, daß die traurigen Zustände des westfränkischen Reiches weder lediglich durch seinen Bruder verschuldet worden, noch durch seine Dazwischenkunft geheilt werden dürften, und daß es der westfränkischen Aristokratie keineswegs um die Herstellung eines Rechtszustandes, sondern um persönliche Vortheile, um Mehrung ihrer Lehen und Privilegien zu thun wäre; so war doch die Begierde nach Ländererwerb und die Hoffnung, das gesammte Frankenreich diesseit der Alpen wieder in seiner Hand zu vereinigen, stärker als die Stimme des Gewissens und der Ehre. Im Herbst, als gerade Karl mit seinen Neffen Lothar und Pippin (welcher letztere sich wieder dem Oheim auf kurze Zeit angeschlossen) gegen die Normannen zu Felde lag und die Seineinsel Oissel eingeschlossen hielt, rückte Ludwig durch das Elsaß in das Reich des Bruders ein. „Allerlei schöne Verheißungen von Herstellung des Friedens und der Eintracht in dem gespaltenen Volke, von Beschirmung der Kirche u. dgl. m. gingen ihm voraus, während die Truppen ihren Weg durch die gewöhnlichen Verwüstungen bezeichneten." Auf die Kunde von dem Heranrücken des ostfränkischen Heerbannes stand Karl von dem Kampfe gegen die Normannen ab, um der näheren Gefahr zu begegnen. Bei Brienne an der Aube trafen die Heere zusammen. Karl, in die Treue und Kampfbereitschaft seiner Kriegsmannen wenig Vertrauen setzend, suchte durch Unterhandlungen und durch das Versprechen, daß alle Beschwerden und Mißstände gehoben werden sollten, den Sturm zu beschwören. Aber die dreitägigen Vermittlungs- und Versöhnungsversuche hatten keinen andern Erfolg, als daß der Abfall und Verrath in seinem Heere immer mehr Boden gewann und daß, da es endlich zur Entscheidung mit den Waffen kommen sollte, der westfränkische König sich wie sein Vater auf dem Lügenfelde von dem größten Theil seiner Vassallen und Kriegsmannen verlassen sah. Eilig floh der verrathene Fürst mit geringem Gefolge nach Burgundien, wo er die meisten Anhänger zählte, während Ludwig, froh des unblutigen Sieges, die verlassenen Mannschaften an sich zog und von dem Reiche des Bruders Besitz nehmend, den Verrath der Großen mit Grafschaften, Klöstern und königlichen Gütern belohnte, den Widerstand der Getreuen mit Brandschatzungen und Vermögensverlust bestrafte.

Der Verrath der Großen. — Nov. 858.

Haltung der Vassallen u. der Geistlichkeit.

„Der mühelose Sieg schüttete eine reiche Menge von Früchten über die Sieger aus." Bischof Wenilo von Sens trug für seinen Abfall von dem rechtmäßigen Herrscher das Kloster des heil. Columba zu Sens für sich und das Bisthum Bayeux für einen seiner Verwandten als Lohn davon. Und selbst Lothar hatte kein Bedenken, die Bundesgenossenschaft des unglücklichen Oheims mit der des glücklichen zu vertauschen und in

einer Zusammenkunft mit Ludwig in Attigny die widerrechtliche Besitzergreifung zu bestätigen. Die großen Vasallen zeigten sich bereit um so lockenden Preis dem neuen Herrscher den Eid der Treue zu leisten und ihn in der Behauptung Westfranciens zu unterstützen. Zurückhaltender benahm sich die Geistlichkeit in dieser kritischen Lage, weniger, wie es scheint, aus Gewissenhaftigkeit und Loyalität gegen den rechtmäßigen König, dem sie selbst die heilige Weihe ertheilt, als aus kluger Vorsicht für den Fall einer Wandlung der Dinge. Die Aufforderung Ludwigs, mit ihm und seinen Getreuen über das Wohl und Wehe des christlichen Volkes in Berathung zu treten, beantwortete der Erzbischof Hincmar von Rheims im Namen der Synode von Kiersy mit einem merkwürdigen Sendschreiben, in dem zwar die Zusammenkunft wegen der bevorstehenden Weihnachtsfeier abgelehnt, zugleich aber deutlich ausgesprochen ward, daß, wenn es Gottes Wille sei, Reich und Kirche in der Hand des ostfränkischen Königs zu vereinigen und zu befestigen, sie gerne bereit sein würden ihn mit Rath und That zu unterstützen. Dabei enthält das Schreiben ein langes Verzeichniß der Mißstände und Gesetzwidrigkeiten, die unter Karls Regierung Reich und Kirche verwirrt hätten und deren Abstellung als erste Bedingung verlangt wird. Daß darunter neben kräftigem Schutze gegen die äußern Feinde die sorgfältige Wahrung der Privilegien, Ehre und Immunitäten der Kirche und die Beschirmung ihrer Güter gegen räuberische Eingriffe in erster Linie stehen, kann nicht in Verwunderung setzen. Mit diesen Klagen waren Vermahnungen verbunden, wie des Königs Wandel, Haus und Regiment bestellt sein solle. Er müsse Gerechtigkeit und Gottesfurcht zeigen, die Armen und Geringen gegen die Mächtigen in Schutz nehmen, die mit dem Kirchenbann belegten Großen zur öffentlichen Buße anhalten und vor Allem den Rath wohldienerischer Vasallen nicht höher achten als die Worte der Wahrheit, der Gerechtigkeit und des Freimuths, die dem Munde wohlgesinnter Bischöfe entströmten. Zum Schluß versichern die Kirchenhirten, sie wollten mit Fasten, Gebet und Litaneien den Herrn anrufen, auf daß seine Gnade und sein Friede der verworrenen Welt wieder geschenkt würde. Dieses Sendschreiben, das Hincmar zugleich durch seinen Neffen dem König Karl in Burgundien zustellen ließ, sollte der Geistlichkeit die Möglichkeit verschaffen, in dem obwaltenden Thronstreit eine zuwartende Haltung einzunehmen, ohne doch die Brücke der Verständigung mit dem Sieger abzubrechen und sodann die Bedingungen feststellen, unter welchen sie ihren Beistand gewähren würde.

Hincmars Sendschreiben.

Der kluge Erzbischof hatte sich nicht verrechnet. Nicht lange nach den Festtagen trat ein Umschwung der Dinge ein, der Alles wieder in den vorigen Zustand zurückführte. Der Bund des ostfränkischen Königs mit den westfränkischen Edelleuten, den blos der Eigennutz geknüpft, dem keine sittlichen Motive zur Grundlage dienten, konnte nicht von Dauer sein. Die eingezogenen Güter und Lehen waren nicht hinreichend die habgierigen Wünsche Aller auf gleiche Weise zu befriedigen; Neid, Mißgunst und getäuschte Erwartung schufen eine Menge Malcontenter; diese verständigten sich bald mit den ihrer Habe beraubten Anhängern Karls. Die Umwälzung war um so leichter zu bewerkstelligen, als Ludwig seine deutsche Wehrmannschaft größtentheils in die Heimath entlassen hatte, um durch diesen Beweis von Vertrauen die westfränkischen Vasallen desto fester an sich zu fesseln. Aber in den Reihen der Verräther lauerte neuer Verrath. Parteihader und Eifersucht unter den mächtigen Geschlechtern, insbesondere unter den Anverwandten der verstorbenen Kaiserin.

Der Umschwung. 859.

Judith und der Königin Irmengard unterwühlten den Boden von Ludwigs Herrscherbau. Durch die geschäftige Rührigkeit der Söhne des Welfen Konrad, des Bruders der Kaiserin, wovon der eine, Hugo, sich dem geistlichen Stande gewidmet hatte, der andere, Konrad, wahrscheinlich die Grafschaften Paris und Auxerre verwaltete, wurden die Fäden einer neuen Umwälzung so geschickt geknüpft, daß Karl, nachdem er den Beistand des heil. Germanus durch kost-
859. bare Gaben an dessen Kloster erfleht, am heil. Dreikönigstage von Burgundien aufbrach, um den in der Gegend von Laon weilenden Bruder Ludwig aus seinen Besitzungen zu vertreiben. Der Baiernkönig wagte es nicht mit den westfränkischen Vassallen dem rechtmäßigen Herrscher des Landes entgegenzutreten. Er benutzte daher die Botschaft von dem Einfall der Sorben in seine Grenzländer, um mit einem kleinen Gefolge getreuer Anhänger schnell den Rückzug anzutreten. „Ludwigs Unternehmen verlief sich im Sande wie der verwegene Handstreich eines Abenteurers, der Anfangs vom Glück begünstigt plötzlich an irgend einer Unvorsichtigkeit scheitert und nur Schande davonträgt." Der Feigling Karl rühmte sich, daß der Bruder schimpflich vor ihm die Flucht ergriffen und feierte fortan den 15. Jannar als einen Festtag, „an welchem der König der Könige ihm die Krone wieder geschenkt und die Feinde vor seinem Angesicht niedergeschmettert habe." Nun eilte auch Lothar mit dem Oheim wieder das frühere Freundschaftsbündniß zu erneuern, indem er die Schuld seines Abfalles den lügenhaften Berichten Wenilo's über die wirkliche Lage der Dinge zuschrieb.

Die Selbsthülfe der Bauern. Während dieser Vorgänge setzten die Normannen an der Seine und Schelde ihre Raubfahrten ungehindert fort. Und als endlich die über die Plünderungen und Gewaltthätigkeiten in Verzweiflung gesetzten Bauern zur Selbsthülfe schritten und zu einem Bunde vereinigt in gewaffneten Haufen den Feinden kräftigen Widerstand leisteten, geriethen die Großen in Sorge über diese eigenmächtige Erhebung ihrer Hörigen, die ihnen furchtbarer und drohender schien als die Verwüstungen der Heiden. „Die Bauern, die sich angemaßt hatten, ihre Habe gegen die Räuber selbst zu vertheidigen, wurden von den Herren mit leichter Mühe überwältigt und zusammengehauen."

Habgier der Großen. Karl befand sich nach dem Abzug seines Gegners in derselben schlimmen Lage, wie dieser selbst kurz zuvor. Um die abtrünnigen Vassallen zu sich zurückzubringen und die zerrissenen Bande des Gehorsams wieder anzuknüpfen, hatte er große Versprechungen gemacht. Um diese nun einigermaßen zu befriedigen wurden nicht nur die Lehen der Empörer und die Güter aller Unterthanen Ludwigs auf westfränkischem Boden eingezogen; „zu einer Menge von Vergabungen gedrängt konnte Karl seinem getreuen Klerus nicht einmal in solchen Klöstern, die sich bisher noch gewöhnlich geistlicher Oberer erfreut hatten, den ärgerlichen Anblick einer Einführung weltlicher Aebte ersparen." Die Geistlichen erlebten somit das gewöhnliche Schicksal der Neutralen. Es blieb ihnen kein anderes Mittel, als Strafpredigten und kirchliche Waffen gegen die

verstockten Uebelthäter, die aber in jener rohen und eisernen Zeit nur geringen Eindruck machten.

Der Bischof Wenilo, dessen Treubruch um so strafbarer erschien, weil er einst selbst dem jungen König Karl zu Orleans die Krone aufs Haupt gesetzt und ihn mit dem heil. Oele gesalbt hatte, wurde vor einem aus vier Bischöfen zusammengesetzten geistlichen Gerichte angeklagt, aber vor dem Urtheilsspruch mit dem König ausgesöhnt.

Die Wirkungen dieser Vorgänge auf die öffentliche Sittlichkeit wie auf die Vermögensverhältnisse der königlichen Vasallen waren zu schlimmer Art, als daß nicht von allen Seiten eine Ausgleichung und Versöhnung hätte gewünscht und erstrebt werden sollen. Aber die Schwierigkeit, im Belohnen und Bestrafen das rechte Maß zu finden, vereitelte lange alle Bemühungen. Sowohl die Friedensgesandtschaft, bestehend aus neun Bischöfen, darunter die Metropoliten Hincmar von Rheims, Wenilo von Rouen und Günther von Köln, welche im Auftrage der Synode von Metz mit König Ludwig in Worms Unterhandlungen pflog, als die persönliche Zusammenkunft der königlichen Brüder auf einem Werder oberhalb Andernach im Angesicht ihrer an beiden Ufern aufgestellten Getreuen, scheiterten an der Forderung Ludwigs, daß den zu ihm abgefallenen Vasallen Karls ihre früheren Lehen zurückgegeben werden sollten. Erst im folgenden Jahr gelang es den Bemühungen der Bischöfe und weltlichen Großen, die sich mit Ludwig, Karl und Lothar zu einem Friedenscongreß in Koblenz eingefunden hatten, auf Grund einer billigen Ausgleichung die Erneuerung der im J. 851 in Mersen festgesetzten Verträge und eine aufrichtige Versöhnung zu bewirken. Karl versprach, „daß er aus Liebe zu Gott und seinem Bruder allen Vasallen, die einst zu Ludwig abgefallen, ihre ererbten Eigengüter nebst dem was sie dazu erworben, so wie Alles, was ihnen sein Vater verliehen, zurückstelle, mit Ausnahme seiner eigenen Verleihungen, unter der Bedingung, daß sie fortan friedlich und als Christen in seinem Reiche leben wollten.“ Mit der Aufforderung an die Betheiligten, sich vor dem König persönlich zu stellen und aufs Neue den Eid der Treue abzulegen und mit der Aussendung von Königsboten zur Rückerstattung der Eigengüter schloß der Koblenzer Friedenstag. Eine öffentliche Demüthigung war somit dem deutschen König auf demselben erspart worden, aber seine Ehre und sein Ansehen hatten durch das ungerechte Unternehmen gegen den Bruder schweren Schaden genommen; die moralische Niederlage, die er dadurch erlitten, konnte nicht mehr gut gemacht werden; und während der Verkehr mit dem zuchtlosen Adel Neustriens, der sich alle Gewaltthätigkeiten ungestraft erlauben konnte, entsittlichend auf die deutschen Großen wirkte und die bisher so festen Bande der Gesetzlichkeit und Treue lockerte, so hatte dagegen für Karl das Fehlschlagen des Eroberungszuges seines Bruders die Wirkung, daß seine Herrschaft mehr befestigt und jeder Gedanke an die Herstellung der Reichseinheit für alle Zukunft vernichtet ward.

Der Friedenstag zu Koblenz. 860.

Juni 859.

Juni 860.

Wirkungen. „Der Koblenzer Vertrag ist als der Endpunkt der Bestrebungen anzusehen, die darauf hinausliefen, das Werk von Verdun im Ganzen umzustoßen; die Trennung der Hauptmassen, des Westens und Ostens, wird seitdem kaum wieder in Frage gestellt und nur die allmähliche Zerbröckelung des haltlosen Mittelreiches, die mit dem Tode Lothars bereits begonnen, setzt sich fort." Desto einflußreicher wurden die Verbindungen der großen Geschlechter und Familien, deren einzelne Glieder, wenn gleich über alle Theile des einst vereinigten Reiches zerstreut lebend, ihre gemeinsamen Interessen mit gemeinsamen Kräften verfochten. Die raschen Wechselfälle, die in Folge der politischen Umwälzungen der letzten Jahre den Vermögensstand vieler Familien so schwer betroffen, dienten dazu, diese Familienbande und das Gefühl der Gemeinsamkeit zu stärken. Dadurch erwuchs eine Aristokratie, welche über alle Theilkönigreiche verzweigt und durch Standes- und Familieninteressen verbunden, den geschwächten Dynastien gegenüber eine bedeutende Macht zu entfalten im Stande war, und die das von Ludwig aufgestellte Beispiel des Treubruchs und der Verachtung der Bande der Blutsverwandtschaft unter andern Verhältnissen gegen ihn selbst kehren konnte.

Wenck macht an dem Beispiele des Grafen Adalhard, der in allen karolingischen Reichen begütert war und obwohl Karls Schwiegervater, doch an den Vorgängen gegen denselben den größten Antheil gehabt, die Wichtigkeit dieser Geschlechteraristokratie deutlich. „Während uns in der westfränkischen Herrschaft an der Königin seine Tochter, an dem Abt Adalhard, aller Wahrscheinlichkeit nach, einer seiner Vettern aufstieß, treffen wir anderwärts durch ähnliche Bande die Familie des mächtigen Markgrafen Eberhard von Friaul, eines Schwiegersohnes Ludwig des Frommen, mit der seinigen verflochten. Unter den deutschen Großen besaß er an dem Abt Waldo von Schwarzach und dessen Brüdern, Ado und Berengar, drei ansehnliche Verwandte, und diese drei waren wieder die Neffen des bairischen Markgrafen Ernst, den ein deutscher Schriftsteller als den obersten unter Ludwigs Edlen, als den ersten unter den Freunden seines Gebieters bezeichnet. Auch der gleichnamige Sohn dieses Markgrafen begegnete uns bereits bei Vollziehung eines nicht unerheblichen Auftrags; seine Tochter aber war die Gemahlin Karlmanns, des zweiten Sohnes des deutschen Königs."

Lothars II. Ehestreitigkeiten. Das erlauchte Haus der Merovinger war durch innere Zwietracht und durch sinnliche Ausschweifungen und Lasterhaftigkeit geschwächt und zu Grunde gerichtet worden; das nicht minder erlauchte Haus der Karolinger sollte nicht nur der Erbe seiner Herrschaft, es sollte auch der Erbe seiner Sittenlosigkeiten und der daraus hervorgehenden Entkräftung sein. Das schlimme Beispiel, das der Ahnherr Karl an seinem Hofe gegeben und geduldet, fand bei mehreren seiner Abkömmlinge Nachahmung. Wir haben gesehen, daß weder Ludwig der Fromme und seine Gattin Judith, noch der erstgeborne Kaisersohn Lothar ein Muster ehelicher Tugend und keuschen Wandels aufgestellt haben. Aber unter des letztern Sohn gleichen Namens schienen die Tage der Brunhilde und Fredegunde zurückzukehren, indem verzehrende Leidenschaften, der herrschsüchtige Ehrgeiz eines buhlerischen Weibes und die heftige Liebe eines sinnlichen Fürsten Krone und Reich gefährdeten und das Königthum in den innersten Fugen erschütterten und verwirrten.

Es wurde früher erwähnt, daß Lothar, noch ehe er die Jahre der Reife erlangt, mit Waldrada, einer Jungfrau aus edler Familie, ein Bündniß

geschlossen, dem zu einer wahren Ehe nur der Segen der Kirche fehlte. Als er einige Zeit nachher durch den Tod seines Vaters sein eigner Herr ward, verstieß er das Weib seiner Jugend, um sich aus politischen Gründen mit Theutberga, der Schwester des eben so mächtigen und reichen als ausschweifenden und lasterhaften Abtes Hucbert von St. Maurice, zu vermählen. Die Rück- 855. sicht auf den Bruder, der durch den Besitz einer ausgedehnten Grafschaft im östlichen Burgund die Pässe aus dem Mittelreiche nach Italien beherrschte, scheint bei dem von den Großen gebilligten Ehebund von besonderem Gewichte gewesen zu sein. Wenigstens trat schon nach zwei Jahren bei dem sinnlichen Fürsten eine solche Abneigung gegen Theutberga zu Tage, daß er die schuldlose Königin verstieß und seinen Umgang mit Waldrada und andern Buhlerinnen fortsetzte. Und um sein Verfahren zu rechtfertigen oder zu entschuldigen, suchte er durch schändliche Anklagen ihren Ruf zu untergraben. Höflinge streuten aus, sie habe mit ihrem eigenen Bruder vor der Ehe in blutschänderischem Verhältniß gestanden. Die Verstoßung der gesalbten Königin auf unerwiesene Beschuldigungen hin fand jedoch Anstoß bei den Großen; der König sah sich genöthigt, ihr nach germanischem Gerichtsgebrauch zu gestatten, sich durch ein Gottesurtheil zu reinigen, und als ihr Vertreter den Beweis des siedenden Wassers siegreich bestand, sie wieder als Königin anzuerkennen. Aber Lothar, dessen Leidenschaft für Waldrada so heftig war, daß der Volksglaube sie der Wirkung höllischer Zaubermittel zuschrieb, gönnte der gekränkten Gattin nicht den ihr gebührenden Platz an seiner Seite, vielmehr ließ er die kinderlose Frau in Gewahrsam halten und trachtete sich ihrer durch eine Ehescheidung zu entledigen, um Waldrada, die ihm einen Sohn, Hugo, und zwei Töchter geboren, zu sich auf den Thron zu erheben und ihren Kindern die Nachfolge in der Herrschaft zu sichern.

Um dieses Ziel, wozu er nicht nur der Zustimmung der Großen und der übrigen Frankenkönige, sondern auch der Einwilligung der Königin selbst bedurfte, zu erreichen, wandte er alle Mittel der Bestechung an. Er gewann seinen Bruder Ludwig durch die Abtretung der Städte und Bisthümer Genf, Lausanne und Sitten und hätte ihm auch gerne die Abtei St. Maurice eingehändigt, wenn sich nicht Hucbert hinter den Felsenburgen der Alpen wider Lothars Angriffe mit Glück vertheidigt hätte. Auch seinen jüngern Bruder Karl, ohnedieß kein furchtbarer Gegner, brachte er durch Landabtretungen auf seine Seite. Zugleich gewann er seinen Erzkaplan, den Erzbischof Günther von Köln, einen leichtfertigen gewissenlosen Prälaten von weltlicher Gesinnung, so wie den schwachen Metropoliten von Trier und den Bischof von Metz, daß sie sich als Werkzeuge zur Erpressung eines Schuldbekenntnisses bei der eingeschlossenen Königin gebrauchen ließen. Das Trugspiel glückte jedoch nur unvollständig; zwar brachten sie die unglückliche Theutberga dahin, daß sie dem Erzbischof Günther in der Beichte das ihr Schuld gegebene Verbrechen der

Theutberga's Schuldbekenntniß.

Blutschande eingestand und sich deshalb des königlichen Ehebettes für unwürdig erklärend den Nonnenschleier begehrte, um den Rest ihres Lebens der Buße zu weihen; allein sie hatte vorher eine Zuschrift an den Papst gelangen lassen, worin sie ihm angezeigt, daß sie gezwungen werde, gegen sich selbst falsches Zeugniß abzulegen, und ihre Aussagen als durch Todesangst erpreßt zum Voraus widerrufe. In Folge jenes Beichtbekenntnisses, das mit absichtlicher Geschäftigkeit bald so sehr verbreitet war, daß, wie Erzbischof Hincmar versichert, die Weiber von der schmählichen Mähre in den Spinnstuben sprachen, wurde vor einer Synode in Aachen das Gottesurtheil, ein Beweisverfahren, gegen welches die Geistlichkeit schon öfter angekämpft hatte, cassirt und Theutberga auf Grund ihrer gebeichteten Schuld, zu der sie sich in öffentlicher Versammlung wiederholt bekannte, der Stelle einer königlichen Gemahlin für unwürdig erklärt und kraft dieser Entscheidung von Lothar zur ewigen Gefangenschaft in ein Kloster abgeführt, wo sie ihre Sünde Zeitlebens beweinen sollte.

Karl der Kahle und Hincmar gegen die Scheidung. Aber die Scheidung Theutberga's von des Königs Bette war nicht hinreichend, seine Verheirathung mit Waldrada zu sanctioniren und ihren Kindern die Nachfolge zu sichern; dazu bedurfte Lothar der ausdrücklichen Erklärung der Synode, daß seine bisherige Ehe von Anfang an ungültig gewesen. Die feile, nach Beneficien, Immunitäten und Gnadenschenkungen gierige Geistlichkeit des Mittelreiches hätte sich vielleicht auch dazu bereit finden lassen; allein König Karl der Kahle, der aus diesen häuslichen Wirren des Neffen künftige Vortheile für seine eigene Familie zu erlangen hoffte, da bei dem Ableben des Königs ohne rechtmäßige Erben ein Theil der Hinterlassenschaft ihm zufallen konnte, suchte das Vorhaben aus allen Kräften zu hintertreiben und weitere Mißhandlungen der verstoßenen Frau abzuwenden. Darum hatte er schon vorher ihrem Bruder Schutz gewährt gegen die feindseligen Angriffe Lothars; aber von weit größerer Bedeutung war das Auftreten des ihm befreundeten Erzbischofs Hincmar von Rheims, des ersten und angesehensten Prälaten Westfrankreichs, gegen die beabsichtigte Ehescheidung. Umsonst hatte sich die Aachener Synode und König Lothar alle Mühe gegeben, die Mitwirkung und Zustimmung Hincmars zu ihren Beschlüssen zu erlangen; der kluge Metropolite hatte sich von jeder Theilnahme an den gehässigen und unwürdigen Verhandlungen fern gehalten und sorgfältig vermieden, als Mitschuldiger in das schmachvolle Complot verflochten zu werden. Und nicht genug, daß er an den Sitzungen der Synode keinen Antheil nahm, gedrängt durch schriftliche Anfragen verschiedener Geistlichen und Laien, veröffentlichte er jetzt eine mit kanonistischer Gelehrsamkeit angefüllte Schrift über die Scheidung Lothars und Theutberga's, worin er mit sittlicher Entrüstung und oft mit schneidendem Hohne das ganze Gewebe der Helfershelfer des Königs in seiner Nichtigkeit enthüllte und mit beredten Worten die Sache der unterdrückten Unschuld führte. „Mit unerbittlicher Schärfe verfolgte er sie Schritt für Schritt, wies er das Unsinnige ihrer Berichte und ihrer

Verstöße gegen die offenbarsten Kirchengesetze nach, brandmarkte er sie öffentlich als die feilen Werkzeuge königlicher Willkür." Ueber Theutberga's Schuld oder Unschuld hätte zuerst ein weltliches Gericht erkennen müssen und zwar nach den sorgfältigsten Verhören, wozu man auch den Bruder Hucbert hätte beiziehen müssen, zumal da derselbe sein Erscheinen zugesagt, sofern ihm Sicherheit seiner Person gewährleistet würde; erst nachdem das Laiengericht die Angeklagte für schuldig erklärt, durfte die Kirche ihre Bußen hinzufügen und über die Ungültigkeit der Ehe entscheiden. Er hielt die Zulässigkeit des Gottesurtheils aufrecht und rügte das gesetzwidrige und verwerfliche Verfahren, ein geheimes Beichtbekenntniß als öffentliches Beweismittel der Schuld vorzubringen; er erklärte das Zusammenleben Lothars mit Waldrada vor der gesetzlichen Scheidung als strafbaren Ehebruch und die von einigen „Weltweisen" aufgestellte Lehre, „daß der König keinem Gesetze und Gerichte unterworfen sei," für eine Erfindung des Satan.

König Karl begrüßte die Schrift seines geistlichen Freundes mit Freuden und erklärte sich ganz mit derselben einverstanden. Er warf sich zum Schirmherrn der Bedrängten auf, indem er sich nicht nur fortwährend des verfolgten Abtes Hucbert annahm, sondern auch der Königin Theutberga, die ihrer klösterlichen Haft entfloh und sich unter seinen Schutz stellte, volle Sicherheit gewährte. Hier betheuerte sie öffentlich ihre Unschuld, widerrief die ihr abgepreßten lügenhaften Aussagen und appellirte abermals an den apostolischen Stuhl in Rom. Ihr Schicksal erregte allgemeine Theilnahme; die Versicherungen der freien Königin fanden mehr Glauben als die Zugeständnisse der gefangenen, die man für erzwungen zu halten geneigt war. Ueber dem Haupte Lothars und seiner geistlichen Werkzeuge zogen sich drohende Wolken zusammen, zumal da er seine eigene häusliche Schmach noch dadurch erhöhte, daß er einer vornehmen Ehebrecherin Schutz gewährte. Engeltrude nämlich hatte ihrem Gatten Boso, dem Bruder Hucberts und Theutberga's, die Treue gebrochen, indem sie einem Vasallen ihres Gatten über die Alpen gefolgt war. Vergebens drang der beleidigte Eheherr, unterstützt von dem Papste, auf die Auslieferung der treulosen Frau; sie fand Schutz in Lothars Reich, und die pflichtvergessenen Geistlichen der Diöcese Köln begnügten sich, sie zum Schein mit einer leichten Kirchenbuße zu belegen. Boso aber fand in König Karl einen Beschützer und in Hincmar einen beredten Anwalt. Lothar gerieth in Sorge; nicht nur daß er in Gefahr stand, alle Früchte seiner bisherigen Anstrengungen zu verlieren, er mußte auch fürchten, daß Karl feindselige Schritte gegen ihn unternehme und der Papst auf dessen Seite trete. Er knüpfte daher mit seinem Oheim Ludwig dem Deutschen Verbindungen an, indem er ihm als Preis eines Bündnisses zu Schutz und Trutz die Abtretung des Elsasses in Aussicht stellte, und richtete im Verein mit seinen Bischöfen demüthige Schreiben an den heil. Vater,

Weitere Verwickelungen im Lotharischen Reich

mit der Bitte, den lügnerischen Angaben der Feinde kein Gehör zu geben, sondern ihre eigene Rechtfertigung abzuwarten.

Huberts Ausgang. Unter Karls Schutz behauptete sich Hucbert mehrere Jahre mit glücklichem Erfolg zuerst gegen Lothar und dann, als dieser die Alpenlandschaften seinem Bruder Ludwig von Italien abtrat, auch gegen diesen. Die Einkünfte fränkischer Klöster, die ihm Karl übertrug, oder die er sich selbst mit Gewalt aneignete, gewährten ihm die Mittel zu den nothwendigen Kriegsrüstungen. Erst als Kaiser Ludwig die Grafschaft zwischen dem Jura und den penninischen Alpen dem jüngeren Konrad dem Welfen übertrug, dessen Vater im Aargau, dessen Verwandte am Bodensee begütert waren, erlag der kriegerische Abt in einem blutigen Treffen bei Orbe mit Vielen der Seinigen den Schwertern deutscher Krieger. „So kam die burgundische Felsenburg mit einem der wichtigsten Pässe nach Italien in den Besitz einer sehr ausgebreiteten und mächtigen Familie, welche diese unbezwingliche Feste fortan auch gegen den Willen des jeweilig regierenden Herrschers zu behaupten wußte."

Zerwürfnisse in Ludwigs Reich. 861. Nun war Karl in der Lage seinem Bruder Ludwig die früheren Beleidigungen und Widerwärtigkeiten zu vergelten und dessen Reich und Haus in gleicher Weise durch Verrath und Abfall zu verwirren. Die Saat der Zwietracht, die er unter der ostfränkischen Aristokratie ausstreuen ließ, ging bald auf. Schon im nächsten Frühjahr glaubte Ludwig deutliche Spuren von Untreue unter seinen Vasallen zu erkennen, so daß er auf dem Reichstag von Regens-
April 861. burg den Markgrafen Ernst, den angesehensten Edelmann, der ihm bisher als Freund und Berather sehr nahe gestanden, nebst dessen drei Neffen und mehreren Grafen, plötzlich ihrer Aemter und Lehen beraubte. Da begaben sich zwei der Bestraften zu ihrem Verwandten, dem Grafen Adelhard, und boten unter dessen Vermittelung dem westfränkischen König ihre Dienste an. Dieser versöhnte sich darauf mit der Familie Adelhards und benutzte die neuen Verbindungen, um in seines Bruders Reich Verschwörungen und Aufruhr anzuzetteln. Der Versuch von Ludwigs ältestem Sohne Karlmann, der eine Tochter Ernsts zur Gemahlin hatte und seit fünf Jahren die östlichen Marken verwaltete, sich eine unabhängige Stellung an der Niederdonau zu schaffen, hing wahrscheinlich mit diesen Umtrieben zusammen. Karlmann flehte zwar im
862. nächsten Jahr auf einer persönlichen Zusammenkunft mit dem Vater in Regensburg dessen Verzeihung an, doch hatte dieser innere Zwiespalt die Vergrößerung des Mährenreichs unter Rastislav und den Fall des um die Ausbreitung des Christenthums hochverdienten und der deutschen Herrschaft treu ergebenen Pribina, Herzogs der pannonischen Slaven zur Folge.

Karlmann strebte nach der Herrschaft der gesammten Ostmark. Er scheute sich nicht, mit dem Herzog der Mähren einen Bund zu schließen und die bisherigen Grafen von Kärnthen und Pannonien zu vertreiben und neue einzusetzen. In Kärnthen erhob er Gundachar, einen seiner Getreuen. Der bisherige Graf Pabo begab sich nach Salzburg. „Indem er sich nun aber mit dem einen Slavenfürsten verband, mußte er der Rache desselben den Schützling seines Vaters opfern. Pribina ward in demselben Jahr von den Mähren ermordet. König Ludwig ergriff nun strenge Maßregeln, setzte

Karlmanns neue Grafen ab und zog endlich nach einer kurzen Versöhnung gegen den ungehorsamen Sohn zu Felde, von dem er das Geschick zu erleiden fürchten mußte, das Ludwig der Fromme von seinen Söhnen erfahren hatte. Aber auch Karlmann gedachte nicht zu weichen, er legte feste Plätze an, vor Allem die unbezwingbare Moosburg in 862.
der Nähe des Klagenfurter Sees, und die Burg Carantanum (vielleicht Karnburg bei Klagenfurt). Allein weder diese Burgen noch seine mährische Verbindung, noch seine von Neuem als Grafen eingesetzten Günstlinge waren im Stande, den Königssohn gegen seines Vaters Macht zu sichern. Die Mähren leisteten keine Hülfe; die Grafen, und Gundachar vor Allen, traten zum Könige über, Karlmann mußte fliehen und sich endlich zu freier Haft in Regensburg bequemen. Der König aber, der nun persönlich 863.
in den Grenzprovinzen erschien, ernannte Gundachar zum Markgrafen in Kärnthen und ordnete die Verhältnisse zu den Nachbarstaaten" (Büdinger).

Zerwürfnisse in Karls Familie.

Karl konnte von diesen Wirren im ostfränkischen Reiche nur geringen Vortheil ziehen, da er um dieselbe Zeit im eigenen Hause noch größeren Kummer und Verdruß erlebte. Seine Tochter Judith, die an den bejahrten angelsächsischen König Ethelwolf vermählt war, hatte sich nach dem Tode desselben durch die stürmische Leidenschaft ihres Stiefsohnes Ethelbald bewegen lassen, diesem ihre Hand zu reichen und so „das Bett ihres Gatten durch eine blutschänderische Verbindung zu entweihen." Aber Geistlichkeit und Volk erhoben so mächtig ihre Stimme gegen das frevelhafte Bündniß, daß Ethelbald genöthigt war, sich von Judith zu trennen, worauf diese zu Senlis, im Reiche ihres Vaters ihren Wohnsitz nahm. Das zurückgezogene Leben behagte jedoch der sinnlichen jungen Wittwe nicht auf die Länge. Trotz der bischöflichen Aufsicht, unter die sie der Vater gestellt hatte, knüpfte sie ein neues Verhältniß mit dem mächtigen Grafen Balduin dem Eisenarm von Flandern an und entfloh mit demselben in das Reich Lothars, der ihr gerne eine Zuflucht gewährte, obschon die westfränkischen Bischöfe über sie und ihren Entführer den Bann ausgesprochen. Und um den Kummer des Vaters noch zu mehren, fiel auch sein Sohn Ludwig, der König von Neustrien, der seiner Schwester bei der Flucht behülflich gewesen war, von dem Vater ab und schloß sich den Reihen der aufständischen Bretonen unter Herzog Salomon an, mit denen er verheerend in die Grafschaft Anjou einfiel; aber von dem tapfern Markgrafen Robert mit großen Verlusten zurückgeschlagen, demüthigte er sich einige Zeit nachher vor dem Vater und flehte dessen Gnade an. Die Unbotmäßigkeit Ludwigs wirkte auch auf den jüngern Bruder Karl von Aquitanien zurück. Durch übelwollende Rathgeber verführt, entzog sich derselbe gleichfalls der väterlichen Autorität, indem er in einem Alter von fünfzehn Jahren sich ohne Wissen und Willen des Königs mit der Wittwe des Grafen Humbert vermählte.

Karls des Jüngeren u. Pippins Ausgang.

Unter Vermittelung des Papstes söhnte sich Karl einige Zeit nachher mit dem Sohne aus und ertheilte seine Zustimmung zu der voreiligen Heirath; aber bei der Heimkehr von der Jagd von einem Ritter, dessen Tapferkeit er auf die Probe stellen wollte, in der Dunkelheit unerkannt auf den Tod verwundet, nahm der junge König 865.
nach schweren Kopfleiden ein frühzeitiges trauriges Ende. — Um dieselbe Zeit nahte

auch Pippins Abenteurerleben seinem Ausgang. Er hatte so sehr allen sittlichen Halt verloren, daß er nicht nur sein früheres Bündniß mit den Dänen erneuerte und in ihren Reihen sein aquitanisches Vaterland mit Verwüstung heimsuchte, sondern sogar seinen christlichen Glauben abschwor und sich zu dem Dienste Odins und Thors bekannte. Endlich wurde er von dem tapfern Grafen Ramnulf von Poitou mit List gefangen und auf einer Reichsversammlung zu Pistres als Verräther am Vaterland und an der Christenheit zum Tode verurtheilt. Auf die Fürsprache des Erzbischofs Hincmar begnadigte Karl den unwürdigen Neffen nochmals, ließ ihn aber zu Senlis in so strenger Haft halten, daß eine abermalige Flucht unmöglich war. „Damit verschwindet der entartete Urenkel des großen Karl aus der Geschichte." Aquitanien kehrte nunmehr zum Gehorsam unter Karl den Kahlen zurück; die Raubzüge der Normannen hatten den Uebermuth der Großen gebrochen und ihnen die Nothwendigkeit eines engeren Anschlusses an das übrige Frankenreich einleuchtend gemacht.

Neuer Friedensbund in Sablonnieres. 862. Nov. 862.

Diese bitteren Erfahrungen im eigenen Hause stimmten Karl nachgiebiger gegen den Bruder und Neffen. Auf einer Zusammenkunft zu Sablonnieres bei Toul söhnten sie sich aus und erneuerten die Koblenzer Verträge. Der verzweiflungsvolle Zustand der Reiche, wo innere Anarchie und äußere Feinde Leben und Eigenthum der Einwohner fortwährend gefährdeten, wo Recht und Gesetz der rohen Gewalt erlagen, wo alle Laster und Frevelthaten ungebändigt walteten und Sittlichkeit und Tugend aus Palast und Hütte entflohen waren, mahnte dringend zum Frieden und zur Versöhnung. Allein während sich die Fürsten die Bruderhand reichten, und die Bischöfe mahnten, durch Buße und Besserung und „durch die Zähren der Zerknirschung" das schuldbefleckte Herz zu befruchten, lauerte in ihrer Brust Mißtrauen und arge List. Der Bruderbund war unaufrichtig; die Verwilderung und der Frevelsinn der Zeit hatte die Gemüther verstockt und in den Seelen böse Triebe genährt.

Lothars Scheidung angefochten. April 862.

Als die drei Könige sich in Sablonnieres einfanden, hatte Lothar seine ehelichen Angelegenheiten eigenmächtig zur Entscheidung geführt. Gestützt auf die Beschlüsse einer neuen Synode in Aachen, in welchen die wohldienerischen Bischöfe die Wiedervermählung des Königs guthießen, hatte er sich mit Waldrada trauen und sie zur Königin krönen lassen, ohne die Ankunft der päpstlichen Legaten abzuwarten, welche die Sache von Neuem untersuchen sollten. Die streng-kirchliche Geistlichkeit, an ihrer Spitze Hincmar, erhob laut ihre Stimme gegen die ungesetzliche Handlung und behauptete, daß die Scheidungssache Lothars als ein die ganze Christenheit berührendes Anliegen nur von einer allgemeinen fränkischen Synode entschieden werden könnte. Mit dieser Ansicht stimmte auch König Karl überein, so daß er erst in die Zusammenkunft mit Lothar gewilligt hatte, als dieser die Erklärung gegeben, daß er bereit sei die Angelegenheit nochmals auf einer allgemeinen Versammlung von Bischöfen und weltlichen Großen untersuchen und entscheiden zu lassen.

2. Machtstellung des Papstes und Lothars II. Ausgang.

Um dieselbe Zeit, da Lothar durch den Tod seines kränklichen Bruders Karl im Süden eine Erweiterung seines Reiches erlangte, indem er sich rasch mit seinem älteren Bruder Ludwig von Italien über die Theilung der provençalischen Länder einigte, um dem Oheim Karl keine Gelegenheit zur Einmischung zu geben, erlitt er eine moralische Niederlage, deren Wirkung von allen fränkischen Herrschern empfunden ward, und die durch keine Machtvergrößerung ausgeglichen werden konnte. Der römische Papst Nicolaus I., ein Prälat von stolzem und kräftigem Geiste, der mit vornehmer Herkunft und körperlicher Wohlgestalt, Bildung und politische Einsicht verband, mischte sich jetzt in das Trauerspiel des königlichen Ehestreits, das Länder und Völker, Staat und Kirche so lange in Aufruhr gesetzt, und indem er sich zum obersten Sittenrichter und Gesetzgeber in der öffentlichen Moral hinstellte, gelang es ihm, den apostolischen Stuhl mit einem helleren Glanze zu umgeben, als Dogmen und theologische Entscheidungen ihm jemals zu verleihen vermocht hätten. „Die Sünden der Könige waren die Stufen zum Throne der päpstlichen Allmacht. Die Pflichtvergessenheit der Krone ließ den Völkern eine höchste irdische Autorität über derselben als eine Wohlthat erscheinen.“

Papst Nicolaus I. mischt sich in den Ehestreit. April 863.

Es wurde früher erwähnt (S. 496), wie nach dem Tode des Papstes Sergius II., dem der Kummer über die Ausplünderung der beiden Basiliken von Peter und Paul durch die Söhne Ismaels und die Schändung der Heiligthümer das Herz gebrochen, der Kardinal Leo IV., ein vornehmer Römer langobardischer Abkunft, rasch zum Oberhaupt der Kirche gewählt und ohne die Zustimmung des Kaisers abzuwarten, geweiht ward. Die dringende Noth mochte die Eile entschuldigen, zumal da ein ehrfurchtsvolles Schreiben den Monarchen versicherte, daß man seine Rechte gewissenhaft und treu bewahren werde. Von den rühmlichen Thaten, welche dieser große Kirchenfürst während seines achtjährigen Pontificats nach Außen wie im Innern ausgeführt hat, wurde an einer andern Stelle gehandelt (S. 189 f.). Zwar ist die Stadt, die seinen Namen tragen sollte, Leopolis, nicht von Bestand gewesen; die Einwohner kehrten nach einigen Jahren in die verlassene Heimath Centumcellä an der Meeresküste zurück, welche sie nun die „alte Stadt“ (Civitavecchia) nannten; aber um so dauerhafter glänzt Leo's Name in den Jahrbüchern der Geschichte und in den Traditionen der Kunst. Er hat Rom nicht blos befreit und durch Mauern und Thürme gegen fernere Ueberfälle geschützt, er hat auch die ausgeplünderten Kirchen wieder mit kostbaren Kunstwerken und Weihgeschenken geschmückt, wozu er die edlen Steine und Metalle großentheils wieder von den Saracenen selbst einkaufte; und der Pinsel des unsterblichen Rafael hat die Volkstradition verewigt, daß der große Brand des Borgo, der schon die Peterskirche zu erfassen drohte, durch die Gebete des heil. Vaters gestillt worden sei. — Als Leo IV. starb, wurde nach einem stürmischen Wahlkampf, wobei die kaiserlichen Legaten und ein Theil des Adels und Volks sich für den durch einen früheren Synodalbeschluß verdammten Cardinal Anastasius erklärt hatten, Benedict III. auf den apostolischen Stuhl erhoben und in Gegenwart der kaiserlichen Boten in St. Peter geweiht. Seine Regierung war kurz und leer an Ereignissen. Desto heller glänzt die Gestalt seines Nachfolgers Nicolaus I., eines vornehmen Römers, der

Leo IV. und Benedict III.
27. Jan. 847
17. Juli 855.
Benedict III. 855—8. April 858.
29. April.
Das Papstthum unter Nicolaus I. 858—867.

auf die Empfehlung des gerade in Rom anwesenden Kaisers Ludwig II. gewählt und vor seinen Augen in der Basilica des heil. Petrus geweiht und gekrönt ward. Die
Nicolaus u. Kaiser Ludwig II. freundliche Gesinnung der beiden Häupter der Christenheit, die sich bei dieser Gelegenheit kund gab, dauerte noch einige Zeit fort. Als der Kaiser nach Oberitalien zurückkehrte, stattete ihm am fünften Meilensteine Nicolaus mit der Geistlichkeit und dem Adel Roms noch einen Besuch ab. „Der Kaiser eilte ihm entgegen, führte eine Strecke lang sein Pferd am Zügel, bewirthete ihn in seinem Zelt, er verabschiedete ihn reich beschenkt und ließ sich nochmals herab den Zelter zu führen, als der Papst Abschied
Der Papst gegen den Erzbischof v. Ravenna. nahm." Die erste Störung erlitt der Freundschaftsbund zwischen Kaiser und Papst, als Nicolaus I., ungeachtet der Verwendung Ludwigs, den Erzbischof Johannes von Ravenna, der nach der Alleingewalt in seinem reichen Gebiete strebte und gleich einem unabhängigen Herrscher, Bischöfe und weltliche Großen nach Willkür behandelte,
862. mit dem Bann belegte und während eines persönlichen Aufenthaltes in Ravenna sich als Schiedsrichter zwischen dem Prälaten und seinen Untergebenen aufwerfend, den stolzen Erzbischof zum bußfertigen Gehorsam zwang. Den Trotz des hochmüthigen Metropoliten „wie ein Spinngewebe" verachtend, nahm er denselben erst wieder in die Kirchengemeinschaft auf, als er die ihm vorgelegten Bedingungen feierlich beschworen. Dadurch verpflichtete sich derselbe, einmal im Jahre sich in Rom zu stellen, die von dem Volke und der Geistlichkeit freigewählten Bischöfe der Aemilia nicht ohne schriftliche Erlaubniß des apostolischen Stuhles zu weihen, den Verkehr derselben mit Rom in keiner Weise zu hindern, in Streitsachen sich dem Ausspruche eines Gerichtes zu fügen, dem der päpstliche Legat und der erste Beamte von Ravenna anzuwohnen hätten u. drgl. m. Knirschend unterzeichnete Johannes diese Synodalbeschlüsse, wodurch er die Oberhoheit Roms über das Erzbisthum Ravenna anerkannte. Auch der Kaiser gab seinen Aerger durch einige feindselige Handlungen zu erkennen.

Papst Nicolaus und Patriarch Photius. Um dieselbe Zeit entbrannte ein folgenreicher Streit zwischen Rom und Konstantinopel. Wir haben oben (S. 259) gesehen, wie Bardas, der lasterhafte Oheim und allmächtige Minister des weichlichen und tyrannischen Kaisers Michael den würdigen Patriarchen Ignatius von dem bischöflichen Stuhl verdrängte, um den Hauptmann und Staatssecretär Photius, einen gelehrten Laien, der erst zu diesem Zweck die priesterliche Weihe empfing, an dessen Stelle zu setzen. Da der gekränkte Prälat weder durch Drohungen noch Gewalt zur freiwilligen Entsagung zu bewegen war und die Verfolgungen nur dazu dienten, die Zahl seiner Anhänger zu mehren, so suchte der byzantinische Hof und sein Günstling den römischen Bischof auf ihre Seite zu bringen. Eine glänzende Gesandtschaft begab sich mit kostbaren Geschenken nach Rom, um die Zustimmung des apostolischen Stuhles zu der Einsetzung des Photius zu erwirken. Nicolaus I. ließ sich jedoch weder durch diese Anerkennung seiner geistlichen Oberhoheit noch durch die in Aussicht gestellte Unterdrückung der Reste der Bilderstürmerei zu einem unvorsichtigen Schritte hinreißen. Er sandte zwei angesehene Bischöfe nach der Hauptstadt des oströmischen Reiches mit dem Auftrage, die Sache genau zu untersuchen und ihm getreuen Bericht abzustatten, und tadelte zugleich in zwei Schreiben an den Kaiser und an Photius das unregelmäßige Verfahren gegen Ignatius. So wenig diese Schreiben hoffen ließen, daß Nicolaus den neuen Patriarchen anerkennen werde, und so wenig man an dem anspruchsvollen Tone des Papstes Gefallen fand, der nicht nur dem apostolischen Stuhle die oberrichterliche Kirchengewalt vindicirte, sondern auch das Recht ansprach, die Erzbischöfe von Thessalonich und Syracus zu weihen und die eingezogenen Güter der römischen Kirche in Sicilien und Calabrien zurück verlangte, so ließ man doch den Muth nicht sinken. Man gewann die päpstlichen Legaten durch Geschenke und falsche Vorspiegelungen und brachte es dann dahin, daß eine aus

Anhängern des Hofes zusammengesetzte Synode in Gegenwart der römischen Botschafter die Erhebung des Photius guthieß, nachdem Ignatius durch Drohungen und Mißhandlungen mit Gewalt zur Entsagung gezwungen worden. Als die Legaten wieder in Rom eintrafen, begleitet von byzantinischen Gesandten mit Schreiben von dem Kaiser und von Photius, berief Nicolaus die römische Geistlichkeit zu einer Synode. Hier erklärte er, nach Mittheilung der Berichte über die konstantinopolitanischen Verhandlungen und nach Verlesen der mit Schmeicheleien aber auch mit Vorwürfen über römische Mißbräuche angefüllten Briefe, daß er die Beschlüsse nicht anerkenne und daß die Entsetzung des Ignatius und die Erhebung des Photius aus dem Laienstand auf den Patriarchensitz ungesetzlich sei. Auf einer zweiten Synode im nächsten Frühjahr wurde nicht nur das Urtheil bestätigt, sondern auch über die Legaten, über Photius und über den Erzbischof Gregor von Syracus, der demselben widerrechtlich die Weihen ertheilt, Bann und Absetzung verhängt.

Mai 861. März 862. 863.

Damit war der Krieg zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche erklärt. Aber der kluge Photius, weit entfernt, sich diesem Spruche zu fügen, wußte die persönlichen Angelegenheiten mit den Interessen seiner Kirche zu verflechten. Indem er die zwischen der abendländischen und morgenländischen Kirche in einzelnen Gebräuchen, Kirchengesetzen und Glaubenssätzen obwaltenden Verschiedenheiten hervorkehrte und die erstere mit dem Brandmahl der Ketzerei belegte, gab er dem Streite eine dogmatische Wendung. Er erwiederte den Bannstrahl des römischen Kirchenhauptes mit dem gleichen Fluche, und indem er die Eifersucht des byzantinischen Hofes über die Einmischung Roms in die kirchliche Organisation der **Bulgaren** (s. unten) und den Fanatismus der Priesterschaft und des Volks über das römische Dogma vom Cölibat und von dem Ausgang des Geistes vom Vater **und vom Sohne** (filioque) zu erregen wußte, gelang es ihm, die griechische und römische Kirche durch eine weite Kluft zu scheiden und seine Würde mit der Ehre und Unabhängigkeit der morgenländischen Kirche zu verbinden. Die Beschuldigung, daß die abendländische Kirche das durch alle allgemeinen Concilien geheiligte und unwiderruflich festgestellte Glaubenssymbol mittelst eines unechten Einschiebsels zu fälschen gewagt, indem sie (durch die Toletanische Synode vom J. 589 und die Aachener vom J. 809) „den heil. Geist nicht allein vom Vater, sondern auch vom Sohne ausgehen ließe und so durch Annahme einer doppelten Ursache die Einheit der Gottheit in eine Zweiheit auflöse," war zwar nicht unbegründet; dennoch handelte Photius mit bewußter Unehrlichkeit, da diese dogmatische Verschiedenheit schon bestand, als er den Papst zum Schiedsrichter in dem Streit um die Patriarchenwürde anerkannt und angerufen hatte. Das Concil, das der Patriarch Photius in der zweiten Hälfte des Jahres 867 in Konstantinopel versammelte, vermehrte die Aktenstücke byzantinischer Kirchendespotie. Die Versammlung, bestehend aus einer Anzahl abhängiger Bischöfe, aus dem kaiserlichen Senat und aus drei Mönchen, die Photius die Rolle der drei morgenländischen Patriarchen spielen ließ, sprach unter dem Vorsitz des Kaisers und seines Cäsar Basilius die Absetzung über Nicolaus I. aus und belegte ihn und alle seine Anhänger mit dem Bann. Diese Synodalbeschlüsse, zu deren Bekräftigung noch die Unterschriften mehrerer Bischöfe nachträglich durch Fälschung beigesetzt wurden, sandte Photius an den mit Nicolaus entzweiten Kaiser Ludwig nach Pavia und suchte ihn in einem Sendschreiben voll der ausgesuchtesten Schmeicheleien gegen den „Augustus" des Abendlandes und die „Augusta" Engelberga, die als zweite Pulcheria verherrlicht ward, so wie durch reiche Geschenke und die glänzende Aussicht auf den oströmischen Kaiserthron, für seine Sache zu gewinnen. Der bald darauf erfolgende Thronwechsel in Konstantinopel (S. 261) und der fast gleichzeitige Tod des Papstes befreite den Kaiser Ludwig von der Nothwendigkeit einer Entscheidung in

Trennung der römischen u. griechischen Kirche. Synode von Konstantinopel. 867. Ludwigs Stellung zu dem Kirchenstreit.

dieser wichtigen Sache; aber der Trennungsprozeß der abendländischen römisch-katholischen von der morgenländisch griechisch-katholischen Kirche hatte seinen ungehinderten Fortgang. Die Bemühungen des Papstes mittelst einer allgemeinen Kirchenversammlung des gesammten Abendlandes eine einmüthige Erklärung wider die Beschuldigungen des byzantinischen Patriarchen und seiner Creaturen zu erzielen, wurden durch seinen Tod vereitelt; doch hatte sein Einladungsschreiben an den Erzbischof Hincmar von Rheims die Folge, „daß aus der Rüstkammer gallischer Gelehrsamkeit Waffen wider die griechischen Gegner entlehnt wurden," indem mehrere fränkische Theologen, unter ihnen Ratramnus von Corbie, Gottschalcks Freund und Vertheidiger, die unbefleckte Reinheit der römischen Kirche und des apostolischen Stuhles in gelehrten Werken nachwiesen. Eben so wurden auf der allgemeinen deutschen Nationalsynode zu Worms im Mai des folgenden Jahres die „Albernheiten der Griechen" in einem von der ganzen Versammlung genehmigten Schriftstück widerlegt, das Ausgehen des Geistes vom Vater und vom Sohne, als das wahre Dogma der göttlichen Dreieinigkeit, mit Entschiedenheit behauptet und die Lehre und Gebräuche der römischen Kirche mit treuer Anhänglichkeit festgehalten. „Während Photius nur durch Lug und Trug, durch die Anwendung unwürdiger Zwangsmittel, wie sie ihm sein Bündniß mit der Staatsgewalt an die Hand gab, anscheinend einmüthige Schlüsse der morgenländischen Kirche in seinem Sinne zu Stande brachte, schaarte sich um den heiligen Vater in Rom aus freiem Antriebe und eigener Entschließung die gesammte Kirche des Abendlandes, und mit gleicher Einigkeit wurde an der Seine wie an der Donau Einspruch gegen jene Verleumdungen erhoben, welche die griechischen Kaiser und ihr Patriarch dem Nachfolger Petri und seiner Heerde anzuhängen gewagt hatten."

Das römische Dogma im Frankenreiche anerkannt. — *868.*

Die Synode von Metz. 863.

So wenig Lothar von seinem bisherigen Verfahren abzustehen geneigt war, so mochte er doch mit einiger Bangigkeit der Ankunft der päpstlichen Legaten entgegen sehen, die den Auftrag hatten in einer nach Metz entbotenen Synode, welcher außer den Bischöfen des eigenen Reiches auch geistliche Abgeordnete der übrigen Frankenländer beiwohnen sollten, über die dreifache Verschuldung des Königs: die unerlaubte Ehe mit Waldrada, die Beschützung der Ehebrecherin Engeltrud und die eigenmächtige und unkanonische Verleihung des Rheimser Bisthums Kammerich an Hilduin, den Bruder seines Erzkanzlers Günther, Gericht zu halten. Aber Lothar fand Mittel die Metzer Synode gefügig zu machen. Nach dem Vorbilde des byzantinischen Hofes bestach er die beiden Legaten und bewirkte dadurch, daß die neue Versammlung, wozu nur die einheimischen Bischöfe eingeladen wurden, die früheren Beschlüsse wiederholte. Theutberga war nicht erschienen, weil man ihr das sichere Geleit versagt hatte. Diese unfreiwillige Abwesenheit wurde als Beweis ihres belasteten Gewissens gedeutet und mußte zur Rechtfertigung der schon früher ausgesprochenen Verurtheilung dienen. Die Ehe Lothars mit Waldrada aber sollte gültig sein, „weil sie einst als freie Jungfrau mit Zustimmung der Eltern dem König in ehelicher Liebe und Treue verbunden worden." Eben so wenig kam man in Beziehung auf Engeltrude den Weisungen des Papstes nach.

Mitte Juni 863.

Die Beschlüsse von Metz cassirt.

Als die Legaten, begleitet von den beiden Metropoliten Günther von Köln und Thietgaud von Trier, mit den von allen Bischöfen unterzeichneten

Synodalakten in Rom eintrafen, berief Nicolaus die römische Geistlichkeit zu einer Versammlung nach dem Lateran. Hier wurde die Metzer Synode für ungültig erklärt, den beiden fränkischen Erzbischöfen jede Amtshandlung für immer untersagt und allen, die mit ihnen Gemeinschaft hielten, die Ausschließung aus der Kirche angedroht. Auch die übrigen mitschuldigen Bischöfe, die aus Wohldienerei und zeitlichen Beweggründen den Wünschen des Königs nachgegeben, so wie Engeltrude und ihre Beschützer sollten mit dem Banne belegt werden, wenn sie nicht Besserung geloben und durch Reue und Buße die Verzeihung des apostolischen Stuhles anrufen würden. Oct. 863.

Die fränkischen Erzbischöfe wider den Papst.

Erbittert über dieses geistliche Strafgericht, das dem gesammten Klerus Galliens, Germaniens und Italiens durch Rundschreiben bekannt gemacht wurde, das zum erstenmal sowohl den Vorrang der priesterlichen vor der königlichen Gewalt, der bisher nur als Lehrsatz behauptet worden, in die Wirklichkeit einzuführen als die Selbständigkeit der Glieder des Priesterthums zu brechen und die oberherrliche Gewalt Roms über die gesammte Kirche des Abendlandes zu begründen drohte, eilten die beiden Erzbischöfe nach Benevent, wo sich Kaiser Ludwig gerade aufhielt und beklagten sich über die erlittene Gewalt, durch welche auch sein Bruder Lothar verletzt sei und über die angemaßte Oberherrschaft des Papstes, welche die kaiserliche und königliche Majestät und die fränkische Kirche zugleich bedrohe. Es sei unerhört, daß Metropoliten ohne die Zustimmung ihrer Mitbischöfe durch einseitigen päpstlichen Urtheilsspruch abgesetzt würden. Ludwig, noch wegen des Ravennatischen Streites mit Nicolaus grollend, wurde leicht überredet, daß der Papst seine Befugnisse überschritten. Er brach daher in Begleitung seiner Gemahlin Engelberga sogleich mit einer 864. beträchtlichen Kriegsmannschaft nach Rom auf, um Nicolaus zur Zurücknahme seiner Decrete zu zwingen. Außer den beiden fränkischen Metropoliten, die ihrem Unwillen in heftigen Schmähschriften wider den Papst und seine Genossen Luft machten, schlossen sich alle Widersacher und heimliche Neider des strengen Kirchenfürsten dem Heereszug an. Wie in dem Streite mit Photius gestaltete sich die persönliche Angelegenheit zu einem Principienkampf, wenn auch nicht zu einem dogmatischen, so doch zu einem kirchenrechtlichen. Die Absetzung zweier Erzbischöfe durch den Papst allein ohne Beiziehung von Bischöfen derselben Kirchenprovinz und anderen Metropoliten, ohne Ladung und Vertheidigung, war ein bis dahin unerhörtes Verfahren. Die Verurtheilten waren daher nicht ganz im Unrecht, wenn sie ihre Sache als einen Kampf der bischöflichen Selbständigkeit gegen päpstliche Tyrannei darstellten und in Sendschreiben an die fränkischen Prälaten sie aufforderten, im Verein mit den beiden Königen Lothar und Ludwig dem Deutschen den Anmaßungen Roms zu widerstehen.

Das kaiserliche Heer vor Rom. 864.

Die dunkeln Wolken, die sich damals von allen Seiten über dem päpstlichen Stuhle zusammenzogen, hätten leicht in einen gefährlichen Sturm ausbrechen können, wenn unter den Gegnern Einmüthigkeit in Plan und Ziel

geherrscht hätte. Aber im Abendlande erklärte sich Hincmar, sonst ein eifriger Vorkämpfer der Bischofsgewalt gegen päpstliche Uebergriffe, aus persönlichen Gründen wider die Beschwerdeschrift der gegnerischen Prälaten, die „teuflischen und unerhörten Kapitel," und im Osten freute sich zwar Photius über die Angriffe, die sein Rivale im eigenen Lager zu erleiden hatte, beeilte sich aber nicht, den beiden Erzbischöfen die erbetene Hülfe zu leisten. Desto größer war die Bedrängniß, die dem apostolischen Stuhl und der ganzen Stadt aus der Nähe drohte, als das kaiserliche Kriegsvolk sich in der Leostadt lagerte und Ludwig in dem Palaste bei St. Peter seine Wohnung aufschlug. Nicolaus schloß sich im Lateran ein und ordnete Fasten und Bittgänge an, um das Unheil von der Kirche abzuwenden. Als sich einer dieser Umzüge nach St. Peter richtete, entstand ein Handgemenge. Die kaiserlichen Kriegsknechte mißhandelten die Einherziehenden, Geistliche wie Volk, rissen die Kreuze und Kirchenfahnen nieder und zerbrachen auch das sogenannte Kreuz der heil. Helena, in welchem nach dem Glauben der Zeit das Holz des wahren Kreuzes eingeschlossen war. Solche Auftritte waren seit der Gründung des karolingischen Reiches in Rom nicht erlebt worden. Sie machten auf die beiden Häupter der Christenheit einen gleich erschütternden Eindruck. „Das Gerücht erzählte, der Papst sei heimlich auf einem Nachen über die Tiber gesetzt und habe sich nach St. Peter geflüchtet, wo er zwei Tage und Nächte ohne Speise und Trank zugebracht; der Franke, welcher das Kreuz der heil. Helena zerschmettert, sei gestorben, der Kaiser selbst vom Fieber überfallen." Das Gewissen der Kaiserin wurde in Angst gesetzt; sie übernahm die Vermittelung zwischen dem Papst und ihrem Gemahl, worauf eine Zusammenkunft erfolgte. Die deutschen Erzbischöfe wurden von dem Kaiser aufgegeben und erhielten den Befehl zur Heimkehr. Sie gehorchten. Ehe sie jedoch abreisten, schickte Günther seinen Bruder Hilduin, den abgesetzten Bischof von Kammerich mit den „Kapiteln" an den Papst; als dieser die Annahme weigerte, drang Hilduin, der Weisung des Metropoliten gemäß, mit gewaffnetem Gefolge gewaltsam in die St. Peterskirche, vertrieb die Wächter mit Schlägen vom Grabe des Apostels (wobei einer derselben das Leben verlor), und legte die Schrift, den schärfsten Protest des Episcopats gegen den römischen Primat, an geweihter Stätte nieder. Darauf begab sich Ludwig mit seinem Kriegsvolk, das seinen kurzen Aufenthalt durch Raub, Mord und Schändungen bezeichnet hatte, nach Ravenna, wo er unversöhnt mit Nicolaus das Osterfest bei dessen Gegner Johannes feierte. Auch die deutschen Erzbischöfe kehrten zurück und Günther setzte, unbekümmert um die päpstliche Sentenz, seine bischöflichen Functionen in Köln ohne weiteres fort, während sein Amtsgenosse sich derselben enthielt.

Abzug des Kaisers und der Erzbischöfe.

2. April 864.

Nicolaus u. seine Gegner.

Aber Günthers Muth und Festigkeit fand in seiner Heimath nicht den zum Siege erforderlichen Rückhalt. Weder der schmiegsame König Lothar, in dessen Natur es lag, „durch scheinbares Nachgeben die Gegner zu besänftigen

und zu täuschen und dann doch auf Schleich- und Nebenwegen in der früheren Richtung fortzuschreiten," noch die lotharischen Bischöfe wagten es, die Sache ihrer Metropoliten zu der ihrigen zu machen und mit gemeinsamen Kräften für die Unabhängigkeit ihrer Kirche einzustehen. Vielmehr erklärten die Bischöfe ihre Bereitwilligkeit, dem Ausspruche des apostolischen Stuhles zu gehorchen, und Lothar entzog dem unfolgsamen Günther das Erzbisthum Köln und verlieh es einstweilen dem Welfen Hugo, einem ergebenen Parteigenossen von ungeistlichem Wandel; zugleich schickte er den Bischof Ratold von Straßburg mit einem demüthigen Schreiben nach Rom, worin er sich und seine Bischöfe von der Mitschuld an dem widerspenstigen Betragen der beiden Erzbischöfe zu reinigen suchte. Der Papst gewährte den Bußfertigen Verzeihung, bestand aber darauf, „daß der König die Buhlerin verstieße und sein eigen Fleisch und Blut wieder zu sich nehme;" und als König Ludwig der Deutsche auf Anregung des Bischofs Liutbert von Mainz, eines durch die christliche Milde und Sanftmuth seines Charakters wie durch apostolischen Eifer und ausgebreitete Gelehrsamkeit hervorleuchtenden Prälaten, der dem am 4. Juni 863 gestorbenen Prinzen Karl nachgefolgt war, durch seinen Vertrauten, Bischof Salomon von Constanz, in Rom Worte des Friedens und der Versöhnung verkünden ließ, führte ihm Nicolaus zu Gemüthe, daß es vor Allem seine Pflicht sei, seinen Neffen auf den rechten Weg zu bringen, bemühte sich aber zugleich den deutschen König durch Beweise von Hochachtung und Anerkennung dem päpstlichen Stuhle zu nähern, um den königlichen Sünder und seine Genossen dieses mächtigen Rückhaltes zu berauben und ihn dann persönlich mit schärferen Waffen anzugreifen. Juni 864.

Die widerstrebenden Elemente waren in der fränkischen Kirche noch kräftig genug, um den Papst zur Vorsicht zu mahnen; denn wie zögernd und schwierig die Metropoliten des Westens der altgewohnten Unabhängigkeit entsagten und sich mit dem Gedanken einer Unterordnung unter den römischen Stuhl und einer Unterwerfung unter dessen oberrichterliche Aussprüche vertraut machen wollten, bewies um dieselbe Zeit das Beispiel des Erzbischofs Hincmar, der obwohl mit Nicolaus in der lotharischen Eheangelegenheit übereinstimmend, doch die Berufung des entsetzten Bischofs Rothad von Soissons an die päpstliche Curie zu verhindern suchte. Die erdichtete Sage, daß Rheims von Remus, dem Bruder des Romulus gegründet worden sei, nahm ihre Entstehung aus dem Anspruche des erzbischöflichen Sitzes auf den Primat von Gallien, auf den ersten Rang nach dem Stuhle von Rom. Aber in allen schwierigen Lagen handelte Nicolaus mit der Festigkeit und dem unbeugsamen Geiste eines alten Römers. Erzürnt, daß die von Hincmar berufene Synode von Soissons den Bischof wegen Ungehorsams seiner Würde entsetzt habe und ihn ungeachtet seiner Appellation an die oberrichterliche Gewalt des Papstes in Gefangenschaft halte, forderte er drohend, daß man den Verhafteten in Freiheit setze und ihm gestatte, sich in Rom zu vertheidigen. Weder die westfränkischen Bischöfe noch ihr König wagten es, dem festen Willen des Kirchenfürsten zu trotzen. Und so einflußreich war seine Verwendung, daß Judith, die entflohene Tochter Karls des Kahlen, welche die Gnade und Vermittelung des Papstes angerufen hatte, die Verzeihung des Vaters erlangte und ohne vorhergehende Kirchen- Der Papst in Sachen des Bischofs Rothad.

buße mit ihrem Entführer verheirathet ward. Und wie viele Hindernisse auch Hincmar der Wiederaufnahme des ihm persönlich verhaßten Rothad bereitete, wie sehr er in einer ausführlichen Klagschrift die nachtheiligen Folgen für das Ansehen des gesammten Klerus hervorhob, wenn der apostolische Stuhl die Autorität der geistlichen Gerichte schwäche und durch Androhung von Bannstrahlen die Gewalt der Metropoliten lähme; Nicolaus hob das Urtheil der Synode von Soissons auf, bekleidete Rothad aufs Neue
Dec. 864. Jan. 865. mit dem bischöflichen Ornate und verkündigte in einer Versammlung römischer Geistlichen seine Wiedereinsetzung in sein früheres Kirchenamt. Dieses eigenmächtige Verfahren, dem der bisherige Entwickelungsgang der Kirche nichts Aehnliches zur Seite zu stellen hatte, erhielt noch durch die beigefügte Begründung eine besondere Wichtigkeit. Es wurde nämlich aus angeblichen Beschlüssen früherer Päpste und Kirchenversammlungen der Beweis geführt, daß keine Synode ohne Wissen und Willen des römischen Stuhles gehalten werden dürfe; daß jeder angeklagte Bischof das unbeschränkte Recht der Appellation nach Rom besitze, und daß in allen wichtigen Prozessen, insbesondere wo es sich um das bischöfliche Amt handle, die Entscheidung dem Papste zustehe. „Diese Sätze sind aus den pseudoisidorischen Decretalen geschöpft, und ihre Anführung zu Gunsten Rothads ist der erste von päpstlicher Seite unternommene Versuch, jenes geflickte Machwerk in das geltende Kirchenrecht einzuführen.“ Hincmar, obwohl er den trüben Ursprung dieser Sätze genau kennen mochte, durfte deren Gültigkeit um so weniger anfechten, als er sich selbst schon wiederholt der Pseudo-Isidorischen Decretalensammlung zu Beweisführungen bedient hatte. So wurden die von der westfränkischen Geistlichkeit verfertigten Waffen zunächst gegen sie selbst gekehrt. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Rothad selbst dem kirchlichen Oberhaupte diese ohne Zweifel in der Rheimser Kirchenprovinz entstandene Rechtsquelle zuerst erschlossen hat. Auch das Verfahren des Papstes gegen die Erzbischöfe Thietgaud von Trier und Günther von Köln wurde in Rundschreiben an die Metropoliten und Bischöfe Germaniens und Galliens mit Gründen vertheidigt, die an die unechten Decretalen anklingen.

Nicolaus beruft sich auf die Pseudo-Isidorischen Decretalen.

Sieg des Papstes. Der Legat Arsenius in Gallien. 865.

Nicolaus wußte seinen Beschlüssen den gehörigen Nachdruck zu geben; er drohte mit dem Bannstrahle und seine Drohungen wurden wie zündende Blitze gefürchtet. Wenn auch sein Plan, alle kirchlichen Anliegen vor einer allgemeinen Synode in Rom zu entscheiden, an dem Widerspruch der Könige scheiterte, so feierte er dagegen in Westfranken einen vollständigen Sieg. Er entsandte seinen Kanzler und Rath Arsenius, Bischof von Orta, über die Alpen mit dem Auftrage, Rothad in sein Bisthum zurückzuführen, gegen die ungesetzliche Ehe Lothars einzuschreiten, und unter sämmtlichen Frankenkönigen Frieden zu stiften. Und Arsenius, ein gewandter Diener seines Herrn, erreichte seinen Zweck. Rothad wurde nicht nur in sein Bisthum Soissons wieder eingesetzt, ohne daß Hincmar oder die Bischöfe seines Sprengels zu widerstreben gewagt hätten, König Karl sah sich genöthigt, dem verhaßten Prälaten, den er als „unfruchtbaren Feigenbaum“ bezeichnet hatte, alle Besitzungen zurückzustellen, die in der Zwischenzeit in andere Hände gekommen waren, und König Lothar, besorgt über die Zusammenkunft seiner Oheime in Thousey, erklärte sich zur völligen Aussöhnung mit Theutberga bereit, worauf der Legat die feierliche Wiedervereinigung der getrennten Ehegatten zu Vendresse im Sprengel von Rheims bewerkstelligte. Ohne daß über die angeblichen Vergehen der Königin eine Unter-
3. Aug. 865.

suchung eingeleitet worden, empfing Lothar in Gegenwart mehrerer Bischöfe und Edlen Theutberga aus den Händen des Legaten, nachdem er und mit ihm zwölf der vornehmsten Grafen und Vasallen den feierlichen Eid abgelegt, daß sie alle Rechte einer Königin und Ehefrau genießen und wegen ihrer Zwistigkeiten von Niemand an Leib und Leben geschädigt werden solle. Nachdem Arsenius hierauf noch eine Versöhnung zwischen Lothar und seinem Oheime Karl auf einer Zusammenkunft in Attigny bewirkt, feierte er in Gegenwart Theutberga's und ihres Gatten, die beide mit der Krone und dem königlichen Schmuck angethan waren, an Mariä Himmelfahrt (15. Aug.) zu Gondreville eine Messe, gleichsam als Weihe der Wiedereinsetzung in ihre königlichen und ehelichen Rechte, und kehrte dann nach Italien zurück, begleitet von Waldrada und Engeltrud, die der gedemüthigte König nun aufgeben mußte. So führte Nicolaus dem Urenkel des großen Karl mit der einen Hand die verstoßene Gattin zu, mit der andern raubte er ihm die Buhlerin, die Mutter seiner Kinder. Für diese Erniedrigung erließ er demselben dann jede weitere Kirchenbuße.

Aber vor der Macht der Liebe und Leidenschaft, vor der Gewalt der Sinnlichkeit und der Naturtriebe zerreißen in der Regel die Schlingen und Netze der Staatskunst und der politischen Berechnung. Das eheliche Trauerspiel im fränkischen Reiche hatte nur eine gewaltsame Unterbrechung, keineswegs einen Schluß oder eine Lösung erfahren. Sowohl Engeltrud als Waldrada entflohen auf der Reise ihren Wächtern und kehrten in die Arme ihrer Buhlen zurück. Und wenn gleich der strenge Kirchenfürst den Bannstrahl über die erstere erneuerte und die letztere mit allen ihren Gönnern und Mitschuldigen feierlich aus der Gemeinschaft der Kirche ausschloß, sie beugten sich nur zum Schein. Waldrada wählte ihren Aufenthalt an Orten, wo sie mit Lothar leicht verkehren konnte, und Theutberga sah sich aufs Neue der unwürdigsten Behandlung preisgegeben und mit den alten Schmähungen verfolgt, also daß sie in einem Schreiben an den Papst selbst die Rechtmäßigkeit ihrer Ehe bestritt und den Wunsch aussprach, den Rest ihres Daseins in keuscher Einsamkeit als Klosterfrau zu verleben. Aber Nicolaus wies ihren Verzicht auf die königliche Würde mit Entschiedenheit zurück, ermahnte sie zum standhaften Ausharren und verweigerte jede Ehescheidung, wenn nicht auch Lothar den Beschluß fasse, sein ehebrecherisches Verhältniß mit Waldrada zu lösen und sich in die Einsamkeit eines Klosters zurückzuziehen. Und nicht blos in seiner ehelichen Angelegenheit lenkte der charakterlose Lothar wieder in die frühere Bahn ein; er gab auch das Erzstift Köln dem Metropoliten Günther zurück, wobei er nur zum Schein dessen Bruder Hilduin, den früheren Bischof von Kammerich, als Verweser des erzbischöflichen Amtes einsetzte. Volk und Geistlichkeit empfing den heimkehrenden Prälaten mit freudigem Festgepränge, und dieser suchte sich durch einen mit den Kölner Domherren und geistlichen Stiftungen geschlossenen, für die Selbständigkeit des Domstiftes sehr günstigen Vertrag in ihrem Vertrauen zu befestigen.

Rückfall. 866.

Febr. 866.

15. Jan. 867

Zusammenkunft in Thousey. 865. Sowohl das energische Auftreten des Papstes als die Nothwendigkeit einer Verständigung über die in der Angelegenheit Lothars zu beobachtende Haltung hatte während dieser Vorgänge die königlichen Brüder Karl und Ludwig abermals zu dem Entschluß geführt, den früheren Freundschaftsbund auf festerer Grundlage und mit größerer Aufrichtigkeit zu erneuern. Zu dem Zweck traf Mitte Februar Ludwig der Deutsche, begleitet von seinen beiden jüngern Söhnen, von dem Erzbischof Liutbert von Mainz und mehreren Bischöfen und weltlichen Großen, zu Thousey im Sprengel von Toul mit seinem Stiefbruder Karl und dessen Gefolge, darunter Hincmar von Rheims, zusammen. Hier reichten sie sich die Hand zum Bruderbunde und versprachen, daß sie gegenseitig den Frieden bewahren, die Erbfolge ihrer Söhne in den väterlichen Reichen aufrecht erhalten und ihrem Neffen Lothar gemeinschaftlich solche Rathschläge ertheilen wollten, „durch welche er selbst vor Gott gerettet und in der Welt geehrt dastehen könne.“ Vielleicht faßte man auch damals schon die Möglichkeit einer einstigen Theilung des lotharischen Reiches ins Auge. — Ihre Folgen. Die Folgen dieses Bundesvertrages von Thousey machten sich bald bemerkbar. Wie sehr die beiden Könige das Verfahren des Papstes gegen Lothar und seine Metropolitanbischöfe billigten und unterstützten, so suchten sie doch der Begründung einer päpstlichen Monarchie und der Unterordnung der weltlichen Gewalt unter die oberrichterliche Autorität des Papstes, wie sie der listige und thätige Legat Arsenius im Auge hatte, entgegenzuwirken und von den Gerechtsamen der gallischen und germanischen Kirche noch einige Reste zu retten. Der Plan des Papstes, eine allgemeine Kirchenversammlung aus den fränkischen Reichen in Rom zu versammeln, welche über alle kirchlichen Angelegenheiten von Wichtigkeit verhandeln sollte, scheiterte an dem vereinten Widerspruch Karls und Ludwigs, ein Fehlschlagen, das den Kirchenfürsten um so unangenehmer berührte, als er damit eine bleibende Einrichtung bezweckt hatte, mit der Absicht, sich darin ein brauchbares Werkzeug zur Unterdrückung aller Selbständigkeit in den einzelnen Landeskirchen zu schaffen. Eine zweite Wirkung der brüderlichen Einigung war ein kräftigeres Regiment gegen die Friedensstörer im Innern und gegen die Raubfahrten der feindlichen Schaaren an der Westküste und an der Ostmark.

1) Karl der Kahle bändigt die Großen und bekämpft die Normannen. 865. 866. Namentlich bemühte sich Karl die königliche Autorität und die Herrschaft des Gesetzes in allen seinen Landen fester zu begründen. Er beraubte den Grafen Adelhard und seine Verwandten, die emsigen Schürer der Zwietracht, ihrer Lehen, weil sie den bis St. Denis vorgedrungenen Normannen gegenüber sich feig und nachlässig benommen, und entfernte sie aus seiner Nähe; ja einen derselben, Wilhelm, den Sohn des Grafen Odo von Orleans, den Bruder der Königin Irmengard, ließ er im nächsten Jahr als Reichsfeind in Senlis enthaupten; er brachte den Herzog Salomon von der Bretagne und die Großen von Aquitanien und Gothien zum Gehorsam und Frieden; durch die Grafen Ramnulf von Poitou und Robert „den Tapfern“ von Anjou, zwei rüstige Kämpen von wunderbarer Kraft, leistete er den Normannen,

die während der Zusammenkunft in Thousey die Stadt Orleans ausgeplündert und den Flammen übergeben und die Abtei Fleury so wie die übrigen Klöster der Umgegend mit Raub und Zerstörung heimgesucht hatten, erfolgreicheren Widerstand, und den burgundischen Vassallen machte er die Bewachung der Flüsse und die Stellung von Schiffen zur Pflicht.

Freilich waren alle diese Maßregeln ungenügend. Schon im folgenden Jahr erlagen die beiden Grafen Ramnulf und Robert einer Schaar dänischer Freibeuter an der Loire; und an der Seine richteten andere Schwärme solche Verwüstungen an, daß König Karl von allen Hufen, freien wie unfreien, die geistlichen Güter nicht ausgenommen, eine Steuer erhob, um mit einer Summe von 4000 Pfund Silbers den Abzug der Feinde zu erkaufen. — Keiner unter Karls Großen hatte aus den Kämpfen gegen die Normannen und Bretonen so herrlichen Ruhm davon getragen, Keiner sich aber auch in den Angelegenheiten des westlichen Galliens eines solchen Einflusses auf die Rathschläge des Königs erfreut, wie Robert der Starke und sein Vetter und Waffengefährte Ramnulf sich errungen. Als „Männer von wunderbarer Kraft," als „die Ersten unter den Ersten," werden beide von den Zeitgenossen dargestellt; „eine vollständige Aufzählung ihrer Kämpfe, so heißt es, müßte ein würdiges Seitenstück zu der Geschichte der Makkabäer gebildet haben." Dies verhinderte freilich nicht, daß nach ihrem Tode nicht ihre sämmtlichen Würden und Beneficien ihren minderjährigen Söhnen entzogen und an Glieder anderer Familien, besonders an Abt Hugo, Konrads Sohn, verliehen wurden. Aber Odo, der würdige Sohn Roberts und Erbe seiner Tugenden, erwarb in der Folge die Güter und Lehen wieder und vermehrte den väterlichen Ruhm mit königlichen Ehren.

Zugleich suchte Karl den Heerbann vom gänzlichen Verfall durch den Lehndienst zu retten, indem er das alte Gesetz erneuerte, daß kein Franke seine persönliche Freiheit ohne königliche Erlaubniß zu Gunsten eines mächtigen Großen oder einer Kirche opfern dürfe. — Auf ähnliche Weise suchte auch Ludwig der Deutsche die Herrschaft seines Hauses zu befestigen. Wie im westfränkischen Reiche die Bretonen den unfügsamen Vassallen Karls des Kahlen einen Rückhalt für ihr unruhiges Treiben boten, so im Osten die Mähren unter ihrem streitbaren Herzog Rastislav. Noch um die Zeit des Vertrags von Thousey sah sich der ostfränkische Herrscher genöthigt den Grafen Werner, den Wächter der pannonischen Mark, wegen verrätherischer Verbindungen mit dem Reichsfeind, seines Amtes und seiner Lehen zu entsetzen.

2) Ludwig gegen die Slaven.

Um nun diesen und den übrigen an den Grenzen lauernden Feinden entschiedeneren und rascheren Widerstand entgegensetzen zu können, entschloß sich Ludwig zu einer vorläufigen Theilung des Ostreichs. Für seinen Erstgebornen, **Karlmann**, mit dem er sich völlig ausgesöhnt hatte, bestimmte er das Königreich **Baiern** nebst seinen Marken und den zinspflichtigen slavischen Völkern, also das Gebiet, welches der Vater selbst stets als das Hauptland betrachtete; sein zweiter Sohn **Ludwig** sollte **Ostfranken**, **Thüringen** und **Sachsen** besitzen, dem jüngsten und schwächlichsten der drei Brüder, **Karl** (in der Folge „der Dicke" genannt), wies er **Allemannien** und **Churwalchen** (Rhätien) als Königreich an. So wurde der zu Verdun aufgestellte Grundsatz der Reichstheilung auch von Ludwig zur Geltung gebracht, dabei aber mehr Rücksicht auf die Stammesverschiedenheit genommen, wie sie während der zwei Jahrzehnte zur Entwickelung und Ausbildung gekommen. Während aber Ludwig durch diese Anordnung eine künftige Zerreißung der deutschen Stämme

Ludwigs vorläufige Reichstheilung. 865.

anbahnte, suchte er noch für seine eigene Lebenszeit die Einheit Deutschlands zu erhalten, indem er sich selbst in allen Theilreichen die königliche Gewalt vorbehielt, den Söhnen nur Anliegen von geringerem Belang zur Entscheidung überließ und ihnen nicht die Krone und den Königstitel verlieh.

866. Aber gerade dadurch führte er neue Aufstände herbei. Schon im folgenden Jahr verband sich der jüngere Ludwig mit mehreren unzufriedenen Großen, darunter Graf Werner und zwei Neffen Adelhards, um, von den Mähren unterstützt, sich mit den Waffen eine ausgedehntere Gewalt zu ertrotzen. Nach kurzen Kämpfen vermittelte jedoch der Erzbischof Liutbert von Mainz eine Aussöhnung. Um ähnlichen Gefahren vorzubeugen, umgab Karl der Kahle, als er seinen Sohn Ludwig an der Stelle seines un-
867. glücklichen Erstgebornen Karl zum König von Aquitanien einsetzte, denselben mit erprobten Dienern des Hofes „als mit Wächtern seiner Treue."

Lothars Haltung. Die Zerwürfnisse Lothars mit dem päpstlichen Stuhle, die nach der Rückkehr des Arsenius von Neuem eintraten, machten es immer wahrscheinlicher, daß er ohne legitime Erben aus der Welt scheiden und sein Königreich an die Verwandten fallen würde; und da auch der Kaiser Ludwig ohne Kinder war,
867. so stiegen die Hoffnungen der beiden Oheime. Sie erneuerten daher in Metz den Friedensvertrag von Thousey, nur mit dem Unterschied, daß sie die gleichmäßige Theilung des lotharischen Reiches näher ins Auge faßten. Mochte auch Lothar ihre Pläne und Absichten errathen, so suchte er sich doch auf freundlichem Fuße mit ihnen zu halten, damit nicht der Papst an ihnen eine Stütze finde und den Bannfluch, mit dem er ihn schon mehrmals bedroht, wirklich ausspreche. Und in der That entging Lothar durch seine kluge Haltung der Kirchenstrafe, womit Waldrada's sündiges Haupt belegt ward, der Ausschließung aus der christlichen Kirchengemeinschaft. Während er weder der unglücklichen Theutberga je die königlichen und ehelichen Rechte wieder einräumte, noch den Verkehr mit der gebannten Buhlerin einstellte, noch für die Wiederbesetzung der beiden Metropolitansitze Köln und Trier Sorge trug, während er bei Verleihung der Aemter und Lehen vorzugsweise dem Rath und den Wünschen Waldrada's nachkam und dagegen bewirkte, daß seiner rechtmäßigen Gemahlin sogar der Schutz und die Fürsprache seines Oheims Karl entzogen ward, suchte er durch heuchlerische Versicherungen seiner Ergebenheit und seines Gehorsams und durch trügerische Vorspiegelungen den Papst zu besänftigen und zu beruhigen; er leugnete, daß er mit Waldrada seit ihrer Rückkehr Umgang gehabt, er versprach sie zur Abbüßung ihrer Schuld nach Rom zu senden, er selbst stellte seine baldige Reise dahin in Aussicht, wo er seine Lügner und Verleumder zu Schanden machen werde; aber alle diese Reden und Betheuerungen waren eitel Lug und Trug. Nicolaus beklagte die Erfolglosigkeit aller seiner Ermahnungen, da Lothar zwar stets den Gehorsam mit dem Munde versichere, ihn aber nie durch die That besiegele; „denn seine Worte können wie das Laub der Bäume wohl rauschen, sättigen aber können sie nicht, weil sie keine Frucht tragen;" — dennoch wagte er nicht den letzten Schritt. Als er

starb, war der leidige Ehehandel noch ungelöst; die beiden gebannten Sün- 13. Nov. 867.
derinnen lebten in Lothars Reich herrlich und in Freuden.

Nicolaus siegt über Photius.

Zu dieser schonenden Zurückhaltung wurde Nicolaus auch noch durch den Streit mit dem Patriarchen Photius hingeführt, der die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens umdüsterte. Wir haben früher die Veranlassung und den Gang dieses folgenreichen in den Leib der Kirche tief einschneidenden Streites kennen gelernt (S. 526 f.). Die Ehre der geschmähten und verlästerten abendländischen Kirche forderte ein einmüthiges kräftiges Auftreten des gesammten fränkischen Klerus gegenüber den unwürdigen Synodalbeschlüssen von Konstantinopel. Nicolaus mußte daher bedacht sein, dieses einträchtige Auftreten, wodurch allein dem schlauen und falschen Spiel des byzantinischen Hofes und seines Patriarchen in würdiger imponirender Haltung begegnet werden konnte, nicht durch innere Kämpfe zu hindern oder zu schwächen. Deshalb trieb er, ohne jedoch der päpstlichen Autorität das Geringste zu vergeben, das Strafverfahren wider Lothar nicht auf die Spitze und suchte den Erzbischof von Rheims durch ein freundliches und vertrauensvolles Schreiben zu versöhnen und zum Mitstreiter für seine Sache zu gewinnen. Es wurde früher erwähnt, wie ernst und fest der gallische und germanische Klerus für das kirchliche Oberhaupt eintrat, wenn auch die beabsichtigte allgemeine Kirchenversammlung des gesammten Abendlandes nicht zu Stande kam. Und einen gleichen Triumph feierte seine Sache in Konstantinopel selbst. Kaum war nämlich Basilius in der Kathedrale zur heil. Weisheit feierlich gekrönt worden, so verwies er den Patriarchen Photius, „der dem kaiserlichen Mörder die Kirchengemeinschaft weigerte," in das Kloster Skepe, führte den verfolgten Ignatius aus seiner zehnjährigen leidensschweren Verbannung auf den erzbischöflichen Stuhl zurück und schickte eine Gesandtschaft nach Italien, welche die Boten des Photius abberufen und dem Papste in ehrenvollen Sendschreiben die Nachricht von der Wiedereinsetzung des Ignatius überbringen und um seine Bestätigung bitten sollte; „denn er sei der einzige Arzt, der die Wunden der Glieder Christi und seiner heiligen Braut, der Kirche, zu heilen vermöge."

Nicolaus' Ausgang u. Charakter 867.

Nicolaus erlebte diesen Sieg nicht mehr. Als die Gesandten mit der Kunde von dem Umschwung der Dinge im oströmischen Reiche in Rom eintrafen, war bereits Hadrian II. zum Papst gewählt, zwar ohne Beiziehung der kaiserlichen Sendboten, aber mit nachträglicher Bestätigung der Wahl durch Ludwig II. Nicolaus war schon am 3. Nov. verschieden, ein Mann von einem großen und kühnen politischen Geist, der zuerst den stolzen Gedanken einer in dem Nachfolger des Apostelfürsten gipfelnden monarchischen Kirchengewalt faßte und ins Leben einführte, der den geistlichen hierarchisch gegliederten Staat mit seiner einherrlichen Spitze der weltlichen Feudalmonarchie entgegenstellte und der erfolgreicher als die Könige und Fürsten in ihrem Kampfe wider die aufstrebende Macht der großen Vasallen, die Selbständigkeit der Bisthümer und Synoden brach und alle Glieder in gleiche Abhängigkeit von der unbeschränkten Gewalt des Hauptes setzte. Die geistliche und weltliche Machtfülle, die einst in Karl dem Großen vereinigt war, wurde durch Nicolaus zuerst getrennt und in bestimmte Grenzen gewiesen, die von keiner Seite durchbrochen werden sollten. Mag es auch unrichtig sein, daß er zuerst unter allen Päpsten mit der Tiara gekrönt worden, so beginnt doch mit ihm die monarchische Ord-

nung des Kirchenstaats. Das abgeschwächte Kaiserthum sank in dem erbelosen Ludwig, der seine Kräfte in geringfügigen Fehden wider Saracenen und ungehorsame Großen vergeudete, zu einem wesenlosen Schatten herab. War er doch nicht im Stande Rom vor der Mißhandlung durch den Herzog Lambert von Spoleto, noch den neuen Papst vor einer schweren Kränkung durch das Haupt der unzufriedenen fränkischen Partei zu schützen.

Kurz nach Nicolaus' I. Tod drang Lambert von Benevent gewaltsam in Rom ein und betrug sich daselbst wie ein Eroberer. „Er zog Güter des Adels ein, die er an Franken verkaufte oder verschenkte; er plünderte Kirchen und Klöster, er ließ es geschehen, daß seine Krieger römische Mädchen aus Stadt und Umgegend entführten. Dann zog er wieder ab." — Hadrian war vor seinem Eintritt in den geistlichen Stand verheirathet gewesen und hatte eine Tochter. Diese wurde sammt ihrer Mutter von Eleutherius, dem Bruder des Cardinal Anastasius entführt und troß ihrer Verlobung mit einem edlen Römer zur Ehe gezwungen. Lange widerstand der Räuber hinter den festen Mauern seines Palastes allen Angriffen. Als er endlich seinem Falle nahe war, wurde er von solcher Wuth ergriffen, daß er des Papstes Tochter und ihre Mutter erstach, eine schändliche That, die der Schuldige durch das Henkerschwert büßte.

Hadrians Haltung in dem lotharischen Ehestreit. Das wichtigste Anliegen des neuen Papstes Hadrian war die Beilegung des anstößigen Ehestreits in Lothringen und die Herstellung der Verbindung mit Konstantinopel. — Die drei betheiligten Parteien bewarben sich eifrig um einen entscheidenden Spruch: die beiden Erzbischöfe von Köln und Trier, die sich gleich der Königin Theutberga in Rom einfanden und König Lothar, der sein heuchlerisches Spiel mit schmeichlerischen Ergebenheitsbezeugungen fortsetzte. Hadrian verfuhr mit großer Vorsicht; ohne von dem Verfahren Nicolaus', das er sich überhaupt zur Richtschnur seines Handelns nahm, abzuweichen, glaubte er doch zuerst einige versöhnliche und entgegenkommende Schritte thun zu müssen. Der Trierer Erzbischof, als der minder Schuldige, wurde absolvirt und erhielt eine Wohnung in einem römischen Kloster, wo er jedoch bald mit
868. allen seinen Begleitern einem Fieber erlag; Waldrada wurde gleichfalls von dem Banne gelöst, unter dem sie zwei Jahre gelegen, jedoch mit der Bedingung, daß sie von nun an jedem Verkehr mit Lothar entsage; und wenn er auch dem Verlangen Theutberga's, die unfruchtbare Ehe aufzulösen, nicht nachkam, vielmehr in einem Schreiben an den König die Unlösbarkeit derselben mit Entschiedenheit festhielt, so gestattete er doch eine vorläufige Trennung mit einem standesmäßigen Einkommen, bis der wahre Sachverhalt durch eine nochmalige Untersuchung sicher gestellt wäre. Mit gleicher Milde und Versöhnlichkeit ordnete er die Streitigkeiten unter den westfränkischen Bischöfen und gegen Hincmar von Rheims bewies er Vertrauen und freundliche Gesinnung. Dieses Entgegenkommen des Papstes erfüllte Lothar mit der Hoffnung, durch eine persönliche Zusammenkunft mit Hadrian schließlich doch zum Ziele seiner Wünsche zu gelangen. Denn nur durch eine gesetzliche Scheidung und Wieder vermählung konnte er seinem Sohne die Legitimität und damit die Erbfolge

in seinem Reiche verschaffen. Gesichert durch die Zusage seiner Oheime, daß sie während seiner Abwesenheit in Italien seine Staaten nicht feindlich anfallen wollten, und auf den Beistand seines Bruders Ludwig und der vielvermögenden Engelberga vertrauend, begab sich der König mit glänzendem Gefolge und reichen Schätzen und Geschenken über die Alpen. Ludwig selbst, mit dem er im Gau von Venosa in Unteritalien eine Zusammenkunft hatte, konnte ihm keinen persönlichen Beistand leisten, da er gerade damals im Bunde mit den Byzantinern und Venetianern gegen die Saracenen im Felde stand und mit der Belagerung von Bari, neben Tarent der einzigen namhaften Festung in ihrem Besitze, beschäftigt war; dagegen brachte Lothar durch Ueberredungskünste und Geschenke die Kaiserin auf seine Seite, so daß sie ihm zu einer Zusammenkunft mit dem Papste und dessen geistlichen Begleitern im Kloster des heil. Benedikt behülflich war. Aber wie sehr auch der König, unterstützt von der kaiserlichen Autorität, bei dem Papste die Wiederherstellung des Erzbischofs Günther und die Scheidung von Theutberga, die ebenfalls in Italien weilte und die gesetzliche Trennung von dem ihr verhaßten Gatten begehrte, zu erwirken bemüht war; Hadrian blieb fest bei seiner Weigerung; die Ehre und das Ansehen der Kirche, meinte er, würde durch eine solche Schwäche und Nachgiebigkeit Gefahr laufen. Die Berufung eines allgemeinen Concils zur nochmaligen Prüfung der Sache war das einzige Zugeständniß, zu welchem der Kirchenfürst auf das Drängen Lothars sich verstehen wollte. Juni 869

Durch die Fürsprache der Kaiserin ließ er sich endlich bewegen, dem König und seinen Begleitern das Abendmahl zu reichen, aber erst nachdem Lothar mit frecher Stirn die Versicherung gegeben, seit der Rückkehr des Legaten Arsenius mit Waldrada keinen Umgang gehabt zu haben und Günther die schriftliche Erklärung überreicht, daß er seine gerechte Absetzung demüthig tragen und sich fürder aller gottesdienstlichen Handlungen enthalten wolle. Es war offenbar, daß Lothar einen Meineid abgelegt und Brod und Kelch aus der Hand des Papstes empfangend sich selbst das Gericht gegessen und getrunken habe. Aus der geringen Achtung, mit der ihn der Papst nach der Entfernung der Kaiserin während seines Aufenthaltes in Rom behandelte, konnte er entnehmen, welchen Widerwillen Hadrian gegen den verstockten Sünder in seinem Herzen berge. Dieser aber trug sich mit den freudigsten Hoffnungen und deutete Alles zu seinen Gunsten. Aber sein Ende war näher als er dachte. Während der Papst Anstalten zu einer Versammlung der gesammten Kirche traf, wozu Abgeordnete aus allen Provinzen der fränkischen Reiche wie des Morgenlandes sich in der Hauptstadt der Christenheit versammeln sollten, wurde der König sammt einem großen Theile seines Gefolges auf der Rückreise nach Gallien in Piacenza dahingerafft. Einige seiner Leute bestatteten eilig seine irdischen Reste in dem Klösterlein des heil. Antonin außerhalb der Stadtmauern. Theutberga eilte auf die Todeskunde nach der Stätte, wo der König sein Leben beschlossen. Sie

Lothars Ausgang. 869.

8. Aug. 869.

benetzte tief betrübt sein Grab mit ihren Thränen und begab sich dann in das Kloster der heil. Glodasinde in Metz, wo sie ihre Tage als Aebtissin beschloß. Auch ihre Nebenbuhlerin Waldrada „verschloß ihr glühendes Herz in Klostermauern." Zu Remiremont an der Mosel nahm sie den Nonnenschleier. Die erschreckten Völker erblickten in dem plötzlichen Hinscheiden des königlichen Sünders ein Gottesgericht, und in sagenhaften Erzählungen gab sich der furchtbare Eindruck kund, den der jähe Untergang Lothars und der Seinigen auf die Phantasie der Zeitgenossen und der Nachwelt hervorbrachte. Es wurde als Strafgericht Gottes gedeutet und sündigen Fürsten als warnendes Beispiel entgegengehalten.

Der Autoritätsstreit zwischen Rom und Konstantinopel. Auch in der zweiten wichtigen Angelegenheit, der Beendigung der Kirchenspaltung zwischen Rom und Byzanz, feierte der römische Stuhl unter Hadrian einen wenn auch kurz dauernden Triumph. Als die Gesandten des Kaisers Basilius und seines Patriarchen Ignatius in Rom anlangten, versammelte der Papst die römische Geistlichkeit in der Peterskirche. Hier wurde die durch Photius abgehaltene Synode verdammt, die von den Gesandten überbrachten Akten mit den zum Theil gefälschten Unterschriften den Flammen übergeben und die Bannflüche gegen den treulosen Kirchenhirten und seine Anhänger wiederholt. Darauf begleiteten drei päpstliche Legaten die rückkehrenden Gesandten nach Konstantinopel, um auch dort die Beschlüsse der Aftersynode zu vertilgen, die Forderungen des Papstes Nicolaus durchzuführen und die oberrichterliche Gewalt des apostolischen Stuhles zur Anerkennung zu bringen. Und in der That bestätigte eine unter dem Vorsitze der Legaten in der Sophienkirche zu Oct.—Febr. 869.—Febr. 870. Konstantinopel abgehaltene Synode, von der römischen Kirche als die achte allgemeine bezeichnet, die in Rom gefaßten Beschlüsse, schloß den Patriarchen Photius, der mit stiller Würde ohne sich zu vertheidigen den von ihm verworfenen Richtern gegenüberstand, nebst seinen Anhängern von der rechtgläubigen Kirche aus, und rückte das Ansehen des kirchlichen Oberhaupts, sowohl in Beziehung auf jede weltliche Macht als auf Synoden und Metropolitan- und Bischofgewalt, auf eine Höhe, wie sie nur von Pseudo-Isidor aufgefaßt ward. Die achte Synode, deren Beschlüsse von Basilius und seinen Söhnen, von den Legaten und von 102 Bischöfen unterzeichnet und als allgemeine Kirchensatzungen aufgestellt wurden, war ein vollständiger Sieg des römischen Stuhles.

Trennung der röm. u. griech. Kirche. Aber gerade darum war er nicht von Dauer; Volk und Geistlichkeit des oströmischen Reiches ertrugen nicht lange die Erniedrigung, daß die konstantinopolitanische Kirche, die sich unter Photius der römischen ebenbürtig und feindlich gegenüber gestellt, in eine bis dahin unerhörte Abhängigkeit herabgedrückt werden sollte. Die Standhaftigkeit, womit die von Photius eingesetzten Kirchenhirten die Unterwerfung unter den päpstlichen Spruch und damit jede

Aussicht auf Wiedereinsetzung von sich wiesen, brachte einen tiefen Eindruck hervor. Stolz, Eifersucht und das Gefühl des nationalen Gegensatzes regten sich. Man stellte dem Kaiser vor, daß durch die Beschlüsse der achten Synode die byzantinische Kirche zu einer Magd der römischen erniedrigt werde. Die Mißstimmung über diese unwürdige Stellung wuchs noch in Folge der Einmischung Roms in die kirchlichen Angelegenheiten der Bulgaren. Wir werden später sehen, wie der Streit der römischen und griechischen Kirche über das Ordinationsrecht in der Bulgarei in einem Nachspiel des Concils zu Gunsten der letzteren entschieden und dadurch aufs Neue der Grund zur Spaltung gelegt ward. Nicht einmal die authentischen Synodalakten mit den Unterschriften gelangten in die Hände des Papstes. Die römischen Legaten, auf der Rückreise ohne Schutz gelassen, geriethen in die Gewalt dalmatischer Seeräuber, die sie ihrer Schätze und Papiere beraubten und längere Zeit in Haft hielten. Das Band der Eintracht zwischen Rom und Byzanz, schon under Ignatius schwach wurde vollends zerrissen, als nach des letzteren Tode Photius, mit dem Kaiser ausgesöhnt, wieder den Patriarchensitz einnahm.

Die Lage der Dinge in Unteritalien.

Einen ähnlichen Verlauf nahm die politische Verbindung, die um dieselbe Zeit zwischen den Kaisern des Morgenlandes und des Abendlandes gegen die Saracenen geknüpft ward und die durch die verabredete Vermählung ihrer Kinder noch inniger werden sollte. Es wurde früher erwähnt, daß Ludwig, unterstützt von griechischen Schiffen, die feste Seestadt Bari umlagert hielt. Ueber drei Jahre vertheidigte sich die tapfere Besatzung und fügte dem fränkisch-langobardischen Heere durch Ausfälle großen Schaden zu. Endlich fiel die ausgehungerte Stadt, zur großen Freude der christlichen Bevölkerung Unteritaliens, 2. Febr. 871. deren Kirchen, Klöster und Heiligthümer fortwährend den Plünderungen und feindlichen Ueberfällen ausgesetzt waren. Der arabische Anführer gerieth in Gefangenschaft, die Truppen wurden niedergehauen, und zur Erhöhung der Siegesfreude erlag auch noch ein Heer von 20,000 Moslemin im heißen Kampfe vor Capua den Schaaren der Franken und Langobarden, die der Markgraf von Friaul ins Feld geführt hatte. Nun schritt Ludwig zur Belagerung von Tarent, das er unter dem Eindrucke dieser Ereignisse bald zu bemeistern hoffte; aber das feindselige und hinterlistige Verhalten der Griechen brachte ihn um alle Früchte und befestigte aufs Neue die Herrschaft der Ungläubigen in den sonnigen Gegenden Calabriens und Apuliens. Nicht nur, daß Basilius den durch fränkisch-langobardisches Blut erfochtenen Sieg zu seiner eigenen Vergrößerung zu benutzen suchte, er setzte die Leistungen des abendländischen Heeres auf verletzende Weise herab und machte dem Kaiser Ludwig Vorwürfe, daß er sich den Titel Imperator Augustus anmaße, der nur dem Beherrscher von Konstantinopel gebühre. Zwar wies Ludwig in einem energischen Schreiben die byzantinischen Anmaßungen zurück, mit Ausdrücken stolzen Selbstgefühls, daß den Franken die Kaiserwürde über Rom und das Abendland von Gott

durch die Salbung und Weihe des Papstes verliehen worden, und mit scharfen Hindeutungen auf die Feigheit und Entartung der Griechen, die vom Scheine vergangener Größe zehrend den italienischen Boden nicht zu schützen vermocht hätten; aber der byzantinische Hof wurde dadurch von seinen Vorurtheilen, seinem Mißtrauen und seinen Ansprüchen nicht abgebracht. Die kräftige Unterstützung zur See, die Ludwig begehrte, wenn die Saracenen aus Unteritalien und Sicilien vertrieben werden sollten, wurde nicht gewährt. Die engherzige Politik der Griechen, die neidische Gehässigkeit gegen das fränkische Kaiserthum hielt den oströmischen Kaiser von einem muthigen und aufrichtigen Beistande in dem italienischen Befreiungskriege ab. Er fürchtete, daß dessen siegreicher Ausgang allein dem abendländischen Herrscher zum Gewinne gereichen würde. So blieben denn Calabrien und Sicilien im Besitze der Ungläubigen, die fortfuhren der christlichen Bevölkerung eine schwere Zuchtruthe aufzulegen. Und nicht nur die Griechen hemmten die Schritte des Kaisers; in Italien selbst hatte er heftige Feinde in den christlichen Fürsten von Neapel, Salerno, Spoleto und Benevent, welche nach völliger Unabhängigkeit Unteritaliens von der kaiserlich-fränkischen Herrschaft strebten. Als er nach der Eroberung von Bari seinen Aufenthalt in Benevent bei dem ihm verbündeten Herzog Adalgis nahm, erhob sich, vielleicht auf Anstiften des gefangenen Emirs, den er mit sich führte, eine Empörung, durch die Ludwig, mit Mühe aus den Flammen eines brennenden Thurmes gerettet, alle seine Schätze aus der Kriegsbeute einbüßte und einige Zeit in Haft gehalten wurde. Erst die Furcht vor den fränkischen Truppen, die sich in der Nähe der Stadt sammelten und vor der Landung eines großen Saracenenschwarms bei Salerno bewog die Beneventer und ihren Herzog, den erlauchten Gefangenen zu entlassen. (Sept. 871.) Unter diesen Umständen konnte nicht einmal das schwer bedrängte Tarent bezwungen werden, sondern diente auch ferner saracenischem Raubgesindel als sicherer Zufluchtsort.

o) Die letzten Regierungsjahre Ludwigs des Deutschen und Karls des Kahlen.

(Karl der Kahle nimmt Lothringen in Besitz. 869.) Auf die Kunde von Lothars Tod eilte Karl der Kahle, der gerade um diese Zeit durch die Erneuerung des Friedensbundes mit Salomon von der Bretagne und durch Festungswerke an der Seine den Westen seines Reiches gegen feindliche Einfälle sicher gestellt, nach Metz, um durch schnelle Besitzergreifung der lotharischen Lande seinem Bruder zuvorzukommen und sein Königreich nach Osten abzurunden. Die Umstände begünstigten ihn. Hincmar von Rheims, der einflußreichste Prälat in Westfranken, unterstützte den Plan des ihm befreundeten Königs, durch dessen Vergrößerung er seine eigenen kirchlichen Machtbefugnisse auszudehnen hoffte, und auf seiner Seite standen die meisten Bischöfe des lotharischen Reiches. Dazu kam noch, daß Ludwig der Deutsche in Regensburg an einer schweren Krankheit darniederlag, so daß man an seinem Aufkom-

men zweifelte und seine drei Söhne mit der gesammten Streitmacht des ostfränkischen Reiches wider die Slaven in Mähren, Böhmen und an der mittleren Elbe im Felde standen. Unter Beihülfe der geistlichen und weltlichen Herren nahm daher Karl der Kahle ohne allen Widerstand Besitz von Lothringen und wurde in der Stephanskirche zu Metz durch einen feierlichen Krönungsakt, wobei ihn Hincmar mit jenem Oele, welches nach der heil. Sage bei der Taufe Chlodwigs eine Taube vom Himmel gebracht, auf Haupt, Ohr und Stirne salbte, zum König eingesetzt. Reiche Vergabungen von Lehen an die willfährigen Bischöfe und Vasallen und Drohungen gegen die widerstrebenden mehrten seinen Anhang. Froh über diese Erfolge, ergötzte sich Karl in den Ardennen, Lothars ehemaligem Jagdrevier, an dem edlen Waidwerk und ließ sich weder durch die Vorwürfe seines kranken Bruders, der ihn mittelst einer Gesandtschaft an die verabredete Reichstheilung mahnte, noch durch den Tod seiner Gattin Irmentrud in St. Denis stören. Ueber den Verlust der letzteren tröstete er sich schnell durch eine neue Vermählung mit Richilde, der Schwester Boso's, die vermuthlich schon früher Gegenstand seiner Liebe gewesen, eine Verbindung, die ihm für seine neue Erwerbung sehr förderlich war, da Boso den ersten Familien des lotharischen Reiches angehörte. Darum machten auch die Schreiben des Papstes an den westfränkischen Herrscher und an die Bischöfe und Großen zu Gunsten des Kaisers Ludwig, dem das Erbe des verstorbenen Bruders rechtlicher Weise zustehe, nur geringen Eindruck. Ohne sich durch die gegen die unfolgsamen Bischöfe und Großen angedrohten Bannflüche des Papstes irre machen zu lassen, nahm Karl sogar in Elsaß die Huldigungen der Vasallen entgegen und feierte dann freudigen Herzens das Weihnachtsfest in der alten Kaiserstadt Aachen. Die Nachricht, daß sein Bruder dem Tode nahe sei, und der Kaiser durch langwierige Kriege in Unteritalien abgehalten werde, bestärkten ihn in seiner Zuversicht, daß ihm die neuen Erwerbungen von Niemand streitig gemacht werden könnten. Schon hatte er einen seiner Getreuen zum Erzbischof in Trier eingesetzt und traf eben Anstalten, auch in Köln einen ihm ergebenen Abt an Günthers Stelle zu erheben, da erfuhr er den ersten Widerstand. Liutbert von Mainz hatte nämlich im Auftrage des kranken Königs die nach Deutz entbotene Geistlichkeit der Kölner Kirchenprovinz zur Wahl des Priesters Wilibert vereinigt, eine Wahl, die durch die Anerkennung und freiwillige Entsagung Günthers ihre gesetzliche Bestätigung erhielt.

9. Sept. 869.

6. Oct.

Lotharingischer Theilungsvertrag von Mersen. 870.

22. Jan. 870.

Mit diesem ersten Fehlschlagen begann für Karl eine Wendung seines bisherigen Glücks. In die Hochzeitsfeier mit seiner geliebten Richilde drang die drohende Forderung des wieder genesenen Bruders, der bereits in Frankfurt seine Getreuen und viele flüchtige Vasallen Lothars um sich gesammelt, daß das Reich zwischen ihnen getheilt werde. Die Haltung Ludwigs, der noch gleichzeitig durch die Botschaft erfreut und gehoben ward, daß der Slavenfürst Swatopluk sich dem Königssohne Karlmann unterworfen und seinen Oheim

Rastislav, der ihm deshalb nach dem Leben getrachtet, gefangen genommen und in Fesseln nach Baiern gesandt habe, war so gebieterisch, daß Karl schon im März sich durch den Aachener Vertrag verpflichtete, die Hälfte des besetzten Landes herauszugeben. Nach den vergeblichen Verhandlungen der Bevollmäch-
Mai. tigten in Attigny traten die königlichen Brüder, jeder begleitet von 4 Bischöfen, 10 Räthen und 30 Vassallen oder Ministerialen zu einer persönlichen Zusammenkunft bei Mersen auf einem Vorsprunge an der Maas zusammen. Hier wurde durch einen neuen Vertrag vom 9. August das lotharische Reich in der Weise getheilt, daß alles Land im Osten und Norden der Maas so wie die Gebiete und Städte an der Mosel, auf beiden Rheinseiten und am Jura, also Friesland, das ripuarische Franken, der größte Theil von Lotharingien sammt dem Elsaß und ein Stück von Burgundien an Ludwig den Deutschen fielen, während die Grafschaften am linken Ufer der Maas und Mosel und an der rechten Rhoneseite zu Karls Reich gefügt wurden.

Die Rhone und Maas bildeten somit die Grenzlinien der beiden Königreiche Ostfranken und Westfranken. Wie dort Mainz durch Hinzufügung von Straßburg alle Suffraganbisthümer vereinigte, so hier Rheims durch die Erwerbung von Kammerich. Der Kölner Metropolitansprengel gehörte nunmehr überwiegend zum ostfränkischen Reiche, da außer der Erzdiöcese Köln selbst auch Utrecht an Ludwig gefallen war und nur das Bisthum Tongern oder Lüttich fehlte. Ganz zerrissen wurde die Trierer Kirchenprovinz, indem Trier und Metz an das eine, Toul und Verdun an das andere Reich kamen. Ebenso wurde das ostfränkische Bisthum Basel von dem westfränkischen Erzbisthum Bisang (Besançon) getrennt.

Ludwig gewann demnach nicht nur die Städte am Rhein sammt den dazu gehörigen geistlichen Stiftungen, sondern auch Aachen, Trier und Metz; er vereinigte somit alle Völker (Friesen, Rheinfranken, Elsässer), bei denen sich die deutsche Art am reinsten erhalten hatte, unter seiner Herrschaft und schloß sie gegen die romanischen Nationen ab. Die Städte und Bischofsitze Grenoble, Valence, Genf und Tarantaise verblieben zunächst noch unter der Herrschaft des Kaisers. Die durch den Vertrag von Mersen geschaffene künstliche Scheidelinie, die so viele kirchliche und politische Verbände zerriß, trug jedoch den Charakter eines augenblicklichen Abkommens und konnte sich nicht auf die Dauer behaupten.

Rastislav verurtheilt. 870. Nachdem Ludwig in Aachen, seiner neuerworbenen Stadt, von den Folgen eines gefährlichen Falles, der ihn auf der Reise nach Mersen zu Flamersheim betroffen, durch eine lange und schmerzliche Cur geheilt worden, kehrte er nach Baiern zurück, um über seinen alten Gegner, den Mährenkönig Rastislav, welcher den vor 24 Jahren dem deutschen Herrscher geleisteten Treueid so oft durch Thaten der Untreue verletzt hatte, Gericht zu halten. Wie einst Thassilo wurde der in schweren Ketten vorgeführte König durch den Spruch der Franken, der Baiern und der Slaven, die aus verschiedenen Gegenden mit Geschenken erschienen waren, als Verräther gegen seinen Lehnsherrn zum Tode verurtheilt.

Ludwig schenkte dem Unglücklichen das Leben, ließ ihn aber, um sich gegen weitere Feindseligkeiten für die Zukunft sicher zu stellen, des Augenlichts berauben und den Rest seiner Tage in der Dunkelheit eines Klosters beschließen.

Swatopluk fügte dem ersten Verrath bald einen zweiten hinzu. Die Freundschaft mit Karlmann, die so innig war, daß der Mährenfürst einen Enkel des deutschen Königs, nach ihm Zwentibald genannt, aus der Taufe hob, war nicht von Dauer. Der ehrgeizige Slave wollte sich nicht mit einer untergeordneten Vasallenrolle begnügen. Er wurde bei Karlmann der Untreue beschuldigt und in Gewahrsam gehalten. Ergrimmt über diese Schmach erregten die Mähren einen Aufstand unter der Führung eines Verwandten des gestürzten Fürstenhauses, Sklagamar, den sie durch Drohungen nöthigten das Priesterkleid mit dem Fürstenmantel zu vertauschen. Der Aufstand, durch die tapfern Markgrafen Wilhelm und Engelschalck zurückgehalten, erhielt durch Karlmann selbst neue Nahrung. Swatopluk wurde von der ihm Schuld gegebenen Untreue durch das Gericht freigesprochen und Karlman wandte ihm wieder das frühere Vertrauen zu. Er setzte ihn nicht nur alsbald in Freiheit, sondern übertrug ihm auch die Führung eines baierischen Heeres gegen Sklagamar. Aber Swatopluk dürstete nach Rache. Er verständigte sich vor der alten Feste des Rastislav mit den Mähren und griff dann, von diesen zum Herzog ausgerufen, unversehens das baierische Heer an. Er erreichte seinen Zweck. Die Baiern erlitten eine furchtbare Niederlage; was nicht fiel gerieth in Gefangenschaft. Auch die beiden tapfern Markgrafen Wilhelm und Engelschalk, waren unter den Erschlagenen. Auf die Trauerkunde schickte Karlmann alle Geißeln den Mähren zurück, um die Gefangenen einzulösen, „empfing aber von Swatopluk mit grimmigem Hohne kaum einen halbtodten Mann zurück." Alle Freude der Baiern, über so viele vorangegangene Siege, sagt ein Zeitgenosse, wurde in Trauer und Wehklage verwandelt. Mähren war frei. Ein Feldzug Karlmanns im nächsten Jahr endete mit 872. einer zweiten Niederlage. Unter solchen Umständen konnte es als ein günstiges Abkommen gelten, daß Swatopluk zwei Jahre nachher auf dem Reichstag zu Forchheim sich für die Zusicherung des ruhigen und unangefochtenen Besitzes seines ererbten Reiches zur Entrichtung eines regelmäßigen Jahreszinses an den deutschen König verpflichtete.

Swatopluks Verrath und Sieg. 871.

Zwei Jahre nachher starb Ludwig der Deutsche. Sein Tod gab das Zeichen zu neuen Kämpfen an der Niederdonau. Die Söhne der beiden Markgrafen, Wilhelm und Engelschalk, verlangten in die Würden ihrer Väter eingesetzt zu werden und erhoben gegen den Markgrafen Aribo, der mit dem östlichen Grenzgebiete belehnt worden war und die Herausgabe weigerte, die Waffen. Da wandte sich Aribo an die Macht, zu deren Abwehr und Niederhaltung die Mark berechnet war, er schloß mit dem Mährenfürsten Swatopluk ein Bündniß und überlieferte ihm einen seiner Söhne als Geißel. Froh über die gefundene Gelegenheit der Rache an dem karolingischen Hause, richtete Swatopluk sofort seine Angriffe auf die Donauländer, indem er den vertriebenen Markgrafen, wie es scheint mit Genehmigung Kaiser Karls des Dicken, wieder in sein Gebiet zurückführte, die Güter seiner Gegner mit Feuer und Schwert verheerte und Werner, den zweiten Sohn Engelschalks, so wie dessen Verwandten den Grafen Wegilo gefangen nahm und grausam verstümmeln ließ. Die andern Söhne suchten Schutz bei Arnulf von Kärnthen, Karlmanns illegitimem Sohn, der sich ihrer annahm und dadurch den Krieg verlängerte. Nach vielen wechselvollen Kämpfen kam es zu einer Schlacht an der Raab, in welcher die Deutschen der feindlichen Uebermacht erlagen. Zwei der genannten Mark- 884. grafensöhne fanden auf der Flucht ihren Tod in den Wellen, und Arnulfs Länder im Osten des Stromes erlitten furchtbare Drangsale und wurden zur Einöde. Die Huldigung, die der Slavenfürst noch im Herbst desselben Jahres dem Kaiser leistete, mit dem Gelöbniß, bei seinen

Die Lage der Dinge an der Ostmark.

Lebzeiten nie die Grenzen des Reichs in feindlicher Absicht zu überschreiten, war nur eine bedeutungslose Handlung. Swatopluk wußte die Schwäche des zwieträchtigen Herrscherhauses und die zwischen Arnulf und seinem Oheim obwaltende Eifersucht zu seinem Vortheil auszubeuten. In Folge der Abhängigkeitserklärung des Slavenfürsten blieb Aribo nicht nur unbestraft, sondern sogar im Besitze des Amtes, dessen Bedeutung er auf so grelle Weise zuwider gehandelt, im Besitze der durch seine Schuld von dem Reichsfeind verwüsteten Mark. „Gewiß Veranlassung genug, auf einen gemeinsamen Haß oder eine gemeinsame Furcht zu schließen, welches dieses gute Verständniß zwischen dem Kaiser und den Verderbern des Reichs herbeigeführt habe." Im folgenden Jahr schloß auch Arnulf Frieden mit Swatopluk. Als ihn die deutschen Großen in Forchheim zum König wählten, richtete er die südöstlichen Marken wieder so ein wie sie unter Karlmann bestanden. Aribo behielt die Ostmark, Rudpert, dem jüngsten Sohne Wilhelms, wurde Kärnthen verliehen; Engelschalks gleichnamiger jüngster Sohn, ein Mann von gewaltsamer Natur, der eine natürliche Tochter Arnulfs zu entführen gewagt, dann aber dessen Gunst wieder zu gewinnen gewußt hatte, erhielt eine andere Grafschaft in den Marken, wahrscheinlich Ober-Pannonien. „Die pannonischen Slowenen, die unter ihrem Herzoge Brazlawo schon 884 Karl dem Dicken wieder förmlich gehuldigt hatten, blieben auch unter Arnulf ihrem Abhängigkeitsverhältnisse fortwährend treu." Swatopluk verbreitete seine Macht nach allen Seiten: „Er besiegte einen Fürsten an der Weichsel und nöthigte ihn Christ zu werden; er wußte sich die westlich benachbarten Czechen, die unter einzelnen Häuptlingen ohne ein gemeinsames Oberhaupt lebten, durch eine Heirathsverbindung und durch Gewalt unterthänig zu machen; bis nach Thüringen machte sich seine Gewalt fühlbar und hat sich die Erinnerung an dieselbe noch lange erhalten."

[Margin: 885. — beside "führt habe." line; 10. Dec. 887. — beside "deutschen Großen in Forchheim" line]

Hadrians Haltung bei diesen Vorgängen.

Die Kunde von der räuberischen Besitznahme des lotharischen Reiches durch Ludwig und Karl, ohne daß die Einsprüche der päpstlichen Legaten oder die gegründeten Erbrechte des Kaisers Ludwig Beachtung gefunden, setzte Hadrian in große Aufregung. Er sandte Legaten über die Alpen mit zornigen Schreiben an die beiden Könige und an Hincmar, daß, während der Kaiser im ruhmvollen Kampfe wider die Saracenen liege und die Christenheit beschütze, seine Oheime, unterstützt von dem Erzbischof, mit räuberischer Hand dessen Erbe an sich gerissen. Er hielt mit seiner Bestätigung der Kölner Bischofswahl zurück und verlangte Herausgabe des getheilten Gebietes. Dem deutschen König gelang es, durch Geschenke und durch die Entschuldigung, daß er nur zu der Besitzergreifung geschritten, um den Uebergriffen Karls entgegen zu treten, den heiligen Vater zu besänftigen; um so heftiger grollte derselbe dem westfränkischen König und dem Erzbischof. Jener kümmerte sich nicht viel um die Vorwürfe; er brachte so eben die ihm von Graf Gerard streitig gemachte feste Stadt Vienne, welche die Rhone und den Uebergang nach Italien beherrschte, in seine Gewalt und setzte seinen neuen Günstling und Schwager Boso zum Grafen daselbst ein; und der kluge Erzbischof wußte in einem Schreiben voll Ergebenheit sein Benehmen bei der Besitzergreifung des Königs als correct hinzustellen und doch zugleich den Vorwurf des Ungehorsams gegen die Befehle des Papstes von sich abzuwälzen. Dabei wies er die ihm von Hadrian gebotene Ausschließung Karls aus der kirchlichen Gemeinschaft, wofern er nicht die geraubten Länder herausgebe, als eine ungerechtfertigte und für das Erz-

bisthum und die gesammte Kirche gefahrvolle Maßregel entschieden zurück. Der Papst erkannte bald, daß er seine Forderungen nicht durchzusetzen vermöge, und da der erbelose Kaiser Ludwig kein besonderes Interesse für die Vergrößerung seines Reiches an den Tag legte und nicht in der Lage war, Waffengewalt gegen seine Oheime anzuwenden, so ließ Hadrian den Streit fallen und gab den Gedanken einer Reise nach Gallien und einer persönlichen Durchführung seines Vorhabens auf. „Unstreitig erlitt das Papstthum durch diesen Ausgang der Sache eine moralische Niederlage; sein Unternehmen konnte es nicht zu glücklichem Ende hinausführen, den großen Worten entsprachen keine großen Thaten und das Königthum mit der Metropolitangewalt verbündet ging als Sieger aus dem Kampfe hervor."

Uebrigens erwies sich die Theilung des lotharischen Reiches für die Könige selbst als eine Drachensaat, aus der Unheil und Familienhader empor wuchs. Um dieselbe Zeit, da das baierische Heer an der Ostmark durch Swatopluk eine schwere Niederlage erlitt, empörten sich die zwei jüngeren Söhne des Königs, Ludwig und Karl, erbittert daß der älteste Bruder Karlmann, der Liebling ihrer Mutter Emma, bei einer neuen Theilung über Gebühr bevorzugt wurde.

Empörungen im Königshaus.

Ueber ein Jahr dauerte der Familienzwist, der oft in blutige Kämpfe überzugehen drohte, bis Ludwig auf dem Reichstag zu Forchheim in Franken die früher getroffene 872.
Bestimmung wiederholte und die neuerworbenen Länder unter die Söhne gleichmäßig vertheilte. Ein nochmaliger feindlicher Anschlag Karls und Ludwigs wider Vater und 873.
Bruder wurde durch eine geistige Störung, von der Karl in Folge allzugroßer Aufregung ergriffen ward, entdeckt und führte in Frankfurt zu einer vollständigen Aussöhnung.

Auch Karls Freude über die Mehrung seines Reiches wurde durch häusliches Unglück getrübt. Sein dritter Sohn Karlmann, überdrüssig des geistlichen 871.
Standes, zu dem ihn der Vater in seiner Kindheit bestimmt hatte, bildete mit einigen fränkischen Großen eine Verschwörung, um sich einen Antheil am Reiche zu erringen. Als sein verbrecherisches Vorhaben an den Tag kam, beraubte ihn Karl seiner Abteien und ließ ihn in Haft halten. Karlmann entkam jedoch, und eine Bande verwegener Gesellen um sich schaarend, durchzog er seines Vaters Reich von der Maas bis an die Rhone, allenthalben Raub, Verwüstung und schändliche Unthaten verübend. Der König und die Bischöfe schritten endlich mit weltlichen und geistlichen Waffen gegen die Uebelthäter ein; aber so groß war der Groll des Papstes auf Karl den Kahlen, daß er sogar für den pflichtvergessenen Sohn und entlaufenen Priester Partei nahm und seine Bestrafung mit dem Kirchenbann untersagte.

Eine gleiche unbesonnene Heftigkeit legte Hadrian um dieselbe Zeit in der Streitsache gegen den Bischof Hincmar von Laon, den Neffen des Erzbischofs von Rheims, an den Tag, eine Heftigkeit und Uebereilung, die dem Ansehen des apostolischen Stuhles um so mehr schaden mußte, als der Papst hier gegen den König und die gesammte fränkische Kirche ein eben so ungerechtfertigtes Betragen in Schutz nahm

Hadrian in der Streitsache gegen Hincmar von Laon.

wie bei Karlmann, dessen Berufung an den Papst und die daraus hervorgehenden Verwickelungen und Verlegenheiten durch den Bischof von Laon bewirkt worden waren. Hincmar nämlich, der schon in jungen Jahren durch die Gunst seines Oheims und des Königs nicht blos das Bisthum Laon, sondern auch mehrere Abteien und ein kirchliches Hofamt erlangt hatte, war durch das Glück übermüthig geworden und hatte mehrere rechtsverletzende Handlungen sich zu Schulden kommen lassen. Vor zwei Synoden von dem König und Erzbischof wegen Ueberschreitung kirchlicher und weltlicher Gesetze und Ordnungen angeklagt und verurtheilt, legte er, gestützt auf die pseudo-isidorischen Decretalen und auf das Beispiel Rothads (S. 531), Berufung an den römischen Stuhl ein und lehnte sich gegen die Beschlüsse der Versammlung auf. Dabei stellte er in einer Schrift die Macht des Papstes gegenüber den Synoden und der Metropolitangewalt auf solche Höhe, daß sich der Erzbischof genöthigt sah, gegen diese Folgerungen und Uebertreibungen des neuen Rechtsbuches mit einer Gegenschrift in die Schranken zu treten, ohne jedoch die Gültigkeit und Autorität der Quelle selbst in Frage zu stellen oder die Unechtheit des ganzen Machwerks darzuthun. Denn durch eine solche Erklärung hätte er gar manchen seiner eigenen Aussprüche und Beweisführungen den festen Rechtsboden entzogen. Der Papst nahm sich des treubrüchigen und unfügsamen Bischofs an und ging, getäuscht durch eine unwahre und parteiische Darlegung der Sachlage durch denselben, in seiner Heftigkeit so weit, daß er den König in einem zornigen Schreiben mit Schmähungen überhäufte und mit den kirchlichen Censuren bedrohte.
Aug. 871. Aber ohne sich irre machen zu lassen, berief Karl eine neue Synode nach Douzy bei Sedan, wo auf Grund einer von dem König und dem Erzbischof eingereichten Klageschrift von allen anwesenden Bischöfen, den Vertretern von zehn Kirchenprovinzen, die Absetzung des unbotmäßigen Bischofs ausgesprochen wurde, unter Gestattung einer nachträglichen Appellation an den römischen Stuhl, wie sie auf dem Concil von Sardica festgesetzt worden. Mit den Synodalurkunden überreichte der zu ihrer Ueberbringung nach Rom entsandte Bischof Aktard von Nantes dem Papste ein Schreiben des Königs, worin dieser in würdiger und gemessener Weise die Ausfälle Hadrians zurückwies und ihm sein ungerechtes und parteiisches Verfahren vorhielt. Karl hatte
1. Sept. 871. kurz zuvor mit seinem Bruder in Douzy abermals eine Zusammenkunft gehabt, die, wenn sie auch nicht die beabsichtigte Beilegung und Ausgleichung der Familienzwiste bewirkte, doch dem westfränkischen König einen starken Rückhalt, seinen Worten und Thaten einen höheren Nachdruck verlieh. Zwar schlug Hadrian in seinen Antworten noch einmal den übermüthigen gebieterischen Ton gegen die fränkische Geistlichkeit und den König an, indem er die Synodalbeschlüsse von Douzy verwarf, dem König sein „Murren und Toben" verwies und verlangte, daß der Verurtheilte mit einem geeigneten Ankläger unverzüglich zur abermaligen Untersuchung nach Rom gesandt werde; als aber die Bischöfe an ihrer früheren Entscheidung, die sie durch Belege aus dem echten Kirchenrecht weiter zu begründen suchten, festhielten, und der Erzbischof Hincmar im Namen des Königs ein geharnischtes Schreiben ergehen ließ, worin in scharfer und offener Sprache die päpstlichen Anmaßungen zurückgewiesen, die schwankenden Grenzen zwischen der päpstlichen und königlichen Machtvollkommenheit sicher gezeichnet, eine ehrerbietigere Behandlung des Königs und der Landesgeistlichkeit gefordert und die übertriebenen Ansprüche Roms in die Schranken des alten echten Kirchenrechts gewiesen waren; da wurde Hadrian bedenklich und lenkte ein. In seiner Erwiederung bemerkte er, „daß er des Königs Wunden und Verletzungen durch das Oel des Trostes und durch den Balsam der zärtlichsten Liebe lindern und heilen wolle," und erging sich dann in großen Lobeserhebungen über Karl und seine Tugend, Weisheit und Gottesfurcht, die er allgemein preisen höre. Selbst in Bezug auf den in Haft gesetzten

(Randnotiz: Der Papst gibt nach.)

Hincmar von Laon verzichtete er auf die unmittelbare Durchführung des pseudo-isidorischen Kirchenrechts und verlangt nur die Entscheidung, wie sie mit der Ehre und dem Ansehen des römischen Stuhles vereinbar sei.

Dieses plötzliche Einlenken hatte indessen noch einen besonderen geheimen Grund, der in dem Schreiben gleichfalls angedeutet war. Hadrian war besonders deshalb so erbittert über die willkürliche Besitznahme des lotharischen Reiches, weil er fürchtete, bei dem Ableben des söhnelosen Kaisers Ludwig könnte ein ähnliches eigenmächtiges Verfahren in Italien eintreten. Und in der That hatten die beiden Könige, als sich das falsche Gerücht verbreitete, ihr Neffe sei bei dem Aufstande in Benevent ums Leben gekommen, bereits Anstalten zur Occupation seines italischen Reiches gemacht. Die Befürchtungen des Papstes, daß man ohne seine Mitwirkung über Italien verfügen möge, stiegen noch, als die Kaiserin Engelberga, die über ihren Gemahl Alles vermochte, in Trient mit König Ludwig, dem sie von jeher sehr gewogen war, eine Zusammenkunft hatte. Nun war aber der kräftige deutsche König, dem ein großes Reich und eine bedeutende Kriegsmacht zu Gebote stand, nicht der Mann, den der Papst zum Kaiser und zum weltlichen Gebieter von Rom wünschte. Vielmehr hatte schon Nicolaus diese Ehre dem lenksameren Beherrscher des westfränkischen Reiches zugedacht und Hadrian war auch hierin sein getreuer Nachfolger.

Hadrians Politik gegenüber den ost- und westfränkischen Königen.

Mai 872.

„Von Karls gieriger aber unkriegerischer Natur", bemerkt Dümmler, „die mehr nach leeren äußeren Ehren als nach wahrhafter Machtstellung strebte, von seiner durch gelehrte Bildung genährten Empfänglichkeit für geistliche Interessen und Gesichtspunkte ließen sich für die römische Kirche, sobald sie ihn zu ihrem Beschützer erwählte, die umfassendsten Vergabungen und Vergünstigungen erwarten. Von ihm, nimmermehr aber von Ludwig, durfte man hoffen, daß er sich mit dem bloßen Scheine einer königlichen Gewalt im mittleren Italien begnügen und der Kirche jene vollkommene Unabhängigkeit einräumen werde, die sie schon längst als ihr Recht in Anspruch zu nehmen begann. Wie damals so hat später noch oft ein geheimer Zug innerer Verwandtschaft den Papst zu unseren Nachbarn jenseit des Rheines hingeführt, trotz mancher schweren Kränkung, die er von ihnen erfahren, und es ist nicht zu verkennen, wie man in Rom zu allen Zeiten Gallien vor Germanien den Vorzug gegeben, der deutschen Art mit stiller Abneigung oder offener Feindschaft begegnend." Diese Gesinnung gab sich schon in der schroffen Zurückweisung des zum Erzbischof von Köln gewählten Willibert kund. Während Bertolf von Trier ohne alle Schwierigkeiten von Hadrian das Pallium empfangen hatte, vermochten keine Bitten und Vorstellungen der Kölner Geistlichkeit den Papst zu einer ähnlichen Bestätigung des untadelhaften und in aller Ordnung gewählten Willibert zu bewegen, wie groß auch die Mißstände waren, die der ungeordnete Zustand der Diöcese Köln bereitete.

Diese römische Politik erfuhr durch den bald nachher erfolgten Tod Hadrians keine Aenderung. Auch sein Nachfolger Johann VIII. neigte sich dem westfränkischen Herrscher zu, von dem er hoffte, „daß er die Kirche des heil. Petrus aus dem Joche der Knechtschaft erlösen und zu der ihr gebührenden Freiheit hindurchführen werde." Doch ließ er sich bereitwillig finden, nachdem inzwischen Günther in der Fremde sein unseliges und vielbewegtes Leben ge-

Papst Johann VIII. 872—882.

Anfang Dec. 872.

schlossen hatte, die Wahl des Kölner Klerus durch Ertheilung des Palliums
875. an Willibert zu bestätigen.

Karls Härte gegen seinen Sohn. Und gerade damals trat die edlere Natur Ludwigs des Deutschen vor der seines Bruders recht auffallend zu Tage. Während der erstere zu Frankfurt mit seinen ungehorsamen Söhnen ein Friedens- und Versöhnungsfest feierte (S. 547), behandelte der westfränkische König den unglücklichen Karlmann, der sich doch nur aus Abneigung gegen den seiner Natur widerstrebenden geistlichen Stand wider den Vater empört hatte, mit unnatürlicher Härte und Grausamkeit.
Jan. 873. Nachdem er durch eine Versammlung von Bischöfen wegen seiner Unthaten der geistlichen Würde beraubt worden, stellte Karl, gereizt durch einen neuen Verschwörungsversuch einiger seiner Anhänger, den unfolgsamen Sohn vor ein weltliches Gericht, das ihn zum Tode verurtheilte. Diesen Richterspruch ließ zwar der König nicht vollstrecken, aber er beraubte den unglücklichen Sohn des Augenlichts und schloß ihn in das Kloster Corbie ein. Von dort entfloh er mit Hülfe zweier Mönche und einiger seiner ehemaligen Genossen zu seinem Oheim Ludwig nach Aachen. Aber welche andere Hülfe als mitleidige Pflege konnte ihm dieser zu Theil werden lassen? Der augenlose Prinz war nicht mehr geeignet zum Haupt einer Empörung zu dienen. Nach einem kurzen Aufenthalte im St. Albanskloster bei Mainz ließ ihn der Erzbischof nach Echternach bringen, wo er frühzeitig sein verfehltes Leben schloß. Der Bruder Karlmanns, Ludwig, wegen seiner schweren Zunge der Stammler genannt,
872. war kurz zuvor zum König von Aquitanien ernannt worden. Aber auch ihn konnte diese Stellung wenig befriedigen, da ihm der Vater seinen vertrauten Günstling Boso als Kämmerer und Oberthürwart an die Seite gesetzt und die Leitung der Staatsgeschäfte in dessen Hände gelegt hatte.

Karl vom Glück begünstigt. Uebrigens waren die späteren Regierungsjahre Karls mehr vom Glück begünstigt als seine früheren, so unwürdig er sich auch desselben zeigte. Während Ludwig, durch Krankheit in seiner Thatkraft gelähmt, bei der Uneinigkeit seiner Söhne und im reumüthigen Rückblick auf seine eigene Vergangenheit von schweren Träumen und Gedanken geängstigt, mit Kummer seiner Auflösung entgegenging, erfreute sich Karl nicht nur einer ungestörten Ruhe im Innern, sondern er trug auch einen gewinnreichen Sieg über die Normannen bei Angers davon und erlebte das Glück, daß der Bretonenherzog Salomon, gegen den er stets Mißtrauen hegte, von einigen Großen, die sich gegen ihn verschworen, der Augen beraubt wurde, und zwar mit solcher Grausamkeit, daß er des
Sommer 874. andern Tages starb. In Folge dieses Ereignisses traten in der Bretagne Zwietracht und Thronkämpfe ein, wodurch die Kräfte des Volkes gelähmt wurden. Selbst von der großen Heuschreckenverwüstung und darauf folgenden Hungersnoth, wovon Europa im J. 873 heimgesucht wurde, also daß die grünen Auen und Fruchtgefilde, über welche die schrecklichen Wanderschwärme ihren Weg nahmen, öden Wüsteneien glichen und Menschen und Thiere dem Hungertod erlagen, wurde das westliche Frankenreich weniger schwer betroffen als Deutschland und das obere Italien.

Ludwigs II. Tod und Charakter. Die Erledigung des Königreichs Italiens trat früher ein, als die fränkischen Herrscher erwartet haben mochten. Von Unteritalien, wo die Züchtigung

der ungetreuen Fürsten und die Rache an Benevent nur unvollständig durchgeführt werden konnte, war Kaiser Ludwig nach seinem Fürstensitze bei Pavia zurückgekehrt, um für die Ausstattung der von ihm und seiner Gemahlin gegründeten Klöster Sorge zu tragen. Aber schon am 12. August starb der letzte 875. eheliche Abkömmling Lothars im Gebiete von Brescia und erhielt in der altehrwürdigen Ambrosiuskirche seine letzte Ruhestätte. Er war ein tapferer, wohlwollender und gottesfürchtiger Fürst, der Kirche und ihrem Oberhaupte in Treue ergeben und ein aufrichtiger Verfechter der christlichen und kaiserlichen Ehre gegen Saracenen und Byzantiner. Sein Ruhm wurde nur durch seine große Nachgiebigkeit gegen seine hochmüthige und habgierige Gemahlin Engelberga einigermaßen geschmälert.

Karl der Kahle zum Kaiser gekrönt. 875.

Auf die Kunde von dem Hinscheiden Ludwigs eilte Karl der Kahle, noch ehe die Boten des heil. Vaters den „geliebten Sohn" nach Rom beschieden, um aus seiner Hand am Grabe der Apostel die Kaiserkrone zu empfangen, über die Alpen, in der Hoffnung, wiederum, wie einst nach dem Tode Lothars, „dem bedächtigeren Bruder die Beute durch kecke Ueberraschung vorweg zu nehmen." Vergebens suchte Engelberga die langobardischen Großen auf einer Versammlung zu Pavia für Ludwig den Deutschen zu gewinnen, dem der verstorbene Kaiser die Nachfolge zugedacht habe; die Vassallen waren getheilter Meinung und gingen in zwei Parteien auseinander, so daß kein einmüthiger Beschluß die Entscheidung förderte. Zwar hatte Ludwig auf die Kunde von dem verrätherischen Vorgehen seines Bruders seinen beiden Söhnen Karl, nachmals „der Dicke" genannt, und Karlmann den Auftrag gegeben, dem Oheim den Weg zu verlegen, während er selbst mit seinem zweiten Sohne Ludwig zu einem Angriff auf Lothringen Anstalten traf; allein der erstere, ohne kriegerisches Talent und mit ungenügenden Streitkräften versehen, stützte sich hauptsächlich auf die ungeordneten Schaaren seiner italienischen Parteigänger, die durch ihre zügellosen Ausschweifungen und Räubereien die Sache schändeten, der sie dienen sollten; und den andern, der bereits an der Brenta stand, wußte der westfränkische König durch meineidige Versprechungen und falsche Vorspiegelungen so zu bethören, daß er dem Vorrücken desselben nach Rom keine Hindernisse weiter in den Weg legte. Während Karl in die heilige Stadt einzog, um am Weihnachtsfeste als der 17. Dec. 875. nicht durch Erbrecht, sondern durch die Wahl des Nachfolgers Petri Berufene mit der Kaiserkrone geschmückt zu werden und dann die ersehnte Ehre mit verschwenderischer Freigebigkeit gegen Klerus, Adel und Volk wie gegen den apostolischen Stuhl lohnte, also daß man sagte, er habe die Kaiserwürde erkauft,

Ludwig der Deutsche in Lothringen. Haltung Hincmars.

drang Ludwig der Deutsche und sein Sohn gleichen Namens in das Westreich ein, wo wie vor 17 Jahren, ein Theil der abtrünnigen Vassallen Karls, voran der Graf Engelram, einst Kämmerer und Oberthürwart, jetzt aber von Boso verdrängt, auf ihre Seite trat. Die Bischöfe beobachteten ein zurückhaltendes Betragen, um, wie auch die Entscheidung ausfallen möge, keinen Schaden zu

nehmen. Sie folgten den klugen Ermahnungen ihres Erzbischofs Hincmar, der ihnen in einem Rundschreiben rieth, in der gegenwärtigen Lage, „zwischen Hammer und Ambos gestellt," sich so zu verhalten, daß die Kirche weder jetzt noch bei einer künftigen Rückkehr Karls Gefahr laufe; sie sollten „ihrem König Karl sein zeitliches Reich vertheidigen helfen, ihm die Treue bewahren und den Herrn für ihn anrufen; zugleich aber sollten sie, wenn der fremde König keinen genügenden Widerstand finde, ihn mit Ehren aufnehmen, wie ja einst sogar der heil. Basilius Julian den Abtrünnigen ehrenvoll empfangen habe." Würde einst Karl wiederkehren, schließt die Schrift, so wollten sie ihn mit Freuden begrüßen, sei es aber im Rathe des Höchsten anders beschlossen, so müßten sie sich seinem Gerichte in Demuth unterwerfen. — Offenbar mißbilligte der Erzbischof die ehrgeizige Politik des westfränkischen Königs, der wie ein Abenteurer stets ins Weite schweifte, während er nicht im Stande war, sein eigenes Reich gegen innere und äußere Feinde zu vertheidigen. Nach einem verheerenden Kriegszug, wobei die unglücklichen Bewohner für die Schuld ihres Herrn schwer büßten, kehrte Ludwig in den ersten Tagen des Jahres 876 mit mehreren der zu ihm abgefallenen Grafen über Mainz nach Frankfurt zurück. Hier wurde er durch die Nachricht betrübt, daß Emma, seine langjährige Lebensgefährtin, die schon seit Jahresfrist vom Schlage gelähmt war, zu Regensburg gestorben sei, eine Nachricht, die dem von körperlichen Leiden gebeugten König als Vorbote seines eigenen baldigen Hinganges gelten konnte.

Karls Krönung zum König von Italien und Rückkehr. 876. Seit der Kaiserkrönung war der Papst mit Karl dem Kahlen im innigsten Bunde. Wenn dieser, wie gemeldet wird, dem heiligen Vater sich dadurch gefällig erwies, daß er den ständigen kaiserlichen Missus, der mit dem päpstlichen Beamten in Gemeinschaft die Gerichtsbarkeit ausübte, aus Rom entfernte und die Papstwahl völlig frei gab, so erwiederte Johann dieses Entgegenkommen dadurch, daß er die Absetzung des Bischofs Hincmar von Laon bestätigte und eine neue Bischofswahl anordnete, und daß er einen apostolischen Vicar für Gallien und Germanien einsetzte, der den Verkehr zwischen diesen Ländern und dem römischen Stuhle vermitteln sollte, und zu dieser wichtigen Stelle, welche die Metropolitangewalt schwächen und den stolzen Unabhängigkeitssinn des gallischen Episcopats beugen sollte, nicht Hincmar von Rheims, den mächtigen und selbständigen Vorfechter des westfränkischen Klerus, sondern den gefügigen Erzbischof Ansegis von Sens ernannte. Ohne sich um die von den Moslemin bedrängten Fürstenthümer und Städte Unteritaliens zu bekümmern, die sich dadurch genöthigt sahen zu ihrer Selbsterhaltung mit den Feinden der Christenheit gemeinsame Sache zu machen, kehrte Karl, begleitet von dem Papste,
876. im Februar nach Pavia zurück, wo ein Theil der Bischöfe und weltlichen Großen ihn als König von Italien wählte und ihm den Eid der Treue leistete, nachdem er bei seiner Krönung durch den Erzbischof von Mailand ihre alten Rechte bestätigt und durch neue vermehrt hatte. Darauf setzte Karl seinen

Günstling Boso zum Herzog und Stellvertreter in Langobardien ein und zog dann über die Alpen seinem heimathlichen Reiche zu, seine Getreuen mit vielen Gnadenbeweisen belohnend. In St. Denis, wo er das Osterfest feierte, zeigte er sich zum erstenmal in dem kaiserlichen Prachtgewande, entfaltete er zum erstenmal den Glanz und Prunk, an dem sich sein Herz weidete. Gerne hätte er sogleich Rache genommen an dem Bruder, und man hörte ihn heftige Drohungen ausstoßen, aber die Furcht vor der kriegerischen Haltung des alten Königs hielt sein Schwert in der Scheide. Er ließ sich zunächst an den Vorwürfen und Verweisen genügen, womit der Papst das treulose und verbrecherische Unternehmen des „Königs von Baiern" gegen den „Gott wohlgefälligeren Bruder" strafte, und rief dann die Bischöfe zu einer Synode in Ponthion zusammen, damit sie aus dem Munde der päpstlichen Legaten Zurechtweisungen über ihre schwankende Haltung und Belehrung über ihre Stellung zu dem neuen kirchlichen Oberbeamten wie zu dem Kaiser empfingen und ließ sich dann von allen geistlichen und weltlichen Großen einen neuen Treueid schwören. Aus den Glossen, womit Hincmar den Text dieses Eides erläuterte, ersieht man, daß damals eine große Verstimmung im westfränkischen Reiche herrschte, und daß dort wie in Italien die Blicke Vieler auf Ludwig gerichtet waren. Es war daher begreiflich, mit welcher inneren Freude Karl der Kahle und sein Bundesgenosse in Rom die Nachricht von dem am 28. August erfolgten Tode Ludwigs des Deutschen vernahmen.

Haltung des Kaisers. — *Juni 876.* — *876.*

In der Pfalz zu Frankfurt endigte der Kriegsheld sein thatenreiches vielbewegtes Leben, in einem Alter von mehr als siebenzig Jahren und wurde seinem Wunsche gemäß in der Kirche von Lorsch, einem der reichsten und angesehensten Klöster des östlichen Frankenreiches beigesetzt. In Ludwig und in Karl spiegelt sich bereits die germanische und romanische Art und Natur ab. Während der eitle Westfranke den äußern Schein, den Glanz und Schimmer des Lebens höher anschlug als Gediegenheit des Charakters, als Tugend und reelle Eigenschaften und jede Gelegenheit ergriff, sich im golddurchwirkten Königsmantel oder im kaiserlichen Staatskleide zu zeigen, blieb Ludwig stets ein einfacher Kriegsmann, der, wie Abt Regino sagt, des Eisens Härte mehr liebte als des Goldes Glanz, der mehr den Kriegsrüstungen als den Festlichkeiten oblag, der stets die altfränkische Tracht seiner Väter beibehielt und jeden Prunk aus seiner Nähe verbannte. Er war ein praktisch verständiger Fürst von unermüdlicher Thätigkeit, von leutseligem Wesen, von sittlich-frommem Wandel und von strenger Gerechtigkeitsliebe. Mochte er selbst gleich den alten Volkskönigen zu Gericht sitzen, mochte in seinem Namen der Pfalzgraf das Recht suchen, stets nahte sich das Volk dem königlichen Richterstuhle mit Vertrauen. Während Karl in seiner reizbaren und beweglichen Natur Abfall und Untreue der Vassallen bald grausam bestrafte, bald schlaff verzieh, war der deutsche König stets ein ernster aber gerechter Richter, langsam im Bestrafen,

Ludwigs Tod u. Charakter. — *Ludwig der Deutsche u. Karl der Kahle.*

aber ein fester und unwandelbarer Feind des verurtheilten Schuldigen; die Markgrafen Ernst und Ratbod gelangten nie wieder zum Besitz ihrer Lehen, und der ungetreue Gundakar von Kärnthen büßte seinen zweiten Verrath als Flüchtling und Verbannter, indeß bei Karl die großen Vassallen, wie Adelhard und das welfische Bruderpaar, bald mit Gunstbezeugungen überhäuft, bald von der königlichen Ungnade verfolgt wurden. Karls ungehorsamer Sohn Karlmann starb als geblendeter Mönch in einem deutschen Kloster, in Ludwig regte sich das Vaterherz auch dann, wenn seine Kinder ihm den größten Kummer bereiteten; Karl hatte kaum den Tod seiner Gemahlin vernommen, die ihm acht Kinder geboren, so eilte er in ein zweites Ehebett, indeß Ludwigs Hingang durch den Schmerz über das Leiden und Sterben seiner bejahrten Gattin, mit der er fast fünfzig Jahre verbunden gewesen, beschleunigt ward. Wenn beide der Geistlichkeit und der Kirche sich ergeben zeigten, auf Heiligthümer und Reliquien großen Werth legten, den gottesdienstlichen Handlungen, den religiösen Festen und Geboten fleißig oblagen, Klöster und kirchliche Stiftungen mit Gütern, Rechten und Immunitäten beschenkten, der theologischen Wissenschaft und Schriftgelehrsamkeit sich gewogen zeigten, nach dem Muster des Aachener Doms prachtvolle Marienkirchen errichten ließen, Karl in Compiegne, Ludwig in Frankfurt und Regensburg, so handelten sie im Geiste der Zeit und nach den Traditionen ihres Hauses. Aber bei Ludwig nahm diese Neigung eine mehr praktische, werkthätige Richtung und einen freieren Schwung. Wenn beide den römisch-christlichen Studien und Schriftforschungen eines Hincmar und Rabanus Maurus mit Eifer und Interesse sich zuwandten und den inneren Ausbau der Kirche nach Cultus, Wissenschaft und Disciplin eifrig förderten, so verlor doch Ludwig auch die Werke der Mission unter den Heiden des Nordens und Ostens nie aus den Augen, ja er erhob sogar einst von den königlichen Ländereien eine Abgabe zur Unterstützung der bedrängten Christen in Palästina, und daß er auch für die deutsche Muttersprache Sinn und Liebe in sich trug, dafür sprechen manche Zeugnisse. Otfried von Weißenburg übersandte ihm sein Evangelienbuch, das erste große Heldengedicht unserer Nation in gereimter Rede; und das deutsche Gedicht „vom Weltbrande“ oder Jüngsten Tag (Muspilli), das man in einem Gebetbuche seiner Gemahlin entdeckt hat, scheint von ihm selbst aufgezeichnet worden zu sein. Dabei hielt er die Geistlichkeit in größerer Abhängigkeit und Dienstpflicht. Die Synodalbeschlüsse erlangten erst durch seine Bestätigung Gesetzeskraft; und bei der Besetzung der Bisthümer und Abteien griff die königliche Gewalt oft bestimmend ein. Auch in der Wahl seiner Hofbeamten und Räthe bewies Ludwig mehr Einsicht und Urtheil als Karl, weil er sich nicht durch Laune und Leidenschaft bestimmen ließ, sondern dem Talent und Verdienste Rechnung trug.

Ludwigs Kanzler und geistl. Räthe.

Von dem Pfalzgrafen Thimo, der als königlicher Sendbote auf der bewaldeten Höhe von Weihenstephan bei Freising Gericht zu halten pflegte, rühmt ein gleichzeitiges

Gedicht, daß er bevollmächtigt gewesen sei, das gekränkte Recht überall herzustellen, „den Dieben und den Räubern verhaßt;“ und von seinen Kanzlern und Kapellanen gehörten mehrere zu den ausgezeichnetsten Gliedern des Klerus. Nach Gozbald, der noch bei Lebzeiten Ludwigs des Frommen der Kanzlei des Baiernkönigs vorstand, der aber schon im J. 841 „wegen seiner treuen Dienste“ zum Bischof von Würzburg erhoben und mit bedeutenden Pfründen beschenkt ward, verwaltete Abt Grimold, Bruder des Erzbischofs Thietgaud von Trier, dieses wichtige Amt, ein Mann, hervorragend durch Geburt, Talent und Bildung. Ein Zögling der von Alcuin gestifteten Hofschule war Grimold, Abt von Weißenburg, ein Gesinnungsgenosse Thegans und Walafrids, daher er auch während der Kriege der Söhne wider den Vater nur mit getheiltem Herzen die baierische Kanzlei verwaltete. Als ihm im J. 841 das Kloster St. Gallen übertragen wurde, erhielt jener Ratleik, der einst als Schreiber Einhards die Gebeine des heil. Petrus und Marcellinus von Rom nach dem Kloster Seligenstadt überbrachte (S. 403), das Amt eines königlichen Kanzlers, in dem er sich das volle Vertrauen seines Fürsten erwarb. Als Ratleik in jungen Jahren starb (c. 854) berief Ludwig abermals den Abt Grimold, der mittlerweile für den Ausbau des Klosters St. Gallen und die Hebung der wissenschaftlichen Bestrebungen der Mönche sehr thätig gewesen war, in seinen Dienst und übertrug ihm zugleich die Leitung der königlichen Kapelle und Kanzlei. Bis zum J. 870 stand er diesem wichtigen Amte vor, dann zog er sich lebensmüde zurück, um die letzten Jahre der Andacht am Grabe des heil. Gallus zu widmen. Dort starb er am 13. Juni 872. Grimold war einer der verdientesten Männer seiner Zeit, ein Kenner der heil. Schrift, ein Förderer der Wissenschaften, ein treuer Sachwalter im Dienste seines Herrn. Sein Nachfolger als königlicher Kanzler und Erzkaplan war der Erzbischof Liutbert von Mainz, der erste unter den Nachfolgern des Bonifacius, der diese in der Folge mit dem Mainzer Erzstift dauernd verbundene Würde bekleidete. Er war ein hochgelehrter und vielseitig gebildeter Mann und dem König mit Eifer und Pflichttreue zugethan. Auch noch andere Mitglieder des Klerus standen mit dem deutschen König in näherer Beziehung und wurden zu Gesandtschaften oder andern Geschäften verwendet, oder befaßten sich mit der Abfassung der Zeitgeschichte in Annalenform. So die Bischöfe Salomon von Konstanz und Altfrid von Hildesheim, zwei der angesehensten Prälaten; so der Geschichtschreiber Ludwigs, der Mönch Rudolf von Fulda († 865), dessen Jahrbücher durch Reinheit der Sprache und Klarheit der Darstellung hervorragen.
— Seine drei Töchter bestimmte der König dem geistlichen Stande, wahrscheinlich um Ludwigs Töchter.
sie den ehrgeizigen Plänen der großen Vassallen, die um ihre Hand werben möchten, zu entziehen. Zwei derselben, Hildegard und Bertha, waren nach einander Vorsteherinnen des reichen Klosters zu Zürich, dessen prächtiges Gotteshaus, von dem noch geringe Reste in dem jetzigen Frauenmünster enthalten sind, von den beiden edlen Königstöchtern aufgeführt worden ist.

Karl der Kahle suchte die Bestürzung, die der Tod seines Bruders überall Schlacht bei Andernach.
verbreitete, zu seinem Vortheile zu benutzen. Er hoffte nicht nur ganz Lotha- Theilung der deutschen
ringien wieder zu gewinnen und sein Reich bis zum Rhein auszudehnen, er Lande. 876.
gedachte auch der Kaiserwürde das frühere Ansehen zurückzugeben, so daß die Neffen in ein untergeordnetes Verhältniß zu ihm gestellt würden, ja daß vielleicht, da Karlmann und Karl in unfruchtbarer Ehe lebten und Ludwig sehr spät heirathete, mit der Zeit das ganze Reich wie in den Tagen seines Großvaters wieder in Einer Hand vereinigt werden könnte. Karl der Kahle rückte daher noch im Herbst desselben Jahres über Aachen nach Köln vor und suchte

zugleich durch listige Friedensunterhandlungen den jüngeren Ludwig zu täuschen und von einer kräftigen Gegenwehr abzuhalten. Dieser erfuhr jedoch durch den Erzbischof Willibert den Anschlag seines Oheims, und indem er mit dem Heerbanne der Sachsen, Thüringer und Rheinfranken rasch über den deutschen Strom setzte, verlegte er dem westfränkischen Heere den Weg und brachte 8. Oct. 876. demselben bei Andernach eine blutige Niederlage bei. Tausende bedeckten das Schlachtfeld, das Gepäck und alle Schätze des Kaisers wurden erbeutet, viele angesehene Edelleute, unter ihnen der einflußreiche Abt von St. Denis und St. Germain, Goslin, des Kaisers Erzkanzler, geriethen in Kriegsgefangenschaft. Eilig kehrte Karl mit den Trümmern seines Heeres über Lüttich in sein Reich zurück. Die Söhne Ludwigs aber traten zu einer Berathung zusammen und schlossen auf Grund der von ihrem Vater getroffenen Bestimmung einen Theilungs- und Friedensvertrag, kraft dessen Karlmann Baiern, die pannonische Ostmark, Kärnthen und die Oberlehnsherrlichkeit über die zinspflichtigen Länder der Slaven, Mähren und Böhmen erhalten, Ludwig über Ostfranken, Thüringen, Sachsen und Friesland gebieten, Karl Allemannien beherrschen, und Lothars ehemaliges Reich zwischen den beiden letzteren getheilt werden sollte.

Rom u. Italien von den Saracenen verheert. Auch in Italien zogen sich finstere Wolken über dem Kaiser und seinem päpstlichen Schutzherrn zusammen. Wenn Johann VIII. durch die Einsetzung eines schwachen abhängigen Fürsten auf den römischen Kaiserthron die Macht und das Ansehen des kirchlichen Oberhauptes gegenüber der weltlichen Fürstengewalt hob und mehrte, so stürzte er dagegen Stadt und Territorium von Rom in schwere Noth. Mit Kaiser Ludwig war das letzte kräftige Bollwerk wider die Saracenen verschwunden; ungehemmt ergossen sie sich über die schönen Fluren Campaniens, setzten plündernd über den Anio und Tiber, verwüsteten die Gebiete von Latium und Tuscien im Umkreise Roms und erschienen wiederholt vor den Thoren der zitternden Stadt; die Bauern wurden getödtet oder weggeführt und die römische Campagna verwandelte sich seither völlig in eine fiebervolle Wüste. Die Fürsten und Städte des unteren Italiens, Neapel, Gaeta, Amalfi, Salerno u. a. schlossen Bündnisse mit den Ungläubigen, theils um ihrer Sicherheit und Selbsterhaltung willen, theils aus Handelsvortheilen und nahmen Theil an ihren Raubzügen. Vergebens bestürmte Johann den Kaiser um Hülfe: „die Städte, die Castelle, die Dörfer sind mit ihren Bewohnern untergegangen", schrieb er ihm; „die Bischöfe zerstreut; innerhalb der Mauern Roms sammeln sich die Reste des gänzlich entblößten Volks; draußen ist alles Wüste und Einöde, nichts mehr übrig, als (was Gott abwende!) der Untergang der Stadt. Die ganze Campagna ist entvölkert, nichts ist uns oder den Klöstern und andern frommen Orten, nichts dem römischen Senat zum Unterhalt geblieben, und die Umgegend der Stadt ist so ganz verwüstet, daß man dort keinen Bewohner, nicht Mann noch Kind zu entdecken vermag." Aber

alle Bitten um Hülfe waren vergeblich. Karl überließ Rom seinem Schicksal und „begnügte sich, sein kahles und schwachsinniges Haupt mit der Krone des Imperiums zu decken.“ Um so thatkräftiger zeigte sich der Papst selbst. Er rüstete Schiffe aus, segelte in eigener Person wider die Mohammedaner ins Meer und erlebte den Triumph, einen Seesieg zu erfechten und 600 Christensclaven zu befreien; er eilte selbst nach Neapel, um den Fürsten Sergius von dem arabischen Bündniß abzuschrecken, und als dieser seinen Bitten und Drohungen hartnäckig widerstand, übernahm dessen Bruder Athanasius, Bischof der Stadt, die Rache. Er überfiel den geächteten Fürsten, riß ihm die Augen aus und sandte ihn in diesem Zustande nach Rom, wo der Papst ihn im Kerker verschmachten ließ. Nach diesem scheußlichen Brudermord warf sich Athanasius zum Herrn von Neapel auf und herrschte als Herzog und Bischof mit unumschränkter Macht. Und der Papst billigte und lobte die That in einem freudigen Schreiben! Aber bald sah sich der neue Herrscher gleichfalls genöthigt, mit dem Feinde der Christenheit einen Freundschaftsbund zu schließen. Die Bannstrahlen und Drohungen des apostolischen Stuhles zeigten sich wirkungslos, da keine bewaffnete Macht denselben Nachdruck verlieh. Vergebens flehte er in den demüthigsten Schreiben an Karl, an Richildis, an Boso „kniefällig und mit gebeugtem Haupte“ um Hülfe; die Noth drängte in solcher Nähe, daß er sich endlich selbst entschließen mußte, den Frieden mit einem jährlichen Tribut von 25,000 Mark Silbers zu erkaufen.

Wie drohend indessen die Noth vor den Saracenen war, die Gefahr, die Parteiung in Rom. den Papst in der nächsten Nähe bedrängte, war noch größer und enthüllte noch mehr den anarchischen und verwilderten Zustand des Staates. Nicht alle Großen in Rom und Italien waren mit der Erhebung Karls des Kahlen zum Schattenkaiser zufrieden. Es gab eine Partei, die diese Ehre dem deutschen König zuwenden wollte und die heimlich mit der Kaiserin Wittwe, mit Berengar von Friaul, mit Adalbert von Tuscien und mit den Markgrafen von Spoleto und Camerino Einverständnisse unterhielt. An ihrer Spitze stand einer der angesehensten und geehrtesten Geistlichen, Bischof Formosus von Portus. Neben ihm wirkten hochstehende aber frevelvolle Männer, Nepoten früherer Päpste. Als die Rückkehr Johanns VIII. von Pavia ihre Pläne zerriß, entflohen sie bei nächtlicher Weile aus der Stadt, um im Spoletischen einen Versteck zu suchen. Der Papst klagte sie vor einer Versammlung des Verraths 19. April 876. und Kirchenraubs an, entzog dem Bischof seine kirchliche Würde und Priesterweihe und sprach über sämmtliche Theilnehmer und alle die ihnen Schutz und Aufnahme gewähren würden, den Bann aus. Und so groß war die Furcht Johanns vor den Anschlägen der mächtigen und unternehmenden Partei, daß er bei der Nachricht von dem Tode des deutschen Königs eilig eine Synode Febr. 877. versammelte, worin er den Tugenden und Vorzügen des westfränkischen Herr-

schers in den schmeichelhaftesten Ausdrücken die höchsten unverdienten Lobsprüche zollte und dessen Kaiserwürde von Neuem bestätigen ließ.

Reichstag zu Kiersy. 877. Solche Hingebung des Hauptes der Christenheit konnte doch Karl nicht ohne Dank und Vergeltung hinnehmen. Er beschloß einen neuen Römerzug. Aber die unzufriedenen Großen, schon längst erzürnt über das eitle Streben des schwachen Fürsten nach äußerem Glanze und über die Feldzüge in die Ferne, während man im eigenen Reiche den Normannen um hohe Geldsummen Juni 877. den Frieden abkaufte, bewilligten auf dem Reichstage von Kiersy die zu dem Vorhaben nöthigen Geldsummen und Mannschaften nur gegen große Zugeständnisse von Seiten des Kaisers. Alle während des Römerzugs zur Erledigung kommenden Lehen sollten ohne Weiteres an die Söhne übergehen, eine Bestimmung, die als der Anfang der Erblichkeit der Beneficien und der Uebermacht der Feudalaristokratie über das Königthum betrachtet werden kann.

Karls Zusammenkunft mit dem Papst und sein Ausgang. 877. Von der Reichsversammlung zu Kiersy zog Karl mit einem Theile des Aufgebots und mit vielen Schätzen an Gold und Silber in Begleitung seiner Gemahlin Richildis über die Alpen. Johann VIII. eilte von Ravenna, wo Aug. 877. unter seinem Vorsitz eine Synode Beschlüsse faßte gegen die Veräußerung oder Aneignung kirchlicher Patrimonien und gegen das Eindringen des Feudalprinzips mit einschleichender Erblichkeit in den römischen Besitzungen, dem Kaiser nach Pavia entgegen. Als sie aber hier vernahmen, daß Karlmann mit einem starken Heere aus Baiern im Anzug sei, begaben sie sich nach Tortona im heutigen Piemont. Dort salbte Johann VIII. Karls Gemahlin Richildis als Kaiserin, worauf diese mit den Schätzen über die Alpen zurückkehrte. Der Kaiser und der Papst blieben noch einige Tage; als aber die erwarteten fränkischen Grafen mit ihren Mannschaften nicht rechtzeitig eintrafen, eilte der feige Karl aus Furcht vor seinem Neffen seiner Gemahlin nach, Johann aber kehrte nach Rom zurück, bekümmert, daß der gehoffte Kriegszug gegen die Saracenen in Nichts zerronnen sei. Dort vernahm er bald darauf die Kunde, Karl sei auf 13. Oct. 877. der Flucht gestorben. Ein Pulver, welches sein jüdischer Leibarzt Zedekias dem fieberkranken Kaiser gereicht, soll ihn schnell in die andere Welt gefördert haben. In einer ärmlichen Bauernhütte hauchte er sein Leben aus. Er hatte sich sterbend ein Grab in St. Denis gewünscht; aber die Träger konnten dem Geruch der Leiche nicht widerstehen, darum wurde er in einer verpichten und mit Leder überzogenen Tonne in einer Einsiedelei bei Lyon schnell in die Erde gesenkt.

d) Rasche Thronwechsel. Karls des Dicken Alleinherrschaft und Ende.

Der Papst bei Ludwig dem Stammler. 877. 878 Die deutsche Partei wurde durch die Nachricht von Karls des Kahlen Tod mit stolzen Hoffnungen erfüllt. Karlmann, der mit seinem Heere in Oberitalien stand, gewann die Stimmen der Bischöfe und Edlen für seine italische Königswahl; er wurde noch im October mit der langobardischen Königskrone

geschmückt und nahm die Huldigungen der Großen entgegen; auch Lambert von Spoleto und Adalbert von Tuscien schlossen sich ihm an. Ermuthigt durch solche Erfolge begehrte er vom Papste die Kaiserkrone. Aber Johann fürchtete das Emporkommen der deutschen Partei und ihrer mächtigen Beschützer, daher suchte er den König durch diplomatische Unterhandlungen hinzuziehen oder ihn zuvor durch ähnliche Verträge zu umstricken wie den westfränkischen Herrscher. In schmeichelhaften Briefen nannte er ihn den einzigen Beschirmer der Kirche, verbat sich aber dennoch seine und seiner Verbündeten Ankunft in Rom. Da die Bedrückungen der Saracenen wie die fortdauernden Angriffe der inneren Feinde des apostolischen Stuhles ihm ein längeres ruhiges Bleiben in seiner Hauptstadt unmöglich machten, so gedachte er sich nach dem Westreiche zu begeben, von wo aus er mit Karlmann die Unterhandlungen fortsetzen wollte. Um diese Reise zu hintertreiben, eine Reise, die keinen andern Zweck haben konnte, als Karls des Kahlen Sohn, Ludwig den Stammler, den die durch große Lehngüter gewonnenen Vasallen nach langen Unterhandlungen als König anerkannten, gegen Karlmann unter die Waffen zu rufen und ihm die Kaiserkrone zuzuwenden, erschien Lambert mit einem Heerhaufen vor Rom, begleitet von dem Markgrafen von Tuscien und den römischen Verbannten. Sie besetzten, während der König mit seinem von einer ansteckenden Krankheit ergriffenen Heere nach Deutschland zurückkehrte, die Leostadt, schlossen den Papst in St. Peter ein und suchten ihm durch Drohungen die eidliche Zusage der Kaiserkrönung Karlmanns abzupressen. Aber Johann widerstand hartnäckig; und als endlich Lambert wieder abzog, verfolgt von den furchtbarsten Bannflüchen, eilte der zürnende Kirchenfürst über die Alpen, um den westfränkischen König wider Karlmann, den er als den eigentlichen Urheber des feindlichen Angriffs ansah, zum Krieg zu reizen. Von Boso, dem Bruder der Kaiserin Richildis geleitet, kam er nach Compiegne, wo er gemeinschaftlich mit Hincmar von Rheims den stammelnden Ludwig zum König des Frankenreiches krönte. 8. Dec. 877 Gerne hätte er ihm auch die lombardische Krone und die Kaiserwürde zuertheilt, aber die Untauglichkeit desselben schreckte ihn, und die Großen haßten eine Politik, die über fernen Kronen und Reichen die Noth des eigenen Landes vergaß.

Fast ein Jahr blieb Johann VIII. in Frankreich und verschwendete seine Talente für diplomatische Staatskünste und Intriguen, um für Italien und das Kaiserthum einen Fürsten zu finden, welcher mit der Hingebung an den apostolischen Stuhl zugleich die Macht und den Willen verbände, Rom und das Territorium des heil. Petrus vor der Gewalt der Ungläubigen und vor den Feindseligkeiten der kleinen Tyrannen zu retten. Am liebsten hätte er den klugen und ehrgeizigen Boso, jenen emporstrebenden Günstling und Schwager Karls des Kahlen, zum König von Italien erhoben. Es wurde früher erwähnt, daß der Kaiser denselben zum Herzog und Statthalter eingesetzt. Der Papst begünstigt Boso.

Schon damals trug sich sein hochfahrender Geist mit dem Gedanken einer Königskrone. Zu dem Zweck führte er die einzige Tochter des verstorbenen Kaisers Ludwig als Gemahlin heim, nachdem er, wie es heißt, seine erste Gattin, jene flüchtige Engeltrude, durch Gift aus dem Wege geräumt, um sich den Beistand der mächtigen und reichen Engelberga und ihres Anhangs zu verschaffen. Die Wahl Karlmanns zum König hatte ihn genöthigt, vor der Hand diese hochfliegenden Pläne fallen zu lassen; er zog sich nach dem südlichen Frankreich zurück, wo er als Graf von der Provence dem Papst während seiner Reise und seines Aufenthaltes in Neustrien sich sehr gefällig erwies und dessen Gunst in solchem Grade erlangte, daß dieser ihn als Sohn annahm und, wie er an Engelberga schrieb, ihn noch zu glänzenderen Würden zu erheben gedachte. Aber Johanns Bemühungen, dem Günstling die lombardische Königskrone zu verschaffen, scheiterten an dem Widerstande der Grafen und Bischöfe Oberitaliens, die geführt von Berengar von Friaul und von Ansport von Mailand nicht gesonnen waren, einen Abenteurer an Karlmans Stelle zu erheben. Die langobardischen Bischöfe, namentlich der stolze Metropolit von Mailand, waren damals noch weit entfernt, den römischen Primat anzuerkennen; mit Eifersucht wachten sie über ihre Rechte und unabhängige Stellung. Diese wurden aber von Niemand weniger gefährdet, als von dem baierischen König, der seit seiner Rückkehr aus Italien in Regensburg an einer Krankheit darniederlag, die im Winter von 878 auf 879 sich so schlimm gestaltete, daß er die Sprache verlor und vom Schauplatz des handelnden Lebens abtreten mußte.

Umtriebe des Papstes.

Johann VIII. kehrte ohne Ruhm und Hülfe nach Rom zurück; aber mit seltener diplomatischer Gewandtheit ausgerüstet, fand er stets neue Gelegenheit zu Ränkespielen und Unterhandlungen. Er schloß und löste Bündnisse mit dem leichtesten Muthe, und selten hat ein Papst so viele Bannstrahlen verschwendet als er. Wir werden später sehen, wie er, um die Gunst und den Schutz des byzantinischen Kaiserhofes zu gewinnen, kein Bedenken trug, den von der Kirche feierlich verdammten Photius nach des Ignatius Tod wieder als Patriarchen anzuerkennen und mit Lob zu ehren; ja er würde nach dem Beispiele mehrerer Städte Unteritaliens Rom wieder scheinbar unter das byzantinische Imperium gestellt haben, wenn dies möglich gewesen wäre. Aber so grell auch der Gegensatz war, den die junge glänzende Dynastie der Macedonier in Konstantinopel zu dem hinwelkenden Geschlechte der Karolinger bildete, die zerrüttete Lage des griechischen Reiches und die erfolgreichen Unternehmungen der Mohammedaner ließen in dem Beherrscher des Morgenlandes keine Eroberungspläne aufkommen. Um so eifriger war der Papst bemüht von den karolingischen Fürsten denjenigen auszusuchen, der seinen Wünschen und Forderungen am meisten Entgegenkommen zeigen würde. Doch auch hier sah er sich durch das Schicksal in der freien Wahl beschränkt. Nicht nur, daß

Karlmann hoffnungslos darniederlag und sein Bruder Ludwig der Jüngere bereits Schritte that, die baierischen Großen durch Versprechungen und Zugeständnisse für sich zu gewinnen; auch Ludwig der Stammler fand auf einem Feldzuge gegen einige meuterische Edelleute im Süden plötzlich in Compiegne seinen Tod, wie es heißt an den Folgen einer Vergiftung. Aus seiner ersten 10. April 879. Ehe mit Ansgard hatte er zwei Söhne, Ludwig und Karlmann; seine zweite Gemahlin Adelheid, die er nach des Vaters Wunsch geheirathet, gebar nach seinem Tode einen Knaben, der in der Folge unter dem Namen Karl der Einfältige den westfränkischen Thron bestieg.

Ludwig der Jüngere in Lothringen.

Dieser rasche Hingang des stammelnden Königs schuf neue Parteiungen unter den mächtigen Großen, in deren Hände, bei der Schwäche und Unfähigkeit der fürstlichen Häupter, das Schicksal der Reiche immer mehr überging. Während die Edelleute aus der Umgebung des verstorbenen Königs, unter ihnen der Kämmerer Dietrich und Herzog Boso von der Provence, den erstgebornen Prinzen als Ludwig III. zum König ausriefen, wirkte Karls des Kahlen Erzkanzler Goslin, den Ludwig der Jüngere in der Schlacht von Andernach zum Gefangenen gemacht, dann aber mit vielen seiner Leidensgefährten ohne Lösegeld in Freiheit gesetzt hatte, in Verbindung mit dem Grafen Konrad von Paris im Interesse des deutschen Karolingers. Gesandte gingen alsbald nach Frankfurt und luden ihn ein, die Krone von Neustrien in Empfang zu nehmen. Ludwig, aufgereizt von seiner herrschsüchtigen Gemahlin Liutgard, folgte dem Rufe. Nachdem er sich mit seinem Bruder Karl dem Dicken über eine neue Theilung verständigt, rückte er mit einem in Eile zusammengezogenen Heere in Lothringen ein; aber sei es aus Furcht vor einer starken Gegenwehr oder aus Mißtrauen in seine zügellosen Truppen, welche die Stadt Verdun plünderten und zum Theil in Asche legten, er schloß mit den Häuptern der Gegenpartei eine Uebereinkunft und kehrte, als diese ihm auch das westfränkische Lothringen abtraten, nach Frankfurt zurück, zur großen Unzufriedenheit seiner Parteigänger und seiner stolzen Gattin.

Neue Anordnungen.

Vielleicht wären die Vorwürfe und Ermahnungen der letzteren wirksam genug gewesen, Ludwig zu einem neuen Eroberungszug in das zerrüttete Westreich zu bewegen und seine Hand noch über die Länder, die einst unter Lothars Herrschaft gestanden, hinauszustrecken, hätten ihn nicht einige baierische Parteigänger, die Arnulf von Kärnthen, der natürliche Sohn des vom Schlage gelähmten Karlmann, um ihrer Untreue willen ihrer Lehen beraubt und des Landes verwiesen, ihn um Schutz und Beistand angegangen. Da er den Erwerb der Ostlande für sicherer und gefahrloser hielt, so eilte er nach Baiern, setzte die Bestraften wieder in ihre Lehen ein und verständigte sich dann mit Karl dem Dicken über des Bruders Reiche und Kronen, ohne nur dessen Tod abzuwarten. Während er selbst seinen bisherigen Besitzungen diesseits und jenseits des Rheines noch Baiern und die zinspflichtigen Slavenstaaten bei-

fügte, überließ er dem andern das italische Königreich. Doch blieb Arnulf im Besitz von Kärnthen. In dem Schlosse Moosburg, dem ehemaligen Sitze des Slaven Pribina, schlug er seine Wohnung auf. Von Westen erhob sich keine Stimme des Widerspruchs gegen diese willkürliche Länderverteilung. Denn dort hatte die Aristokratie neben Ludwig III., dem Erstgebornen des verstorbenen Königs, auch noch dessen jüngern Bruder Karlmann, dem Boso seine Tochter verlobt, zur Herrschaft berufen, zwei Schattenkönige, wie einst die Merowinger, jener im Norden, dieser im Süden regierend, aber beide gleich ohnmächtig.

Karl der Dicke König von Italien 880.

22. März 880.

Nur der Papst fügte sich sträubend in die Verhältnisse. Der hoffnungslose Zustand Karlmanns, der im nächsten Jahr das Zeitliche verließ, erfüllte ihn noch einmal mit dem Plane, seinen geliebten „Sohn" Boso mit der lombardischen Krone zu schmücken. Aber auch diesmal scheiterte sein Vorhaben an dem Erzbischof von Mailand, der sich weder auf der nach Rom berufenen Synode einfand noch das Versprechen gab, keiner Versammlung ohne Erlaubniß des Papstes anzuwohnen. Selbst die Androhung des Bannes und der Absetzung blieb ohne Eindruck. Unter solchen Umständen mußte Johann VIII. seinen Günstling Boso fallen lassen. Auch der Versuch, durch diplomatische Künste den jüngern Ludwig auf seine Seite zu ziehen und somit wenigstens eine Rivalität unter den Brüdern zu erzeugen, die er dann zum Vortheile des römischen Stuhles ausbeuten möchte, gelang nicht. Wie sollte Ludwig nach dem Besitze Italiens trachten, von dem ihn das allemannische Reich seines Bruders trennte? So sah sich denn der Papst in die Nothwendigkeit versetzt, als Karl der Dicke mit Heeresmacht über die Alpen stieg, sich so gut es ging mit demselben zu vertragen. Er fand sich in Ravenna ein, wohin der Allemanne die geistlichen und weltlichen Großen, voran den Patriarchen von Friaul (Aquileja) und den Erzbischof von Mailand zu einer Reichsversammlung entboten hatte, um, da er die Erhebung des Karolingers auf den langobardischen Königssitz nicht mehr verhindern konnte, wenigstens möglichst günstige Bedingungen daraus zu ziehen. Aber hier erntete er die Früchte seines zweideutigen Ränkespiels. Er verließ die Versammlung mit der Klage, „daß er für sich oder die römische Kirche nichts, auch gar nichts erlangt habe." Um nun doch wenigstens jenseits der Alpen eine sichere Zufluchtstätte zu besitzen, wohin er sich im Falle der Noth, wenn die deutsche Partei ihre Kreise allzu enge um den apostolischen Stuhl ziehen oder die Ungläubigen und die übrigen zahlreichen Feinde die heil. Stadt allzu nahe bedräuen möchten, hinflüchten könnte, bewirkte Johann, daß Boso, dessen stolzer Sinn noch durch die Reden seiner herrschsüchtigen Gattin, der Kaisertochter Irmengard, entflammt wurde, auf einer Versammlung zu Mantala, einem zwischen Vienne und Valence gelegenen Schloß, zum König von Burgundien und Provence gewählt und von dem Erzbischof von Lyon in der Kathedrale seiner Hauptstadt gekrönt ward. Das

Boso zum König von Niederburgund erhoben.

neue Königreich, die erste dem karolingischen Herrscherhaus entrissene Beute, umfaßte alles Land ostwärts von der Rhone und südwärts des lemanischen Sees bis zum Mittelmeer. Zugleich sollte der apostolische Stellvertreter für ganz Gallien, zu welcher Würde der heil. Vater den Erzbischof Rostagnus von Arles erhob, daselbst seinen Wohnsitz haben.

Vielleicht war es Boso's Beispiel, das Waldradens Sohn Hugo antrieb, mit einer Schaar Bewaffneter in Lothringen einzufallen, um sich seines väterlichen Reiches zu bemächtigen. Sein Unternehmen wurde jedoch unterdrückt. Er selbst entkam zwar, aber mehrere seiner Anhänger geriethen in Gefangenschaft und erfuhren die grausamste Behandlung. Hugo in Lothringen. 880.

Boso's gelungener und Hugo's versuchter Eroberungsplan, so wie die gleichzeitigen Raubzüge der Normannen an der Loire und an den Gestaden der Nordsee erinnerten die Karolinger an die Gefahr, der ihr Haus bei fortdauernder Zwietracht und Eifersucht ausgesetzt sei. Sie kamen daher überein, gleich den Vätern, auf einer persönlichen Zusammenkunft sich die Hände zum Friedensbunde zu reichen. Die große Niederlage, welche die Sachsen um diese Zeit in der Nähe von Hamburg erlitten, wobei zwei Bischöfe, elf Grafen, an ihrer Spitze Bruno, des Königs Schwager, achtzehn Vassallen aus der Leibwache und eine unzählige Menge gemeiner Streiter auf dem Schlachtfelde blieben, drängte zur Ausführung. In Gondreville traf Karl der Dicke mit seinen westfränkischen Verwandten zusammen, um gemeinsame Maßregeln gegen Hugo, den Verwüster Lothringens und gegen Boso, den Thronräuber der Provence zu beschließen. Ludwig der Jüngere, durch Krankheit am persönlichen Erscheinen gehindert, ließ sich durch Bevollmächtigte vertreten und stellte seine Kriegsmannschaft zur Verfügung. Hugo und sein treuer Genosse Theutbald, Hueberts Sohn, wurden in die Flucht geschlagen und Boso's Gemahlin mit dem Kerne der provençalischen Kriegsmacht in Vienne belagert. Besorgt um das Schicksal des dem apostolischen Stuhle so treu ergebenen Fürsten, suchte nunmehr Johann VIII. den König von Allemannien und Langobardien durch Verleihung der bisher verweigerten Kaiserkrone zu gewinnen, daß er von dem Heerzug wider Boso abließe. Und in der That eilte Karl der Dicke mit seinen Mannen von der Rhone nach Rom, wo er von dem Papste mit der römischen Kaiserkrone geschmückt wurde, ohne vorher sich zu den Bedingungen verpflichtet zu haben, wozu ihn jener hatte nöthigen wollen. Darum lebten auch nach der Krönungshandlung Kaiser und Papst in Unfrieden mit einander. Bund von Gondreville. 880. Juni 880. Karl der Dicke zum Kaiser gekrönt. 881. Febr. 881.

Karl hielt die verwittwete Kaiserin Engelberga, die in ihrem Kloster unablässig Ränke zu Gunsten ihres Schwiegersohnes Boso schmiedete, längere Zeit in Haft, wie sehr auch ihr geistlicher Freund und Gönner sich für sie bemühte. In einem Streite zwischen dem Metropoliten Romanus von Ravenna und einem Edelmanne, ließ er durch einen seiner Grafen die Sache eigenmächtig entscheiden, und als Johann den Bann gegen den unbotmäßigen Erzbischof schleuderte, nahm ihn der andere in Schutz. Von einem Einschreiten gegen Guido von Spoleto, der gleich seinem verstorbenen Bru-

der Lambert an der römischen Kirche Bedrückung und Gewaltthat übte, oder von einem Feldzug wider die Saracenen konnte unter diesen Verhältnissen keine Rede sein. Die letzteren setzten im Süden ihre Raubzüge in derselben Weise fort, wie die Normannen im Norden und Westen. Selbst der von den Chronisten der Zeit so hoch gefeierte und
Sommer 881. im „Ludwigslied“ (S. 417 f.) besungene Sieg Ludwigs III. bei Saulcourt in der Picardie, worin gegen 8000 normännische Reiter auf dem Schlachtfeld geblieben sein sollen, gewährte nur eine kurze Friedenspause.

Karl der Dicke gewinnt ganz Deutschland. 882.

Wenn die Größe des Länderbesitzes allein genügte einem Herrscher Macht und Ansehen zu verleihen, so würde Karl der Dicke ein würdiger Nachfolger seines großen Ahnherrn, dessen Namen er führte, gewesen sein. Nicht ein volles
20. Jan. 882. Jahr nach seiner Kaiserkrönung starb sein Bruder Ludwig in Frankfurt gleichfalls ohne eheliche Leibeserben. Der junge Sohn desselben hatte vor anderthalb Jahren in Regensburg, als der Vater nach seines Bruders Karlmann Tod die Huldigung der baierischen Großen entgegennahm, durch einen Unfall oder ein Verbrechen bei einem Sturz aus dem Fenster sein Leben eingebüßt. Kaum war Ludwig im Kloster Lorsch neben der Leiche seines Vaters beigesetzt, so eilten Boten aus Allemannien, Lotharingien, Sachsen, Baiern zu dem in Oberitalien weilenden Karl mit der Aufforderung, das verwaiste Reich seines Bruders zu übernehmen und Germanien vom drohenden Untergang durch Normannenschwert zu retten. Karl folgte dem Ruf. Begleitet von einer Schaar langobardischer Kriegsmannen, zog er nach Baiern, wo ihm die Vassallen seines verstorbenen Bruders huldigten; dann hielt er in Worms einen allgemeinen Reichstag,
Mai 882. um die nöthigen Vorbereitungen zu einem großen Feldzug wider die Normannen zu treffen, die bei Aschloh oder Haslou an der Maas unweit Lüttich ein festes Lager bezogen hatten, das ihnen als Stützpunkt für ihre Raubzüge und als Verschluß für ihre geraubten Güter diente. Freudig gehorchten alle Völker Germaniens seinem Kriegsruf. Denn die Normannen hatten, wie die Bischöfe in Mainz klagten, „mit Feuer und Schwert gegen jedes Alter und Geschlecht gewüthet und alles Begehrenswerthe geraubt,“ also daß es in einem alten Volksspruch hieß: „Gott hat die Heidenleute übers Meer fahren lassen, um die Franken an ihre Sünde zu mahnen.“ Während Karl selbst mit der Hauptmacht auf dem linken Ufer dem Laufe des Rheines folgte, zog sein Neffe Arnulf, der ihm gleichfalls Treue geschworen, mit dem baierischen Aufgebot und der tapfere Markgraf Heinrich mit den Sachsen auf der rechten Seite des Stromes voraus. Sie schlossen das feindliche Lager, wo die Seekönige Gottfried und Siegfried und mehrere Häuptlinge mit ihren Kriegsschaaren sich verschanzt hatten, von allen Seiten ein. Zwölf Tage lang suchten sie dasselbe zu erstürmen, aber die Belagerten leisteten tapfere Gegenwehr. Dennoch wäre die Festung wohl erobert worden, hätte nicht der Kaiser auf den Rath seines Kanzlers Lintward von Vercelli, vorgezogen, ihren Abzug und ihre scheinbare Unterwerfung durch einen schmachvollen Friedensvertrag zu erkaufen. Einer der Seekönige, Gottfried, ließ sich taufen, leistete dem Kaiser, der die Pathenstelle

Die Heerfahrt gegen die Normannen.

übernommen, den Eid der Treue und empfing das Kennemerland, das einst Rorich besessen, zu Lehn. Der andere Seekönig Siegfried und die übrigen Führer schwuren, so lange der Kaiser lebe, nie mehr den Boden Germaniens zu betreten und segelten dann weiter, auf 200 Schiffen die Beute und die beträchtliche Summe Goldes, die ihnen Karl aus den Schätzen der benachbarten Kirchen reichen ließ, mit sich führend. Sie richteten ihre Fahrt nach dem Westreiche, um dort das gewohnte Geschäft fortzusetzen. Volk und Heer nahmen großes Aergerniß an dem Verrath der nationalen Ehre und der feigen Staatskunst. Besonders zürnte man dem Bischof Liutward, den man beschuldigte, er habe sich von den Normannen bestechen lassen, um den Kaiser zu dem schmachvollen Abkommen mit den eingeschlossenen Raubhorden zu bewegen.

Kaum war der Kaiser nach dem Mittelrhein zurückgekehrt, so erhielt er Ludwigs III. Tod. 882.
die Nachricht, daß Ludwig III., der Sieger von Saulcourt, plötzlich zu St. Denis gestorben sei. Der jugendliche König, meldet der Mönch von Vaast, habe zu 5. Aug. 882.
Pferde ein schönes Mädchen bis an ihr Haus verfolgt und dabei durch einen unglücklichen Zufall Beine und Schulter schwer verletzt. Dies sei die Ursache seines schnellen Todes gewesen. Die Großen des Reiches riefen den jüngeren Bruder Karlmann, der noch immer in der Provence gegen Boso zu Felde lag, herbei und erhoben ihn auf den Thron, also daß nunmehr das gesammte westliche Frankenreich wieder in Einer Hand vereinigt war. Ja, Karlmann trug Karlmann König im westlichen Frankenreich.
sich auch mit dem Gedanken, einen Theil von Lothringen wieder an sich zu bringen. Dieses Vorhaben zu hintertreiben und womöglich dem jungen unerfahrenen König seine Krone zu rauben, war nun das eifrigste Bestreben Karls des Dicken. Er brachte einen Theil der fränkischen Vassallen auf seine Seite; er entsandte die Kaiserin Engelberga nach Rom; und als Graf Berard die Stadt Vienne nach langer Belagerung einnahm, entließ er Irmengard mit ihrem jungen Sohne Ludwig ungefährdet zu ihrem Schwager Richard nach Autun und verfuhr schonend gegen Boso. Während so die beiden Frankenkönige einander entgegen arbeiteten, erlitten Reich und Volk schwere Drangsale. Die Normannen füllten alles Land bis unter die Mauern von Rheims mit Raub und Verwüstung, trieben den greisen Erzbischof Hincmar zur Flucht nach Epernay, wo er bald nachher sein bewegtes Leben schloß, und verheerten im Dec. 882.
folgenden Jahre Flandern und die Landschaften an der Seine und Oise mit 883.
Feuer und Schwert. „Alle Straßen," versichert ein Chronist jener Zeit, „lagen voll Leichen von Edlen wie von Gemeinen, grenzenlos war der Jammer und die ganze Bevölkerung Galliens schien der Vernichtung geweiht." Niedergebrannte Dörfer, zerstörte Kirchen und Klöster, verwüstete Felder und jammernde Gefangene, zur Sclaverei weggeführt, bezeichneten die Wege und Thaten der nördlichen Barbaren.

Aehnliche Zerrüttungen, begleitet von Scenen wilder Entartung, traten Tod des Papstes. 882.
um dieselbe Zeit in Rom ein, wo der greise Papst Johann VIII., als das

ihm beigebrachte Gift zu langsam wirkte, auf Anstiften eines Verwandten unter
15. Dec. 882. den Hammerschlägen einer Schaar Verschworner sein Leben aushauchte, und ein hóchgestellter Beamter von einem Amtsgenossen in der Kirche ermordet ward.

Parteistellung in Italien. In Rom wurde nun an die Stelle Johanns VIII., des klugen und ränkevollen Staatsmannes, der stets bemüht gewesen, das Kaiserthum zu erniedrigen und das italische Königreich von Rom abhängig zu machen und der nie aufgehört hatte, den Ka-
Marinus 882—884. rolinger mit Groll und Mißtrauen zu betrachten, der römische Archidiacon Marinus
Hadrian III. 884—Juli 885. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, dem nach kurzer Regierung der gleichgesinnte Hadrian III. folgte. Daß dabei die deutsche Partei thätig gewesen, geht aus dem freundschaftlichen Verhältnisse hervor, das alsbald zwischen Kaiser und Papst eintrat. Als Karl der Dicke auf die Kunde von den Vorgängen in Rom sich nach Italien begab, reiste ihm der neuerwählte Kirchenfürst entgegen, und beide knüpften im Kloster Nonan-
883. tula den Bund der Freundschaft zu gegenseitigem Beistand. Zur Entgeltung dafür, daß Marinus den von Johann verfolgten Bischof Formosus von Portus, das Haupt der kaiserlichen Partei, von dem Bannfluche löste und ihn wieder in seine priesterliche und bischöfliche Würde einsetzte, erließ der Kaiser gegen Guido von Spoleto, den er selbst wie sein Vorgänger früher als Keil wider das Papstthum gebraucht hatte, eine Anklage auf Hochverrath, beraubte ihn und andere Großen ihrer Lehen und Herrschaften und sandte, als die Verurtheilten bei den Saracenen Hülfe suchten, den Herzog Berengar von Friaul, einen Verwandten des karolingischen Hauses, wider sie ins Feld.

Karlmanns Ausgang. 884. Während in Italien aufs Neue die Kriegsfackel entzündet ward, setzten im westfränkischen Reiche die Normannen ihre Raubzüge fort, ohne von dem ohnmächtigen König eine kräftige Gegenwehr zu erfahren. Sie hatten sich in Amiens ein festes Bollwerk errichtet, hatten die Städte Laon, Soissons, Rheims in ihre Gewalt gebracht und gingen mit dem Gedanken um, sich alles Land von der Schelde bis zur Loire zu unterwerfen. Karlmann mußte sich endlich zu einem Vertrage entschließen, worin er um die hohe Summe von 12,000 Pfund Silbers den Abzug der wilden Gäste erkaufte. Nun athmete das Land ein wenig auf, aber nur um bald nachher wieder aufs Neue von derselben Geißel betroffen zu werden. Als nämlich nach der Abfahrt der nordischen Raubschaaren der junge König mit wenigem Gefolge im Walde von Baisieu der Jagdlust nachging, empfing er während des Kampfes mit einem Eber von der Hand eines seiner Begleiter eine tödtliche Wunde, an der er sieben Tage
12. Dec. 884. nachher in einem Alter von 18 Jahren verschied. Ob der Schlag absichtlich geführt ward oder nur zufällig statt des Wildes den Kämpfer traf, wer mag das ergründen. Nach den Chronisten sollte es die ungeschickte That eines unvorsichtigen Helfers gewesen sein.

Karl d. Dicke zum König des westfränkischen Reiches gewählt. 885. Kaum hörten die Normannen, daß Karlmann gestorben und in der Königsgruft zu St. Denis zu seinen Vätern gesammelt worden, so kehrten sie wieder um und begannen ihr Zerstörungswerk von Neuem. Den Gesandten, die ihnen den Friedensbruch vorhielten, entgegneten sie, der Vertrag sei durch Karlmanns Tod gelöst; der neue König müsse die Ruhe des Reiches um die gleiche Summe erkaufen. In dieser Noth richteten die Großen Neustriens ihre

Blicke auf Karl den Dicken, den einzigen Erben des Karolingischen Namens, von dem man Hülfe und Rettung erwarten konnte. Zwar lebte noch ein näher berechtigter Sprößling der westfränkischen Herrscherlinie, jener nachgeborne Sohn Ludwigs des Stammlers, Karl, der in der Folge den Namen des „Einfältigen" erhielt; allein zu der Scheinregierung eines vierjährigen Kindes war die Zeit nicht angethan. So kam denn abermals eine Gesandtschaft, an ihrer Spitze der mächtige Kämmerer Theodorich, der schon den Söhnen des stammelnden Ludwig die Nachfolge in der väterlichen Herrschaft hatte sichern helfen, zu Kaiser Karl nach Italien mit dem Anerbieten einer neuen Königskrone; und dieser zögerte nicht, das werthvolle Geschenk in Empfang zu nehmen. Er eilte über die Alpen nach dem westlichen Reiche und empfing auf dem Reichstage zu Ponthyon die Huldigung der versammelten Großen und die eidliche Versicherung ihrer Treue. Mai 885.

Karls Schwäche.

Karl der Dicke war am Ziele seiner Wünsche. Die gesammte Ländermasse seines großen Ahnherrn war in seiner Hand vereinigt, die Einherrschaft über das ganze Reich der Franken und Römer ruhte auf seinen Schultern. Aber wie unermeßlich war der Abstand zwischen beiden Herrschern und wie verschieden die Lage des Reichs! Während jener mit den Waffen dem fränkischen Namen bei allen Völkern Ehrfurcht und Gehorsam verschaffte, mit der Macht des Gesetzes Frieden und Ordnung aufrecht hielt und dem Rechte zur Geltung verhalf, erkaufte dieser mit den Schätzen der Kirche und dem Schweiße der Unterthanen von den an den Grenzen lauernden Reichsfeinden eine vorübergehende Waffenruhe, förderte unter den Vassallen Abfall und Verrath und ließ, während er in ohnmächtigem Ehrgeize nach einer Ländermasse trachtete, deren Beherrschung weit über seine Kräfte ging, im Innern Recht und Gesetz zerfallen und ein Feudalreich sich entwickeln, in dem die monarchische Gewalt nur eine schillernde Seifenblase war.

Der Seekönig Gottfried erschlagen. 885.

Aber so kraftlos und unkriegerisch sich dieser Karl in allen muthigen Thaten erwies, so fehlte es ihm keineswegs an schlauer Staatskunst, an Gewandtheit im Ränkespiel und in Intriguen. Und von dieser Gabe machte er zu allen Zeiten mit Erfolg Gebrauch. Jener Seekönig Gottfried, dessen Uebertritt zum Christenthum Karl einst mit einem Lehnfürstenthum belohnt hatte, war mit Hugo, Waldradens Sohn, in einen Bund getreten, hatte dessen Tochter Gisela zum Weibe genommen und suchte ihm nun zum Besitze von Lothringen behülflich zu sein. Nachdem er neue Schaaren dänischer Abenteurer an sich gezogen und sich mit den unweit Löwen gelagerten Stammesgenossen in Verbindung gesetzt, stellte er an den Kaiser die Forderung, ihm die Orte Koblenz, Andernach, Sinzig und etliche andere Kammergüter abzutreten, damit er den Wein ziehen könne, der auf seinem Gebiete nicht wachse und dessen er nicht entbehren könne. Karl verbarg seinen Aerger über die Unverschämtheit des trotzigen Häuptlings und entließ die Gesandten mit der Antwort, er würde nächstens Bevollmächtigte mit geeigneten Vorschlägen an ihren Herrn schicken. Darauf reiste der kluge Markgraf Heinrich vom Nordgau, aus einem der deutschen Linie der Karolinger von Alters her befreundeten Geschlechte, begleitet von dem Erzbischof Willibert von Köln, von Graf

Eberhard, dessen Güter der Däne geplündert hatte, und von zuverlässigen Dienstmannen aus der kaiserlichen „Schaar" oder Leibwache auf die Insel Betuwe zwischen den Rheinarmen Leck und Waal, wo der Seekönig seinen Wohnsitz aufgeschlagen. Sie langten gerade an, als seine Mannschaft in Niedersachsen eingebrochen war, um ihr gewohntes Raubgeschäft zu treiben. Nach einer freundlichen Begrüßung wurde ein Tag zu Unterhandlungen festgesetzt. Der Erzbischof erhielt den Auftrag, Gottfrieds Gemahlin Gisela an einem Orte außerhalb der Insel zu einer Unterredung einzuladen, während die andern sich zu dem Fürsten selbst begaben. Sie reizten denselben durch harte Worte absichtlich zum Zorn und als er heftig aufbrauste, versetzte ihm Eberhard einen Schlag, worauf Heinrichs verborgene Leibwächter herbeistürzten und den Mord vollendeten. Wenige Tage später wurde der Lothringer Hugo durch gleißnerische Versprechungen nach Gondreville gelockt, dort sammt seinem Gefolge ergriffen und von demselben Graf Heinrich des Augenlichts beraubt. Hugo starb nach der Angabe des Chronisten Regino, der ihn selbst zum Mönch geschoren, im Kloster Prüm gegen Ende des Jahrhunderts.

Ende Mai 885.

Hugo von Lothringen geblendet.

Die Normannen in Sachsen geschlagen.

Zu gleicher Zeit war die in Niedersachsen gelandete Mannschaft Gottfrieds von den Einwohnern überfallen, und nachdem die Meisten im ungleichen Kampfe erlegen waren, ihre Schiffe mit allen Schätzen an Silber und Gold erbeutet worden. Eberhard erhielt das Gebiet des erschlagenen Dänen zum Lohn, wurde aber dreizehn Jahre später von dem Sohne des Grafen Gerulf, dem vorher der Besitz des Landes in Aussicht gestellt worden, auf der Jagd erschlagen.

Die Normannen vor Löwen.

Diese Erfolge wurden indessen aufgewogen und verdunkelt durch die furchtbaren Schläge, welche bald darauf die bei Löwen gelagerte normännische Hauptmacht unter dem Seekönig Siegfried wider die Landschaften und Städte an der Seine führte. Hätte der Kaiser den Fall Gottfrieds und die Niederlage seiner dänischen Kriegsmannen in Niedersachsen benutzt, um einen raschen und kräftigen Angriff auf ihre Stammesgenossen in den Niederlanden zu wagen, so konnte die dänische Macht gebrochen und das Frankenreich auf längere Zeit vor ihren Schlägen gesichert werden. Aber Karl überließ den Feldzug gegen das feindliche Heerlager bei Löwen den Grafen und Feudalherren der westfränkischen Landschaften, die sich bei der Schwäche und Ohnmacht des Königthums zu kleinen Dynasten emporgeschwungen hatten und dem Kaiser oder König nur in so weit Folge leisteten, als es sich mit ihren Sonderinteressen vertrug. Als die Normannen die kleinen Heerhaufen ohne gemeinsame Führung heranrücken sahen, riefen sie ihnen höhnisch zu: Ihr hättet nicht nöthig gehabt, Euch hieher zu bemühen; wir werden Euern Besuch bald erwiedern. Und in der That zogen die Franken unverrichteter Dinge ab und die Feinde schickten sich zu ihrer Verfolgung an.

Kaiser Karl sucht seinem nat. Sohn Bernhard die Nachfolge zu verschaffen. 885.

Dies geschah in einem Augenblick, da der Kaiser gerade mit andern ihn näher berührenden Anliegen beschäftigt war. Es wird berichtet, daß er den Papst Hadrian III. zu sich nach Deutschland eingeladen habe, und eine spätere Angabe versichert, dieser Kirchenfürst habe bestimmt, „daß der erwählte Papst fortan ohne die Gegenwart der kaiserlichen Gesandten zu ordiniren sei und daß nach dem Tode des erbelosen Karls des Dicken ein italienischer Fürst die Kaiserwürde und die lombardische Königskrone empfangen solle." Aus diesen Angaben hat man geschlossen, Kaiser Karl habe die Absicht gehabt, durch den ihm befreundeten Papst seinen natürlichen Sohn Bernhard für vollbürtig und erbfähig erklären und seine Ehe mit der kinderlosen Richarda auflösen zu

lassen; für diesen Dienst habe er dem apostolischen Stuhl die erwähnten Zugeständnisse gemacht. Hadrian reiste auch wirklich von Rom ab; aber ehe er bei dem Kaiser eintraf, raffte ihn der Tod im Kloster Nonantula hin. Nun 8. Juli 885. wurde schnell ein vornehmer Römer unter dem Namen Stephan V. auf den päpstlichen Stuhl erhoben, ohne die kaiserliche Zustimmung einzuholen. Karl entbrannte darüber in heftigen Zorn und schickte sofort seinen Kanzler Liutwart von Vercelli und einige andere römische Bischöfe nach der Stadt, um Stephan zu entsetzen. Er wurde jedoch beschwichtigt durch die schleunige Ankunft der römischen Legaten, welche ihm aus der Wahlurkunde bewiesen, daß der Papst nach der Ordnung gewählt worden sei und gab dann nachträglich seine Bestätigung. Aber sein Vorhaben in Betreff der Nachfolge konnte er nicht durchsetzen. Nichtsdestoweniger hielt man in Rom die bedungenen Rechte fest: nicht blos, daß Stephans Wahl eine völlig freie war, derselbe nahm auch den Herzog Guido von Spoleto, den der Kaiser kurz zuvor wieder in seine Rechte und Besitzungen hergestellt hatte, an Sohnes Statt an und gab ihm dadurch, wie einst Nicolaus dem Herzog Boso, die Anwartschaft auf das Königthum in Italien. Der Kanzler Liutwart, der Bernhards Vollbürtigkeit nicht entschieden genug verfochten zu haben scheint, verlor die Gnade des Kaisers und wurde bald darauf seiner Ehren entkleidet und des Landes verwiesen.

Belagerung von Paris durch die Normannen.

Während dieser Vorgänge, die den schwachen Kaiser über ein Jahr vollauf beschäftigten, hatten die Normannen ihre Drohungen ausgeführt. Ohne auf großen Widerstand bei den zwieträchtigen Feudalherren zu stoßen, segelten sie die Seine herauf, erstürmten das feste Pontoise und belagerten Paris. Damals war die Hauptstadt Neustriens wie zur Zeit Cäsars auf die Seineinsel beschränkt, auf der noch jetzt die Kathedrale „Zu unserer lieben Frauen“ (Notre-Dame) steht. Zwei hölzerne Brücken, auf der Landseite durch einen steinernen Thurm geschlossen, führten nach beiden Ufern hinüber. Graf Odo von Paris, Sohn Roberts des Tapferen, Abt Hugo und der früher erwähnte Goslin, damals Bischof der Stadt, vertheidigten alle bedrohten Orte mit der größten Entschlossenheit und fügten durch Ausfälle den Belagerern großen Schaden zu. Im Februar riß das angeschwollene Wasser des Flusses eine der 886. Brücken weg; dadurch wurde der Thurm sammt der Besatzung jeder Hülfe aus der Stadt beraubt. Die Normannen legten Feuer an das Thor und drangen ein; händeringend sahen die Einwohner von der Stadtmauer zu, wie die Ihrigen theils durch die Flammen und das Schwert umkamen, theils in die Wellen der hochgehenden Seine hinabgestürzt wurden. Umsonst flehten die Bedrängten den Kaiser um Hülfe an; die Mannschaft, die Graf Heinrich aus Deutschland herbeiführte, vermochte nichts gegen den Feind, dessen Stärke auf 30,000 Helme angegeben wird und der fest verschanzt und mit Lebensmitteln versehen war. Nach einigen unbedeutenden Gefechten kehrten die Deutschen zurück, die belagerte Stadt ihrem Schicksale überlassend. In der Verzweiflung

knüpfte der Bischof Unterhandlungen mit dem Normannenfürsten an; aber ehe dieselben zum Abschluß gediehen waren, starb Goslin und wenige Tage nachher der streitbare Abt Hugo, Konrads Sohn, die einzigen Männer, die sich als die Schützer des bedrängten Galliens bewährt. Nun beruhte die ganze Hoffnung der Belagerten auf dem Grafen Odo, dessen Geist und Rede den Muth der Streitenden aufrecht erhielt und den an aller Rettung Verzweifelnden wieder Zuversicht einflößte. Er zerriß die Unterhandlungen und setzte die Vertheidigung fort. Da kein anderer es wagte, eine Botschaft nach Deutschland zu übernehmen, schlich er selbst durch die Feinde, benachrichtigte den Kaiser durch einen Vassallen von der Gefahr der Stadt und der Nothwendigkeit schneller Hülfe und kam glücklich zu den Seinen zurück, die mit Bewunderung zusahen, wie er an der Spitze dreier Reitergeschwader von der Höhe des Montmartre herabstürmte und sich, selbst nach Verlust seines Pferdes, durch die feindlichen Heerhaufen mit dem Schwerte Bahn brach, rechts und links hin Tod verbreitend.

Karls Vertrag mit den Feinden. Juli 886. Auf die Nachricht von der drohenden Noth in Paris sammelte der Kaiser so viele Streiter als er in der Eile aufbringen konnte und zog über Metz nach Attigny und Kiersy. Von letzterem Orte aus sandte er den Grafen Heinrich mit der Vorhut gen Paris. In die Nähe des Feindes vorgerückt, wollte dieser die Stellung desselben auskundschaften, fiel aber mit seinem Pferde in einen oben mit Rasen überdeckten Graben, deren die Normannen mehrere angelegt hatten, und wurde von einigen herbeieilenden Kriegsmännern niedergestoßen, ein großer Verlust für Karl, da Heinrich der beste Feldherr im Heere und dem Kaiser stets in Treue zugethan war. Nun rückte Karl selbst dem Feinde so nahe, daß derselbe die eine Seite der Stadt aufgeben mußte und die Bürgerschaft wieder freier aufathmete. Statt aber die Waffenehre durch eine glänzende That zu retten, schloß der feige Kaiser beim Herannahen der schlimmen Jahreszeit mit dem Seekönig wieder einen der schimpflichen Verträge, durch welche die Feinde um schweres Lösegeld zum Abzug bestimmt wurden, aber nur um ihre Waffen

Nov. 886. nach einer andern Gegend zu wenden. Bis zur Abtragung des Tributs bewilligte er ihnen Burgundien (das Land jenseits der Seine) zum Winteraufenthalt und gab somit die Bewohner einer Landschaft, die ihm die Heeresfolge verweigert, den Streichen und Mißhandlungen der rohen Peiniger preis.

Karls Krankheit und zunehmende Schwäche. Nachdem der Kaiser während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Paris Maßregeln zur Befestigung seiner Herrschaft in Westfranken getroffen, dem tapferen Grafen Odo die zahlreichen Güter verliehen hatte, die einst sein Vater besessen, und einen neuen Bischof eingesetzt, kehrte er an den Rhein zurück. Aber so ohnmächtig war er, daß König Siegfried ungestraft vor seinen Augen die Gegenden an der Oise mit Feuer und Schwert heimsuchte und dem „heimkehrenden Kaiser die Brandfackel vortrug.“ Mehr und mehr fühlte er, daß die Last eines fränkischen Weltreiches für seine Kräfte zu schwer sei und dieses niederdrückende

Gefühl mehrte sein Siechthum und brach seinen Geist. Schon vor 14 Jahren war er so heftig von der Epilepsie überfallen worden, daß sechs Männer ihn nicht zu halten vermochten und die Zeitgenossen nicht zweifelten, ein böser Geist habe in ihm Wohnung genommen. Bei seiner Rückkehr von der schmachvollen Heerfahrt wurde er im Elsaß von einer schweren Krankheit ergriffen. Sie wurde zwar gehoben, hinterließ aber einen heftigen Kopfschmerz, dem die Kunst der Aerzte nicht anders als durch einen Einschnitt in das leidende Haupt begegnen zu können glaubte.

Ludwig von Niederburgundien unterwirft sich Karls Oberhoheit. 887.

„Und doch schien auch jetzt noch das Glück nicht müde zu werden den König in gewissen äußerlichen Dingen um so zärtlicher zu verfolgen, je weniger er es zu verdienen sich fähig oder bereit zeigte.“ Als er in der allemannischen Pfalz zu Kirchheim weilte, erschien die stolze Kaiserstochter Irmengard, die Wittwe des kurz vorher gestorbenen „Königs“ Boso mit ihrem jungen Sohn Ludwig, um dem Kaiser die ihm bisher verweigerte Huldigung zu leisten und dafür ihrem Sohne die Anerkennung seiner Herrschaft und seines Königstitels unter kaiserlicher Oberhoheit zu erwerben. Karl kam dieser Gehorsamsbezeigung freudig entgegen. Um den jungen Fürsten den Karolingersöhnen ebenbürtig zu machen, nahm ihn der Kaiser, nachdem Ludwig ihm den Vasalleneid geschworen, zum Sohne an und setzte ihn dann in das Erbe seines Vaters, das provençalisch-burgundische Reich mit der Hauptstadt Arles, als König ein. — Und noch ein anderer mächtiger Verwandter des karolingischen Hauses suchte damals des Kaisers Gunst und Gnade mit Schätzen und Unterwürfigkeitsbezeigungen nach — der Markgraf Berengar von Friaul. Jener Bischof Liutward von Vercelli, der so lange als Kanzler über den Kaiser geherrscht hatte, den die Volksstimme als den Urheber des schmachvollen Vertrags mit den Normannen bezeichnete, der als kaiserlicher Bevollmächtigter am päpstlichen Hofe für Karls unehelichen Sohn thätig gewesen war, hatte sich im Uebermuth, um sich durch mächtige Familienverbindungen zu stärken, zu Gewaltthätigkeiten hinreißen lassen. Ein Kloster der Stadt Brescia war auf sein Geheiß mit Einbruch heimgesucht und eine vornehme Nonne daraus entführt worden, die mit dem Neffen des Bischofs verheirathet werden sollte. Die Geraubte war die Nichte Berengars, dieser erhob daher Fehde wider den Urheber der Frevelthat, indem er mit gewaffneter Hand dessen Stadt Vercelli überfiel. Dafür bat er jetzt den Kaiser um Verzeihung, und erlangte sie um so mehr, als Karl bereits den Sturz des habgierigen und übermüthigen Bischofs beschlossen hatte.

Desgleichen Berengar von Friaul.

Liutwards Fall. Die Kaiserin Richardis.

Wir haben gesehen, daß Liutward die Ebenbürtigkeitserklärung Bernhards, den Karl mit einer Beischläferin erzeugt und dem er die Erbfolge zugedacht, nicht durchgesetzt hatte; man argwohnte in dem Fehlschlagen eine Absicht, um die Ansprüche und Pläne Arnulfs, der den Erzkanzler in sein Interesse zu ziehen gewußt, nicht zu gefährden oder zu durchkreuzen. Jetzt wurde er eines unerlaubten Umganges mit der Kaiserin Richardis beschuldigt und seiner Würden entsetzt. Rachedürstend floh er zu Arnulf nach Kärnthen und reizte diesen zum Krieg wider Karl. Zugleich scheint der Kaiser noch einmal den Versuch gemacht zu haben, die Legitimitätserklärung Bernhards zu erzielen. Er trat nämlich mit der Versicherung hervor, er habe seine Gemahlin nie berührt, seine langjährige Ehe mit ihr entbehre somit immer noch der Vollziehung

und Gültigkeit. Nach der Erzählung eines Chronisten hätte Richardis diese Aussage bestätigt mit der Versicherung, daß sie noch Jungfrau sei, hätte die Entscheidung eines Gottesurtheils über die Wahrheit ihrer Angabe angerufen und sei dann, getrennt von ihrem Manne, als Nonne in ein von ihr gestiftetes Kloster im Elsaß eingetreten.

Arnulfs Erhebung und Karls Ausgang. 887. Schon lange hatten die Großen des Reiches die Ueberzeugung gewonnen, daß Karl unfähig sei, die Regierung zu führen und die Völker zu schützen. Zweimal hatte er die Ehre der Nation und des kaiserlichen Namens durch schmachvolle Verträge mit dem Reichsfeinde geschändet und durch keine achtungswürdige Handlung im Innern diese Schmach ausgetilgt. Die zunehmende Krankheit des Kaisers, sein zerrüttetes Familienleben und sein Bestreben, seinem unechten Sohne Bernhard, der noch keine Beweise von Fähigkeiten gegeben, die Nachfolge zu sichern und dadurch die Impotenz auf dem Throne noch über das Grab hinaus zu verlängern, steigerten den Unwillen und mehrten das Verlangen nach einem Regierungswechsel. Noch wurzelte die Anhänglichkeit an das Karolingische Herrscherhaus, dessen Ahnherren den fränkischen Namen einst groß und herrlich gemacht, so tief in den Herzen der Edlen, daß von der Erhebung eines andern Geschlechtes keine Rede sein konnte.

„Das Wort des heiligen Gregorius, wonach im fränkischen Reiche die Könige durch Abstammung zum Throne gelangten, wurde nicht blos zu Gunsten der Karolingischen Erbfolge häufig angeführt, sondern so manchmal auch noch bis in die letzten Zeiten von der Wahl des Volkes bei Königserhebungen die Rede gewesen war, so fremdartig erschien doch selbst aufrührerischen Großen oder sonderungssüchtigen Völkerschaften der Gedanke, von diesem Wahlrecht einen willkürlichen Gebrauch zu machen und den Gegenstand der Wahl anderswo als in dem angeerbten, durch zahllose Vorgänge mit so auszeichnender Weihe geschmückten Hause der Karolinger zu suchen."

Bei dieser Gesinnung waren daher Aller Blicke auf Arnulf gerichtet, den letzten kräftigen Sproß vom Stamme Karls des Großen und Ludwigs des Deutschen, der den Makel seiner illegitimen Geburt durch den Glanz kriegerischer Großthaten ausgetilgt, der an der Drau und an der unteren Donau die deutsche Waffenehre wider die Slaven in Mähren ruhmvoll vertheidigt, der gegen seine beiden Oheime, wie sehr sie ihn auch mit ihrem Mißtrauen verfolgt und in seinen Unternehmungen zu hemmen gesucht, nie die Lehnstreue gebrochen hatte. „Noch lebt er, und möge er leben, damit nicht die Leuchte des großen Ludwig erlösche im Hause des Herrn," so hören wir den Mönch eines allemannischen Klosters ausrufen, und ein anderer spricht gegen Karl den Dicken selbst die Hoffnung aus, „derselbe werde den Sohn Karlmanns an seine Seite berufen, um mit diesem tapfern Krieger vereinigt das Reich von der furchtbaren Geißel der Normannen endlich ganz zu befreien." Bei solcher Stimmung und bei dem unerträglichen Zustande des Reiches unter einem unfähigen, verachteten und siechen Kaiser bedurfte es nur eines Anstoßes, um den Thron der Karolinger dem tüchtigsten Sprößlinge des Hauses zuzuwenden.

Als daher Arnulf, aufgereizt von Liutward, dem flüchtigen Erzkanzler Karls, mit einem Heer von baierischen und slavischen Kriegsmannen nach Westen aufbrach, entschied sich das Schicksal des Kaisers mit wunderbarer Schnellig- Herbst 887.
keit. Die Ostfranken, Sachsen und Thüringer, wo Liudgard (oder Hildegard), Ludwigs des Jüngeren Tochter, gegen ihren Oheim wirkte, entschieden sich alsbald für Arnulf. Nicht einmal die Allemannen, die als der eigentliche Kernstamm seiner Herrschaft stets von Karl mit besonderer Vorliebe behandelt worden waren, erhoben die Waffen zu seiner Vertheidigung. Umsonst entbot er im November seine Getreuen zu einem Reichstag in die fränkische Pfalz zu Tribur; die meisten Vasallen folgten der Mahnung Arnulfs, aus Furcht vor der angedrohten Entziehung ihrer Beneficien, nach Forchheim in Franken und erwählten ihn dort zum König; umsonst suchte der Verlassene das Gewissen 10. Dec. 887.
des Neffen zu rühren, indem er dem Gegner durch den frommen Erzbischof Liutbert von Mainz, den Nachfolger Liutwards in der Kanzlerwürde, das Kreuz entgegentragen ließ, auf welches der andere ihm einst Treue geschworen; Arnulf soll bei dessen Anblick in Thränen ausgebrochen sein, ohne jedoch von seinem Unternehmen abzustehen. Als der unglückliche Kaiser sich überzeugte, daß seine Macht zu Ende sei, schickte er den kleinen Bernhard mit Geschenken an den siegreichen Mitbewerber und übergab ihn als Vasallen in dessen Schutz und Dienst. Zum Lohn für solche Demüthigungen wies Arnulf dem Oheim einige allemannische Kammergüter an, aus deren Einkünften der ehemalige Beherrscher des gesammten Frankenreiches hinfort seinen Unterhalt ziehen sollte. Zum Glück überlebte der Arme seinen Fall nur um einige Wochen. Schon im Januar des folgenden Jahres starb Karl der Dicke zu Neidingen an der Donau 13. Jan. 888.
und wurde zu Reichenau, auf der lieblichen Klosterinsel des Bodensee's begraben. Bald kam das Gerücht in Umlauf, sein Leben sei durch Mörderhand verkürzt worden, und fand bei den Zeitgenossen allgemein Glauben. Waren doch im Laufe eines Jahrzehnts in dem Herrscherhause der Karolinger so viele Todesfälle unter so geheimnißvollen und verdächtigen Umständen vorgekommen, daß zum Argwohn verbrecherischer Gewaltthaten alle Ursache vorhanden war.

„Der Tod Karls des Dicken“, bemerkt Wenck, „so unmittelbar nach dem jähen Fall von einer Höhe, auf welcher man in ihm den Beherrscher der Welt erblickt hatte, war ganz geeignet, unter der Menge alle anderen Eindrücke vor denen des Mitleids und der Erbauung zurücktreten zu lassen, welche schon jener Fall selbst und die fromme Ergebung, womit er ihn getragen, hervorgebracht haben mochte; namentlich mußten damalige Geistliche hier eine willkommene Gelegenheit finden, ein Lieblingsthema ihrer Betrachtungen, die Eitelkeit der Welt, in das hellste Licht zu setzen, und daß viele Leute in der Todesstunde Karls den Himmel offen gesehen haben wollten, wurde von ihnen als ein Zeichen verkündet, wie derjenige, welchen die Menschen seiner irdischen Ehre entkleidet, von Gott der Aufnahme in seine himmlische Herrlichkeit werth erachtet worden sei.“ — Jene Liudgard entwickelte auch nach dem Sturze ihres Oheims eine so

gefährliche Betriebsamkeit, daß der Mann, bei dessen Thronbesteigung sie so eifrig mitgewirkt, späterhin selbst Ursache fand, sie zu fürchten und sich vor ihren Ränken sicher zu stellen, indem er sie in das baierische Kloster Chiemsee einschloß.

e) Die letzten Zeiten des Karolingischen Herrscherstammes.

1. König Arnulfs Politik und Feldzüge.

Arnulfs Regierungsantritt. Wenn Arnulf glaubte, nach dem Sturze des Oheims ohne Schwierigkeiten in das volle Erbe desselben eintreten zu können, so war er in großem Irrthum befangen. Er konnte bald wahrnehmen, daß der Zauber der Legitimität, der auch dem hinwelkenden Herrschergeschlecht noch immer den Schein und Namen der obersten Gewalt bewahrt hatte, nicht so ohne weiteres auf den halbblütigen Sprößling überging, daß der Mangel ehelicher Geburt, die bisher im Frankenreiche als Grundbedingung der Erbfolge in der Herrschaft gegolten, nicht überall übersehen wurde. Denn obgleich Arnulf, wie aus zwei Urkunden vom 11. Dezember 887 hervorgeht, noch bei Lebzeiten Karls den Königstitel annahm, so scheint doch die allgemeine Anerkennung selbst in den östlichen Staaten erst allmählich erfolgt zu sein, und die Masse von Schenkungen an weltliche und geistliche Großen, die sich aus der ersten Zeit seiner Regierung erhalten hat, kann als Beweis gelten, daß er durch tiefe Griffe in das Kammergut seinen Anhang zu vermehren gesucht. Wenn wir lesen, daß Arnulf troß der dringenden Geschäfte, die allenthalben seine Gegenwart forderten, vier Monate in Regensburg verweilt und daselbst Weihnachten und Ostern gefeiert habe, so geschah dies wohl nicht blos aus Vorliebe für die baierische Hauptstadt, sondern in der offenbaren Absicht, durch Vergabungen an einflußreiche Edle sich im ostfränkischen Reiche erst recht festzusetzen, sich erst der Anhänglichkeit der deutschen Fürsten und Völker, der Baiern und Allemannen, der Ostfranken, Thüringer und Sachsen, die von jeher die Stützen seines Hauses gewesen, zu versichern, ehe er seine Blicke nach Westen und Süden richtete. Die zuvorkommende Huldigung, die ihm die baierischen Edelleute in Regensburg darbrachten, hat ihn mit besonderer Liebe für diese Stadt und für das ganze Land und Volk der Baiern erfüllt, so daß er dort am liebsten seinen Aufenthalt nahm und in allen wichtigen Anliegen sich zuerst an die Baiern wandte. Und gleichwohl zogen sich selbst hier einige hohe Adelsfamilien, die strengere Begriffe über Recht und Ehre hegten, stolz von dem Emporkömmling zurück. Zu den angesehensten Geschlechtern im südlichen Deutschland gehörten die Welfen. Ein Sohn dieses Hauses, Heinrich, ließ sich von Arnulf gewinnen und schwur für die Verleihung eines großen Grundbesitzes dem neuen König den Diensteid. Als dies sein Vater, der alte Welfe Edico II., vernahm, verließ er seine Schlösser und Höfe am Bodensee, stieg nach dem baierischen Gebirg hinauf und verbarg dort seinen Schmerz über die That des Sohnes,

welche er als die tiefste Erniedrigung seines alten hochfreien Hauses betrachtete.

Nachdem Arnulf in Regensburg die Huldigung und Anerkennung der deutschen Stämme und einiger Slaven entgegengenommen, reiste er nach Ostern an den Rhein, wo um diese Zeit in Mainz ein Nationalconcil der gesammten fränkischen Kirche abgehalten wurde. Der Zustand der Verwilderung, von dem die Synodalakten im Eingang ein furchtbares Bild entwerfen, nöthigte die geistlichen und weltlichen Stände ernstlich auf Abwehr und Selbsthülfe bedacht zu sein. „Viele Geistliche hohen und niedern Ranges sind durch die Heiden erschlagen," heißt es darin, „Kirchen und Klöster angezündet worden, flüchtige Mönche und Nonnen schweifen allenthalben umher, und fast noch größeren Schaden als die auswärtigen Feinde richten die Ruhestörer im Innern an, welche, jedem Gebot des Evangeliums Trotz bietend, ohne Unterschied Arme und Reiche, Laien und Geistliche ausplündern, mit Mord und Brand wüthen." Diesen Uebelständen zu begegnen und die schlimmen Folgen für die Kirche und ihre Diener, für Religion und Sittlichkeit zu beseitigen oder zu mindern, war die ernstliche Aufgabe der Versammlung. Arnulfs Stellung zu der Geistlichkeit.

Darum werden zuerst die Bischöfe ermahnt, ihre eigene Saumseligkeit abzuthun und durch strengere Handhabung der Kirchenzucht und der kanonischen Gesetze, durch Bann und Verfluchung den Räubern der geistlichen Güter, den nachlässigen Entrichtern der Zehnten, den Kirchenschändern und Frevlern energisch entgegenzutreten und im eigenen Stande jede Ungesetzlichkeit, jede Herabwürdigung religiöser Gebräuche, jede Verminderung der geistlichen Gerichtsbarkeit aufs Sorgfältigste zu meiden und zu verhüten; dann werden an die Anerkennung des Königs und an die Anordnung kirchlicher Gebete für ihn und seine Gattin Ermahnungen über die Pflichten des königlichen Amtes geknüpft, woraus man ersieht, daß der fränkische Klerus den Thronwechsel zwar guthieß und den neuen Herrscher zu unterstützen geneigt war, dafür aber ernstlich auf Erfüllung der Herrscherpflichten drang, wie die christliche Lehre sie auferlegt. Wenn darunter, neben der Erhaltung des Friedens, der Beschützung der Wittwen und Waisen, der Bestrafung der Uebelthäter, der Ehrerbietung gegen die Kirche und ihre Diener auch die Forderung enthalten ist: ein christlicher König solle seinen Völkern durch Uebung jeglicher Tugend ein Vorbild sein und nicht mehrere Frauen besitzen, so ist darin eine Beziehung auf die herrschenden Sünden des Königshauses wohl kaum zu verkennen. Denn auch Arnulfs eheliches und häusliches Leben war nicht reiner als das seines Vaters und seiner Oheime. Außer jenem Zwentibald, den einst Swatopluk aus der Taufe gehoben, hatte er noch eine Schaar anderer Kinder von Nebenfrauen, denen er wie sein Vorgänger die Vollbürtigkeit und Erbberechtigung zu verschaffen bemüht war, aber mit eben so wenig Erfolg. Die Beschlüsse der Mainzer Synode. 888.

Die fränkische Geistlichkeit, von jeher der Idee der Reichseinheit zugethan, war somit bereit, Arnulf als König der gesammten Staaten anzuerkennen und den Vertrag von Verdun der Vergessenheit zu übergeben. Nicht so die weltlichen Fürsten und Großen, die „kleinen Herrscher," die während Arnulfs langem Aufenthalt in Regensburg emporschossen. „Nach dem Tode Karls", berichtet ein Annalenschreiber, „lösten sich die Lande, die seinem Gebote gehorcht Neue Staatenbildungen.

hatten, weil ein rechtmäßiger Herrscher nicht mehr vorhanden schien, aus ihrem Zusammenhange zu verschiedenen Theilen auseinander; statt einem von der Natur ihnen gegebenen Herrn zu gehorchen, begann ein jedes von ihnen aus dem eigenen Innern sich einen Herrscher zu schaffen. Große Kriegsbewegungen waren davon die Folge. Nicht als ob es unter den Franken an Häuptern gefehlt hätte, welche durch Adel, Tapferkeit und Weisheit fähig gewesen wären, Königthümer zu beherrschen; eben ihre Aehnlichkeit aber in hohem Geiste, in Würde und Macht nährte unter ihnen die Zwietracht, indem Keiner die Uebrigen so überragte, daß diese sich willig seiner Gewalt hätten unterwerfen mögen. Denn viele Männer, wohlgeeignet das Ruder der Regierung zu führen, hätte das Frankenreich besessen, hätte das Schicksal sie nicht als Nebenbuhler zu wechselseitigem Verderben gewaffnet.“ So geschah es, daß nach dem Vorgange Boso's „jeder Stamm, jede Landschaft anfing, aus ihrer eigenen Mitte sich einen Herrscher zu schaffen,“ daß die Karolingische Monarchie in eine Anzahl Theil- und Wahlkönigreiche zerbröckelt und aufgelöst ward. Wenn dabei in einzelnen Fällen die Verwandtschaft und Abstammung noch neben andern Eigenschaften und Verhältnissen in die Wagschaale gelegt wurde, so war dies noch „eine Nachwirkung der langjährigen Gewohnheit an die Herrschaft des Einen Karolingerhauses und des tief gewurzelten Gefühls für dessen eigenthümliche Weihe und Berechtigung zur Herrschaft.“ Wo man auf solche Geburts-Vorzüge keinen Anspruch erheben konnte, ging man auf den Willen Gottes, auf eine Einsetzung durch die unsichtbare Macht Jesu Christi zurück, in welchem Falle man sich am liebsten auf Synodal-Beschlüsse als auf unmittelbare Eingebungen des Himmels berief. „Daher denn wohl der auffallende Umstand, daß man in einer Zeit, wo im Uebrigen alles Synodalwesen dem äußersten Verfalle entgegenging, gerade bei diesen Erhebungen nicht-karolingischer Könige vorzüglich gern sich einer Synode bedient und den formellen Wahlakt fast ganz zum Werke kirchlicher Versammlungen gemacht zu haben scheint; daher wohl überhaupt der Werth, den man auf geistliche Mitwirkung bei jenen Erhebungen zu legen pflegte und welchen geistlicher Einfluß dabei auch wirklich zum Theil zu erlangen vermochte in einer Zeit, deren allgemeiner Charakter zunehmender Verwilderung und Verwirrung sich sonst den Interessen und dem Gewichte des heiligen Standes in vieler Hinsicht so ungünstig erwies.“ Daß bei diesem Auseinandergehen das Bewußtsein nationaler Verschiedenheit in Sprache und Bildung, der Wunsch die durch den Vertrag zu Verdun festgestellte Scheidung der Königreiche dauernd zu erhalten, wesentlich mitgewirkt habe, ist wohl kaum in Zweifel zu ziehen, mochte auch diese nationale Sonderung, erst im Werden begriffen, noch keineswegs zu einer endgültigen Grenzbestimmung gediehen sein.

1. Im Westreiche. a) Odo von Paris.

Am ersten und lebhaftesten regte sich das Streben nach nationaler Selbständigkeit und nach Losreißung von dem unechten Sprossen der Karolinger im

westlichen Frankenreiche und zwar in dessen entlegensten Provinzen, die man noch unter der alten Benennung „Neustrien“ zusammenfaßte. Jener Odo von Paris, hervorragend unter seinen Genossen durch seine Abkunft, seine Würden und seine persönlichen Eigenschaften, der im Kampf wider die Normannen den ererbten Kriegsruhm durch eigene Großthaten vermehrt und zum Lohne dafür zu der Grafschaft von Paris und der reichen Abtei des heil. Martin von Tours auch noch mit den Grafschaften von Angers, von Tours und den übrigen Gebieten des Vaters beliehen worden, wurde von einer Anzahl westfränkischer Großen, an ihrer Spitze der mächtige Kämmerer Theodorich und sein eigener Bruder und Streitgenosse Robert, in Compiegne zum König ausgerufen und von dem Erzbischof von Sens mit dem heil. Oele geweiht. Aber wie sehr auch Odo, ein durch Tapferkeit, körperliche Schönheit und andere rühmliche Eigenschaften ausgezeichneter Ritter, der königlichen Ehre würdig war, so fehlte doch viel, daß seine Anerkennung eine allgemeine gewesen wäre. Mißgunst, Eifersucht, persönliche und Familienfeindschaften und der Widerwille Einzelner und ganzer Völkerschaften, sich einem fremden Manne nichtköniglicher Abkunft zu unterwerfen, waren ihm im Wege.

An der Spitze seiner Gegner stand Fulco, früherhin Priester am Hofe Karls des Kahlen und Ludwigs des Stammlers und seit 882 Nachfolger Hincmars auf dem erzbischöflichen Stuhl in Rheims, also Haupt der angesehensten Metropolitankirche im nördlichen und mittleren Gallien. „Bewundernswerthe Eigenschaften sollen ihn ausgezeichnet haben, und was rastlose Thätigkeit, was ferner zähes Festhalten an einer einmal ergriffenen Sache betrifft, so brauchte er in der That den Vergleich mit seinem großen Vorgänger nicht zu scheuen; nur daß sich die eifrige Betriebsamkeit des Letzteren meist entweder auf kirchlichem Boden bewegte, oder doch durch kirchliche Gesichtspunkte beherrscht wurde, wohingegen sich Fulco durch Motive ganz anderer Art in die weltlichen Händel hineinreißen und dann weder durch die Zweideutigkeit der anzuwendenden Mittel irre machen, noch durch die traurigen Folgen seiner Anschläge zurückschrecken zu lassen pflegte.“ Dieser Mann, der sich in der Folge an passender Stelle als starken Eiferer für legitime Thronfolge zu geberden wußte, wirkte jetzt zum Theil aus Eifersucht auf den Erzbischof von Sens, Odo's Gönner, für die Erhebung eines Verwandten, der dem Hause der Karolinger mindestens eben so ferne stand, als Odo, für jenen Guido, Markgrafen von Spoleto und Grafen von Camerino in Mittelitalien. Erzbischof Fulco von Rheims.

Wir haben den eben so klugen und tapfern als treulosen Mann schon bei verschiedenen Gelegenheiten kennen gelernt, der in den verschlungenen Wechselbeziehungen seines Landes zu dem Papste und den unteritalischen Fürsten von Benevent, von Capua, von Neapel, zu dem byzantinischen Hofe, zu dem abendländischen Kaiserthum, und vor Allem zu den Saracenen sich zum Meister in der trügerischen Staatskunst und ränkevollen Politik ausgebildet hatte, der gleichgültig gegen alle Grundsätze der Sittlichkeit und Ehre Freundschaften und Feindschaften nach dem Vortheil wechselte, Bündnisse und Verträge knüpfte oder brach, wie die Umstände es mit sich brachten. Wir haben gesehen wie er von Kaiser Karl dem Dicken, wegen hochverrätherischer Umtriebe mit den Griechen in die Acht erklärt, mit den ungläubigen Verwüstern des untern Italiens gemeinsame Sache gemacht. Zwei Jahre später von dem Kaiser wieder zu Gnaden angenommen und von Papst Stephan V. für einen Sohn der römischen Kirche erklärt, Guido von Spoleto.

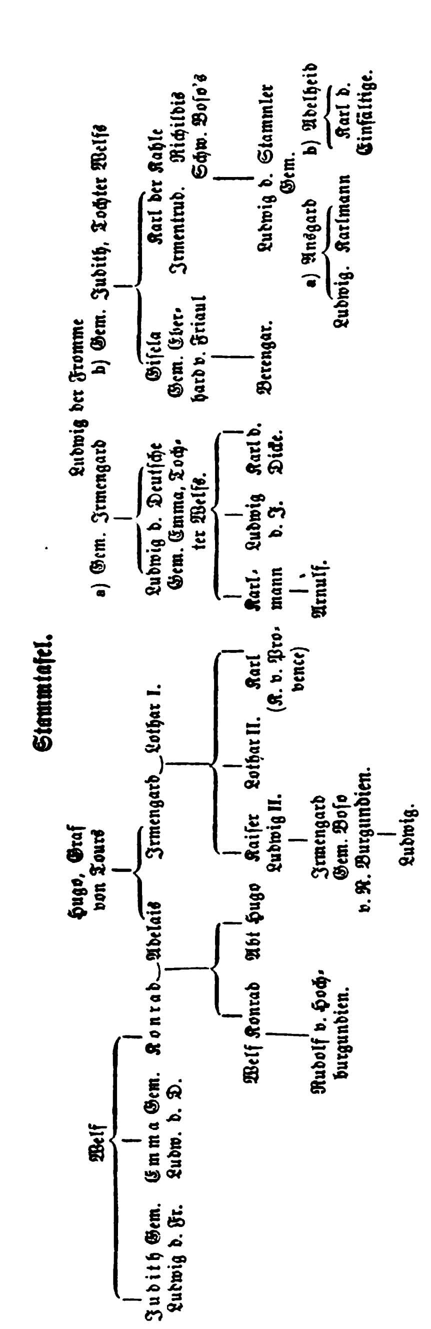
kämpfte er mit Glück und Erfolg wider die Saracenen am Garigliano und unterstützte die Beneventer wider die Byzantiner. Jetzt rief ihn die Stimme seines Verwandten, des Erzbischofs Fulco, auf einen größeren Schauplatz. Vermuthlich stammte sein Geschlecht aus Gallien und das Vertrauen in alte Familienverbindungen mag nicht weniger wirksam gewesen sein als sein Ehrgeiz und seine Unternehmungslust.

b) Guido zum König gekrönt. 888. Von einem Kriegszuge vor Capua, wo er einen Häuptling der Saracenen mit dreihundert seiner Begleiter erschlagen, kehrte Guido plötzlich um und über die Alpen eilend ließ er sich von dem Bischof zu Langres die Königsweihe ertheilen und die Krone aufs Haupt drücken. Aber seine Unternehmungen waren nicht vom Glück begleitet. Nachdem er nordwärts bis an die Grenze Lotharingiens gezogen, überzeugte er sich, daß sein Anhang zu schwach sei, um dem tapfern Odo die Krone vom Haupt zu reißen. Noch in demselben Jahre kehrte er, begleitet von seinen gallischen Freunden und ihren Schaaren, über die Alpen zurück, um mit Berengar von Friaul um die Königskrone von Italien zu ringen, zum großen Verdruß Fulco's von Rheims, der in dem mit Odo befreundeten Erzbischof Walter von Sens, einem jungen, weder in Sittenstrenge noch sonstigen geistlichen Eigenschaften besonders ausgezeichneten Mann, einen glücklichen und gefährlichen Rivalen haßte.

c) Alan in Bretagne. Odo's und Guido's Beispiele reizten zur Nachahmung. Nicht nur, daß bei den Bretonen, wo mehrere Häuptlinge um die Herrschaft stritten, Alan der Große die neue Königswürde als Preis des Sieges über seine Nebenbuhler und über die bei St. Malo gelandeten normännischen Raubschaaren davon trug und unabhängig von dem Frankenkönig über die kriegerische Bevölkerung der Halbinsel regierte, auch bei den Aquitaniern, den heißblütigen Anwohnern der Garonne, und der südlichen Loireufer und ihren Nachbarn in Septimanien und der spanischen Mark regte sich wieder der alte Sonderungstrieb, und mächtige Grafen und Markgrafen streckten auch dort die Hand nach der Königswürde aus. Der mächtigste unter ihnen war Graf Ramnulf, dem seine Reichthümer, seine großen Familienverbindungen — jener tapfere Graf Ramnulf von Poitiers, so wie der Erzbischof Goslin von Paris waren seine Verwandten gewesen — und vor Allem der Umstand, daß sich der letzte echte Sprößling der Karolinger, der nachgeborne Sohn Ludwigs des Stammlers, in seinen Händen befand, ein solches Ansehen verliehen, daß er den Königstitel annahm. Aus Furcht vor den Normannen verständigte sich jedoch Ramnulf mit Odo, gestand ihm einen Schein von Oberherrlichkeit zu und versprach ihm eidlich, daß der westfränkische König nichts von seinem Schützling Karl zu fürchten habe.

d) Ramnulf in Aquitanien.

e) Ludwig in Niederburgundien. In dem Provençalisch-Burgundischen (Arelatischen) Reiche führte Boso's minderjähriger Sohn Ludwig unter Arnulfs Oberhoheit den Königsnamen; aber sein hülfloses Alter führte zunächst nur einen Zustand vollkommener Herrenlosigkeit herbei und das Elend, mächtig verstärkt durch Angriffe normanni-



scher und saracenischer Seeräuber, mußte erst bis zu einer unerträglichen Höhe gestiegen sein, ehe Arnulfs und des Papstes vereinigte Empfehlungen dem jungen Ludwig zu einer wirklichen Einsetzung in die Lande seines Vaters verhalfen.

f) Rudolf in Hochburgund.

Nordwärts von dem Arelatischen Reich erwarb sich der Welfe Rudolf die Länder zwischen Jura und den penninischen Alpen, also die westliche Hälfte der heutigen Schweiz und den Boden der nachmaligen Franche-Comté und vereinigte sie zu dem Königreich Burgundien mit romanischer und deutscher Bevölkerung. Zu St. Maurice, dem altberühmten Kloster des Wallis, zwischen den höchsten Gebirgsketten, vereinigte er seine Anhänger weltlichen und geistlichen Standes um sich und empfing die Krone. Rudolf und Boso's Sohn, die Beherrscher von Hochburgundien und Niederburgundien, entstammten zwei Geschlechtern, die seit den Tagen König Lothars in heftigen Familienfehden wider einander gestritten hatten und bei vielen Gelegenheiten einander nebenbuhlerisch entgegen getreten waren. Die Vermählung einer Tochter Rudolfs mit Richard, dem Bruder Boso's und Beschützer Ludwigs, mag später die Beendigung einer langjährigen Familienfeindschaft bewirkt haben.

Das Welfische Haus in Hochburgundien.

Das Haus, dem der Stifter der hochburgundischen Herrschaft angehörte, stand in nahen verwandtschaftlichen Beziehungen zu den Karolingern: „Rudolfs Großvater Konrad, der Sohn eines baierischen Großen und einer edlen Sachsin, hatte zu allen drei hinterlassenen Söhnen Ludwig des Frommen

in enger Verbindung gestanden. Durch die eine seiner Schwestern, Ludwig des Frommen zweite Gemahlin Judith, war er der Oheim Karl des Kahlen, durch die andere, Emma, der Schwager Ludwig des Deutschen gewesen; mit dem Kaiser Lothar hatte er an dem Grafen Hugo von Tours Einen Schwiegervater gehabt. Dem entsprechend war denn auch sowohl dem Konrad selbst, als seinem Bruder Rudolf und seinen Söhnen, Hugo und Konrad, bald in dem westfränkischen Königthum, bald am Hofe oder in den Gebieten von Karl des Kahlen Brüdern und Neffen, Macht und Bedeutung reichlich zugefallen. Zumeist den Söhnen Konrads hatte im Jahre 859 Karl der Kahle die Befreiung aus der schwersten Last seines Lebens, die Vertreibung Ludwigs des Deutschen aus Gallien und die Rückkehr in seine schon verlorene Herrschaft zu verdanken gehabt. Des gewaltigen Abtes Hugo Verdienste um die Beschützung Galliens gegen die allenthalben eindringenden Normannen zu erwähnen, bot sich uns schon früher Gelegenheit; überhaupt aber war dieser verweltlichte Geistliche unter Karl des Kahlen Söhnen und Enkeln nicht blos als der mächtigste Große, sondern auch als der eigentliche Leiter für die Angelegenheiten, als die stärkste Stütze für den Bestand des westfränkischen Königthumes zu betrachten gewesen. Auch Hugo's Bruder Konrad hatte in diesem Königthume als Graf von Paris eine Macht besessen, die er freilich nach Ludwig des Stammlers Tode, in ganz entgegengesetzter Weise angewendet, sich mit einem Sohne Ludwig des Deutschen gegen die rechtmäßigen Erben des Verstorbenen in Verbindung zu setzen; seine Hauptstärke hatte jedoch schon Konrad nicht auf westfränkischem Gebiete, sondern auf dem Boden gehabt, auf welchem gegenwärtig sein Sohn sich eine selbständige Herrschaft begründete. Eben Hochburgund hatte nämlich dem Hucbert, dem Bruder von Lothars II. verstoßener Gemahlin Theutberga, als Schauplatz seiner Empörung gegen den gewissenlosen Schwager und dessen italischen Bruder gedient; durch Konrad aber war Hucbert vernichtet und somit ein Aufruhr beendigt worden, schwer und langwierig und daher wohlgeeignet, seinem Unterdrücker einen tüchtigen Zuwachs an Besitz und Einfluß in den davon ergriffenen Gegenden zu hinterlassen. Boso, der Stifter des niederburgundischen Reiches, war der Neffe jenes Hucbert und der Theutberga gewesen."

2. In Italien. Wie das westfränkische Reich nach Karls des Dicken Tod in verschiedene Herrschaften sich auflöste, so auch Italien. Wir haben in den früheren Blättern gesehen, daß das langobardische Königreich stets eine freiere und selbständigere Stellung innerhalb des Frankenreiches bewahrte. Die Angelegenheiten des Landes waren gewöhnlich auf eigenen Versammlungen behandelt worden und nur selten waren die Großen, den „Unterkönig" an der Spitze, auf den allgemeinen Reichstagen jenseit der Alpen erschienen: die Bewohner fühlten sich den Völkern des Nordens an Bildung und Sittenfeinheit überlegen und wenn die Deutschen sie der Treulosigkeit, der Hinterlist und der kriegerischen Untüchtigkeit beschuldigten, so antworteten sie mit dem Vorwurf „ungesitteter Wildheit" und mit der Bezeichnung „Barbaren." Daß die Langobarden die Gelegenheit, sich von der Frankenherrschaft vollends zu lösen, nicht vorübergehen lassen würden, ließ sich voraussehen. Hatten sie sich schon bei dem Tode Kaiser Ludwigs II. thatsächlich das Recht einer freien Königswahl errungen, so machten sie jetzt um so mehr davon Gebrauch, als sie in Berengar von Friaul einen Markgrafen besaßen, der mit dem Vorzuge italischer Geburt und Abstammung den Ruhm kriegerischer Kraft und die Ehre Karolingischer Verwandtschaft verband. Denn wenn auch Berengars Vater

a) Berengar und Guido in der Lombardei.

Eberhard, der Schwiegersohn Ludwigs des Frommen, den Kaiser Ludwig II. zum Markgrafen von Friaul eingesetzt, von jenseit der Berge gekommen war und in Flandern und Allemannien große Güter und Lehen besaß, so hatte er doch den größten Theil seines Lebens in Oberitalien zugebracht und seine beiden Söhne Unruh und Berengar waren daselbst geboren und in den Waffen herangewachsen. Die geistlichen und weltlichen Großen trugen darum kein Bedenken, nach Karls des Dicken Tod auf einer Versammlung zu Pavia den Markgrafen Berengar, den Enkel Ludwigs des Frommen, als König von Italien zu begrüßen. Aber diese Ehre wurde ihm streitig gemacht von Guido, der unterstützt von fränkischen Kriegsschaaren mit bedeutenden Streitkräften in die Lombardei einfiel und nach mehreren glücklichen oder unentschiedenen Treffen sich im Westen festsetzte, während Berengar den Osten behauptete. So wurde auch in Oberitalien, wo bis jetzt die landschaftlichen Verschiedenheiten noch am wenigsten hervorgetreten, der Grund zur Spaltung und nationalen Zersplitterung gelegt. Guido erwarb sich vom Papst Stephan V. den Kaisertitel und führte seit seiner Krönung in der Peterskirche den Namen Imperator Augustus. 21. Febr. 891. Aber seine Kräfte reichten nicht hin, ein italienisches Kaiserreich zu erschaffen. Auf dem Haupte eines unbedeutenden Herzogs mußte die Krone Karls des Großen vollends allen Glanz verlieren. Noch älter und tiefgreifender war die Spaltung im mittleren und unteren Italien, wo nicht nur b) Mittelitalien. der Papst stets nach Befestigung und Erweiterung seiner weltlichen Herrschaft und Unabhängigkeit trachtete, sondern auch in allen bedeutenderen Städten selbständige Fürstenthümer bestanden, die sich um die fränkische Kaisermacht wenig bekümmerten. Namentlich hatte das Herzogthum Benevent den Karolingischen Herrschern gegenüber von jeher eine unabhängige Stellung zu behaupten gewußt. Die Beneventer betrachteten ihr Fürstenthum als den wahren Ueberrest des alten Langobardenreichs, und wie sie die Krieger Oberitaliens als „Franken" oder „Gallier" zu bezeichnen pflegten, so erblickten sie in ihnen auch nur entweder Feinde oder etwa „ein Gegengewicht, dessen man sich gelegentlich einmal wider die Uebermacht byzantinischer Feldherren oder saracenischer Schaaren zu bedienen habe."

So verschieden die Bewohner Italiens an Macht und Denkungsart waren, so trat doch im Gegensatz zu den überalpischen Ländern vielerlei Gemeinschaftliches zu Tage. „Aeußerte sich die Macht volksthümlicher oder landschaftlicher Verschiedenheiten hier nicht auf so schroffe Art wie in Germanien oder Gallien, so trat hingegen ein ausschließliches Verfolgen rein persönlichen Interesses, eine völlige Hingabe an eigensüchtige Leidenschaften, eine kecke Hintansetzung jeder sonstigen Gefühle und Rücksichten nirgends in so grellen Zügen hervor wie in Italien. Es war dieser Sinnesart gemäß und diente ihr zur üppigsten Nahrung, daß man seit Ludwigs II. Tode daran gewöhnt war, zwei Könige sich den Besitz des Landes streitig machen zu sehen; die gänzliche Unzuverlässigkeit dessen, was einem jeden dieser Nebenbuhler seine Parteigenossen verband, brachte zahllose Schwankungen in ihre Kämpfe; das Gewinnbringende eben dieses

Zustandes immerwährenden Wechsels und unaufhörlicher Ungewißheit für Diejenigen, von denen das Schicksal der Könige abhing, wurde bestens wahrgenommen, und nicht mit Unrecht schien sich gegen die Italiener der Vorwurf zu erheben, sie liebten es zwei Könige im Kampfe mit einander zu haben, um Beide durch die gegenseitige Furcht im Zaume zu halten, und für sich selbst einer desto zügelloseren Freiheit gewiß zu sein."

Arnulfs Stellung in Deutschland.

Statt in das volle Erbe Karls des Dicken einzutreten, sah somit Arnulf schon im zweiten Jahre seiner Herrschaft das Reich in verschiedene Theilkönigthümer auseinander gehen und es zeigten sich Kundgebungen in Menge, daß der Auflösungsproceß noch weiter um sich greifen werde. Waren auch die Glieder des Karolingischen Hauses, die in dem letzten Jahrzehnt auf dem geschichtlichen Schauplatze erschienen und verschwunden waren, schwach und unfähig gewesen, so stand ihnen doch die Legitimität ihrer Geburt und ihr unbestrittenes Erbrecht als mächtige Stütze zur Seite. Daß nach Karl dem Dicken kein Mann vorhanden war, der ein solches unzweifelhaftes Erbrecht an das Reich geltend zu machen vermochte, hatte das Auseinanderfallen desselben zur Folge, indem nun bald provinzielle oder nationale Gefühle und Regungen, bald der Ehrgeiz und die Herrschsucht einzelner Parteihäupter, bald die Nothwendigkeit rascher Selbsthülfe gegen äußere Feinde die Erhebung hervorragender Kriegsfürsten auf den erledigten Königsthron beförderten oder dem ehrsüchtigen Streben unternehmender Großen Vorschub leisteten. Nur in den ostfränkischen Ländern, wo schon seit einem halben Jahrhundert derselbe Zweig des Karolingischen Herrscherstammes ohne Unterbrechung und zum Theil mit Kraft das Regiment geführt, wo die Völker, wenn auch verschieden an Abstammung, doch verwandt an Sprache und Sitten, an Naturanlage und Bildung, sich an das Geschlecht Ludwigs des Deutschen gewöhnt hatten, fand Arnulf Anerkennung, und wenn gleich auch hier sich manche Aeußerungen des Widerstrebens verspüren ließen, so waren sie doch nicht mächtig genug, daß sie selbständige Stammherrschaften herbeigeführt hätten.

Er bringt die Stammfürsten in Abhängigkeit.

Arnulf sah bald ein, daß die Erhaltung des Gesammtreiches, wie es Karl der Große geschaffen und sein Urenkel gleichen Namens durch zufällige Umstände aufs Neue in seiner Hand vereinigt hatte, eine Unmöglichkeit wäre; und indem er selbst den Versuch machte, seinem Sohn Zwentebald aus den Lotharischen Landen ein eigenes Königreich zu schaffen und somit die Zahl der Stammherrschaften zu vermehren, gab er deutlich zu erkennen, daß er wenig Hoffnung hege, die abgetrennten Landschaften wieder zu einem Reichsganzen zu verbinden. Dennoch war er nicht gesonnen, die centrifugalen Kräfte frei und willkürlich walten zu lassen. Wenn er auch den Gedanken aufgab, das bereits gesprengte künstliche Band der Einigung wieder in der bisherigen Weise zu verknüpfen, so war er dagegen bemüht, die Stammfürsten, die den Königsnamen angenommen, in ein Abhängigkeitsverhältniß zu bringen und so die Einheit des Reichs, wenn auch in einer loseren Gestalt zu wahren. Statt der monar-

chischen Gewalt begnügte er sich in den entlegeneren Landschaften mit einer oberherrlichen Autorität. Bei diesem Streben wurde er durch die Verhältnisse und Zeitumstände wesentlich begünstigt. Karl der Dicke hatte ja selbst das Beispiel dazu gegeben, indem er Boso's Sohn Ludwig als Clientelkönig unter der kaiserlichen Oberhoheit in Niederburgund einsetzte. Dieses Vasallitätsverhältniß ließ Arnulf bestehen und dehnte es auch auf die Könige von Hochburgund, Neustrien und Italien aus.

Der Westfrankenkönig Odo, der auf der einen Seite die Normannen und 1. Odo.
den aquitanischen König Ramnulf abzuwehren hatte, auf der andern Seite sich von den Ränken Fulco's und seiner Genossen bedroht sah, erkaufte sich die Anerkennung seines Königthumes dadurch, daß er Arnulf als Oberlehnsherrn ehrte und ihm gewisse Hoheitsrechte zugestand.

Nach dem verfehlten Unternehmen Guido's fügte sich der Erzbischof Fulco in die Fulco's Umtriebe.
Umstände und erkannte Odo als König an. Allein er unterließ nicht, insgeheim an seinem Sturz zu arbeiten. Er stand fortwährend mit Arnulf in Verbindung und suchte diesen zu bereden, die Krone von Westfranken an sich zu nehmen; als dieser aber keine Lust zeigte, die Schwierigkeiten seiner Regierung noch durch neue Unternehmungen zu mehren, arbeitete er mit einigen unzufriedenen Großen geistlichen und weltlichen Standes an dem Sturze Odo's und an der Erhebung des unmündigen Sohnes Ludwigs des Stammlers, des nachgebornen Karl, des letzten legitimen Karolingers. In Folge 892.
einer weitangelegten Verschwörung entstanden gleichzeitige Aufstände in Laon, Aquitanien u. a. O. gegen den Usurpator, wie sie Odo nannten. In Laon wurde Graf Waltgar, ein Neffe des Königs, überwältigt und wegen Bruch der Lehnstreue zum Tode verurtheilt und enthauptet. Auch in Aquitanien war Odo vom Glück begünstigt; Ramnulf starb während des Aufstandes, und seine Genossen Ebulo und Gozbert wurden überwunden und getödtet. Aber Fulco ließ sich in seinem Vorhaben nicht irre machen. In Verbindung mit den beiden Grafen Heribert von Vermandois und Pippin von Senlis, zwei Nachkommen jenes unglücklichen Bernhard von Italien, den der fromme Ludwig hatte blenden lassen, bewirkte er, daß auf einer Versammlung zu 2. Karl der Einfältige zum König ausgerufen.
Rheims der Knabe Karl als König von Westfranken anerkannt und gekrönt ward. 28. Jan. 893
Der Erzbischof suchte nun den König Arnulf zu bestimmen, daß er sich für den neuen König gegen den „Anmaßer" erkläre. Allein dieser wollte sein Schwert nicht für den Karolinger in die Wagschale legen und einem Fürsten, dessen Legitimität leicht gegen ihn selbst geltend gemacht werden konnte, zu Macht und Ansehen verhelfen. Er zog es vor, die beiden Rivalen sich gegenseitig schwächen zu lassen und ihren Streit zum Vortheil seines unechten Sohnes Zwentebald auszubeuten. Nicht nur, daß er ihm die heimgefallenen Lehen in Lothringen übertrug, er bemühte sich auch demselben das ganze Herzogthum zuzuwenden. Aber der Reichstag zu Worms widerstrebte seinem Ansinnen, Juni 894.
obwohl der König, um den höheren Klerus zu gewinnen, drei Raubritter, welche die Ländereien des Bischofs von Toul verwüstet hatten, zum Schadenersatz und zum Hundetragen auf tausend Schritte bis vor des Bischofs Füße verurtheilte. Auf diesem Reichstag erschien auch Karl als Hülfeflehender wider Odo. Arnulf erkannte ihn als König an, überließ es ihm aber sich selbst die Krone zu erkämpfen. Im folgenden Jahr erreichte Arnulf auf einer zweiten Versammlung in Worms seinen Wunsch. Durch die Unter- 895.
stützung des deutschen Klerus, den er auf einer Versammlung in Tribur durch wichtige Zugeständnisse auf seine Seite gebracht, wurde Zwentebald als Herr des Lotharingi-

schen Reiches anerkannt und zum König gekrönt. Nun standen in den Ländern westlich des Rheines drei Könige einander mit gleichen Ansprüchen gegenüber. Unter ihnen war Karl der Einfältige der schwächste. Jung und unselbständig zwischen zwei kluge und streitbare Fürsten gestellt, suchte er bald bei dem Einen bald bei dem Andern Schutz. Unterdessen machten sich die Normannen die Zwietracht im Frankenreiche abermals zu
897. Nutze und wiederholten ihre Raubzüge an der Küste und auf der Seine. Odo suchte,
Odo's Tod. wie Karl der Dicke, durch Verträgr ihren Abzug zu erkaufen. Während der Unterhand-
1. Jan. 898. lungen starb er zu La Fère an der Oise unweit Noyon, worauf die Großen Neustriens in Rheims zusammentraten und einstimmig **Karl den Einfältigen** zu ihrem König wählten.

3. Rudolf. Dem Beispiele Odo's und Karls folgte König **Rudolf** von Hochburgundien; und als der Karolinger Miene machte, von Regensburg aus mit
4. Berengar. einem Heer in Italien einzurücken, eilte auch **Berengar**, der sich im eigenen Lande nur mühsam gegen Guido zu halten vermochte, durch Unterwerfung unter Arnulfs Oberhoheit sich dessen Beistand und die Bestätigung seines Königstitels zu erwerben. Er wurde huldvoll empfangen, versichert ein Chronist, und durfte sein bis dahin erobertes Land behalten; doch mußte er verzichten auf die Königshöfe (Curtes), auf das königliche Prachtgewand und auf das Recht des Kriegs und Friedens, d. h. Arnulf behielt sich die im Langobardenreich gelegenen Reichskammergüter vor und legte dem König die Verpflichtung auf, bei wichtigen Staatshandlungen seine Zustimmung einzuholen, Verpflichtungen, die wohl auch die übrigen Vasallenkönige eingehen mußten. So trat ein Zustand ein, wie ihn einst Ludwig der Fromme auf dem Aachener Reichstage im Jahre 817 geschaffen (S. 436); aber er war eben so wenig dauerhaft wie jener. Es war eine halbe Maßregel, die keinen Theil befriedigte: während Arnulf seine oberlehnsherrlichen Rechte weiter auszudehnen strebte, suchten die neuen Könige sich denselben immer mehr zu entziehen. Sie gehorchten nur so lange, als Noth oder Furcht sie zwang.

Arnulfs Sieg am Dylflusse. 891. Arnulf hatte einen schweren Stand. Nicht nur, daß die Stammkönige jede Gelegenheit zur Mehrung ihrer Macht und Besitzungen benutzten; an der Ostgrenze tobten die slavischen Völker, vor Allem der alte Reichsfeind Swatopluk, in den Niederlanden suchten die Normannen sich durch Raubfahrten in die deutschen Lande schadlos zu halten für die Verluste, die sie kurz zuvor in der Bretagne durch Alan erlitten, und in Allemannien war Bernhard, Karls des Dicken natürlicher Sohn, bemüht, die schlummernden Sympathien für seinen Vater zu wecken und zu seiner eigenen Erhebung zu gebrauchen. Unterstützt von Ulrich, dem Grafen des Linz- und Argengau's, und vom Abt Bernhard von St. Gallen fand er im Süden des Landes zahlreichen Anhang. Aber König Arnulf erwies sich als würdigen Nachkommen Ludwigs des Deutschen. Als er an der mährischen Grenze, wo er kampfgerüstet dem wilden Slavenfürsten gegenüber stand, die Trauerkunde vernahm, daß die fränkischen Kriegsschaaren, die er wider die Normannen ausgesandt, von dem schlauen und verwegenen

Feinde bei Mastricht umgangen und aufs Haupt geschlagen worden, so daß Erzbischof Sunderold von Mainz, der Nachfolger des im J. 889 verstorbenen Erzkanzlers Liutbert, Graf Arnolf und unzählige Herren vom Adel auf der Wahlstatt blieben, überließ er die Hut der Ostmark einer baierischen Heeresabtheilung und eilte mit dem allemannischen und ostfränkischen Aufgebote nach dem Niederrhein. Zwar verließen ihn die Allemannen unterwegs und zogen in die Heimath, angeblich wegen Krankheit, wahrscheinlicher aber um sich der von Bernhard angeregten Bewegung anzuschließen; aber die Franken folgten ihm muthig und willig. Der Feind hatte bei Löwen am Dylflusse ein festes, durch Verhaue, Schanzwerke und Sümpfe geschütztes Lager bezogen, wohin das fränkische Reiterheer nicht vordringen konnte. Da stieg der König vom Pferde und ermunterte mit begeisterten Worten seine Ritter ein Gleiches zu thun; und obwohl die Deutschen in dieser Kriegsweise wenig Erfahrung hatten, so erfochten sie dennoch einen herrlichen Sieg. Das Lager wurde nach kurzem aber scharfem Kampfe erstürmt, das feindliche Heer theils niedergemacht, theils in die Dyle gesprengt und Arnulf konnte sechzehn eroberte Feldzeichen als Trophäen in seine Hauptstadt Regensburg senden. Nach dieser Waffenthat wurde die Mannschaft entlassen, der König kehrte nach Schwaben zurück und feierte Weihnachten in Ulm. Um dieselbe Zeit scheint auch Bernhard durch Markgraf Rudolf von Rhätien seinen Untergang gefunden zu haben. Der Aufstand am Bodensee wurde niedergeschlagen und die Förderer desselben, Graf Ulrich und der Abt von St. Gallen, mit Güterverlust und Absetzung bestraft.

26. Juni 891. 1. Sept. 891.

An die Stelle des gefallenen Sunderold ernannte Arnulf den bisherigen Abt von Reichenau, Hatto, zum Erzbischof von Mainz, einen Prälaten von scharfem Verstande und großer Geschäftsgewandtheit. Ein Blut- und Geistesverwandter des neuen Metropoliten, Salomon, einem edlen Allemannengeschlechte entsprossen, wurde zum Abt von St. Gallen und Bischof von Constanz erhoben. „Selten", sagt der Mönch Ekkehard von Salomon, „gab es einen Menschen, in dessen Person der gütige Schöpfer so viele Gaben vereinigt hatte; er war schön von Angesicht und hochgewachsen, dabei in den Wissenschaften trefflich bewandert, auch schrieb und sprach er gleich gut." Und als ob das Schicksal für die bevorstehende sturmvolle Zeit dem deutschen Reiche durch tüchtige Kirchenfürsten eine feste Stütze hätte schaffen wollen, hatte kurz zuvor Adalbero das Bisthum Augsburg und Hermann den Erzstuhl von Köln erlangt. Als im Sommer 893 Arnulfs rechtmäßige Gemahlin Ota dem König zu Oettingen einen Sohn gebar, der den Namen Ludwig empfing, vollzogen Hatto und Adalbero die Taufhandlung. — Zugleich gelangte durch Arnulf das Haus der Konradiner mit dem Stammsitz Fritzlar zu einer Macht, die bald alle andern Fürstenhäuser überragte. Es waren vier Brüder (Konrad, Rudolf, Eberhard und Gebhard), deren reiche Güter in Ostfranken, Hessen und am Mittelrhein lagen und die auch in den Moselgegenden, in dem ehemaligen Reiche Lothars Besitzungen hatten. Durch Hatto von Mainz, der mit dem fränkischen Geschlechte aufs Innigste verbunden war, befestigten sie sich immer mehr in der Gunst des Königs. Als Poppo, der streitbare Graf der Sorbenmark an der Elbe seiner großen Lehen verlustig erklärt ward, angeblich weil er den Bischof Arnd von Würzburg in einem Kriege wider die Slaven nicht gehörig unterstützt und daher

Hatto Erzb. v. Mainz. Salomon B. von Constanz. Adalbero B. v. Augsburg. Herm. Erzb. v. Köln. Die Konradiner u. Babenberger.

892. die Niederlage und den Tod desselben verschuldet habe, erhielt Konrad dessen Besitzungen und sein Bruder Rudolf das erledigte Bisthum. Dadurch wurde der Grund zur Feindschaft zweier mächtigen Häuser gelegt, welche sich beide an den Thron drängten und bei dem voraussichtlichen nahen Erlöschen der unechten Karolinger nach der höchsten Gewalt strebten. Poppo's Bruder nämlich, jener tapfere Markgraf Heinrich, der bei Paris durch die Hinterlist der Normannen seinen Tod gefunden, hatte drei Söhne hinterlassen, Adalbert, Adelhard und Heinrich, die von ihrem Stammsitz Babenberg den Namen „Babenberger" führten und im Besitze großer Güter, Lehen und Reichswürden waren. Diese trugen den Konradinern den heftigsten Groll, der unter der folgenden Regierung blutige Früchte tragen sollte.

Die Ostmark. Nachdem König Arnulf durch den Sieg an der Dyle das innere Deutschland vor den Normannen sicher gestellt, traf er großartige Anstalten zum Krieg wider Swatopluk. Als dieser durch seine Weigerung, der königlichen Ladung Folge zu leisten, seinen trotzigen Sinn aufs Neue kund gab und jedes Abhängigkeitsverhältniß entschieden zurückwies, berieth sich Arnulf in einer Zusammenkunft mit dem slavischen Fürsten Brazlawo im heutigen Krain über die Weise, wie man den Mährenfürst am besten bekämpfen möge und erneuerte dann das Bündniß mit den Bulgaren. Seine Gesandten nahmen den Wasserweg auf der Save, um Swatopluks Reich zu umgehen. Sie sollten namentlich die Salzeinfuhr von dort nach Mähren verhindern. Aber noch bedeutender war die Hülfe, die Arnulf von einem Volke erhielt, dessen Namen etwa dreißig Jahre früher zum erstenmale im Frankenreiche gehört worden war — von den Ugren (Ungarn), wie die Slaven den tatarisch-finnischen Volksstamm nannten, oder nach ihrer eigenen Sprache den Magyaren. Mag er diese Horden, die einst vor den türkischen Petschenegen weichend aus ihren Stammsitzen im fernen Osten westwärts gezogen waren und zuerst vereint mit den Chazaren, dann getrennt von denselben, unter ihren Stammhäuptern die Nordwestküste des schwarzen Meeres in Besitz genommen hatten, herbeigerufen haben, oder mögen sie von selbst in dem Lande erschienen sein, das von ihnen den Namen erhielt, sie sind bald die Geißel der deutschen Länder und Völker im Osten geworden. Ein wildes Reiter-, Jäger- und Nomadenvolk, das die Künste des Friedens verachtete und den Ackerbau den Sclaven überließ, brausten die Magyaren auf ihren flinken Rossen im Sturme über die Ebenen hin und handhabten Bogen und Pfeil mit tödtlicher Gewandtheit. Denn wenn sie auch Schwert und Wurfspeer von ihren Feinden annahmen, so blieb doch der hörnerne Bogen, in dem sie sich von Jugend auf übten, stets die wichtigste Waffe. Im schnellsten Ritt wandten sie sich plötzlich um und entsandten eine Wolke von Pfeilen auf ihre Feinde. Nicht in großen geschlossenen Reihen rückten sie an, sondern in vielen kleinen nahe aneinander geschobenen Heerhaufen, im Rücken durch einen Hinterhalt gedeckt. Dadurch gewannen ihre Unternehmungen an Beweglichkeit und sie fanden leicht Gelegenheit, „dem Streite neue und unerwartete Wendungen zu geben." Wie unfügsam und

zwieträchtig die verschiedenen Stämme und Geschlechter sich oft zeigten, so streng war ihre Kriegszucht, so scharf hielten sie auf Unterordnung unter dem Befehlshaber, so ausdauernd waren sie in Beschwerden, so vorsichtig begegneten sie den feindlichen Kriegslisten. In kriegerischen Tugenden waren sie allen Völkern der damaligen Zeit überlegen. Wenn sie auf ihren schnellen mit großen Panzern geschützten Pferden, die sie mit wunderbarer Gewandtheit zu tummeln verstanden, unter wildem Geschrei heranstürmten, überfiel den Feind Furcht und Zagen. Stießen sie auf Widerstand, so lockten sie durch verstellte Flucht die Gegner zur Verfolgung, um dann plötzlich umkehrend den geträumten Sieg in eine Niederlage zu verwandeln. In ihren Sitten, ihren Lebensgewohnheiten und ihren Kampfweisen waren sie den Avaren und den Skythen so ähnlich, daß die byzantinischen und lateinischen Schriftsteller die Beschreibungen wiederholen, welche ältere Autoren von jenen entworfen haben. „Im Sommer wohnten die Ungarn in Zelten von Leder, im Winter in elenden Hütten von Rohr oder Holz;“ so lauten die Berichte; „ihre Gewänder waren Thierhäute; sie schoren ihre Haare und benarbten ihr Gesicht, waren langsam in ihrer Rede, schnell in ihren Thaten, treulos in ihren Verträgen und theilten den gemeinsamen Vorwurf der Barbaren: zu große Unwissenheit, um den Werth der Wahrhaftigkeit einzusehen, zu viel Stolz, um den Bruch der feierlichsten Verpflichtungen zu leugnen oder zu beschönigen.“ Ihre Begierden waren unersättlich, ihre Hinterlist so groß wie ihre Gewaltthätigkeit; Barmherzigkeit gegen Ueberwundene war ihnen fremd. Es ging die Sage, daß sie das Blut der Erschlagenen tränken und ihre Herzen verzehrten; auch soll unter ihnen der Glaube geherrscht haben, daß Alle, die auf Erden durch ihr Schwert gefallen, ihnen im Himmel als Sclaven dienen würden.

Um die Zeit, da dem byzantinischen Kaiserthron in den Mohammedanern der mächtigste Gegner im Süden erstand, gelangte das wohlberittene Nomadenvolk der Chazaren im Norden des schwarzen Meeres zu großer Macht. In der zweiten Hälfte des achten und im Anfang des neunten Jahrhunderts erstreckte sich das Reich des Chakan (Chagan) vom östlichen Kaukasus und den Ufern des kaspischen Meeres bis zur Oka, von der untern Wolga bis zum Dnjepr. Die Chazaren nahmen eine gefürchtete Stellung ein; sie standen in gesandtschaftlichem Verkehr mit den abbasidischen Chalifen und den byzantinischen Kaisern und schlossen mit den letzteren von Zeit zu Zeit Kriegsbündnisse. Aber im zehnten Jahrhundert sank das Reich. Wie bei den Chalifen in Bagdad, riß ein militärischer Großbeamter, Bak, d. h. Herr genannt, alle Gewalt an sich und ließ dem von dem Verkehr mit dem Volke fast ganz abgeschlossenen Chakan nur einen Schatten von Herrschaft und in der Regel ein kurzes unsicheres Leben. Die Chazaren.

„Innerhalb des weiten Gebietes“, sagt Büdinger, „wohnten Völker der verschiedensten Abstammung, Sprache und Religion: christliche Gothen auf der taurischen Halbinsel, heidnische Slaven im Norden und Westen, der Kern des Heeres, 7000 Mann wohlgewaffneter Bogenschützen — Alle zu Pferd mit Panzerhemd, Küraß und Helm aufs Beste ausgestattet — bestand aus Mohamedanern. Die Herrscherfamilie war türkischer Abstammung und bekannte sich mit den Großen, wenigstens im neunten

und zehnten Jahrhundert, zum jüdischen Glauben. Die übrigen Chazaren und die ihnen zunächst verwandten finnischen Stämme waren zum Theil Christen oder Moslim, zum größten Theil aber ohne Zweifel Heiden. Die Hauptstadt des Landes war Itil unweit der Wolgamündung.

Das Staatswesen war durchaus auf orientalischem Fuße eingerichtet. Es möge erlaubt sein hier zu erwähnen, daß der Khakan im Jahre 921 fünf und zwanzig Weiber und sechzig Kebsweiber hatte, jede von einem Verschnittenen bewacht. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts hatte er, nach seiner eigenen Aussage, drei Hofhaltungen. Dem Herrscher allein war es gestattet, in einem Hause aus Backsteinen zu wohnen — etwa wie einst bei den Hunnen — alle Uebrigen mußten sich mit Holzhütten oder Filzzelten begnügen. In Bezug auf die Verwaltung wissen wir nur, daß das Land in Provinzen getheilt war und daß außer den Tributen der unterworfenen Völker die Einnahmen der Regierung durch Grund- und Verzehrungssteuern, Eingangs- und Durchgangszölle gesichert waren.

Nicht als ob friedliche Künste in diesem Reich gefördert worden wären. Es wird von zwei Schriftstellern, die durchaus unabhängig von einander sind, vielmehr berichtet, daß die Chazaren gar keine Waaren verfertigten, nur fremde kauften. Die Stärke der Regierung bestand in dem kleinen stehenden Heere, das sie vor allen umwohnenden Völkern voraus hatte. Wie die Kriegszucht gehandhabt wurde, mag man daraus abnehmen, daß nicht nur der fliehende Soldat mit dem Tode bestraft wurde, sondern auch der Feldherr eine verlorene Schlacht mit dem Leben büßen mußte; vor seinen Augen wurden seine Weiber und Kinder verschenkt, ehe er die qualvolle Hinrichtung erlitt; es war ein seltener Fall, daß man ihn nur zum Stallknecht erniedrigte."

Feldzug gegen die Mähren. 892. Unterstützt von den Ungarn und von Brazlawo überschritt Arnulf an der Spitze des baierischen, fränkischen und allemannischen Aufgebots im Juli die mährische Grenze. Aber der Feldzug war nicht vom Glück begünstigt. Nicht nur, daß Swatopluk hinter seinen Verschanzungen und Festungswerken dem deutschen Heere unerreichbar blieb; in Arnulfs eigener Umgebung lauerte Abfall und Verrath, wodurch die kriegerischen Unternehmungen gelähmt wurden.

Verrath u. Untergang des markgräfl. Hauses Wilhelms u. Engelschalks. 893. Engelschalk, einer der Söhne des einstigen Grafen der Ostmark, wurde wegen Gewaltsamkeiten gegen baierische Große auf deren Befehl geblendet; sein Vetter Wilhelm setzte sich, um einem gleichen Schicksale zu entgehen, mit dem Slavenfürst in Verbindung. Die Sache wurde aber entdeckt und der Schuldige wegen Hochverraths enthauptet. Als nun hierauf sein Bruder Rudpert von Kärnthen Schutz suchend zu Swatopluk floh, erwachte in diesem der alte Groll und er ließ den Gast mit seinen Begleitern tödten. „Auf diese Weise fand das Haus Wilhelms und Engelschalks, das immer in der Geschichte dieser Lande genannt werden wird, sein blutiges Ende." Mit den Gütern der unglücklichen Grafen beschenkte Arnulf das Kloster Kremsmünster.

Fall des Mährenreichs. 894. Was aber die Waffen der Deutschen nicht erreichten, bewirkte der Tod Swatopluks und die daraus hervorgehende Spaltung und Schwächung seines Reiches. Arnulf schloß Frieden mit den beiden Söhnen des gewaltigen Herzogs, Moimir und Swatopluk, und sorgte zugleich für bessere Beschützung der Ostmarken. Liutbold, einer seiner Verwandten von mütterlicher Seite, erhielt nach Rudperts Tod Kärnthen und bald nachher Ober-Pannonien und andere Territorien, damit er in Verbindung mit Aribo, dem Gaugrafen der

Ostmark, und dem Herzog Brazlawo, der auf Mosaburg, Pribina's Gründung, seinen Sitz hatte, jene fernen Grenzländer gegen Slaven und Ungarn beschütze. Das Mährenreich ging nach Swatopluks Tode rasch seinem Verfall entgegen. Ein Bruderkrieg brach die Kraft des Volks und gab den Deutschen das Uebergewicht an der Niederdonau; die Czechen in Böhmen fielen ab, gelobten dem Könige Treue durch Handschlag und erkauften seinen Schutz und Beistand mit Geschenken. Auch die slovenische Liturgie, die Methodius begründet, wich der lateinischen, die aufs Neue von Salzburg aus Eingang fand.

„Das mährische Reich", sagt Büdinger, „erschöpft von den letzten Kriegen, ohne den Schutz einer volksthümlichen religiösen Ueberzeugung, erlag in den Jahren 905 und 906. Nur der westlichen Hälfte, die ein anderes slawisches Volk in Besitz nahm und völlig mit seiner Art verschmolz, ist der mährische Name geblieben, in der östlichen ist er verschwunden; da bewahren nur die Slowaken einen dem altslowenischen näher verwandten Dialect — ein größtentheils in langer Knechtschaft tief herabgekommenes Volk, dessen Fesseln erst nach fast einem Jahrtausend gelöst werden sollten."

Die Ungarn, die bei dieser Gelegenheit unter Zustimmung des mit Arnulf verbündeten Bulgarenkönigs wider Swatopluk gestritten, wandten sich bald im Solde der Byzantiner gegen die Bulgaren selbst, deren Land sie zum Schauplatz ihrer Raub- und Beutezüge machten, bis diese in der Verzweiflung die alten Erbfeinde der Ungarn, die „wilden Petschenegen", zu Hülfe riefen. Diese fielen zu einer Zeit, da die Streitmacht der Magyaren gerade auf einem neuen Beutezug begriffen war, in ihr Gebiet ein, tödteten was sie von Menschen vorfanden und bemächtigten sich ihrer Habe und ihres Landes. Fortan wohnten Petschenegen von der Donau bis zum Don. Die Ungarn aber, ihres Heimathlandes beraubt, warfen sich nun mit wilder Zerstörungswuth auf Mähren und Pannonien. Sie eroberten und besetzten das Land an der Donau bis zur Theiß hinauf, die Reste der Avaren und die slavischen Völkerschaften, so viele dem Schwerte entrannen oder nicht wegzogen, unter ihre Botmäßigkeit zwingend; und da im Westen die fränkische Kriegsmacht unter tapfern Markgrafen und Vassallen ihrem Vordringen einen Damm entgegenwarf, so stürzten sie sich auf Italien. Sie durchzogen die Poebene bis an den St. Bernhard, erschlugen den Bischof Liutward von Vercelli, Karls des Dicken Erzkanzler, und streiften bis in die Nähe von Venedig. Nur mit Mühe wurden sie, als sie in Kähnen von Thierhäuten auf die Rialtobrücke zufuhren, von dem Dogen Petrus zurückgeschlagen. Auf dem Rückzug von Berengar angegriffen, erstritten sie an der Brenta einen entscheidenden Sieg, der die reiche lombardische Ebene ihren Plünderungen preis gab. Nach ihrer Rückkehr in das Donauland setzten sie ihre verheerenden Raubzüge nach allen Richtungen fort. Die christlichen Kirchen wurden zerstört, die Priester ermordet oder zur Flucht getrieben und ein rohes Heidenthum mit blutigem Opferdienst und vergötterten Naturkräften an den Stätten aufgerichtet, wo bisher der lateinische und slovenische

Niederlassung der Ungarn. 898.

898.

Cultus um die Herrschaft gestritten. Nur zwischen Drau und Save behauptete sich ein Zweig der pannonischen Slovenen unter allen Stürmen bis zur Gegenwart. Die Häupter der sieben Stämme, die sich einst zu einer Eidgenossenschaft verbunden und geschworen hatten, dem Arpad, dem Sohne ihres ersten Heerführers Almus zu gehorchen und in alle Zukunft das Oberhaupt des Volkes aus seinem Geschlechte zu wählen, theilten sich in die eroberten Länder. Damit sie aber nicht zu mächtig würden, verlieh Arpad auch andern verdienten Kriegern ansehnliche Besitzungen und bestellte Richter und Amtleute. In Kurzem fiel ganz Pannonien bis zur Enns in die Gewalt des wilden Reiter- und Hirtenvolks. Die Burgen, wo Swatopluk so oft den feindlichen Angriffen getrotzt, wurden verlassen; aber auch die Keime christlicher Cultur und Gesittung, welche deutsche oder griechische Priester und Mönche daselbst gepflanzt, wurden unter den Hufen der Rosse zertreten.

Raubzüge der Ungarn. So lange Arnulf die Ostmark mit starker Hand schirmte, blieb das deutsche Land von den Ungarn verschont. Aber unter seinem schwachen Nachfolger, dem siebenjährigen
900. Ludwig IV. (dem Kind), setzten sie über die Enns, verwüsteten die Besitzungen des Klosters St. Florian und drangen tief in das altbaierische Gebiet ein. Zwar wurden sie in diesem und dem folgenden Jahre von dem baierischen Heerbann unter Führung des Grafen Liutbold und des Bischofs Richar von Passau zweimal zurückgeschlagen, und der erstere errichtete bei dem alten Lauriacum und zum Theil mit Steinresten der Römerstadt eine neue Festung, die Ennsburg, aus welcher die heutige Stadt Enns erwachsen ist, als Bollwerk wider sie; aber weder die Schutzwehr, noch die Grafen, welche die Ostmark hüteten, waren vermögend weiteren Einfällen zu steuern. Einige
904. Jahre nachher luden die baierischen Großen einen Führer der Ungarn zu sich ein und brachten ihn mit seinem Gefolge beim Mahle um. Die Ungarn verschoben die Rache bis sie das Mährenreich vollends unterjocht. Dann erschienen sie abermals auf baieri-
28. Juni 907. schem Boden. Liutbold zog ihnen entgegen, erlitt aber eine vollständige Niederlage. Er selbst, der Erzbischof von Salzburg, die Bischöfe von Freising und Säben und die Blüthe des baierischen Adels fielen und mit ihnen der größte Theil des Heeres. Diese Niederlage brach die Uebermacht der Baiern und sicherte die Niederlassung der Magyaren auf beiden Seiten der Donau ostwärts der Enns. Von dort aus machten sie Ein-
908. fälle nach Thüringen und Sachsen, wo schon im folgenden Jahr der Markgraf Burkard, der Graf Egino und der Bischof Rudolf von Würzburg, ein Bruder Konrads von Franken und viele andere ihren Streichen erlagen, nach Baiern und Oberfranken, wo
910. der Konradiner Graf Gebhard Schlacht und Leben verlor, nach Allemannien und Oberitalien. Es brachte nur eine kurze Pause, wenn Graf Arnulf, Liutbolds Sohn in
913. Verbindung mit seinen Oheimen, welche Allemannien beherrschten, die Ungarn am Inn
915. überwand, oder wenn Abt Hugo von Fulda die wilden Feinde, die, nachdem sie Thüringen und Sachsen verheert, in Bremen die Kirchen angezündet, die Geistlichen erschlagen oder gefangen weggeführt und endlich auch sein Kloster angegriffen, siegreich zurück-
917—919. schlug. Zwei Jahre später überschritten die Ungarn den Rhein, zerstörten Basel und drangen bis nach Lothringen vor. Bald darauf erschienen sie wieder in Oberitalien.
924. Am 12. März 924 verwandelten sie das glänzende Pavia in einen Schutthaufen, so daß 43 Kirchen ein Raub der Flammen wurden und von der ganzen Volksmenge nur 200 Menschen am Leben geblieben sein sollen; dann überstiegen sie die Alpenpässe und durchplünderten Burgundien und das südliche Gallien. Selbst das Gebiet von

Rom und die Fürstenthümer Capua und Benevent fühlten ihre Geißel. Die drei Haupt- 937.
änder der Monarchie Karls des Großen waren ihren barbarischen Verheerungen scho-
ungslos preisgegeben; wohin sie ihre Rosse lenkten, machten sie den Boden zur Einöde,
erstörten sie die Gebilde der Menschenhand, die Erzeugnisse der Kunst und Wissenschaft.
Man deutete die alten Aussprüche der Propheten vom Gog und Magog, die da kämen
om Ende der Welt, um Alles von Grund aus zu zerstören, auf das Reitervolk der
Ungarn; was Jeremias geweissagt, gehe jetzt in Erfüllung: „Sieh' ich bringe über
uch ein Volk aus der Ferne, ein Volk dessen Sprache du nicht kennst. Sein Köcher ist
vie ein offenes Grab; alle sind sie Helden. Und es wird deine Ernten verzehren und
ein Brod; sie werden verzehren deine Söhne und deine Töchter; verzehren deine
Schaafe und deine Rinder; verzehren deinen Weinstock und deinen Feigenbaum; es
vird zertrümmern deine festen Städte, worauf du dich verlässest, mit dem Schwerte."

Dümmler macht in der Abhandlung „über die südöstlichen Marken des fränki- *Die Magyaren in ihrem ersten Auftreten.*
chen Reiches unter den Karolingern" im Archiv für Kunde österreich. Geschichts-Quellen
. X. von den Ungarn in ihrem ersten Auftreten folgende Schilderung: „Das Aeußere
er Magyaren flößte den Franken Abscheu und Widerwillen ein, so daß ihnen dieselben
nehr als Unholde, denn als wirkliche Menschen erschienen; sie bemerkten an ihnen
ornehmlich die häßlichen Gesichtszüge, die tiefliegenden Augen, das bis auf drei Zöpfe
bgeschorene Hauptthaar, den niederen Wuchs und die unscheinbaren Waffen, hierzu
am noch der barbarische Klang ihrer unverständlichen Sprache. Auf der tiefsten Stufe
er Gesittung mußte dieses Volk damals stehen, von dem man sich erzählte, daß es nach
Art der wilden Thiere rohes Fleisch verschlänge und Blut tränke, denn noch mehrere
Jahrhunderte später, als sie durch das Christenthum längst mildere Sitten angenom-
nen, waren Wohnhäuser von Stein unter ihnen äußerst selten, und die Mehrzahl
vohnte des Winters in elenden Hütten aus Rohr und Holz, im Sommer aber un-
er Zelten.

Die Kriegführung der Ungarn war von der aller anderen Nationen der damali-
en Zeit verschieden, mit einziger Ausnahme vielleicht der Bretonen und Bulgaren,
nd eben in ihrer Neuheit lag der Schrecken, den sie verbreitete. Mit Schwert, Wurf-
pieß und einem Bogen aus Horn bewaffnet, gebrauchten sie doch das erstere sehr
venig und verließen sich vorzüglich auf ihre Sicherheit im Pfeilschießen, welches sie zu
Pferde unaufhörlich einübten. Ihre durch einen Panzer geschützten Rosse tummelten sie
nit der größten Gewandtheit, denn der Kampf aus der Ferne war ihnen günstiger,
ls das Handgemenge und sie siegten stets mehr durch List und die Schnelligkeit ihrer
Bewegungen, als durch die unwiderstehliche Wucht eines massenhaften Angriffs. Oft
erlockten sie den Feind durch verstellte Flucht aus seiner festen Stellung und wenn er
hnen dann mit aufgelösten Gliedern nachsetzte, so machten sie plötzlich wieder Front,
ft brachten sie ihn durch Abschneidung der Zufuhr in Verlegenheit und ermüdeten ihn
o durch stetes Umschwärmen und Plänkeln, daß er zuletzt erliegen mußte; oder sie
aubten ihm durch unerwarteten Ueberfall die Möglichkeit eines geordneten Widerstan-
es. Um ihrer Schlachtreihe größere Beweglichkeit zu geben, theilten sie dieselbe in viele
Haufen, die sie in nicht bedeutender Entfernung von einander aufstellten, so daß sie ein
Ganzes zu bilden schienen, und ließen das Gepäck unter geringer Bedeckung hinter sich
urück, stets aber behielten sie einen Theil ihrer Truppen als Reserve im Hinterhalt,
vodurch sie öfters nach einer anscheinend vollständigen Niederlage noch den Sieg ge-
vannen. War ihnen derselbe zu Theil geworden, so ruhten sie im Verfolgen nicht eher,
ls bis sie den Gegner nicht blos völlig geschlagen, sondern vernichtet hatten, denn sie

gaben keinen Pardon und erschlugen alle die Waffen tragen konnten. In allen kriegerischen Tugenden waren sie ausgezeichnet; ihr einziges Bestreben ging dahin, sich mannhaft im Kampfe zu beweisen; sie ertrugen willig Hitze und Kälte, sowie jegliche Beschwerde; in ihrem Lager herrschte, so unbändig sie auch sonst sein mochten, strenge Mannszucht, durch harte Strafen aufrecht erhalten; mit besonderer Vorsicht und sehr zahlreich stellten sie die Wachen aus, so daß ihnen durch plötzliche Ueberfälle nicht leicht beizukommen war. Mit ihrer Verschlagenheit, der sie die meisten ihrer Siege zu verdanken hatten, verbanden sie eine große Treulosigkeit, wie sich diese denn bei den meisten barbarischen Völkern findet. Von Habgier beherrscht, scheuten sie sich nicht ihre Eide zu brechen, die Verträge zu verletzen und ehe sie die ihnen dargebrachten Geschenke angenommen, sannen sie schon auf Verrath und Hinterlist. Von allen Künsten des Krieges waren sie nur in der Belagerung fester Plätze ungeübt und wußten diese auf keine andere Weise zu nehmen, als durch Aushungern. Die Ungarn, so sagt der Geschichtschreiber des Klosters Ebersberg, sind ohne Zweifel von der lernäischen Hydra entsprossen, denn sie sind giftig in der Bosheit ihres Herzens, schlau und voller Arglist; aus den Händen ihrer Verfolger entschlüpfen sie wie eine glatte Schlange und haben sie einmal eine Niederlage erlitten, so erstehen sie hernach wieder in desto größerer Anzahl, wie Frösche, welche der Sumpf erzeugt.

So also war das Volk beschaffen, das so eben das mährische Reich zerstört, in Unterpannonien alle Pflanzungen der Erzbischöfe von Salzburg, des Method und seiner Jünger vernichtet hatte, gegen welches die Baiern jetzt zum entscheidenden Kampfe heranzogen. Da zu jener Zeit der allgemeine Heerbann aller Freien schon sehr in Verfall gerathen war, so dürfen wir wohl annehmen, daß ebenso, wie bei der Schlacht an der Dyle, fast nur schwer gepanzerte, des Fußdienstes ungewohnte Reiter das baierische Heer ausmachten, theils Edelleute und Grafen mit ihren Vasallen, theils Bischöfe und Aebte mit ihren Unterthanen. Nach der Angabe, welche den meisten Glauben zu verdienen scheint, obwohl auch sie keineswegs sicher verbürgt werden kann, fand die Schlacht mit den Ungarn am 28. Juni 907 statt. Mag es gleich in der deutschen Geschichte wenige so folgenschwere Unglückstage geben, wie diesen, so sind uns doch über die Einzelheiten desselben gar keine zuverlässigen Nachrichten aufbehalten; wir wissen nur das schreckliche Ergebniß, daß der tapfere baierische Adel, mit dem Markgrafen Liutbold an der Spitze, fast vernichtet ward, daß eine unzählige Menge Volkes und viele geistliche Würdenträger ihr Leben ließen, darunter auch der Erzbischof Theotmar von Salzburg, der Erzkanzler des Reichs, die Bischöfe Uto von Freisingen und Zacharias von Säben. Mit diesem gewaltigen Siege war das Bestehen der Ungarn als einer selbständigen Nation in den von ihnen eingenommenen Sitzen für die kommenden Jahrhunderte gesichert."

Die Vorgänge in Italien. Während im Osten auf dem Boden des zerstörten Mährenreichs das asiatische Nomadenvolk der Magyaren seine Herrschaft aufrichtete, waren in Italien Ereignisse eingetreten, welche Arnulfs Anwesenheit jenseit der Alpen erheischten. Wir haben gesehen, daß Papst Stephan V. einige Monate vor seinem Tode den Herzog Guido von Spoleto mit der Kaiserkrone schmückte.
891. Kühn nannte sich dieser „Augustus, den großen friedestiftenden Imperator," und erhob sogar seinen Sohn Lambert zu dem gleichen Range. Nach dem Tode Stephans wurde jener Bischof Formosus von Portus, von dessen Verbannung und Wiedereinsetzung früher die Rede war, ein kraftvoller und kluger Prälat,

zum Papst gewählt. Er war von jeher ein thätiges Glied der deutschen Partei gewesen, deswegen widerstrebten ihm Guido und sein Anhang und stellten den Diaconen Sergius als Gegenkandidaten auf. Da die spoletinische Partei, zu welcher außer den beiden Kaisern noch der Markgraf Adalbert von Tuscien und sein Bruder Bonifacius gehörten, den Kirchenstaat hart bedrängte und auch in Oberitalien Guido in seinem Kampfe wider Berengar vom Glück der Waffen begünstigt ward, so forderten der Papst und der Markgraf den deutschen König auf, zu ihrem Beistande von den Alpen herabzusteigen. Arnulf 894.
folgte dem Rufe. Begleitet von Berengar, der ihm den Schild vortrug, erschien er in Oberitalien. Bergamo wurde erstürmt und der spoletinische Befehlshaber mit dem Strang getödtet. Erschreckt durch diese Strenge öffneten die Städte Mailand und Pavia dem deutschen König ihre Thore und die Grafen Adalbert, Bonifacius u. a. unterwarfen sich und erkannten ihn als Oberlehnsherrn an. Nun gedachte Arnulf nach Rom zu ziehen, um aus den Händen des ihm ergebenen Papstes die Kaiserkrone zu erlangen. Aber es scheint, daß die deutschen Kriegsmannen nicht über die gesetzliche Zeit der Heerpflichtigkeit in der Ferne dienen wollten. Ihre Weigerung nöthigte ihn zum Rückzuge. Ostern 894.
ohne den Zweck der „Romfahrt" erreicht zu haben. Bald nachher starb Guido an einem Blutsturz. Seine Wittwe Angiltrud übernahm gemeinschaftlich mit ihrem Sohn Lambert die Regierung. Sie besetzten Rom und bedrängten den Papst, daß er Lambert, einen jungen Fürsten von anmuthiger Gestalt und ritterlichem Wesen, in der Kaiserwürde bestätigen möge. Formosus verfuhr mit diplomatischer Gewandtheit. Um die spoletinische Partei nicht zu beleidigen, nahm er die Miene eines väterlichen Beschützers des jugendlichen Kaisersohnes an, schickte aber zugleich Gesandte an Arnulf, die ihn dringend nach Rom einluden. Da brach der deutsche König unverzüglich mit der Kriegsmannschaft Arnulfs Romfahrt u. Krönung. Oct. 895.
der Ostfranken und Allemannen auf, um nicht nur die Kaiserwürde in Rom zu erlangen, sondern auch Oberitalien, wo Berengar von ihm abgefallen und sich mit der Gegenpartei vereinigt hatte, an das Reich zu bringen. Am Po theilte er das Heer: während die Allemannen über Bologna nach Florenz vordrangen, wandte sich Arnulf selbst mit den Franken über den Apennin, nach Luna oder Lucca, unfern der Küste des tuscischen Meeres. Regengüsse und der beschwerliche Gebirgsmarsch rafften jedoch den größten Theil der Pferde hin. Von Lucca, wo das Weihnachtsfest gefeiert ward, zog der König auf die Kunde, daß Angeltrude mit den Tusciern und Spoletinern sich in Rom festgesetzt habe und den Papst in der Engelsburg bedränge, nach der Tiberstadt. Die Aufforderung zur Ergebung wurde mit Hohn zurückgewiesen; da gab er Befehl zum Sturm und noch an demselben Tage gerieth Rom in die Gewalt der Deutschen. Nun wurde Arnulf von Klerus, Adel und Schulen eingeholt und in feierlichem Zuge mit Kreuzen und Fahnen in die Leostadt eingeführt, wo ihn der Papst auf den Stufen von St. Peter empfing und vor dem Hoch-

April 896. altare mit der Kaiserkrone schmückte, der erste rein deutsche Herrscher, der das
Rückkehr Arnulfs. römische Imperium erlangte. Nach einem Aufenthalt von 15 Tagen, während welcher Zeit er sich von den Römern den Eid der Treue schwören ließ und mancherlei Anordnungen traf, verließ Arnulf Rom, um die Häupter seiner Feinde in Spoleto aufzusuchen. Aber vor den Mauern dieser Stadt ergriff ihn eine lähmende Krankheit, wie die Chronisten meinen, die Wirkung eines Giftes, das ihm Angeltrudens Hand bereitet. Nun eilte der Kaiser wie ein Flüchtling nach Deutschland zurück, Italien und Rom ihrem Schicksale überlassend. Darauf vereinigten sich Lambert und Berengar, vertrieben oder ermordeten die vom Kaiser eingesetzten Beamten und Befehlshaber und theilten unter sich die Herrschaft des obern und mittleren Italiens.

Mai 896. Bald nachher starb Formosus, ungewiß ob an einer Krankheit oder
Schändung des päpstlichen Stuhles. durch Gift. Sein Tod gab das Zeichen zu einem langen Tumulte. „Die tuscische und spoletinische Faction bemächtigte sich aller Angelegenheiten, der Stuhl Petri ward eine Beute der Großen und in schneller Folge von Larven besetzt, welche kaum heraufgestiegen blutig in ihr Grab versanken." Der nächste Kirchenfürst Bonifacius VI. starb nach fünfzehn Tagen; sein Nachfolger Stephanus VI. schändete in rasendem Wahnsinn die päpstliche Würde
Febr. 897. durch eine unerhörte Gräuelscene. Er ließ die Leiche des Formosus, die schon über acht Monate der Verwesung in der Gruft ausgesetzt war, vor ein geistliches Gericht bringen; dort wurde der Todte von der „Synode des Entsetzens" als widerrechtlicher Inhaber des apostolischen Stuhles zum Tode verdammt und dann unter dem Geheul des Pöbels an den Füßen durch die Straßen nach dem Fluß geschleppt und in die Wellen versenkt. Als auf Stephanus, den die Gegenpartei bei einem Volksaufstand in den Kerker warf und dort erwürgte, bereits ein anderer Papst gefolgt war, wurden die Reste des geschändeten Kirchenfürsten von Tiberfischern gefunden und in ihre Gruft nach St. Peter zurückgebracht. In raschem Wechsel bestiegen innerhalb zwei Jahren vier bis
897. 898. fünf Päpste den römischen Stuhl. „Es war, als schwebte noch die Leichenatmosphäre jener Synode um diese flüchtigen Gestalten und als zöge der erzürnte Geist des Formosus sie einen nach dem andern schnell in die Gruft hinab." Jene „Synode des Entsetzens," bemerkt Gregorovius, wenn gleich in der Folge eine andere Kirchenversammlung sie verdammte und dem geschändeten Papste und den von ihm ertheilten Weihen die Ehre und kanonische Gültigkeit zurückgab, kann als Document für den moralischen Zustand der Zeit dienen. „Päpste, Klerus, Adel, Volk von Rom lebte in wilder Barbarei, wie sie entsetzlicher nicht gedacht werden kann; das himmlische Licht der Wissenschaft, der Kunst und der Sitte waren in der Stadt ausgelöscht und die fanatischen Begierden des Hasses oder der Rache, der Herrschsucht und des Sinnengenusses erhoben lauter ihren fürchterlichen Ruf: jenes finstere Rom stellt sich als ein modernder Kirchhof dar, welchen Hyänen durchwühlten."

Der hinsiechende Arnulf, dessen Reich im Innern wie an den Grenzen von Unruhen und tiefgehenden Kämpfen zerrissen ward, war unter solchen Umständen nicht im Stande, sein kaiserliches Ansehen geltend zu machen. Daher konnte Papst Johann IX. die von Formosus vollzogene Salbung des „Barbaren" Arnulf für nichtig erklären, weil sie erschlichen und erzwungen worden, auf einer Synode in Ravenna seinen Frieden mit Lambert machen und ihn als römischen Kaiser bestätigen mit dem Zugeständniß, daß die Gerichtsbarkeit in Rom ihm zustehen und der Papst in Zukunft nur in Anwesenheit kaiserlicher Gesandten geweiht werden sollte. Große Hoffnungen knüpften sich an diesen Bund. Das zerrüttete Land schien einer ruhigeren Zeit entgegenzugehen. Aber der plötzliche Tod Lamberts auf dem Jagdgefilde von Marincus (Marengo) zerstörte alle diese Hoffnungen und gab das Land neuen Stürmen preis. An der Stelle, wo 900 Jahre später die verhängnißvolle Schlacht vorfiel, machte ein Sturz vom Pferde dem Leben des hoffnungsvollen Kaiserjünglings ein Ende. „Ueber seinem Tod liegt ein Schleier des Geheimnisses, denn es ließen sich Stimmen hören, welche ihn der Rache Hugo's zuschrieben, Sohns des Grafen Maginfred von Mailand, den Lambert ehedem hatte hinrichten lassen." Auf die Kunde von dem plötzlichen Tode Lamberts eilte Berengar von Verona nach Pavia, um sich des langobardischen Königreichs zu bemächtigen. Das Glück war ihm Anfangs günstig; viele Große und Bischöfe erkannten ihn an; mit Adalbert von Tuscien schloß er Freundschaft und der gebeugten Angeltrude, die ihren Gatten und Sohn so schnell nacheinander verloren hatte, bestätigte er ihre Besitzungen und verhieß ihr Treue. Die Nachricht von dem Ableben des Kaisers Arnulf befreite ihn von der Furcht vor den bewaffneten Ansprüchen der Deutschen und erfüllte ihn mit der Hoffnung, die erledigte Kaiserkrone auf sein Haupt zu drücken. Aber diese Hoffnung sollte nicht in Erfüllung gehen. Noch ehe das Jahrhundert sich zu Ende neigte, drangen die Horden der Ungarn aus ihren pannonischen Sitzen mordend und verwüstend in Oberitalien ein. An der Brenta erlag das Heer Berengars ihren Streichen und ganz Italien fühlte die schwere Geißel der neuen Hunnen. In dieser Noth wandten die geistlichen und weltlichen Großen ihre Blicke auf den jungen König Niederburgundiens, den Sohn Boso's und der Irmengard aus karolingischem Geschlechte. Ludwig eilte herbei und empfing die langobardische Königskrone. Papst Johann IX. mochte wieder neue Hoffnungen schöpfen, aber er erlebte nicht mehr die Freude, den jugendlichen König auch mit der Kaiserkrone zu schmücken. Er starb im Juli des neuen Jahrhunderts. Erst aus den Händen seines Nachfolgers Benedikt IV. empfing Ludwig in Rom die Abzeichen der kaiserlichen Würde. „Von der Zeit an wurde das schönste Gefilde Europa's, die Lombardei, zum Schlachtfelde der Geschichte, auf welchem die romanischen und deutschen Nationen um den Besitz der modernen Helena, Italien, kämpften."

Die ferneren Geschicke Italiens. — 898. — Sept. 899. — Febr. 901.

Ludwig u. Berengar. Ludwigs III. Herrschaft war jedoch weder dauerhafter noch glücklicher als die beiden vorhergehenden. Als ihn einige Jahre später die Angelegenheiten seines provençalischen Reiches über die Alpen riefen, griff Berengar, der sich mittlerweile
905. von dem Schlage an der Brenta erholt hatte, abermals zum Schwerte, um das Ziel seines Lebens, Italien und die Kaiserkrone, zu erringen. Unterstützt von einem Theil der wankelmüthigen Großen, bemächtigte er sich der Lombardei mit den beiden wichtigsten Städten Pavia und Verona. Nun kehrte Ludwig zurück, um sein verlornes Reich wieder zu gewinnen. Das Glück war ihm anfangs günstig. Er eroberte wieder alles Land bis zur Etsch und nöthigte seinen Gegner über der deutschen Grenze eine Zufluchtsstätte zu suchen. Und um demselben, falls er einen neuen Einfall versuchen sollte, rascher entgegentreten zu können, schlug er seinen Herrschersitz in Verona auf. Aber Berengar knüpfte mit den Bewohnern Einverständnisse an. Bei nächtlicher Weile in die Stadt eingelassen, überfiel er den arglosen Kaiser im Schloß, nahm ihn gefangen und ließ ihm den spitzen Stahl in die Augen bohren. In diesem Zustande schickte er den Unglücklichen in seine burgundische Heimath zurück, wo er noch zwanzig Jahre ein elendes Leben und eine noch elendere Regierung führte. Während dieser Zeit übte Graf
Hugo von Niederburgund. Hugo, sein „theuerster Vetter," ein Mann von seltener Härte und Grausamkeit, aber von festem Willen und scharfem Verstande, großen Einfluß auf den geblendeten König oder Kaiser (denn diesen Titel führte er immer noch fort), bis er zuletzt alle Macht aus dessen Händen riß. Hugo's Mutter Berta, die Tochter König Lothars II., aus seiner von der Kirche verfluchten Verbindung mit Waldrada, war in erster Ehe mit dem Grafen Theobald von der Provence vermählt gewesen, in zweiter mit dem Markgrafen Adalbert von Tuscien, dem sie drei Kinder, Guido, Lambert und die schöne Irmengard gebar. Aus der ersten Ehe stammte Hugo, der durch seine persönlichen Eigenschaften wie durch seine Abstammung aus dem karolingischen Hause und seine mächtige Verwandtschaft zu solchem Ansehen emporstieg, daß er bei dem Tode Ludwigs, ungeachtet
924. dieser einen Sohn, Karl Constantin, hinterließ, sich der Herrschaft Niederburgundiens
Berengars Ausgang. bemächtigte. Zwei Jahre später winkte ihm eine zweite Krone. Nach der Beseitigung des geblendeten Ludwig hatte nämlich Berengar von Neuem seine Herrschaft über Italien befestigt und endlich das Ziel seiner langjährigen Bestrebungen und Treulosigkeiten,
916. die Kaiserkrone, aus der Hand des Papstes Johann X. erreicht. Aber er sollte sich des Besitzes nicht gar lange erfreuen. Getreu dem Grundsatze, die monarchische Gewalt in Italien durch Theilungen und Rivalitäten zu schwächen, beriefen die Langobarden den König Rudolf II. von Oberburgund, den Sohn des gleichnamigen um 911 ver-
924. storbenen Vaters über die Alpen. Er besiegte Berengar in einem verheerenden Bürgerkriege, dessen Schrecken die wilden Schaaren der Ungarn vermehrten, und erlangte die lombardische Krone um dieselbe Zeit, da sein Gegner in Verona durch Meuchelmord den Tod fand, der dritte und letzte Imperator der italienischen Nation. „Seither entwich das Imperium für immer vom italienischen Volke, und durch eigene Ohnmacht
Hugo und Rudolf. und Schuld." — Die Ränke der reizenden und verführerischen Irmengard, zweiter Gemahlin und nun Wittwe Adalberts von Ivrea, bewirkten jedoch auch Rudolfs baldigen Sturz, worauf durch den Einfluß und die bezaubernde Gewalt dieses mächtigen Weibes jener Graf Hugo, ihr Halbbruder, der kurz zuvor die Herrschaft über Nieder-
926. burgund an sich gebracht hatte, zu Pavia als König von Italien gekrönt und von den geistlichen und weltlichen Großen anerkannt ward. Um jedoch den Burgunder abzuhal-
930. ten seine Ansprüche mit den Waffen zu behaupten, schloß er mit demselben einen Staatsvertrag, kraft dessen er ihm seine Besitzungen in der Provence überlassen zu haben scheint. Wenigstens wurde jetzt Ober- und Niederburgund zu Einem Königreich

vereinigt, das später den Namen Arelate erhielt und mit dem deutschen Reich verbunden ward.

Arnulf erlebte diese Vorgänge nicht mehr. Die Krankheit, deren Keime er aus Italien in die germanische Heimath mitgebracht, verließ ihn nicht wieder, ja sie nahm dergestalt zu, daß der Verdacht einer Vergiftung von Neuem Eingang fand und zwei Personen aus seiner Umgebung gefoltert und hingerichtet wurden. Wie sein Vorgänger durch eine Anklage seiner rechtmäßigen Gemahlin wegen ehelicher Untreue sich den Abend seines Lebens verbittert hatte, so auch Arnulf und vielleicht in der gleichen Absicht, seinem natürlichen Sohne Zwentibold die Nachfolge im Reich zu verschaffen. Die Kaiserin Ota wurde nämlich auf einem Reichstage zu Regensburg des Ehebruchs beschuldigt, aber durch den Beistand von 72 Eideshelfern, welche zu ihren Gunsten schworen, von aller Schuld freigesprochen. Sie überlebte ihren Gemahl, der einige Monate nachher in derselben Stadt seiner schmerzhaften Krankheit erlag, und wurde von ihrem Sohne, Ludwig dem Kinde, den zu Anfang des neuen Jahres die Reichsstände in Forchheim zu ihrem König wählten, stets in Ehren gehalten. Arnulfs Ausgang. 899. Juni 899. 8. Dec. 899. Jan. 900.

Der siebenjährige König „Ludwig das Kind" war ein schwaches Rohr in den sturmbewegten Fluthen der Zeit. Es war weniger die Rücksicht auf seine Abstammung, als die Eifersucht der Mächtigen gegen einander und die Furcht vor der Anarchie, die einer gänzlichen Auflösung des Reiches nothwendig folgen mußte, was zu Forchheim die geistlichen und weltlichen Großen bestimmte, durch die Erhebung des karolingischen Kindes noch die Idee der Reichseinheit, noch den Schatten einer monarchischen Herrschaft zu retten. Bei dieser Königswahl scheinen die deutschen Bischöfe, vor Allem der mächtige und kluge Metropolite Hatto von Mainz, das Haupt des germanischen Klerus, besonders thätig gewesen zu sein; denn ihnen mußte vorzugsweise an der Erhaltung einer gewissen Reichsordnung, an dem Bestand einer gemeingültigen Gesetzgebung gelegen sein. Und wie schwach auch das Fürstenkind war, in dessen Hand die monarchische Gewalt und Ordnung gelegt ward, sein bloßes Dasein drückte jeder eigenmächtigen Erhebung, jedem willkürlichen Selbstregiment den Charakter einer hochverrätherischen Handlung, eines Abfalls und Treubruchs auf. Nicht nur, daß die Grenzen des Reiches allenthalben von räuberischen und mächtigen Feinden bedroht waren, also daß schon mehrere der früheren Herrscher sich genöthigt gesehen hatten, hie und da die Herzogswürde, die einst Karl der Große so eifersüchtig unterdrückt hatte, wieder aufzurichten oder die Grafen und Markgrafen, welche sich eigenmächtig diese Rangerhöhung beilegten, stillschweigend gewähren zu lassen und als Herzoge anzuerkennen; auch im Innern waren die Bande des Gehorsams und der Gesetze so sehr gelockert, daß bereits das Faustrecht und die wilde Blutfehde ohne Scheu ihr schreckliches Haupt erhob und es als ein Gebot der Nothwendigkeit betrachtet werden Ludwig das Kind. Anarchischer Zustand des Reichs.

konnte, wenn einzelne hervorragende Geschlechtshäupter sich in den Landschaften, wo ihre Güter lagen, zu einer gebieterischen Stellung aufschwangen und den alten Herzogstitel erneuten. Noch waren die Erinnerungen an die unabhängige Stellung der ehemaligen Volksherzoge in Allemannien, Sachsen, Baiern u. a. O. nicht erloschen: die Noth der Zeit und die Ohnmacht der Reichsobrigkeit erleichterte nicht nur die Wiederbelebung der alten Würde, sie machte dieselbe auch zu einer Wohlthat für die bedrängten Unterthanen.

Lothringen. Zwentibolds Ausgang. 900. Am schlimmsten sah es in Lothringen aus. Zwentibold hatte sich Hoffnung auf die Nachfolge gemacht, aber trotz aller Bemühungen des Vaters seinen Plan nicht durchsetzen können. Ergrimmt über den Widerstand, den ihm besonders die Vasallen im eigenen Lande entgegensetzten, lieh er sein Ohr schlimmen Rathgebern, beraubte viele angesehene Männer ihrer Lehen und Würden und beging Ungerechtigkeiten und Gewaltthaten aller Art. Die Erbitterung stieg aufs Höchste, als er den Grafen Reginar, der bisher sein volles Vertrauen besessen und sein treuer Rathgeber gewesen, vom Hofe vertrieb, ihn seiner Güter und Lehen verlustig erklärte und auf Tod und Leben verfolgte. Reginar, ein Sohn jenes Giselbert, der einst die Tochter Kaiser Lothars I. entführt und geehlicht hatte (S. 506), griff nun zur Selbsthülfe. Im Bunde mit mehreren unzufriedenen Großen widerstand er in seiner durch Sümpfe und die Altwasser der Maas trefflich geschützten Festung Dufos den Kriegsmannen des Königs. Der Versuch Arnulfs, auf einer Versammlung zu St. Goar seinen geliebten Sohn mit der Gegenpartei auszusöhnen, war erfolglos geblieben. Bei seinem Tode lag Zwentibold mit den weltlichen Großen wie mit den Bischöfen in offener Fehde. Dem Erzbischof Ratbot von Trier soll er sogar den Hirtenstab an den Kopf geschlagen haben. Zu seinen mächtigsten Gegnern gehörten die Grafen Stephan, Gerhard und Matfrid, drei Brüder, die schon von Arnulf um ihres gewaltthätigen Sinnes willen mit einer entehrenden Strafe belegt, dann aber wieder begnadigt worden waren. Gegen diese zog nun Zwentibold 13. Aug. (Oct.) 900. ins Feld, verlor aber in einer blutigen Schlacht an der Maas Sieg und Leben. Und noch in demselben Jahre heirathete Graf Gerhard die junge Wittwe seines Gegners, Ota, und gab nicht undeutlich zu erkennen, daß er auch im Uebrigen Zwentibolds Stelle einzunehmen gedächte. Einem andern Bruder, Richar, hatten sie die reiche Abtei Prüm verschafft, nachdem sie den bisherigen Besitzer, den Chronikschreiber Regino, daraus vertrieben und zur Flucht nach Trier genöthigt.

Ostfranken. Konradiner u. Babenberger. Gerhards Absichten auf das Herzogthum Lothringen erfuhren heftigen Widerstand von Seiten der Konradiner, des mächtigsten Fürstengeschlechts in Ostfranken. Wir haben gesehen, wie Konrad, der älteste der Brüder, mit Hülfe des ihm ergebenen Erzbischofs Hatto von Mainz zu seinen fränkischen Besitzungen auch noch die bisher von Graf Poppo verwaltete Sorbenmark oder Thüringen erhalten; in ähnlicher Weise suchte Hatto, der einflußreichste Rathgeber des unmündigen Königs, dem jüngsten der Brüder, Gebhard, das Herzogthum Lothringen zu verschaffen. Da verband sich der in seinen Hoffnungen betrogene Gerhard mit den Babenbergern, die über die wachsende Macht ihrer Gegner schon längst ergrimmt waren und nur auf eine Gelegen-
902. heit warteten, sich mit ihren alten Rivalen zu messen. Im Spätherbst kam es zum Treffen. „Die Babenbergischen Brüder, erzählt Regino, brachen mit star-

ler Mannschaft aus ihrem Schlosse Babenberg gegen die Konradiner los. Trotzig traten ihnen diese entgegen, durchbrachen die Reihen der Feinde und trieben sie in die Flucht. Heinrich blieb im Gefechte, Adelhard ward gefangen und enthauptet. Aber auch die Konradiner verloren ein Mitglied ihrer Familie: Eberhard stürzte mit Wunden bedeckt; nach beendigter Schlacht wurde er unter den Leichen hervorgezogen und halbtodt nach Hause gebracht, wo er kurz nachher starb." Aber der Dritte der Babenbergischen Brüder entkam und indem er schnell neue Streitkräfte sammelte, fiel er verheerend in die Besitzungen des Bischofs von Würzburg ein, nöthigte ihn zur Flucht und vertrieb die Söhne und die Wittwe des gefallenen Eberhard aus ihren Gütern und Lehen. Nun ruhte der Streit einige Jahre, wenigstens melden die Jahrbücher nichts Erhebliches aus der Zwischenzeit. Erst im Februar 906 ereignete sich ein zweites Treffen zwischen den hadernden Geschlechtern. Der Babenberger Adalbert benutzte die Theilung der Streitkräfte seiner Gegner, um den Frankenherzog Konrad bei seiner Stammburg Fritzlar plötzlich anzugreifen. Nach heftigem Kampfe errang Adalbert den Sieg. Konrad fand in der Schlacht seinen Tod, viele seiner Krieger wurden auf der Flucht erschlagen; sein Gebiet drei Tage lang mit Feuer und Schwert verheert. Mit Beute beladen kehrte Adalbert in seine Burg zurück; Konrads Leiche aber wurde von seinen trauernden Genossen im Schlosse Weilburg beigesetzt. Aber Adalbert sollte sich seines Triumphes nicht lange erfreuen. Der Erzbischof Hatto, des jungen Königs Vormund und steter Begleiter, suchte den Tod seines Freundes zu rächen. Der kühne Babenberger wurde von Ludwig vor ein Reichsgericht nach Tribur geladen und als er sich nicht stellte, erschien ein Reichsheer vor seiner Burg Theres (Terassa) am Main und schloß dieselbe ein. Da entsank dem tapfern Ritter der Muth; er bot seine Unterwerfung an und da man ihm Sicherheit verhieß, erschien er mit wenigen Begleitern im Lager und flehte kniefällig des Königs Gnade an. Aber von einem entflohenen Waffengefährten trügerischer Pläne beschuldigt, wurde er im Angesicht des Heeres enthauptet. „Der edle Mann," urtheilt Leibnitz, „mußte Konrads Manen geopfert werden, dessen Familie damals die vornehmste Macht besaß, dessen Sohn bald darauf König ward. Den Rivalen, das Haupthinderniß zur Erlangung der Herrschaft, mußte sie beseitigen." Ein solches Ende nahm der letzte Sprosse des hochherzigen Babenbergischen Hauses. Noch lange klang die Erinnerung an seinen tragischen Ausgang im Liede nach; den schlauen und grausamen Urheber desselben aber, den Erzbischof Hatto von Mainz, vermag keine Schutzrede gegen das allgemeine Verdammungsurtheil von Mit- und Nachwelt rein zu sprechen. Die Besitzungen des hingerichteten Adalbert fielen der Krone zu, die sie unter ihre Getreuen vertheilte.

Frühjahr 903.

Erneuerung der Babenberger Fehde u. Adalberts Ausgang. 906.

27. Febr. 906.

9. Sept. 906.

In den Fall der Babenberger wurden auch ihre lotharingischen Bundesgenossen verflochten; ein königlicher Achtspruch entzog den Grafen Gerhard und Matfrid ihre Güter und Lehen. Gebhard kam jedoch nicht zum dauernden Besitz von Lothringen,

da er vier Jahre nach diesem Vorgange im Kampf gegen die Ungarn seinen Tod fand. Ludwig das Kind übertrug darauf die Verwaltung des Landes dem Grafen und „Sendboten" Reginar, dem erwähnten Gegner Zwentibolds. Nach dem Tode des letzten Karolingers in Deutschland wurde das Herzogthum vorübergehend mit dem westfränkischen Reiche vereinigt.

Regierung u. Ende Ludwigs des Kindes 911. Die vier letzten Regierungsjahre des schwachen unfähigen Königs waren eine Periode innerer Auflösung und äußerer Schande. Während die Ungarn jedes Jahr eine deutsche Landschaft um die andere mit ihren Raubzügen heimsuchten und solchen Schrecken verbreiteten, daß der König und seine Rathgeber sich zu der Schmach erniedrigten, durch einen jährlichen Tribut dem Reiche Ruhe zu erkaufen, lösten sich die Grafen, Bischöfe und Herzöge mehr und mehr von der Reichsgemeinschaft los und suchten so viel als möglich die Ordnung und Sicherheit ihrer Ländergebiete auf eigene Hand und mit den ihnen zu Gebote stehenden Mitteln zu begründen. In Begleitung seiner Räthe, unter denen neben Hatto von Mainz und Adalbero von Augsburg Otto der Erlauchte von Sachsen das höchste Ansehen besessen zu haben scheint, reiste der junge König im Reiche umher, bald auf dieser bald auf jener Pfalz verweilend, wie die geistlichen und weltlichen Rathgeber des willenlosen Fürsten für gut fanden, bis er endlich noch vor erreichter Mannesreife kinderlos zu seinen Vätern versammelt ward. In Regensburg wurde er neben seinem Vater beigesetzt. Den Nach Böhmer 20. Aug. Tag seines Todes nennt keine vorhandene Quelle; wie ein Nebelbild verschwand das karolingische Geschlecht von dem germanischen Boden. Die elf Jahre, während welcher Ludwig das Kind den Königsnamen führte, gehören zu den trübsten und unheilvollsten der deutschen Geschichte. Bischof Salomo von Constanz, ein Freund und Gesinnungsgenosse Hatto's, hat in einem an Dado von Verdun gerichteten Gedichte den traurigen Zustand des Vaterlandes in diesen Jahren der Zerrüttung mit lebhaften Farben geschildert: „Alles hadert, Bischof, Graf und Dienstmann; im Streit liegen Mitbürger und Gaugenossen; das Gesetz wird mit Füßen getreten und die, welche Volk und Vaterland vertheidigen sollten, geben das schlechteste Beispiel. Die Großen, deren Väter einst die königliche Gewalt befestigten, schüren jetzt selbst den Bürgerkrieg an. Da das Volk so gespalten ist, wie kann da das Reich länger bestehen? Das Siechthum des Knaben, der den Namen eines Königs trägt, hat uns seit langer Zeit der festen Hand eines wahren Herrschers beraubt. Sein Alter ist unfähig das Schwert zu führen oder Gesetze zu geben; sein schwächlicher Körper und die spätreifende Kraft macht ihn den eigenen Unterthanen verächtlich und reizt die äußeren Feinde zu Frevelthaten. Ich fürchte, daß der Ausspruch der Schrift: Wehe dem Volke, dessen König ein Kind ist! an uns in Erfüllung geht."

Neue Stammherzöge. Bei der allgemeinen Verwirrung, da man nur in der eigenen Kraft und in der entschlossenen Selbsthülfe Rettung finden konnte, mußten sich mächtige

und unternehmende Grafen immer mehr versucht fühlen, in den Gauen, wo ihre Stammgüter lagen und zahlreiche Verwandte, Genossen und Freunde ihnen hülfreich zur Seite standen, sich eine unabhängige Herrschaft zu erringen und den altgermanischen Titel „Herzog" sich beizulegen. Zunächst geschah dies bei denjenigen, die wie Luitpold und sein Sohn Arnulf von Baiern, Konrad von Franken, Otto von Sachsen, Reginar und sein Sohn Giselbert von Lothringen kraft ihrer wirklichen oder angeblichen Verwandtschaft mit dem Karolingischen Herrscherhaus erbliche Ansprüche geltend machen konnten.

Burkhard von Allemannien.

Vielleicht war auch Graf Burkhard von Allemannien in dieser Lage; wenigstens wird unter seinen Angehörigen eine Gräfin Gisela genannt, worin man jene Tochter Lothars II. und Waldrada's erkennen wollte, welche einst an den Seekönig Gottfrid verheirathet war (S. 567). Wie dem übrigens auch sein mag, Burkhards Beginnen schlug fehl, und zwar auf Anstiften des ränkevollen Bischofs Salomon III. von Constanz, der gleich seinem Freunde Hatto die aufstrebende Macht der Landesfürsten mit allen Mitteln niederzuhalten bemüht war. Während die drei andern deutschen Volkshäupter sich in ihrem herzoglichen Range behaupteten, fand Graf Burkhard im Todesjahr des Königs Ludwig auf dem öffentlichen Tage, als er eben im Begriffe war die Anerkennung seiner Würde durchzusetzen, im wilden Volksgetümmel seinen Tod. Seine Söhne traf das Loos der Verbannung, seine Familiengüter wurden eingezogen und auch sein Bruder Adalbert, so bekannt er wegen seiner Gerechtigkeitsliebe war, fand auf Anstiften des ebengenannten Bischofs seinen Untergang. Gisela rief die Fürsprache des Papstes an, jedoch wie es scheint ohne Erfolg.

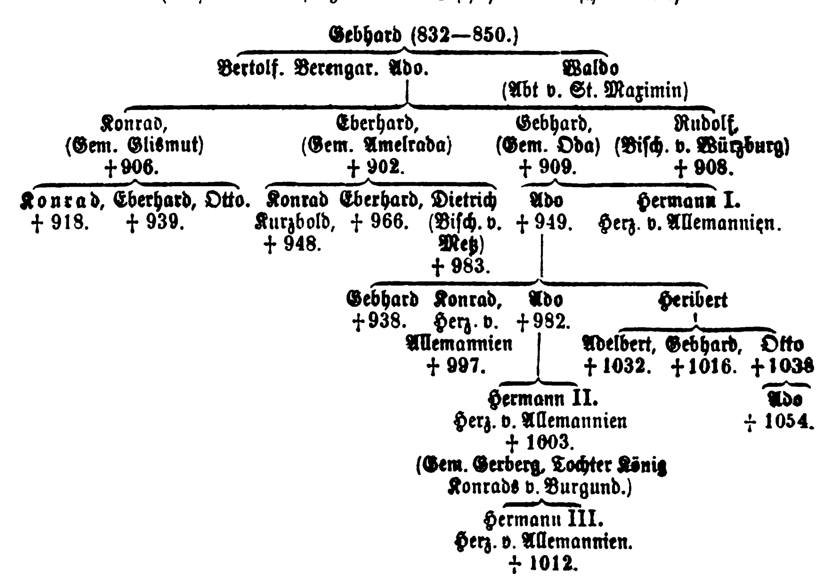
Konrad von Franken zum deutschen König gewählt. 911.

Die schwierige Lage des Reiches machte die Erhebung eines deutschen Königs zur Nothwendigkeit. Besonders lag es im Interesse der hohen Geistlichkeit, daß die Reichseinheit in monarchischer Form gewahrt bliebe. Wo sollten sie sonst Schutz und Hülfe suchen wider die Habgier und Raubsucht der weltlichen Großen? Daher unterliegt es keinem Zweifel, daß derselbe Erzbischof von Mainz, der bisher die Reichsgeschäfte vorzugsweise besorgt hatte, auch die neue Königswahl mit besonderem Eifer betrieb. Auf sein Zuthun versammelten sich einige Wochen nach Ludwigs Tod die geistlichen und weltlichen Großen aus allen Gauen in Forchheim, an demselben fränkischen Orte, wo auch Arnulf und sein Sohn die Bestätigung ihrer Königswürde erhalten hatten. Da man unter den obwaltenden Umständen nicht wohl daran denken konnte, den noch vorhandenen Sprossen des Karolingischen Hauses, König Karl den Einfältigen von Neustrien, der sich nur mühsam gegen die einheimischen Großen zu halten vermochte und der um dieselbe Zeit durch die Aufnahme der Normannen in die Landschaften an der unteren Seine und an der westlichen Meeresküste die Unmöglichkeit darthat, die Sicherheit und Ehre des Reiches wider die äußeren Feinde zu schützen, auch zur Herrschaft über die ostfränkischen Ländergebiete zu berufen; so konnte nur zwischen den herzoglichen Häusern von Sachsen oder Franken, die sowohl wegen ihrer Macht als wegen ihrer Verwandtschaft mit den Karolingern vor allen übrigen hervorragten, die Wahl sein. Die Blicke der Reichsversammlung waren zunächst auf den kraftvollen Ludolfinger Otto

den Erlauchten gerichtet, der während der Jahre der Verwirrung das Regiment in Sachsen mit fester und sicherer Hand geführt und die Grenzen wider die slavischen Völker an der Elbe geschützt und ausgedehnt hatte; da er aber selbst seines vorgerückten Alters wegen die königliche Ehre von sich ablenkte und Erzbischof Hatto für das Haupt der ihm seit vielen Jahren befreundeten Konradiner wirkte, so wurde Konrad „der Salier," Herzog von Rheinfranken, zum deutschen König gewählt und von dem versammelten Volke nach alter Sitte mit lautem Beifallrufen als Herrscher begrüßt. Damit wurde der erste Grund zu einem Wahlreich in Deutschland gelegt. Doch blieb man der altgermanischen Weise, welche Erbrecht und Volkswahl bei der Einsetzung der Könige zu vereinigen pflegte, noch immer treu. Und so tief wurzelte in der deutschen Nation die Achtung vor dynastischen Erbansprüchen, daß man die mindestens unsichere und zweifelhafte Abstammung der Salier und Ludolfinger von Frauen des Karolingischen Geschlechtes als Rechtstitel geltend machte, um die durch die Machtstellung der beiden Häuser bestimmte Königswahl mit dem Glanz der Legitimität zu verherrlichen.

Stammtafel der Konradiner.

(Nach Leo's Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volks.)



3. Ausgang des Karolingischen Hauses im westfränkischen Reiche.

Sinken der Königsmacht.

Schon die Beinamen, welche die Zeitgenossen den Frankenkönigen beilegten, „der Kahle", „der Dicke", „der Stammler", „der Einfältige", geben Zeugniß von der geringen Achtung und Furcht, welche die Karolingischen Herr-

scher dem Volke einflößten. Und in der That waren weder die Eigenschaften noch die Macht der Fürsten, welche seit Karl des Kahlen Tod die Krone und den Königsnamen trugen, der Art, daß man mit Ehrfurcht auf sie zu blicken veranlaßt gewesen wäre. Hatte sich schon in Deutschland die Monarchie in ein Feudalreich aufgelöst, so war im Westreiche dieser Auflösungsprozeß noch viel durchgreifender und vollständiger vor sich gegangen. Wir haben gesehen, daß das Erbrecht der Krone nur noch geringe Geltung fand, daß die mächtigen Feudalherren und Kirchenhäupter das Recht der Königswahl ansprachen und thatsächlich übten und daß ihre Wahl nicht immer auf Glieder des Herrscherstammes fiel, daß dabei persönliche Motive oder öffentliche Verhältnisse den Ausschlag gaben und daß jeder Thronwechsel eine Mehrung der Machtbefugnisse der großen Vasallen und eine Minderung der Königsgewalt zur Folge hatte. Ludwig der Stammler erlangte die Krone nur durch eine Uebereinkunft mit den weltlichen und geistlichen Großen unter Bedingungen, welche den König in Eine Linie setzten mit den Volkshäuptern in den Provinzen, die königliche Würde als eine vom Adel, Klerus und Volk übertragene hinstellten und seine Macht auf die eigenen Familiengüter und den freiwilligen Beistand der großen Vasallen beschränkten. Das Krongut war schon längst in den Händen der mächtigen Edelleute und sogar ein guter Theil des Kirchenvermögens war, wie öfters erwähnt, in den Besitz gewaltthätiger Grafen und Barone gerathen; und wenn auch der ursprüngliche Charakter des Beneficiums noch äußerlich fortbestand, wenn auch die Erblichkeit der Lehnsgüter und Ehrenstellen noch nicht ausdrücklich anerkannt war, so wurde doch die für die Bestätigung oder Uebertragung derselben zu leistende Huldigung nur als eine Form und traditionelle Handlung angesehen, durch welche sich keiner der mächtigen Empfänger gebunden oder in seiner Freiheit beschränkt fühlte. Wir haben in den früheren Blättern oft genug gesehen, wie leicht man es mit dem Treueid genommen. War aber schon unter Karl dem Kahlen der Vassallitäts- und Beneficialverband locker und schwach geworden, wie mußte erst die königliche und oberlehnsherrliche Gewalt zur Ohnmacht herabsinken, als sich seine schwachen Nachfolger, die meistens unmündig auf den Thron und ins Grab stiegen, die Unterstützung und Anerkennung der Großen und deren Beistand gegen gleichmächtige Rivalen mit Rechten und Beneficien erkaufen mußten! Der Ausgang des Karolingischen Herrscherhauses gleicht vollkommen dem der Merovinger; nur daß nicht wie damals die gegnerische Macht in Einem hervorragenden Amte oder Geschlecht concentrirt, sondern über den ganzen Stand der Grafen und Freiherren vertheilt war. Gerade deshalb war die Lage des Volkes und Landes schlimmer als damals, weil aus dieser Vielheit keine einherrliche Gewalt sich emporarbeiten konnte, weil der machtlose Thron nicht von einem starken Arm gestützt ward, fähig der Gewaltthat zu wehren und Gesetz und Herkommen zu schirmen, weil die monarchische Autorität zerbröckelt und das Kronvermögen weg-

gegeben war, weil nicht nur schwache, willenlose Geschöpfe den Königsnamen führten, sondern dem Königthum selbst alle natürlichen Stützen und Pfeiler fehlten. Das Reich hatte sich in eine Menge kleinerer oder ausgedehnterer Territorien aufgelöst, die durch keine monarchische Autorität mehr zusammengehalten wurden. Ob diese Territorien Herzogthümer, Markgrafschaften oder Grafschaften hießen, die königliche Gewalt war darin nur ein Schatten. Abgesehen von den burgundischen Provinzen, die sich zu unabhängigen Königreichen ausgebildet hatten, und auch abgesehen von Lothringen, das dem ostfränkischen Reiche zufiel, und von dem westlichen Küstenlande, wo die Normannen bald eine dauernde Herrschaft begründeten, hatten sich in den verschiedenen Landschaften fast selbständige Fürstenthümer gebildet, „die ihre Herren vererbten, wofern nicht eine überlegene Gewalt sie verdrängte." Die Herzöge von Francien, Burgund, Aquitanien, die Markgrafen in Flandern, in der gothischen und spanischen Mark, die Grafen von Vermandois, Toulouse u. a. zählten mächtige Grafen und Herren unter ihren Vassallen und vertheilten die reichen Bisthümer und Abteien innerhalb ihrer Gebiete nach Gunst und Belieben, meistens an jüngere Söhne oder Glieder ihres Geschlechts. Das Kriegswesen zersplitterte sich in Familienfehden; statt daß der Heerbann wie in alter Zeit unter einer gemeinsamen Standarte zu einer großen nationalen Unternehmung ausgezogen wäre, rückten nur kleine Kriegshaufen unter verschiedenen „Fähnlein" wider einander ins Feld, die Burgen und Schlösser zur Abwehr und zum Schutze oder zu Waffenplätzen für den Angriff mehrten sich von Jahr zu Jahr und die geringeren Vassallen vertauschten mehr und mehr den königlichen Dienst mit dem Schutzverhältniß der großen und reichen Edelleute. Für gemeine Freie war in den meisten Landschaften schon längst kein Raum mehr.

Karl der Einfältige. 898—929. Unter solchen Umständen war der König außer Stand, den oft an mehreren Orten zu gleicher Zeit stattfindenden Landungen und Raubeinfällen der Normannen kräftig zu begegnen. Konnte er doch mit Sicherheit nur auf seine eigenen Kriegsmannen rechnen; bei jedem weiteren Unternehmen war er von dem guten Willen seiner Vassallen abhängig, die nicht selten durch ihr ungebundenes gesetzloses Treiben jede kräftige Action hemmten. Dies geschah be-
898. sonders, als nach dem Tode Odo's Karl „der Einfältige" die Alleinherrschaft über das westfränkische Reich erlangte. Angefeindet und bedroht von mächtigen Gegnern konnte Karl wider die Normannenschaaren, die von festen Standlagern aus das ganze Reich durchstreiften, keinen entscheidenden Schlag führen.
Herzog Rolf der Normanne. 912. Die Noth des Landes wuchs noch mehr, als Rolf (Rollo), ein Fürstensohn aus Möre in Norwegen, der als echter Wiking von Jugend an ein wildes Kriegs- und Abenteurerleben geführt, zu Rouen an der Seine seinen Wohnsitz aufschlug und die bisher zerstreuten Schwärme seiner Landsleute unter seinem Oberbefehl beugend ihre Unternehmungen nach bestimmten Plänen und Zielen lenkte. Bis unter die Mauern von Clermont dehnten sie ihre Raubfahrten aus.

Verzweiflung erfaßte die ganze Nation und alle Stände, Adel, Klerus und Volk forderten den König auf, Mittel zu ersinnen, wie man die schlimmen Gäste los werde. Da schlug Karl denselben Weg ein, den schon mehrere seiner Vorgänger betreten hatten: außer Stand, die Mächtigen zu einem gemeinsamen Widerstand zu vereinigen und den Verheerungen der wilden Feinde mit gewaffneter Hand Einhalt zu gebieten, beschloß er denselben eine goldene Brücke zu schlagen. Anstatt aber wie Karl der Dicke durch hohe Geldsummen eine vorübergehende Waffenruhe zu erkaufen, suchte er durch eine Uebereinkunft mit Rollo ein dauerndes Verhältniß zu gründen, das dem Lande Frieden und Schutz, dem Throne und dem königlichen Hause eine feste Stütze gewähren sollte. Begleitet von Robert, Odo's Bruder und Nachfolger im Herzogthum Francien, vom Erzbischof von Rouen und mehreren anderen geistlichen und weltlichen Großen, begab sich Karl nach St. Clair an der Epte zu einer Zusammenkunft mit Rollo. Als der stattliche Heerführer, dessen Name so lange der Schrecken des Volkes gewesen, in der Versammlung erschien, wurden die Anwesenden von seinem männlichen Wesen und seiner imponirenden Heldengestalt so hingerissen, daß sie ausriefen: „Ein solcher Mann ist eines Herzogthums würdig!" Der König erbot sich dem Normannenfürsten das Land an der unteren Seine von dem Flusse Epte bis an die Meeresküste, wo noch aus alter Römerzeit in der Gegend von Bayeux u. a. O. eine sächsische Bevölkerung seßhaft war, als erbliches Herzogthum sammt der Lehnshoheit über die Bretagne zu überlassen unter der Bedingung, daß er sich mit seinen Begleitern taufen lasse, den König als Oberlehnsherrn anerkenne und das Reich beschützen helfe. Rollo, schon bejahrt und des umherschweifenden Lebens müde, ging auf den Vorschlag ein. Er leistete den Huldigungseid und nachdem er sammt seinen Gefährten die Taufe empfangen und dabei den Namen seines Pathen, des Herzogs Robert, angenommen, vermählte er sich mit Karls Tochter Gisela.

Die Normannen im Westfrankenreich aufgenommen. 912.

912.

Das Opfer war von Seiten des fränkischen Herrschers nicht gar groß. Denn das abgetretene Land war schon längst im Besitze der nordischen Piraten und keine Aussicht sie daraus zu vertreiben; und durch die Ueberlassung der bretonischen Halbinsel an die fremden Eroberer lenkte Karl ein unruhiges, unbotmäßiges Volk, das den fränkischen Herrschern seit mehreren Jahrzehnten viel Ungemach bereitet und seine Lehnspflichten von jeher sehr gering angeschlagen hatte, von seinem eigenen Lande ab und bekämpfte somit einen Feind durch den andern. Denn die Bretonen waren eben so wenig geneigt, sich der Oberhoheit des Normannenherzogs zu fügen wie der des westfränkischen Königs. Dreißig Jahre lang vertheidigten sie mit abwechselndem Erfolg ihre alte Freiheit und Selbständigkeit, bis sie endlich geschwächt durch die Theilung ihres Landes unter mehrere Fürsten und durch blutige Niederlagen gebrochen vom Kampfe abließen und sich den Normannen unterwarfen.

Die Bretagne unterworfen.

Für das fränkische Volk war der Vertrag, wenn man von der Schmach einer Landabtretung wegsieht, ein glückliches Ereigniß. Nicht genug, daß die Raubzüge aufhörten, das westliche Küstenland erholte sich wieder aus seiner

Zustände in der Normandie.

Verödung und stieg unter der Pflege der neuen Ansiedler und unter den Segnungen des Friedens zu schöner Blüthe empor. Die bildungsfähigen Normannen nahmen bald Sprache, Sitten und Cultur von ihren Nachbarn an und verschmolzen mit denselben, wie einst die germanischen Einwanderer mit den Galliern, zu Einem Volke. Herzog Robert hielt in seinen alten Tagen das Staatsruder mit eben so fester Hand, wie er in seiner Jugend das Wikingssteuer geführt: um das durch die Piratenzüge verödete und verlassene Land, das seitdem den Namen Normandie führt, wieder aufs Neue zu bevölkern, sagte er allen Ansiedlern, die sich in dem Herzogthum niederlassen würden, Sicherheit und Frieden zu, eine Aussicht, die nicht blos viele Skandinavier bewog, ihre rauhe Heimath und ihr unstetes Dasein mit einem seßhaften Leben in einem milderen fruchtbaren Lande zu vertauschen (zumal da die ausgeplünderten Landschaften des westlichen Frankenreichs nur geringe Beute darboten und diese noch durch das engere Zusammenschließen der Feudalherren mehr als früher streitig gemacht wurde); sondern die auch aus den benachbarten Landschaften Galliens neue Ankömmlinge herbeilockte, welche den Aufenthalt in der Normandie dem unsichern Zustande ihrer Heimath vorzogen. Darauf wies der Herzog seinen Getreuen nach nordischer Sitte den Boden mit der Meßschnur an, theilte den angeseheneren derselben Städte und Dörfer sammt den Zinsbauern zu und bemühte sich, durch Gesetze und geordnete Rechtszustände, durch Beförderung des Ackerbaues und Herstellung der verfallenen Städte und zerstörten Kirchen das verwüstete und verwilderte Land zu heben und zu cultiviren. Seine fast sprichwörtlich gewordene strenge Gerechtigkeitspflege bewirkte, daß Niemand Raub oder Gewaltthat zu begehen wagte und daß die Normandie bald zu den angebautesten Landschaften des Westreiches gehörte. Noch ein halbes Jahrhundert dauerte das Zuströmen normännischer und dänischer Ansiedler fort. Wo sich noch Wikingerschaaren blicken ließen, wurden sie von Rolf überwältigt und entweder zu festen Niederlassungen angehalten oder, sofern sie das Abenteurerleben vorzogen, nach andern Ländern, nach Britannien und Spanien fortgetrieben. Und so rasch und vollkommen traten die rauhen Seefahrer in das christliche Culturleben der Franken ein, daß die Normannen bald alle übrigen Völker an christlichem Eifer und ritterlichen Tugenden übertrafen. Der wilde Muth, den sie von den Schneegebirgen Norwegens mitbrachten, wurde in einem wärmeren Himmelsstrich verfeinert, ohne untergraben zu werden; die Gefährten Rolfs vermengten sich nach und nach mit den Eingebornen, sogen die Sitten, Sprache und Galanterie des französischen Volkes ein und bildeten alle ritterlichen Tugenden aus. Mit den übrigen Sitten und Einrichtungen fand auch das Lehnswesen und der Vassallitätsverband seinen Eingang in die Normandie, und aus den Befehlshabern der alten Kriegsschaaren und den Hofbeamten des Herzogs bildete sich bald ein bevorrechteter erblicher Herrenstand; doch vermochte das fremde Institut nie ganz den angebornen Freiheitssinn der

Nordländer zu brechen, wie denn überhaupt, trotz der durch die häufigen Ehen der eingewanderten Kriegsmänner mit den Töchtern des Landes rasch vollzogenen Verschmelzung der beiden Völker zu Einer Nation, doch noch manche Eigenthümlichkeiten sich fort und fort erhalten haben: „Die Einwirkung der leichtfertigeren gallisch-fränkischen Sinnesweise vermochte nie ganz den volksthümlichen Charakter der Normannen umzugestalten, in welchem sich ernste Besonnenheit mit verwegenem Muthe und lebhafter, sinnreicher Phantasie vereinigte, und unter dessen Einfluß sich der Gegensatz des nördlichen Frankreichs gegen das südliche weiter ausbildete."

Mit der Aufnahme der Normannen in das westliche Frankreich hörten die fremden Einwanderungen in das gallische Land auf. Ziel und Tummelplatz der meisten Völkerzüge von den erobernden Römern bis zu den seeräuberischen Nordländern hat Gallien die mannigfaltigsten Volkselemente in sich aufgenommen und zu einem nationalen Ganzen verbunden. „Der Grundstamm" sagt Ranke „über den ganzen Boden des Landes blieb die romanisirte Bevölkerung: in Sprache, Erinnerungen, einzelnen Instituten der italienischen und der unter der fremden Botmäßigkeit sich erhaltenden spanischen nahe verwandt. Neben ihr erscheinen jene Ueberreste der alten Stämme, des keltischen in den Britonen, die durch Zuzüge aus Altbritannien verstärkt, sich darin gefielen, aller Gesetze und Unterordnung zu spotten, des iberischen in den Basken, die eine innere zweifelhafte Unterwürfigkeit von Zeit zu Zeit mit heftigen Feindseligkeiten unterbrachen. Dagegen hatten sich die germanischen Einwanderer den Ideen von Kirche und Staat lebendig angeschlossen. Noch konnte man meistens ihre Herkunft unterscheiden; die Gothen selbst erneuerten ihren Stamm und Namen an den Grenzen der spanischen Mark. Am innigsten durchdrangen sich fränkische und romanische Elemente an der mittleren Seine, wo die merowingischen Könige besonders gern verweilt hatten, und sich jetzt um Paris her ein mächtiges Herzogthum unter dem Namen Francien bildete; nur allmählich rissen sich die latinisirten Franken von den Deutschen los, mit denen sie durch Sitte, Denkweise und die Grundlage ihrer Einrichtungen zusammenhingen. Endlich waren die Normannen eingedrungen und hatten die französischen Küsten mit dem hohen Norden in Verbindung gesetzt. Die Urbevölkerung des europäischen Westens, die romanische Welt, welche noch immer einen so großen Theil desselben inne hatte, und die germanische, welche die Weltherrschaft zu Lande und zur See an sich gebracht, begegneten sich auf diesem Boden, innerhalb dieser Grenzen."

Die Volkselemente in Frankreich.

Um diese Zeit wurde auch zu dem mittelalterlichen Feudalstaat Frankreichs der Grund gelegt, wobei folgende Territorialverbände besonders hervortreten: 1) Das Herzogthum **Francien** lag größtentheils zwischen der Seine und Loire; unter der Landeshoheit desselben standen die Grafschaften Anjou, Touraine, Blois, Chartres, Gatinais, Maine und Senlis; verbunden mit ihm waren die Grafschaften Paris, Melun, Etampes und Orleans; der ersten waren untergeordnet die Herren von Montcheri, Dammartin, Corbeil, Montfort und Meulent, der letzten der Herr von Puiset. Die größten Besitzungen besaßen die Grafen von Anjou; sie erstreckten sich von Gien an der Loire bis an die Seine bei Fontainebleau. 2) Das Herzogthum **Bretagne** war seit Alans des Großen Tod (907) in die Grafschaften Rennes, Vannes, Nantes und Cornouaille zerfallen, deren Besitzer oft im Streit mit einander lagen, wodurch die Herrschaft der Normannen herbeigeführt ward. Von dem an war die Bretagne ein Bestandtheil des Herzogthums **Normandie**. 3) Die Herzogswürde über **Aquitanien** wurde zur Zeit Karls des Kahlen zwischen den Grafen von Toulouse

Lehnfürstenthümer in Frankreich.

und von Poitou getheilt. Die Landschaften, über welche der letztere gebot, Poitou, Saintonge, Angoumois, führten den Namen Aquitanien oder Guienne fort; jener besaß aber den größeren Theil des früheren Königreichs Aquitanien. Seit Wilhelm Werghaupt waren auch die Grafschaften Perigord und la Marche und die Vizgrafschaft Limoges den Herzogen von Aquitanien lehnspflichtig. 4) Gascogne stand als unmittelbares Kronlehen unter besondern Herzogen, bis es später mit Guienne verbunden ward. Zu Gascogne gehörten die Grafschaften Armagnac, Fezenzac und Astarac und die Vizgrafschaft Bearn, bald lehnspflichtig, bald unabhängig. 5) Das (französische) Herzogthum Burgund erstreckte sich von Chalons an der Saone bis nach Chatillon an der Seine und von den Grenzen der (deutschen) Grafschaft Burgund bis nach Avallon. 6) Die Grafschaft (oder Markgrafschaft) Toulouse erstreckte sich von der Grenze von Gascogne bis zur Rhone; die Markgrafen besaßen nicht nur die Lehnshoheit über die Grafschaften Carcassonne und Rasez, über Albigeois, Rouergue und Quercy, sie erhielten auch um 918 die Markgrafschaft Gothien mit Narbonne, Roussillon, Conflant u. a. und in der Folge die Grafschaften von Beziers, Agde, Lodeve, Maguelonne und Nismes. Von der Zeit an war die Markgrafschaft in zwei Linien getheilt, in die Grafen von Toulouse und von Rouergue, welche letztere auch Markgrafen von Gothien hießen. 7) Die Grafschaft oder Markgrafschaft Flandern wurde begründet von Balduin dem Eisernen, jenem kühnen Ritter, welcher Karls des Kahlen Tochter Judith entführte. Durch seine Besitzungen an der Westseite der Schelde stand er unter dem westfränkischen König; für seine übrigen Güter war er dem deutschen Beherrscher lehnspflichtig. Unter Arnulf dem Jüngeren († 988) wurden die Grafschaften Guines, Boulogne, Therouenne und S. Pol der Lehnshoheit Flanderns entzogen. 8) Der Ursprung der Grafen von Vermandois mit der Hauptstadt S. Quentin wird auf Pippin, den Sohn des Karolingischen Königs Bernhard von Italien, zurückgeführt. Heribert II. vereinigte mit Vermandois die Grafschaften Amiens und Troyes; aber nach seinem Tod (943) wurden diese durch Theilung unter seine Söhne wieder getrennt. Im 11. Jahrhundert wurde die letztere zur Grafschaft Champagne erweitert und durch Otto II., Enkel Theobalds des Betrügers, mit Chartres, Blois, Tours, Beauvais, Meaux und Provins zu einem großen Besitzthum vereinigt.

Die Vorgänge in Lothringen. Die Niederlassung der Normannen, die nicht blos den Wikingerfahrten im Frankenreiche ein Ende machte, sondern auch die feindseligen Bretonen ablenkte, setzte den König Karl in Stand, seine Hoheitsrechte an andern Orten geltend zu machen und zur Anerkennung zu bringen. Wir haben gesehen, in welcher verwirrten Lage sich Lothringen während und nach Zwentibolds Regierung befand. Nicht genug, daß trotzige und unternehmende Feudalherren ihre Hand nach der herzoglichen Würde ausstreckten, auch die oberlehnsherrlichen Rechte wurden von den Königen des ostfränkischen und des westfränkischen Reiches zu gleicher Zeit in Anspruch genommen. Die Umstände begünstigten den letzteren. Während König Konrad mühsam die Ordnung in Deutschland aufrecht erhielt, brachte Karl mit Hülfe Giselberts, dem er nach dem Tode seines Vaters Reginar dessen Lehen sammt der Herzogswürde übertragen, Lothringen an das westfränkische Reich. Aber gerade von hier aus sollte seine Herrschaft den ersten heftigen Stoß erfahren. Als derselbe Giselbert, ein ehrgeiziger, ränkesüchtiger und wankelmüthiger Fürst von hochfahrendem, unter-

nehmendem Geiste, höher hinaus wollte und nach der unabhängigen Herrschaft über das Herzogthum strebte, gelang es dem König, seine Vassallen von ihm abwendig zu machen und ihn so in die Enge zu treiben, daß er das Land verließ. Der Fürsprache des deutschen Königs gelang es wieder eine Versöhnung zu bewirken. Da aber Karl dem ungetreuen Vassallen nur einen Theil der früher besessenen Lehen zurückgab, so sann dieser abermals auf Verrath. Die energische Weise, womit der König auf den Rath Hagano's, eines Mannes von geringer Herkunft, der seines Herrn volles Vertrauen besaß und mit Treue und Anhänglichkeit vergalt, die Anmaßungen und unberechtigten Ansprüche einiger Großen zurückwies, hatte diese mit Groll erfüllt und zum Abfall geneigt gemacht. Giselbert steigerte die Unzufriedenheit, so daß mehrere der mächtigsten Vassallen in Soissons eine Zusammenkunft hielten und sich von dem König lossagten. Auch Giselbert empörte sich und mit ihm die meisten lothringischen Großen, die überhaupt im Rufe standen, daß sie ihre Herzen nach ihrem Vortheil wählten. Von ihnen zum Führer aufgestellt, herrschte er im Lande als unabhängiger Gebieter, riß die geistlichen Güter an sich und schaltete willkürlich über die Abteien und Bisthümer.

Aufstand der Vassallen. 920.

Aber der Aufruhr der fränkischen Feudalherren wurde bald niedergeschlagen. Dem Einfluß der Geistlichkeit, besonders des Erzbischofs Heriveus von Rheims, der dem bedrängten König eine Zufluchtsstätte in seiner Stadt gewährte, gelang es die Abgefallenen wieder mit Karl zu versöhnen und zum Gehorsam zu bringen. Auch Giselbert und die Lothringer wurden durch Versprechungen bewogen zur Treue zurückzukehren und die Besitznahme des Herzogthums durch Heinrich von Sachsen, mit dem Giselbert abermals in Verbindung getreten war, zu verhindern. Sie traten in die Reihen des westfränkischen Kriegsheeres ein, das in den Nahegau und in die Gegend von Worms vorrückend den Deutschen das Eindringen in das überrheinische Land zu wehren suchte. Diese Haltung überzeugte den ostfränkischen König, daß er nur durch einen längeren Krieg Lothringen gewinnen könne. Dazu aber war der unsichere Zustand seiner Herrschaft für jetzt nicht angethan. Er reichte daher die Hand zum Frieden, die Karl gern ergriff. „Bei Bonn, wo der Rhein das Siebengebirg hinter sich läßt und in die weiten Niederungen tritt, kamen die beiden Könige zum Friedenswerke zusammen. Auf beiden Ufern des Flusses lagerten ihre Heere, in der Mitte des Stromes ankerte ein Schiff, wo sich die Könige begegneten. Hier schlossen sie am 7. Nov. einen Freundschaftsbund. Gegen die Zusicherung, den westfränkischen König im Besitze von Lothringen nicht weiter zu gefährden, erhielt Heinrich von dem Karolinger die feierliche Anerkennung seiner Königswürde."

Zusammenkunft Karls mit König Heinrich. 921. 921.

Aber schon im nächsten Jahr erhob sich ein neuer Sturm wider Karl den Einfältigen. Mit der Geistlichkeit im Bunde und im Vertrauen auf die Normannen, suchte er nach den Rathschlägen Hagano's sein Ansehen gegen die

Robert zum König ausgerufen. 922.

empörten Vasallen geltend zu machen und seine Königsgewalt zu mehren. Dieses Vorhaben zu hintertreiben, schloß der ehrgeizige Herzog Robert von Francien, der es nicht vergessen konnte, daß sein Bruder Odo einst die Königskrone getragen, mit mehreren andern Feudalherren einen Waffenbund wider den König. Zu den Verbündeten gehörten nicht nur derselbe Giselbert von Lothringen und Graf Heribert von Vermandois, sondern selbst der Erzbischof von Rheims und Rudolf von Burgund, Sohn des kurz zuvor verstorbenen Herzogs Richard, der Karls treuester Vasall und kräftigste Stütze gewesen war, und die zahlreichen Grafen und Barone, die in jenen Fürsten ihre Lehnsherrn verehrten. Nur in Lothringen stand ein großer Theil der Vasallen auf Karls Seite und der Süden des Reiches hielt sich vom Kampfe fern. Diesmal war das Glück bei den Aufständischen. Nachdem sie dem Karolinger die Stadt Laon, seinen gewöhnlichen Aufenthaltsort, entrissen und ihn zur Flucht über
Juni. die Maas genöthigt, riefen sie Robert zum König aus und dieser wurde sofort in Rheims von dem Erzbischof gekrönt und mit dem heiligen Oele gesalbt.

Die Schlacht v. Soissons. Juni 923. Aber nur ein Jahr sollte der stolze Edelmann die widerrechtlich erworbene Krone tragen. Karl sammelte seine Getreuen aus Lothringen und andern Gauen unter seiner Fahne und griff seinen Gegner, der an der Aisne unweit Soissons ein festes Lager bezogen, so unerwartet an, daß dieser nicht Zeit hatte sein kleines Heer mit frischen Streitkräften zu verstärken. Der streitbare Gegenkönig Robert fiel im Treffen, und nur der raschen Entschlossenheit und Tapferkeit seines Sohnes Hugo, der an der Spitze einer zahlreichen Kriegerschaar auf dem Schlachtfelde erschien, war es zuzuschreiben, daß Karl nicht einen vollständigen Sieg davon trug. Diese Schlacht vergrößerte die Kluft zwischen
Rudolf von Burgund zum König erhoben. Karl in Haft. dem alten und neuen Königshaus. Hugo, der Weiße oder Große genannt, dürstete nach Rache für das vergossene Blut des Vaters; und da er selbst entweder nicht den Willen oder nicht die Hoffnung hatte, als dessen Nachfolger anerkannt zu werden, so lenkte er die Wahl auf seinen Schwager, Herzog
Juli. Rudolf von Burgund. Und schon im nächsten Monate wurde Rudolf von den Verbündeten in Soissons als König ausgerufen. Bald sah sich Karl auch von seinen lothringischen Anhängern verlassen, und da die Gegenpartei ihre Kriegsmannschaft so aufgestellt hatte, daß auch die Normannen ihm nicht zu Hülfe kommen konnten, so gerieth der unglückliche König in die größte Bedrängniß. Diese Lage benutzte der treulose Graf Heribert von Vermandois, um den „einfältigen“ Karolinger durch eidliche Versicherungen und arglistige Unterhandlungen mit wenigen Begleitern nach St. Quentin zu locken. Hier bemächtigte er sich des verrathenen Fürsten und schickte ihn als Gefangenen nach seinem Schlosse Chateau-Thierry. Seine Gemahlin Ogiva floh mit ihrem jungen Sohne Ludwig nach England, um bei ihrem Bruder, König Athelstan, Schutz zu suchen.

Allein wenn auch der gefangene König nicht mehr selbst ins Feld ziehen konnte, sein Name war noch immer mächtig genug, dem Gegenkönig die Krone streitig zu machen. Nicht nur, daß die Aquitanier die Absetzung Karls für eine gesetzwidrige und treulose That erklärten, auch Giselbert und die Lothringer hielten mit ihrer Anerkennung zurück und knüpften wieder Verbindungen mit dem deutschen König an, und die Normannen machten verheerende Einfälle in Francien und konnten nur nach längeren Kämpfen durch neue Gebietsabtretungen und Geldsummen zum Frieden gebracht werden. Zwar sah sich Heinrich, der im Vertrauen auf den Beistand Giselberts und des Erzbischofs Rotgar von Trier mit Heeresmacht in Lothringen einfiel und schnell den größten Theil des Herzogthums zur Unterwerfung brachte, bei Eintritt des Winters zum Rückzuge genöthigt, als Rudolf mit beträchtlichen Streitkräften an der Mosel erschien und sowohl den Herzog als die übrigen Vassallen zur Huldigung zwang; aber nach Ablauf des Waffenstillstandes, den er bei der Rückkehr mit Rudolf abgeschlossen, erschien der deutsche König zum zweitenmal in Lothringen, zwang Giselbert, nachdem er seine Festung Zülpich erobert, zur Unterwerfung und Geißelstellung und empfing von dem ganzen Herzogthum die Huldigung. „Am Ende des Jahres war ohne blutigen Kampf, durch weise und geschickte Benutzung der Verhältnisse, das schöne Lothringerland dem Ostreiche gewonnen, und der Rhein rollte zwischen deutschen Ländern seine Wogen dem Meere zu.“ Giselbert schloß sich nun an Heinrich an und dieser suchte den bedeutenden Mann dauernd in sein Interesse zu ziehen. Er vermählte ihm seine Tochter Gerberga und bewies ihm Vertrauen und Achtung. Nun erhielten auch die Konradiner wieder die Besitzungen und Lehen zurück, die sie früher jenseit des Rheines inne gehabt; und das Haupt derselben, der mit Heinrich befreundete Herzog Eberhard, empfing das Ehrenamt eines Pfalzgrafen in Lothringen, eine Stelle, die das Land noch aus den Zeiten der Selbständigkeit bewahrt hatte.

Rudolf. 923—936.

Heinrich bringt Lothringen an das deutsche Reich. 925.

923.

Anfang 925.

Die Krone, welche die fränkischen Großen dem Burgunder aufs Haupt gesetzt, war eine Dornenkrone. Wie sehr er sich auch bemühte, durch Vergabungen und Zugeständnisse ihre Dienste zu lohnen, er konnte ihrer Habgier nicht genung thun. Während er mit seinen Fähnlein wider die unbotmäßigen Dynasten zu Felde lag, brachen die Reiterhorden der Magyaren über den Rhein und über die Alpen, durchstreiften ohne Widerstand zu finden die reichen Fluren an der Rhone und Garonne und führten den Raub ungehindert nach ihren Wohnsitzen an der Donau und Theiß. Noch einmal kehrte der gefangene König Karl auf kurze Zeit in die Freiheit zurück. Graf Heribert, sein Kerkermeister, war von Rudolf mit großer Auszeichnung behandelt worden, ohne daß sein Ehrgeiz und seine Habgier befriedigt worden wären. Erzürnt, daß der König die erledigte Grafschaft Laon nicht ihm, sondern dem Sohne des verstorbenen Grafen verlieh, bildete er mit andern Unzufriedenen eine neue Waffenbrüderschaft und

Neue Aufstände. Karls Ende. 928. 929.

928.

entließ seinen erlauchten Gefangenen der Haft, ohne ihn jedoch ganz aus seiner Gewalt zu geben. Die neue Schilderhebung war nicht vom Glück begünstigt. Als Rudolf mit seinen burgundischen Kriegsmannen in Francien einrückte, dessen Herzog gemeine Sache mit Heribert gemacht hatte, baten die gegnerischen Großen um Frieden; und der Graf von Vermandois eilte, als ihm der König gegen die Erneuerung des Huldigungseides die begehrte Besitzung versprach, den Gefangenen wieder in den Kerker zurückzubringen, wo er im nächsten Jahre
929. sein trauriges Dasein schloß. Nun zeigten die Stammfürsten, die bisher mit ihrer Huldigung zurückgehalten hatten, mehr Neigung, sich mit Rudolf zu verständigen und ihn gegen gewisse Bedingungen als König anzuerkennen.

So unterwarfen sich ihm die mächtigsten Herren des Südens, die Grafen von Toulouse und Rouergue, als er sich bereit zeigte, ihnen die aquitanische Herzogswürde und einige Grafschaften zu verleihen, und Wilhelm I., Langschwert von der Normandie, Sohn und Nachfolger Roberts, empfing aus seiner Hand die Beleh-
932. nung als Herzog sammt den Hoheitsrechten über die Bretagne und die Halbinsel Cotentin und leistete ihm dafür den Eid der Treue; desgleichen der Herzog Lupus Aznar von Gascogne, so daß Rudolf während seiner letzten Lebensjahre im ganzen westfränkischen Reiche als König geehrt ward. Aber Ruhe fand er erst im Grabe. Der trotzige Heribert von Vermandois erhob aufs Neue Fehde wider ihn. Ein verheerender Bürgerkrieg mehrte die Leiden des Volkes; als der König dem unbotmäßigen Vassallen die bedeutenderen Städte wie Laon, St. Quentin, Amiens und Peronne entrissen, und an der Stelle Hugo's, seines Sohnes, der als fünfjähriger Knabe den erzbischöflichen Stuhl von Rheims bestiegen hatte, den Mönch Artald zum Metropoliten hatte wählen lassen, da demüthigte sich der übermüthige Edelmann und gelobte gegen Rückerstattung
935. eines Theiles der entrissenen Besitzungen Frieden und Treue.

Ludwig IV. der Ueberseeische. 936—954.

Im nächsten Jahr starb Rudolf ohne männliche Erben und da Herzog Hugo von Francien lieber über Könige herrschen, als selbst König sein wollte, so erklärte er sich bereit, den Sohn Karls des Einfältigen, den seine Mutter Ogiva nach England gerettet hatte, als König anzuerkennen. Als auch der Herzog Wilhelm von der Normandie, durch reiche Geschenke des englischen Königs gewonnen, so wie der Graf von Vermandois und andere französische Herren sich für Ludwigs Thronfolge aussprachen, setzte derselbe über den Kanal und empfing in Boulogne die Huldigung der ihn erwartenden Anhänger und in Laon die Krone und Salbung von der Hand des Erzbischofs Artald von Rheims. Ludwig IV. „der Ueberseeische" (d'Outremer), ein Jüngling von sechzehn Jahren, vermochte weder dem anarchischen Zustand in Frankreich zu steuern, noch sich der Herrschaft Hugo's zu entziehen.

Hugo der Große von Paris

In der Fremde aufgewachsen konnte Ludwig nicht auf die Ergebenheit und Treue zahlreicher Vassallen rechnen. Er blieb daher stets abhängig von dem mächtigen Edelmann, gegen den er wahrscheinlich schon in England solche Verpflichtungen eingegangen hatte, daß dieser, welcher sich selbst „durch die Gnade des allmächtigen Gottes Herzog der Franken" nannte, nicht nur, wie es in öffentlichen Urkunden hieß, „der Nächste nach dem König in allen seinen

Reichen" war, sondern eigentlicher Herr und Gebieter, ein neuer Major domus. Nicht zufrieden mit seinen ausgedehnten Besitzungen an der Seine und Loire mit den Grafschaften Paris, Orleans, Anjou, Maine, Touraine, Blois, Chartres, Senlis u. a. m. strebte der stolze Herzog auch nach der Herrschaft über Burgund und bewirkte mit des Königs Hülfe, daß nach einem längeren Kriege das Land zwischen ihm und den beiden näher berechtigten Prätendenten Giselbert von Lothringen und Hugo dem Schwarzen, Rudolfs Bruder, getheilt ward.

Mit der Zeit wurde jedoch dem König, der thätiger und unternehmender war als sein Vater, diese Uebermacht des Herzogs unerträglich; es widerstrebte seinem Ehrgefühl, noch länger als willenloses Werkzeug fremder Herrschsucht zu dienen. Aber nicht sobald bemerkten die Feudalherren die Absicht des „Ueberseeischen", sich ihrer Bevormundung und Leitung zu entziehen und ein monarchisches Selbstregiment zu gründen, so erneuerten Hugo und Heribert den früheren Waffenbund und begannen, nachdem sie noch den Grafen Hugo von Burgund, Giselbert von Lothringen und sogar Wilhelm von der Normandie zum Anschluß bewogen, gegen Ludwig einen ähnlichen Kampf wie einst gegen dessen Vater. Von der Meeresküste bis zum Rhein tobte ein allgemeiner Bürgerkrieg: nicht nur die Anhänger des Königs und die Feudalpartei stritten wider einander; auch geringere Vassallen erhoben das Schwert gegen ihre Lehnsherren, und wer einen Feind besaß, eine Beleidigung zu rächen hatte oder von der Leidenschaft des Gewinnes getrieben ward, wollte in dieser Zeit der Anarchie und der Schicksalswechsel nicht zurückbleiben. Aufstand der Feudalherrn gegen Ludwig.

In der Normandie wollte sich Herzog Wilhelm, ein von der Geistlichkeit zur Gottesfurcht und Friedfertigkeit erzogener Herr, vor der überlegenen Kriegsmacht seiner empörten Vassallen zurückziehen. Da sprach Bernhard der Däne, sein vornehmster Gefolgsmann und Rathgeber: „Herr, wir werden dir nicht folgen auf dem Rückzuge sondern heimkehren in unser dänisches Vaterland; verweichlicht wie du bist, kannst du nicht länger unser Führer und Schutzherr sein!" Diese Worte machten Eindruck, der Herzog ermannte sich, gewann die Schlacht und befestigte seine Herrschaft aufs Neue. Normandie. Wilhelm I. 931—942.

Am größten war die Kriegsnoth in Lothringen. Wir werden später des großen Aufstandes erwähnen, den Heinrich von Sachsen wider seinen königlichen Bruder Otto erregte. Giselbert nahm daran Theil in der Hoffnung, das Herzogthum in ein unabhängiges Königreich verwandeln zu können. Umsonst rückte Otto mit Heeresmacht an die Mosel und Maas; ehe er den kühnen und schlauen Mann, der sich in seiner steilen Felsenburg Chevremont, d. i. Ziegenberg, unweit Lüttich mit Erfolg vertheidigte, bezwungen hatte, riefen ihn dringende Anliegen nach Sachsen. Nachdem er das Land mit Feuer und Schwert verwüstet, kehrte er über den Rhein zurück, seinen Anhängern die Fortführung des Kampfes überlassend. Bald drohte der mächtige Heerfürst mit einem neuen Feldzug. Da wandte sich ein Theil der lothringischen Edlen, Giselbert an der Spitze, an den westfränkischen König und erbot sich, ihm zur Besitzergreifung Ludwig und Otto I. im Krieg. 939. 940.

des Herzogthums behülflich zu sein. Nach einigen Bedenken leistete Ludwig der Aufforderung Folge. Er zog bis in die Gegend von Verdun und traf Anstalten gegen den Rhein vorzurücken, als ihn die Nachricht von dem Fortgang des Aufstandes in Neustrien und von der Gefahr, in der sogar seine Hauptstadt Laon schwebte, zum Abzug bestimmte. Bald darauf fand Herzog Giselbert seinen Tod in den Fluthen des Rheins; Ludwig näherte sich abermals der Grenze, aber die drohende Haltung Otto's schreckte ihn ab. Er führte Giselberts Wittwe Gerberga in sein Reich und vermählte sich mit ihr, in der Hoffnung, als ihr und ihres jungen Sohnes natürlicher Beschützer die Vassallen und Freunde des gefallenen Herzogs auf seine Seite zu ziehen. Aber die einzige Frucht seiner Bemühungen war die Verlängerung des Krieges und die Mehrung der Feinde. Um den ehrgeizigen Entwürfen Ludwigs zu begegnen, drang Otto tief in Frankreich ein, schlug an der Seine sein Heerlager auf und empfing von Hugo und Heribert den Huldigungseid.

Frieden und Versöhnung. 941. 942. Nun nahm der Krieg weitere Dimensionen an. Während Ludwig im Bunde mit Hugo dem Schwarzen und Wilhelm von Poitou in Burgund und Lothringen das Waffenglück an seine Fahnen fesselte, belagerten die aufrührerischen Vassallen wiederholt seine Hauptstadt Laon, eroberten Rheims, wo Heriberts Sohn Hugo kraft eines Synodalbeschlusses abermals auf den erzbischöflichen Stuhl gesetzt ward, und durchstreiften das Land bis an die lothringische Grenze. Da gelang es endlich den Schwestern Otto's, wovon die eine, Gerberga, an König Ludwig, die andere, Hadvig, an Hugo von Francien vermählt war, eine Waffenruhe und eine Versöhnung zu bewirken. Otto, schon lange des Kampfes müde und in seinem Gewissen beunruhigt, daß er dem Aufruhr der Großen, den er im eigenen Lande so strenge niederzuhalten bemüht war, im verwandten Nachbarreiche Vorschub leiste, schloß auf einer Zusammen-
942. kunft zu Vougiers an der Aisne mit Ludwig Frieden unter der Bedingung, daß Lothringen fortan bei dem deutschen Reiche verbleibe und vermittelte dann ein Freundschaftsbündniß zwischen den Schwägern. Ludwig verlieh dem Herzog von Neuem das französische Burgundien und empfing dafür den Eid der Huldigung und der Treue.

Ludwig in der Normandie. 943. Für den Verlust von Lothringen, das nun wieder dem Gebote des Sachsen gehorchte, hoffte Ludwig im Bunde mit seinen Vassallen das Küstenland an der unteren Seine an das Reich zurückzubringen. Herzog Wilhelm von der Normandie hatte einem abtrünnigen Vassallen des Grafen Arnulf von Flandern Beistand geleistet und das Schloß Montreuil, das ihm der Lehnsherr entrissen, zurückgegeben. Um sich zu rächen, lud Arnulf den Normannen zu einer
17. Dec. 942. Zusammenkunft an der Somme und ließ ihn dort verrätherisch ermorden. Diese Gelegenheit suchte Ludwig zu seinem Vortheile zu benutzen. Er begab sich nach Rouen und bewog die Normannen durch hinterlistige Reden, daß sie ihm den Sohn Wilhelms, den achtjährigen Richard, anvertrauten. Statt aber, wie er

versprochen, den Mord des Herzogs zu rächen und dem Sohne das väterliche Erbe zu erhalten, verband er sich mit Arnulf und trachtete im Verein mit diesem und mit Hugo von Francien die Normandie zu erobern. Aber das Unternehmen scheiterte an der Klugheit des Dänen Bernhard, welcher seit Wilhelms Tod das Regiment führte, und an dem Mißtrauen und der Unbotmäßigkeit der fränkischen Vassallen. Bei dem Tode seines alten Gegners Heribert von Vermandois bemächtigte sich Ludwig der Besitzungen desselben. Er entriß dem ältesten der Söhne, Odo, die Stadt Amiens und bemühte sich den andern, Hugo, wieder aus dem Metropolitansitz von Rheims zu verdrängen. Darüber fühlte sich Hugo der Große, ihr Verwandter, beleidigt. Während des Haders, der deshalb ausbrach, gelang es dem Normannen Osmund, der als Erzieher den Prinzen nach Laon begleitet hatte, mit demselben der Haft zu entkommen und Rouen zu erreichen; und Bernhard benutzte die Verstimmung des Herzogs, um Zwietracht unter den Verbündeten zu stiften und rief zugleich neue Mannschaft aus dem Mutterlande herbei. Unter der Leitung des Seekönigs Harald, genannt Blauzahn (Blaatand), der die Verstärkungen herbeigeführt hatte, gewannen die Normannen bald die Oberhand über die zwieträchtigen Franken, so daß Ludwig sich zu einer friedlichen Verständigung erbot. Man verabredete zu dem Ende eine Zusammenkunft. Bei dieser überfielen die Feinde arglistig 13. Juli 945. den König und seine Begleiter; das Gefolge wurde größtentheils niedergemacht, Ludwig selbst auf der Flucht ergriffen und in Fesseln nach Rouen geführt, wo er abermals in die Abtretung des Herzogthums willigen mußte.

Damit hub Ludwigs Elend erst recht an. Die Normannen lieferten den Ludwig in Haft. Otto erlauchten Gefangenen in die Gewalt Hugo's von Francien und dieser scheute vor Paris und Rouen. sich nicht, seinen König und Schwager in Haft zu halten, um ihm die Stadt 945—947. Laon und den letzten Rest der Herrschermacht abzutrotzen. So war Ludwig, 945. wie einst sein unglücklicher Vater, in den Händen seiner Feinde. „Um seinen Schmerz noch zu vermehren, mußte er vernehmen, daß ein Söhnchen, das ihm vor Kurzem Gerberga geboren, in der Gewalt der Normannen geblieben war und bald zu Rouen, ihrer Hauptstadt, sein kurzes Dasein beschloß.“ In dieser Noth sandte der König einen Boten über den Rhein zu Otto und flehte ihn um Beistand an. Auch Gerberga, welche die feste Stadt Laon lange muthvoll vertheidigt hatte, wandte sich um Hülfe an den Bruder. Diesen Bitten vermochte der Sachse nicht zu widerstehen. Er rückte mit einem beträchtlichen Heere in Frankreich ein. Auf die prahlerischen Reden Hugo's, der ihn durch die Hinweisung auf die Menge blinkender Harnische und Helme in seinem Heere zu schrecken hoffte, erwiederte er, „er habe so viele Strohhüte bei sich, wie Hugo nie zu Gesicht bekommen.“ (Die Sachsen pflegten nämlich im Sommer große Strohhüte zu tragen.) Vereint mit Ludwig, den Hugo auf die Kunde von dem Anrücken der Deutschen der Haft entlassen, drang Otto in das Herz des westfränkischen Reiches. Sie eroberten Rheims und setzten Artald wieder an die Stelle

des flüchtigen Erzbischofs Hugo. Dies war aber auch der einzige Erfolg des Feldzugs. Die Mauern der hochgelegenen Stadt Laon widerstanden den Angriffen des sächsischen Fußvolkes, das nur kurze Speere führte; auch Paris wurde vergebens belagert und als die beiden Könige vor Rouen anlangten,
946. war die Jahreszeit schon so weit vorgerückt, daß Otto auf den Rückzug denken mußte. Der dreimonatliche Feldzug der Deutschen hatte nur die Leiden des Volkes und die Verödung des Landes vermehrt, aber die Lage Ludwigs nicht erleichtert. Er war ein König, der kaum ein Fußbreit Landes sein nennen konnte und seinen Ansprüchen konnte er keine Geltung verschaffen. Endlich ver-
947. mittelte Otto einen Waffenstillstand zwischen seinen Schwägern und suchte dann auf anderem Wege als mit dem Schwerte dem Streit ein Ende zu machen und die Wunden, die unter den heftigen Parteikämpfen Reich und Kirche empfangen, zu schließen.

Die Synode von Ingelheim. 948. Da mehrere Bischofsitze verwaist, andere wie Rheims doppelt besetzt waren und je nach dem Gange des Parteikampfes bald dieser bald jener auf der Flucht oder in Ehren sich befand, so glaubte Otto, daß die Ursache dieses traurigen Zustandes von einer Synode untersucht und der Schuldige durch kirchliche Strafen zur Ordnung gebracht werden sollte. Allein zweimal blieb sein Versuch, die west- und ostfränkische Geistlichkeit zu versammeln, erfolglos. Erst als auf sein Ansuchen der Papst einen Legaten an den Rhein sandte, fand die nach
Juni 948. Ingelheim berufene Versammlung die erforderliche Zahl Theilnehmer. Aber freilich waren die vier und dreißig Bischöfe, welche der Einladung folgten, größtentheils Deutsche, da die Geistlichen von Hugo's Partei, gleich ihrem weltlichen Oberhaupte selbst, zu erscheinen sich weigerten. Vor dieser unter dem Vorsitze des Legaten eröffneten Versammlung legte Ludwig in Gegenwart seines Beschützers Otto die traurige Lage dar, in der sich Thron, Reich und Kirche befänden, erbot sich durch einen Eid oder einen gerichtlichen Zweikampf zu beweisen, daß die Schuld dieser Wirren nicht ihn treffe und bat um eine endgültige Entscheidung. Von dem Urtheilsspruch der Synode und des deutschen Königs machte somit Ludwig seine Krone abhängig. In den kirchlichen Fragen sprach sich die Versammlung zu Ludwigs Gunsten aus, indem sie die Bischöfe Artald von Rheims und Rudolf von Laon als rechtmäßige Kirchenfürsten anerkannte; in Betreff des Herzogs begnügte sie sich jedoch mit der Androhung des Bannes, wenn er nicht in bestimmter Frist zum Gehorsam zurückkehre.

Hugo im Bann. Ausgang des Kriegs. 949. 950. Aber dem hochfahrenden Feudalfürsten kam es gar nicht in den Sinn, sich den Beschlüssen einer Versammlung zu fügen, die unter dem Einfluß seiner Gegner stand. Er beharrte im Widerstand gegen Ludwig. Da gebot Otto dem Herzog Konrad von Lothringen, den König mit gewaffneter Hand in sein Land zurückzuführen. Zugleich sprach die Synode von Trier, erbittert daß Hugo abermals ihre Ladung verachtet hatte, auf Otto's ausdrückliches Verlangen den Bann über den Empörer aus. Doch der Herzog trotzte der weltlichen und

geistlichen Gewalt. Gestärkt durch ein Bündniß mit dem Normannen Richard, dem er seine Tochter Emma in die Ehe gegeben, setzte er den Krieg gegen den König und seinen Verbündeten fort. In einer Zeit, wo nur die Macht der Waffen gefürchtet wurde und der apostolische Stuhl in schimpflichen Ketten lag, hatte der Bannstrahl der Kirche seine zermalmende Kraft verloren. Erst nach vielen Kämpfen, in denen der französische König trotz seiner geringen Streitkräfte Muth und Thätigkeit zeigte, gelang es endlich der Vermittelung Otto's und Konrads mit Hülfe einiger lothringischen Bischöfe eine Versöhnung zwischen den streitenden Parteihäuptern zu bewirken. Auf einer Zusammenkunft an der Marne gelobte Hugo seinem königlichen Schwager abermals 950. Treue und stellte ihm die Hauptstadt Laon zurück. Zugleich versöhnte er sich mit dem Grafen Arnulf von Flandern und dem Erzbischof Artald. Das strenge Wort des sächsischen Königs, mit dem der Herzog zuvor in Aachen ein Zwiegespräch gehalten, scheint hauptsächlich den trotzigen Sinn desselben gebeugt zu haben.

Drei Jahre nach diesen Vorgängen starb Ludwig der Ueberseeische in Ludwigs Folge eines unglücklichen Sturzes vom Pferde im drei und dreißigsten Jahre Tod. 954. seines leidensvollen Lebens. Noch kurz vor seinem Tode hatte er den Schmerz, die Fluren von Laon, Chalons und Rheims von ungarischen Reiterschwärmen ausgeplündert und verwüstet zu sehen. Ludwig war kein unwürdiger Sprößling des erlauchten Geschlechts der Karolinger; aber die Zustände im fränkischen Westreiche boten keinen Raum mehr zur Entfaltung königlicher Kraft und Tugend. Sein Leben glich dem Ringen eines muthigen Schwimmers in sturmgepeitschter Fluth; alles Mühen und Arbeiten vermochte nur den Untergang zu verzögern, nicht zu verhindern.

Nach dem Tode des Königs wandte sich Gerberga sogleich um Hülfe an König Lothar III. Hugo; und dieser hatte abermals den Stolz oder die Großmuth, die Krone, 954—986. die er leicht für sich selbst gewinnen konnte, auf das schwache Haupt des königlichen Knaben Lothar zu setzen, freilich um den kostbaren Preis des ganzen Herzogthums Burgund und Aquitaniens. Da auch der Bruder des deutschen Königs, Bruno, Erzbischof von Köln und Herzog in Lothringen, seinen Einfluß für den Sohn seiner Nichte geltend machte, so wurde der dreizehnjährige Lothar von den Bischöfen und weltlichen Großen zum König gewählt und vom Erzbischof Artald in Rheims gekrönt.

König Lothar III. war mehr vom Glück begünstigt als sein Vater. Im Hugo's des Großen Ausgang. 956. Anfang freilich diente er nur dem Ehrgeize Hugo's als Werkzeug. Um ihm zum Besitze Aquitaniens zu verhelfen mußte er mit demselben den Grafen Wilhelm von Poiton bekriegen. Aber der baldige Tod Hugo's befreite den Grafen Juni 956. von seinem mächtigen Widersacher und den König von einem Gebieter, dem er nur gehorchen oder mit den Waffen entgegentreten mußte. Seine Besitzungen wurden unter seinen jungen Söhnen so getheilt, daß sein Erstgeborner Hugo,

nachmals Capet genannt (wahrscheinlich von dem geistlichen Kleide Cappa, das er als Laienabt des Martinsklosters von Tours trug), das Herzogthum Francien sammt den Grafschaften Paris und Orleans erhielt, der zweite Otto Burgund, in dessen Besitz neun Jahre später der jüngste Sohn Hugo's, Heinrich, folgte. Seine Tochter Emma war mit Richard von der Normandie, Wilhelms Nachfolger, vermählt. Lothars Regierungszeit bietet für die allgemeine Geschichte wenig Beachtenswerthes dar. Ein neuer fehlgeschlagener und mit einer Niederlage bezahlter Angriff des Königs und seines Bundesgenossen Theobald „des Betrügers" von Chartres und Blois auf die Normandie; ein längerer Kampf wider Arnulf den Jüngeren von Flandern, der die Lehnspflichten weigerte, und geringfügige Fehden der Grafen und Herren wider einander, sind für die Nachwelt von geringem Interesse. Erst als sein Oheim Kaiser Otto gestorben war und dessen Sohn gleichen Namens durch innere Aufstände in kriegerischer Thätigkeit gehalten wurde, schritt Lothar zu größeren Unternehmungen. Er suchte die günstigen Umstände zu benutzen, das Herzogthum Lothringen wieder an sich zu bringen und die Grenzen des westfränkischen Reiches bis an den Rhein auszudehnen. Durch die Lage der Dinge begünstigt hatte sein Unternehmen Anfangs günstigen Fortgang. Graf Reginar II. von Hennegau, ein Bruder Giselberts, war wegen Gewaltthätigkeiten gegen die Kirchen seines Gebiets und wegen Ungehorsams vom Erzbischof Bruno seiner Grafschaft entsetzt und verbannt worden. Seine beiden Söhne, die am französischen Hofe eine Zuflucht gefunden, benutzten jetzt die auf Otto's I. Tod folgende Verwirrung, um ihr väterliches Erbe wieder zu erlangen und zugleich ihrem Gefährten Karl, König Lothars Bruder, zum Besitz von Lothringen zu verhelfen. Das Gelingen dieser Unternehmung hob die Hoffnungen des westfränkischen Königs. Er
978. drang unerwartet bis nach Aachen vor, fand aber die Stimmung der lothringischen Großen so wenig zu seinen Gunsten, daß er rasch wieder abzog. Wir werden später den weiteren Verlauf dieses Unternehmens in der deutschen Geschichte kennen lernen. Nach einigen Feldzügen, wobei die Deutschen ihre Waf-
980. fen bis in die Nähe von Paris trugen, kam ein Friede zu Stande, worin der französische König auf das streitige Herzogthum Verzicht leistete. Einen ähnlichen Ausgang hatte ein zweiter Versuch Lothars nach Otto's II. Tod das
984. günstig gelegene Land zu erobern. Auch der dritte Kaiser dieses Namens rettete das schöne Herzogthum dem deutschen Reich.

Lothars Regierung.

Lothar im Krieg mit Otto II. 978—980.

Zwei Jahre nachher starb Lothar. Sein Sohn Ludwig V., der schon seit einiger Zeit den Thron mit dem Vater getheilt hatte, wurde zu Compiegne gekrönt und übernahm die Herrschaft, die sich jedoch nicht weit über die Stadt Laon sammt der Umgegend erstreckte. Aber schon im Mai des folgenden Jahres starb der kinderlose König so rasch, daß man eine Vergiftung argwohnte. Nun nahm Hugo Capet, der Sohn und Erbe Hugo's des Großen, mit Zustimmung der versammelten Großen zu Noyon den Königstitel an, brachte die Vassallen

König Ludwig V. 986—987.

Hugo Capet zum König gewählt. Ausgang der letzten Karolinger.

im Norden der Loire zur Huldigung und empfing in der Kathedrale von Rheims von dem Erzbischof Adalbert Krone und Salbung. Allein so leicht sollte der Thronwechsel nicht vor sich gehen; das Karolingische Geschlecht sollte erst nach gewaltsamen Zuckungen seinen Todeskampf beendigen. Jener Karl, den einst sein königlicher Bruder Lothar mit dem Herzogthum Niederlothringen belehnt, ein gewaltthätiger ruchloser Mann, machte dem neuen König die Krone streitig. Er sammelte eine wilde Kriegsschaar um sich und führte, unterstützt von seinem klugen aber lasterhaften und treulosen Halbbruder Arnulf, der sich mit Gewalt des Erzbisthums von Rheims bemächtigte, einen mehrjährigen blutigen Bürgerkrieg wider Hugo. Auch im Süden schaarten sich die Anhänger des alten und die Gegner des neuen Herrscherhauses um Wilhelm den Eisenarm, Sohn und Nachfolger des von Hugo dem Großen bekämpften Herzogs von Aquitanien. Aber das Glück war mit Hugo Capet und seinen Verbündeten. Durch die List des Bischofs von Laon wurden Karl und Arnulf gefangen genommen und dem König ausgeliefert, worauf die übrigen Aufständischen die Waffen niederlegten und Hugo anerkannten. Karl und sein Sohn beschlossen ihre Tage im Kerker und auch Arnulf wurde, nachdem er von der Synode zu Rheims seiner geistlichen Würden und Weihe verlustig erklärt worden, längere Zeit in Haft gehalten. Sein Nachfolger auf dem erzbischöflichen Stuhle wurde der gelehrte Gerbert, der Freund Hugo's und der Ottonen. Diesen kläglichen Ausgang nahm das Karolingische Herrscherhaus, das mehrere Menschenalter hindurch in seinen hervorragenden Häuptern die Geschicke der christlich-germanischen Menschheit bestimmt und geleitet hatte.

3. Juli 987.

4. Italien in der kaiserlosen Zeit.

Mit dem Hinwelken des Karolingischen Hauses im ost- und westfränkischen Reiche hielten die Nothstände des zerrissenen Italiens und der Verfall des Papstthums gleichen Schritt. „Das Papstthum," sagt Gregorovius, „unter Nicolaus und Hadrian, noch unter Johann VIII. so gewaltig und zu so großen Plänen emporgekommen, fiel inmitten der allgemeinen Auflösung aller politischen Dinge jählings in Trümmer nieder. Der weltliche Staat der Kirche wurde von tausend Räubern fortgetragen, und selbst die geistliche Gewalt des Statthalters Christi bestand bald in nichts mehr als einem herkömmlichen Titel ohne Kraft. Eine Finsterniß unheimlicher und gespenstischer Art breitet sich nun über die Stadt Rom aus, erhellt durch einen sparsamen und zweifelhaften Schimmer, der hie und da aus alten Chroniken auf diese fürchterliche Periode fällt — in der That ein Schauspiel schrecklicher Art, worin erkennbar sind rohe, gewaltthätige Barone Roms und der Campagna, die sich Consuln oder Senatoren nennen, brutale oder unselige Päpste, die aus ihrer Mitte emporkommen, schöne, wilde und verbuhlte Weiber, schattenhafte Kaiser, welche kommen, kämpfen und verschwinden — und alle diese Erscheinungen jagen in tumultuari-

Die Zustände Italiens u. Roms.

scher Hast am Blick vorüber." Wir haben früher die Zustände kennen gelernt, unter denen Graf Hugo von der Provence mit Hülfe der schönen Gräfin Ir-
926. mengard das Königreich Italien gewann, dafür aber seinem Mitbewerber Rudolf von Hochburgund seine Besitzungen jenseit der Alpen überlassen mußte. Während dieser Zeit war Rom der üppige Boden, auf dem alle Laster und Verbrechen wuchernd aufschossen. Wie dürftig auch die Nachrichten sind, die aus dem zehnten Jahrhundert über die durchwühlten Zustände der kirchlichen Hauptstadt auf die Nachwelt gelangten; sie lassen den Abgrund errathen, an dessen Rand das damalige Geschlecht in gottvergessenem Leichtsinn hinwandelte. Bietet schon der Anfang des Jahrhunderts ein Schauerbild dar, wo innerhalb acht Jahren acht Päpste erhoben und gestürzt und die Gestürzten bald erwürgt bald in den Kerker oder in die Klosterzelle gestoßen wurden; wo selbst
Sergius III. 904—914. Sergius III. aus einem der aristokratischen Geschlechter, die aus dem gährenden Chaos emporstiegen, sein zehnjähriges Pontificat zu Thaten anwandte, welche ihm den Fluch eines frommen Kirchenhistorikers zuzogen und die düstere Vergangenheit mit einem siebenjährigen Exil, mit der geschändeten Leiche des Formosus und mit den blutigen Schatten einiger Päpste, nicht in Vergessenheit
Johann X. 914—928. zu bringen vermochten; so stieg die gräuelvolle Entartung unter Johann X. und seinen Nachfolgern durch den Einfluß wollüstiger Weiber und ihrer Geschöpfe auf eine solche Höhe, daß die spätere Zeit die Periode, während welcher Theodora und Marozia in Verbindung mit dem verworfenen römischen Adel die höchste Kirchenwürde an ihre Günstlinge, Söhne und Enkel vergaben, mit dem Namen des „Weiber-" oder noch derber des „Huren-Regiments" (Pornokratie) brandmarkte und daß zur Bezeichnung der herrschenden Sittenlosigkeit und Verweichlichung das Märchen von einer Päpstin Johanna entstehen konnte, die, ein verkapptes Mädchen, das sich in Athen große Gelehrsamkeit erworben, eine Zeitlang als Johann VIII. (nach Leo's IV. Tod 855) den päpstlichen Stuhl inne gehabt habe und „die Schuld ihres Geschlechtes bezahlend tragisch untergegangen sei."

Johann X., Marozia u. Alberich I. Johann X., Nachfolger von Sergius III., der die eingestürzte Basilica des Lateran wieder im alten Stil hergestellt, war der erste, welcher durch die patrizische Partei, an deren Spitze die einflußreiche Theodora stand, auf den apostolischen Stuhl erhoben wurde. Mag auch die Angabe Liutprands, daß Johann schon in frühen Jahren, da er als Gesandter des Erzbischofs von Ravenna öfters in Rom geweilt, der Geliebte der Römerin Theodora gewesen und durch diese lustentbrannte Frau, Gemahlin des Theophylactus, des „Consul" oder „Senators" der Römer, aus einem der edelsten Geschlechter der Stadt, nach Sergius' Tod auf den päpstlichen Stuhl erhoben worden sei, zu den Lügen gehören, die sich bei diesem Schriftsteller in Menge vorfinden, so unterliegt es dagegen keinem Zweifel, daß er seine Erhöhung dem Einfluß der aristokratischen Partei verdankte, welche damals die weltliche Herrschaft Roms in ihre Gewalt gebracht und als deren Seele Theodora und ihre Töchter Marozia und Theodora die Jüngere angesehen werden können, schöne, kühne und ehrgeizige Frauen, „von großem Verstand und Muth, voll Genußsucht, Herrschgier und List," und daß er in die Ränke,

Intriguen und Frevelthaten verflochten war, welche durch die Leidenschaft und Ehrsucht dieser Weiber und ihrer Männer und Buhlen die Geschicke Roms und Italiens lenkten und bestimmten. Indessen war Johann X. „kein dienstfertiger Günstling von Weibern," sondern ein Fürst voll Kraft und voll Erbarmen mit den Leiden des Volks. Die Zerrissenheit Italiens und der Mangel einer starken Centralgewalt war von den Saracenen zu verheerenden Plünderungszügen benutzt worden: die Sabina, Tuscien, Latium waren eine grabesstille Wüste; die reichen Abteien Farfa und Subiaco lagen in Schutt und Asche; und was die Ungläubigen noch übrig gelassen, entführten christliche Räuber, die in Banden umherstreiften. Da vermittelte Johann X., wie seine Vorgänger Leo IV. und Johann VIII., einen Waffenbund der Fürsten und Herren Unteritaliens und zog dann an der Seite des kühnen Alberich, eines Glücksritters von langobardischer Herkunft, der sich zum „Markgrafen" von Camerino aufgeschwungen und den Theodora nach Rom gezogen und mit ihrer Tochter Marozia vermählt hatte, mit der römischen Kriegsmannschaft ins Feld. Dieser vaterländischen Thätigkeit des Papstes und seiner Bereitwilligkeit selbst mit großen Opfern die Kriegshülfe der Fürsten von Neapel, Gaeta, Capua, Salerno und Benevent zu erkaufen, ist der glänzende Sieg über die Mohammedaner am Garigliano zuzuschreiben, der die an den 14. Juni 916. unteren Ufern des Flusses angelegten Schanzwerke vernichtete und den Raubzügen auf längere Zeit ein Ende machte. Alberich wurde als zweiter Scipio gefeiert, zum „Consul der Römer" erhoben und mit Gütern reich ausgestattet. Aber das Glück scheint ihn übermüthig gemacht zu haben. Es heißt, er habe als Patricius das Regiment der Stadt an sich gerissen und mit despotischer Gewalt in Rom geschaltet, bis es dem Papst gelungen, ihn zu vertreiben; da habe er die Ungarn zu Hülfe gerufen, sei aber endlich von den erbitterten Milizen Roms in seinem Castell bezwungen und erschlagen worden.

Als sich Papst Johann X. in seinen späteren Jahren dem Weibereinfluß, Johanns X. Ausgang. dem er seine Erhebung verdankte und der Herrschaft Alberichs, der ihm zum 928. Siege am Garigliano verholfen, zu entziehen suchte und zu dem Zweck mit König Hugo von Pavia in Verbindung trat, in der Absicht, ihm auch das Regiment in der zerrütteten Hauptstadt des Kirchenstaats zu übergeben, reichte Marozia, die mächtige „Senatrix," deren Gatte Alberich kurz zuvor erschlagen worden war, dem Markgrafen Guido von Tuscien, Irmengards Bruder, die Hand zum zweiten Ehebund und suchte ihm die Herrschaft in Rom zu verschaffen. Dieses Parteitreiben erzeugte wilde Volksbewegungen, in deren Folge Johann X., nachdem sein Bruder vor seinen Augen niedergestoßen worden, in den Kerker geworfen ward, wo er bald starb, sei es an Hunger oder durch ein 928. Kissen erwürgt. Nun herrschte die „Senatrix" Marozia, die sich den Titel Marozia's Machtstellung. „Patricia" beilegte, weil sie in der That die weltliche Herrin war, über Rom und den päpstlichen Stuhl ohne Widerspruch. Nach zwei schattenhaften Päpsten setzte sie ihren eigenen Sohn unter dem Namen Johann XI. auf den Stuhl des heil. Petrus und tyrannisirte nun Kirche und Stadt. Als ihr zweiter Gemahl Guido nach kurzer Ehe starb, bot sie ihre Hand dem König Hugo von Italien. Dieser arglistige, wollüstige und treulose Fürst, dessen lascives Leben Ihre Vermählung mit König Hugo. noch den letzten Rest von Sitte und Ehrbarkeit zerstörte, der sich über Recht und Anstand wegsetzte, Bisthümer und Abteien an freche weltliche Günstlinge

verkaufte oder verschenkte, und gleich einem orientalischen Fürsten, einen Harem von schönen Buhlerinnen unterhielt, ging auf das Anerbieten ein, das seine ehrgeizigen Entwürfe zu fördern schien. Um das Eheverbot zwischen Schwager und Schwägerin zu umgehen, beschimpfte er das Andenken seiner Mutter Berta, indem er erklärte, die drei Kinder seien untergeschoben; und als Lambert, der jugendliche kräftige Markgraf von Tuscien, durch einen gerichtlichen Zweikampf seine legitime Abkunft erwies, lockte Hugo den Stiefbruder arglistig in sein Netz, ließ ihn blenden und in den Kerker werfen und verlieh die Markgrafschaft Toscana seinem rechten Bruder Boso. Darauf eilte er an der Spitze eines Heeres nach Rom, um im Grabmale Hadrians mit Marozia ein glänzendes Hochzeitfest zu feiern. Die Vermählung wurde schnell vollzogen, und Hugo mochte sich bereits Hoffnung machen, von seinem Stiefsohne Johann XI. die Kaiserkrone zu empfangen. Aber ehe seine stolzen Pläne zur Reife kamen, sollte er von dem andern Stiefsohn, dem jungen Alberich, um alle Früchte seiner Frevelthaten gebracht werden. Beleidigt durch eine schimpfliche Bestrafung des Königs, reizte der Jüngling das römische Volk zur Empörung, indem er ihm zeigte, „daß es eine seiner unwürdige Schmach sei, dem Regimente eines Weibes zu gehorchen und sich von den Burgundern, gefräßigen Barbaren und ehemaligen Sclaven Roms, beherrschen zu lassen.“ Seine Worte zündeten. Das Volk griff zu den Waffen und stürmte die Engelsburg. Zitternd ließ sich Hugo an einem Seil von der Burg auf die leoninische Stadtmauer herab, eilte in das Lager seiner Truppen und zog mit ihnen nach Pavia zurück. Jubelnd begrüßten die Römer ihren Befreier als weltliches Oberhaupt, und die erste That des jungen Herrschers war, daß er seine Mutter in ein Gefängniß verschloß und seinen Bruder, den Papst Johann XI., im Lateran bewachen ließ.

März 932.

Hugo durch Alberich II. vertrieben.

Alberichs II. Herrschaft.

Damit begann für Rom eine neue Periode der staatlichen Organisation. Aus der Aristokratie, die schon seit längerer Zeit bestimmend auf den Gang der öffentlichen Dinge eingewirkt, war ein Führer hervorgegangen, der die Kraft und den Unternehmungsgeist besaß, gleich den Tyrannen des griechischen Alterthums das weltliche Regiment in Rom in die Hand zu nehmen. „Durch die Vertreibung Hugo's sprachen die Römer aus, daß sie keinen Fremden mehr, weder einen König noch einen Kaiser, als ihren Oberherrn anerkennen, daß sie sich selbst national regieren würden; Rom machte den merkwürdigen Versuch, sich politisch unabhängig zu machen; die Hauptstadt der Welt trat plötzlich in die Reihe der kleinen italienischen Herzogthümer ein, wie es Venedig, Neapel, Benevent waren; sie nahm die Miene an im Umkreis der Schenkungen, welche den Kirchenstaat ausmachten, einen freien weltlichen Staat zu bilden, während der Papst nur auf das Geistliche beschränkt blieb, wie er es früher gewesen war.“ Statt des herkömmlichen Titels „Patricius,“ der auf eine höhere oberherrliche Gewalt hinwies, nannte sich Alberich „Fürst und Senator aller

Römer." Senator aber hatte gleiche Bedeutung mit Senior oder Signor und bezeichnete das Haupt des römischen Adels. Die neue Benennung deutete somit auf eine weltliche Fürstengewalt im Gegensatz zur geistlichen, in deren Besitz der Papst blieb. Und in der That schaltete Alberich, stark durch seine Reichthümer, seine Familienverbindungen, seinen Anhang unter den vornehmen Geschlechtern, die er durch Güter, Aemter und Ehrenstellen in sein Interesse zog, über die weltlichen und geistlichen Dinge in Rom mit völlig freier Gewalt. Er verschenkte den apostolischen Stuhl nach seinem Gefallen, so daß eine Reihe von Päpsten nur Geschöpfe Alberichs, nur willenlose Werkzeuge in seiner Hand waren; der oberste Gerichtshof war beim Princeps von Rom und zwar in seinem eigenen Palaste im Adelsviertel; die Münzen trugen seinen Namen; er organisirte eine streitbare Bürgerwehr, um inneren Aufständen und äußeren Angriffen zu begegnen; er ließ sich von Klerus, Adel und Volk den Eid des Gehorsams schwören. Energisch, jung, freigebig und von „schöner und schrecklicher Gestalt," wußte er die Römer aller Stände und Geschlechter an sich zu fesseln, so daß er wie ein Monarch herrschte. Und Alberich bediente sich seiner Machtstellung mit Umsicht, Kraft und Mäßigung, so daß Rom unter seinem Regimente größere Sicherheit und Ruhe besaß als je zuvor und der päpstliche Stuhl, wenn auch seiner politischen Macht beraubt, doch nicht an lasterhafte oder unwürdige Geistliche verliehen ward.

Umsonst zog Hugo wiederholt mit Heeresmacht vor die Thore Roms, um Rache zu nehmen für die erlittene Schmach; er fand die Stadt so wohl vertheidigt, daß er nichts auszurichten vermochte. Endlich zog er es vor, mit seinem Stiefsohne Frieden zu schließen und ihm seine Tochter Alda zu vermählen in der Hoffnung, dadurch neue Gelegenheit zu Hinterlist und Verrath zu finden. Aber Alberich war auf seiner Hut. Gerne hätte er eine byzantinische Kaisertochter als Gattin in sein reiches Haus eingeführt, um durch die glänzende Verwandtschaft an Ansehen und Macht zu gewinnen; aber der Hochmuth und die Beschränktheit des griechischen Kaiserhofes ließ die günstige Gelegenheit, die Herrschaft Konstantinopels aufs Neue über Rom und Italien zu begründen, unbenutzt vorübergehen. Alberich und Hugo. 933. 936.

Ueber zwanzig Jahre dauerte die Herrschaft Alberichs über Rom. Und wenn auch während dieser Zeit das Papstthum in Banden lag und die kirchliche Autorität gefesselt war, wenn „die Stellvertreter Christi folgsam auf den Stuhl Petri stiegen und still wieder von ihm herabsanken," ohne daß einer gewagt hätte nach der verlornen weltlichen Gewalt die Hand auszustrecken; so war Alberich dennoch bemüht, mit allen Kräften der bodenlosen Entartung und Unsittlichkeit, die damals in alle Stände eingedrungen war, entgegenzuwirken. Der Verfall der Königsmacht und der Gesetzesherrschaft in den fränkischen Reichen, verbunden mit den Raubzügen heidnischer und mohammedanischer Völker, erfüllte die Menschheit mit den Gefühlen hoffnungsloser Verzweiflung. Sittliche Entartung.

Ohne der kommenden Stunde sicher zu sein lebte die Welt der dunkeln Zukunft entgegen, mit Bangigkeit erwartend, welche neue Schläge und Unfälle sie aus ihrem gährenden Schooße gebären, mit welcher neuen Geißel sie die Völker schlagen werde. In solchen Zeiten, wo das Leben wie ein steuerloses Fahrzeug ohne Plan und Ziel dahin gleitet, wo die Wechselfälle so rasch folgen, daß der Uebergang von Reichthum zur Armuth, von Ueberfluß zur Entbehrung, vom heiteren Sonnenlicht in Tod und Kerker zu den alltäglichen Erscheinungen gehört, da streiten auch in der moralischen Welt, in der Menschenbrust, die Gegegensätze Genießen und Entsagen, um die Herrschaft. Je größer die Anstrengung gewesen, mit der die Völker der hereinbrechenden Sündfluth sich entgegengestemmt, des herandrängenden Verderbens sich zu erwehren gesucht, um so rückhaltloser stürzen sie in die Arme der Sinnlichkeit und Erschlaffung, wenn der Glaube an Rettung und das Vertrauen auf die eigene Kraft dahingeschwunden sind. Eine krankhafte Gier, das Glück des Augenblicks vor dem Verwelken zu genießen, die Spanne Zeit vor dem nahenden Untergange zu benutzen, erfaßt die Menschen und treibt sie in den Strudel der Lust, bis die Uebersättigung einen Gegenschlag hervorbringt und die Angst um das Seelenheil zur Kasteiung und Selbstpeinigung führt. Diese Gegensätze traten im zehnten Jahrhundert in ihrer ganzen Stärke hervor, weniger in Deutschland, wo vielmehr die äußere Noth ein Zusammenraffen der gespaltenen und verborgenen Kräfte hervorbrachte und den Trieb der Selbsterhaltung weckte, als bei den gebildeteren aber auch verweichlichteren Romanen, sowohl in Frankreich als in Italien. In beiden Ländern durchdrang eine rohe Genußsucht alle Kreise des Lebens. Alle Leidenschaften wurden entfesselt, weil sie der sittliche Geist der Kirche und des weltlichen Gesetzes nicht mehr niederhielt; alle Bande der Scheu, der Sitte, des Gehorsams wurden gesprengt, weil Tugend und Treue keine Geltung mehr fanden; in zuchtloser Willkür walteten die Lüste und Laster und die ungezähmte Hingebung an die Sinne; „nur auf das sinnliche Leben war man bedacht, auf Essen und Trinken, prunkende Schätze und schöne Weiber; alle höheren Güter der Menschheit, welche das Leben erst zum Leben machen, hatten für dieses eben so verweichlichte als sittlich rohe Geschlecht ihren Werth verloren. Eine Weiberherrschaft entwickelte sich hier, wie man sie nie gesehen. Auf den glänzenden Sieg, den einst Nicolaus I. im Namen des christlichen Moralgesetzes über die Begierden eines Königs erfochten, antwortete die Welt mit einer schrankenlosen Emancipation des Fleisches, welcher auch die Geistlichen, selbst die Mönche schamlos huldigten." Seitdem das Kaiserthum untergegangen war, das Papstthum nur noch dem Namen nach bestand, Eigennutz und Selbstsucht alle Verhältnisse knüpfte und alle Handlungen lenkte, gaben sich Geistliche wie Laien der Sinnenlust und allen Naturtrieben rückhaltslos hin. Von wahrhaft kirchlichem Leben war keine Spur mehr vorhanden, die Religiosität bestand in der äußerlichsten Werkheiligkeit, alle kirchlichen

Ordnungen waren erschlafft, die klösterliche Zucht gänzlich aufgelöst. In der wieder erstandenen Abtei Farsa, unter den Augen des Papstes, schafften die Mönche ihren Vorsteher durch Gift aus der Welt und verschwelgten die Klosterschätze und Einkünfte in den Armen ihrer Frauen oder Buhlerinnen.

Gegen diese sittliche Fäulniß erhob sich um dieselbe Zeit eine kräftige durchgreifende Reaction in dem Orden von Cluny. Wir werden später diese reformatorische Selbsterneuerung des Benedictinerordens kennen lernen, welche mit der Heilung der zerfallenen moralischen Welt zugleich die Herstellung des Papstthums in seiner früheren Suprematie bezweckte. Diesem Streben kam Alberich fördernd entgegen und half somit den Grund legen, auf dem der apostolische Stuhl aus der Erniedrigung, in die er ihn selbst gelegt, sich wieder emporrichten sollte. Der Orden von Cluny.

Hugo gab seine Hoffnung, endlich doch noch die Kaiserkrone zu erwerben, nicht auf. Er erschien noch mehrmals mit Heeresmacht vor den Thoren Roms, aber er vermochte Alberichs Herrschaft nicht zu erschüttern, obwohl auch er um sich zu verstärken mit dem byzantinischen Kaiserhof fruchtlose Unterhandlungen angeknüpft hatte. Da bot sich ihm eine Gelegenheit dar, seine Herrschaft, die er umsonst nach Süden auszudehnen gesucht, im Norden und Westen zu erweitern. Rudolf von Burgundien starb mit Hinterlassung eines Sohnes Konrad und einer Tochter Adelheid. Der Tod des Nebenbuhlers weckte in Hugo die Hoffnung, durch neue Ehebündnisse in dessen Erbe einzutreten. Er reichte der Wittwe Rudolfs, Berta, seine Hand und vermählte ihre Tochter Adelheid mit seinem Sohne Lothar. Dann sann er auf Mittel und Wege, den jungen Konrad des Reiches zu berauben. Aber seine Anschläge scheiterten; König Otto von Deutschland nahm sich des Bedrohten an und schützte ihn in seinem väterlichen Erbe. Um so mehr war Hugo bedacht, seine Herrschaft in Italien zu befestigen. Alle langobardischen Großen, die ihm feindlich gesinnt waren oder denen er nicht traute, suchte er mit Härte und Grausamkeit zu unterdrücken oder aus dem Wege zu schaffen. Auch dem Markgrafen Berengar von Ivrea, dem Sohn der Irmengard, den Hugo mit seiner Nichte Willa, der Tochter Boso's, vermählt hatte, war das Todesloos zugedacht. Aber Berengar entging den Netzen des Verraths durch die Flucht nach Deutschland, wo er drei Jahre verweilte, zuerst bei dem Herzog von Schwaben, dann bei König Otto dem Sachsen. Als er aber vernahm, „daß der Boden Italiens unter Hugo's Füßen hinlänglich unterwühlt sei," kehrte er mit einer in Deutschland geworbenen Mannschaft zurück. Mailand öffnete ihm die Thore und geistliche und weltliche Große schaarten sich unter seine Fahne, „um von einer neuen Sonne Bisthümer und Grafschaften zu erhalten." Hugo wich dem Sturme; er entfloh mit seinen Schätzen nach der Provence, seinen jungen liebenswürdigen Sohn Lothar als König von Italien zurücklassend. Und so wankelmüthig waren die Langobarden, daß sie dem Berengar, den sie so eben

Hugo's Ausgang. Berengar von Ivrea.

937. (beside "Hinterlassung eines Sohnes Kon-")
938. (beside "Mittel und Wege, den")
945. (beside "Mailand öffnete ihm die Thore und")

als Retter von der Tyrannei der Burgunder begrüßt hatten, den Lothar als Gegenkönig aufstellten. Denn wie wir gesehen haben, liebten sie es, zwei Könige einander entgegenzusetzen, damit durch ihre Rivalität die Freiheit wachse. Vier Jahre lang schützte Lothar an der Spitze der burgundischen Partei sein Scheinkönigthum wider Berengar und seinen national-italienischen Anhang unter steten Kämpfen und Gefahren. Aber plötzlich erlag der junge Fürst in Turin einem rasenden Fieber oder von Berengarischem Gifte hingerafft. Einige Wochen nachher schmückte sich Berengar mit der lombardischen Krone und ließ zugleich in kluger Voraussicht seinen Sohn Adalbert zu seinem Mitkönig krönen; und um die burgundische Partei zu gewinnen, wünschte er denselben mit der jungen Wittwe Lothars Adelheid zu vermählen. Durch ihre Weigerung zog sie sich von Seiten Berengars und seines leidenschaftlichen Weibes Verfolgung und Haft zu, bis sie von Otto I. gerettet und zu hohen Ehren erhoben ward. Alberich scheint die Vorherrschaft des deutschen Königs in Oberitalien begünstigt zu haben, damit Berengar gehindert werde, die Angriffe seines Vorgängers auf Rom zu wiederholen. Bald nachher starb der große „Fürst und Senator aller Römer," nachdem er die römischen Patrizier hatte schwören lassen, seinen Sohn und Erben Octavian zum Papst zu wählen, damit wieder die weltliche und geistliche Gewalt in Einer Hand vereinigt wäre. Das Schicksal ersparte ihm den Schmerz, seine Schöpfung unter der starken Hand eines fremden Monarchen zusammenbrechen zu sehen. Er starb im J. 954.

22. Nov. 950

Alberichs Ausgang.

Resultate.

So war der Zustand Italiens, als mit Otto's Kaiserkrönung eine neue Periode der Weltgeschichte anhub. Ein halbes Jahrhundert schwerer Leiden und Drangsale hatte das italienische Volk durchlebt; die geistlichen und weltlichen Herren Oberitaliens hatten sich während der blutigen Parteikämpfe jeder Unterordnung unter eine höhere Macht entwöhnt und betrachteten sich fast als unabhängige Herren in ihren Territorien; auf dem Stuhle Petri saßen Schwächlinge oder Lüstlinge, die auf die Geschicke der Welt ohne Einfluß waren; in der Campagna von Rom begegneten sich die Raubschaaren der mohammedanischen Saracenen und der heidnischen Magyaren und wetteiferten miteinander in Thaten des Gräuels und der Verwüstung. Nur Eine Frucht erwuchs diesem Boden der Verödung: das Städtewesen und die bürgerliche Industrie entwickelte sich zu rascher Blüthe. Die Unsicherheit des platten Landes, wo die Bewohner schutzlos allen Mißhandlungen und Gewaltthätigkeiten ausgesetzt waren, führte eine Menge Volks in den schützenden Bereich der Städte. Mauern und Graben schieden die Stadtgebiete von den ländlichen Bezirken der Grafschaft; die Gerichtsbarkeit der Bischöfe verdrängte mehr und mehr den Gerichtsbann der Grafen und bald stiegen die Städte der Lombardei zu selbständigen Gemeinwesen empor.

G. Der Entwickelungsgang in Staat, Kirche und Literatur.

a) Ausbildung des Feudalstaats.

Wir haben in den obigen Blättern das geschichtliche und öffentliche Leben der europäischen Menschheit während des neunten und eines großen Theiles des zehnten Jahrhunderts vorgeführt und dabei neben den Kriegsthaten, den politischen Wechselfällen und den äußerlichen Weltbegebenheiten auch die Gänge der Entwickelung oder des Verfalles in Staat und Kirche, in Religion und Cultur angedeutet. Es bedarf also zur Erkenntniß der geschichtlichen Zustände und des Lebens der Völker in seinen mannichfaltigen Aeußerungen nur eines zusammenfassenden Rückblicks und einer Hinweisung auf die errungenen Resultate, nur einer Ergänzung und theilweisen Ausführung einzelner Lücken oder kurzen Andeutungen.

Wir haben das Zeitalter Karls des Großen als eine Periode des Ueberganges bezeichnet, und zwar in Beziehung auf Staatsleben als Uebergang von den freien altgermanischen Einrichtungen in die Lehnsverfassung und in das Vassallitätsverhältniß, worin sich der Einzelne durch ein Angelöbniß besonderer Treue der Gewalt des Königs oder seines „Seniors“ unterordnete, in Beziehung auf Kirche, Bildung und gesellschaftliche Lebensformen als Vermittelung zwischen dem römischen Alterthume und den altchristlichen Culturelementen zur priesterlichen Bildung und Anschauungsweise des Mittelalters. Dieser Auffassung entsprechend sehen wir die Volksfreiheit, den Stand der Gemeinfreien, für deren Erhaltung und Hebung Karl d. Gr. so eifrig bedacht war, mehr und mehr verschwinden, bis sie in der anarchischen Zeit, welche die Ohnmacht der Königsgewalt unter den letzten Karolingern herbeiführte, im westfränkischen Reiche fast gänzlich, im ostfränkischen zum großen Theile dem Herrenstande erliegt. Dieser Herrenstand oder Adel ging zunächst aus dem Dienstgefolge und den Beamten hervor, die der König zu Gehülfen bei seinen Geschäften, zu Vollstreckern seiner Befehle, zu Hütern des Rechts und der gesetzlichen Ordnung in den Gauen und Grafschaften aufgestellt und zum Lohne für ihre Dienste mit „Wohlthaten“ (Beneficien) aus dem Kronvermögen, mit Emolumenten aus den königlichen Einkünften und Gerichtsgeldern, mit Befreiungen (Immunitäten) von Lasten und Abgaben beschenkt und durch ein förmliches und gesetzliches Band der Pietät, den Vassallitäts-Nexus, in eine nähere Beziehung zu seiner Person, in ein Verhältniß gegenseitiger Treue und Pflichten gesetzt hatte; er bestand ferner aus der hohen Geistlichkeit, die der König zur Leitung und Verwaltung der kirchlichen Anliegen in den größern Städten der Provinzen zu „Aufsehern“ oder Bischöfen und zu Wächtern über das sittliche und kirchliche Leben des Volkes bestellt oder die er als „Aebte“ zu Vorstehern der großen von ihm selbst gestifteten oder doch mit Kron- und Reichsgütern und

Der Herrenstand.

allerlei Rechten und Freiheiten ausgestatteten Klostergemeinden erhoben hatte. Wurde schon zu Karls d. Gr. Zeit dieser Herrenstand vorzugsweise zu den Reichstagen beigezogen, auf denen die Anliegen in Staat und Kirche berathen, die Gesetze und Verordnungen beschlossen wurden, also daß die Rechte und Befugnisse der Volksversammlung nur darin bestanden, daß man ihr die gefaßten Beschlüsse zur Kenntnißnahme und Bestätigung mittheilte; so gerieth unter seinen Nachfolgern, als die monarchische Macht und Autorität immer tiefer herabsank und die Zahl der Freien, die allein zur Theilnahme an diesen Volksgemeinden berechtigt waren, immer mehr abnahm, allmählich die gesammte Staatsgewalt in die Hände der geistlichen und weltlichen Herren. Gab man auch noch so weit dem Herkommen und der überlieferten Sitte die Ehre, daß bei der Königswahl oder bei andern außerordentlichen Veranlassungen die gesammte freie Volksgemeinde zusammenberufen ward, um durch ihre laute Zustimmung der Handlung größere Feierlichkeit zu verleihen; so war dies doch kaum mehr als eine Huldigung, die man einem durch altgermanische Gewohnheit ehrwürdigen Gebrauch darbrachte und die daher auch nur in dem Ostreiche fortgedauert haben wird, wo die germanischen Elemente in Abstammung und Volkssitte fester wurzelten.

Sinken der Monarchie u. wachsende Macht der Aristokratie. Mit der abnehmenden Bedeutung der Volksversammlungen hielt die Minderung der Königsgewalt gleichen Schritt. Wir haben früher gesehen, daß Karl d. Gr. namentlich seit seiner Kaiserkrönung in der Ausübung seiner monarchischen Befugnisse und seiner königlichen Handlungen und Willensäußerungen rechtlich in keiner Weise gebunden war, daß alle Gesetze und Verordnungen in seinem Namen erlassen wurden, daß die Einberufung der geistlichen und weltlichen Reichsstände, wenn sie auch regelmäßig erfolgte, immer nur als ein Akt der freien Entschließung des Königs erschien, daß sowohl die Reichstags- als die Synodalbeschlüsse nur Rathschläge waren, die durch seine Bestätigung und durch die gesetzliche Bekanntmachung rechtsverbindliche Kraft erhielten. Unter seinen durch Theilungen und Bürgerkriege geschwächten Nachfolgern dagegen wurde die Aristokratie so mächtig, daß ihren vereinten Beschlüssen oder Anträgen nicht leicht widerstrebt werden konnte und daß weniger von Seiten des Königs oder des Volkes als von Seiten trotziger, unbotmäßiger Glieder aus ihrer eigenen Mitte Widerstand zu fürchten war. Die königlichen Edikte behielten zwar noch die alte Form der Capitularien, aber ihre Zahl war gering und die häufige Wiederholung derselben Gebote kann als Beweis gelten, daß die tiefer greifenden Beschlüsse, namentlich wenn sie dem Eigennutz und den Leidenschaften der Mächtigen entgegen traten, wenig Beachtung fanden. Dieses schwindende Ansehen der gesetzgebenden und monarchischen Gewalt war die eiternde Wunde des Staatslebens unter den späteren Karolingern. Es wurde erwähnt, wie der große Karl bemüht war, die aristokratischen Gewalten niederzuhalten; er beseitigte die Volksherzoge, er ließ die Grafen und Bischöfe

durch seine weltlichen und geistlichen „Königsboten" überwachen, er verbot mehrere Grafschaften in Einer Hand zu vereinigen, er erleichterte die Lasten der Gemeinfreien, daß sie nicht genöthigt wären sich der Kirche oder weltlichen Großen in Schutzverhältnisse zu begeben, er hielt bei der Uebertragung von Beneficien wie von Würden und Aemtern den Charakter der Widerruflichkeit strenge aufrecht, damit nicht Ansprüche auf Erblichkeit erwüchsen.

Erneuerung der Herzogswürde.

Alle diese Schranken stürzten unter seinen Nachfolgern zusammen. Machten es die Nothstände auf den Grenzen und die Einfälle und Raubzüge feindlicher Völker rathsam, daß schon unter Karl und Ludwig die Markgrafen mit größerer Gewalt und höherem Range ausgerüstet und die vereinten Streitkräfte einer größeren Landschaft ihrem Oberbefehl unterstellt wurden; ließ man es aus Rücksichten der Zweckmäßigkeit geschehen, daß ein solcher Befehlshaber seine Stelle auf Lebenszeit oder möglichst lange behielt, verlieh man dieselbe wohl zuweilen dem Sohne oder Erben, der unter jenem den Kriegsdienst gelernt hatte, und gestattete man es auch, daß ein solcher Grenzgraf zur Erhöhung seines Ansehens den alten Titel eines „Dux," eines „Herzogs" oder Kriegsfürsten annahm oder legte man ihm denselben mitunter selbst bei, so lag darin wenig Gefahr für die königliche Autorität. Diese Markländer waren meistens junge Eroberungen, in denen sich noch kein starkes National- oder Stammesgefühl ausgebildet hatte, wo die Befehlshaber nicht wie die alten Volksherzoge einem durch Traditionen und volksthümliche Erinnerungen geheiligten oder durch die Großthaten der Ahnen verherrlichten Geschlechte angehörten. Die Frankenkönige erhoben daher keine Einsprache, wenn sich die Befehlshaber in Kärnthen, in der Ostmark, im Sorbenlande, wenn sich die Dynasten von Benevent, Spoleto, Tuscien u. a. O. oder die Stammfürsten in der Bretagne und später in der Normandie den Herzogstitel beilegten oder fortführten. Allein diese Rangerhöhung lockte bald auch die mächtigeren Grafen im Innern des Reiches zur Nachahmung. Wir haben gesehen, wie schon Karl d. Gr. häufig veranlaßt war, den Uebergriffen der Grafen Schranken zu setzen. In der Regel den vornehmen und reich begüterten Geschlechtern der Provinzen angehörend, waren sie durch ihre Stellung wie durch ihre verwandtschaftlichen Verbindungen in Stand gesetzt, ihre Macht und ihre Besitzungen leicht zu vergrößern. Ihre Eigengüter, ihr ererbtes oder erheirathetes Familienvermögen wurden noch vermehrt durch beträchtliche Beneficien aus dem Krongute, womit der König ihre Dienste lohnte, und ihre amtliche Stellung als Leiter des Gerichts- und Heerbannes, als Aufseher und Erheber der königlichen Einkünfte, der Zölle, Brüche, Abgaben an den Fiscus, verliehen ihnen eine solche Macht in ihren Verwaltungskreisen, daß sie nicht nur in den Amtsbefugnissen, sondern auch in ihrer persönlichen Haltung als die Vertreter des Königs angesehen wurden, daß die Bewohner der entlegeneren Gebiete nicht den fernen König, von dessen Thun sie keine Wirkung spürten, sondern den Grafen, in dessen

Hand ihre wichtigsten Lebensinteressen lagen, der durch Geschlecht, Sprache und Abstammung ihnen angehörte, als ihren Herrn ansahen. Brachte es demnach schon der natürliche Gang der Dinge mit sich, daß Grafen in ihren Amtsbezirken eine hohe Machtstellung und Autorität erlangen mußten, was ließ sich erst erwarten, als unter den schwachen Königen und unter der Wirkung der Bürgerkriege und Parteikämpfe alle jene Schranken einstürzten, die Karl d. Gr. gegen ihre Ueberschreitungen aufgerichtet hatte? als die Ueberwachung der Königsboten, von denen seit dem Vertrag von Verdun kaum mehr die Rede ist, aufhörte; als mehrere Grafschaften in Einer Hand vereinigt wurden und der erbliche Uebergang der Würde auf den Sohn oder Bruder kaum mehr angefochten und endlich als Recht der Familie angesehen ward? Unter solchen Umständen konnte es nicht ausbleiben, daß die Grafen zu hoher Machtstellung emporstiegen, daß manche von ihnen durch persönliche Eigenschaften oder glückliche Umstände zu Dynasten in ihren Territorien emporstiegen und auf den Ruf der Könige nicht mehr als Führer und Ordner des freien Heerbannes, sondern als Feudalherren und Senioren ihrer eigenen Kriegsmannen ins Feld zogen. Nicht nur, daß der geringe Mann, der Besitzer einer kleinen Bauernstelle unter den öffentlichen Lasten sein freies Eigen und seine persönliche Freiheit gegen die Verführungen oder Bedrückungen der Großen nicht länger zu wahren im Stande war, sondern daß das früher angegebene Hinschwinden der gemeinfreien Bevölkerung immer rascher vor sich ging, die freie Bauernschaft immer mehr in die Lage von Gutshörigen, Hintersassen und Leibeigenen der Kirchen- und Klostergüter oder der Herrnhöfe weltlicher Großen herabgedrückt ward; auch Ritter und Edle, jüngere Söhne unbemittelter Familien, wurden Vasallen der Mächtigen, empfingen Güter oder Einkünfte zu Lehn oder zur Nutznießung gegen gewisse Dienstleistungen und Verpflichtungen und folgten dem Aufgebot ihres Seniors oder Lehnsherrn, ohne sich um das Ziel des Feldzugs, um das Recht oder Unrecht des Heerfürsten zu kümmern.

Die Unfreien im west- und ostfränkischen Reich.

Diesen Gang nahmen die gesellschaftlichen Verhältnisse in dem ganzen Frankenreiche, doch mit den Verschiedenheiten, welche Volkscharakter und historische Vergangenheit mit sich brachten. Denn während im westfränkischen Reiche von einem königlichen Aufgebot des alten freien Heerbannes seit Karl dem Kahlen keine Rede mehr war, sondern nur die großen Vasallen mit ihren Dienstleuten unter den eigenen Fahnen ins Feld zogen, während dort die Bewohner des flachen Landes längst ihr freies Eigenthum eingebüßt hatten und die ganze Nation in die Fesseln der Vasallität, des Lehnsverbandes der Schutzhörigkeit und der Leibeigenschaft geschlagen war, also daß von den Herzogen, Stammfürsten und Grafen bis zu dem niedrigen Colonen in der Lehmhütte eine Kette lief, in der alle Stände und Bewohner die gebundenen Glieder bildeten und nur noch ein Schatten von königlicher Autorität und Oberlehnsherrlichkeit über dem ganzen Gesellschafts- und Staatsverband schwebte; war in

den deutschen Gauen die gemeine Volksfreiheit noch nicht ganz verschwunden. Nicht nur in Friesland, wo das Lehnswesen nie dauernd und vollständig durchgeführt werden konnte und „friesch und frei" als gleichbedeutend galt; auch in Sachsen, in Ostfranken, in Allemannien und Baiern hatten noch manche Landbewohner Freiheit und Eigenthum aus den Ruinen der fränkischen Machtherrschaft in die Gegenwart gerettet, und auch da, wo das Band der Schutzherrlichkeit und Gutshörigkeit geschlungen war, wo die Bauernschaft an die Scholle gefesselt und ein unfreies Gesinde dem „Fronhof" zugehörig war, trat doch die Willkür und der Uebermuth nicht in so schonungsloser Härte zu Tage als in den westlichen Provinzen, bestand doch zwischen dem Gutsherrn und dem Zinsbauer oder Leibeigenen ein Uebereinkommen, ein Patronats- und Clientelverhältniß, ein Hofrecht, ein Band unmittelbarer menschlicher Beziehungen. Mit der Verschleuderung der Krongüter an die Großen wurde, da die meisten Beneficien mit der Zeit sich in Erbgüter verwandelten, wohl auch die Lage der unfreien Stände in Deutschland verschlimmert, da sie aus Kronbauern (Fiscalinen) oder Zinsbauern des Königs, die wie früher erwähnt, eine den Freien nahekommende Stellung hatten, nun zu Dienstleuten der Gutsherrschaft erniedrigt wurden und nicht nur bestimmte Abgaben vom Ertrag der Felder entrichten, mehrere (gewöhnlich drei) Tage der Woche für den Herrn Feldarbeiten (Frohnen) thun und Hand- und Spanndienste leisten mußten, sondern auch bei Vergehen mit Leibes- und Freiheitsstrafen nach dem Gutdünken des Herrn belegt und in der Ausübung persönlicher und menschlicher Rechte vielfach beschränkt werden konnten; doch zerfiel nicht, wie in vielen Theilen des Westreichs, die ganze Bevölkerung in einen nach mannichfachen Rangstufen gegliederten Herrnstand und in eine Masse unfreier Landbewohner, bei denen die ursprüngliche Scheidung nach besserem und ärgerem Rechte allmählich ganz verschwand und alle auf eine fast gleiche Linie drückender Knechtschaft erniedrigt wurden.

Nur in Einem edlen Besitzthum war der Süden und Westen Europa's dem Norden voraus — in einem regsamen Städtewesen, das die Keime und Anfänge eines freien und würdigen Lebens in sich barg. Zwar hatten auch die Städte Frankreichs und Italiens unter dem allgemeinen Elende der Zeit zu leiden; wir haben gesehen, daß die Raubzüge der Normannen nicht immer an den Mauern abprallten, daß selbst die Reiterschwärme der Ungarn bisweilen in Pavia und andere Städte eindrangen; bei der herrschenden Unsicherheit und Gesetzlosigkeit war der Handel und Marktverkehr gehemmt und für die geringen Bedürfnisse des Herrnstandes genügten die Handwerker, die sich in den Reihen der Leibeigenen und des Hofgesindes befanden; oft mußten die städtischen Kassen geleert werden, um den Abzug drohender Kriegshaufen vor den Thoren zu erkaufen, oder den Bedürfnissen königlicher Beamten und Heerführer, oder der Habsucht gewinnsüchtiger Feudalherren zu genügen; und wo konnten Städtewesen.

sie bei der Ohnmacht der königlichen Gerichtshöfe Schutz suchen gegen Gewaltthat, Unrecht und Erpressung? Aber unter allen diesen Leiden bewahrten die Bürgerschaften immer noch einen edlen Schatz von Bildung, Wohlstand und städtischen Einrichtungen für kommende bessere Tage, Reste von Organisationen, Gerechtsamen und Ordnungen, die als Grundsteine für neue Entwickelungen dienen konnten. Wir werden später eine passendere Gelegenheit zur Darstellung dieses städtischen Lebens finden, als die Zeit des Verfalles aller Institute und Bildungselemente unter den letzten Karolingern. Dort wird dann auch der geeignete Ort sein, von den deutschen Stadtgemeinden zu sprechen, die sich noch aus den Zeiten der Römer erhalten hatten oder auf den Trümmern alter Städte und Castelle neu entstanden waren, wie die Metropolitan- und Bischofsitze am Rhein und im Donaugebiet, oder die sich unter dem Schutze der Kirche um die neugegründeten Bisthümer und Klostergebäude erhoben oder aus den Karolingischen Königspfalzen und Hoflagern emporgewachsen sind. Aachen, die Lieblingsstadt des großen Karl, stieg von ihrer Größe und Bedeutung herunter, seitdem die Karolingischen Könige ihren Aufenthalt mehr in der Mitte ihrer Staaten nahmen; dagegen erhoben sich jene Stiftungen, die Karl d. Gr. in Sachsen und Westfalen gründete (S. 335), so wie die Königsburgen Frankfurt und Regensburg, und die niederländischen Städte, wie Utrecht und Lüttich, bald zu schöner Blüthe, und auch in Allemannien hatten sich um die königlichen Pfalzen zu Ulm, Rotweil und Heilbronn bereits die Anfänge von Städten gebildet.

b) Entwickelung und Thätigkeit der Kirche.

1. Ausbildung der päpstlichen Monarchie.

Stellung des Papstes zu den Landeskirchen.

Während unter den Nachfolgern Karls des Großen der weltliche Staat mehr und mehr der Auflösung entgegenging, seine hervorragenden Glieder sich vom Ganzen trennten und das öffentliche Leben sich in engeren und immer engeren Kreisen zu bewegen begann, suchte die Kirche die Idee eines monarchischen Gottesstaates, wie ihn Kaiser Karl d. Gr. in sich getragen, auf geistlichen Grundlagen zur Ausführung zu bringen. „Die germanischen Völker trennten sich in verschiedene Nationen, jeder Stand, jede Stadt und Corporation strebte nach einem freien Fürsichsein; aber das Papstthum hielt alle Völker und Stände zusammen in einer großen christlichen Familie, bei deren gemeinsamen Unternehmungen die Stände in einander übergingen und die Völkerscheiden verschwanden." Wir haben gesehen, wie bereits Bonifacius mit allen Kräften an der Begründung einer Universalkirche unter der Autorität des apostolischen Stuhls in der alten Weltstadt Rom gearbeitet hat. Sein großartiger Gedanke, zu dessen Verwirklichung er seine ganze Lebensthätigkeit einsetzte, wurde wesentlich gefördert durch die Erneuerung des römischen Kaiserthums in Karl d. Gr. Mochte auch ein weltlicher Monarch an der Spitze stehen, so war doch Rom

das ideale Haupt des neuen Imperiums, so war doch die Wiederherstellung des römischen Wesens das eigentliche Ziel und der tiefste Grundgedanke des abendländischen Imperators. Es wurde erwähnt, mit welchem Eifer Karl die römischen Culturelemente zu verbreiten gesucht, wie in den gottesdienstlichen Gebräuchen, in der Kirchensprache, in der Baukunst Rom als Muster und Vorbild diente; und wenn auch hie und da, wie bei dem Bilderstreit, alte Traditionen noch einige Macht übten, so war dies für die kirchliche Uniformität im Ganzen von geringem Einfluß. Roms Sprache, Liturgie und Dogmatik herrschte in allen Kirchen nordwärts und westwärts der Alpen. Nur in Einem Punkte war die Uniformität und die Abhängigkeit von Rom nicht zu erzielen — in der Stellung der fränkischen Metropolitanbischöfe zum apostolischen Stuhle. Unter Karl d. Gr. trat diese Verschiedenheit wenig zu Tage. Wie sehr er auch den Papst ehrte und bevorzugte, so hielt er doch seine Herrscherhand eben so fest über dem Nachfolger des Apostels Petrus wie über den Bischofsitzen, die ihren Ursprung von andern Jüngern des Herrn herleiteten, oder zu Ehren von Märtyrerheroen errichtet waren, und der heil. Vater war noch keineswegs seiner Suprematie so sicher, daß er Conflikte mit der fränkischen Geistlichkeit hätte suchen mögen, wie auch anderseits die Ehrfurcht, welche diese für den ältesten und angesehensten Bischofsitz des Abendlandes empfand, nicht leicht Streitigkeiten aufkommen ließ. Die Metropoliten des Frankenreichs gewöhnten sich in Rom das Pallium zu kaufen und sich die Weihen für den vom Kaiser empfangenen erzbischöflichen Stuhl von dem apostolischen Vater ertheilen zu lassen, weil sie dadurch an Ansehen gewannen, aber es fiel ihnen nicht ein, bei ihren Synodalbeschlüssen oder bei Strafsentenzen wider Bischöfe, die sich eines Ungehorsams oder eines Vergehens gegen die kanonischen Gesetze oder Vorschriften schuldig gemacht, in Rom die Genehmigung nachzusuchen oder eine Berufung an den Papst zuzulassen. Nur dem Kaiser stand das Recht der Bestätigung eines Synodalbeschlusses behufs der öffentlichen Bekanntmachung zu.

Roms wachsende Machtstellung.

Mit der Theilung des Frankenreiches zerfiel die Idee eines Gottesstaats und eines Kaiserthums, in welchem die weltliche und priesterliche Gewalt in höchster Potenz vereinigt sein sollte. Es wurde bemerkt, daß der fränkische Klerus am längsten und nachdrücklichsten die Reichseinheit festzuhalten bemüht war und daß er mit Wehmuth auf den Vertrag von Verdun zurückblickte, der die schöne Weltordnung, zu der Karl d. Gr. unter göttlicher Leitung den Grund gelegt, nicht nur in der Ausbildung hemmte, sondern in Stücke schlug. Der Gedanke eines gemeinsamen Emporwachsens von Staat und Kirche zu einem fruchtbringenden Lebensbaum mußte aufgegeben werden. Jetzt erst reifte im Stillen die Idee eines christlichen Priesterstaats mit einer monarchischen Spitze, in welchem wenigstens nach Einer Seite hin die Christenheit sich als Ganzes, als eine Gemeinschaft von Brüdern zu gleichen Lebenszwecken fühlen sollte. Zu einer solchen erhabenen Stellung, zu einem solchen concentrirenden Berufe

konnte aber nur Rom ausersehen sein: nur der Bischofsitz der Stadt, die durch Tradition und Geschichte als die Hauptstadt der Welt galt, der nach dem Glauben und der Phantasie der Völker die Herrschaft über die Nationen von der Vorsehung als Loos und Erbtheil beschieden war, konnte den Ehrenposten einnehmen, konnte der Thron des geistlichen Monarchen werden, nur die Basilica des heil. Petrus konnte als caput urbis et orbis auf allgemeine Anerkennung und Verehrung zählen. So wurde die von Bonifacius zunächst in Beziehung auf Glauben und Cultus aufgestellte Idee der kirchlichen Supremative Roms von dem fränkischen Klerus auch auf die kirchenrechtliche Stellung, auch auf das kirchliche Regiment ausgedehnt.

Pseudo-Isidorische Decretalen u. die Capitularien Benedicts.

Wir haben früher die Entstehung und Beschaffenheit jenes merkwürdigen Decretalenbuchs kennen gelernt, in welchem die schon seit längerer Zeit als Rechtsquellen bekannten und anerkannten kirchlichen Urkunden mit mehr als hundert unechten Decreten oder Rechtsaussprüchen vermehrt wurden, welche von römischen Bischöfen der vier ersten Jahrhunderte herrühren und von dem berühmten spanischen Bischof Isidor von Sevilla (Hispalis) aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts zusammengestellt sein sollten (IV. S. 711). Es wurde ferner dargethan, daß diese angeblich von Isidor veranstaltete und darum mit dem Namen „pseudoisidorische Decretalen" belegte Sammlung von kanonischen Gesetzen und Rechtssprüchen, worin die wenigen echten und zuverlässigen Quellen des Kirchenrechts mit einer Menge erdichteter Briefe und Decrete alter Päpste vermehrt und zur Verhüllung des Betrugs vieles Fremdartige und Kleinliche aus kirchlichen Schriftstellern, aus Concilienbeschlüssen, aus der Bibel, aus römischen Rechtsbüchern und aus verschiedenen andern Werken der vorhandenen Literatur eingemischt wurde, wahrscheinlich von einem Geistlichen aus dem Metropolitanverbande von Rheims herrührt, wenngleich einige Spuren vorhanden sind, die auf die Diöcese Mainz zu leiten scheinen. Aber wo auch die Fälschung vollführt sein mag, daß sie in Mainz frühzeitig bekannt war, geht aus dem Gebrauch hervor, den Benedictus Levita bei der Anfertigung seiner gefälschten Capitularien oder Reichsgesetze von jener dem Isidor zugeschriebenen Sammlung angeblicher Decrete gemacht hat.

In den Pseudo-Isidorischen Decretalen „erscheint ein Rechtszustand, nach welchem der Klerus vom Staate gänzlich losgemacht und durch Auflösung der Metropolitan- und Synodal-Rechte die höchste gesetzgebende, aufsehende und richterliche Gewalt im Papste vereinigt ist." Die Metropolitane und Bischöfe werden nach dieser neuen Rechtsanschauung nur vom Papste in ihre Würde und Gerichtsbarkeit eingesetzt; nur von ihm werden Synoden berufen und ihre Beschlüsse erhalten nur durch seine Bestätigung Gültigkeit; alle Entscheidungen in wichtigen kirchlichen Angelegenheiten bleiben dem päpstlichen Stuhle vorbehalten, und in jeder Sache steht die Berufung an ihn frei. Der Zweck der Sammlung war demnach, die Kirche frei zu machen von der weltlichen Gewalt, sowohl durch die Steigerung der päpstlichen Autorität, als durch Befreiung des Episcopats von zeitlichen Gerichten und Obrigkeiten mittelst Erhöhung der geist-

chen Jurisdiction und Disciplin. Die bisherige Vereinigung der weltlichen und geist-
chen Elemente im heiligen römischen Reich löste sich auf; die Kirche und der weltliche Staat gingen getrennte Wege; und um der auf die faktische Gewalt sich stützenden Obrigkeit nicht zu erliegen, suchte der Klerus die Ansicht rechtlich zu begründen, daß die Kirche und ihr Oberhaupt höher stehe als der Staat und der König, daß mithin die richterliche und gesetzgebende Autorität des Papstes allen Aussprüchen weltlicher Gerichte und allen Beschlüssen der Landessynoden vorangehe, und daß, während der Nachfolger des heil. Petrus jeder richterlichen Macht unerreichbar sei, der apostolische Stuhl die oberste und letzte Instanz in allen kirchlichen und geistlichen Streitfragen bilde. Das isidorische Rechtsbuch hatte demnach den doppelten Zweck, die geistliche Monarchie über alle weltlichen Gewalten zu erheben und in dem Papstthum eine die Befugnisse der Metropoliten beherrschende und überwachende Macht aufzustellen. Die monarchische Gewalt in Rom sollte dem Klerus und insbesondere dem Episcopat als Schutzwehr dienen gegen die weltlichen Gerichte und Obrigkeiten wie gegen die unbeschränkte Autorität der Metropolitanbischöfe und ihrer Synoden.

„Der Mittelpunkt, um welchen sich das ganze kirchliche Leben bewegt“, sagt Baur, „die substantiellen Träger desselben sind in der Ansicht Pseudoisidors die Bischöfe. Sie sind die Augen, die gleichsam der Herr sich erwählt hat, die Säulen der Kirche, die, welchen er die Macht zu lösen und zu binden gegeben hat, die Gesandten Gottes, die Stellvertreter Christi, in ihnen ehrt man den Herrn selbst, sie muß man wie seine eigene Seele lieben, von ihnen gilt das Wort: wer euch hört, hört mich, wer euch verachtet, verachtet mich, wer aber mich verachtet, verachtet den, der mich gesandt hat. Wenn auch mit Petrus die priesterliche Ordnung beginnt, und ihm zuerst das Pontificat an der Kirche Christi gegeben worden ist, so haben doch die übrigen Apostel die gleiche Ehre und Macht mit ihm empfangen und die Nachfolger der Apostel sind die Bischöfe; wer sie aufnimmt und ihre Worte, nimmt Gott auf. Alles was in diesen Decretalen über die zwischen Klerikern und Laien bestehende, beide wie Menschen ganz verschiedener Art von einander trennende Kluft gesagt wird, über den Frevel, welcher durch weltliche Eingriffe an den Gütern der Kirche durch Raub und Plünderung, an den Personen der Kleriker durch Anklagen, Vertreibungen, Absetzungen begangen wird, alle Grundsätze und Normen, die hier aufgestellt werden, um die Kleriker gegen gerechte und ungerechte Klagen sicher zu stellen und sie nach allen Seiten so viel möglich unantastbar zu machen, alles dies geschieht vorzugsweise im Interesse der Bischöfe. Laien sollen überhaupt nicht über die Bischöfe urtheilen; es ist eine Verletzung des Pietätsverhältnisses, wenn die Schafe die Hirten, die Söhne die Väter, die Knechte die Herrn tadeln und über sie klagen. Darauf beruht der Rechtscanon, daß kein major von einem minor gerichtet werden kann. Wie auch das Leben und das sittliche Verhalten eines Bischofs beschaffen sein mag wenn er nur nicht im Glauben irrt, muß die Gemeinde alles, was er thut, sich gefallen lassen, weil auch dies zu tragen eine Uebung der Geduld im Zeitlichen ist.“

Bischöfe, Metropolite u. Primate nach Pseudo-Isidor.

Hiemit war die Selbständigkeit des bischöflichen Provinzialgerichts aufgehoben und da an der Spitze der Provinzialsynoden die Metropoliten standen, ebendamit der Metropolitangewalt ihr Nerv zerschnitten. Hierin hat die durch den ganzen Inhalt der falschen Decretalen sich hindurch ziehende Opposition und Antipathie gegen die Metropoliten ihren eigentlichen Grund. Da es im Interesse der Metropoliten lag, die selbständige Rechtsgültigkeit der unter ihrem Vorsitz gefaßten Beschlüsse aufrecht zu erhalten und den Weg nach Rom nicht jedem so offen zu lassen, daß das schon Beschlossene wieder in Frage gestellt und für ungültig erklärt werden konnte, so erschienen sie als die dem Interesse der Bischöfe entgegenstehende Schranke, die beseitigt werden mußte, um die Bischöfe unter die unmittelbare Hoheit des römischen Stuhls zu stellen, dessen Decrete, wie so oft in diesen Decretalen eingeschärft wird, nur zum Schutz und Schirm der Bischöfe dienen sollten.

Auf diese Weise bahnten die Bischöfe selbst dem Papstthum den Weg, um über die Metropoliten hinweg zur absolutesten Behauptung seiner Machtvollkommenheit fortzuschreiten. — Die in den Decretalen noch über die Metropoliten gestellten Primaten sind nicht als eine Stütze der Metropolitangewalt anzusehen, sondern auch sie sollten zum Schutze der Bischöfe dienen und je höher sie standen, als die unmittelbaren Stellvertreter des Papstes nur um so willigere Organe zur Vollziehung seiner Befehle sein.

Die Anwendung des Pseudo-Isidorischen Rechtsbuchs.

Die Pseudo-Isidorischen Decretalen wie ihre Ergänzungen durch die Mainzer Capitulariensammlung waren ohne Beihülfe, ja wahrscheinlich ohne Mitwissen der römischen Curie entstanden; aber staatskluge Päpste wußten sich dieser Erzeugnisse einer kritiklosen Zeit und eines gegen die Sünde des Plagiats sehr wenig gewissenhaften Geschlechts zur Erhöhung ihres Ansehens mit Vortheil zu bedienen. Hatte man schon vorher die unangenehme Erinnerung an die Entstehung der weltlichen Pontifenmacht durch Pippins Verleihung des Exarchats damit zu tilgen gesucht, daß man die Sage aufbrachte, der große Constantin habe den Papst Silvester mit Italien beschenkt und deshalb seinen Sitz nach Constantinopel verlegt, eine Sage, der bald eine Schenkungs-Urkunde, die man aufgefunden haben wollte, größere Glaubhaftigkeit verlieh; so erhielt auch das gefälschte Rechtsbuch durch die Anwendung desselben in streitigen Fällen und durch die thätige Mitwirkung der fränkischen Bischöfe, denen die ferne päpstliche Macht weniger beengend und gefahrdrohend schien, als die nahe Metropolitangewalt, bald allgemeine Geltung, wenngleich die beiden Häupter der gallicanischen und germanischen Kirche, die Erzbischöfe von Rheims und Mainz, die am genauesten von dem unlauteren Ursprung des Werks unterrichtet sein konnten, öfters Einsprache erhoben gegen die Alles verschlingende Thätigkeit des römischen Stuhls und die schlimmen Folgen der Appellationen für die kirchliche Zucht. Wir haben gesehen, mit welchem Erfolg Papst Nicolaus I. in dem anstößigen Ehestreit Lothars II. und in dem Rechtsverfahren des Erzbischofs Hincmar und der Rheimser Synode wider die ungehorsamen Bischöfe jener Kirchenprovinz die Aussprüche des Decretalenbuchs zur Geltung brachte. In ähnlichem Geiste handelte Johann VIII.

Roms Macht u. Autorität.

Indessen hätte es bei der herrschenden Zeitrichtung solcher künstlichen Hebel kaum bedurft, um der Idee eines christlichen Weltreiches unter der Leitung des Nachfolgers Petri auf dem römischen Bischofstuhl Eingang zu verschaffen. Alle Rechte und Machtbefugnisse, die das gefälschte Decretalenbuch dem Kirchenfürsten zuschrieb, konnten auch ohne solche Autorität durchgeführt werden, wenn einsichtsvolle und energische Päpste denselben durch ihre Persönlichkeit Nachdruck gaben. Das überlieferte Ansehen Roms, die Ehrfurcht, womit man in der Ferne die heilige Stadt und den Nachfolger des Apostelfürsten betrachtete, die überlegene Bildung, die Traditionen, Reliquien, Legenden, die Denkmale christlicher Kunst und frommer Andacht mußten gegenüber der staatlichen Zerrissenheit, der rohen Gewaltthat, der Mißachtung der Eide und Gesetze, der Auflösung aller Bande des Rechts und der Sitte und gegenüber den Ausbrü-

chen der Leidenschaften, den wilden Raubfahrten heidnischer Barbaren, den von allen Seiten drohenden Gefahren auf die niedergebeugte, hülfsbedürftige Menschheit eine Macht üben, die wenn sie noch von dem Eindruck einer bedeutenden Persönlichkeit gehoben ward, nicht verfehlen konnte, die Welt zu überwinden und einen glänzenden Sieg zu feiern. In dem Zusammenbrechen der Staaten, in dem Ruin alles Lebensglücks und aller Hoffnungen erblickte die Menschheit in der heiligen Stadt den einzigen festen Hort der ewigen und höchsten Güter; wie sollte sie nicht mit freudigem und gläubigem Herzen Alles aufnehmen, was zur Hebung und Verherrlichung dieser Macht dienen konnte? Nicht das kanonische Gesetzbuch hat dem Papstthum die Weltherrschaft erworben, nicht ein verfälschtes Pergament, auf welchem begehrte oder usurpirte Gerechtsame und Privilegien „als sicheres, allgemein anerkanntes und göttliches Recht aus dem heiligen Munde des christlichen Alterthums" verkündet waren, ist die Grundlage der geistlichen Macht Roms gewesen, sondern das Bedürfniß der Menschen und Völker, in der schwierigen Zeitlage unter den zermalmenden Schicksalsschlägen und Wechselfällen einen sichern Halt zu haben. Diesen Halt vermochte damals allein die Kirche zu gewähren und in der Stärkung des Oberhauptes glaubte man auch ihre Lebenskraft zu stärken. Indem aber Isidor aussprach, was im Streben des Zeitalters lag, dadurch die schwankende Rechtsansicht entschied, den Klerus und die Päpste selbst mit der sittlichen Kraft des Glaubens an ihr gutes Recht erfüllte (denn die Menschen urtheilen lieber aus Thatsachen als aus Ideen über das Recht), so ist diese erlogene Vergangenheit allerdings zur Weissagung und zum Stützpunkt der Zukunft geworden.

Sinken des Papstthums im 11. Jahrh.

Sollte aber das Papstthum dieser hohen Aufgabe entsprechen, sollte die monarchische Gewalt, die mit dem Verfall des Karolingischen Reiches zerbröckelt und machtlos geworden war, in dem stolzen Bau einer Universalkirche wieder in ihre Ehre und Kraft eingesetzt werden, so mußten hohe, imponirende Gestalten den apostolischen Stuhl einnehmen. In jener Zeit äußerlicher Thätigkeit konnten Ideen nur wirken und Eingang finden, wenn sie von mächtigen Persönlichkeiten getragen wurden; daß dies im zehnten Jahrhundert nicht der Fall war, daß nach Johann VIII. meistens Schwächlinge und Lüstlinge über die Kirche herrschten, daß von den Päpsten, die unter dem Einfluß der Intriguen und Parteikämpfe in raschem Wechsel einander folgten oder verdrängten, manche durch Laster und Verbrechen sich und ihren Thron schändeten; dies hat den Siegeslauf des Papstthums gehemmt, dies hat die Ausbildung einer kirchlichen Monarchie auf ein ganzes Jahrhundert gehindert, dies hat den apostolischen Stuhl abermals der weltlichen Gewalt unterworfen und dienstbar gemacht. Während noch unter Hadrian II., dem Nachfolger des ersten Nicolaus, das päpstliche Ansehen in den Augen der Welt so hoch stand, daß Kaiser Ludwig II. in dem erwähnten Schreiben an den byzantinischen Hof seine Krone und sein Herrscherrecht von dem Papste herleitete, seine Krönung in St. Peter als die

Rechtsquelle seiner imperatorischen Ehre und Herrlichkeit bezeichnete, sehen wir dasselbe in der ersten Hälfte des zehnten Jahrhunderts so tief herabsinken, daß lange Zeit der apostolische Fürstenstuhl von herrschsüchtigen Frauen besetzt ward, daß Marozia und ihr kraftvoller Sohn Alberich denselben wie ein Hofamt an Verwandte, Günstlinge und willenlose Geschöpfe vergaben. Wir werden bald erfahren, wie deutsche Kraft und Ehrenhaftigkeit das geschändete Papstthum wieder aufrichtete, aber gerade dadurch die Waffen schmiedete, mit denen Rom über das deutsche Kaiserthum abermals den Sieg errang.

2. Die Ueberreste des Heidenthums und die Reliquienverehrung.

Christliches u. Heidnisches in Wechselbeziehung.

Aber nicht blos für die Geistlichkeit war Rom das Haupt und das Herz der Kirche; auch die christlichen Völker erblickten in der Stadt der Apostel stets den Mittelpunkt des religiösen Lebens, den heiligen Herd des Glaubens, die Vorbereitungsstätte zum Himmelreich; und wie sehr auch die Päpste mit Sorgen und Anliegen im eigenen Hause erfüllt waren, so verloren sie doch nie die Werke der Mission unter den Heiden, die Verbreitung des Evangeliums und ihrer eigenen kirchlichen Herrschaft über neue Länder und fremde Völker aus dem Auge. Die Priester und Mönche, welche in Deutschland und England den erst nothdürftig bestellten religiösen Boden im Geiste eines Bonifacius und Augustinus weiter pflegten und anbauten, unterließen nicht, die gläubigen und empfänglichen Herzen des germanischen Volkes mit der geistigen Speise zu nähren, die sie von Rom herholten, und die Gräber der Apostel und Heiligen an den geweihten Orten ihrer Thätigkeit und ihres Märtyrertodes als die wirkungsreichsten Andachtsstätten für sehnsüchtige Seelen oder schuldbefleckte Gewissen hinzustellen. Den tiefwurzelnden heidnischen Vorstellungen und abergläubischen Richtungen des germanischen Naturvolkes glaubten die Priester nicht gründlicher entgegenwirken zu können, als wenn sie an die Stelle der alten Religions- und Opfergebräuche christliches Symbolwerk und Reliquienverehrung setzten, die Göttersagen und volksthümlichen Erinnerungen zu christlichen Legenden und Heiligengeschichten umschufen, statt der Ausbildung und Entwickelung der nationalen Bildungselemente die römisch-christliche Cultur einer gesunkenen Zeit beförderten. Die Kirche fuhr fort, nach dem Vorgange des Bonifacius bei den neubekehrten Völkern germanischer Abstammung gegen die in Glauben und Sitte wurzelnden Ueberreste des Heidenthums „als Kinderaussetzen, Verbrennung des Leichnams, die alten Heiligthümer an Quellen, im Hochwald und Steinring, hölzerne Votivglieder, gebackene oder angeputzte Götzenbilder, Pferdefleisch, Unsteten, Notfeuer, Wettermachen, heilige Loose, Todtenbeschwörung, Liebestränke, mörderische Holzbilder, zauberische Weissagung und Hexerei aller Art“ aus allen Kräften anzukämpfen und sie auszurotten; aber wirksamer als alle Verbote und gewaltsame Zerstörungen erwiesen sich die Bemühungen, die heidnischen Symbole und Gebräuche unmerklich in

christliche hinüberzuführen, der sinnlichen Andacht eines einfachen gläubigen Volkes christliche Zeichen und Sinnbilder darzubieten, statt der alten Götter- und Heldensagen Erzählungen aus den Evangelien und der biblischen Geschichte zu verbreiten, den heiligen Christ als deutschen Volkskönig zu schildern, „der mit seinem Gefolge heilspendend durch die Lande zieht," die noch hie und da im Stillen hinschleichenden Erinnerungen und religiösen Formeln aus dem Heidenthum, sofern sie nicht als harmlose Märchen der Volksphantasie überlassen werden konnten, als Bündnisse und Anfechtungen des Teufels darzustellen. Diese Bemühungen hatten die Wirkung, daß das Religionswesen im neunten und zehnten Jahrhundert für das Volk ein ganz äußerliches wurde; das kirchliche Gepränge mit den geheimnißvollen Wundern, die feierliche Messe in einer fremden unverstandenen Sprache, die kirchlichen Strafen mit dem schrecklichen Hintergrunde der Hölle und des Fegefeuers für Verstockte und Unfolgsame verfehlten nicht ihres Eindrucks auf die Gemüther und machten das Volk willig den Geboten der Kirche nachzukommen und die altgermanische Strenge durch die Tugend der christlichen Nächstenliebe ein wenig zu mildern. Als besonders wirksame Mittel der Buße und Sühne galten **Wallfahrten** an heilige Andachtsstätten. Darum hatten die Pilgerreisen nach Rom und nach andern altberühmten Heiligthümern ihren ungestörten Fortgang. Alle Geschlechter und Klassen nahmen fortdauernd daran Theil; „der Kaiser und Fürst, der Bischof pilgerte wie der Bettler, das Kind, der Jüngling, die edle Matrone, der Greis gingen baarfuß am Pilgerstab. Dies breitete ein romantisches Wesen, die Sehnsucht nach dem Fremden und Abenteuerlichen, das Poetisch-Sagenhafte, welches dem Mittelalter eigen ist, über die Menschheit aus." Wallfahrten und Reliquiendienst.

Es wurde früher erwähnt (IV. S. 728), mit welchem Eifer die angelsächsischen Könige den Pilgerstab ergriffen. Auch bei den deutschen Sachsen trat bald dieselbe Neigung hervor. Unter den vornehmen Pilgern, die zu brünstigem Gebete an die Gräber der Apostel wallten, befand sich auch Graf Liudolf, der Sohn der heil. Ida und Ahnherr des ruhmvollen sächsischen Herrscherhauses, der um die Mitte des 9. Jahrhunderts mit seiner frommen Gemahlin Oda und zahlreichem Gefolge nach der heil. Stadt wallfahrte.

Dieser Richtung der Zeit kam die römische Kirche durch einen schwungvollen Handel mit Reliquien und heiligen Leichen und Gebeinen fördernd entgegen. Wurde auch eine Pilgerfahrt nach den Apostelgräbern immer noch als die wirksamste Handlung der Andacht und Bußfertigkeit angesehen, ehe der religiöse Eifer das Ziel nach der heiligsten Grabesstätte in Jerusalem selbst verlegte, so galten doch auch Gebete und Opfer an anderen heiligen Orten für verdienstvoll und Gott wohlgefällig. Im neunten Jahrhundert, als wegen der Raubzüge der Saracenen und der Wegelagerungen italienischer Banditen die Wallfahrten nach Rom mit großen Gefahren und Beschwerden verknüpft waren, suchte man daher in verschiedenen Städten und Ländern durch Errichtung nationaler Heiligthümer dem Zuge der Herzen entgegenzukommen, indem man zu Ehren der aus Rom oder andern Orten des Kirchenstaats erworbenen Ge-

beine eines Heiligen oder Märtyrers oder eines andern mit der Geschichte Jesu und seiner Apostel verflochtenen heiligen Gegenstandes eine Kirche oder Kapelle errichtete, wo die wundergläubige Andacht der Menschen Befriedigung suchen konnte. Städte und Länder sahen sich nach Schutzheiligen um, errichteten ihnen Heiligthümer und Bildsäulen und feierten ihre Festtage mit großem Gepränge. Venetianische Kaufleute brachten im J. 828 den Leichnam des Apostels Marcus von Alexandrien nach ihrer Stadt; Genua prangte mit St. Georg, in Neapel verehrte man den heil. Januarius als Schutzpatron. Vor allen aber glänzte Benevent an Reichthum von Heiligthümern, indem der Fürst dieser Stadt, Sicard, seine Agenten nach allen Inseln und Küsten Italiens ausschickte, ihm Knochen, Schädel, womöglich ganze Leichname und sonstige Reliquien zu bringen, damit er sie in der Kirche von Benevent niederlegen könne. „Er verwandelte diesen Tempel in ein Schatzhaus von Gebeinen, in ein Museum und Kabinet heiliger Fossile." Selbst der wunderthätige Leib des h. Januarius wurde auf längere Zeit den Neapolitanern entführt. Wir erlauben uns diese merkwürdige Begierde nach heiligen Gegenständen und Leichen und die mit diesem Cultus der Todten in inniger Verbindung stehende Bewegung der Pilgerschaften, die alle Alter und Geschlechter und Stände fortriß, mit den Worten des Gregorovius zu schildern:

Römischer Reliquiendienst. 1) „Eine neue sonderbare, dem schönen Alterthum völlig fremde Leidenschaft nach dem Besitz, die Begier nämlich nach heiligen Leichen, hatte sich der christlichen Welt bemächtigt; sie steigerte sich in der immer finsterer werdenden Zeit bis zur völligen Raserei. Der heutige Mensch blickt mit Mitleid und Trauer auf jene Epoche, wo ein Todtengerippe am Altar der Menschheit stand, ihre Klagen, ihre Wünsche, ihre schauerlichen Entzückungen zu empfangen. Die Römer, immer ruhigen Anschauens, verständig ausbeutend, über das kleine Treiben und Mühen der Menschen wenigstens um eine Stufe empor gerückt, trieben in jener Zeit einen förmlichen Handel mit Leichen, Reliquien und Heiligenbildern; dies, wie etwa noch der Verkauf von alten Codices, war, so darf man behaupten, alles worauf sich ihre Industrie beschränkte. Die zahllosen Pilger, welche Rom besuchten, wollten die heilige Stadt, das Ziel ihrer jahrelangen Sehnsucht nicht verlassen, ohne ein geweihtes Andenken mit sich zu nehmen. Sie kauften Reliquien, Knochen aus den Katakomben, wie die Besucher von heute Juwelen, Gemälde und Bildwerke aus altem oder neuem Marmor kaufen. Doch nur Fürsten oder Bischöfe waren im Stande ganze Leichname zu erstehen. Es gab in Rom Geistliche, die des Gewinnes halber Leichname der Heiligen unter der Hand verkauften, und welche Unredlichkeit man sich dabei erlaubte, mag leicht gedacht werden. Fort und fort wurden römische Todte geraubt. Die Wächter der Katakomben und Kirchen durchwachten angstvolle Nächte, als gelte es Hyänen abzuwehren, während die Diebe umherschlichen und tausend Betrügereien oder wirksame Bestechungen anwendeten, zu ihrem Zweck zu gelangen. Es kam ihnen nicht darauf an, welche Todte ihnen ausgeliefert wurden. Sie selbst waren bisweilen betrogene Betrüger, und die Todten wurden gefälscht wie der Wein und mit beliebiger Aufschrift versehen.

Im Jahr 827 stahlen Franken die Reste der Heiligen Marcellinus und Petrus, die nach Soissons entführt wurden; im Jahr 849 raubte ein Presbyter aus Rheims die Leiche der heiligen Helena, oder eine andere, die er für die Mutter Constantins

ausgab. Der Besitz heiliger Reste galt den damaligen Menschen als etwas so unschätzbares, daß die Schande des Diebstahls von ihm wie ein frommer Betrug bedeckt ward. Auch sorgte man dafür, daß diese Leichname unterwegs Wunder thaten, denn sie erklärten dadurch gleichsam die Zustimmung zu ihrer gewaltsamen Uebersiedlung und steigerten ihren Werth. Die Gebräuche der alten Römer, welche Idole aus fremden Städten mit sich führten, sie in ihren Tempeln aufzustellen, schienen in dieser Form erneuert zu sein. Oft gaben die Päpste ihre Einwilligung zur Fortführung römischer Heiligen nach dem Ausland; denn es fehlte nie an stürmischen Bitten der Städte, Kirchen und Fürsten fremder Länder um die Gewähr solcher Gunst. Wenn man nun diese Todten auf geschmückten Wagen aus der Stadt entführte, begleiteten sie die Römer im feierlichen Zug mit Fackeln in den Händen und mit frommen Gesängen eine Strecke lang. In allen Orten strömte das Volk dem Leichenwagen entgegen, Wunder, namentlich Heilungen erwartend und erflehend; am Ziel angelangt, sei es in einer Stadt oder einem Kloster Deutschlands, Frankreichs, Englands, wurden die heiligen Leichen mit Jubelhymnen und tagelangen Festen begrüßt. Solche schauerliche Triumphzüge gingen damals oft aus Rom in die Provinzen des Abendlandes, und indem sie Städte und Völker durchzogen, verbreiteten sie einen Geist düsterer, abergläubischer Leidenschaft, von dem wir heute lebenden Menschen kaum eine Ahnung haben.

2) Seit fast zwei Jahrhunderten hatte sich der Glaube befestigt, daß eine Wallfahrt nach Rom, der Stadt der Märtyrer und Apostel, in den unfehlbaren Besitz der Schlüssel zum Paradiese setze. Die Bischöfe unterstützten ihn, indem sie zu dieser Pilgerung ermahnten. Der kindliche Glaube von Menschen jener Zeit, wo die Wege zur Versöhnung noch nicht in der inneren Menschenbrust entdeckt, sondern draußen auf der Reise zu einem fernen, verkörperten Symbol des Heils gesucht wurden, konnte den tugendhaften Wanderer beseligen, der durch die Unbilde der Elemente, die Unsicherheit feindlicher Straßen, die geflissentliche Entbehrung langer mühseliger Wallfahrt wie durch ein Purgatorium hindurchschritt, ehe er das Gnadenziel erreichte. Jeglicher verschuldete oder schuldlose Schmerz des Lebens, jede Form irdischer Qual, selbst jedes Verbrechen konnte sich hoffend nach Rom wenden, dort an den heiligen Stätten, oder zu den Füßen des Papstes Erlösung und Absolution zu empfangen. Die Bedeutung, welche dieser einzigen Stadt Rom der Glaube der Menschheit gab, hat sich nie wiederholt, wird sich nie wiederholen können. Sie war von einer unermeßlichen moralischen Gewalt. Daß es in den Zeiten schrecklicher und blutiger Barbarei eine solche Oase des Friedens, des Heils und der Versöhnung gab, mußte für die damalige Menschheit beglückend sein. Unzählige Pilgerschaaren zogen daher nach Rom, Völkerwanderungen, die unablässig über die Alpen stiegen, zu Schiffe kamen, alle nach Rom, von moralischen Trieben fortgezogen. Aber die schmerzvolle oder schüchterne Tugend des Pilgers ward nur zu oft verdammt neben dem frechen Laster und dem listigen Betrug einherzugehn, und auf dem Wege zum Heil durch ansteckende Berührung selbst unheilig zu werden. Die entsittlichende Gemeinschaft mit Menschen, die von allen Banden der Familie und des Staats losgelöst waren, die Abenteuer und Verlockungen, welche die Reise in Menge bot, die Künste der Verführung in den üppigen Städten des Südens brachten zahllose Jungfrauen um ihre Ehre, und viele, die als keusche Mädchen, Wittwen und Nonnen ihr Vaterland verlassen hatten, um ihre Gelübde am Grab St. Peters zu befestigen, kehrten als Gefallene zurück, wenn sie nicht in dem reizenden Italien als erklärte Dirnen eines lachenden Ritters geblieben waren. — Tagtäglich strömten Pilger jeder Nation durch die Thore Roms. Wenn diese dem Betrachter den Anblick von wirklich frommen Menschen darboten, erschreckten ihn jene durch ihr bettelhaftes,

Pilgerzüge nach Rom.

ekles und verwildertes Aussehn; viele unter ihnen waren mit den schändlichsten Verbrechen gebrandmarkt. Wenn die Ordnung unserer heutigen Gesellschaft es verlangt, den Verbrecher so viel als möglich den Blicken der Menschheit zu entziehen und die Rechtschaffenheit vor seiner Berührung zu bewahren, indem er seiner einsamen Strafe oder Besserung überlassen bleibt, geschah im Mittelalter das Gegentheil. Der Schuldige ward in die Welt geschickt, versehn mit einem Schein seines Bischofs, welcher ihn als Mörder oder Blutschänder offen bekannte, ihm seine Reise, ihre Art und Dauer vorschrieb und ihn zugleich mit einer Legitimation versah. Er reiste auf sein durch bischöfliches Zeugniß verbrieftes Verbrechen, wie auf eine wirkliche Paßkarte der Behörde, und er zeigte sie auf seiner Pilgerfahrt allen Aebten und Bischöfen der Orte, durch welche er kam, vor. Diesem Verdammungs- und Empfehlungsbrief zugleich verdankte der Sünder gastliche Aufnahme, um so von Station zu Station bis zu dem Heiligthum zu pilgern, das ihm als Ziel vorgeschrieben war. Der Strafcodex des Mittelalters zeigt einen grellen Widerspruch von brutaler Barbarei und angelischer Milde. Die herrlichen Grundsätze des Christenthums, den Gefallenen zu schonen, dem Sünder liebevoll die Wege zur Versöhnung zu öffnen, kamen in Widerstreit mit der bürgerlichen Ordnung der Gesellschaft. Dieselbe Zeit, welche durch Beschluß heiliger Synoden Majestätsverbrecher marterte, blendete, auf einem räudigen Esel durch die Städte führte, gab dem Vater- und Muttermörder sanftmüthig einen Pilgerpaß in die Hand und verwehrte den Furien ihm wie Orest zu folgen. Rom, das große refugium peccatorum, nahm alle Verbrechen in sich auf, die irgend Namen und Gestalt unter Menschen haben, und die Kirchen oder Kirchhöfe sahen Meuchelmörder, Giftmischer, Räuber, Betrüger jeder Art und Nation aus- und eingehen. Oft trafen seltsame und scheußliche Gestalten ein: Menschen, welche wie Büßer Indiens Ketten trugen, andere, halb nackt, einen schweren Eisenring um den Hals, oder den Arm von einem Eisenband umschmiedet. Dies waren Mörder ihrer Eltern, Brüder oder Kinder, denen ein Bischof solche Pönitenz und die Pilgerfahrt nach Rom auferlegt hatte. Ihr Anblick mußte die Augen rechtlicher Menschen entsetzen; sie warfen sich mit Geschrei an den Gräbern nieder, sie geißelten sich, sie beteten, geriethen in Extase, und es gelang ihrer Geschicklichkeit bisweilen die Eisenringe an einer Märtyrergruft zu sprengen. Wer möchte läugnen, daß sich unter solchen Menschen auch wirklich bußfertige Sünder befanden, wer aber sich nicht vorstellen, daß es darunter eben so viel und weit mehr nichtswürdige Schelme gab? Denn weil die Abbüßung eines Verbrechens zugleich einen Freibrief der Verpflegung bot, so hüllten sich nicht selten Gauner, welche weder Mutter noch Vater, noch irgend wen umgebracht hatten, in die Maske der scheußlichsten Unthat, um nur Gelegenheit zu Reiseabenteuern und betrügerischem Gewinn zu haben. Sie zogen also mit falschen Pässen, nackt, in Eisenbändern durch die Länder, das unsinnige Mitleiden der Menschen zu erregen und in Abteien oder Pilgerherbergen sich zu nähren. Viele stellten sich besessen, sie liefen mit struppigen Haaren und wunderlichen Geberden durch die Städte, gingen in die Klöster der Provinzen, warfen sich vor den Heiligenbildern nieder, und indem sie durch deren Anblick oder Berührung plötzlich zu Sinnen und Sprache kamen, erlangten sie von den beglückten Mönchen nicht kleine Geschenke, womit sie dann lachend abzogen, um ihre Künste anderswo fortzusetzen.

Dies waren Erscheinungen, welche nicht Rom allein, sondern alle andern Länder sahen, aber wegen der Heiligkeit der Märtyrergräber und zugleich wegen der Entfernung der Stadt, welche die Pönitenz des Wanderns steigerte oder verlängerte, mußte gerade Rom die meisten von ihnen in seinen Mauern sehn. Die Verehrung der Reliquien hat keinen furchtbareren Ankläger, als die Unmoral und die Lüge, welche während des Mittelalters ihre Folgen waren."

3. Ausbildung der Hierarchie.

Neben diesen unerfreulichen Erscheinungen hat jedoch Rom auch Institute gefördert, welche in dieser verwilderten Zeit noch den Sinn für menschliche Ordnung und höhere Güter bewahrten und belebten. Während die weltliche Monarchie sich in lockere Feudalverbände auflöste, gelangte die hierarchische Verfassung der Kirche mit der festen Gliederung des Klerus zum vollen Ausbau. Die Erzbischöfe, die durch geistliche Wahl und königliche Einsetzung ihre Sitze erhielten und von dem Papste durch Ertheilung des Palliums, des Schulter und Brust bedeckenden bischöflichen Obergewandes ihre Bestätigung empfingen, hatten den Vorsitz in den Synoden ihres Sprengels, ehe die römischen Legaten ihnen die Ehre streitig machten, und die Einführung und Weihe der von der Geistlichkeit, insonderheit den Domherren, gewählten Bischöfe. Das Bischofsamt bildete den Kern und Mittelpunkt der Hierarchie, es war der Leib der Kirche, wie der Papst das Haupt derselben. Beide Institute, das Episcopat und die päpstliche Curie, arbeiteten daher einander so viel als möglich in die Hände, um ihre Macht und Autorität zu erhöhen. Die Mitwirkung der Landesbischöfe bei der Ausbildung der monarchischen Kirchengewalt vergalten die Nachfolger des Apostelfürsten mit der Schwächung oder Beseitigung aller Schranken des Episcopats. Hatten die Decretalen des falschen Isidor einerseits den Zweck, die Macht der Provinzial-Synoden zu Gunsten der römischen Curie zu brechen, so war anderseits die Minderung der Metropolitangewalt ein Zugeständniß an die Landesbischöfe. Auch das in Aussicht gestellte Zwischenamt eines Primaten oder päpstlichen Vicars erlosch nach geringen Versuchen. Eben so wurde die Concurrenz, welche der bischöflichen Gewalt in den Chorbischöfen zu erwachsen drohte, die ursprünglich Gehülfen oder Vicare der Bischöfe in den Landgemeinden allmählich in die Amtsbefugnisse ihrer Vorgesetzten eingriffen, mit der Zeit vermindert und beseitigt. Auch die Hausgeistlichen auf den Gütern des Adels machten sich leicht unabhängig vom Bischof, geriethen aber dafür in eine oft entwürdigende Abhängigkeit und Unterwürfigkeit von ihren „Brodherren." Die Archidiakonen, welche bei der geistlichen Rechtspflege dem Bischof in ähnlicher Weise zur Seite standen, wie die Pfalzgrafen dem König, erlangten erst in der Folge eine ihren Vorgesetzten unbequeme selbständige Stellung, so wie auch die Cardinäle, worunter man in dieser Periode die Bischöfe der sieben heruntergekommenen Ortschaften des römischen Gebiets — Ostia, Porto, St. Rufina, Alba, Sabina, Tuscoli und Präneste — verstand, erst später ihre hohe Bedeutung als Wählercorporation für Besetzung des päpstlichen Stuhles erhielten. Diese enggeschlossene kirchliche Hierarchie, in die auch die Aebte und Klostervorsteher eintraten, unterstützt durch eine reichentwickelte Gesetzgebung und disciplinarische Ordnung, verlieh dem Klerus eine Macht, die dem gespaltenen Laienthum gegenüber allmählich zum Sieg gelangen mußte.

Rangstufen des Klerus.

Schirmende Macht der Kirche. Trotz der hierarchischen Abstufung und Gliederung, trotz der strengen Scheidung in oberen und niederen Klerus war die Geistlichkeit dennoch der einzige Stand, wo der Hochgeborne vor dem Niedriggebornen nichts voraus hatte; der Leibeigene, welcher erst, um die Tonsur erhalten zu können, vor dem Altare mit der Freiheit beschenkt worden war, stand dem Grundsatze nach auf Einer Linie mit dem Geistlichen vornehmster Abkunft; die Immunitäten, stets an Umfang wachsend, also daß „eine Abtretung aller oder doch fast aller Ansprüche, die der Staat an den gefreiten Boden und die Bewohner desselben zu erheben hatte — aller Dienste und Abgaben der Insassen, aller Ausübung der richterlichen und sonstigen Herrschaftsgewalten“ darin enthalten war, gaben den kirchlichen Besitzungen einen hohen Vorzug, daher die Gemeinfreien lieber zu dem Klerus als zu den weltlichen Großen in Schutzverhältnisse traten und die Zahl der geistlichen Unterthanen stets zunahm. Die Kirche setzte der Willkür der Herren gegen ihre Knechte eine Schranke; sie erkannte auch in den christlichen Sclaven berechtigte Theilnehmer der Wohlthaten und Einrichtungen der Kirche an, schützte ihre rechtlich geschlossenen Ehen und bedrohte die Mörder des eigenen wie des fremden Sclaven mit dem Banne. Die Kirche war es, welche dem Knecht einen Ruhetag, einen eigenen Erwerb, eine wirksame Freilassung verschaffte. Sie war die erste Schöpferin einer Armenpflege, die dem armen Heimathlosen und Wanderer Obdach und Speisung bei Klöstern und Pfarrkirchen bot; ihr schützender Bereich war der Mittelpunkt des friedlichen Tauschverkehrs in Messen und Märkten. Der gefreite Boden eines kirchlichen Territoriums gewährte dem Verfolgten eine sichere Zufluchtsstätte und der heilige Raum nahm sogar Verbrecher in sein schirmendes Asyl auf. Im Gerichtswesen suchte sie Blutrache und Zweikampf zu beschränken oder durch mildere Straf- und Beweismittel zu ersetzen; sie stellte den Werth des Menschenlebens im Gegensatze zu den Abstufungen des Wehrgeldes auf eine höhere Stufe und trat für die Freiheit und Menschenrechte der gedrückten Klassen in die Schranken.

Rechtsstellung des Klerus. Aber der festgeschlossene Organismus und die Immunitätsrechte kamen der Geistlichkeit nur dann zu Statten, wenn die Ehrfurcht vor Religion und Kirche so tief wurzelte, daß vor ihrer moralischen Kraft, vor ihrem heiligen Charakter die rohe Gewalt, die Leidenschaft, der bewaffnete Frevelmuth sich beugte. Daß dies aber in der zerrütteten Weltlage des neunten und zehnten Jahrhunderts nicht der Fall war, daß mächtige Laien den Zustand der Wehrlosigkeit des Klerus durch das kanonische Verbot der Waffenführung zur Bedrückung und Beraubung der Kirche benutzten, daß die den geistlichen Stiftungen zu gerichtlichem und bewaffnetem Schutze beigegebene Vogtei (Advocatia) oft zur Spoliation und Vergewaltigung der kirchlichen Pfründe mißbraucht ward, wenn das Amt eines „Schirmherrn“ oder „Kastvogts“ in die Hände habgieriger Grafen kam; daß die lehnsherrlichen Rechte des Königs, des Stif-

ters, des weltlichen Patronatsherrn oft dazu angewendet wurden, die Einkünfte eines Bisthums oder eines reichen Klosters bis auf den nothwendigsten Unterhalt der geistlichen Insassen weltlichen Großen zuzuwenden; davon liefern die fortwährenden Klagen der Bischöfe auf Synoden und Reichstagen über die Laienäbte und andere Inhaber geistlicher Güter und Emolumente Zeugnisse in Menge. Darin lag auch wohl die Ursache, daß in deutschen Landen die Geistlichkeit dem Verbot des Waffentragens nicht nachkam, daß mancher tapfere Bischof und Abt erwähnt wird, der an der Spitze seiner Wehrmannschaft den Feind bekämpfte, den Räuber abwehrte und auf der Wahlstatt sein Leben ließ. Das Recht oder die Verpflichtung der Bischöfe und Aebte als Reichsstände den allgemeinen Reichsversammlungen anzuwohnen gab ihnen wohl Gelegenheit zu Beschwerden, brachte ihnen aber selten Abhülfe. Dagegen erwarb sich der Klerus in Bezug auf seine Person eine begünstigte Rechtsstellung. Gegen einen Mann der Kirche konnte das weltliche Gericht nur im Einverständniß mit dem Bischof und mit Beiziehung geistlicher Beisitzer vorgehen; Klagen gegen Bischöfe und Aebte wurden bei dem König angebracht und vor einem gemischten Gerichtshof untersucht, aber seit den Pseudo-Isidorischen Decretalen wurde die Berufung an den Papst, die höchste richterliche Instanz, als Gesetz aufgestellt. Wo germanisches Recht in Anwendung kam, war die Person des Geistlichen durch ein hohes Wehrgeld geschützt, jedes Vergehen gegen die Kirche sollte mit dreifach höherer Buße geahndet werden.

4. Das Klosterwesen.

Die schweren Zeiten unter der Herrschaft der späteren Karolinger waren der Verbreitung des Klosterwesens im Abendlande sehr förderlich. Nicht nur daß durch die Frömmigkeit und Freigebigkeit der Könige und vieler Glieder des königlichen Hauses, durch den kirchlichen Eifer der Bischöfe und durch die Hingebung so mancher Herren und Frauen vom hohen Adel für Religion und Kirche die Menge der Stiftungen für Mönche und Nonnen sich mehrte, auch die Zahl derer, die in der stillen Klosterzelle Ruhe und Frieden vor den Stürmen der Welt und den leidenschaftlichen Regungen in der eigenen Brust suchten oder die in zarter Kindheit von ihren Eltern Gott „dargebracht" wurden, nahm immer mehr zu. Aller Orten und Enden erhoben sich stattliche Klostergebäude, die an Grundbesitz, Wirthschaftsräumen, Gehöften und Zinsbauern mit den Königspfalzen wetteiferten. Am liebsten gründete man sie in schöner Wildniß. Jedes Kloster bildete eine Gemeinschaft für sich; an der Spitze der Brüdergemeinde stand ein von sämmtlichen Mönchen gewählter Abt, dem ein Probst als Gehülfe bei der Oekonomie und ein Dechant zur Handhabung der Disciplin zur Seite stand. Klosterverbände, Congregationen traten erst im zehnten Jahrhundert ins Leben.

Zunahme der Klöster.

Thätigkeit u. Wirksamkeit des Benediktinerordens.

Die strenge Regel Columbans, die zur Zeit der Merovinger und der ersten Karolinger in den meisten Klöstern des Frankenreiches in Geltung war und nicht blos die strengsten Religionsübungen und Entsagungen den Brüdern zur Pflicht machte, sondern auch jede Uebertretung der peinlichen Vorschriften mit harten Strafen, besonders mit körperlicher Züchtigung belegte, wich allmählich der gemäßigteren Lebensordnung Benedikts, so daß im neunten und zehnten Jahrhundert fast alle Klöster des Abendlandes sich in Kleidung und Nahrung, in der Eintheilung der Tageszeiten, in der Abwechselung von religiösen Uebungen, Handarbeit und Lesen zur Erbauung oder zum Studium nach dem Musterhaus in Monte Casino richteten. Strenge ohne Grausamkeit, Mäßigkeit und Einfachheit ohne Härte, ein verständiger Wechsel zwischen Beten, Psalmensingen und Arbeiten empfahl die Benediktinische Lebensregel. Die Klostergemeinde stellte eine durch genaue Gesetze und Vorschriften geordnete Gesellschaft dar, „deren Charakter die von einem Vater geleitete, durch Autorität und Liebe zusammengehaltene Familie war.“ Die Benediktinerklöster waren in diesen Jahrhunderten der Verwilderung und Gesetzlosigkeit eine Wohlthat für die Menschheit. Sie streuten, während alle Ordnung unterging, den Samen einer Gesellschaft der Bruderliebe in die Barbarei; sie schufen Wälder und Haiden in Ackerland um; sie gewährten dem Verfolgten und Bedrängten ein schützendes Obdach; sie veredelten die rohen Gemüther durch Verkündigung des Evangeliums; sie legten durch ihre Schulen in die Herzen der Jugend den Keim der Sittigung und Bildung; sie bewahrten die Reste der alten Literatur und die Elemente der Wissenschaft vor gänzlichem Untergang. „Während die Welt eine rauchende Brandstätte war, lebten nur ihre Genossenschaften friedfertig, arbeitsam und fromm, und sie zeigten den erstaunten Völkern ein bedürfnißloses Reich des sittlichen Ideals, worin Glück und Frieden, Gehorsam und Demuth in Blüthe standen. Sie trugen mächtig dazu bei, die Barbaren zu zähmen, sie bekehrten mit apostolischer Kraft die Heiden, sie halfen mit dem Evangelium dem Schwerte Karls Provinzen erobern und sie dehnten den Umfang der Kirche aus. Ihre Klöster waren Asyle des Friedens und des Heils, ruhmvolle Pflanzstätten der Wissenschaft, die einzigen Schulen des unwissenden Menschengeschlechts und die einzige Zuflucht der letzten Reste hellenischer und römischer Cultur. Ihre Ideen oder Träume verloren sich in die fernsten Fernen des Himmels und doch säeten und ärndteten sie zugleich und sammelten die Früchte der Erde in geräumigen Speichern auf. Weil sie selbst Landgüter besaßen und das Feld bearbeiteten, was die praktische Regel Benedikts vorschrieb, wurden sie Gründer von Städten und Kolonien und unzählige Landstriche verdankten ihnen allein Wiederanbau, Fruchtbarkeit, Bevölkerung und Blüthe.“ Viele Benediktinerklöster wurden die Pflanzschulen der Bildung im Frankenreich, die Träger der Wissenschaften und Künste. Wie in Neustrien Tours, so waren in Allemannien St. Gallen und Reichenau, in Ostfranken Fulda, in Lothringen

(Elsaß) Weißenburg, in Westfalen Corvey weltberühmte Anstalten der Humanität. Die geringen Ueberreste der Heldendichtung aus germanischer, scandinavischer und britischer Vorzeit, die der frommen Wuth der christlichen Barbaren entrannen, verdankt die Nachwelt größtentheils dem Fleiß und Interesse der Benediktinermönche. — Anfangs der Gerichtsbarkeit und Oberaufsicht der benachbarten Bischöfe unterworfen, wußten sich die größeren Abteien allmählich von dem lästigen Joch zu befreien und an Rang ihren ehemaligen Vorgesetzten gleich oder nahe zu kommen.

Aber während das Mönchwesen äußerlich an Macht und Ansehen stieg, sank es an Werth und Tugend von seiner Höhe herab. Dem Papstthum unmittelbar unterstellt theilten die Benediktinerabteien im zehnten Jahrhundert auch dessen Entartung und Verfall. Mit unermeßlichen Besitzungen ausgestattet, hatten sich die Klöster in Fürstenthümer verwandelt und waren zum guten Theil in die Hände geistlicher oder weltlicher Großen gekommen, welche die Güter an ihre Angehörigen, Freunde oder Vassallen vergaben und sich sammt der Brüderschaft der Genußsucht und allen Arten sinnlicher Lüste überließen. Wir haben oben den Verfall aller Sittlichkeit und Tugend und die grenzenlose Entartung und Zuchtlosigkeit geschildert, denen sich der gesammte Klerus während der Jahre der Unsicherheit und der Raubzüge der Ungarn, Normannen und Saracenen schuldig machte. Nicht nur daß, wie in einer Synode im J. 909 geklagt ward, in den Klöstern, die der Zerstörungswuth der Ungarn entgangen, „Laienäbte wohnten mit ihren Weibern und Kindern, ihren Kriegsmannen und Jagdhunden" und die Mönche nöthigten oder beredeten, ein fahrendes Leben zu wählen und das Mitleid der frommen Seelen in Anspruch zu nehmen; die Kriegsnoth nöthigte die Aebte und Bischöfe zum Schwert zu greifen und an der Spitze bewaffneter Schaaren ins Feld zu rücken und mit dem weltlichen Leben erwachte auch weltliche Lust in ihrer Brust und sie brachen mit Ungestüm die verbotene Frucht der sinnlichen Freude. „Das mystische Jenseits, die Region sehnsüchtiger Pein ward verlassen; der Mensch stieg aus dem Himmel der Entsagung wieder auf die schöne üppige Erde nieder und indem die Wirklichkeit ihr Recht und ihre Schuld einforderte, trat sie bacchantisch ungestüm im grellen Zwiespalt mit der religiösen Tugend auf und brachte die fürchterlichsten Zerrbilder hervor." Sittliche Entartung der Klostergeistlichkeit.

Es wurde früher bemerkt, wie gerade in der Zeit, da das Papstthum in der niedrigsten Knechtschaft lag, eine Reform des Mönchwesens unternommen ward. Abt Berno aus dem Geschlechte der Grafen von Burgund hatte in zwei seiner Aufsicht unterstellten Klöstern die Regel Benedikts erneuert, als ihn Herzog Wilhelm von Aquitanien einlud, nach ihrem Vorbild auf seinem Gute Cluniacum ein neues Kloster zu gründen. So entstand die Abtei Cluny 910. (Clugny) in Ober-Burgund, die unmittelbar dem Papste unterworfen und dadurch der Jurisdiction und Einwirkung des Bischofs entzogen, bald das Vor- Der Orden von Cluny.

bild für die übrigen Klöster Frankreichs ward. Berno's Nachfolger, Odo, der schon in seiner Kindheit dem heil. Martin zu Tours geweiht war, führte das begonnene Reformationswerk zur Vollendung. Ein Mönch von festem Herrscherwillen bildete Odo die Regel Benedikts dahin aus, „daß durch schwere, ununterbrochene, geistlich mechanische Beschäftigungen jede Individualität vernichtet und der kirchlich klösterliche Gemeinsinn allein großgezogen wurde.“ Unter ihm und seinem gleichgesinnten Nachfolger Odilo wurde Cluny die Pflanzschule einer durch Bildung, Sittlichkeit und Frömmigkeit ausgezeichneten Klostergeistlichkeit. Trotz des Widerstrebens der Mönche übergaben sich allmählich die meisten Klöster Frankreichs „fortgerissen von der allgemeinen Bewunderung oder durch ihre Fürsten und Beschützer gezwungen“ der Regel und der Regierung von Cluny. In Kurzem überstieg der Ruhm der Abtei das alte Mutterhaus in Monte Casino, und um die Mitte des zwölften Jahrhunderts zählte die „Congregation der Cluniacenser“ gegen 2000 Klöster in allen Ländern, zumeist jedoch in Frankreich.

An der Spitze des Klostervereins stand der Abt von Cluny, gewissermaßen der Papst des Mönchthums, von den Conventualen des Mutterklosters gewählt, aus denen er wieder mit geringen Ausnahmen allen andern Klöstern der Congregation Prioren bestellte; ein Generalcapitel derselben, das sich alljährlich im Mutterkloster versammelte, hatte die Oberaufsicht und Gesetzgebung. „In den Händen der Mönche von Cluny war das Herz des französischen Volkes, bis sich der Orden im zwölften Jahrhundert auf seine Reichthümer zurückzog.“ Dem Stuhle Petri in Ehrfurcht dienend, suchten die Benediktiner von Cluny alle Kirchen der Macht des römischen Bischofs zu unterwerfen und die pseudo-isidorischen Decretalen zu allgemeiner Geltung zu bringen. Die religiöse Erregung der Zeit und das Verlangen des Volkes nach Zeichen und Wundern und überirdischen Erweisungen, denen die Brüderschaft der Cluniacenser bereitwillig entgegen kam, mehrten ihre Zahl und Bedeutung und hoben das Ansehen des römischen Kirchenfürsten, der ihre Dienste und Ergebenheit trefflich zu nutzen verstand. „In dem Kloster Cluny war der Heerd, an welchem die neuauflodernde Flamme der hierarchischen Macht und des kirchlichen Lebens sich zuerst entzündete.“ Mit demselben ernsten Sinne der Mönchsascese trat den Cluniacensern der von Romuald im J. 1018 gestiftete Orden von Camaldoli in den apenninischen Gebirgen zur Seite.

5. Missionsthätigkeit.

Verbreitung des Christenthums an der Niederdonau. 1) In Pannonien.

Wenn unter den ersten Karolingern die Bekehrung der deutschen Völker, besonders der Ostfranken, Thüringer und Sachsen, das wichtigste Anliegen des fränkischen und angelsächsischen Klerus bildete, so war unter ihren Nachfolgern die Missionsthätigkeit den Völkern zugekehrt, die im Osten und Norden die germanische Welt umlagerten. Von den Versuchen des edlen Anskar, des Metropoliten von Hamburg-Bremen, den Dänen und Schweden das Evangelium zu verkündigen, ist früher die Rede gewesen (S. 442 ff.). Zu gleicher Zeit sandten die Bisthümer Salzburg und Passau Glaubensboten aus, welche den slavischen Völkern in den steirischen und julischen Alpen und den

Bewohnern der Niederdonauländer die Worte des Heils brachten und den Boden zur Errichtung von Kirchensitzen für Land- oder Chorbischöfe bereiteten. So entstanden gegen die Mitte des neunten Jahrhunderts Bisthümer in Kärnthen und Nieder-Pannonien, die dem Metropolitanverband von Salzburg zugetheilt waren und für die Verbreitung des Christenthums unter den Slovenen wirkten. Bei diesem Streben leistete ihnen der erwähnte slavische Fürst Pribina thätigen Beistand. In dem ihm von Ludwig dem Deutschen Anfangs als Lehen, dann als Eigenthum überlassenen Landstrich an der Zala legte er in Wald und Sumpf eine Stadt an, Moosburg oder Sumpfstadt (Zalavar) genannt, welche als Mittelpunkt für die slovenische Bevölkerung jener verödeten Lande zahlreiche Einwohner anlockte, die mit dem Christenthume auch die Anfänge der Bildung annahmen und weiter trugen. Unter dem Schutze Pribina's und seines Sohnes Kozel erhoben sich außer den drei Kirchen in Mosaburg selbst in verschiedenen Gegenden der Ostmark wie zu Pettau, zu Fünfkirchen, zu Quartinaha am Plattensee, zu Dudleipa und an manchen nun verschollenen Orten Gotteshäuser, so daß die Zahl der unter den Erzbischöfen Liutpram und Adalwin von Salzburg geweihten Kirchen zwei und dreißig betrug.

Wie die südlichen Donauländer die christliche Unterweisung von Salzburg empfingen, so die Mähren von Passau; aber bei der feindseligeren Stellung dieses nach Unabhängigkeit strebenden Volksstammes und ihres Herzogs Rastislav zu Ludwig dem Deutschen bewahrte die mährische Kirche kein so inniges Pietätsverhältniß zu der bairischen Mutterkirche, wie jene zu Salzburg. Im J. 863 faßte Rastislav in Verbindung mit seinem Neffen Swatopluk den Vorsatz, die noch unvollständige Bekehrung des mährischen Volkes von Konstantinopel aus zum Abschluß führen zu lassen. Er wandte sich an den Kaiser Michael und dieser sandte das Brüderpaar Konstantin und Methodius, die als Thessalonicher der slavischen Sprache kundig und als rüstige Vorkämpfer des christlichen Glaubens erprobt waren. Eine glücklichere Wahl konnte nicht getroffen werden. Einer reichen und vornehmen Familie entsprossen und mit trefflichen Gaben ausgerüstet, hatten sie eine sorgfältige Erziehung genossen und besonders der jüngere, talentvollere Bruder Konstantin in der Hauptstadt unter der Leitung von Leo und Photius sich so vielseitige Kenntnisse in allen freien Künsten und Wissenschaften erworben, daß er den Beinamen „der Philosoph" erhielt. Zu einer glänzenden Laufbahn berufen und befähigt, entsagten jedoch beide dem zweideutigen Glücke irdischer Größe, um als Mönche und Missionsprediger ihr Leben dem Dienste des Heilandes zu widmen.

2) In Groß-Mähren.

Konstantin (Cyrillus) u. Methodius.

Nach einigen von geringen Erfolgen begleiteten Versuchen, unter dem finnisch-tatarischen Volksstamm der Chazaren, deren Häuptling (Chagan) seinen Sitz in Cherson hatte, und die einer aus christlichen, jüdischen und mohammedanischen Elementen zusam-

Die slovenische Bibelübersetzung u. Liturgie.

mengesetzten Religionsform folgten, der reinen Christuslehre die Herrschaft zu verschaffen, begab Konstantin sich jetzt in Verbindung mit seinem Bruder Methodius, dem bei einer mehr praktischen Natur die schöpferische Begabung und das ausgezeichnete Wissen des jüngeren Gefährten abging, zu den Slaven an der March und Donau. Wie Ulfilas bei den Gothen (IV. S. 429), begann Konstantin, in der Folge mehr unter dem Namen „Cyrillus" bekannt, seine Unterweisung damit, daß er, „vom heiligen Geist erleuchtet," die vorhandenen Lautzeichen zusammensetzte und für den Schriftgebrauch vervollständigend ein Alphabet schuf, „welches den eigenthümlichen Lauten der slavischen Sprache durchaus angemessen war und von den Zeitgenossen als eine völlig neue Erfindung theils bewundert, theils angefeindet wurde." Dieses noch jetzt bei den Russen und Serben gebräuchliche „Kyrillische Alphabet," beruht gleich dem gothischen des Ulfila auf griechischen Buchstabenzeichen und war vermuthlich die älteste, unter dem Namen „Glagolica" bekannte slavische Schrift. Mit Hülfe dieser glagolitischen Buchstaben übersetzte Cyrillus das Neue Testament und die zum Gottesdienst nöthigen Texte und Gesänge in die slovenische Sprache, die auch sowohl bei den böhmischen Czechen als bei den slavischen Stämmen im Süden der Donau, welche damals noch Eine große Völkerfamilie bildeten, herrschend gewesen zu sein scheint oder doch verstanden ward. Auch die Messe und alle gottesdienstlichen Verrichtungen wurden von den beiden Brüdern und ihren Schülern in altslovenischer Sprache vollzogen. Diese Neuerung verschaffte den Brüdern von Thessalonich ein entschiedenes Uebergewicht über die deutschen Missionare mit ihrer lateinischen Kirchensprache und eine ausgedehnte Wirksamkeit. „Das Volk vernahm mit Begierde die Lehren des Christenthums in seiner eigenen Sprache und zahlreiche Schüler wurden von den Aposteln im Lesen und Schreiben unterwiesen."

Cyrillus in Rom. Sein Tod.

Um so heftigere Anfeindungen hatten die Brüder von ihren deutschen Standesgenossen zu erleiden, die nicht nur die Einführung der slovenischen Sprache in den Gottesdienst als unkirchlich tadelten, sondern ihnen auch eine sträfliche Nachsicht gegen die heidnischen Gewohnheiten des Volkes, insbesondere ihre Opfer und leichtsinnigen Ehescheidungen zum Vorwurf machten. Nicolaus lud sie daher nach Rom, um sich über ihre Rechtgläubigkeit zu vergewissern. Begleitet von vielen Schülern begaben sie sich über Venedig, wo sich die Geistlichen gegen sie anschaarten „wie die Raben gegen den Falken" und den Cyrillus zur Disputation herausforderten, nach der heiligen Stadt, trafen aber den Papst nicht mehr am Leben. Sein Nachfolger Hadrian II. jedoch bereitete den geistlichen Männern, welche die Gebeine des heil. Clemens von Cherson als werthvolle Reliquien nach Rom brachten, einen feierlichen Empfang, ertheilte mehreren derselben die Priesterweihe und sanctionirte die slavische Sprache beim gottesdienstlichen Gebrauch, indem er in verschiedenen Kirchen Roms die Messe in derselben lesen ließ. Konstantin erlebte nicht mehr die Vollendung des großen Werkes, dem er sein Leben gewidmet. Als ihn seine geschwächte Gesundheit sein nahes Ende ahnen ließ, nahm er das Mönchskleid, zugleich seinen Namen Konstantin mit „Kyrillos" vertauschend, um die letzten Tage ausschließlich dem Herrn zu dienen. Fünfzig Tage nachher entschlummerte er erst 42 Jahre alt und wurde in der Kirche des heil. Clemens beigesetzt. (14. Febr. 869.)

Methodius Erzbischof v. Mähren u. Pannonien.

Sein Bruder Methodius und die übrigen Gefährten kehrten zurück, um sich dem unterbrochenen Werke der Mission unter den Völkern slavischer Zunge mit frischem Eifer zu widmen. Zum Erzbischof von Mähren und Pannonien geweiht, schlug Methodius in der von Fürst Pribina gegründeten Moosburg seinen Metropolitansitz auf, der als Erneuerung des alten pannonischen Erzbisthums Sirmium gelten und der kirchliche Mittelpunkt für alle umwohnenden slavischen Stämme werden sollte, „berufen sie alle durch das Band einer gemeinsamen Gottesverehrung, einer gemeinsamen

Schriftsprache zu einer großen Einheit zusammen zu knüpfen und auf festem Grunde ihre christliche Gesittung aufzubauen." Zum Dank für das Zugeständniß der slavischen Sprache in Predigt und Messe und den Gebrauch einer slavischen Bibelübersetzung, ehrte der neue Erzbischof von Sirmium den heil. Vater in Rom als das Haupt der slavischen Kirche in Pannonien und Mähren; dagegen verweigerte er standhaft die von dem Metropolitansitz Salzburg geforderte Unterwerfung, daher von dieser Seite seine erzbischöfliche Würde nicht anerkannt und die Gültigkeit seiner Weihe bestritten ward. Von einer baierischen Synode verdammt, wurde Methodius längere Zeit in Haft ge- 872.
halten; aber Johann VIII., die Ansichten und Ansprüche seines Vorgängers theilend, bewirkte durch die Androhung des Bannes, dessen Freilassung. Nach dem Forchheimer Frieden (S. 545) kehrte Methodius nach Mähren zurück, um unter der unmittelbaren 874.
Aufsicht des apostolischen Stuhles in der bisherigen Weise die Pflichten und Rechte eines Bischofs zu üben und zugleich die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten in allen slavischen Ländern in die Hand zu nehmen und den deutschen Missionären und Bischöfen den Boden ihrer Wirksamkeit zu entziehen. So erlitt unter Beihülfe des Papstes, der sich den Freiheitsbestrebungen der slavischen Stämme allenthalben förderlich zeigte, das ostfränkische Reich zugleich mit der ostfränkischen Kirche eine Einbuße.

Das slovenische Kirchenwesen in Mähren u. des Methodius Ausgang.

Noch einmal gelang es den deutschen Bischöfen einen Sturm gegen die mährische Kirche heraufzubeschwören. Sie erhoben in Rom Klagen, daß Methodius Lehren vortrage, die mit der römischen Ueberlieferung nicht übereinstimmten und daß er die Messe in barbarischer Sprache feiere und drangen auf seine Absetzung. Dies fiel gerade in eine Zeit, da Papst Johann VIII. sehr in Noth war und nichts sehnlicher wünschte, als daß Karl der Dicke einen Feldzug gegen die Saracenen und die andern Feinde des römischen Stuhls unternehmen möchte. Er lud daher den mährischen Bischof abermals vor sein Gericht. Methodius folgte dem Rufe; aber schon im nächsten Jahr, als sich 880.
mittlerweile das Verhältniß zwischen dem Papst und dem Karolinger getrübt hatte, schickte er denselben mit allen Ehren zurück, „völlig befriedigt durch die Aufschlüsse, die er ertheilt." Zugleich gab er demselben ein Schreiben an den Herzog Swatopluk mit, worin er die Selbständigkeit der mährischen Kirche unter dem Metropoliten Methodius und den Gebrauch der slovenischen Sprache bei dem Gottesdienst und bei der Messe ausdrücklich bestätigte, und sich bereit erklärte zwei weitere Bischöfe zu weihen, die in Verbindung mit jenem die kirchlichen Angelegenheiten in den slavischen Landen selbständig leiten und verwalten sollten. So gingen Swatopluks Absichten, ein slovenisches Staats- und Kirchenwesen unter päpstlichem Schutze zu begründen und sich von der deutschen Kirche wie von der deutschen Oberlehnsherrlichkeit loszusagen, in Erfüllung. Die Einweihung der neuen Peterskirche in Brünn am Peter- und Paulstag des Jahres 884 war die letzte kirchliche Handlung, deren im Leben des Methodius Erwähnung geschieht. Er scheint am 6. April 886 gestorben zu sein. Die Todtenfeier wurde in griechischer, lateinischer und slovenischer Sprache begangen, „ein sprechendes Bild der Herkunft, Ueberzeugung und Thätigkeit des Verschiedenen." Die Bibelübersetzung, noch jetzt, wenn auch in veränderter Gestalt im Gebrauch, ist ein glänzendes Zeugniß von der Thätigkeit der beiden Slavenapostel.

Sieg der lateinischen Kirchenform in Mähren u. Böhmen.

Aber in Mähren folgte bald nach dem Tode des Methodius ein merkwürdiger Umschwung, welcher der slavischen Liturgie daselbst ein Ende bereitete. Dem Nachfolger desselben auf dem erzbischöflichen Stuhl in Pannonien, dem Allemannen Wiching, gelang es, den Herzog Swatopluk für die lateinische Kirchenlehre und Cultusform zu gewinnen. Er vertrieb die Schüler des Methodius. Diese gingen zum Theil nach Bulgarien; dort fanden sie schon in der ersten Stadt, Belgrad, gute Aufnahme und später eine glänzende Thätigkeit unter dem Schutze der Bulgarenfürsten Michael, Wladimir

und Simeon. Von Bulgarien aus hat sich dann die Liturgie nach Rußland verbreitet. Wiching trat später in Arnulfs Dienste, der ihn zu seinem Kanzler machte, zum Bischof von Passau erwählen ließ und mit Klostergütern bereicherte. Unterstützt von der politi-
894. schen Uebermacht der Deutschen nach Swatopluks Tod, behauptete sich die lateinische Liturgie und die kirchliche Oberhoheit des Salzburger Metropolitansitzes in Mähren. Damit war auch das Schicksal des christlichen Kirchenwesens in Böhmen entschieden. Auch in diesem zeitweise der Oberhoheit von Mähren unterstellten Slavenland hatte durch Swatopluks und Methodius' Einfluß das Christenthum in slovenischer Sprache und Kirchenform Eingang gefunden. Borziwoy, ein in Prag angesessener böhmischer Häuptling, der Gemahl der heiligen Ludmila, hatte auf einer Burg im Norden seiner Hauptstadt zwei christliche Kirchen gegründet; ihr Sohn, Spithiniew, leistete im J. 895 dem ostfränkischen Herrscher in Regensburg die Huldigung. Als aber nach dem Untergange des großen Mährenreichs Böhmen wieder seine Selbständigkeit erlangte, und die erst theilweise vollbrachte Bekehrung der Czechen im zehnten Jahrhundert von Deutschland aus mit neuem Nachdruck begonnen ward, erlag auch hier die slovenische Liturgie der römisch-germanischen Einwirkung, zumal da die Päpste der Verbreitung und dem Fortbestehen derselben entgegenarbeiteten. — Auf Spithiniew folgte sein Bruder Wratislaw, beide, gleich ihrer Mutter Ludmila, eifrige Anhänger des Christenthums. Als aber Wratislaw starb, ehe sein Sohn Wenzel (Wenceslaus) zu Jahren gekommen, erregten unter der Regentschaft der Königin Wittwe Drahomir, einige Großen einen Aufstand, der sowohl der herzoglichen Familie als dem Christenthum galt. Ludmila wurde das Opfer dieser Adelsempörung, aber das böhmische Volk verehrte sie als Schutzheilige ihres Landes. Ihr Leichnam wurde in St. Georg auf dem Hradschin zu Prag beigesetzt. Der Aufruhr wurde jedoch niedergeschlagen und Ludmila's Enkel, Wenzel, führte das bedrohte Evangelium zum Sieg. Daß Drahomir aus Haß den Tod ihrer Schwiegermutter veranlaßt habe, scheint eine Fabel zu sein. In der Volkstradition lebte sie noch Jahrhunderte fort als „die gotteswürdige Gemahlin" des Herzogs Wratislaw. Unter den Kirchen, die Wenceslaus gründete, war die vornehmste die, welche er in seiner Hauptstadt Prag dem Sanct Vitus stiftete, „wohl mit Rücksicht auf die populäre Verehrung des slavischen Kriegsgottes Swatowit, die er durch diese Umwandlung wie andere Bekehrer dauernd beseitigte." Aber
935. ehe diese Kirche eingeweiht wurde, fiel Wenzel unter den Streichen einiger Verschwornen, an deren Spitze sein eigner Bruder Boleslav stand. Der Haß gegen die Herrschaft der Deutschen traf auch das von ihnen eingeführte Christenthum. Blutige Kriege und Religionsbedrückungen waren, wie wir später sehen werden, die nächsten Folgen dieser
967. Unthat. Aber dreißig Jahre später erhielt das Christenthum dennoch den Sieg in
973. Böhmen und mit der Gründung des Erzbisthums Prag, für das der Papst die Einführung des römischen Ritus bedingte, eine feste Kirchenverfassung.

In Polen. Auch nach Polen brachten Flüchtlinge bei dem Sturze des mährischen Reichs die Kunde des Christenthums. Die vielfachen Berührungen mit Deutschland mehrten die christlichen Elemente, verschafften aber auch der lateinischen Liturgie bald die Oberhand. Um die Mitte des zehnten Jahrhunderts mußte der Polenfürst Mieczyslaw die Oberhoheit des deutschen Reiches anerkennen. Die Ueberlegenheit der Waffen mochte ihm zugleich als Beweis von der überlegenen Macht des Christengottes erscheinen, und da seine Gemahlin Dubrawka, die Tochter des Böhmenherzogs Boleslav, mit from-
965. mem Eifer für den christlichen Glauben wirkte, so ließ er sich taufen und mit ihm ein großer Theil des Volks. Die Polen widerstrebten nicht der Annahme des Christenthums, wohl aber ehrten sie noch lange die alten Götter und betrauerten in Klageliedern deren Erkränkung. Bald wurde das Christenthum Staatsreligion. Durch seine

zweite Vermählung mit Oda, der Tochter des Markgrafen Dietrich, die ihm aus dem Kloster in das Ehebett folgte, trat Mieczyslav dem deutschen Reiche und der römischen Kirche noch näher. Er zahlte dem heil. Petrus Zins und beförderte das christliche Kirchenwesen, wie es im Abendlande sich ausgebildet. Noch vor seinem Tode war der slovenische Ritus in Polen aufgegeben. Mieczyslaw † 992.

Um die Zeit da in Mähren das in nationalem Gewande auftretende Christenthum durch Cyrillus und Methodius zur Herrschaft kam, erlangte es auch bei den benachbarten Bulgaren den Sieg. König Boris oder Bogoris wurde durch seine aus byzantinischer Gefangenschaft heimkehrende Schwester und durch verschiedene Unfälle, die ihn und sein Volk betroffen, überzeugt, daß die alten Götter schwach und ohnmächtig seien. Er bat sich von Konstantinopel Priester aus, die ihn im Christenthum unterweisen und taufen möchten und nahm den Namen des Kaisers Michael an, der bei der heiligen Handlung Pathenstelle vertrat. Als er aber auch seine Unterthanen zur Taufe zwingen wollte, machten die Großen (Boliaden) einen Aufstand, um Bogoris zu ermorden und einen heidnischen König an seine Stelle zu setzen. Allein bei dem Zusammentreffen mit dem christlichen Bulgarenfürsten und seinem geringen Gefolge wurden die Aufrührer, von einem plötzlichen Schrecken gelähmt, fast ohne Gegenwehr überwältigt. Diesen leichten Sieg benutzte der König zur Einführung des Christenthums und zugleich zur Erhöhung seiner Königsmacht. Er ließ die Häupter des Adels, 52 an Zahl, hinrichten und ihre Familien ausrotten, des geringen Volkes dagegen schonte er. Darauf traf er nach völliger Unterdrückung der Empörung Anstalten zur Begründung einer kirchlichen Organisation.

3) Das Christenthum bei den Bulgaren.

c. 864.

Es wurde früher erwähnt (S. 527), daß sich der Bulgarenfürst Michael deshalb an Papst Nicolaus wandte, vielleicht aus Besorgniß, die Selbständigkeit seines Reiches möchte von Byzanz aus gefährdet werden, wenn der Patriarch als Haupt der bulgarischen Kirche verehrt werde. Unter den kostbaren Geschenken, welche die Gesandtschaft nach Rom brachte, wovon aber Kaiser Ludwig einen Theil in Anspruch nahm und erhielt, befanden sich die Waffen, womit er die Empörer bezwungen. Nicolaus beantwortete die Fragen, die der Bulgarenkönig durch die Gesandten an den heil. Vater richtete, und die weniger den Glauben, als Gebräuche und Gesetze betrafen, mit praktischer Hirtenweisheit, wobei er besonders die grausame Härte der Strafen und die Rauhheit der Sitten zu mildern bestrebt war, und entsandte zwei Bischöfe als Legaten, welche für die Einführung der kirchlichen Ordnung und des rechten Glaubens Sorge tragen sollten. Michael empfing sie höchst ehrenvoll, und unter seinem Schutze entwickelten sie taufend und predigend eine erfolgreiche Thätigkeit. Die griechischen Missionare wurden ausgewiesen und der König erklärte feierlich, daß er und seine Bulgaren getreue Diener des heil. Petrus und seines Nachfolgers sein wollten. Nicolaus war hoch erfreut über diesen Sieg des apostolischen Stuhles und gerne willfahrte er den Wünschen des Bulgarenkönigs nach einer größeren Zahl von Priestern und Gründung eines Metropolitansitzes in seinem Reich; aber er ernannte dazu nicht den von dem König gewünschten Legaten Formosus, sondern bestimmte einen andern Bischof und zog die Sache in die Länge. Auf gleiche Weise verfuhr sein Nachfolger Hadrian II. Dadurch beleidigten sie den König und arbeiteten ihrem Gegner Photius in die Hände.

Verhandlungen des Bulgarenkönigs mit Rom.

Sieg der griechischen Kirche. Dieser erfüllte den Bulgarenfürst mit Mißtrauen gegen die Richtigkeit der von Rom eingeführten kirchlichen Gebräuche und Satzungen und forderte die griechischen Bischöfe auf ihm zur „Ausrottung dieses Unkrauts“ unter dem durch seine Thätigkeit neubekehrten Bulgarenvolke behülflich zu sein. Die Verdrängung des Photius durch den päpstlichen Bundesgenossen Ignatius, hob auch bei den Bulgaren das Ansehen Roms auf kurze Zeit; aber die Forderung der römischen Legaten auf der Synode von Konstan-
869. 870. tinopel, die bulgarische Kirche dem apostolischen Stuhle zu unterwerfen, reizte die byzantinische Geistlichkeit zur Eifersucht und Leidenschaft. Sie machte in Gegenwart des Kaisers und einer bulgarischen Gesandtschaft den römischen Legaten die älteren Ansprüche der morgenländischen Kirche auf das jetzt von den Bulgaren bewohnte Donaugebiet geltend und erwirkte den Ausspruch, daß die Bulgarei der Kirche von Konstantinopel angehöre und daß der römische Bischof darin keine Ordinationsrechte ausüben dürfe. Der Patriarch Ignatius, obwohl ein ergebener Diener des Papstes, wagte nicht dem Schiedsspruch der Orientalen zu widerstreben; er ernannte und weihte den Bulgaren einen Erzbischof, der sich alsbald mit einer Schaar griechischer Priester und Mönche in den Besitz ihrer Kirchen setzte, worauf der römische Bischof Grimoald mit seinen Geistlichen ohne Widerstand das Land verließ. Damit war das Verbleiben der Bulgaren bei der griechisch-katholischen Kirche für immer entschieden.

c) Die Machtstellung des Klerus und die geistliche Literatur.

Güter und Einkünfte des Klerus. So war die christliche Kirche für die abendländische Menschheit ein heiliger Organismus, der in alle Verhältnisse eindrang, alle Lebensregungen beherrschte, alle Thätigkeiten unter seine Obhut nahm, allen Bestrebungen und Handlungen die Richtung gab. Im Besitze großer Güter und Landstrecken, welche Könige und Privatleute theils aus Sorge um ihr Seelenheil, theils aus andern Beweggründen durch Schenkungen und Vermächtnisse der Kirche zuwandten oder durch Precarienverträge gegen Nießbrauch zu Eigen gaben und welche die Geistlichkeit von ihren Hörigen und Knechten, die sie mit dem Eigenthum erworben oder die sich ihr aus freiem Antrieb hingegeben, im Frohndienst bestellen ließ; begabt mit manichfachen Einkünften, Gefällen und Bezügen, vor Allem mit dem einträglichen Zehnten vom Ertrag des Bodens, der Heerden, der Weinberge u. dergl., war die Kirche eine in die sichtbare Welt und in die Zeitlichkeit tief eingreifende Macht, die mit dem Staat und den weltlichen Gebietern bald sich in die Herrschaft theilte, bald mit denselben darum rang. Wenn die Kirche, die nach römischem Recht lebte, bei der Erwerbung von Land und Leuten aus den Staats- oder Krongütern anfangs in das altrömische Zehntverhältniß eintrat, also daß, während sie dem Fiscus von ihren Besitzungen den Zehnten abzutragen hatte, sie diese Abgabe und den gleichen Betrag für sich selbst den Colonen oder Zinsbauern auferlegte; so erlangte sie mit der Zeit in Folge der Immunitäten oder durch besondere Bewilligungen für sich selbst Befreiung von der Fiscussteuer, ohne jedoch dieselbe Erleichterung auch den Unterthanen zukommen zu lassen und trat somit häufig in den Genuß des doppelten Zehnten, der Decima und Nona. Aber nicht blos von ihren eigenen Gütern zog die Kirche diese grundherrliche Abgabe; sie machte auch als das

neue „Volk Gottes" Ansprüche auf die Vorrechte des jüdischen Levitenstammes und verlangte von allen Gütern den Zehnten. Mit dieser Forderung drang zwar der Klerus nicht vollständig durch, doch erreichte er so viel, daß Fürsten und Edelleute die ihnen zustehenden Bezüge von einzelnen Kronländereien oder Privatgütern der Kirche zuwiesen, ein Gebrauch, der mit dem wachsenden Einfluß der Geistlichkeit immer häufiger wurde und daß somit der Klerus außer dem grundherrlichen Doppelzehnten vom Kirchenland auch noch von einem großen Theil der fremden Lehn- oder Eigengüter den allgemeinen Zehnten „aus göttlichem Recht" bezog. Durch diese Einnahmen, verbunden mit reichen freiwilligen Gaben, welche die Frömmigkeit der Kirche zuwandte, hätten, da die ursprünglich auf dem geistlichen Gut haftenden Leistungen, Lasten und Verpflichtungen durch die Immunitäten mehr und mehr vermindert wurden, die Reichthümer der Kirche unendlich anwachsen müssen, hätte sie nicht durch die Habsucht der Großen und durch die Raubfahrten der Barbaren wieder große Einbuße erlitten.

Aber wie hoch man auch den Einfluß der Reichthümer und zeitlichen Güter für die Machtstellung der Kirche anschlagen mag; der Einfluß, den der Klerus durch seine geistliche und weltliche Gewalt auf die Herzen der Menschen übte, die Einwirkung der Priesterschaft auf das ganze Leben der Völker, Stände und Individuen war doch ein noch mächtigerer Hebel zur Weltherrschaft. Ausgerüstet mit dem alleinigen Schatz „aller geistigen Gnadengaben für die Erde und für den Himmel", durchdrang die Kirche das Rechts- und Staatsleben mit dem Hauche edler Menschlichkeit, schützte den Geringen und Schwachen vor Brutalität und Gewaltthat und rettete die Wissenschaft vor gänzlichem Verfall und Untergang. War anfangs die Kirche zunächst auf Milderung der strengen heidnischen Rechtsgewohnheiten und Gerichtsformen bedacht, indem sie durch ihren Einfluß auf das weltliche Gerichtswesen die Blutrache und Familienfehde zu beschränken, den Eid durch die Schrecken der Religion zu heiligen, die Todesstrafe zu ermäßigen und vor Grausamkeit zu bewahren, die Gottesurtheile, besonders den gerichtlichen Zweikampf unter ihre Aufsicht und Weihe zu stellen und überhaupt das germanische Gerichtsverfahren nach christlichen Grundsätzen umzuformen suchte, Arme, Verlassene und Hülfsbedürftige in ihren Schutz nahm, die Besserstellung, humanere Behandlung, Freilassung der Sclaven durch Wort und Beispiel beförderte und empfahl (S. 372 ff.); so trat sie bald als selbständige Quelle des Rechts dem König und der weltlichen Obrigkeit zur Seite, so legte sie gleichfalls Strafen und Bußen zur Sühnung von Verbrechen gegen Gott und Menschen auf, so stellte sie den Kirchenfrieden neben den Königsfrieden. Es wurde erwähnt, wie einflußreich die geistlichen „Sendgerichte," die nach vaterländischer Weise vom Bischof abgehalten wurden, bis sie allmählich durch den römischen Rechtsgang verdrängt wurden, für die Hebung, Mehrung und Erstarkung der christlichen

Gerichtsbarkeit und Strafrecht der Kirche.

Sitten- und Glaubenslehre bei den deutschen Völkern gewirkt haben (S. 383); mit gleichem Erfolg kämpfte die Kirche durch irdische Strafmittel wie durch die Furcht vor Hölle und Fegefeuer gegen geheime Sünden und Verbrechen, von denen sie mittelst der Beichte leichter Kunde erlangte als die weltlichen Richter. Durch die Kirchenbußen und die Schrecken des Bannes wirkte der Klerus mächtig auf die Gemüther der Menschen ein. Wir haben früher gesehen, wie die schuldbefleckten Frevler vom Fluche der Kirche verfolgt umherirrten. Schon zu Ende des siebenten Jahrhunderts findet bei Verwandtenmord eine Bußzeit von sieben Jahren statt, wo der Verbrecher als friedlos und unstät, baarfuß mit wollenem Gewande in die Fremde gewiesen wird; „er durfte keine Kirche betreten, nur Wasser, Brod und Kräuter genießen außer an Sonn- und Feiertagen; manchem war sieben Jahre lang untersagt, an einem Orte länger als einen Tag und eine Nacht zu weilen außer bei Krankheit und an hohen Festen. Vermehrt wurde die Qual noch durch Anlegen eiserner Ketten oder Ringe, die oft tief ins Fleisch schnitten.“ In der Folge trat eine mildere Praxis in dem Bußverfahren ein; geringere Vergehen konnten mit Fasten, Gebeten, Wallfahrten, Almosen und anderen Handlungen der Werkheiligkeit gesühnt werden. Dagegen wurde das Asylrecht (S. 172. 174) immer mehr ausgedehnt. Schon in alter Zeit war der Kirche das Recht verliehen, in gewissen Fällen durch schiedsrichterlichen Spruch zu entscheiden. Namentlich zog die Geistlichkeit alle Rechtssachen, welche Religion und Kirche berührten, gewöhnlich vor ihr Forum. Daraus entwickelten sich mit der Zeit die Ansprüche, daß alle Gegenstände, die wie Ehesachen, Testamente, Eide, Wucher u. A. die Mitwirkung der Kirche heischten, ausschließlich der geistlichen Jurisdiction unterliegen sollten. In der Vermischung des rechtlichen und sittlichen Standpunktes griff dann dieses geistliche Gericht tief in das Heiligthum der Familie ein. „Durch kirchliche Strafgesetze gegen die meisten öffentlichen Verbrechen wurde in einer Zeit, als die Gewalt sich aller Orten über das Recht erhob, ein gewisser Rechtszustand gegen diejenigen behauptet, welche das weltliche Gericht zu erreichen nicht vermochte. Die Kirche vertheidigte durch ihre Strafgerichte auch die Sache der Humanität und des Völkerrechts.“

Die Ehe unter kirchlicher Obhut. Mit ganz besonderer Aufmerksamkeit überwachte die Kirche die ehelichen Verhältnisse. Wenn die germanische Hochschätzung des Weibes in der Ehe „eine Gleichstellung der Frau mit dem Manne zu gänzlicher Lebensgemeinschaft“ durchführen wollte, suchte die christliche Priesterschaft, die nach orientalischer und levitischer Anschauung dem Weibe eine niedrigere Stellung anwies, die Ehe auf alle Weise zu erschweren. Nicht nur, daß sie den ehelosen Stand und die geschlechtliche Entsagung zu den höchsten Verdiensten und Tugenden rechnete, sie benutzte jede Verletzung der Ehe- und Keuschheitsgesetze zu Eheverboten, sie gebot aus religiösen Gründen zeitweise Unterbrechung der geschlechtlichen Gemeinschaft; sie dehnte die Bande der leiblichen Verwandtschaft,

innerhalb deren keine Ehen geschlossen werden sollten, nicht nur bis zum siebenten Grade aus, sie schuf auch eine geistliche Verwandtschaft, indem sie die Pathenschaft bei der Taufe und Firmelung für ein kanonisches Ehehinderniß erklärte. Die eheliche Gemeinschaft galt ihr nur als ein „Nachgeben an die Sinnlichkeit." Aus demselben Grunde erschwerte sie auch die Scheidung behufs einer anderweitigen Verheirathung. Während bei den alten Germanen die Frau mit der Mitgift entlassen werden konnte, gestattete die römische Kirche nur bei Ehebruch und wenigen andern Fällen die Lösung der Ehe, gewöhnlich mit dem Verbot der Wiedervermählung für den schuldigen Theil. Mischehen mit Heiden oder Ketzern waren von der Kirche verpönt.

Tiefer noch als durch ihren Grundbesitz und durch ihre Gerichtsbarkeit griff die Kirche in das Leben der Völker ein durch ihre Macht über die Gemüther und Geister der Menschen, durch den Alleinbesitz der Wissenschaft und Schriftkunde, durch die Behütung und Verwaltung des geistigen Schatzes früherer Geschlechter. Die Kirche als die Erzieherin der Völker und die Spenderin der Gnadengüter war die naturgemäße erste Macht des Zeitalters. „Obwohl sie dem Kampfe roher Gewalt, so oft sie sich in denselben einließ, unterlag, gehörte doch das beste Theil in den Herzen der Zeitgenossen ihr an." Der Klerus Träger der Geistesgüter.

Um die Volksbildung freilich hat sich die Hierarchie dieser Zeit wenig bekümmert. Wenn die ersten Glaubensboten, die den deutschen Völkern die Lehre des Evangeliums verkündeten, sich in ihren Predigten der Volkssprache bedienten — wie denn von dem heil. Gallus gerühmt wird, daß er in allemannischer Sprache gelehrt — wenn Karl d. Gr. und seine einsichtsvollen Rathgeber nicht müde wurden, den Bischöfen und Geistlichen einzuschärfen, dem Volke die Religions- und Sittenlehren, den Glauben und das Gebet des Herrn in der ihm verständlichen Muttersprache beizubringen; so gerieth diese löbliche Sitte im neunten und zehnten Jahrhundert durch die Unfähigkeit oder Trägheit der Priester immer mehr in Abnahme. „Das gemeine Volk wurde statt mit dem lebendigen ihm verständlichen Worte der Schrift in der Muttersprache genährt zu werden meist mit unverständlichen lateinischen Ceremonien und Liedern und mit dem Mysterium der Messe abgefunden." Das herrliche Werk des Ulfilas hat keinen Franken zur Nachahmung angeregt. Ja die engherzige Ansicht, die in der abendländischen Kirche mehr und mehr Eingang fand, daß der wahre Gottesdienst nur in den drei heiligen Sprachen, aus denen die Ueberschrift über dem gekreuzigten Heiland bestanden, der hebräischen, griechischen und lateinischen, vollzogen werden könne, verwies die „barbarischen" Sprachen aus dem heiligen Bereiche. Dieses Vorurtheil hemmte nicht nur in Deutschland und Frankreich die Ausbildung der Landessprachen zur Schriftsprache; im christlichen Spanien wurden die Ueberreste des gothischen Volksidioms im Cultus mit fanatischem Eifer vertilgt und die slovenische Liturgie in Großmähren mußte endlich, nachdem sie sich mühsam durch die Autorität des Papstes einige Geringe Pflege der Volkssprache.

Jahrzehnte erhalten hatte, der lateinischen den Platz räumen. Wenn dessen ungeachtet sich wenigstens in Deutschland christlich-poetische Ergüsse, sei es als Gebete oder als epische Erzählungen aus dem Evangelienbuch, erhalten haben, so war dies der Erguß der in der deutschen Natur lebenden dichterischen Begeisterung, die durch keine Macht gänzlich erstickt werden konnte, die Wirkung einer poetischen Kraft, die selbst unter der Mönchskutte sich regte und nach Ausdruck rang. Der Heliand und Otfrids Evangelienharmonie waren ein Ringen des angebornen Triebes zum Singen und Sagen mit den vorgeschriebenen Religionspflichten und Glaubenslehren, und im „Muspilli" und Wessobrunner Gebet sind noch warme Anklänge an heidnische Vorstellungen aus den Tagen der Väter zu erkennen (S. 416 ff.). In der Schilderung vom Weltende und Weltuntergang klingt die kühne Poesie der germanisch-heidnischen Mythendichtung von der Götterdämmerung hervor (IV, 133), wenn unter gewaltigen Todeskämpfen das Weltall aus seinen Fugen stürzt und sich in Flammen verzehrt.

Die christlichen Lehrbegriffe im Abendland.

Bei dem niedrigen Bildungsstand und dem Mangel eines selbständigen Geisteslebens im fränkischen Reiche fehlte für religiöse Speculationen der geeignete Boden; daher auch die Entwickelung der christlichen Lehrbegriffe nur geringen Fortgang nahm und die dürftigen Ansätze zu häretischen Glaubensmeinungen ohne Bedeutung und Dauer waren. Die germanische Christenheit überkam von der römischen Mutterkirche die Glaubenslehren schon ausgebildet und abgeschlossen nicht etwa zur neuen Prüfung und Erforschung, sondern als untrüglichen Ausdruck der ewigen Wahrheit. Bei ihr äußerte sich die schaffende Geistesthätigkeit nicht durch Aufstellung neuer Dogmen, sondern nur in der Ausbildung solcher Gegenstände, die wie die Lehre vom Teufel, von Hölle, Fegefeuer, Weltende, Auferstehung der Todten der Phantasie mehr Nahrung gaben. Schon im neunten Jahrhundert erscheint der Teufel in der Gestalt, wie ihn das ganze Mittelalter kennt: rabenschwarz, nackt, mit Runzeln bedeckt und dabei in seiner Bosheit doch dumm und leicht zu überlisten. Wie unheimlich er auch dem Volke durch seine Zaubereien und Verlockungen erschien, so war er doch eben so häufig ein Gegenstand des Spottes als der Furcht. Die Lehrstreitigkeiten über die Natur Christi, über das Ausgehen des h. Geistes vom Vater und vom Sohne und über die göttliche Vorausbestimmung und Gnadenwahl, von denen früher die Rede war, sind nur Nachklänge älterer Dogmenkriege, die im Abendlande auf die kirchliche Literatur und die Synoden beschränkt blieben, ohne in das Volksleben einzudringen oder Religionsspaltungen zu erzeugen. Nur der Streit über die Prädestination, den der unglückliche Gottschalk mit den Waffen des Augustinus wider die Erzbischöfe von Mainz und Rheims führte (S. 501), ist auf fränkischer Erde erwachsen; die übrigen Streitfragen sind aus der Fremde eingeführt worden und nach kurzer Erregung spurlos vorübergegangen. Wie der Zusatz des Glaubensbekenntnis-

ses, „daß der Geist auch vom Sohne ausgehe," welcher schon frühe als Thatsache bekräftigt, doch erst im neunten Jahrhundert in dem lateinischen Symbolum Aufnahme gefunden hat, bei dem Streit zwischen Rom und Konstantinopel zum Erisapfel wurde, ist oben dargethan worden.

Scotus Erigena. † c. 880.

Zu den Gegnern Gottschalks gehörte ein Theolog, der als Denker hoch über seiner Zeit stand — Johann Scotus Erigena, wahrscheinlich aus dem phantasiereichen Irland. Angeregt durch das Studium der angeblichen Schriften des Dionysius Areopagita, die der griechische Kaiser Michael der Stammler an Ludwig den Frommen übersandte und die er auf den Wunsch Karls des Kahlen ins Lateinische übersetzte, so wie durch die Werke des Plato und Origenes, die er in der Ursprache las, stellte Erigena in den Schriften „von der Prädestination," „von der Eintheilung der Natur" u. a. über Gott, Natur und Mensch in ihren Verhältnissen zu einander Grundsätze auf, welche an Pantheismus streifen und in der Folge, als man den tiefen Sinn seiner speculativen und mystischen Lehre zu begreifen begann, von der Kirche als häretisch verworfen wurden. Er lehrte: „Wie vor Erschaffung der Welt das Wesen aller Dinge in Gott war und von Gott ausging, so wird auch am Ende derselben Alles wieder in Gott zurückkehren und Nichts sein als Gott. Gott ist demnach das All und im All. Daraus folgt nun, daß das Böse nicht von Gott herrühren, also auch nicht ewig sein könne, eben so wenig der Teufel und die Höllenstrafen, daß am Ende der Dinge Alles in einen Zustand ewiger Glückseligkeit kommen müsse, und folglich keine Prädestination zu ewiger Verdammniß möglich sei." Seinem tiefen Bewußtsein der göttlichen Unendlichkeit „erschien die Welt als eine Theophanie in verschiedener Entwickelung, der Gottmensch als die Versöhnung des Endlichen und Unendlichen, die heil. Schrift als der nothwendige Ausdruck für die menschliche Beschränktheit, Religion und Philosophie als die zwiefache Form desselben Geistes." Das System des Scotus Erigena, bemerkt Baur, hat seine höchste Bedeutung darin, „daß es Gott, als dem abstrakten unendlichen Sein nicht sowohl die Welt als den Reflex der Idee, sondern den Menschen als die intellectuelle Natur, als den denkenden und selbstbewußten Geist gegenüberstellt."

Wissenschaft u. Literatur unter den Händen der Geistlichen.

Nicht nur Religion und Kirchenthum, sondern das gesammte geistige Leben, wie es sich in Wissenschaft, Literatur und Kunst manifestirte, war der Hut und Pflege des Klerus anheimgegeben; nur Geistliche und Mönche bewahrten noch in den traurigen Tagen der Verödung und Verwilderung einige Kenntniß der menschlichen und göttlichen Dinge; sie retteten die unter Karl d. Gr. gegründeten Schulanstalten vor gänzlichem Verfall; sie widmeten ihre Kräfte und Muße der Jugendbildung in den Klosterschulen; sie lernten aus den Werken der lateinischen Kirchenväter und der klassischen Schriftsteller des römischen Alterthums die Sprache und die Regeln der Schriftverfassung; sie reihten in ihren Annalen und Chroniken die Begebenheiten des Tages an die Geschichte ihrer Klöster und kirchlichen Institute und wiederholten die Thaten und Ereignisse der Vergangenheit; sie schmückten den öden Boden der Wirklichkeit mit einigen Blumen und Blüthen aus dem reichen Garten der Poesie; sie nährten mit sorglicher Hand die dürftigen Flämmchen des heiligen Feuers in den Herzen der Menschen, damit nicht aller Sinn für das Höhere, für die geistigen und ewigen Güter unter den Sorgen und Anliegen des Tages, unter den Lei-

den des Kriegs, unter dem Drucke der Knechtschaft dahinschwinde und ersterbe. Sind es auch nur dürftige Gaben, womit die wackeren Mönche von St. Gallen und Reichenau, von Fulda, Hirsau und Corvey, von St. Amand und Vaast, von Ferrières, Tours u. a. O. die Felder der Wissenschaft, der Dichtkunst, der Geschichtschreibung bereicherten, sie sind dennoch für Mit- und Nachwelt von unschätzbarem Werthe, sie bildeten die nothwendigen Mittelglieder und Verbindungswege zu den geistigen Schätzen des Alterthums.

Stellung der Karolinger zur Wissenschaft.

Bei den ersten Nachfolgern Karls des Gr. lassen sich noch die Wirkungen der besseren Bildung und Erziehung erkennen, die sie unter den Händen kenntnißreicher Geistlichen empfangen hatten; sowohl der fromme Ludwig, wie sehr auch sein Geist von kirchlicher und religiöser Werkheiligkeit und engherzigen Andachtsübungen befangen war, als seine Söhne trugen Sorge, daß die von dem großen Ahnherrn gegründeten Bildungsanstalten, besonders die Hofschule, nicht in Verfall geriethen; zahlreiche Synodalbeschlüsse und Capitularien geben Zeugniß, wie sehr sie bemüht waren, die Geistlichkeit zur Pflege der Wissenschaften, zur Belehrung der Jugend, zur Mehrung der Bücherschätze, zur Hebung und Belebung des Schulunterrichts aufzumuntern; dem westfränkischen König Karl dem Kahlen, einem Fürsten von beweglichem Geiste und ehrgeiziger Naturanlage, schmeichelte es, als Gönner und Beförderer der Wissenschaften gefeiert zu werden; er begünstigte den tiefsinnigen Denker Scotus Erigena, er stand fortwährend mit dem gelehrten und gewandten Erzbischof Hincmar von Rheims in freundschaftlichen Beziehungen, er widmete den theologischen Studien und den Lehranstalten in seinem Reiche stets das regste Interesse. Sein Bruder Ludwig theilte diese Richtung; es wurde in den früheren Blättern wiederholt erwähnt, mit welcher Aufmerksamkeit er den bedeutendsten Gelehrten der Zeit Rabanus Maurus behandelte, mit welcher Umsicht er seine Kanzler wählte, wie er im Osten mit dem Christenthum auch die Keime der Cultur zu pflanzen bemüht war, welche Theilnahme er den zarten Schößlingen der deutschen Dichtungen zuwandte, wie er seine beiden Lieblingsstädte Frankfurt und Regensburg auch durch Bildungsanstalten zu heben bemüht war. Nach dem Tode dieser beiden Karolinger theilte auch die Wissenschaft und Literatur, überhaupt nur eine künstliche Pflanze ohne Wurzeln im Volksleben und nur auf die Geistlichkeit und wenige Vornehme beschränkt, das Schicksal des Verfalles und der Zerrüttung, die alle Verhältnisse und Institute des Staats, der Kirche, der Gesellschaft erfaßten und in ihren Lebenskeimen knickten. Mochten auch noch einige Kloster- und Kathedralschulen ein kümmerliches Dasein fristen und das geistige Leben vor gänzlicher Grabesnacht bewahren; mochte auch noch das Trivium und Quadrivium in überlieferter Weise mit einigen Zöglingen fortgeführt werden, mochten auch noch einzelne Geistliche wie Ratherius, Chronisten wie Flodoard, Regino u. a., Dichter wie Hucbald (S. 418) rühmlich gegen die Verwilderung ankämpfen; die Raub-

züge der Barbaren, die Besitznahme vieler Abteien und Kirchengüter durch weltliche Große, die sittliche und geistige Entartung des gesammten Klerus und der allgemeine Druck der Zeit versetzten der Wissenschaft und Literatur, der Sprachkunde und dem Studium im Allgemeinen einen Stoß, von dem sie sich nur sehr langsam unter günstigeren Verhältnissen und besserer Pflege wieder erholten.

Einigen Ersatz für die zunehmende Incorrectheit und Barbarei des Latein gewährte die romanische Sprache, die seit den oben erwähnten von Nithard mitgetheilten Eidschwüren mehr und mehr als Schriftsprache zur Anwendung kam und in demselben Grade sich ausbildete, als die Kenntniß des Lateinischen abnahm. Schon in dem erwähnten Klagelied jenes Dichters Angilbert über die Trauernacht bei Fontenaille (S. 475) tritt der Uebergang aus dem Lateinischen in das Romanische zu Tage. Neben dem Gebrauch bei der Predigt und in einigen Gebeten und liturgischen Formeln und Gesängen wurde sie besonders bei Volkspoesien angewendet, jedoch mehr in mündlicher als schriftlicher Darstellung. Aus verschiedenen Synodalverordnungen geht hervor, daß die westfränkische Geistlichkeit den dichterischen Spielen und Scherzen, besonders den dramatischen Volksbelustigungen in der „Bauernsprache" voll derber Natürlichkeit eben so abhold war, wie die ostfränkische den altgermanischen Volksgesängen mit ihren heidnischen Erinnerungen und Traditionen. Die romanische Sprache.

Die lateinische Literatur der späteren Karolingischen Zeit hielt sich in der Poesie, in den theologischen und philosophischen Arbeiten, in der Geschichtschreibung genau an die älteren Vorbilder, nur daß in den dichterischen Erzeugnissen der niedrige Bildungsstand der Zeit sich in der Unbehülflichkeit und Schwerfälligkeit der Sprache und Diction, wie in der Incorrectheit des Versbaues und der Prosodie zu erkennen gibt. Der Inhalt ist fast ausschließlich religiöser Art; mag nun, wie bei Milo, dem Erzieher zweier Söhne des kahlen Karl, die „Lebensgeschichte des heil. Amandus," oder irgend eines andern Heiligen oder Klosterpatrons den Gegenstand der dichterischen Darstellung bilden, oder wie bei Florus von Lyon, bei Notker dem Stammler (S. 406) u. A. die Andacht und Innigkeit des Gemüths sich in Psalmen und Hymnen aussprechen. Selbst die Gelegenheitsgedichte an Freunde, bald in gereimten Jamben, bald in Hexametern oder Distichen, zu welcher Gattung das erwähnte Gedicht Salomo's III. von Constanz an Bischof Dado von Verdun, über das Unglück der Zeit und die traurige Lage des Vaterlandes unter Ludwig dem Kinde, gehört, stehen mit kirchlichen Angelegenheiten in Zusammenhang; und die poetische Schilderung der Belagerung von Paris durch die Normannen (S. 490), von einem geistlichen Augenzeugen, Abbo von St. Germain, hat hauptsächlich das Lob des heil. Germanus und seiner Wunderthaten zum Gegenstande. Die „Annalen des sächsischen Poeten über die Thaten Karls d. Gr.," vielleicht von dem Mönch Agius, der das Leben seiner Schwester Hathumod, Aebtissin von Gandersheim, beschrieben und mit einigen schönen Elegien und einer rührenden Todtenklage bereichert hat, ist zunächst nur eine metrische Bearbeitung der Lebensbeschreibung dieses Kaisers von Einhard, während das „Lobgedicht auf Kaiser Berengar" von einem unbekannten Verfasser sich durch Inhalt und Form über die meisten Erzeugnisse des Karolingischen Zeitalters erhebt. Obwohl der Dichter Sprache und Versbau nicht ohne Geschick handhabt, hat er sich doch hie und da mit fremden Federn geschmückt, indem in manchen Bildern und Schlachtbeschreibungen „plötzlich der melodische Wohllaut Virgils oder die kunstvollen Verse des Statius sich vernehmen lassen." Dasselbe Lob verdient auch der Verfasser des „Waltharius"

Die lateinische Literatur. 1. Die Dichtkunst. Milo. Florus. Notker. Salomo III. Abbo. Poeta Saxo (Agius). Lobgedicht auf Berengar.

Ekkehard. (S. 415), wahrscheinlich der Mönch Ekkehard von St. Gallen, der eine Episode aus der altdeutschen Heldensage in lateinische Verse umsetzte. „Wenn in Inhalt und Charakter des Gedichts die altdeutsche Grundlage nirgends zu verkennen ist, so ist doch die Form desselben echt römisch und den besseren Erzeugnissen der römischen Poesie sich annähernd, was uns jedenfalls in dem Verfasser einen gewandten, der lateinischen Sprache völlig mächtigen und in dem Studium der älteren klassischen Dichter wohlgebildeten Geistlichen verräth."

Sprache und Ausdruck des Waltharisliedes ist, wenn wir von Einzelnem absehen, was der späteren Latinität des Mittelalters angehört oder selbst auf deutsche Wendungen, wie sie in dem Original vorkamen, schließen läßt, im Ganzen sehr rein gehalten und neben dem Lucanus und andern altrömischen Dichtern insbesondere dem Virgilius nachgebildet, aus welchem nicht blos einzelne Ausdrücke, Wendungen und Bilder, sondern sogar ganze Verse entnommen sind. Dasselbe läßt sich auch von dem Versbau sagen, welcher überall das Bestreben zeigt, den Virgil mit möglichster Sorgfalt und Strenge nachzuahmen, daher Verstöße gegen Quantität und Metrum hier weit seltener als in andern Poesien der Karolingischen Zeit vorkommen und die sogenannten leonischen Verse ziemlich vermieden sind.

2. Geschichtschreibung. Auch die Geschichtschreibung gibt Zeugniß von dem Sinken der Bildung und von dem schlimmen Einfluß der Bürgerkriege auf die Treue und Wahrhaftigkeit der Zeitgenossen. Die Parteilichkeit und schmeichlerische Lobrednerei, die sich in den beiden Lebens-

Thegan. beschreibungen Ludwigs des Frommen kund geben, sowohl in der von Thegan, einem vornehmen Franken und Landbischof der Trierer Kirche verfaßten, als in der des unge-

Der Astronom. nannten Geistlichen, den man den Astronomen zu nennen pflegt wegen einiger auf diese Wissenschaft sich beziehenden Bemerkungen, treten auch in den historischen Werken der nächsten Jahre zu Tage. Nicht nur die „Reichsannalen" verrathen durch ihren devoten Ton und ihr befangenes Urtheil ihre Abhängigkeit von den Herrschern, in deren Dienst sie die Ereignisse des Tages nach der Zeitfolge in ihre Blätter oder Tafeln ein-

Nithard. trugen; selbst der öfter erwähnte Nithard, Angilberts Sohn, der als wackerer Kriegsheld und einsichtsvoller Staatsmann mit Ernst und Wahrheitsliebe Alles berichtet, was er selst durchlebt, woran er selbst den bedeutendsten Antheil genommen, zeigt sich als eifrigen Anhänger und Schutzredner Karls des Kahlen, für dessen Sache er sein Schwert und seine Feder führte, bis er im Treffen seinen Tod und im Kloster St. Riquier, dessen (weltlicher) Abt er war, seine Ruhestätte fand. „In einer Zeit der erbittertsten Parteiungen konnte die Geschichtschreibung nicht den Charakter ruhiger, unparteilicher Schilderung bewahren, den wir bei Einhard wahrnehmen; jede Erzählung nimmt eine bestimmte Farbe an nach dem Standpunkte des Verfassers, und es treten nun auch die politischen Streitschriften hinzu, in welchen die Gegner ihr Verfahren zu rechtfertigen, die Widersacher anzuschuldigen sich bemühen."

Chroniken u. Biographien. In der Form hielt sich die Historiographie dieser Periode wesentlich an die von Beda und Einhard (IV. S. 729. V. 403 f.) aufgestellten Vorbilder. Neben den Chroniken oder Zeitbüchern, die bald, wie die „Chronik der sechs Weltalter" (bis 810), die „Chronik von Moissac" (bis 818), die „Weltchronik des Bischofs Frekulf von Lisieux" verfaßt für den Unterricht Karls des Kahlen u. a. m. einen Abriß der Weltgeschichte nach der Zeitfolge enthielten, bald in annalistischer Form an die Schicksale des Klosters die allgemeinen Begebenheiten des Reiches reihten, bewegte sich die Geschichtschreibung besonders auf dem biographischen Gebiete, indem jedes Kloster und jedes Bisthum es als eine Ehrensache ansah, die Lebensgeschichte seines Gründers oder Schutzheiligen zu besitzen und von Zeit zu Zeit vorlesen zu lassen. „Fast jedes Menschenalter stellte sich somit durch Chronisten aus seiner Mitte dar, welche die Welt-

und Reichsgeschichte mehr oder minder vom kirchlichen Standpunkte aus beschreiben, viele beginnend von Erschaffung der Welt, oder doch von Christi Geburt, aber die Geschichte der Vorzeit ist von ihren Vorgängern abgeschrieben, jede Chronik und jede Abtheilung derselben ist nur soweit Quellenschrift, als sie ältere Urkunden oder die Ereignisse ihrer Zeit enthält. Die meisten Chroniken waren nicht sowohl das Werk eines Einzelnen, als Gemeingut eines Klosters, daran Menschenalter arbeiteten und überarbeiteten." Unter den biographischen Werken und Heiligengeschichten, deren eine große Zahl auf unsere Zeit gekommen ist, sind von besonderem Werthe: das Leben Sturms, ersten Abts von Fulda von Eigil, einem seiner Nachfolger; das auf Veranlassung des Rabanus von Rudolf verfaßte Leben der heil. Lioba, wichtig für die Erkenntniß der Wirksamkeit des Bonifacius und die Biographie des Abtes Rabanus selbst von demselben fuldischen Mönch Rudolf; das Leben Anskars von Rimbert, die von Walafrid überarbeitete Lebensbeschreibung des heil. Gallus u. a. m. Die meisten tragen mehr das Gepräge von Legenden als von einer Geschichte.

In den meisten Klöstern wurden Annalen geführt, in welchen, an der Hand der zur Feststellung des Kirchenjahres unentbehrlichen Zeittafeln von Beda und Dionysius, von irgend einem dazu bestellten Mönch die Begebenheiten kurz und einfach aufgezeichnet wurden. Bildeten zunächst die Ereignisse des Klosters selbst, der bischöflichen Diöcese, der Kirche überhaupt den Inhalt dieser kunstlosen Darstellungen, so erwähnten die Schreiber doch auch die Hauptereignisse der Außenwelt, „die Schicksale der Fürsten, die nächsten Begebnisse am Hof und dessen Umgebung, beim Heere, im Krieg, dann selbst Himmelserscheinungen und andere Zufälle der Art." In Form und Darstellung meist von geringem Werthe, sind diese Annalen doch von Bedeutung als die gleichzeitigen Aufzeichnungen der geschichtlichen Begebenheiten. Die wichtigsten, aber nicht immer die zuverlässigsten, sind die offiziellen „Reichsannalen," die für das westfränkische Reich zuerst in den „Bertinianischen Annalen" (von dem Fundort der Handschrift im Kloster St. Bertin zu St. Omer so genannt), dann von dem Spanier Prudentius, in der Folge Bischof von Troyes bis zum J. 861 fortgesetzt wurden und endlich in die Hände des Erzbischofs Hincmar von Rheims übergingen, der sie im Auftrage Karls des Kahlen (bis zu seinem Tod 882) weiter führte. Im ostfränkischen Reiche dienten unter Ludwig d. D. und seinen Söhnen die Annalen von Fulda als die Geschichtsbücher des Königs. Von mehreren Verfassern herrührend, unter denen namentlich Rudolf, Rabans Schüler und Ludwigs Beichtvater und Vertrauter, durch Reinheit der Sprache und Klarheit der Darstellung wie durch Sachkunde hervorragt, behandeln sie die Zeit von der Regierung Karl Martells (714) bis auf Ludwig den Jüngern (882) in der durch Einhard festgestellten Weise. „Dieselbe in ruhiger Weise völlig objektiv gehaltene Darstellung, von Jahr zu Jahr fortschreitend, mit der deutlichen Absicht, der Nachwelt Kunde von den Ereignissen zu hinterlassen und zugleich ihr Urtheil zu bestimmen." Die Verfasser, die in naher Verbindung mit dem Hofe standen, sind gut unterrichtet, daher auch, wenn man von der Absichtlichkeit der Darstellung absieht, die Fuldaer Annalen eine unschätzbare Geschichtsquelle bilden. Unter Karl dem Dicken verloren die Mönche von Fulda das Amt der offiziellen Annalistik. Der Fortsetzer, der die Regierungszeit dieses Kaisers und seines Nachfolgers behandelte, lebte wahrscheinlich in Baiern, vielleicht in Nieder-Altaich. „So lange Arnulf regierte wurde die Würde der Reichshistoriographie ungemindert aufrecht erhalten. Man versuchte sogar auch unter dem Kinde Ludwig in alter Weise fortzufahren, allein bei der rasch überhand nehmenden Zerrüttung verschwand auch diese Erbschaft aus dem Reiche des großen Karl und mit dem Jahre 901 erlischt die Fackel, welche bis dahin unserem Wege so treulich leuchtete."

Die Reichsannalen.

Andere Annalen. Neben den Reichsannalen, bei denen die Angelegenheiten des eigenen Klosters und die Particulargeschichte hinter den allgemeinen Weltbegebenheiten zurücktreten, befaßten sich die Mönche von Fulda und von dem benachbarten Kloster Hersfeld auch noch mit andern geschichtlichen Aufzeichnungen und alle größeren Klöster hatten Annalen aufzuweisen, die mit mehr oder weniger historischem oder stilistischem Geschick zusammengestellt, nicht unwichtige Quellen für die Erkenntniß der Zeitgeschichte abgeben und oft die Lücken oder Parteilichkeiten der Reichsannalen ergänzen oder enthüllen. Die vorzüglichsten darunter sind:

Regino von Prüm. 1. Aus **Lothringen**: Die Chronik des Abts Regino von Prüm und die Annalen von Xanten. Regino verbrachte im Kloster Prüm, wo er erzogen ward, zuerst als Mönch, dann als Abt den größten Theil seines Lebens, bis er unter den Parteikämpfen, von welchen dieses Land am Ende des 9. Jahrh. ganz besonders zerrüttet war, seinen Gegnern weichen mußte (899), und dann bis zu seinem Tode i. J. 915 im Kloster St. Maximin in Trier lebte, die unfreiwillige Muße zu gelehrten Arbeiten verwendend. Seine Chronik, von Christi Geburt bis zum J. 905 reichend, ist dem Bischof Adalbero gewidmet und verdient Beachtung als einer der frühesten Versuche, die Weltgeschichte in einer ziemlich ausführlichen Erzählung zusammenzufassen. Beda, die Thaten der Frankenkönige und andere Quellen bilden die Grundlage seines in Betreff der Chronologie häufig ungenauen Werkes, welches anfangs nach den Regierungen der Kaiser angeordnet ist, dann in die annalistische Form übergeht. Besonders wichtig ist es für die Geschichte von Lothringen, wo ihm neben den eigenen Erlebnissen zuverlässigere Urkunden zu Gebote standen. „Regino's Schreibart ist einfach und dem Gegenstande angemessen und wenn es ihm auch keineswegs gelungen ist, die Weltgeschichte in wirklich historischer Weise zu bearbeiten, so zeigt er doch für die ihm näher liegenden Zeiten und Verhältnisse einen freien Blick und gesundes Urtheil; die eigenen Erfahrungen und die freundschaftliche Beziehung zu einem hochstehenden Kirchenfürsten erhoben ihn über die gewöhnlichen Annalisten und sein Werk steht am Ende der Karolingischen Zeit als eine bedeutende Erscheinung da, der sich wohl weitere Fortschritte angeschlossen haben würden, wenn nicht gerade jetzt die äußere Noth für lange Zeit alle wissenschaftlichen Bestrebungen erdrückt hätte." Die Annalen von Xanten enthalten zuerst Auszüge aus Einhard, dann von 831 bis 873 selbständige Aufzeichnungen. Besonders ausführlich ist die Erzählung über die Vernichtung Xantens durch die Normannen im J. 863.

Annalen von Xanten.

Klosterchronik von St. Gallen. 2. In **Allemannien**: Die Klosterchronik von St. Gallen, welche von den Schicksalen der berühmten Abtei und ihrer Schule und Vorsteher genaue Kunde gibt und damit auch die gleichzeitigen Weltbegebenheiten berücksichtigt. Sie reicht von der Gründung durch den h. Gallus bis zum J. 1330 und hat je nach den Fähigkeiten der verschiedenen Verfasser verschiedenen Werth. Der erste Theil rührt von dem eifrigen Radpert her, dem Lehrer vieler ausgezeichneten Geistlichen. Salomo III., Bischof von Constanz und zugleich Abt von St. Gallen, ein Mann von den glänzendsten Geistesgaben, legte auch eine für die Geschichte nicht unwichtige Mustersammlung von Briefen und Urkundenformeln an. Von dem Kloster Reichenau, obwohl an wissenschaftlicher Thätigkeit St. Gallen nicht nachstehend, ist in Beziehung auf Geschichte nichts Namhaftes erhalten. Die berühmten Männer, die als Vorsteher, Mönche oder Zöglinge der Abtei angehörten, wie Walafried, Ermenrich, Otfried u. A. haben ihre Muße und ihre Forschungen auf andere Gegenstände gerichtet. Ein Schüler des Klosters, Wettin, hatte kurz vor seinem Tode 824 eine Vision, in welcher er Himmel und Hölle zu durchwandern glaubte. Die von ihm erzählten Erscheinungen hat Walafried in lateinischen Versen bearbeitet, welche auf die Zeitgenossen großen Eindruck machten. Wollte doch der Mönch selbst den großen Kaiser Karl im Fegefeuer erblickt haben, wo er um seiner Fleischessünden willen große Peinigungen zu erleiden gehabt.

Wettin von Reichenau.

Annalen von Vaast. 3. In **Frankreich**: Die Jahrbücher von S. Vaast (Vedast) in Arras, welche neben den Reichsannalen Hincmars in ähnlicher Weise ergänzend und berichtigend herlaufen,

wie die Annalen von Xanten neben denen von Fulda. Sie reichen von 874 bis 900; die Darstellung ist ausführlich und umfassend, aber mehr ihres Inhalts als der Form wegen wichtig; der Verfasser verstößt oft gegen Grammatik und Correktheit des Ausdrucks. Von größerer Bedeutung für die westfränkische Geschichte sind die beiden Hauptwerke Flodoards, Vorstehers des kirchlichen Archivs von Rheims (894—966): die von 919 bis 966 reichenden Annalen, eine genaue objektiv gehaltene Aufzeichnung aller Ereignisse in einfacher ungesuchter Sprache, eine würdige Fortführung der Reichsannalen von Hincmar, freilich mit einer Unterbrechung von 37 Jahren, und dann die „Geschichte der Rheimser Kirche," ein mehr durch die Reichhaltigkeit des Stoffes, die Zuverlässigkeit der Urkunden und die Gerechtigkeit und Unparteilichkeit des Urtheils, als durch Stil und Darstellung hervorragendes Werk. Flodoard.

4. **Italien:** Noch tiefer als im Frankenreiche verfielen die Studien in der apenninischen Halbinsel theils durch die politische Verwirrung, theils durch die Verheerungen der Saracenen und Ungarn. Selbst die Lebensbeschreibungen der Päpste aus der Zeit (wie das Leben Nicolaus I. von Anastasius) stehen hinter den Biographien der fränkischen Klöster weit zurück. Anastasius. Im J. 883 wurde das Mutterhaus in Monte Casino von den Arabern zerstört, worauf die Mönche nach Capua flüchteten. Hier schrieb Erchempert eine Geschichte der langobardischen Fürsten von Benevent, an das Werk des Paulus Diaconus anknüpfend (IV. S. 815) bis zum J. 889. „In schlichter und zuverlässiger Erzählung berichtet er von den Schicksalen dieser Lande, von den Kriegen, durch welche sie verheert wurden, und den Verwüstungen der Saracenen." Aber während die Wissenschaften bei dem italienischen Klerus rascher verfielen als im Norden und Westen der Alpen, erhielt sich dafür eine über alle Stände verbreitete gründliche Schulbildung, so daß auch Laien an den literarischen Bestrebungen Theil nahmen und die Sprache des Alterthums verstanden. Erchempert.

War die Zeitbildung zur Speculation und Dogmenbildung wenig angethan, so wurden dagegen die Gebiete der praktischen Theologie, der Sittenlehre, der Erbauung, der Schrifterklärung eifrig angebaut und die Aeußerlichkeiten der Kirche sorgfältig ergründet und erläutert. Dem Beispiele Alcuins folgend hat Rabanus in einer großen Anzahl exegetischer Werke „die Schriftauslegungen der Väter in Demuth gesammelt," in Abhandlungen, Commentaren und mündlichen Vorträgen das Bibelstudium zu fördern gesucht und als kenntnißreicher Lehrer und Schöpfer des deutschen Lehr- und Unterrichtswesens „das Universum in seinen Einzelheiten beschrieben." Selbst die dichterische Form mußte dem thätigen Geistlichen zur Verherrlichung des Kreuzes und des katholischen Glaubens dienen. Und dabei verschmähte er es nicht, den Ruf der Fulder Schule selbst durch grammatische Schriften und Glossarien zu erhöhen. Gleich seinem Lehrer Alcuin ein tiefer Verehrer Augustins, hat er denselben nicht ohne Härte und Leidenschaftlichkeit gegen die Auslegung Gottschalks in Schutz genommen (S. 501). Rabans Zeitgenosse, Agobard, Erzbischof von Lyon, im Streite Ludwigs des Frommen wider seine Söhne ein Parteigänger Lothars, hat in einer Reihe von Schriften die adoptianische Häresie bekämpft, im Bilderstreit die gemäßigte Ansicht des fränkischen Klerus gerechtfertigt und auf Synoden für die Rechte und Güter der Kirche kräftig gestritten. Servatus Lupus, einer vornehmen Familie in der Gegend von Sens entstammt, hat, als er nach seiner Rückkehr von Fulda in dem Kloster Ferrières, wo er den ersten Unterricht genossen, durch Karl den Kahlen die Stelle eines Abtes erhielt, den wissenschaftlichen Sinn unter den Mönchen zu wecken und zu beleben gesucht und in seinen zahlreichen mit Leichtigkeit und Zierlichkeit verfaßten „Briefen" manche wichtige Nachricht der Nachwelt überliefert. Radbert Paschasius, Abt von Corbie, hat außer den Lebensbeschreibungen Adalhards und Wala's auch mehrere exegetische Werke verfaßt. — Hincmar von Rheims, der vielgenannte kirchliche Staatsmann, „der

3. Theologische Wissenschaft. Rabanus Maurus. Agobard. † 841. Servatus Lupus. † c. 862. Radbert Paschasius. † 865. Hincmar v. Rheims. 806—882.

zwischen Königen, Päpsten und Bischöfen bald als Freund, bald als Gegner oft leidenschaftlich, immer klug und würdig die Rechte der Nationalkirche und seines Erzbisthums in schlimmer Zeit wahrte," hat auch in zahlreichen Werken, in Briefen, Abhandlungen und vermischten Aufsätzen über Fragen der Zeit die kirchliche Literatur mit vielen wichtigen Documenten sowohl aus dem historischen als dem kirchenrechtlichen und dogmatischen Gebiete bereichert. Ratherius. Ratherius, aus der Gegend von Lüttich, im J. 931 Bischof von Verona, ein Mann von rücksichtsloser Strenge und unbeugsamem Charakter, dabei eigensinnig und herrschsüchtig, hat während seines unruhigen und bewegten Lebens in einer Reihe von Schriften, hauptsächlich polemischer Art, die sittliche Verdorbenheit des italienischen vornehmen Klerus schonungslos enthüllt und bekämpft. „Durch die politischen Wirren Italiens und durch eigenen Ungestüm bald unstät, bald gefangen, hat er dem Klerus, insbesondere dem hochgebornen, mit bittern, spitzen Worten ein Bild seiner Entartung und die Forderung der alten Kirchengesetze vorgehalten." Seine Werke, worunter sein in der Gefangenschaft zu Pavia verfaßtes „Kampfbuch" (Agonisticon) den ersten Rang einnimmt, zeugen von großer Belesenheit in den klassischen Schriften wie in den Kirchenvätern.

3. Normannen und Dänen.

Benutzte Literatur. Saxonis Grammatici historia Danica rec. F. Er. Mueller & J. Matth. Velschow. Havn. 1839. Die in verschiedenen Sammelwerken von Matth. Parker, Camden, Saville u. a. zusammengestellten Quellenschriftsteller der englischen Geschichte; und Nestors Chronik, übersetzt und erläutert von Schlözer. E. G. Geijer, Schwedens Urgeschichte, deutsche Uebersetz. Sulzb. 1826. und von demselben Verf.: Geschichte Schwedens, übers. von Swen P. Leffler in Heeren und Ukerts Geschichte der europ. Staaten. Hamb. 1832. Aus der nämlichen Sammlung die schon oben S. 276 erwähnte Geschichte von Dänemark v. F. C. Dahlmann. Hamb. 1840. — A. M. Strinnholm, Wikingszüge, Staatsverfassung und Sitten der alten Skandinavier. Aus dem Schwed. von C. F. Frisch. Hamb. 1839. 2 Thle. — P. A. Munch, das heroische Zeitalter der nordisch-germanischen Völker und die Wikinger-Züge, übers. von G. F. Claussen. Lübeck 1854. K. Wilhelmi, Island, Hvitramanaland, Grönland und Vinland. Heidelb. 1842; und Konr. Maurer, Entstehung des Isländ. Staats in „Beiträge zur Rechtsgeschichte des germ. Nordens." München 1852. Max Büdinger, Ueber die Normannen und ihre Staatengründungenin v. Sybels Histor. Zeitschr. Bd. IV. 1860. In Beziehung auf **England**: Die schon früher erwähnten Werke von Kemble, Palgrave, Lappenberg (IV. S. 728). Ferner: Reinhold Schmid, Gesetze der Angelsachsen (S. 730). Rud. Gneist: Geschichte des Selfgovernment in England. Berl. 1862. Aug. Thierry: Histoire de la conquête de l'Angleterre par les Normans. Bruxelles 1839. 4 voll.

a) Land und Volk der Skandinavier.

Die skandinavische Halbinsel, „die Stirne der Erde," bildet den nördlichsten Theil Europa's. Im Osten, Süden und Westen vom Meere umspült, hängt sie nur an einer Seite mit dem europäischen Festland zusammen. Der unaufhörliche Angriff der Wellen hat die schroffen und felsigen Küsten in Scheeren verwandelt, gleichsam zerschnittene und in unzählige Inseln, Vor-

gebirge und Buchten zersplitterte Klippenmassen, die aber, die Wuth der Wogen brechend, zur Zeit der herbstlichen Nordweststürme dem Schiffer sichere Häfen bieten. Auch im Innern ist Skandinavien eines der wasserreichsten Länder; es finden sich große und zahlreiche Binnenseen und allenthalben stürzen von den Bergrücken die klaren und reißenden Ströme dem Meere zu. Der Grund und Boden zeigt einen eigenthümlichen Charakter; es ist überall noch die uralte Granitformation, die hier zu Tage tritt und die Gebirge und fast die ganze Oberfläche des Landes bildet, während in Süd-Europa der Grund ganz von jüngeren Lagern überdeckt ist. Der bedeutendste Gebirgszug der Halbinsel sind die Kjölen, die von Norden nach Süden sich erstreckend die Grenzscheide zwischen Schweden und Norwegen bilden. Mit Eis und blendend weißem Schnee bedeckt, flammen die Gipfel derselben oft noch um Mitternacht von den Sonnenstrahlen, die vom Horizont herauffließen, und dieser sogenannte Eisblick glänzt wie Feuer in die tiefe Dämmerung der Thäler hinab. — Die skandinavische Halbinsel ist zum Theil schon ein Polarland, obwohl das mildeste und begabteste auf der Erde unter einer so nördlichen Breite. Im Süden finden sich Spuren uralter Kultur. Roggen-, Gersten- und Haferfelder, Reichthum an Fischen und Honig und besonders treffliche Viehzucht nährten die Bewohner, und auch die großen Eisenbergwerke, an denen die schwedische Erde so reich ist, wurden früh schon bearbeitet. Weiter nach Norden ist es erst in späteren Jahrhunderten dem Menschen gelungen, Herr über die Schrecknisse einer wilden Natur zu werden, bis er zuletzt an der Grenze der Polarregion anlangte, wo die Sonne sich Monate lang verbirgt, wo die Wuth der Stürme, die über die weiten Eis- und Schneefelder dahinbrausen, Alles überwältigt und niederwirft, wo das Leben erstarrt und der Winter sein unbestrittenes Reich aufgeschlagen hat.

Die Bewohner Skandinaviens sind germanischen Ursprungs; sowohl in ihren eigenen Sagen, als in den Sagen anderer germanischer Stämme, insbesondere der Gothen, läßt sich noch die Erinnerung an die Gemeinsamkeit ihrer Abstammung erkennen. Die Bevölkerung, welche im Süden der Halbinsel, in Schonen und Gothland seßhaft war, scheint dem gothischen Volksstamm angehört zu haben, der vor der großen Wanderung auch die gegenüberliegende Seite der Ostsee, die „Bernsteinküste," inne hatte (IV. S. 428), während die Stämme (Fylken) der Schweden von den reichen Ufern des Mälarsees aus sich nach Westen und über die weiten Flächen des nördlichen und südlichen Küstenlandes verbreiteten. Das gemeinsame Heiligthum, welches die beiden Volksstämme als Mittelpunkt ihres Königthums und ihrer Religion erst in Sigtuna, dann in Upsala gründeten, war ein Denkmal ihrer nationalen Zusammengehörigkeit. In der Nähe von Alt-Sigtuna entstand in der Folge der berühmte Handelsort Birca, manchmal auch Sigtuna genannt, an einer Bucht des Mälarsees, wo sich die Kaufmannsschiffe des Nordens zum Markt und

Waarentausch zu sammeln pflegten und wo auch in Auskars Zeiten die erste christliche Kirche sich erhob (S. 444). Auch die „Nordmannen," die Bewohner des Nordreiches oder Nordweges in der westlichen Hälfte Skandinaviens, so wie die Dänen auf den Inseln und die Angeln in der waldbedeckten cimbrischen Halbinsel waren Glieder des großen germanischen Völkerstammes. Vor der stetig vordringenden Cultur dieser Völker entwichen die schweifenden, in Felle gekleideten, über wüsten Zauber sinnenden finnischen Stämme mit ihren Rennthierheerden in die Gebirge des Innern und weiter nach Norden. Wo sie nicht wichen, mußten sie ihren germanischen Nachbarn Tribut in Fischen, Fellen oder in jenen Schiffstauen zahlen, die sie aus Wal- und Seehundsfell aufs Beste zu fertigen verstanden.

Den Völkern des Alterthums war der skandinavische Norden fast gänzlich unbekannt. Der kenntnißreiche Strabo (IV. S. 76) war noch auf die fabelhaften Nachrichten angewiesen, welche drei Jahrhunderte früher der Reisende Pytheas aus der alten Griechenstadt Massilia (III. S. 392) über die Länder des nördlichen Oceans heimgebracht und über die „äußerste Thule," die er entdeckt haben wollte und die wohl ein Theil des nördlichen Skandinaviens gewesen sein mag. Der ältere Plinius, welcher selbst die Küsten der Nordsee besucht hatte, ist der erste Schriftsteller, bei welchem der Name Scandia (Skandinavien) und Nerigon (Norwegen) bestimmt erwähnt wird unter den zahllosen Inseln, welche Britannien gegenüber im germanischen Meere unlängst entdeckt worden seien; und einige Jahrzehnte nachher gedenkt Tacitus des Staates der Suionen im nördlichen Ocean, „mächtig durch Männer, Waffen und Flotten." Auch der Geograph Ptolemäus aus Alexandrien kennt Gothen und Dänen als Bewohner von Skandiens südlichem Theile. Aber seine Angaben sind nur dunkle Gerüchte, die über das nordische Eisland nach dem sonnigen Süden der Griechen und Römer gedrungen waren, und die Tage der Erfüllung lagen noch in weiter Ferne, als der Tragiker Seneca die prophetischen Worte schrieb: „Es wird eine Zeit kommen nach späten Jahren, da der Ocean die Fesseln der Dinge lösen wird, da die unermeßliche Erde wird offen liegen, da die Seefahrer neue Welten entdecken werden und Thule nicht mehr der Lande äußerstes sein wird." Auch Procopius, der Gefährte Belisars, der die Gothen, Vandalen und Gepiden als Völker Eines Stammes kennt, die nur dem Namen nach verschieden seien, aber gleich an Sitten und Gebräuchen, an riesiger Gestalt, schönem Angesicht, weißer Haut und röthlichem Haare, hat von der unermeßlichen Insel Thule gehört, wo viele Völkerschaften unter Stammhäuptern lebten und im höchsten Norden die Sonne um die Sommersonnenwende vierzig Tage nicht untergehe und um die Wintersonnenwende eben so lang nicht zum Vorschein komme. Als das menschenreichste Volk darin bezeichnet er die Gauten (Gothen), bei denen sich damals ein Theil der Heruler niedergelassen; eine andere Völkerschaft belegt er mit dem Namen Skrithi-

finnen (Finnen und Lappen), eine Angabe, mit der auch der langobardische Geschichtschreiber Paulus Diaconus übereinstimmt, und Jordanes hat gelesen oder gehört, daß die Gothen, als sie an der Niederdonau und am schwarzen Meer das römische Reich bedrängten, noch in alten Liedern der Auswanderung ihrer Ahnen aus dem großen Lande Skanzia, der „Werkstätte und Gebärmutter der Völker" gedachten.

„Es ist aber Thule bei Weitem die größte Insel," heißt es in Procops Goth. Denkw. II, 13, „denn sie ist mehr als zehnmal so groß als Britannien. Sie liegt aber sehr weit von ihr ab gegen Norden. Auf dieser Insel ist das Land größtentheils unbewohnt. In der bewohnten Gegend aber sitzen dreizehn menschenreiche Völkerschaften, und jede Völkerschaft hat ihren König. Dort ereignet sich in jedem Jahre etwas Wunderbares. Denn die Sonne geht, besonders um die Sommersonnenwende, an vierzig Tage gar nicht unter, sondern bleibt in einem fort diese lange Zeit hindurch über der Erde sichtbar. Nicht weniger als sechs Monate später, um die Wintersonnenwende, ist die Sonne an vierzig Tagen nirgends auf dieser Insel zu sehen. Dagegen ist eine fortwährende Nacht über dieselbe ausgebreitet, und deshalb ergreift diese ganze Zeit hindurch eine Niedergeschlagenheit die dortigen Menschen, da sie während dieser Zeit mit einander auf keine Weise verkehren können. Mir ist es nun zwar, ob ich es gleich wünschte, auf keine Weise gelungen, zu dieser Insel zu gelangen und ein Augenzeuge des Gesagten zu werden, indeß habe ich doch von denen, welche von daher zu uns gekommen sind, Erkundigungen eingezogen, welche Beschaffenheit es mit dem Aufgange und dem Niedergange der Sonne in den zugehörigen Zeiten habe. Diese haben mir eine wahrhafte und glaubwürdige Nachricht mitgetheilt. Sie sagen nämlich, wie erwähnt worden, daß die Sonne vierzig Tage nicht untergehe und ihr Licht bald gegen Osten, bald gegen Westen den dort wohnenden Menschen zusende. Wenn sie nun, wiewohl am Horizont bleibend, wieder zurückkehrt und bei demjenigen Orte ankommt, wo die Einwohner sie zuerst aufgehen sahen, so ist nach ihrer Rechnung ein Tag und eine Nacht vergangen. Wenn indeß die Zeit der Nächte eintritt, finden sie durch Beobachtung der Mondläufe einen Maßstab und berechnen danach die Zahl der Tage. Wenn aber die Zeit von fünf und dreißig Tagen in dieser langen Nacht verflossen ist, werden einige Leute auf die Gipfel der Berge ausgesendet, wie dies bei ihnen gebräuchlich ist, und wenn sie von da aus die Sonne nur etwanig erblicken, so kündigen sie den unteren Bewohnern an, daß nach fünf Tagen sie die Sonne beleuchten werde. Diese feiern aber in Masse das Fest der frohen Botschaft und zwar im Dunkeln. Dies ist bei den Thuliten das größeste unter ihren Festen. Mir scheint es, daß diese Inselbewohner, obgleich bei ihnen jährlich dasselbe Ereigniß eintritt, in Furcht schweben, daß bei ihnen einmal die Sonne ganz und gar ausbleiben werde.

Von den in Thule sitzenden Barbaren führt ein Volk, welches den Namen Skrithifinnen hat, eine thierische Lebensart. Sie ziehen keine Kleider an, binden sich auch, wenn sie gehen, nichts unter die Füße, trinken weder Wein, noch haben sie von dem Lande etwas zum Essen, weil sie weder selbst die Erde beackern, noch die Weiber ihnen etwas durch Bearbeitung derselben erwerben, sondern die Männer sammt den Weibern befleißigen sich beständig und lediglich der Jagd. Denn die außerordentlich großen Wälder und Berge, welche sich dort erheben, liefern ihnen eine gewaltige Menge von Wild und andern Thieren. Sie essen beständig das Fleisch der gejagten Thiere, die Häute ziehen sie sich um, ohne daß sie Flachs, oder sonst Etwas, womit sie nähen können, haben. Sie fügen jedoch die Häute mit den Flechsen der Thiere zusammen und

umgeben auf diese Weise ihren ganzen Körper. Ja die Kinder werden bei ihnen nicht, wie bei andern Menschen aufgezogen; denn die Kinder der Skrithifinnen genießen nicht die Milch der Frauen und berühren nicht die Brüste der Mütter, sondern werden blos mit dem Marke der gefangenen Thiere ernährt. Sobald daher eine Frau niederkommt, wickelt sie das Kind in eine Haut, hängt es sofort an einen Baum, steckt ihm Mark in den Mund und zieht graden Weges auf die Jagd; denn sie treiben gemeinschaftlich mit ihren Männern diese Beschäftigung. Diese Barbaren haben nun solche Einrichtung in ihrer Lebensart.

Die übrigen Thuliten fast alle unterscheiden sich jedoch nicht sehr von andern Völkern. Sie verehren eine Menge Götter und höhere Mächte des Himmels, der Luft, der Erde und des Meeres, auch gewisse andere höhere Wesen, welche sich in den Gewässern der Quellen und Flüsse befinden sollen. Sie schlachten aber unaufhörlich allerlei Opfer und bringen Todtenopfer. Das schönste unter den Opfern ist ihnen aber der Mensch, welchen sie zuerst unter den Waffen zum Gefangenen machen. Diesen opfern sie dem Kriegsgotte, weil sie diesen Gott für den größten halten. Sie opfern aber den Gefangenen nicht blos indem sie ihn abschlachten, sondern sie hängen ihn auch an einem Holze auf, oder werfen ihn in Dornen und bringen ihn durch andere Todesarten ums Leben. So leben die Thuliten, unter denen das menschenreichste Volk die Gauten sind, bei denen die Abkömmlinge der Heruler sich niederließen."

„Im höchsten Norden wohnt das Volk der Skriptoviner", berichtet Paulus Diaconus (I, 5), die auch zur Sommerszeit Schnee haben und, wie sie denn von der Art wilder Thiere sich nicht sehr unterscheiden, nichts anderes als das rohe Fleisch wilder Thiere essen, von deren rauhen Fellen sie sich auch ihre Kleidung anfertigen. Nach dem Worte ihrer barbarischen Sprache haben sie ihren Namen vom Springen. Denn durch gewisse künstliche Sprünge und mit einem krummen, bogenähnlichen Holze erlegen sie die wilden Thiere. Bei ihnen gibt es ein dem Hirsch nicht unähnliches Thier, aus dessen rauhhaariger Haut ich ein nach Art der Tunika bis aufs Knie reichendes Kleid gesehen habe, wie es die oben genannten Skriptoviner tragen. In jenen Gegenden ist es um die Zeit der Sommersonnenwende einige Tage lang auch bei Nacht ganz hell und die Tage sind viel länger als anderswo; umgekehrt wird es zur Zeit der Wintersonnenwende zwar hell, doch die Sonne nicht sichtbar und die Tage sind kürzer, die Nächte länger als sonst irgendwo; denn je weiter man sich von der Sonne entfernt, um so näher kommt die Sonne dem Anschein nach der Erde zu stehen und die Schatten nehmen an Länge zu."

Erst mit dem neunten Jahrhundert, als die Wikingsfahrten der wilden Nordlandssöhne die Blicke der europäischen Menschheit nach der unbekannten Heimath der kühnen Kriegsmannen lenkten und muthige, gottbegeisterte Glaubensboten die ersten Keime des Christenthums in die rauhen Gemüther zu senken begannen, fällt ein helleres Licht auf die Geschichte der nordischen Völker. Wir haben gesehen, wie noch die letzten Jahre Karls des Großen und die erste Regierungszeit seines Sohnes Ludwig mit wechselvollen Kriegen wider die Dänen beunruhigt waren; wie die Versuche der fränkischen Könige und Bischöfe, durch die Worte des Evangeliums die Herzen für Frieden und Menschenliebe empfänglich zu machen, mit wilden Waffenthaten und Raubzügen vergolten wurden. Gerade über diese Urzeit, das „Heroenalter" der Skandinavier, klingt uns aus den alten Sagen und Gesängen, die ein günstiges Ge-

schick in Island der Nachwelt erhalten hat, noch manche Kunde herüber, welche auf die Götterlehre, auf die Sitten und Gebräuche der nordischen Völker ein helleres Licht wirft, aber auch begreiflich macht, daß sich jene kräftigen Natursöhne so spröde gegen das Christenthum verhielten, daß sie sich so schwer entschlossen, die poesiereiche Götterwelt gegen den Glauben an den gekreuzigten Heiland hinzugeben und das thatenfrohe Leben der Väter mit den christlichen Tugenden des Friedens, der Sanftmuth, der Entsagung zu vertauschen. Jener Friesenfürst Radbod, der den Fuß wieder aus dem Taufbecken zog, als er hörte, daß er nach dem Tode nicht zu seinen tapfern Vätern in Walhalla versammelt werden sollte (IV. S. 607), kann als Vorbild für die Anschauungen aller Nordmannen gelten.

Wir haben früher (IV. S. 119—133) jene Göttergebilde und poesiereichen Mythen kennen gelernt, welche, wie sich aus vielen Anzeichen schließen läßt, die nordischen Völker mit den Germanen gemein hatten und die noch in manchen Erinnerungen und Ueberresten in die christliche Zeit hineinragen. Die heidnischen Nationalheiligthümer, die für Schweden in Alt-Upsala, für Dänemark in Leidra auf Seeland, für Norwegen in Möre bei Drontheim bestanden, wurden auch in der Folge die ersten Pflanzstätten der christlichen Kirche. Und nicht blos die Religion mit ihren das ganze Volksleben durchdringenden und beherrschenden Vorstellungen und Sagen, mit ihren Gebräuchen und ihrem Aberglauben und mit ihren blutigen und grausamen Menschenopfern, die nur mühsam und spät dem Einfluß der christlichen Humanität wichen, sondern auch den ungestümen Freiheitsdrang, die Thatenlust und den Wanderungstrieb, so wie Sprache und Runenschrift hatten die nordischen Völker mit den Germanen gemein.

Jene geheimnißvollen Schriftzeichen oder Buchstaben, die besonders bei Religionshandlungen, bei Loosen und Weissagungen, bei Beschwörungen und Verwünschungsformeln in Anwendung kamen, finden sich über ganz Skandinavien verbreitet, auf zahllosen Grab- und Denksteinen eingegraben. Sie waren die Volksschrift vor Einführung des lateinischen Alphabets, doch nur den Priestern und Volkshäuptern bekannt. Ihres heiligen Gebrauchs wegen betrachtete das Volk die Runen mit ehrfurchtsvoller Scheu und glaubte an ihre Zauberkraft, daher die christlichen Geistlichen sie gleich den Volksgesängen und andern Ueberresten des Heidenthums vertilgten und ihre Anwendung mit schweren Strafen verpönten. Runen.

Krieg und Raubfahrten, Jagd und Waffenübungen waren die Beschäftigungen der alten Skandinavier. Sie hielten frohe Gelage, an denen selbst die Frauen Theil nahmen (nur bei den Wikingern schloß sie der Gebrauch davon aus); aber ihre Lebensfreude war doch nicht stärker, als das Verlangen nach einem Heldentod. Nur den freien Mann, der in ruhmvollem Kampf gefallen, empfing Odin in Walhalla, die an Krankheit oder Altersschwäche Gestorbenen mußten nach Nifelheim, dem Ort der Trauer, zu der düstern Hel fahren. Sie baten daher die Götter, sie vor dem schmählichen „Stradod“ (Strohtod) zu be-

wahren, und die Bejahrten stürzten sich wohl von Felsen herab, um einen gewaltsamen Tod zu erringen, wenn sie sich nicht auf dem Schlachtfeld mit dem Schwerte „dem Odin zeichnen" lassen konnten. Selbst den Weibern war der Kriegsdienst nicht fremd; „sie verachteten den Tod, und die Mädchen theilten den Ruhm des Schlachtenmuthes, über welchen den Nordlandskindern nichts ging, mit den Jünglingen." Allein die „Schildjungfrau" war Odin geheiligt, sie durfte nicht heirathen und ihre Liebe war unglückbringend. Der Glaube an Vorherbestimmung, an das Schicksal, dem Niemand entgehen könne, erhöhte noch ihre tollkühne Tapferkeit und Ruhmliebe. Odin bestimme den Sieg glaubten sie; „seine Streiter gingen zum Kampf wie Rasende, ohne Vertheidigungswaffen, weder Feuer noch Eisen mochte ihnen schaden; dies hieß der Berserksgang." Die Blutrache war ihnen heilige Pflicht; zu ihren hervorragendsten Tugenden gehörten aber Gastfreundschaft und Treue; der Meineidige und der Meuchelmörder wandern nach dem Tode „in giftigen Eiterströmen am Leichenstrande, von der Sonne entfernt, in der Burg, die geflochten ist aus Schlangenrücken." Die einzige zarte Regung der rauhen Männer war die Liebe zur Dichtkunst. In schwermüthigen empfindungsreichen Heldenliedern und Sagen priesen ihre Sänger (Skalden) die Großthaten der Altvordern. Von den Skalden umgeben, schlug gar mancher Nordlandskönig seine Seeschlachten; mit Gold und Gütern, mit befrachteten Schiffen wußte er den Dichter zu lohnen.

Die Skandinavier lebten in viele Völkerschaften getheilt, mit erblichen Gaufürsten und „Königen" und kriegerischen Edelleuten, „Jarlen," über denen das „Thing," die Versammlung aller freien Männer, als oberstes Gericht und Reichstag stand. Die Könige leiteten alle ihr Geschlecht von Odin her und besonders erfreute sich das Geschlecht der Ynglinger in Upsala göttlicher Verehrung. Schon frühe wurde in Schweden der Upsala-König als Oberkönig betrachtet, er war auch zugleich Wächter über das Nationalheiligthum und Opferpriester, doch scheint seine politische Macht über die Gaukönige nur sehr gering gewesen zu sein. — Dem Volke in Skandinavien ist Freiheit der Person und des Eigenthums unzerstörbar geblieben, auch da sie im übrigen Europa von dem Feudalsystem fast überall vernichtet wurde, und der Stand der freien Bauern entwickelte sich schon frühe zu großer Bedeutung. Sie wählten aus ihrer Mitte ihre Vorsteher, die „Lagmänner," welche auf dem „Landthing" das Wort führten und auf dem großen „Allhärjarthing" vor dem König im Namen des Volks sprachen. Diese freien Bauern bildeten den eigentlichen Kern der Nation und waren bemüht, in den pflanzenreichen Thälern zwischen der buchtenzerrissenen Seeküste und den Eisbergen ihrer Heimath Stätten für höheres menschliches Dasein zu schaffen. Außerdem gab es aber noch Unfreie und Sklaven, größtentheils Kriegsgefangene. Diese waren während ihres Lebens rechtlos und von der Willkür ihrer Herren abhängig und

hatten nach ihrem Tod keinen Zutritt zu Odin in Walhalla, sondern „Gott Thor, der überall seine Plage hat, ward mit ihrem Unterkommen belästigt.“

„Aus zwei oder wenn man will, drei Ständen, setzt sich ihr Gemeinwesen zusammen“, sagt Büdinger, „einem Fürstenstande und freien Bauern. Neben beiden Ständen und unter ihnen in strenger Unterwürfigkeit, obwohl nicht hart gehalten, stehen die Unfreien. In einem uralten Liede wird uns Entstehung und Bestimmung dieser drei Gesellschaftsklassen geschildert: die Unfreien von fremdartiger, unschöner Leibesbildung, gleich niedrig in ihren Gedanken wie in ihrer Thätigkeit, von dunkler Hautfarbe, „„die Finger feist, das Antlitz fratzenhaft, der Rücken krumm.““ Dann schildert das Lied den Stiere zähmenden, Pflüge zimmernden, Häuser errichtenden freien Mann mit gesträhltem Bart, freier Stirn, knapp anliegendem Kleide; neben ihm die den Rocken bewindende, den Faden zu feinem Gespinnste führende Hausfrau in einfachem Gewande, auf dem Haupte die Haube, am Halse einen Schmuck, ein Tuch um den Nacken. Endlich zeichnet es den höchsten Stand, den der Jarle, wie sie früh Speere schleudern, Rosse reiten, den Sund durchschwimmen lernen, wie sie dann in der Halle unter die Getreuen goldenes Geschmeide und schlanke Rosse vertheilen, der Jarl hat „„leuchtende Wangen, lichte Locken““ und „„Augen scharf, als lauerten Schlangen;““ denn an den Augen vornehmlich erkennt man den Mann von hoher Geburt: „„Du hast edlen Mannes Augen,““ sagt etwa ein Fürst, der den vornehmen Fremdling in schlechtem Gewande herausfindet. Die beiden Stände, welche den Staat bilden, sind nicht kastenmäßig geschieden; ohne Tadel kann der Jarl eine Tochter aus altangesessenem Bauerngeschlechte wählen.“ — An den Höfen der Könige wurde eine eigene Schaar von Kämpen oder Kriegern unterhalten, wozu man die muthigsten und kecksten Männer wählte. Man nannte sie Hauskerle oder Hirdmänner, und sie standen zu dem König in demselben Verhältniß wie der Diener zum Herrn, verpflichtet zu besonderer Treue und abhängig von seinem Willen, weshalb man sie nicht als „Männer für sich“ ansah; übrigens waren sie gleich freien Männern geachtet und reiche Bauernsöhne und freie Jünglinge suchten gern in den Königshird zu kommen, um Kriegssitten zu lernen und Ruhm und Ehre zu gewinnen.

b) Die Zeit der Wikingerzüge.

1. Die Urzeit Skandinaviens.

Wilde Kämpfe mit der Streitaxt füllen die älteste Geschichte Skandinaviens, das sich erst später in die drei unabhängigen Reiche: Schweden, Norwegen und Dänemark schied; und es ist schwer, aus den vielen Königssagen, die uns die Isländer, Saxo Grammaticus und andere aufbewahrt haben, die geschichtlichen Ereignisse der Urzeit festzustellen. Ungefähr um das Jahr 600 versuchte der Ynglinger Ingjald Ildrade in Schweden die Macht des Oberkönigs zu befestigen, aber er und sein ganzes Geschlecht scheinen bei diesem Unternehmen den Untergang gefunden zu haben. Ivar Widfadme wurde hierauf zum König erwählt und nach ihm herrschte Harald Hildetand über Seeland, Schonen; Gothland und Swithiod und war der mächtigste König im Norden. Er wurde aber, alt und blind, in der Braavallaschlacht von seinem Neffen Sigurd Ring, dem er früher schon die schwedischen Lande abgetreten hatte, überwunden und getödtet. Die Braavallaschlacht ist eine in

den Liedern und Sagen der Vorzeit viel besungene Begebenheit; Odin selbst soll am Kampfe Theil genommen haben. Sigurd Ring wurde nun Oberkönig über Schweden und Dänemark, berichten die Sagen, und sein Sohn Ragnar Lodbrok folgte ihm nach; von dessen Söhnen scheint Björn Eisenseite (Jernsida) in Schweden und Sigurd Schlangenauge König im Danareich geworden zu sein, aber mit sehr beschränkter Macht über die Gaukönige.

In Norwegen hatte sich inzwischen ein unabhängiges Reich gebildet, welches Könige aus dem alten Stamm der Ynglinger nach dessen Sturz in Schweden sich gegründet. Sie besaßen einen dem Heiligthum in Upsala nachgebildeten Tempel und Königshof in Skiringssal und es scheint, daß sie von hier aus den größten Theil der cimbrischen Halbinsel, das heutige Jütland und Schleswig, unterwarfen. Die dänischen Könige, von denen die fränkischen Chroniken sprechen, Sigfried, zu dem Widukind floh, Halfdan und Göttrik gehörten diesem Stamme an. Von Göttriks oder Gottfrieds Thaten und Schicksalen ist früher die Rede gewesen, so wie auch von den Kämpfen, die zwischen seinen Söhnen und andern Thronbewerbern zur Zeit Ludwigs des Frommen geführt wurden (S. 441). Harald und Göttriks Sohn Horich schlossen mit den Frankenkönigen Bündnisse und der erstere erwarb sich Ludwigs Gunst durch die Annahme des christlichen Glaubens und durch die Beschützung des eifrigen Glaubensboten Anskar; aber wie wenig beide durch die freundschaftlichen Verhältnisse, in die sie hie und da ihres Vortheils wegen zu dem fränkischen Herrscherhause traten, von Feindseligkeiten abgehalten wurden, beweisen die wiederholten Verheerungen Frieslands und der Handelsstadt Dorstadt, die Zerstörung Hamburgs und so viele andere Raubfahrten nach den Küstenländern der Nordsee, von denen in den vorigen Blättern öfters die Rede gewesen. Nach Haralds Tod gestalteten sich Horichs Beziehungen zum Frankenreiche friedlicher und freundschaftlicher, so daß er von da im ruhigen Besitze seines Reiches von Außen nicht gestört ward. Dagegen waren seine letzten Tage abermals durch Thronkämpfe mit seinen Verwandten getrübt. Auch er ließ sich taufen und gestattete den Bau einer Kirche in Schleswig; aber es wurde oben gemeldet, wie schwach diese Pflanzung noch war, als Anskar, ihr Schöpfer, ins Grab sank. Horichs jüngerer Bruder Halfdan (Svarte) erwarb die Herrschaft in Norwegen, die er mit fester Hand behauptete und auf seine Nachkommen übertrug; dagegen mußte die andere Linie des königlichen Stammes, die in Jütland ihre Besitzungen hatte, sich mit der Zeit dem tapfern Gorm dem Alten, einem Nachkommen von Ragnar Lodbroks Sohn Sigurd Schlangenauge, dem eigentlichen Gründer des dänischen Königthums, unterwerfen. Halfdan Svarte's Sohn war Harald Harfagar (der Schönbehaarte), der auf der Bahn des Vaters fortschreitend mit starker Hand bemüht war, die Macht der Fylkenkönige und der Jarle zu brechen und eine oberste Königsgewalt in Norwegen aufzurichten. Sein Bemühen war mit Erfolg ge-

Harald Harfagar 860—930. in Norwegen.

krönt; aber wir werden sehen, wie die stolzen und streitbaren Stammhäupter sich nur mit Widerstreben unter die Herrschaft eines Oberkönigs beugten, der bisher als Gleicher neben ihnen gestanden, und wie gar Viele, Männer aus den edelsten Geschlechtern, dadurch vertrieben, in die Fremde zogen, um sich eine neue Heimath zu suchen.

Gorm der Alte war nicht nur der Gründer, sondern auch der Erweiterer des dänischen Staats, indem allem Anscheine nach er es war, der den Schweden Bleckingen entriß. Der Sitz seines Königthums war Ledra auf Seeland, jenes alte Heiligthum, von dessen grausen Menschenopfern die Chronisten wunderbare Dinge berichten. Gorm blieb auch sein Leben lang ein Anhänger der alten Götter; seine harte Hand traf die sparsamen Reste von Anskars Pflanzungen, die Bekenner des Evangeliums duldeten unter ihm schwere Verfolgungen. Da aber kamen die großen Tage König Heinrichs in Deutschland, so verderblich allen denen, welche an der Auflösung des deutschen Reichs gearbeitet hatten im Innern und von Außen. Heinrich rückte siegreich in Jütland ein, Gorm mußte um Frieden zu erlangen sich einer Schatzung unterwerfen, die dänische Mark, von Karl dem Großen eingerichtet, wurde wieder hergestellt und der alte Heidenkönig mußte auch gestatten, daß Erzbischof Unni von Bremen in sein Reich kam und wieder Priester einsetzte. Gorm starb um 936, wie die Sage berichtet, aus Gram über den Tod seines ältesten Sohnes Knud, seines Lieblings, und sein zweiter Sohn Harald Blauzahn ward nach ihm König. — In Dänemark wurde übrigens die einherrliche Gewalt am frühesten und festesten begründet. Während in Norwegen erbliche Jarle dem Königthum trotzig gegenüberstanden und in Schweden sich die Stamm- oder Fylkenkönige nur zögernd der Macht eines Oberkönigs fügten, wurde durch Gorm und seinen Sohn eine monarchische Herrschaft aufgerichtet, die nur Amtleute und Statthalter duldete. Gorm der Alte, Reichsstifter. † 936.

In Schweden knüpft sich die Errichtung eines einheitlichen Königthums nicht so entschieden an Einen Namen, wie in Norwegen und Dänemark. Die Macht der Oberkönige war hier schon länger anerkannt und die Aufgabe des Herrschers war nur, die königliche Autorität mehr und mehr erstarken zu machen. Die Isländer und andere Quellen nennen uns eine Reihe von Sveakönigen nach Björn Jernsida; derjenige, zu welchem Anskar kam, war Björn at Haugi (am Hügel), der noch einen Mitregenten Emund hatte, und zur selben Zeit regierte in Birca ein König Olaf. Emunds Sohn Erich unternahm einen Kriegszug nach Osten und machte Kurland, Esthland und Finnland zinspflichtig; auch führte er bis zu seinem Tode mit König Harald Harfagar Krieg über Wermland. Er starb um 885 und ihm folgte sein Sohn Björn, der Alte genannt, dessen ganze Geschichte in dem ehrenden Zeugniß liegt, welches 80 Jahre nach seinem Tode des schwedischen Volks Wortführer auf dem Allshärjarthing von ihm aussprach: „daß es gut um das schwedische Erich. c. † 885. Björn der Alte. c. † 935.

Reich gestanden, so lange König Björn gelebt habe." Er muß um das Jahr
Erich der Siegreiche. 935 gestorben sein; sein Sohn war Erich der Siegreiche, der Zeitgenosse und Gegner von Harald Blauzahn und Sven Gabelbart in Dänemark.

Die Gründung der drei gesonderten Reiche in Schweden, Norwegen und Dänemark bildet den Uebergang von der Urgeschichte Skandinaviens in die Geschichte des Mittelalters, vom Heidenthum zum Christenthum, obwohl zu den Tagen Harald Harfagars und Gorms des Alten nur die ersten Keime der neuen Lehre in den nordischen Landen gestreut worden waren und noch fast drei Jahrhunderte darüber hingingen, ehe die alten Götter ganz wichen und
Harald Blauzahn. die Herrschaft des Christenthums allgemein anerkannt ward. Harald Blauzahn, den Kaiser Otto der Große unter die Lehnsherrlichkeit des Reiches zwang, gestattete die Errichtung dreier Bisthümer in Schleswig, Ripen und Aarhuus; als er aber im Kampfe gegen seinen aufrührerischen Sohn Sven
1. Nov. 986. Gabelbart (Doppelbart) die Todeswunde empfangen und bald nachher in der alten Wikingerfeste Jomsburg (Julinne) am Ausfluß der Oder sein Leben beschlossen hatte, erlangte das Heidenthum in ganz Skandinavien wieder die Oberhand, sowohl unter Sven als nach dessen Vertreibung durch Erich den Siegreichen, unter der vierzehnjährigen Schwedenherrschaft. Die Priester wurden vertrieben, der Bischof von Ripen auf der Flucht mit einem Wurfspeer im Wasser getödtet. Der norwegische König Olaf, Trygves Sohn, Svens Leidensgenosse während der Vertreibung, erlag den vereinten Angriffen des nach Erichs Tod wieder eingesetzten Dänenkönigs Sven und seines schwedischen Bundesgenossen Olaf Schooßkönig, und mit seinem Fall siegte auch dort noch einmal der Glaube an die alten Götter. Erst als Sven in England seinen Tod gefunden und sein großer Sohn Knud (Canut) Dänemark und Norwegen mit der englischen Krone vereinigte, erlangte das Christenthum auch in dem skandinavischen Inselreiche die Herrschaft über die Geister.

Neben den Wikingerzügen bilden die inneren Kämpfe der skandinavischen Könige wider einander den Hauptinhalt der Geschichte der drei Reiche. Harald Blauzahn, der Nachfolger Gorms auf dem Thron von Dänemark, war, wie seine Unternehmungen nach Außen bezeugen, ein kraftvoller und energischer Mann; er unterstützte Styrbjörn, den Neffen des Schwedenkönigs Erich des Siegreichen, gegen seinen Oheim, er zog seinen Stammesgenossen in der Normandie zu Hülfe und wußte besonders die inneren Fehden in Norwegen zu seinem Vortheil zu benutzen. Nach Harald Harfagars Tod war das Reich nämlich unter seine Söhne getheilt worden, und diese (Erich Blutaxt und Hakon der Gute) hatten sich bekriegt, bis Erich zur Flucht nach England gezwungen ward, wo er seinen Tod fand. Harald Blauzahn verhalf nun dem Sohne des letzteren, Harald Graufell, im Kampf gegen den Oheim zum Sieg, ließ sich aber später durch den Rath eines flüchtigen norwegischen Jarls Hakon zum Verrath an seinem ehemaligen Schützling bewegen, worauf Hakon Jarl unter dänischer Oberhoheit Herr von Norwegen ward. Weniger glücklich war Harald in seinen Kämpfen mit den Deutschen. Mehrmals versuchte er in Verbindung mit Wichmann, dem Bruder Hermanns des Billungen, sich gegen die Sachsen aufzulehnen, und die Zinspflichtigkeit,

die schon sein Vater getragen, abzuschütteln; er benutzte dazu gewöhnlich die Abwesenheit Kaiser Otto's des Großen in Italien, mußte sich aber, von der Zeit an, da der große Kaiser selbst bis an die Spitze von Jütland, bis zum Ottensund, wie die Stelle seit jenem Tage heißt, vordrang, immer wieder in das alte Joch beugen, die deutsche Lehnsherrschaft anerkennen und die Errichtung deutscher Bisthümer in seinem Reiche gestatten. Kaum ein Jahr ruhte der Kaiser in der Magdeburger Fürstengruft von aller weltlichen Herrlichkeit aus, als sein Nachfolger ebenfalls genöthigt war, an die Nordmark zu ziehen, wo er erst nach einer Schlacht gegen Harald siegreich durch den Dänenwall dringen konnte. Harald war ein Freund und Förderer des Christenthums, wiewohl er selbst sich erst im Alter taufen ließ; er gestattete die Erbauung dreier Kirchen in Schleswig und Jütland, deren Geistliche sich Bischöfe nannten, auch die Errichtung des Bisthums Odense und die Zerstörung des alten Götterhains in Ledra beweisen, daß der Christen mehr wurden. — Anders wie der Vater dachte Sven (Gabelbart), sein Sohn, der einzige von vielen, der ihn überlebte. Sven war den alten Göttern zugethan, und hoffend blickten die Heiden des Landes auf ihn. Da gedachte Sven den Tod des greisen, harten, ihm abgeneigten Vaters nicht abzuwarten und ergriff die Waffen gegen ihn. Geschlagen und verwundet, floh Harald über die Ostsee nach Jumne, wo er nach wenigen Jahren starb (986). Mit dem Untergange Haralds unterlag auch die christliche Partei in Dänemark; zwar erschien bald darauf König Erich der Siegreiche von Schweden, um sich für die Hülfe, die Harald seinem aufrührerischen Neffen geleistet, zu rächen, und vertrieb Sven aus seinem väterlichen Reiche, worauf Dänemark 14 Jahre lang mit Schweden vereinigt war, aber auch König Erich war Heide und ein eifriger Verfolger des Christenthums. Während seiner Zeit wurden wiederholte Einfälle von Dänen in Deutschland an den Elbmündungen gemacht, die aber ebenfalls mit einer großen Niederlage der Dänen durch Kaiser Otto III. endeten. Nach Erichs Tod (c. 1000) kehrte Sven zurück; er vermählte sich mit Erichs Wittwe, einer Polin, Sigrid, wegen ihres stolzen Sinnes die Hochmüthige genannt, und es gelang ihm seinen Platz als König wieder einzunehmen, während Erichs junger Sohn Olaf (Schooßkönig genannt) König in Schweden ward. Olaf war der erste christliche König von Schweden, und durch ihn herbeigerufen, wirkte der englische Mönch Sigfried, der zweite Apostel des Nordens, sein langes Leben hindurch für die Ausbreitung des Evangeliums unter Schweden und Normannen. In Norwegen war es unterdessen dem Olaf, Trygve's Sohn, einem Nachkommen Harald Harfagars, gelungen, das Reich seiner Väter wieder zu gewinnen. Dieser Olaf hatte während einer langen Verbannung und einem an Abenteuern und Irrfahrten reichen Leben, zuletzt das Christenthum angenommen, für dessen Verbreitung er nun als König mit leidenschaftlichem Eifer thätig war. Die vertriebenen Söhne Jarl Hakons aber reisten Hader stiftend zwischen Schweden und Dänemark umher, bis Sven und Olaf Schooßkönig einig wurden über den Untergang des Norwegers und die Zerstückelung seines Reichs. Lange widerstand Olaf, Trygve's Sohn, seinem alten Waffenbruder und Gefährten in der Verbannung, Sven, bis er seine gewisse Niederlage voraussehend, sich in die Wellen des Meeres stürzte und sein Reich den Siegern anheimfiel, die es theilten und den Söhnen Jarl Hakons zur Verwaltung übergaben. Die größte und ruhmreichste, aber auch mit unmenschlicher Härte durchgeführte That König Svens, die Eroberung von England, werden wir an anderer Stelle behandeln, und ebenso die Regierung seines Sohnes Knuds, des Großen oder Mächtigen, in jenem Lande. Aber auch für das dänische Mutterreich war die Zeit König Knuds von der größten Bedeutung, da durch ihn erst die Lehre vom gekreuzigten Weltheiland den vollständigen Sieg über den Odinscultus errang, und man das Land von jetzt an zu den

Knud. 1014—1035.

christlichen zählen durfte. Es war hauptsächlich unter Einwirkung englischer Geistlichen, daß das Kirchenwesen von Dänemark seine Gestaltung gewann. Knud selbst unternahm nach dem Vorbild angelsächsischer Könige eine Romfahrt, und zahlreiche Stiftungen und Gaben an die Kirche waren gewöhnlich die Sühne, wenn die wilde Leidenschaft seiner Natur ihn übermannt und zu sehr unchristlichen Thaten hingerissen
Norwegen. hatte. Auch in die Angelegenheiten Norwegens griff König Knud mehrfach thätig ein. Ein Enkel der alten Könige, Olaf der Dicke, wie ihn das Volk bei seinem Leben
Olaf der Heilige. † 1029. hieß, das ihn später als den Heiligen verehrte, hatte hier die Söhne Jarl Hakons vertrieben, und das Erbe seiner Väter in Besitz genommen, wo er wie Knud in Dänemark mit Beharrlichkeit, List und Strenge die Christianisirung des Volks betrieb. Olaf Schooßkönig von Schweden, gab ihm seine Tochter zur Gemahlin, und er sowohl wie nach seinem Tode sein Sohn Anund Jacob blieben treue Verbündete des Norwegers. Knud hingegen hatte die Feinde Olafs des Dicken und die Unzufriedenen im Lande unterstützt; daher erschien, als er auf seiner Pilgerfahrt nach Rom abwesend war, die vereinigte Flotte von Norwegen und Schweden und bedrohte Jarl Ulf, den Schwager und Statthalter Knuds und seinen jungen Sohn Hordaknud. Nach seiner Rückkehr gelang es jedoch dem König mit List und Tapferkeit die Feinde zum Weichen zu bringen, und als er im nächsten Jahr selbst in Norwegen erschien, huldigte ihm das Volk auf allen Thingen und Olaf mußte nach Rußland fliehen, wo Jaroslav, der Schwestermann, damals herrschte. Im J. 1029 faßte Olaf nochmals Hoffnung und erschien wieder an der Küste von Norwegen, doch stellte sich ihm bei Stiklestad, an dem tiefen Drontheimer Fiord, ein dreimal stärkeres Heer norwegischer Männer und Jarle entgegen, und Olaf fiel von der Hand der Seinen. Kanud setzte nun seinen Sohn Swend zum Statthalter über sein drittes Reich; die unerträgliche Härte aber, mit der jetzt das Regiment geführt ward, die drückenden Gesetze und die Bevorzugung der Dänen brachten bald das norwegische Volk zur Verzweiflung. Aus Rußland holten dieselben Männer, die den Vater erschlagen, den zehnjährigen Sohn Olafs, Magnus und setzten ihn auf den Thron seiner Väter, während Swend fliehen mußte und in Dänemark bald darauf, wie sein ganzes Geschlecht, einen frühen
1035. Tod fand. Knud selbst hatte noch kurz vor seinem Ende die Kunde von der Hinfälligkeit und beginnenden Auflösung seines Machtgebäudes erfahren. Nach seinem und seiner Söhne Tod und dem Aussterben seines Geschlechts, war der Sohn des Jarl Ulf und der Esthrid, Knuds Schwester, Swend Esthridson, der nächste Erbe; so
Magnus der Gute. † 1047. lange aber Magnus der Gute, wie ihn das Volk nannte, und nach ihm sein Oheim Harald der Harte über Norwegen regierten, war unaufhörlicher Krieg zwischen beiden Ländern. Magnus war durch einen Erbvertrag mit Hordaknud zum Nachfolger in Dänemark bestimmt, und es gelang ihm auch sein Recht zur Geltung zu bringen, worauf er Sven zum Statthalter einsetzte. Schon nach einem Jahre jedoch brach der Jarl die gelobte Treue und Magnus, obwohl in mehreren Treffen Sieger, konnte ihn doch nicht vollständig unterwerfen und verlor nach einer großen Schlacht, die er im Jahr 1047 in Seeland gewonnen, bei der Verfolgung des fliehenden Feindes das Leben. Magnus war ein großer Fürst, gegen Slaven und Wenden hatte er siegreich gekämpft, die Jomsburg, jener alte Heerd wilder Freibeuter und Seeräuber, ward durch ihn zerstört; und auch an die Erlangung der englischen Krone und somit die Wiederherstellung des Reiches Knuds des Großen hat er gedacht; dabei war er der Liebling des Volks, der die Gesetze des Landes sammeln und in einem Buche „Graugans“ geheißen, niederschreiben ließ. Ein merkwürdiges, an Thaten und Schicksalen reiches Leben hatte sein Oheim Harald gehabt; als 15jähriger Jüngling neben seinem Bruder Olaf dem Dicken in der Schlacht bei Stiklestad verwundet, war er über Rußland

nach Konstantinopel gegangen, wo er es bald zum Anführer der Waräger-Schaar brachte. Nach Kämpfen und Siegen im Dienste der griechischen Kaiser kam er mit unermeßlichen Schätzen an den Hof Jaroslavs zurück, und vermählte sich mit dessen Tochter Elisabeth, nach deren Hand er früher vergebens getrachtet. Auf dem schwarzen Meere hatte er einst ein Lied gesungen, worin er seine Kriegsthaten aufzählte und wie er acht Künste verstehe, reiten, schwimmen, auf dem Eisschuh laufen, Spießwerfen, rudern, die Harfe schlagen und dichten, „und doch", so schließt jede Strophe, „will die russische Maid mich nicht lieben." Hierauf kam er nach Norwegen, die Hälfte des Reiches von seinem Neffen beanspruchend. Nach Magnus' Tod blieb auch er viele Jahre der Bedränger Dänemarks, man nannte ihn „den Blitz des Nordens, den Verderber der dänischen Inseln", bis er durch glänzendere Aussichten verlockt, sich nach England begab, wo er bald darauf sein Ende fand.

Swend Esthridson. † 1076.

Nun endlich ward Ruhe in Dänemark, und Swend Esthridson unbestrittener König und Gründer eines Stammes, der vier Jahrhunderte hindurch das Land beherrschte. Im Felde war König Swend nicht glücklich; ein Unternehmen zur Erlangung der englischen Krone endete ruhmlos für Dänemark; dem deutschen Kaiser Heinrich III. mußte er, wie früher seine Vorfahren, huldigen; als er nachgehends Heinrich IV. in seinen Planen gegen die Sachsen unterstützen wollte, mußte er auch davon abstehen, durch sein eigenes Volk gezwungen, das also zu ihm sprach: „Die Sachsen sind uns eine Vormauer gewesen, und wenn sie dieser Drangsal entgehen, wie schwer wird ihre Rache sein." Sein größter Ruhm dagegen gehört der Kirchengeschichte an; er ordnete die Bischofssprengel, die aber alle noch dem deutschen Erzstifte Bremen untergeordnet waren, setzte sich mit dem Papst in Vernehmen und war ein Freund der Geistlichkeit, obwohl er ihnen durch seinen ärgerlichen Lebenswandel oft Anstoß gab. Er starb im J. 1076, viele Söhne hinterlassend, von denen fünf ihm nach einander in der Regierung gefolgt sind.

2. Die Wikingerfahrten.

Veranlassung u. Charakter der Wikingerfahrten.

Der allen germanischen Völkern innewohnende Wanderungstrieb war auch bei den Skandinaviern die treibende und bewegende Macht, die sie schon in alter Zeit auf große Heerfahrten (Wikingerzüge) nach fernen Gegenden führte. Es ist wahrscheinlich, daß bereits während der großen Völkerwanderung skandinavische Männer unter den Schaaren ihrer germanischen Stammverwandten einherzogen. Da nur der älteste Sohn das väterliche Erbe erhielt und die Armuth des unfruchtbaren Landes wenig Mittel zum Lebensunterhalt bot, so waren die jüngeren Söhne auf Seeraub und Heerfahrten angewiesen. Sitte und Gewohnheit steigerten den angeborenen Wanderungstrieb; Lust nach Waffenruhm und Abenteuern und die Sehnsucht des Nordländers nach den Schätzen des reicheren Südens spornten zu Thaten voll Gefahr und Wagniß. Wer reich an Gold und Beute zurückkehrte, der fand Ehre in der Heimath, den pries das Lied der Sänger. Und als mit dem Ende des neunten Jahrhunderts umfänglichere Herrschaften sich bildeten, die tiefer in die Freiheit der Gemeinden einschnitten, so mehrten sich die Auswanderungen, indem die unbeugsamen und trotzigen Geister, die sich der Macht des Einzelnen nicht fügen wollten, die Heimath verließen und ihr Glück in der Ferne suchten. Waffen-

brüderschaften und Kriegsgefolge sammelten sich zu den verschiedenartigsten Unternehmungen; je kühner und gefahrvoller der Streit, je mehr reizte er die Phantasie, je höher steigerte er den Muth dieser wilden Nordlandssöhne. Zugleich stürmten die nordischen Könige selbst in den Kampf, um durch den Glanz ihrer Siege den Ruhm ihrer Herrschaft zu sichern. Nur die Fahrten, die unter der Führung von fürstlichen Häuptern (Seekönigen) unternommen wurden, galten für ehrenvoll. An Kraft und Abhärtung mußte der Führer allen Gefährten vorangehen. „Der glaubt allein Seekönig heißen zu dürfen," sagt ein alter Bericht, „der nie unter rauchgeschwärzten Balken schlief, nie am häuslichen Feuer sein Trinkhorn leerte."

Ausdehnung der Fahrten. Die eigentliche Periode der Wikingszüge beginnt mit dem Anfang des 9. Jahrhunderts. Die Fahrten der vorhergehenden Zeiten sind aus der Sage und aus den Annalen verschwunden als kaum bemerkbar im Vergleich mit den gewaltigen Heerfahrten, welche nun von Norden aus unternommen wurden und gleich einem zerstörenden Gewitter länger als zwei Jahrhunderte hindurch Schrecken über alle Länder Europa's verbreiteten. Von dieser Zeit an wurden fast alle Jahre die britischen Inseln und alle Küsten des weiten Frankenreiches heimgesucht, sie beunruhigten Spanien, drangen in das mittelländische Meer ein und besuchten die Küsten von Italien, Afrika und Griechenland; selbst die skandinavischen Küsten hatten von ihnen zu leiden. Die Themse, den Rhein und alle französischen Flüssen hinauffahrend, drangen sie bis in das Herz der Länder und sie allein beherrschten den ganzen Ocean oder wie ein alter Dichter sagt: „sie bewohnten das Meer und suchten auf dem Meere ihre Nahrung."— Sie waren unter verschiedenen Namen der Schrecken der Nationen, als Dänen waren sie die Geißel Englands, als Ostmannen erschienen sie in Irland, als Normannen im Frankenreiche. Ihre kleinen scharfen Schiffe waren zum Rudern und zum Segeln eingerichtet, aber ohne jegliche Bequemlichkeit, selbst ohne ein gegen Unwetter oder glühenden Sonnenbrand schützendes Verdeck; doch war dem Normannen sein Schiff, „das schaumhalsige Wellenroß," wie er es nannte, ein Gegenstand der Liebe und Sorgfalt.

„Unerwartet erschienen sie", so schildert Wenck ihr Auftreten im Frankenreich, „am liebsten bei der Mündung bedeutender Ströme; dort wurde wohl ein gut gelegener Platz befestigt, daß er ihnen eine Zuflucht, ihrer Beute ein Sammelpunkt wäre. Dann fuhren sie hinein in das Land, stiegen aus, plünderten und brannten auf das Entsetzlichste. Gern schlichen sie unentdeckt, durch Wälder, heran bis zu einem Kloster, einer Stadt, deren Beschützer vielleicht eben, von einer ihrer unaufhörlichen Listen getäuscht, ausgezogen waren, sie in anderer Richtung aufzusuchen. Schnell, wie sie gekommen, waren sie wieder hinweg zu ihren Schiffen; sie mit Nachdruck zu verfolgen, hätte es einer tüchtigen Wassermacht bedurft, und an diese war bei den Franken seit Karls des Großen Tagen trotz aller Versuche nicht viel zu denken. Doch auch zu Lande wußten die Seeräuber, wenn es galt, wacker Stand zu halten; ja während der letzten Zeit waren sie in solcher Menge erschienen, daß sie förmliche Schlachten liefern und sich tief ins Innere wagen durften. Leicht gewöhnte sich ihr abgehärteter Körper, ihr auf

Seefahrten geübter Geist an Alles; erbeutete Pferde trugen bald tüchtige Reiter auf dem Rücken; an den großen Städten bildete sich schnell die Belagerungskunst der Normannen." — Ihre Schiffe waren so klein, daß eine Räuberschaar deren zuweilen 300—400 gebrauchte; die kleinsten Flüsse wurden mit ihnen befahren, und fand sich eine Furth oder fehlte das Wasser aus den Quellen, so sprang die Mannschaft ans Ufer, die Schifflein wurden aus dem Strome herausgenommen und auf den Schultern der Ruderer weiter getragen. Kleine Inseln an den Mündungen großer Ströme wurden vorzugsweise von ihnen gesucht; dort konnten sie die Kauffahrer leicht erspähen, ihnen wegelagern und die Beute in Sicherheit bringen; dort schlugen sie ihre Winterlager auf. So finden wir sie an den Mündungen der Schelde, der Seine, der Loire, der Themse. — „Begegneten sich zwei Wikingsschiffe, so galt es Blut, bis die Ueberwundenen mit Schiff und Gut sich den Siegern ergaben, und trafen sie auf ihrer Fahrt auf Krämerschiffe, so war es Wikingersitte, den Kaufleuten zwei Bedingungen vorzulegen: entweder ans Land zu gehen und das Schiff mit den Waaren im Stich zu lassen oder den Tod zu erleiden. Uebrigens wurde auch der kühne Wiking und Krieger zu Zeiten, vielleicht im Winter selbst zum Kaufmann, und in manchen Fällen war es ziemlich schwierig die Grenze zwischen einer Handelsreise und dem Wikinger-Zuge zu ziehen."

So zogen diese nordischen Kämpen durch die Welt, furchtlos und schonungslos, raubend, mordend und verwüstend. „Die Wikinger schonen Niemandes, ein Einziger von ihnen jagt oft zehn Feinde in die Flucht und bisweilen noch mehre; die Armuth macht sie kühn, die unstäte Lebensart es unmöglich, sie zu treffen, und die Verzweiflung unüberwindlich," sagt ein alter Chronist, und die zagenden Gemeinden sangen in der Kirchenlitanei: „Vor dem Grimme der Normannen, schütz' uns lieber Herre Gott." — Anfangs plünderten sie nur die Reiche aus, ohne an Eroberungen zu denken; „das Meer war ihre Sommerheimath, der Heereszug ihre Sommerarbeit und Kriegsbeute und Raub ihre Ernte," und wenn ihr Thatendurst gestillt war und der Winter kam, kehrten sie gewöhnlich mit den erbeuteten Schätzen in ihre Heimath zurück. Bald jedoch fingen sie an, befestigte Niederlassungen an den Mündungen der Flüsse oder auf Inseln zu gründen, wo sie ihre Beute bargen und die Wintertage verbrachten; dadurch bekamen ihre Unternehmungen mit der Zeit einen großartigeren Charakter und mehr Zusammenhang. Nachdem sie durch ihre Erfolge die Schwäche der großen Reiche kennen gelernt, vereinigten sie sich in größeren Kriegsheeren und Flotten und aus Seeräubern und kecken Freibeutern wurden sie kühne Eroberer und Gründer neuer Staaten. *Ihr wachsender Umfang.*

Unter den Helden der Normannenzüge ragt besonders ein Name hervor, der berühmteste unter Allen, **Ragnar Lodbrok**, der Sohn des Königs Sigurd Ring, des Siegers in der Braavallaschlacht. Ragnar war „der größte und schönste unter den Männern," und die Sage hat sich seiner bemächtigt, um auf ihn und seine Söhne alle Heldenthaten zu häufen, welche die Normannen in Jahrhunderten vollbracht haben. Es ist schwer, die geschichtlich wahre Gestalt des alten Wikingerkönigs aus den poetischen Zuthaten, die ihn umgeben, herauszufinden, die genaue Zeit seines Lebens und den Schauplatz seiner

Thaten festzustellen; doch war er wahrscheinlich ein Zeitgenosse Karls des Gr. und fand auf einem Heerzug nach England einen schrecklichen Tod. Der Sage nach wurde er in eine Schlangengrube geworfen, wo er lächelnd unter den Bissen der schrecklichen Thiere verschied. Auch seinen Todesgesang, in dem er seine Thaten und Walhalla's erwartete Freuden besingt, hat die Sage uns überliefert.

Die Normannen im Frankenreiche. Schon zu den Zeiten Karls des Großen zeigten sich die ersten Wikingsflotten an den Küsten Frankreichs: er ließ Befestigungen anlegen und wie der Blitz wichen die Feinde vor seinem gefürchteten Namen; aber seufzend über die zunehmende Keckheit der nordischen Schaaren sprach Karl die prophetischen Worte: „mit Betrübniß sehe ich vorher, wie vieles Uebel sie meinen Nachfolgern und den Unterthanen derselben zufügen werden," und als die Hand des großen Kaisers erstarrt war und seine Nachfolger sich über die Vererbung des Reichs entzweiten, die Völker wieder auseinandertraten, der gewaltige Heerbann sich trennte, die mächtigen Männer des Reiches verschiedene Parteien ergriffen und ein Kampf entbrannte, der alle Aufmerksamkeit und Kraft in Anspruch nahm, ergossen sich die seebeherrschenden Germanen des Nordens, in denen das zurückgedrängte Heidenthum noch einmal seine ganze Energie gesammelt hatte, ungehindert über alle Küstenländer des weiten Frankenreiches, vom Ausfluß der Elbe bis zur Mündung der Garonne, furchtbar wüthend in dem durch innere Zwietracht zerrissenen, in der Auflösung begriffenen Reiche, wo nirgends ein einheitlicher Widerstand ihnen begegnete.

1. Im westfränkischen Reiche. Die Züge der Nordmannen oder nach der weicheren französischen Aussprache der Normannen nach dem westlichen Frankenreiche, von denen in den obigen Blättern mehrfach die Rede war, können in zwei Perioden eingetheilt werden; der erste Sturm fing schon unter Ludwig dem Frommen an und wüthete unter der schwachen Regierung Karls des Kahlen fast dreißig Jahre lang; der zweite noch verderblichere endigte mit der dauernden Niederlassung der Normannen auf französischem Boden und der Gründung des Herzogthums der Normandie.

Schon im Jahr der Schlacht bei Fontenay (841) liefen Wikingsschiffe in die Seine und in die Loire ein, zerstörten Rouen und Amboise und belagerten Tours. In der letzteren Stadt hatten die Bewohner in der höchsten Noth die Gebeine des heiligen Martin auf die Stadtmauern gebracht. Der Anblick dieser theuern Reliquien flößte den Vertheidigern neuen Muth ein, so daß die Stadt wie durch ein Wunder gerettet wurde; die heimkehrenden Wikinger aber erzählten, daß im Lande der Franken die Todten mehr zu fürchten wären als die Lebendigen. Ein besonders großer und verderblicher Heereszug, der um die Mitte des 9. Jahrhunders Frankreich heimsuchte, soll von Björn Jernsida (Eisenseite), einem Sohn des Ragnar Lodbrok, und von seinem Pflegevater, dem schrecklichen Hasting, angeführt worden sein. Die französischen Chronisten nennen Björn „den König der Heere und Anstifter der ganzen Verwüstung", sie vergleichen die Wikingsheere mit einem verödenden, aus den Felsgebirgen des Nordens entsprungenen Strome, und besonders hat Hasting durch seine Wildheit

und durch die Verheerungen welche den Weg bezeichneten auf dem er einherzog, von einer blutigen That zur andern schreitend, einen furchtbaren Namen in den Annalen Frankreichs hinterlassen. Sie eroberten Nantes, tödteten den Bischof am Altare, warfen Feuer in die Stadt und richteten ein schreckliches Blutbad an. Dann liefen sie in die Garonne ein, plünderten Bordeaux und kamen bis Toulouse, das sie mehrmals bedrohten. Sie erlitten zwar im südwestlichen Frankreich bei Tarbes eine Niederlage, erschienen aber trotzdem schon im Jahr 845 wieder in derselben Gegend, schlugen ein Heer Karls des Kahlen und setzten sich in dem zum zweitenmal eroberten Bordeaux fest. Einer der wackersten Degen des schwer bedrängten aquitanischen Volks, Graf Turpio von Angoumois wurde von normannischen Schwertern erschlagen (863). Glücklicher hatte einige Jahre zuvor (852) Ramnulf von Poitou bei Brillacum gegen sie gekämpft. An der Mündung der Loire hatten sie seit 843 eine feste Niederlassung auf der Insel Noirmoutier, von wo aus sie bis ins Innere des Landes streiften, Tours, Blois, Orleans und Nantes plünderten und Quentovich, in der Picardie, damals eine der ansehnlichsten See- und Handelsstädte des fränkischen Reichs, verwüsteten. Auch an der Mündung der Seine hatten sie sich seit 841 auf der Insel Oissel festgesetzt und dreimal, in den Jahren 845, 857 und 861, nahmen sie Paris ein. Im Jahr 852 standen Gottfrid Haralds Sohn und ein anderer Seekönig, Sydroc, an der Spitze der Seine-Normannen, Karl der Kahle und Lothar I. stellten sich ihnen am Graben Ghivolds entgegen; das Ende aber war, wie gewöhnlich, daß der Abzug erkauft werden mußte. Gottfrid finden wir unter Karl dem Dicken in Friesland wieder; Sydroc blieb an der Seine zurück; ein anderer Anführer der Seine-Normannen war Oskar oder Aasgeier, der Zerstörer von Rouen im J. 841 und von Bordeaux (848). Im Jahr 859 liefen sie in die Rhone ein, dem einzigen der französischen Flüsse, der noch kein Wikingerschiff getragen hatte; sie fuhren den Fluß hinauf und verheerten das Land zu beiden Seiten, Nimes und Arles plündernd. Auch Chartres und Poitiers wurden eingenommen und die rauchenden Trümmer zahlloser Klöster bezeichneten ihre Spuren. Vergebens widersetzte sich ihnen das Volk, vergebens stellte Karl der Kahle ihnen den Heerbann des Reiches entgegen; denn gelang es auch, den einen Schwarm zu beseitigen oder mit hohem Lösegeld abzufinden, so ergossen sich andere Schaaren von anderen Seiten mit frischen Kräften in das unglückliche Land und drangen immer tiefer in das Herz des Reichs. Karl der Kahle hatte in Verbindung mit seinem Neffen Lothar II. von Lothringen die Seine-Normannen unter Sydroc und Björn auf der Insel Oissel im Jahre 858 mehrere Monate eingeschlossen, mußte aber die Belagerung wieder aufheben, um gegen seinen Bruder Ludwig den Deutschen zu ziehen, der, von mehreren der großen fränkischen Vasallen gerufen, in das Reich eingefallen war. Ein Theil des Wikingsheers unter Björn Jernsida zog aber trotzdem von der Insel ab, wahrscheinlich durch reiche Gaben dazu bewogen, und Björn scheint auf der Rückfahrt in Friesland umgekommen zu sein. Gegen die Zurückgebliebenen ergriff Karl das verzweifelte Mittel, den Beistand eines an der Somme, unter der Anführung eines Seekönigs Weland (861), neu angekommenen Wikingschwarms zu erkaufen. Er bot ihnen die Summe von 3000 Pfund Silber und schrieb eine schwere Steuer dazu aus; während der Zeit als diese eingetrieben wurde, machten die Somme-Normannen einen Zug nach England, plünderten Winchester, kamen dann zurück und segelten in die Seine, fingen aber die Belagerung erst an, als Karl die Summe auf 5000 Pfund erhöhte. Die Belagerten aber einsehend, daß sie sich nicht mehr halten konnten, halfen sich damit, daß sie den König überboten und 6000 Pfund zahlten. Nun wurde die Belagerung aufgehoben, der ganze Schwarm trat aber in Unterhandlung mit dem König und segelte endlich, nachdem Weland von einem der Seinigen

erschlagen worden, ins Meer hinaus, unermeßliche Schätze aus dem Lande der Franken mit sich führend. Nunmehr berief der König eine Reichsversammlung nach Pitres, dem ehemaligen Wohnsitz der Normannen an der Seine, um über nachdrückliche Schutz- und Vertheidigungsanstalten in Berathung zu treten. Das Edikt von Pitres (863) schuf jedoch nur eine kurze Ruhe. Ein Wikingsheer blieb noch an der Loire zurück, wo es großen Schaden anrichtete und Orleans zerstörte. Abt Hugo von Tours und Graf Gozfried hielten gegen die Loire-Normannen Wacht, konnten ihrer aber nicht Herr werden. Auch die Garonne wurde von Neuem heimgesucht und selbst die Seine konnte Karl nicht frei halten, sondern mußte in den Jahren 865 und 866 abermals mit großen Summen den Abzug erkaufen. Erbarmenswerth war der Zustand des ganzen Landes, wie ihn die alten Chronisten schildern; „Büsche wuchsen auf den Mauern zerstörter Städte und Klöster, an der Meeresküste war alles öde und das übrige Land hatte kaum ein menschliches Wesen aufzuweisen, im Norden wie im Süden und sogar im Mittelpunkt des Reichs überall derselbe Anblick, Weinberge und Gärten waren zerstört, die Arbeiter vertrieben, weder Kaufleute noch Pilgrime traf man mehr auf den Landstraßen und Schweigen des Todes herrschte auf den Feldern."

2. Im Mittelmeer. Dieselben Schaaren, die Frankreich mit so schwerer Noth heimsuchten, waren auch mehrmals nach den Küsten des mittelländischen Meeres gesegelt. Spanien wurde wiederholt von verschiedenen Seiten angegriffen (S. 192); sie drangen von Norden her in Catalonien ein, sie plünderten Lissabon und erschienen an der Küste von Andalusien. Im Jahr 844 segelte eine Wikingsflotte, angeblich unter Björn Jernsida und Hasting, den Guadalquivir hinauf nach Sevilla; hier schlugen die nordischen Kriegsmannen in einer dreitägigen Schlacht den Emir Abderrahman und verheerten die Stadt auf das Entsetzlichste, kein lebendes Wesen bis auf die Thiere hinab verschonend. Doch fanden sie im Ganzen in Spanien mehr Widerstand als in Frankreich, sowohl bei den westgothischen Königen des Nordens, als bei den Mauren im Süden. In Spanien vertrieben, warfen sie sich auf die Küsten Afrika's und die balearischen Inseln, und im J. 859 kam eine Schaar normannischer Wikinger nach der Westküste Italiens in den Golf von Spezzia, wo sie die Stadt Luna einnahmen und verbrannten. Die Sage berichtet, daß Hasting auch der Anführer dieses Zugs gewesen sei. Dem kühnen und ehrgeizigen Manne habe der Gedanke vorgeschwebt, Rom zu erobern und dem Björn Jernsida mit der Kaiserkrone die Herrschaft der Welt zu erwerben. Beim Anblick der reichen Stadt Luna habe er sie für Rom gehalten und durch eine List eingenommen, darauf habe er Pisa und andere Städte Italiens geplündert und seinen Kriegszug bis Griechenland ausgedehnt. — Sicher ist, daß Wikinger bis zu den Küsten Griechenlands und Kleinasiens kamen, wo sie den Schaaren ihrer Brüder begegneten, die durch das russische Reich auf den großen Strömen des Ostens nach dem schwarzen Meer vorgedrungen waren.

3. Die Normannen zur Zeit Karls des Dicken u. Arnulfs. a) In Friesland. Vom Jahr 873 an begannen die Normannen aufs Neue ihre Einfälle in Frankreich; sie eroberten die feste Stadt Angers an der Loire, und nur nach großen Anstrengungen gelang es Karl dem Kahlen sie daraus zu vertreiben. Bald nachher brach ein Aufstand in der Bretagne aus; da rief die eine Partei die Normannen zu Hülfe. Von einer andern großen Flotte, die in die Seine eingelaufen war, konnte Karl nur durch eine außerordentliche Abgabe Frieden erkaufen. Die Zerrüttungen, die nach Karls des Kahlen Tod durch die raschen Thronwechsel im Frankenreiche eintraten, luden die Normannen zu neuen Unternehmungen ein. Sie warfen sich wieder in großen Massen von allen Seiten auf Frankreich, die Niederlande und Deutschland. Friesland, wo sie zu jener Zeit in Gent ihr Hauptlager hatten, diente ihnen besonders als Stützpunkt für ihre Verheerungszüge in die Nachbarländer. Unter dem Namen Friesland verstand man

den ganzen Küstenstrich vom Ausfluß der Elbe bis zur Scheldemündung, also alle jene Länder, welche schon von frühester Zeit an den Einfällen der nördlichen Nachbarn ausgesetzt waren, und die Ludwig der Fromme nur dadurch zu retten vermocht hatte, daß er sie dem Dänenkönig Harald und seinem Geschlechte zu Lehen übertrug. Wie wenig aber diese Fürsten sich durch ein solches Band verpflichtet fühlten, beweisen die wiederholten Plünderungszüge neuer Wikinger, die unter ihrer Führung oder Begünstigung das ganze Land durchzogen, die reichen Städte des heutigen Holland, Flandern und Brabant mit Raub und Verwüstung füllten und sich in Nymwegen und andern Orten dauernd niederließen. Vielmehr fanden die zahllosen Schaaren der nachströmenden Landsleute in diesen dort wohnenden die zuverlässigsten und kundigsten Führer und diese stets neue Hülfe in neuen Ankömmlingen. Daß besonders die Handelsstadt Durstatt der Gegenstand ihrer wilden Raubgier war, wurde früher erwähnt; nicht minder hatten Antwerpen, Mecheln, Utrecht u. a. von ihrer Plünderungs- und Zerstörungswuth zu leiden. Auch nach Haralds Tod blieb Friesland ein Lehen der dänischen Fürsten seines Geschlechts, welche daselbst bald im Kampf, bald im Bunde mit den Karolingischen Königen ihr Raub- und Kriegswesen ohne Unterbrechung fortsetzten. Sein Bruder Rorich war bis zu seinem Tod (etwa um 882) der wilde und unbändige Lehnsmann der Franken und in Verbindung mit seinen beiden Neffen Gottfrid und Rudolf, Haralds Söhnen, die Geißel jener Gegenden. Rudolf besonders war ein kühner und verschlagener Fürst; im J. 864 mußte Lothar II. einen theuern Frieden von ihm erkaufen; einige Jahre später aber wurde er bei einer Plünderung von den Friesen erschlagen.

b) In den Rheingegenden.

Auf deutscher Erde hatten die Normannen bisher noch den meisten Widerstand gefunden. War es ihnen auch zuweilen gelungen Küstenländer zu überfallen, so hatten die streitbaren Sachsen und Friesen sie doch selten ohne große Verluste entkommen lassen. Im J. 865 hatten sie dem Seekönig Kalbi ein nasses Grab im Rhein bereitet. Seit dem Tode Ludwigs des Deutschen aber drangen sie wiederholt auch den Rhein herauf. König Ludwig der jüngere erfocht zwar bei Thuin (889) an der Sambre, einen glänzenden Sieg über sie, so daß sie 5000 kühne Streiter auf dem Schlachtfelde ließen und Ludwig erst von der Verfolgung abließ, als sein Sohn Hugo unter Gottfrids Hand verblutet hatte. Aber dennoch fielen Köln, Bonn, Koblenz, Mainz und Worms in ihre Hände und wurden verbrannt; sie fuhren die Mosel hinauf und plünderten Trier und Metz, und im Kaiserpalaste Karls des Großen in Aachen haben ihre Pferde gestanden. Damals soll eine Schaar schwedischer Wikinger sogar bis in die Schweizeralpen vorgedrungen sein und sich am Vierwaldstättersee und im Haslithal dauernd niedergelassen haben; und noch heute soll dort die Erinnerung an diese nordische Abstammung nicht ganz verschwunden sein. — Sie hatten in Haslou (Aschloh) an der Maas ein verschanztes Lager aufgeschlagen, wo sie die unermeßlichen Schätze von diesen Streifzügen bargen. Karl der Dicke führte im Jahr 882 zufolge eines Reichstagsbeschlusses ein gewaltiges Heer gegen das feste Bollwerk; aber wie schmachvoll der Feldzug endigte, wurde oben berichtet (S. 564). Zweihundert Schiffe trugen den Raub an Gütern und Sclaven in die nordische Heimath. Bald nachher wurde der Seekönig in seinem Lager überfallen und erschlagen (S. 567). Aber so wenig war dadurch das Frankenreich vor den Streichen der verwegenen Feinde gesichert, daß sie sogar die Stadt Paris einschlossen und hart bedrängten (886). Der schimpfliche Vertrag, durch den auch diesmal Karl der Dicke den Abzug der Normannen erkaufte, war eine der Hauptursachen seines Falles. Die empörten Großen sagten sich von dem unwürdigen Herrscher los und erkannten Arnulf als König an. Es wurde früher erzählt, wie dieser tapfere Fürst, der einzige Sprößling des Herrscherstammes, in



dem noch ein Funken von dem Heldengeiste Karls des Großen glühte, am Dylflusse den Reichsfeind aufs Haupt geschlagen und die deutsche Ehre gerettet hat (S. 584). Zwei Seekönige waren unter den Erschlagenen. Dieser glänzende Sieg hat Deutschland auf immer von der Geißel der Normannen befreit. „Zwar hört man von Normannenzügen auf deutschem Gebiete auch in noch späteren Jahren und namentlich am Ende des zehnten und im Anfang des elften Jahrhunderts, aber ihre Gefährlichkeit hatte aufgehört; denn schon mit dem Anfang desselben hatte sich das Geschlecht der Liudolfinger zu einer schützenden Macht in Sachsen erhoben, an welcher sich alle Angriffe von Wenden, Ungarn und Normannen brachen, jenes ruhmreiche Haus der sächsischen Könige, welches den deutschen Namen nach allen Seiten, aber vornehmlich jenseit der Elbe bis an die Eider und Schlei hergestellt und verbreitet hat." Zwei Jahrzehnte nach der Schlacht an der Dyle wurde auch das westliche Frankenreich von den verheerenden Einfällen und Raubzügen des nördlichen Feindes befreit, freilich nur gegen Hingabe der schönen Landschaft, deren Name noch heute an die wilden Gäste erinnert (S. 605).

Die Varinger in Konstantinopel. Selbst das ferne Morgenland lernte die kriegerischen Nordlandssöhne kennen bald als Feinde, indem sie von Rußland aus in den Bosporus fuhren und sich drohend vor den Kaiserpalast legten, bald als Beschützer des Kaiserthrones. Schon frühe führte angeborne Wanderlust und die Begierde nach Kriegsthaten, Beute und Abenteuern die Normannen nach Konstantinopel, dem Miklagard der nordischen Sage, wo sie für Sold in die Dienste der oströmischen Kaiser traten. Sie bildeten eine eigene Waffenbrüderschaft, von den byzantinischen Schriftstellern „Baranger" genannt, „Aexte tragende Barbaren aus Thule." Die glänzende Kaiserstadt mit ihrer Pracht und Herrlichkeit, die Reichthümer und Schätze, welche sich dort gewinnen ließen, lockten die rauhen Söhne des Nordens unwiderstehlich an. Die Griechenlandsfahrer schlugen theils den Weg durch die Ströme des russischen Reiches ein, wo ihre Landsleute bis auf Wladimir d. Gr. die herrschende Kriegerkaste bildeten, theils wählten sie den Umweg und steuerten an den Küsten Frankreichs und Spaniens vorbei durch das Mittelmeer. Im elften Jahrhundert mehrte sich die Zahl der Varinger in Konstantinopel durch Zuzüge aus Rußland, als die dortigen Herrscher die Macht und den Uebermuth des bevorrechteten Kriegerstandes brachen und durch die Auswanderung angelsächsischer und dänischer Ritter aus England, denen die Herrschaft des Eroberers Wilhelm von der Normandie und das von ihm eingeführte Lehnwesen unerträglich war. Vor allen Truppen des byzantinischen Kaiserreichs hatten die Varinger den Ruf großer Tapferkeit und unwandelbarer Treue. Sie umgaben die Person des Kaisers, wenn er ins Feld zog, sie schützten das Reichspanier und kämpften stets an der Stelle, wo der Streit am heftigsten war. „Die Varinger," sagte einst ein treuer Rathgeber zu Alexius dem Komnenen, „die Barbaren aus Thule, welche zweischneidige Aexte auf ihren Schultern tragen, betrachten den Ruhm unverbrüchlicher Treue als ihr kostbarstes Erbtheil; sie zum Verrath bereden wollen, wäre ein fruchtloses Unternehmen, deshalb sind sie vor allen Andern zur Leibwache des Kaisers auserkoren."

c) England während der dänischen und normannischen Invasion.

1. Von Egbert bis Alfred den Großen.

Egbert König von England. 800—836.

Wir haben im vierten Bande dieses Werks die Geschichte der angelsächsischen Reiche und der Begründung des Christenthums daselbst bis zu dem Zeitpunkte kennen gelernt, da Egbert vom Hofe Karls d. Gr. nach der Inselheimath eilend mit Hülfe seiner Freunde auf den Thron von Wessex erhoben ward und allmählich die übrigen Theile der Heptarchie bezwang und sich König von England nannte (IV. S. 733). Kurz zuvor hatten die Bewohner der südlichen Küste Britanniens zum erstenmal drei normännische Piratenschiffe an der uralten Hafenstadt Durotrigen (Dorchester) landen sehen. Der königliche Gerefe daselbst kam mit geringem Gefolge herbei, um die Fremdlinge, die er für Kaufleute hielt, an die Zollstätte zu weisen, wurde aber mit seinen Begleitern erschlagen. Dies war der Anfang der schlimmen Wikingerzeit, da, wie englische Chronisten melden, „der allmächtige Gott Schwärme von grausamen heidnischen Völkern, Dänen, Norweger, Gothen, Schweden, Vandalen, Friesen aussandte, welche über zwei Jahrhunderte das sündhafte England von einem Meeresufer bis zum andern verheerten, Menschen und Vieh tödteten und nicht einmal die Weiber und Kinder schonten." Doch trat nach dieser ersten Landung eine längere Unterbrechung ein, so daß der ritterliche Egbert, welcher sich am fränkischen Kaiserhofe die Waffenfertigkeit, so wie die „äußere Liebenswürdigkeit" jenes Volkes angeeignet hatte, Zeit gewann, seine Herrschaft über das ganze Land „Anglia" fest zu begründen.

Cornwallis.

Egbert vereinigte Cornwallis mit Wessex und machte die übrigen Südbriten zinsbar. „Mit großer Strenge wurde das widerspenstige Waliserland mit Feuer und Schwert verheert, selbst der Bischofssitz zu St. Davids in Asche gelegt. Doch blieben die Bande der unterjochten Provinzen sehr locker und der Tamarfluß war noch viele Jahrhunderte hindurch eine der merkwürdigsten Sprach- und Völkerscheiden Europa's." Mehr als zwanzig Jahre hatte Egbert bereits in Wessex verlebt, als ihn der König von Ostangeln um Schutz und Hülfe gegen den Uebermuth von Mercien anging. (Ostangeln u. Mercien.) Es wurde früher bemerkt (IV. S. 732), wie dieses Königreich, das unter Offa den Gipfel der Macht und des Ruhmes erstiegen hatte, bald nach dem Tode dieses Königs in einen Zustand innerer Zerrüttung gerieth. Egbert wurde dadurch um so leichter beredet, für seinen neuen Schützling das Schwert zu ziehen. Er besiegte in dem blutigen Treffen von Ellendune den Emporkömmling Beornwulf und gewann, (823.) als dieser zwei Jahre nachher im Kampfe gegen die Ostangeln fiel, Mercien, (825.) das mächtigste der damaligen Königreiche. Damit war auch das Schicksal von Kent und Ostsachsen, (Kent und Ostsachsen.) der beiden von Mercien abhängigen Staaten entschieden; ihre Könige wurden vertrieben und durch Clientelfürsten ersetzt, auf deren Treue sich Egbert verlassen konnte. Auch Sussex (Sussex.) wurde zur Unterwerfung gebracht, und als auch in Ostangeln der König und seine Edlen die Oberhoheit von Westsachsen anerkannten und der König von Northumberland (Northumbrien.) dem mit Heeresmacht heranrückenden Egbert mit Friedensanträgen entgegentrat und sich zu Tribut und Geißelstellung bereit erklärte, war die Obmacht und Vorherrschaft des Königs von Westsachsen in dem Insellande fest

begründet. Nur einige geringe Volksreste und Stammhäupter in den entlegenen Gebirgsgegenden von Wales und Cumberland verlebten ein unabhängiges Dasein in
Mona (Anglesey). harmloser Unbedeutendheit. Selbst die Insel Mona, einst der Mittelpunkt des keltischen Religionsdienstes, beugte sich unter die starke Hand Egberts, und der veränderte Name, Eiland der Angeln (Anglesey), der ihr allmählich beigelegt ward, gab Zeugniß von der neuen Herrschaft.

So wurde um dieselbe Zeit, als das Frankenreich seiner Auflösung entgegenging, in England der Grund zur nationalen Einigung gelegt. Diese Einigung ging um so rascher vor sich, als Adel und Volk bei ihren Rechten und Verfassungen blieben, die Kirche um eine kräftige Schirmherrschaft zu erlangen dieselbe begünstigte und die kriegerischen Angriffe äußerer Feinde, die in Egberts späterer Regierungszeit mit großer Heftigkeit sich erneuten, ein einträchtiges Zusammenwirken aller nationalen Kräfte zur nothwendigen Lebensbedingung machten. — Dieser Vereinigung der bisherigen Heptarchie zu dem Königreiche England hat man die Erhaltung der angelsächsischen Nationalität und der christlichen Culturelemente in dem Inselreiche zu verdanken. Denn noch bei Lebzeiten Egberts landeten dänische Piratenschiffe wiederholt auf der Insel
832. 835. Shepey unweit der Themsemündung und bei der Küstenstadt Yarmouth, und durchzogen unterstützt von den altbritischen Bewohnern in Cornwallis und in Nord-Wales raubend und verwüstend die Umgegend. Nach mehreren unglücklichen Gefechten gelang es endlich dem König ihrer Meister zu werden. Die Normannen wurden zurückgeschlagen und Egbert benutzte die kurze Friedens-
† 836. pause vor seinem Tode, um auf einer Reichsversammlung in London, zu welcher die Unterkönige und die geistlichen und weltlichen Großen einberufen wurden, über die Vertheidigungsanstalten in Berathung zu treten und um die Waliser für ihre feindliche Gesinnung zu strafen. Er eroberte Chester, die Hauptstadt eines walisischen Fürstenthums, und gebot allen Bewohnern bei Todesstrafe, innerhalb sechs Monate das Reich zu verlassen, eine harte Maßregel, welche die Waliser dem alten Hasse zuschrieben, den die Königin Redburga ihrem Stamme getragen.

Aethelwolf. 836—858. Die zwei und zwanzigjährige Regierung von Egberts Sohn und Nachfolger Aethelwolf ist großentheils mit Kämpfen gegen die Dänen und Normannen angefüllt, die sich feste Niederlassungen und Standorte auf den Inseln Shepey, Thanet, Portland u. a. O. zu erwerben suchten, um von da aus zu Wasser oder zu Lande durch Kriegs- oder Friedensgewerbe „die Nothdurft des Lebens zu fristen oder auch dem Uebermuthe roher Naturkräfte zum Hohne geselliger Ordnung nachzugeben.“ Aethelwolf, obwohl kein Fürst von kriegerischer Natur, sondern mehr den friedlichen Beschäftigungen und religiösen Anliegen zugethan, leistete in Verbindung mit seinem Sohne Aethelstan, den er zum Unterkönig in Kent eingesetzt, und mit den tapfern Edlen den Feinden
851. kräftigen Widerstand; namentlich wird der Sieg bei Ockley in Surrey ge-

feiert, den die beiden Könige über die Normannen, welche mit einer Flotte von viertehalbhundert Schiffen an der Themse gelandet waren und London und Canterbury erobert hatten, davontrugen; da aber die Schaaren der Feinde bereits so sehr sich gemehrt hatten, daß sie ganz England wie mit einem Netze umspannten, so brachten alle Siege nur einen vorübergehenden oder örtlichen Vortheil. Trotz der Niederlage behauptete die Schiffsmannschaft, die Norich aus Friesland über den Kanal gesandt hatte (S. 685), ihr Winterlager auf Shepey, um bei günstigen Gelegenheiten neue Einfälle zu wagen.

„Der geistige Eindruck“, sagt Lappenberg, „welchen die Normannen den Engländern einprägten, war Furcht, Betäubung, dumpfer Schrecken. Die Grausamkeit, von welcher die Raubzüge der Heiden in England begleitet waren, übersteigt jede Beschreibung, und von allen Unfällen, welche das oft heimgesuchte England betroffen haben, erklärten die älteren Geschichtschreiber die Plage der Dänen für den schrecklichsten. Selbst die Siege über dieselben gewährten wenig Freude, da schwer erkauft sie nur die Gegend des jeweiligen Landungsplatzes der Dänen sicherten, während andere Räuber unterdessen mit mehr Sicherheit an andern Ufern landeten, und so die große Küstenfläche, in welcher England in nachfolgenden Tagen durch jenes hölzerne Bollwerk seiner Flotte die beste Schutzwehr und die Möglichkeit des vielseitigsten Verkehrs gefunden hat, damals dessen größte Last wurde.“

Aethelwolf war anfangs von seinem Vater zum geistlichen Stande bestimmt und einem weisen Priester zur Erziehung übergeben worden. Daher blieb er auch sein ganzes Leben hindurch ein Verehrer der Kirche und ihres Oberhauptes und ein Gönner des Klerus. Diese Gesinnung bewährte er nicht blos durch fromme Stiftungen, er sandte auch seinen jüngsten geliebtesten Sohn
Alfred mit einem großen Gefolge Edler und Dienstmannen nach Rom, damit 853.
er von Papst Leo IV. gekrönt und gesalbt würde, und unternahm zwei Jahre
später selbst eine Pilgerfahrt nach der heiligen Stadt, wo er mit demselben Al- 855.
fred ein volles Jahr verweilte und sich bei den Römern beliebt machte durch die kostbaren Gaben an Gold, Edelsteinen und seidenen Gewändern, die er dem heil. Petrus darbrachte, wie durch die reichen Geschenke, womit der fromme Sachsenkönig die hohe und niedere Geistlichkeit und die Optimaten bedachte. Auch stellte er daselbst die „Schule der Sachsen“ wieder her und bestimmte, daß England jährlich eine beträchtliche Summe Geldes nach Rom zahle, eine Stiftung, aus welcher der später oft drückend gewordene „Peterspfennig“ entstand. Auf der Rückkehr verweilte Aethelwolf längere Zeit bei Karl dem Kahlen und führte dessen jugendliche Tochter Judith als Braut heim, eine Verbindung, die, wie früher bemerkt, für sein Haus unheilvoll werden sollte.

Die Regierung der drei folgenden Söhne Aethelwolfs, die der Anord- Aethelbald 857—860.
nung des Vaters gemäß nach ihres ältesten Bruders Aethelstans frühem Tod, Aethelbert 860—866.
das Reich unter sich theilten, wurde durch neue Wikingerfahrten verwirrt.
Als Aethelbald schon nach zwei Jahren in der Jugendblüthe den Sei-
nigen entrissen ward, landete Weland mit einem Haufen der Seinedänen 860.
bei Southampton und nach Winchester vorrückend plünderten sie Stadt und

Kirche und mordeten die Mönche, bis zwei tapfere Grafen der Gegend sie zurückschlugen und ihnen die Beute abnahmen (S. 683). Glücklicher war ein anderer Schwarm, der von der Themse-Insel Thanet aus die Leute durch einen Friedensschluß sicher machte und dann die Arglosen bei nächtlicher Weile überfallend mit dem Raube abzog. Der größte Schlag jedoch traf England,
866. Aethelred 866—871. als nach Aethelberts Tod sein Bruder Aethelred den Königsthron von Wessex bestieg. Acht Könige und mehr als zwanzig Jarle, so meldet die geschichtliche Sage, unter ihnen zwei Söhne Ragnar Lodbroks, Ingvar und Ubba, landeten mit der größten Flotte, die jemals von den nordischen Inseln ausgelaufen, an der Küste von Ostanglien. Nachdem sie hier zum Schutze ihrer Fahrzeuge ein Lager befestigt und für den größten Theil des Heeres Rosse her-
867. beigeschafft, brachen sie in Northumbrien ein, eroberten York und setzten, da die beiden Unterkönige Osbert und Ella bei der Vertheidigung gefallen waren, auf den Wunsch des muthlosen Volkes einen ihrer eigenen Fürsten als Herr-
868. scher ein. Im folgenden Jahre drangen sie nach Mercia vor, bemächtigten sich der Stadt Nottingham und zwangen den König, der sie vergeblich im Bunde mit Aethelred und dessen Bruder Alfred an der Spitze eines Heeres, bei dem sogar der Erzbischof von Canterbury und die angesehensten Geistlichen Waffendienste leisteten, zu vertreiben gesucht, zu einem schimpflichen Friedensvertrag.
Die Dänen in Croyland. Verstärkt durch neue Schaaren, welche der Ruf von ihren Erfolgen herbeigelockt, darunter der kühne Graf Sydroc, brachen die wilden Gäste bald darauf in Lincolnshire ein. Die tapfern Marschleute leisteten kräftige Gegenwehr; unter der Führung des muthigen Ritters Toli, der damals im Kloster Croyland als Laienpriester diente, widerstanden sie in keilförmiger Schlachtordnung zusammengedrängt dem Feinde, mit einem Schilddache die Pfeile, mit dicht aneinandergereihten Speeren die Reiter abhaltend, bis die Heiden durch verstellte Flucht die Christen zur Verfolgung und Auflösung ihrer Reihen brachten und dann plötzlich umkehrend die einzelnen Schaaren niedermachten. Mit unzähligen Wunden bedeckt, sanken zuletzt die Führer auf den Haufen der übrigen Christenleichen. Nun stürmten die Feinde auf das Kloster Croyland zu, um sich der Schätze zu bemächtigen; aber der Abt Theodor hatte alles Werthvolle in einem Brunnen verborgen. Ergrimmt über die Täuschung erschlugen sie den Abt am Hochaltar und zündeten das Kloster an. Durch das Mitleid Sydrocs entging Turgar, der Geschichtschreiber dieser Begebenheit, welcher als zehnjähriger Knabe neben der Leiche seines ermordeten Lehrers kniete, dem allgemeinen Verderben. Der Nordländer hüllte ihn in ein dänisches Gewand und verhalf ihm zur Flucht. Darauf bewegten sich die Raubschaaren nach dem
In Peterborough u. Ely. Kloster Medeshamstedt (Peterborough). Erbittert über den Widerstand bei Erstürmung der Mauern und den Fall eines ihrer Führer, mordeten sie alle Bewohner, zerstörten die Altäre und Grabmäler und verbrannten das Gebäude sammt der werthvollen Sammlung von Handschriften. Ein ähnliches Schicksal

traf das Frauenkloster zu Ely, wo reiche Schätze in Verwahrung lagen. Das Schwert der Heiden wüthete gegen Alle, die ihr Leben Gott geweiht, und öde Ruinen, von Wald und Gebüsch umschlossen, bezeichneten den spätern Geschlechtern die Stätten, wo einst die blühenden Gotteshäuser gestanden. Die Chronisten der Zeit erblicken in diesem Jammer die Strafgerichte Gottes für die Sünden des Volks und erinnern an die Worte des Propheten Jeremia: „Von Mitternacht wird das Unglück hereinbrechen über alle, die im Lande wohnen." Im Anfang des Winters fiel der junge und ritterliche König Edmund von Ostanglien in die Hände Ingvars. Dieser machte dem Gefangenen den Vorschlag, seinen Glauben abzuschwören und unter seinem Oberbefehle zu regieren. Als aber der hochherzige Jüngling die Anmuthung standhaft zurückwies, ließ ihn der Dänenfürst an einen Baumstamm binden und eines langsamen qualvollen Todes sterben. Mit Ruhe und Standhaftigkeit duldete Edmund alle Marter, bis er endlich unter den Händen der ermüdeten Henker den Geist aufgab. In der ganzen Christenheit verehrte man das Andenken des „königlichen Heiligen." Zum Herrscher über Ostanglien setzten darauf die Dänen einen ihrer Fürsten des Namens Guthrun.

Edmund der Heilige. 870.

20. Nov. 870.

Im Frühjahr des nächsten Jahres zogen neue Schwärme unter zwei Königen und vielen Jarlen wider die Westsachsen ins Feld. Bei Reading, am südlichen Ufer der Themse, traten ihnen die königlichen Brüder Aethelred und Alfred entgegen. Eine furchtbare Schlacht entbrannte, die endlich durch Alfreds Kühnheit für die Christen entschied. Einer der Könige und fünf Jarle lagen unter den Leichen. Aber ihre Kräfte waren dadurch so wenig gebrochen, daß sie innerhalb zwei Monaten nach dieser Niederlage wieder in zwei Treffen die Oberhand behielten. Mancher tapfere Kämpe blutete unter dem Schwerte der Heiden; in ihrer Zahl war auch König Aethelred, welcher den Wunden, die er im Streite bei Merton empfangen, nach wenigen Tagen erlag.

Aethelreds Ausgang. 871.

23. Mai 871.

Nun riefen die Wünsche des gesammten Volkes den jüngsten Sohn Aethelwolfs Alfred (Aelfred), der bisher schon neben seinen Brüdern eine beschränkte Mitherrschaft geführt zu haben scheint, auf den Thron von Wessex, wozu er schon achtzehn Jahre früher in Rom die Königsweihe empfangen hatte. Das Schicksal hatte den ursprünglich gehegten, dann wieder verlassenen Plan des Vaters, den schönen hochbegabten Sohn zu seinem Nachfolger einzusetzen, unerwartet zur Ausführung gebracht. Als die Stimme des Volkes den ritterlichen Fürsten, der sich im Schlachtgetümmel durch Tapferkeit und Kriegsgeschick hervorgethan, der im Waidwerk und in allen männlichen Künsten und Uebungen seine Genossen übertraf, dessen geistige Spannkraft durch die schmerzliche Krankheit, die ihn häufig befiel, nicht geknickt wurde, den die edle Mutter Osburga nach der Trennung von ihrem königlichen Gemahl wie den Stern ihres Auges gehütet und mit dem angelsächsischen Liederschatz vertraut gemacht hatte, auf den verwaisten Thron von Wessex berief, erschrack der hochherzige Fürst, der

Alfred 871–901.

damals in einem Alter von 22 Jahren stand, vor der schwierigen Aufgabe, unter den obwaltenden Verhältnissen die Alleinherrschaft zu übernehmen. Erst nach längerer Bedenkzeit fügte er sich den Wünschen des Volks. Um neue Kräfte zu sammeln, schloß er mit den Normannen einen Frieden, der wenigstens Kent und Wessex vor ihren Angriffen sicher stellte.

Die Dänen in Mercien, Northumbrien u. a. O. 873. Desto härter fiel der Schlag auf Mercien. Vergeblich suchte König Burrhed, Alfreds Schwager, durch Verträge sein Land zu schützen; er enthüllte dadurch nur seine Schwäche und steigerte die Begehrlichkeit der Feinde. Sie bedrängten den unglücklichen Fürsten so sehr, daß er seinem Vaterlande und seiner Würde entsagte und mit seiner Gemahlin Aethelswitha über Meer nach Rom pilgerte, wo er bald nachher starb. Nach seinem Abzuge plünderten die Normannen das Land aus, zerstörten das Kloster Reapandum (Repton), die geheiligte Grabstätte der Herrscher von Mercien und setzten dann den Ceolwulf, einen Dienstmann Burrheds, als zinspflichtigen König ein. Durch die Härte, womit dieser gewissenlose Fürst das Gut der Kaufleute, die Habe der schutzlosen Wittwen und Waisen, die Schätze der Klöster erpreßte, um seine habgierigen Beschützer zu befriedigen, hat er seinen Namen mit Fluch beladen. Als die Dänen jedoch nach einigen Jahren entdeckten, daß Ceolwulf ihnen so wenig treu sei als seinem früheren Herrn, „setzten sie ihn ab, entrissen ihm seine zusammengescharrte Beute und ließen ihn im größten Elende, der letzten Kleidungsstücke beraubt, erbärmlich verkommen."

Dänische Ansiedelungen im Norden u. Westen. Auch in Northumberland bedienten sie sich zinspflichtiger Unterkönige zur Erhebung der Schatzungen; und in fünf oder sieben der größten Städte des nördlichen England richteten sich dänische und norwegische Familien häuslich ein und gründeten eine Eidgenossenschaft mit gemeinschaftlicher Gerichtsbarkeit; andere ließen sich im Lande nieder und vertauschten Speer und Ruder mit dem Pflug. Es schien als ob die dänischen Ansiedler sich mit den Angelsachsen in den Besitz der britischen Inseln theilen und zugleich die keltische Bevölkerung aus ihren verborgensten Sitzen verdrängen sollten. Denn sie hatten nicht nur von Northumberland, Ostanglien und Mercien Besitz ergriffen, auch in Schottland und auf den Hebriden und Shetlandsinseln hatten sie festen Fuß gefaßt und die Kelten zurückgedrängt oder vertrieben, und in Irland hatten sie schon seit einem halben Jahrhundert in Dublin, Waterford und an andern Küstenorten sich in solcher Menge niedergelassen, daß es nur eines gemeinsamen kräftigen Oberhauptes bedurft hätte, um die grüne Insel mit den zahlreichen zwieträchtigen Stammkönigen unter die Herrschaft der Normannen oder, wie man sie hier bezeichnete, der „Ostmänner" zu beugen. Es half nichts, daß um die Mitte des neunten Jahrhunderts in Folge einer großen Verschwörung die Fremdlinge von den ergrimmten Iren in Menge ermordet oder vertrieben wurden; neue Wikingerschaaren traten an ihre Stelle und noch im zehnten Jahrhundert kämpften die beiden Nationen um den Besitz des romantischen Eilandes.

Uebermacht der Dänen. Alfreds Noth. Während Nordengland mehr und mehr die Beute der fremden Ansiedler wurde, suchten andere Schaaren sich in dem fruchtbareren, günstig gelegenen Süden festzusetzen. Sie bemächtigten sich der Seestädte Warham und Exeter und richteten sie zu Stützpunkten und Sicherheitsorten für weitere Unternehmungen ein. London fiel wieder in ihre Hände, Wessex und das Land der Sumorsäten fühlte ihre Schläge, in Südwales richteten sie ihre Winterlager auf, mit den Stammgenossen auf der andern Seite des Kanals unterhielten sie Verbindungen. Alfred war keineswegs saumselig. Obwohl von geringer Macht

leistete er den Feinden doch eine kräftigere Gegenwehr, als die Frankenkönige. Seine Wachtschiffe hinderten die Dänen am Landen und nöthigten sie einst so lange die hohe See zu halten, bis hundert und zwanzig Segler im Nebelwetter zu Grunde gingen, und noch lange erzählte man sich von der tapfern Kriegerschaar, die einst durch einen muthigen Ausfall aus dem belagerten Schloß Cynwith in Devonshire ein feindliches Heer vom Meere abschnitt und aus dem siegreichen Kampfe, in welchem der Heerführer Ubba mit tausend seiner Begleiter das Waffenfeld deckte, die Fahne mit dem Raben, dem Vogel Odins, als glückverkündende Trophäe davontrug. Die drei Töchter Lodbroks sollten sie an einem Tage gewirkt haben und es ging die Rede, der Rabe flattere wie lebendig, wenn er zum Siege auszog, sonst lasse er die Flügel hängen. Aber die Uebermacht der Feinde, die zugleich von Süden und Norden her Alfreds Besitzungen angriffen, war zu groß, als daß er ihnen auf die Dauer hätte widerstehen können, zumal da er in diesen Zeiten der Gährung nicht auf seine Unterthanen von altbritischem Stamme bauen konnte und die heidnischen Nordländer sich über alle Verträge und Eidschwüre leichtfertig wegsetzten, ja die dadurch bewirkte Sicherheit des Gegners häufig zu ihrem Vortheil ausbeuteten. Eine muthlose und niedergeschlagene Stimmung bemächtigte sich aller Gemüther. An der Rettung verzweifelnd zogen viele Eingeborne über das Meer, andere unterwarfen sich den grimmen Feinden und verließen oder verriethen ihren König. „Hätte ihn damals ein feindlicher Speer getroffen, hätte sein hohes Herz verzagen, ihn zu einer schwächlich verzweifelnden Aufopferung reizen oder ihm Rettung bei überseeischen Stammgenossen gestatten können, so wäre der Königsstamm wie die Freiheit in England erloschen; dieses Land wäre die Beute, wäre die Wüste der Seeräuber geworden.“ Alfred harrte mit edler Standhaftigkeit auf der heimischen Erde aus. Von seinem Volke verlassen und getrennt, verbrachte er mit einigen Getreuen hinter den Wäldern und Sümpfen von Somerset mehrere Wintermonate gleich einem Flüchtling, den Unterhalt durch List oder Gewalt erkämpfend.

Die angelsächsische Sage hat diese Zeit der Noth und Bedrängniß ihres großen Königs poetisch ausgeschmückt, die dürren Jahrbücher mit dichterischen Gebilden ergänzend. Noch lange erzählte man sich, wie ihn das Hirtenweib, in deren Hütte er sich verborgen aufhielt, ausgescholten habe, daß er mit seinen Waffen beschäftigt verabsäumt habe auf das zum Rösten am Feuer stehende Brot zu achten, das er doch so gerne warm verzehre, oder wie er einsam in seiner Kammer sitzend und die vaterländischen Annalen lesend einem eintretenden Bettler die Hälfte seines letzten Brotes gereicht. Vor Allem aber ergötzte sich die Nachwelt an der schönen Sage, wie Alfred eines Tages aus der durch Wald und Morast geschützten Burg Aethelings-Ey, wo er eine Schaar ergebener Edlen und Dienstmannen um sich gesammelt, als Harfner verkleidet in das Lager der Dänen schlich und während sich diese des freigebigen Liederspenders erfreuten, das Lager und die Zahl und Zurüstungen der Feinde ausspähte. Die Sagen von Alfred.

Einige Wochen nachher machte Alfred mit den Kriegern von Somerset, Wilts und Hampdon, die sich auf seinen Ruf um ihn geschaart und in dem Alfreds Sieg bei Eddington.

880. Walde von Selwood den Eid der Treue erneuert, bei Eddington einen Angriff auf die Dänen. Nach blutigem Kampfe neigte sich der Sieg auf die Seite der für Freiheit und Vaterland streitenden Sachsen. Ein großer Theil der Feinde blieb auf dem Schlachtfelde, die Ueberlebenden stürzten sich in wilder Flucht nach einer festen Burg. Als aber Alfred vor derselben erschien und sie zu belagern begann, baten sie um Frieden. Sie versprachen Abzug und stellten Geißeln und der Dänenkönig Guthrun faßte den Entschluß, zum Christenthum überzutreten. In Gegenwart des angelsächsischen Königs, der Pathenstelle vertrat, empfing Guthrun mit dreißig seiner vornehmsten Mannen die Taufe

Guthrun läßt sich taufen.

880. und erfreute sich reicher Geschenke. Guthrun, fortan Aethelstan genannt, zog hierauf nach Ostanglien, das er von Alfred als Lehn erhielt und unter seine Stammgenossen vertheilte. Ein feierlicher Vertrag zwischen den beiden Königen und ihren Edlen abgeschlossen traf Bestimmungen über Rechtsverhältnisse, Gerichtsverfahren und Handelsverkehr. Durch die Verbreitung des Christenthums, das allmählich die Herrschaft bei den Dänen gewann, verschwand immer mehr der feindliche Gegensatz, der bisher die alten Bewohner von den nordischen Ansiedlern geschieden hatte. Auch in Northumbrien und in dem an Ostanglien grenzenden Theil von Mercien traten die in Stadt und Land seßhaften Dänen dem Christenthum bei und gewöhnten sich an ein friedfertiges Zusammenleben mit den sächsischen Bewohnern. In Westmercien dagegen setzte Alfred seinen Schwiegersohn Aethelred als Unterkönig ein und im Norden wurde das Bisthum Durham mit Ländergebiet, Vorrechten und einer ausgedehnten Jurisdiction beschenkt, so daß es in der Folge als „Pfalzgrafschaft" eine hervorragende Stelle unter den englischen Territorialgewalten einnahm.

Alfred stellt den Frieden her.

Das friedliche Abkommen mit Guthrun-Aethelstan brachte den Angelsachsen im Innern einige Jahre der Ruhe. Dagegen suchten die Seekönige, die damals an der Seine und Maas hausten, auch die englischen Küstenländer wiederholt in ihre Gewalt zu bringen. Aber Alfreds wachsame Thätigkeit bereitete ihnen allenthalben Hindernisse und Niederlagen. Er befreite die bedrängte Stadt Rochester, er hütete die Landungsorte durch seine Wachtschiffe,
884.
886. er eroberte endlich London und erhob die durch Brand und Verwüstung schwer heimgesuchte Stadt, nachdem er die Spuren der Zerstörung beseitigt und sie wohnlich eingerichtet hatte, zu seinem zweiten Herrschersitz neben Winchester. Wiederholte Unfälle schreckten endlich die Wikinger von ferneren Unternehmungen ab und Alfred fand Zeit, durch Errichtung einer Flotte von größeren Schiffen, durch die Herstellung verfallener Städte und zerstörter Burgen, durch Anlegung neuer Befestigungen und durch Aufstellung eigener Landwehrmänner an allen den feindlichen Ueberfällen am meisten ausgesetzten Orten dem armen Lande den lang entbehrten Frieden zu geben und seinem Volke wieder neuen Lebensmuth einzuflößen.

Wenn auch Manches von den Schöpfungen, welche die dankbare Nachwelt dem großen König Alfred, dem Retter der angelsächsischen Nationalität zuschrieb, vor der Kritik nicht zu bestehen vermochte, sondern sich als ältere Einrichtung erwies, die durch ihn wieder aus dem Verfall erhoben und in ihrer ursprünglichen Gestalt hergestellt worden, so hat er doch die Jahre des Friedens in so großartiger Weise und mit so viel Einsicht und Weisheit zum Wohle seines Volkes angewendet, daß man ihn mit Recht den größten Herrschern an die Seite stellen darf. Oft ist die Wiederherstellung verfallener Ordnungen, die Neubelebung erstorbener Keime und Kräfte, die Verbreitung verborgener Güter von segensreicheren Folgen als neue Schöpfungen und Einrichtungen. Alfred war auch diesem letzteren Ruhm nicht fremd, dennoch liegen seine höchsten Verdienste in der Befreiung seines Volkes nicht nur von Gewaltherrschaft fremder Zerstörer, sondern von der Macht der Verwilderung, der Unordnung und Gesetzlosigkeit, die in ihrem Gefolge eingezogen war. Alfreds Thätigkeit im Innern.

Wir haben im 4. Bande dieses Werks (S. 722) die staatlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse kennen gelernt, die nach der Niederlassung der Angelsachsen auf Grund altgermanischer Einrichtungen sich allmählich entwickelten und zur Geltung kamen. Diese Zustände hatten während der fremden Invasion und der dadurch herbeigeführten Anarchie mancherlei Störungen erlitten: die Gesetze und Rechtsgewohnheiten hatten ihr Ansehen verloren; durch die Macht und Willkür des Adels war das gemeine Recht gebeugt und das Gerichtsverfahren verletzt worden; Zwiespalt zwischen Richtern und Geschwornen hatte das Rechtsbewußtsein und die Rechtskunde verwirrt und verdunkelt. Diese Uebelstände suchte Alfred nach Kräften zu beseitigen: er ließ die von den ältern Königen niedergeschriebenen Gesetze (IV. S. 729) zusammenstellen und änderte einige derselben mit dem Rathe seiner Witena ab; er stellte die Verwaltungs- und Gerichtsordnung her, indem er die alte Eintheilung in Gemeinden und Gaue (Grafschaften, Shires), die vielfache Störung erfahren, wieder ins Leben rief und für die Anstellung tüchtiger Grafen (Ealdormen) und Richter (Gerefen) Sorge trug, damit unter ihrer Leitung die Volksgerichte der Gaue wieder Kraft, Ansehen und Vertrauen erlangten und nicht alle Rechtsfälle vor den obersten Gerichtshof, die „Bank des Königs" gebracht würden. Wie sehr durch diese Verbesserung der Landeseintheilung und Gerichtsverfassung die Rechtssicherheit zunahm, bezeugt die Volksrede, daß, wenn ein Reisender auf der Landstraße einen Geldbeutel verloren, er denselben ohne Zweifel nach Monatsfrist unberührt wieder gefunden haben würde und daß goldene Armbänder, am Scheidewege aufgehängt, von keinem Vorübergehenden weggenommen worden wären. Verbesserung der Rechtspflege.
— Nicht minder waren die Verdienste, die sich Alfred auf andern Gebieten um die Hebung und Besserstellung des Volks erwarb. Er beförderte den Ackerbau, indem er zur Bestellung der verwüsteten Felder aufmunterte und eine Landvermessung und statistische Aufzeichnungen veranstaltete; er belebte Handel und Betriebsamkeit durch Anlegung von Landstraßen, durch Schiffbau, wobei er kunstfertige friesische Werkleute verwandte, durch Herstellung zerstörter Städte und Klöster und durch neue Bauwerke. „In seinen eigenen Königsburgen und Landsitzen gab er selbst das Muster dauerhafterer und schönerer Bauten als die Angelsachsen bisher errichtet hatten, wobei die jugendlichen Eindrücke, welche er auf seinen Reisen jenseit der Alpen aufgefaßt hatte, ihn in späteren Jahren noch leiteten." Die größte Sorgfalt jedoch wendete Alfred der Kirche und der religiösen und intellectuellen Ausbildung des Volkes zu. Die Hebung des Nationalwohlstands. Sorge für religiöse u. geistige Bildung.

verheerenden Kriege hatten nicht nur die Klöster mit ihren Bücherschätzen zerstört, sie hatten auch viele gelehrte Geistliche und Mönche dahingerafft oder zur Flucht getrieben, so daß in dem Vaterlande Beda's und Alcuins die Wissenschaften und die Sprachkunde gänzlich darniederlagen. Männer wie Scotus Erigena suchten eine Zuflucht am fränkischen Hofe. Hier war also der Thätigkeit und dem Wissensdrang Alfreds ein weites Feld geöffnet, und die Art und Weise, wie er die Oede wieder anbaute, gibt Zeugniß von seinem hohen und praktischen Sinn. Nicht nur daß er mehrere der zerstörten Klöster wieder aus den Ruinen emporsteigen ließ, er suchte auch durch neue Anstalten in Shaftesbury, Winchester und Aethling-Ey der religiösen und wissenschaftlichen Thätigkeit wieder Raum zu schaffen. Die wenigen Gelehrten, welche der heimische Priesterstand noch aufzuweisen hatte, zog er in seine Nähe, verlieh ihnen ehrenvolle Stellen und ermunterte sie zu literarischen Arbeiten. Zugleich war er bemüht, durch Herbeiziehung kenntnißreicher Ausländer dem Mangel im Inlande abzuhelfen. So rief er aus Gallien Grundbald von St. Omer, aus Corvey den Mönch Johannes; Asser aus Wales, später Bischof von Sherburn, vergalt dem König die Freundschaft die er ihm sein ganzes Leben lang bewies, durch die Abfassung einer „in Einfachheit und Reichhaltigkeit der gesammelten Züge höchst anziehenden Lebensbeschreibung Alfreds." Verdient schon dieser Eifer für die vernachlässigten Studien alle Anerkennung, so muß man noch mehr seine Bemühungen um die Volksbildung bewundern. Nicht nur, daß er die Geistlichen anhielt, lehrreiche Werke älterer lateinischer Schriftsteller in die Landessprache zu übersetzen, er legte auch selbst Hand an. Er übersetzte das berühmte Buch des Boëthius von den Tröstungen der Philosophie in die angelsächsische Volkssprache und fügte eigene Gedanken und poetische Ausschmückungen bei. Beda's Geschichtswerk wurde in seiner Uebertragung und Bearbeitung ein Volksbuch auf Jahrhunderte und des Orosius Geschichtsbücher hat er nicht blos übersetzt, sondern auch noch durch die eingeschalteten Schilderungen Deutschlands und der nordischen Länder nach den Reiseberichten zweier Wallfischfänger bereichert. Auch das Buch des Papstes Gregorius „von der Seelsorge" wurde von ihm bearbeitet und außerdem soll er noch Stücke der Bibel, des heil. Augustinus, die Fabeln des Aesop u. A. übertragen haben. Gleich Karl dem Großen, dessen würdiger Nacheiferer er war, widmete Alfred der Erziehung des jungen Adels die größte Sorgfalt. Wenn es auch nicht erwiesen ist, daß er den Grund zur Hochschule von Oxford gelegt hat, so drang er doch darauf, daß Lehranstalten gegründet wurden, wo die Söhne der Großen in der lateinischen und in der Muttersprache Unterweisung erhielten und ließ zu dem Zweck eine Sammlung angelsächsischer Lieder und Sagen veranstalten. Auch bei dem lebhaften Verkehr, den er fortwährend mit dem heil. Vater in Rom unterhielt, hatte er die wissenschaftliche Ausbildung seines Volkes im Auge. Nur durch die größte Sparsamkeit und Ordnung im Gebrauche der Zeit wie der Einkünfte konnte Alfred solche hohe Ziele erreichen; und daß der englische König diese seltene Tugend in hohem Grade besessen, erfahren wir von Asser. Nur indem er selbst durch seine eigene Lebensweise das Muster harmonischer Ordnung aufstellte, konnte er sein Volk an Häuslichkeit und regelmäßige Thätigkeit anhalten und sittliche Kraft, Einsicht und Selbstvertrauen in demselben erwecken.

Alfreds Ausgang. „Die segensreichen Arbeiten und friedlichen Studien Alfreds sollten wiederum auf längere Zeit unterbrochen werden und der Ruhm des Kriegshelden sich noch einmal bewähren." Im Anfang der neunziger Jahre, als die Siege des deutschen Königs Arnulf in den Niederlanden und die Anstrengungen der Westfranken den Raubzügen der Normannen auf dem Festlande Einhalt

geboten, setzten zwei Wikingerschwärme über den Kanal und faßten am Themseufer und an der Südküste von Kent festen Fuß. Sie führten Weiber und Kinder mit sich, woraus man auf den Plan dauernder Niederlassungen schließen darf. Wie ihre Stammesgenossen in Ostanglien und Northumbrien, so gedachten sie sich in den schönen und fruchtbaren Landschaften des Südens anzusiedeln. Die Gefahr war um so größer, als zu derselben Zeit der Dänenfürst Aethelstan (Guthrun) starb und sein Nachfolger wenig Neigung zeigte, an dem Bündniß mit Alfred festzuhalten, vielmehr den Landsleuten im Süden Vorschub leistete. Wiederum wurde England von der Themse bis zum Severn von Kriegsschaaren durchzogen und dem aufblühenden Wohlstande des Volkes eine neue schwere Wunde geschlagen. Aber es trat bald zu Tage, welchen Aufschwung das angelsächsische Volk während der weisen und kraftvollen Regierung Alfreds an Stärke und Kriegsmuth genommen hatte; vergebens strengten die Wikinger unter dem kühnen Heerführer Haeston (Alsting) drei Jahre lang alle ihre Kräfte 893—896.
an, um Raum zu festen Ansiedelungen zu erkämpfen; von Alfred und seinem tapfern Sohn Edward aus allen Lagern und festen Standorten verdrängt, in allen Bewegungen und Anschlägen überwacht und gehemmt, von den lauernden Feinden auf Tritt und Schritt beobachtet und verfolgt, sahen sie sich endlich, da auch Hungersnoth ihre Reihen minderte, zum Abzug genöthigt. Bald darauf schlossen mehrere walisische Stammfürsten, die bisher aus Haß gegen die Angelsachsen den Wikingern häufig Beistand geleistet hatten, mit Alfred Frieden und Bündniß und erkannten ihn als Oberkönig und Schutzherrn an. So von allen Seiten sicher gestellt, konnte Alfred die letzten Jahre seiner Regierung wieder den Künsten des Friedens und der Wohlfahrt seines Volkes ungetheilt zuwenden, bis er im dreißigsten Jahre seiner Herrschaft, im dreiundfünfzigsten seines Lebens ins Grab sank, bewundert von Mit- und Nachwelt als ein königlicher Held und Weiser und von dem angelsächsischen Volke in den späteren Tagen der Unterdrückung wie ein Heiliger verehrt. 28 Oct. 901.
„Nie konnte der Held von Aethelings-Ey vergessen werden, der echte Königssproß, der verlassene Flüchtling, in welchem das Wohl des ganzen christlichen Britanniens verborgen war, der glücklicher als der verkörperte Arthur von Avallona der ältern Dichtkunst, wiederkehrte und die reiche Ernte dem kurzen Winter folgen sah."

2. Alfreds Nachfolger und Kanut der Große.

Der ritterliche Edward, Alfreds Erstgeborner, hatte den herrlichen Sieg Edward der Aeltere. 901—924.
bei Farnham über Haestons Heer davongetragen. Zum Dank erhoben ihn die Stimmen der Witena-gemot zum Nachfolger Alfreds, zum König und Oberherrn von Westsachsen sammt den abhängigen Reichen. Aber Aethelwold, Alfreds Neffe, glaubte nähere Rechte zu haben. Er weigerte dem König Gehorsam und in die Stadt Badbury sich werfend, schwur er „dort ein Herr zu leben oder eine Leiche zu liegen." Als jedoch Edward vor die Mauern rückte, entfloh

er während der Nacht zu den Dänen in Northumbrien, Schutz und Genossenschaft suchend. Diese erkannten ihn als rechtmäßigen Herrn und Oberkönig an und unterstützten ihn mit Schiffen und Mannschaft. Nun entbrannte der Krieg
905. aufs Neue. Aber im dritten Jahr erfochten die tapfern Kenter einen glänzenden Sieg über die in ihr Land eingefallenen Nordländer. Unter der Menge der Gefallenen, welche die Wahlstatt deckten, befand sich der Dänenkönig sammt seinem Schützling Aethelwold. Gebeugt durch diesen Unfall erneuerten die Dänen das frühere Bündniß und gelobten friedliches Verhalten. Auch die Jüten auf der Insel Wight, die bisher unter eigenen Stammhäuptern gelebt, traten unter die Oberhoheit von Wessex.

Edward befestigt das Reich durch Burgen u. Städte.

Edward war der würdige Sohn seines Vaters. Mit kräftiger Hand hielt er die Feinde nieder und erweiterte und befestigte seine Besitzungen. Als die Dänen in Northumbrien den Frieden brachen und in Verbindung mit dem abtrünnigen Owen, König von Gwent in Nordwales die Ufer des Avon und Severn verheerten, zog Edward in Verbindung mit seiner hochsinnigen Schwester Aethelfleda von Mercien wider die Feinde ins Feld und besiegte sie in
917. einer blutigen Schlacht. Der treubrüchige Walliser, der keine Gnade begehrte noch erwarten durfte, stürzte sich in sein Schwert, seine nordischen Bundesgenossen bekräftigten den alten Frieden mit neuen Eiden und erkannten Edward als Oberherrn an. Um aber ähnlichen Ueberfällen und Raubzügen in Zukunft leichter begegnen zu können, schützte er, wie sein Zeitgenosse Heinrich von Sachsen, die Grenzen gegen die Dänen und Waliser durch Burgen, die mit der Zeit zu Städten heranwuchsen.

So wurde die alte Römerstadt Chester neu aufgebaut; so erhoben sich im Westen die Stadtburgen von Hereford (Bransbury), Stafford, Tamworth und später Warwick;
919. so wurden Witham und Hertfort in Essex hergestellt und als nach dem Tode Aethelfleda's Mercien wieder mit dem übrigen Reiche verbunden ward, in Nottingham, Manchester u. a. O. neue Befestigungen angelegt und die Ufer des Severn durch Wachtposten gedeckt. Das Gebot, daß alle Kaufhandlungen nur innerhalb der Burgthore vorgenommen werden sollten, förderten das rasche Wachsthum der Städte; die dänischen Großen wurden mehr und mehr zur Huldigung gebracht, manche zogen die Auswanderung nach der Normandie vor, wobei ihnen Edward gerne Vorschub leistete.

Edwards Ausgang.

So führte der thätige, einsichtsvolle Mann die Bestrebungen Egberts und Alfreds mit Glück weiter. Er stand auf der Höhe der Macht, als ihn der Tod
924. im 24. Jahre seiner Herrschaft zu Farndon in Mercien schnell dahin raffte. Auch in der Sorgfalt für die Kirche und Geistlichkeit, für Wissenschaften und Rechtspflege war Edward ein würdiger Nachfolger seines Vaters, wenn ihm auch nicht vergönnt war für die Hebung der Bildung mit ähnlichem Erfolge zu wirken wie für die Befestigung des Reichs. Eine seiner Töchter war die mit Karl dem Einfältigen vermählte Ogive, die sich mit ihrem dreijährigen Sohne Ludwig durch die Flucht nach ihrem Vaterlande den Nachstellungen der fränkischen Großen entzog (S. 612).

Auf den heldenmüthigen Vater folgte der heldenmüthige Sohn Aethelstan, der sich schon in den Schlachten des Vaters herrlichen Waffenruhm erkämpft hatte. Die Sage und Dichtung, welche bei diesem König in reicher Fülle die dürftigen Angaben der geschichtlichen Jahrbücher mit ihren Gebilden ergänzt und ausgeschmückt hat, gibt ihm zur Mutter ein reizendes Hirtenmädchen, das Edward auf der Jagd in einer einsamen Hütte gefunden und zur Genossin seines Thrones erhoben und schon Alfred sollte den schönen Enkel in der Kindheit mit dem Purpurmantel bekleidet und mit dem Sachsenschwert umgürtet haben. Edwards letzter Wille hatte den ritterlichen Erstgebornen zu seinem Nachfolger erkoren und die „Wittigsten" von Mercien und Wessex bekräftigten den Beschluß. Zu Kingston empfing er die Krönung von der Hand des Erzbischofs von Canterbury. Aethelstan 924—941.

Das verbrecherische Unternehmen eines gewissen Alfred, wohl eines Verwandten dieses großen Königs, Aethelstan vom Thron zu stoßen, hatte keinen Erfolg. Der Verräther begab sich nach Rom, wo er nach Ablegung eines Reinigungseides sogleich zusammensank und starb.

Aethelstan verfolgte die kräftige und kluge Politik seines Vaters. Als der northumbrische Fürst Sithrik, dem er seine Schwester in zweiter Ehe vermählt, binnen Jahresfrist starb, zog er dessen Besitzungen an sich, ohne die Ansprüche der beiden Söhne erster Ehe zu beachten. Der älteste derselben, Guthfred, ergab sich einem wilden Piratenleben und suchte mit Hülfe der in Irland und Schottland angesiedelten Wikinger sein väterliches Erbe wieder zu erringen. Aber dem ritterlichen König, dessen Ansehen so groß war, daß der mächtige Graf Hugo von Paris um die Hand seiner Schwester warb und durch Geschenke von wunderbarer Pracht und Herrlichkeit seine Freundschaft zu erlangen suchte und daß, wie die Sage geht, König Harald von Norwegen seinen Sohn Hakon zur Erziehung an den Hof von Wessex sandte, war nicht leicht beizukommen. Nicht blos in York behauptete sich Aethelstan, er zwang auch die nördlichen Waliser, die sich der Abhängigkeit entziehen wollten, in ein drückendes Schutzverhältniß und zu einem schweren Tribut, und im Süden befestigte er die Stadt Exeter mit Thürmen und einer steinernen Ringmauer und erhob sie zu einem reichen Marktplatze, wo die sächsische Bevölkerung die Künste des Friedens übte und bald die Oberhand erlangte. Noch höher stieg Aethelstans Ruhm, als der berühmte König Otto I. von Sachsen eine andere der königlichen Schwestern, die sanfte und tugendreiche Editha, zur Gemahlin wählte. 930. Auch ein Fürst von Aquitanien wird als Aethelstans Schwager genannt. Aethelstans Ansehen.

Durch diese Verschwägerungen erlangte der angelsächsische König ein solches Ansehen, daß sein Neffe Ludwig der Ueberseeische vorzüglich durch seinen Einfluß den westfränkischen Thron bestieg (S. 612) und in den kriegerischen Verwickelungen der späteren Jahre seine vermittelnden Worte fast wie ein schiedsrichterlicher Spruch beachtet wurden.

Aethelstans Siege. Nichts desto weniger lauerten in Aethelstans eigenem Reiche noch manche Widersacher, die ihn von dem Throne zu stürzen oder doch seine Macht zu mindern suchten. Aber mit starkem Arm warf er alle Feinde nieder. Als Edwin, sein jüngerer Bruder aus des Vaters zweiter ebenbürtiger Ehe, in jugendlicher Unbesonnenheit den Verdacht erweckte, daß er Gedanken der Herrschaft nähre, ließ der König den gefürchteten Nebenbuhler ergreifen und mit einem einzigen Gefährten auf einem zerbrechlichen Kahn zur See aussetzen. „Dieser, den stürmenden Wellen und der Verzweiflung preisgegeben, stürzte sich ins Meer; der besonnene treue Begleiter konnte ihn nicht retten, brachte aber die Leiche auf jenem Schifflein, mit den Füßen fortrudernd, nach Whitsand an der französischen Küste." Ein noch gefährlicheres Unternehmen bereitete sich im Norden vor. Während Aethelstan an den kriegerischen Verwickelungen im Frankenreiche Theil nahm, suchte Analav, Sithriks zweiter Sohn, mit Hülfe der Dänen oder Ostmannen in Irland, des Königs Constantin von Schottland, der ihm seine Tochter in die Ehe gegeben und mehrerer Fürsten der verbündeten Stämme, sein väterliches Reich zu gewinnen. Er bemächtigte sich der Stadt York und sammelte eine beträchtliche Schaar von Streitern um sich. Die Könige von Schottland und Cumbrien gingen um so williger auf den Waffenbund ein, als sie hofften durch die Gründung eines dänisch-northumbrischen Reiches, wie es Analav bezweckte, würde für ihre Besitzungen eine Schutzmauer entstehen und sie ihre Unabhängigkeit von Aethelstans Oberhoheit erlangen. Die Gefahr war groß, da Analav eben so schlau und kühn als mächtig war. Wie einst Alfred, schlich auch er sich einst in das Heerlager der Feinde, um ihre Stellung und
937. Stärke auszukundschaften. Aber in der vielgefeierten **Schlacht bei Brunanburg** in Northumberland trug die Ueberlegenheit der Kriegskunde und Kriegszucht der Angelsachsen den Sieg davon über den Ungestüm und die wilde Kraft der Nordländer. Vom Morgen bis zum Abend wurde gestritten; es war der letzte Entscheidungskampf zwischen Kelten und Germanen unter dem Beistande normännischer Krieger; denn auch in Aethelstans Heer kämpften nordische Wikinger, besonders die isländischen Brüder Thoralf und Eigil. Darum ward die Schlacht bei Brunanburg, wo fünf keltische „Könige," und sieben Jarle der Dänen und unzähliges Kriegsvolk im Streit erlagen, bei den Angelsachsen wie bei den Skandinaviern in Lied und Sage gefeiert.

Edmund. 941—946. Drei Jahre nach der Schlacht bei Brunanburg, welche die angelsächsische
27. Oct. 940. Oberherrschaft aufs Neue befestigte, starb Aethelstan, geliebt und verehrt von Volk und Klerus wegen seiner Freigebigkeit, seines ritterlichen Muthes, seiner Gerechtigkeit, seiner Fürsorge für gesetzliche Ordnung, für Rechtsschutz, für Entwickelung des städtischen Gemeinde- und Genossenschaftswesens. Da er ohne Kinder war, so wurde sein Bruder **Edmund**, der sich schon bei Brunanburg vor den Augen des Volkes herrlich bewährt hatte, zum König erhoben. Die Angelsachsen leisteten ihm willig die Eide der Treue und „gelobten zu lieben,

was er liebe, zu hassen, was er hasse." Die Erbfeinde des Reichs dagegen, die Dänen und Schotten, benutzten den Thronwechsel zu einem neuen Aufstand. Analav wurde aus Irland herbeigerufen und als Herr der Northumbrier anerkannt. Bald traten auch die in Mercien und Ostanglien seßhaften Nordländer auf seine Seite und sogar der Erzbischof Wulfstan von York schloß sich aus Eigennutz dem heidnischen König an. Abermals wurde England durch einen dreijährigen wechselvollen Krieg verwirrt und verwüstet. Erst als sich Edmund der wohlbefestigten fünf Städte (Derby, Lincoln, Nottingham, Stamford und Leicester) bemächtigt, kam unter Vermittelung des Erzbischofs von Canterbury ein Vertrag zu Stande, worin der englische König seinem Gegner unter der Bedingung des Uebertritts zum Christenthum das Gebiet östlich von der Watlingstraße abtrat.

Bald nachher starb jedoch Analav, worauf Edmund das Land wieder an sich brachte, nachdem er dessen Bruder und Neffen, Reginald und den jüngeren Analav vertrieben. Nun kehrte auch Malcolm von Schottland, Constantins Nachfolger, nebst seinem Unterkönig Donald von Cumberland, in das frühere Verhältniß zurück und leistete den Eid der Treue.

Nach einer kurzen Regierung fand Edmund einen gewaltsamen Tod durch Edred. 946—955.
die Hand eines Verbannten, der sich an die königliche Tafel geschlichen. Da 26. Mai 946
Edmunds Söhne noch zu jung zur Regierung waren, so übertrug die Versammlung der Edlen das Reich dem jüngern Bruder Edred, dessen neunjährige Herrschaft hauptsächlich Kämpfe gegen Erich, den Sohn des mächtigen Dänenkönigs Harald Blauzahn, füllten, welcher mit einer neuen Wikingerschaar nach Northumbrien übergesetzt war. Durch den Verrath des sächsischen Grafen Osulf wurde endlich Erich mit seinen beiden Söhnen getödtet, worauf Edred die ehemaligen Königreiche Bernicien und Deira zu der „Grafschaft Northumberland" vereinigte und zur Belohnung dem genannten Osulf übertrug. „Eine große Anzahl von Dänen wurzelte in diesem Lande ein, wie es uns die Verschiedenheit der Ortsnamen und mancher Bezeichnungen politischer Institutionen, erhaltene Sagen und ein Nachklang der Sprache bemerklich machen." Der Erzbischof Wulfstan, der sich auch an Erich angeschlossen, wurde nach einer vorübergehenden Haft an das südlich gelegene Bisthum Dorchester versetzt. Als Edred, der das Kloster Croyland wieder herstellte und den verdienstvollen Kanzler Turketul als Abt darüber setzte, ohne Erben starb, erkoren die Stände 26. Nov. 955.
(Wittigen) Edmunds Erstgebornen Edwi, einen Jüngling von hoher Schönheit, zum König.

Für die Wohlfahrt des Reichs hätte keine traurigere Wahl getroffen werden Edwi. 955—959.
können. Vielleicht hat die Parteilichkeit kirchlicher Schriftsteller den König Edwi schwärzer gemalt als er verdiente; allein darüber scheint kein Zweifel obzuwalten, daß er sich den Leidenschaften und den Reizen der Sinne rückhaltslos hin-

gab und mehr den Eingebungen schmeichlerischer Günstlinge als den Vorstellungen wohlmeinender Rathgeber Gehör schenkte.

Abt Dunstan. Wir haben früher des sittlichen Aufschwungs Erwähnung gethan, den der Benedictiner-Orden durch die Mönche von Cluny empfing (S. 647 f.). Diese strengere Richtung hatte sich auch nach England Bahn gebrochen und nicht nur in Dunstan, dem Sprößling eines vornehmen westsächsischen Geschlechtes, damals Abt des Klosters Glastonbury, sondern auch in dem Erzbischof Odo von Canterbury und in mehreren der angesehensten Prälaten eifrige Beförderer und Gönner gefunden; in den meisten Klöstern wurde die reformirte Mönchsregel Benedicts eingeführt und die in ihrem Gefolge auftretenden strengeren Sittengebote fanden auch in den weltlichen Ständen Eingang. Diese rigorose Partei nahm Aergerniß, daß der junge König sich von den Reizen Ethelgive's beherrschen ließ, die wegen zu naher Verwandtschaft von der Geistlichkeit nicht als rechtmäßige Ehefrau betrachtet ward. Es wird erzählt, er habe sich gleich nach der Krönung den Festlichkeiten entzogen, um mit seinem Weibe zu tändeln und sei dann im Auftrag des Erzbischofs Odo, von Dunstan und einem andern Geistlichen wieder zur Rückkehr in den Festsaal gezwungen worden. Dieses rücksichtslose Verfahren legte den Grund zu einer tiefen Feindschaft zwischen dem König und dem Abte. Im Bunde mit der älteren Landesgeistlichkeit, die sich durch die strengere Disciplin in ihren Rechten und Genüssen beschränkt sah, verfuhr Edwi mit Strenge gegen die Neuerer, beraubte die Klöster ihrer Schätze und bedrohte Dunstan mit einer gerichtlichen Untersuchung, so daß dieser sich durch die Flucht nach Flandern rettete. Erbittert über diese Gewaltstreiche erregten die Gegner, voran die Benedictiner, einen Aufstand, in dessen Folge sich die Länder vom Ufer der Themse bis zu der „Jungfrauenburg" (Edinburg) Edwi's Herrschaft entzogen und den Bruder desselben, Edgar, als König an-
957. erkannten. Dieser rief Dunstan aus seiner Verbannung zurück, übertrug ihm die Bisthümer Worcester und London und ehrte ihn als seinen vornehmsten Rathgeber. Umsonst suchte Edwi die verlorne Gunst der Geistlichkeit, besonders des Erzbischofs Odo wieder zu gewinnen, indem er in die Scheidung von Ethelgiva willigte; er opferte die unglückliche Frau der Rachsucht ihrer Feinde, ohne sein eigenes Verderben dadurch abzuwenden. Die verstoßene Königin wurde aus dem Palaste gerissen, ihr schönes Antlitz mit glühenden Eisen schmachvoll entstellt und als sie nach der Heilung ihrer Wunden von Irland, wohin sie verbannt worden war, nach England zurückkehrte, ward sie zu Glocester ergriffen und so grausam verstümmelt, daß sie wenige Tage nachher den Schmerzen
1. Oct. 959. erlag. Kurz nachher fand auch König Edwi seinen Tod an demselben Ort, vielleicht durch den Mordstahl seiner Feinde.

Edgar. 959—975. Nun wurde Edgar auch im Süden als König anerkannt und da er sich ohne Widerstreben der Leitung Dunstans, des „Fürsten der Mönche," überließ, und durch die Nachgiebigkeit seines Charakters und die näheren Beziehungen

zu den Dänen sich allenthalben Freunde erwarb, so gehörte seine siebenzehnjährige Regierung zu den glücklichsten Perioden, gepriesen von Sängern und Dichtern germanischer und skandinavischer Zunge, so wenig auch seine Sitten und Lebensweise des Ruhmes würdig waren. Die Hingebung an die Kirche ist in den Augen der geistlichen Schriftsteller ein solcher Vorzug, daß er alle Fehler und Gebrechen verdeckt.

Als Odo von Canterbury starb, sein Nachfolger auf der Reise zur Einholung des Palliums „unter den Gletschern Helvetiens schmählich erfror," ernannte Edgar, trotz der auf den sanften Bischof von Sherburn gefallenen Wahl der Kloster- und Domherren seinen geistlichen Vater Dunstan zum Erzbischof von Canterbury und der Papst zögerte nicht, diese Wahl seines rüstigen Vorkämpfers zu bestätigen. Nun benutzte Dunstan seine neue Würde, um die Bisthümer des Landes in die Hände von Benedictinern zu bringen und „zur strengen Reform des weltlustigen Priesterlebens" an die Stelle der Kleriker, die von ihren Weibern nicht lassen wollten, Mönche zu setzen. Alle Geistlichen, welche nicht im Sinne der Klosterregel der Welt entsagen wollten, wurden vertrieben, und der König huldigte so unbedingt den Geboten des Erzbischofs und seiner Jünger Oswald und Aethelwold, daß er dem Benedictinerorden 40 Klöster gestiftet haben soll und daß er die pünktliche Entrichtung der kirchlichen Abgaben mit den härtesten Strafbestimmungen einschärfte. Für diese Hingebung ertrug die Geistlichkeit die sinnlichen Lüste des Königs, besonders seine geschlechtlichen Ausschweifungen, mit großer Nachsicht. Angelsächsische Barden wußten viel zu erzählen von Edgars Liebschaften und galanten Abenteuern, wie er eine Sklavin, die ihm einst eine dänische Edelfrau statt ihrer Tochter in der Nacht zugeführt, mit der Freiheit beschenkt und zur Gebieterin ihrer früheren Herrin gesetzt; wie er ein andermal den Brautwerber, der die Erkorne für sich nahm und den König mit falschen Reden täuschte, im Walde mit dem Speer niederstieß und dann die willig folgende Wittwe zu seiner Gattin machte.

Dunstan als Erzbischof von Canterbury.

Edgar war von kleiner Gestalt, aber er ersetzte die mangelnde Körperkraft durch Muth und Tapferkeit. Diesen Eigenschaften verdankte er auch die äußern Erfolge. Seine Seezüge gegen die Dänen in Irland waren vom Glück begleitet; Dublin fiel in seine Gewalt, nachdem sich König Sigeferth selbst das Leben genommen, und in den nördlichen Landschaften fügten sich die Fürsten und Stammhäupter freiwillig oder gezwungen seiner Oberhoheit. Dafür achtete er die alten Rechtsgewohnheiten der fremden Völkerschaften. Als er im vorletzten Jahre seine Seefahrt um sein Reich vornahm, führten auf dem Deestrome nach dem Kloster St. Johann acht Clientelkönige die Ruder, während er selbst am Steuer saß. Die Krönungsfeier, die er in seinem dreißigsten Lebensjahr in der durch ihre Heilquellen berühmten Römerstadt Akemansceastre (Bath) am Feste der Ausgießung des heil. Geistes durch den Erzbischof Dunstan veranstaltete, war das Symbol des neuen Bundes von Staat und Kirche. Von der Zeit an führte Edgar den stolzen Titel: „König der Angelsachsen und Beherrscher der Inseln und Seekönige." Auch wird von ihm gerühmt, daß er dem Gerichtswesen große Sorgfalt zuwendete und daß er die Entwickelung der städtischen Gemeinwesen durch zweckmäßige Gesetzgebung befördert und Handel und Verkehr gehoben habe.

Edgars Machtstellung.

Edward der Märtyrer. 975—978.

Als Edgar „seine Erdenträume endete und ein anderes Licht, heiterer und reiner suchte," wurde nach längerem Wahlstreit durch den Einfluß Dunstans und der Benedictiner sein Erstgeborner, der dreizehnjährige Edward, auf den Thron erhoben. Seine kurze minderjährige Regierung war ein ununterbrochener Kampf zwischen der auf Ehelosigkeit und kanonisches Leben dringenden römischen Kirchenpartei und der an der kirchlichen Selbständigkeit, der Priesterehe und der freieren Lebensweise festhaltenden altenglischen Geistlichkeit. Der König selbst war nur ein Werkzeug in der Hand Dunstans und seiner Benedictinischen Anhänger; dagegen standen viele der angelsächsischen Großen auf Seiten der Gegner, die nach Edgars Tod aus der Verborgenheit oder Verbannung zurückkehrten.

Dunstans Charakter u. Wirken.

Dunstans strenges Christenthum ohne Liebe, ohne Achtung der Menschenrechte und allen irdischen Freuden abgewendet, erweckte seiner Partei viele Widersacher, so daß man sogar den zufälligen Einsturz einer Emporbühne in einer Kirche bei Gelegenheit einer Synode, wodurch mehrere gegnerische Grafen getödtet wurden, seiner Veranstaltung beimaß. Dabei muß man aber anerkennen, daß sein Feuereifer und seine strenge Disciplin in dem angelsächsischen Klerus und Volke einen neuen Geist weckte, daß er Jünger bildete, welche der herrschenden Zügellosigkeit und Sinnlichkeit mit dem Ernste der Religion und mit der Macht christlicher Tugend und Bildung entgegentraten.

Edwards Ende.

Nach zweijähriger Regierung wurde der jugendliche König ein Opfer der Leidenschaft und Parteiwuth. Als er einst auf der Jagd vor dem Hause seiner Stiefmutter Aelfride, welche die Verdrängung ihres eigenen Sohnes Aethelred vom väterlichen Throne nicht verschmerzen konnte, mit dem Pferde hielt,
18. März 978. um einen ihm dargereichten Trunk zu nehmen, fiel er unter dem Dolchstoß eines gedungenen Mörders. Die kirchliche Partei betrauerte den königlichen Jüngling und belegte ihn mit dem Namen des „Märtyrers."

Aethelred II. der Unberathene. 978—1016.

Aelfrida, die Anstifterin des Mords, hatte die Freude, ihren Sohn Aethelred noch in den Knabenjahren zu Kingston gekrönt zu sehen. Aber der Beiname des „Unberathenen," womit ihn die Geschichte belegt hat, läßt das Unheil ahnen, von dem das englische Volk während seiner langen Regierung durch äußere Feinde, wie durch innere Aufstände und Kämpfe heimgesucht ward. Noch zehn Jahre stand Dunstan auch diesem vierten König rathend und lenkend zur Seite; und wenn auch sein Einfluß bereits durch die schwierigen Verhältnisse geschwächt und gebrochen erscheint, so kann es doch als Beweis seiner
988. Kraft und Einsicht gelten, daß erst nach seinem Tode die Unglücksjahre in ihrer ganzen Schrecklichkeit über England hereinbrachen.

Erneuerung der Wikingerzüge.

Es wurde oben erwähnt, wie die Begründung einherrlicher Gewalten auf den skandinavischen Inseln den Wikingerzügen einen neuen Impuls gab. Auch die Einführung des Christenthums führte gar manche standhafte Odinsdiener auf die altbekannten Seewege. Die Ansiedelungen in der Normandie und die älteren Niederlassungen auf den britischen Inseln boten den neuen Ankömmlingen günstige Stützpunkte zu weiteren Unternehmungen; zugleich weckte ihre

Ankunft in der Brust ihrer früheren Landsleute die alten nationalen Erinnerungen, die Lust zum freien Piratenleben, den schlummernden Trieb zu Kampf und kühnem Wagen und führte den Gegensatz zu dem herrschenden Volke der Angelsachsen aufs Neue zum Bewußtsein. So wurden schon in den ersten Regierungsjahren Aethelreds im Westen Chester, im Osten die Themsemündungen,
im Süden Southampton von den Piraten angegriffen, viele Eingeborne 980.
erschlagen, andere auf den Sklavenmarkt geschleppt. Bald folgten neue Landungen, an denen auch die Normannen an der Seine und in der Halbinsel Cotantin Theil nahmen, bis unter Vermittelung des Papstes zwischen Herzog Richard
und Aethelred ein Friedensvertrag vermittelt ward. Um so eifriger setzten die 1. März 991.
andern Schaaren ihre Raubzüge fort. Das reiche Land, schlecht regiert und von seinen Großen verrathen, war eine zu lockende Beute, als daß nicht die Wikinger ihre Angriffe in immer weiterem Umfang hätten versuchen sollen.
Sven Gabelbart war während der Jahre, die er von Dänemark flüchtig als Das Danegeld.
Seekönig mit seinem Leidensgefährten Olaf Trygveson von Norwegen in der Nordsee kreuzte, der Schrecken der englischen Küstenbewohner. Um wenigstens im Süden gegen die Plünderungszüge gesichert zu sein, ließ sich Aethelred von dem Erzbischof von Canterbury und einigen verrätherischen Grafen bereden,
den Frieden um eine Summe von 10,000 Pfund Silber zu erkaufen, eine 992.
Maßregel, die in der Folge öfters wiederholt, die Veranlassung zur Erhebung einer Steuer ward, welche unter dem Namen „Danegeld" noch Jahrhunderte fortbestand, eine drückende Last, der sich jedoch die Kirche zu entziehen wußte. Zugleich versprach man den fremden Gästen bis zu ihrer Abfahrt die nöthigen
Lebensmittel. Der glückliche Erfolg lud zur Wiederholung ein. Zwei Jahre 994.
später durchstreiften neue Schwärme die Küste von Kent und Sussex, drangen in das innere Land ein und ließen sich für ihren Abzug ein neues „Dänengeld" auszahlen. In ähnlicher Weise wurden die Ufer des Severn und die Landschaften des Westens mit Raub, Mord und Verwüstung heimgesucht, und die kleineren Inseln geriethen ganz in die Gewalt der Seeräuber. Wahrlich, die Bewohner Englands hatten alle Ursache beim Herannahen des ersten Jahrtausends des Christenthums den Weltuntergang zu fürchten; die Vorboten der allgemeinen Zerstörung hatten schon seit einem Jahrzehent ihre Seelen mit Angst und Schrecken erfüllt.

Der träge König war aus eigenem Antrieb keiner mannhaften That fähig Aethelreds Vermählung mit Emma.
und unter den Großen griffen Unbotmäßigkeit, Gesetzlosigkeit und Selbsthülfe immer weiter um sich. Gerade um das Jahr Tausend erkaufte Aethelred aufs Neue den Frieden um 24,000 Pfund und das Versprechen freien Unterhalts. Bald darauf vermählte er sich mit Emma, der Tochter des kurz zuvor verstor-
benen Herzogs Richard I. von der Normandie, des frommen Gönners der 999.
Benedictiner von Clugny, theils gefesselt durch die Schönheit der Jungfrau, die als der „Juwel und die Blume der Normandie" gepriesen ward, theils in der



Hoffnung, durch die Verbindung mit dem kriegs- und seekundigen Volke unter ihrem klugen und mächtigen Bruder Richard II. Hülfe und Beistand gegen die schrecklichen Reichsfeinde zu erhalten. Waren auch die geistigen und körperlichen Vorzüge Emma's, die nach ihrer Vermählung den angelsächsischen Namen Aelfgive annahm, nicht vermögend den sinnlichen König auf die Dauer zu fesseln und ihn den Armen der Buhlerin zu entreißen, so gab ihm doch das Vertrauen auf die fremde Unterstützung den Muth zu einem blutigen Gewaltstreich.

Die St. Briccius-Nacht. 1002. Die Erfolge der bisherigen Unternehmungen machten die Dänen und Norweger immer kühner; statt daß sie durch die empfangenen Friedensgelder zum Abzug bewogen worden wären, gingen sie vielmehr mit dem Plane um sich bleibende Wohnsitze zu erobern, wo sie sich gleich ihren Landsleuten in Northumberland und Ostanglien häuslich einrichten könnten; ja sie sollen sich mit dem Gedanken getragen haben, den König durch Mord aus dem Wege zu räumen und sich zu Herren des Landes zu machen. Es ist schwierig, den innern Pragmatismus der dunkeln That zu erforschen, welche nur in entstellten und parteiisch gefärbten Berichten auf die Nachwelt gekommen ist. Doch darf man in der „dänischen Vesper“ keine über die gesammte skandinavische Bevölkerung Englands sich erstreckende Maßregel erblicken. Nur der schweifenden Banden, die auf englischer Erde weilten, nur der fremden Gäste, die trotz des empfangenen Geldes und Unterhalts nicht abzogen, wollte man sich entledigen. Auf das Eingeben schlimmer Rathgeber schritt Aethelred zu Mord und Hinterlist, der letzten Zuflucht der Schwachen. Er ließ an alle Städte geheime Befehle ergehen, die Dänen, „die da in der Insel entstanden sind, wie das Unkraut unter dem Weizen“ am St. Bricciustage unter dem Schutze Gottes und seiner Heiligen zu tödten. (13. Nov. 1002.) Das Gebot wurde treu bewahrt und schrecklich ausgeführt. Nationalhaß und Privatrache vereinigten sich mit der loyalen Gesinnung, um die gebotene That mit aller Leidenschaftlichkeit auszuführen. Nicht blos dänische Männer, auch Kinder und sogar englische Frauen, die den Fremdlingen sich gewogen gezeigt, sollen von dem in Rache schwelgenden Volke ermordet worden sein. Alle Landeseingesessenen, seit Jahren von den gewaltthätigen und übermüthigen Fremdlingen mißhandelt, betheiligten sich an den gräßlichen Vorgängen der St. Bricciusnacht.

Svens Rachezug. Doch der Bluträcher ließ nicht lange auf sich warten. Unter den Schlachtopfern befand sich Gunhild, Gemahlin des treulosen Dänen Palling und Schwester Svens; Edric Streona, des Königs unwürdiger Günstling, hatte aus Privathaß ihre Ermordung bewirkt. Da schwur Sven, der kurz zuvor in Verbindung mit den Schweden Norwegen unterworfen und den König Olaf, seinen ehemaligen Waffengenossen, in den Tagen des Unglücks in solche Noth gebracht hatte, daß er den Tod in den Wellen des Meeres suchte, bei einem Festmahle, er wolle Aethelreds Reich in drei Jahren erobern und nicht ruhen, bis er Rache genommen für die Ermordung seiner Verwandten und Landsleute

Bald darauf landete er in Devonshire, die feste Stadt Exeter fiel in seine Gewalt und verlor ihre Mauern; Wiltshire und Hamshire fühlten die Wirkungen seines Zorns; Blut und Verwüstung bezeichneten die Spuren des Weges auf dem er zog. Kein Sommer verging von dem an den Engländern ohne den Jammer des Brandes, der Verheerung und der drückenden Auflage des Dänengeldes. Statt daß die Edlen des Landes sich zu einem gemeinschaftlichen Widerstand vereinigt hätten, befehdeten sie sich unter einander, verbanden sich zum Theil mit dem Feinde wider den heimischen Gegner oder leisteten den Raubfahrten der Piraten durch Verrath oder feige Flucht Vorschub. Jener Edric, der in der Bricciusnacht sich an Gunhild vergriffen hatte, ein Emporkömmling aus niederem Geschlechte, stand hoch in des Königs Gunst und benutzte seinen Einfluß zu den verderblichsten Rathschlägen und den schändlichsten Gewaltthaten. Das Dänengeld, womit jedes Jahr neue Trugfriedensschlüsse erkauft wurden, stieg immer höher, bis es endlich die Summe von 48,000 Pfund Silbers erreichte nebst Beköstigung und Verpflegung. Es wäre ermüdend die Scenen der Verwüstung, des Raubens und Mordens zu schildern, welche die Wikinger in allen Grafschaften von Kent bis Northumbrien und von den Ufern des Severn bis nach Sandwich ausführten oder bei den Thaten des Verraths, der Gewalt, der Gesetzlosigkeit zu verweilen, womit der eigensüchtige, zwieträchtige und entartete angelsächsische Adel das Unglück und Elend des Landes mehrte und dem furchtbaren Feinde in die Hände arbeitete. Selbst die große Flotte mit gut bewaffneter Mannschaft, welche Aethelred mittelst einer allgemeinen Umlage auf den Grundbesitz ins Leben rief, ein Verfahren, das gleich dem Dänengeld zu einer Steuer, „Schiffgeld" genannt, den Grund legte, wurde durch die Selbstsucht und Zwietracht der Edlen auf der Höhe von Sandwich zerstreut, ohne die Dänen angegriffen zu haben.

1003. — Das Schiffgeld.

An die Stelle Svens, der längere Zeit durch heimische Anliegen zurückgehalten ward, trat der tapfere Thorkill mit mehreren Brüdern, der den Tod seines älteren Bruders Sigwald, des Hauptmanns der berühmten Jomsburg zu rächen hatte. Trotz des tapfern Widerstands der Bürger von London und Cambridge setzten sich „die Jomswikinger" an den Ufern der Themse fest und durchstreiften von da aus halb England. Der Frieden, den Aethelred um schwere Summen von ihnen erkaufte, hinderte sie nicht Canterbury zu erobern, Bürger und Mönche zu ermorden, Weiber und Kinder in Sclaverei zu führen. Der ehrwürdige Erzbischof Aelfrah, wurde auf ein dänisches Schiff geschleppt und als er die verlangte Loskaufsumme verweigerte, unter furchtbaren Mißhandlungen und Martern getödtet.

Die Jomsburger Wikinger. 1010. — Ermordung des Erzbischofs von Canterbury.

Im nächsten Jahr erschien der alte Sven Doppelbart, nachdem er die Angelegenheit Dänemarks seinem jüngern Sohne Harald übertragen, auf stolzem Königsschiff abermals an Englands Küste, begleitet von seinen Söhnen Knud und Olaf. Von der Mündung des Humber in den Trent segelnd, schlug Sven bei Gainsborough ein festes Lager, entschlossen dem angelsächsischen Reich ein Ende zu bereiten. Die Landschaften des Nordens sammt den sieben

Nothstände in England. 1012. — 1013.

Burgen huldigten ihm zuerst; dann folgten Oxford und Winchester, und als das Wikingerheer in die Nähe der Hauptstadt kam, öffnete auch sie ihre Thore, zitternd vor dem furchtbaren Manne, dem „Teufel Englands," wie ihn die Chronisten nennen. Eine Heerpredigt der Zeit in angelsächsischer Sprache macht eine furchtbare Schilderung nicht nur von dem Elende der Zeit, sondern auch von der sittlichen Herabwürdigung der englischen Nation. „Der Menschenhandel war ein Haupterwerb geworden. Wie wir es bei den verworfensten Negervölkern kaum gesehen haben, verkaufte der Bruder den Bruder, der Vater den Sohn, der Sohn die Mutter. Die Furcht vor den nordischen Schreckbildern hatte jede Kraft gelähmt. In den Treffen pflegte der Däne zehn und mehr Angelsachsen zurückzutreiben; ja man hatte vor zwei oder drei Seeräubern ganze Schaaren von Christen von einer Küste zur andern fliehen sehen."

Aethelreds Flucht und Rückkehr. Als auch noch der Graf von Devonshire und die Thane von Wessex dem Dänenkönig huldigten, da schiffte Aethelred mit seiner Gattin Emma, seinen Kindern und einigen noch in Winchester verborgen gehaltenen Schätzen über 1013. den Kanal, um bei seinem Schwager Richard eine Zuflucht zu suchen. Aber nur wenige Monate hatte er sich der Gastfreundschaft des Normannen erfreut, so kamen Boten aus der Heimath mit der Nachricht, daß König Sven auf einer 2. Febr 1014. zu Gainsborough gehaltenen Versammlung plötzlich gestorben sei, und mit der Einladung von Adel, Klerus und Volk, er möge doch nach England zurückkehren und die Herrschaft wieder übernehmen. Aethelred folgte dem Ruf und wurde von seinem Volke freudig begrüßt; aber von den glänzenden Verheißungen und der gelobten Besserung ging Nichts in Erfüllung. Seine Seele dürstete nach Rache an den abgefallenen Großen.

Edric Streona kam dem Groll des Königs durch meuchlerische Ermordung der beiden ältesten Thane der „sieben Burgen," Sigeferth und Morcaer, willig entgegen. Ihre Besitzungen zog Aethelred ein, aber sein ältester Sohn Edmund, mit dem Beinamen Eisenseite, brachte mit der Wittwe Sigeferths, die er gegen des Vaters Willen zum Weibe nahm, auch das Gebiet an sich. Zur Vergeltung der Rachethat ließ Knud (Canut) Svens Sohn vor seiner Einschiffung nach Dänemark die vornehmen Jünglinge, die sich als Geißeln in seiner Gewalt befanden, an Händen, Ohren und Nasen verstümmeln und in diesem Zustande ans Land setzen. Svens Leiche, der Aethelred vergeblich nachforschte, wurde durch die Treue einer Matrone vor Schändung bewahrt und später in der Königsgruft von Roeskild beigesetzt.

Knud und Edmund Eisenseite. 1015. Aber Aethelred feierte einen kurzen Triumph. Schon im folgenden Jahr erschien Knud mit einer neuen Wikinger-Flotte an Englands Küste, um das väterliche Erbe in Besitz zu nehmen. Der verrätherische Graf Edric, den der verblendete König neben seinem Sohne Edmund zum Anführer der angelsächsischen Kriegs- und Seemacht eingesetzt, ging mit seiner Mannschaft zu dem Feind über; die Feigheit Aethelreds, der sich hinter den Thürmen Londons barg, statt das neue Aufgebot selbst zur Heerfahrt zu führen, trieb die meisten Fürsten des Nordens in das dänische Lager, so daß, als Aethelred im nächsten

Frühjahr starb, der größte Theil des Landes in Knuds Händen war. Die Geistlichkeit und der Adel zögerte auch nicht lange den dänischen Heerführer als König von England anzuerkennen. Bischöfe, Aebte, Ealdormanen und andere Vornehme strömten nach Southamptom, wo Knud verweilte, „um vor ihm sich von dem Geschlechte Aethelreds für immer eidlich loszusagen, den Frieden mit dem Dänen festzusetzen und ihm Treue zu schwören, wogegen dieser auch ihnen, nach göttlichen und weltlichen Rechten, ein treuer Herr zu sein durch seinen Eid bekräftigte.“ Nur der Bürgerstand der Städte und besonders der Hauptstadt hielt zu Aethelreds ritterlichem Sohne Edmund, der ob seiner Tapferkeit und seines Kriegsmuthes den Beinamen „Eisenseite“ führte. Vor London, wo die Königin Emma Schutz gefunden und Edmund und seine Brüder ihre Getreuen um sich sammelten, scheiterten alle Angriffe der Dänen. Edmund kämpfte mit Löwenmuth; er zwang die Feinde in drei heißen Schlachten die Belagerung aufzugeben, und nur der Hinterlist des treulosen Edric Streona von Mercien hatte es der Dänenfürst zu verdanken, daß sein Gegner, der ihm in der Schlacht den Schild spaltete, nicht einen vollständigen Sieg davon trug. Edmund der „Eiserne“ würde wie Alfred sein Land gerettet haben, wäre er auch fest gegen die finstere Waffe des Betrugs gewesen. Als der Landesverräther Edric sich reumüthig stellte und die Reihen der Dänen verlassend, Edmunds Gnade anflehte, räumte ihm dieser wieder die frühere Stelle in seinem Heer ein. Es währte nicht lange, so kam es bei Assandun (Ashdown) zur Entscheidungsschlacht. Schon wankte die Schlachtordnung der Dänen, und das stolze Rabenbanner war in Noth, als Edric mit seiner Heerschaar vom Schlachtfeld floh und zum Feinde übergehend dem tapfern Angelsachsen den sichern Sieg entriß. Dieser Ausgang entschied über Englands Schicksal. Die Zahl der Gefallenen war auf beiden Seiten so groß, daß eine Fortsetzung des blutigen Kriegsspieles nicht rathsam schien. Beide Fürsten kamen daher auf einer persönlichen Zusammenkunft über einen Theilungsvertrag überein, in Folge dessen Edmund den Süden, Knud den Norden des Landes beherrschen sollte. Aber kaum waren die beiden Fürsten, nachdem sie sich gegenseitig mit ritterlichen Waffen und kostbaren Gewändern beschenkt, auseinander gegangen und Edmund in seine getreue Stadt London zurückgekehrt, so starb er eines plötzlichen Todes, wahrscheinlich durch die Hand eines Meuchelmörders. Der Verdacht fiel auf Edric und seinen Sohn, aber als den eigentlichen Urheber der finstern That betrachtete das trauernde Volk der Angelsachsen den Dänenkönig selbst.

Die Schlacht von Ashdown u. Edmunds Ausgang. 1016.

30 Nov. 1016.

Wie dem auch sei, jedenfalls erntete Knud aus der That den größten Vortheil. Auf einer Reichsversammlung in London wurde er von Klerus, Adel und Volk zum König von England gewählt, Edmunds Brüder und Söhne durch einen Gesammtbeschluß der „Wittigsten“ von allem Anrechte auf die Thronfolge ausgeschlossen und der trefflichste der königlichen Brüder, Edwig, des Lan-

Knud als König anerkannt. 1016.

des verwiesen und dann verrätherisch ermordet. Zwei junge Söhne Edmunds wurden nach Norwegen gesandt und von da nach Ungarn, wo sie in Stephan dem Heiligen einen Beschützer fanden. Auch Edmunds Schwager Uthred von Northumbrien schien dem Dänenkönig gefährlich. Als er der Ladung Knuds zur feierlichen Krönung in London Folge leistete, wurde er in des Königs Halle von Bewaffneten überfallen und mit vierzig seiner Lehnsleute niedergestoßen. Seine Stelle erhielt der normännische Jarl Erich. Die beiden andern wichtigen Landschaften Mercien und Ostanglien verwalteten unter Knuds Oberhoheit die zwei Volkshäupter, denen er seine Erhebung hauptsächlich zu danken hatte, Edric der Verräther und der tapfere Jarl Thurchill. Aber jener erntete einige Zeit nachher die Früchte seiner Frevelthaten. Den Dänen wie den Angelsachsen gleich verhaßt wurde er am Weihnachtstage im königlichen Palaste zu London durch den Jarl Erich erschlagen und sein Körper unbeerdigt über die Mauer in die Themse geworfen.

Seine strenge Politik zu Anfang.

Eine gewaltige Herrschernatur, suchte Knud „der Mächtige“ oder „der Große“ genannt, vor Allem seinen Thron fest zu gründen. Er vermählte sich mit Emma, Aethelberts Wittwe, um von ihrer Verwandtschaft in der Normandie keine Feindseligkeiten zu erfahren und entledigte sich der kleinen Gewalthaber, deren Verrath oder Schwäche die alte Dynastie gestürzt hatten, durch Mord oder Verbannung. Manche wurden unter dem gastlichen Dache seines Hauses, auf der Landstraße, in ihren eigenen Wohnungen umgebracht, andere wurden aus seiner Nähe oder aus dem Lande verwiesen. Mit den eingezogenen Gütern belehnte er zuverlässige Kriegsmänner seines eigenen Volkes. Nachdem Knud auf diese Weise dem Throne sichere Stützen gegeben und die Angelsachsen, besonders die trotzige Bürgerschaft von London, noch durch das hohe Dänengeld von 72,000 Pfund Silbers fügsam gemacht, lenkte er in andere Bahnen ein.

Knuds spätere Regierung.

Hatte sich Knud bisher nur als strengen Kriegsmann gezeigt, welcher die widerstrebenden Kräfte unbarmherzig niederwarf, so bewies er sich jetzt als einen besonnenen und weisen Regenten, „welcher die Segnungen des Friedens anzuerkennen, zu fördern und zu benutzen verstand“. Vor Allem lag ihm in England die Vereinigung der verschiedenen Volkselemente zu einem nationalen Ganzen und die Kräftigung der Königsmacht, in Dänemark und Norwegen die Begründung und Verbreitung des Christenthums am Herzen. Zu dem Zweck suchte er auf einem großen Reichstag in Oxford einen den bestehenden Verhältnissen entsprechenden Rechtszustand zu begründen und durch Gesetze und unparteiisches Gericht den verschiedenen Ständen und Nationalitäten gerecht zu werden. Er durchreiste häufig seine englischen Staaten von Mark zu Mark, begleitet von Rathgebern und Schreibern, um sogleich an Ort und Stelle Entscheidungen zu treffen, und die zahlreichen Gesetze, die während seiner achtzehnjährigen Regierung zu Winchester erlassen wurden, gaben Zeugniß von seiner

Gerechtigkeit und Weisheit. Auch die Kriegerschaar der königlichen „Huskerle" (Hauskerle), die Knuds Leibwache bildete, stand unter einem eigenen strengen Hofrecht. Besonders erfreute sich Kirche und Geistlichkeit seiner hohen Fürsorge. Nicht blos, daß er die Gebräuche und Ueberreste des heidnischen Volksglaubens, die durch die neu angesiedelten Dänen in England wieder Eingang gefunden, zu vertilgen beflissen war, er gab auch seinen kirchlichen Sinn durch Stiftungen und Geschenke kund, wobei er zugleich, da er den angelsächsischen Heiligen Dunstan und Edmund besondere Ehre erwies, die Gebeine des ermordeten Erzbischofs Aelfrah in feierlichem Gepränge nach Canterbury bringen ließ, den Peterspfennig für die englische Stiftung in Rom wiederherstellte und in Dänemark und Norwegen angelsächsische Bischöfe und Missionare bevorzugte, sein politisches Ziel, eine Versöhnung und Verschmelzung der Dänen und Angelsachsen, beförderte. Auch in der Pilgerreise nach Rom, 1026, vereinigte Knud 1026. kirchliche und weltliche Interessen. Indem er dem heil. Vater durch große Geschenke seine Ehrfurcht bezeigte, erwarb er sich zugleich für seine Staaten Befreiung von mehreren lästigen Abgaben.

Knud und Kaiser Konrad II.

Selbst die wichtige Verbindung mit dem deutschen König Konrad II., dessen Kaiserkrönung Knud durch seine Anwesenheit verherrlichte, verdankte er geistlicher Bemühung. Unwan, der mächtige und reiche Erzbischof von Hamburg, ein Freund der Benedictiner und ein thätiger und frommer Kirchenfürst, „welcher alle ihm verliehenen Güter und Vorzüge dazu verwandte, das Heidenthum bis auf die Wurzeln seiner Haine auszurotten und von deutschen, wendischen und skandinavischen Zungen nur Christum preisen zu lassen," vermittelte einen Friedens- und Handelsvertrag zwischen Knud und Konrad, in Folge dessen Mark und Stadt Schleswig an Dänemark kam, die Eider die Reichsgrenze ward und die dänischen und englischen Unterthanen des Königs, wenn sie als Kaufleute oder Pilger Deutschland oder Burgundien durchreisen würden, von den lästigen Abgaben befreit wurden. Die Vermählung der englisch-dänischen Königstochter Gunhilde mit des Kaisers Sohn und Nachfolger war ein glorreicher Beweis des hohen Ansehens, dessen sich Knud bei seinen Zeitgenossen erfreute. Ein Jahr nach seinem Tode fand die Vermählung statt; aber Gunhilde starb bald „wie der herrliche Morgenstern in der Frühe untergeht." Ihre Leiche wurde in Speier beigesetzt. Sie hinterließ eine Tochter, Beatrix, in der Folge Aebtissinn von Quedlinburg.

Knuds Haltung gegen über den Großen.

Dieser friedlichen Staatskunst des großen Königs verdankte England schöne Jahre der Ruhe, während deren die Spuren der früheren Kriegsstürme allmählich verschwanden. In dem Lande, wo nach des Chronisten Worten „Knud gleich dem Basilisk in den öden libyschen Wüsten saß", wurden die verlassenen Felder neu bebaut, Burgen, Brücken und Wege hergestellt, Kirchen und Kapellen errichtet. Aber während die Angelsachsen sich der friedlichen und gerechten Regierung Knuds in Dankbarkeit erfreuten, murrten einige dänische Großen, daß sie den Ueberwundenen gleichgestellt, ja nachgesetzt wurden. Der König ließ sich jedoch durch diese Zeichen von Unzufriedenheit von seiner Bahn nicht abbringen, und hatte er früher die englischen Gewalthaber niedergeworfen, so verfuhr

er jetzt mit Acht und Bann gegen die unfügsamen Jarle. Selbst der alte Waffengefährte Knuds, Thurchill, mußte mit seiner Gemahlin einige Zeit das Reich meiden und Jarl Erich von Northumbrien folgte ihm bald nach.

Knud gewinnt die Krone von Norwegen. In nahe verwandtschaftliche Beziehungen dagegen trat er mit dem Jarl Ulf (Wolf) und mit dem Grafen Godwin von Wessex, einem Verwandten des treulosen Edric Streona. Jener, mit Knuds Schwester Aestrith verheirathet, rettete seinem königlichen Schwager das Leben, als er von ungezähmtem Ehrgeiz verlockt wider die Norweger und Schweden ins Feld zog und eine unglückliche Schlacht focht. Als er aber
1025. den über die erlittene Schmach grollenden König beim Schachspiel reizte, fiel er durch die Hand eines norwegischen Kämmerlings. Der Verlust der Schlacht ging dem ehrsüchtigen König sehr nahe und er ruhte nicht, bis er die Schande getilgt. König Olaf hatte sich durch den Eifer, womit er das Heidenthum in Norwegen auszurotten und den unsittlichen Wandel der Edlen zu verbessern bemüht war, viele Feinde gemacht. Dem englischen König fiel es daher nicht gar schwer, sich eine Partei zu schaffen, mit deren Hülfe er dem Norweger die Krone zu entreißen unternahm. Der Plan gelang. Olaf, ein friedliebender Fürst, wurde in der Schlacht überwunden und bald nachher von einigen
1028. gen durch englisches Silber erkauften Lehnsmannen ermordet. Für diese irdischen Unfälle lohnte die Kirche den frommen Bekenner der Christenlehre mit der Märtyrer- und Heiligenkrone. Knud setzte seinen natürlichen Sohn Sven als Statthalter oder Unterkönig ein; zuletzt erkannten auch die Könige von Schottland und Cumberland die oberherrliche Gewalt des mächtigen Königs an.

Knuds Ausgang und Charakter. Knud genoß dieser vereinigten Ehren nicht lange. Von unheilbarem Siechthum ergriffen starb er noch in dem besten Mannesalter zu Shaftesbury. Seine
11. Nov. 1035. Asche wurde in der westsächsischen Königsgruft zu Winchester beigesetzt. „Die Geschichte“, bemerkt Lappenberg, „die ihn als den mächtigsten Herrscher des nördlichen Europa's kennt, würde ihn als einen der größten Regenten ehren, wenn grenzenlose Herrschsucht und ungezähmte Leidenschaft ihn nicht zu manchem Frevel hingerissen hätten. Dagegen berichtet manche Sage von ihm achtungswürdige und selbst liebenswerthe Züge. Wohlbekannt ist, wie er einst am Gestade des Meeres sitzend die schmeichlerischen Höflinge, welche behaupteten, die Wogen der Fluth würden auf seinen Befehl zurücktreten, dadurch beschämte, daß er seinen Fuß von der heranrückenden Fluth benetzen ließ. Wir sehen ihn den ruhigen Strom im Schifflein herabgleiten und, an dem fernen Gesange der Mönche von Ely sich erfreuend, die behaglich sinnige Stimmung in wohltönenden Versen aussprechen. Indessen erscheinen solche Züge gleich den Blümlein, welche auch an dem starren Felsen einzeln hervorsprießen.“

3. Wilhelm der Eroberer und die Normannenherrschaft in England.

Harald und Hartaknud. 1035—1042. Knuds Tod brachte wieder verhängnißvolle Zeiten über England. Drei Bewerber traten auf und jeder fand Anhänger: die Nordstaaten, wo die dänische Bevölkerung die Mehrheit bildete, wählten auf einem zu Oxford gehaltenen Witena-Gemote Knuds ältesten Sohn Harald, den ihm die Tochter eines Ealdormans geboren, dessen Echtheit jedoch angezeifelt ward, zum König,

während der Süden durch den Einfluß der verwittweten Königin und des mächtigen Grafen Godwin von Wessex auf einer Versammlung zu Winchester sich für Emma's und Knuds unmündigen Sohn Hartaknud erklärte, und die angelsächsischen Einwohner Edward, dem Sohne Aethelreds und Emma's, vor beiden den Vorzug gaben. Hartaknud wurde jedoch durch die nach seines Vaters Tod eintretende Verwirrung in Dänemark zurückgehalten, wo Kränklichkeit und die nordische Lust an den Bechern seine Lebenskraft schwächten; und da auch Edward, der bisher an dem verwandten Hofe zu Rouen gelebt, bei seiner mit einer Schaar Normannen versuchten Landung in Southampton nicht die gehörige Unterstützung fand und nach der Normandie zurückkehrte, und sein Bruder Alfred, der mit flandrischer Hülfe die Herrschaft an sich zu bringen hoffte, durch die Hinterlist Godwins in seines Gegners Gewalt gerieth und, seiner Augen beraubt, eines elenden Todes starb; so wurde Harald „der Hasenfüßige" als alleiniger König von Adel und Volk anerkannt. Die ränkesüchtige Emma mußte mitten im Winter über den Kanal fliehen. Sie fand eine gastfreundliche Aufnahme an dem flandrischen Hofe zu Brügge, wo sich auch ihr Sohn Hartaknud von Dänemark einstellte. Schon lagen Schiffe und Mannschaft zu einem Thronkrieg wider Harald bereit, als eine Gesandtschaft von Geistlichen und Laien in Brügge eintraf mit der Nachricht, der englische König sei in der Blüthe der Jugend gestorben und das ganze Land habe einstimmig 17. März 1039
Hartaknud zu dessen Nachfolger gewählt. Dieser folgte dem Ruf und wurde feierlich gekrönt; aber durch die Rachsucht der leidenschaftlichen Emma, die alle Theilnehmer an dem Verrath Alfreds und alle bisherigen Widersacher Hartaknuts blutig verfolgte, während die dänischen Kriegsmannen mit Geld und Gut reich bedacht und den Eingebornen in Allem vorgezogen wurden, gerieth das Reich in neue Zerrüttung. Die Schicksalsgötter hatten jedoch Hartaknuds Lebensfaden kurz gesponnen. Als er bei einem fröhlichen Hochzeitsfeste in vollen Zügen den Pokal auf das Wohl der Verlobten leerte, sank er vom Schlage getroffen plötzlich zur Erde und verschied bald darauf. 8. Juni 1042.

Nun wirkte Godwin für Aethelreds Sohn Edward den Bekenner, und seine Bemühungen waren mit Erfolg gekrönt. Eine Gesandtschaft rief den Fürsten aus der Normandie herbei, damit er den Thron seiner Väter einnehme. Die Angelsachsen athmeten wieder auf; aber ihre Hoffnungen wurden bitter getäuscht. Edwards klösterliche Beschäftigung so mancher Jahre, sein unkriegerischer Geist und die frühe Entfremdung vom vaterländischen Boden hatten ihn für die schwierige Stelle des Herrschers unfähig gemacht. Er war nur ein Werkzeug in den Händen des mächtigen Sachsen-Grafen Godwin und seiner zahlreichen Söhne, welche die Verwaltung der Provinzen an sich rissen und das Reich sammt dem König beherrschten. Edgythe, Godwins Tochter, hervorragend durch Liebreiz, Frömmigkeit und Geistesgaben, wurde Edwards Gattin. Aber trotz ihrer Vorzüge gewann sie nie die Liebe und das Zutrauen ihres

Edward der Bekenner. 1042—1066.

Eheherrn, „welcher entweder aus Abneigung gegen ihre Angehörigen, oder wahrscheinlicher in Beobachtung alter strenger Gelübde, in mönchischer Enthaltsamkeit von seiner Gemahlin sich abschied.“ Dänemark und Norwegen lösten sich von England los; dort erlangte Sven Estrithson, ein Schwestersohn Kunds, die Herrschaft, hier kam das Geschlecht Olafs des Heiligen wieder auf den Thron.

1043. Am Osterfeste des Jahres 1043 wurde Edward, der Sprosse der alten angelsächsischen Herrscherfamilie, im Münster der westsächsischen Hauptstadt Winchester gekrönt. Seine Mutter Emma, die den Kindern ihrer ersten Ehe wenig Liebe trug und daher auch wenig Liebe erwarten konnte, wurde von ihrem Sohne der königlichen Schätze beraubt, die sie eigenmächtig an sich gebracht hatte. Sie begab sich abermals an den Hof von Brügge, den Sammelplatz der Unzufriedenen.

Edward begünstigt die Normannen. Wenn die Angelsachsen durch Edward den Bekenner von dem Uebermuth und Druck der Dänen einigermaßen erlöst wurden, so sahen sie sich dagegen auf andere Weise in ihrem Nationalgefühl durch den König selbst tief verletzt. Edward hatte an dem Hofe seines Vetters, des Normannenherzogs „Robert des Teufels,“ wo er die schönsten Jahre seines Lebens zugebracht, Neigung für das französisch-normännische Wesen eingesogen. „Als er nun die Heimath seiner Bildung und seiner Freuden verließ, war der treuherzige Gruß des westsächsischen Landmannes seinem Ohre fremd geworden und sprach nicht zu seinem Herzen; die rohen Sitten der angelsächsischen Magnaten, von deren Verkehr ihm nicht länger verstattet war in das stille Klostergewölbe zu fliehn, widerten ihn an; der unabhängige Sinn der angelsächsischen Geistlichkeit, welche durch Sprache und alte Traditionen von der römischen Kirche stets getrennt blieb, erschien dem rechtgläubigen Katholiken nicht viel besser als todsündliche Ketzerei.“ Darum begünstigte Edward während seiner Regierung das Fremde auf Kosten des Heimischen. Er bemühte sich normännische Geistliche in sein Reich zu ziehen und verlieh ihnen die wichtigsten Bisthümer und Kirchenämter; normännische Klöster erhielten reiche Geschenke; eine feierliche Gesandtschaft an den Papst und die herrliche Westmünster-Abtei, „das letzte Vermächtniß der angelsächsischen Herrscher an die Nachwelt,“ gaben Zeugniß von dem kirchlichen Sinne des Königs und seiner Vorliebe für Rom. Ein Normanne war Kanzler, die angelsächsische Schrift wurde durch die leichtere französische verdrängt, normannische Geistliche leiteten die Sprüche des Richters. Und nicht blos in den Kirchenämtern wurden die Fremdlinge bevorzugt, auch weltliche Güter, Hofstellen und Burgen kamen in ihre Hand.

Des Königs Neffe Radulf erhielt die Grafschaft Hereford, Eustathius von Boulogne, der zweite Gemahl von Edwards Schwester Goda, suchte sich der Stadt und Burg Dover mit Gewalt zu bemächtigen; fränkische und normännische Ritter waren die Günstlinge des Königs und herrschten am Hofe. Godwin und seine Söhne mußten das Land meiden, die Königin, seine Tochter, wurde mit einer einzigen Dienerin in ein Kloster gesandt.

Aber bald folgte ein Umschlag. Godwin suchte mit seiner Gattin und einem Theile seiner Familie am flandrischen Hofe Zuflucht, indeß sein ritterlicher Sohn Harald sich nach Irland begab und von dort aus in Verbindung mit Griffin, König von Nordwales, die westlichen Provinzen Englands beunruhigte. Es währte nicht lange, so verbanden sich Godwin und seine Anhänger mit dem Sohne, und nun wurden die Angriffe für den König und seine fremden Günstlinge gefährlicher. Da sich Godwin und die Seinen aller Gewaltthaten gegen die Angelsachsen und das Land enthielten und als Zweck ihrer Unternehmungen die Vertreibung der Fremdlinge und die eigene Wiedereinsetzung in die ihnen widerrechtlich entrissenen Würden und Güter verkündeten, so war die Stimmung des Landes für sie. Ohne von der königlichen Flotte gehindert zu werden, segelten sie die Themse hinauf und trafen Anstalten zur Belagerung der Hauptstadt. Da warfen sich die normännischen Geistlichen, der Erzbischof Robert an ihrer Spitze, auf ihre Rosse und stürzten zum östlichen Thore hinaus der Küste zu, um sich auf einem gebrechlichen Boote nach der Normandie zu retten. Auch die fränkischen Ritter verließen das königliche Heerlager in eiliger Flucht, während die Godwins vor dem Witenagemot ihre Sache so überzeugend führten, daß sie von allen Anschuldigungen frei gesprochen und in ihre frühere Stellung wieder eingesetzt wurden. Nur Sven, der gewaltthätigste der Godwins-Söhne, der zur Sühne der Ermordung seines Vetters Björn eine Pilgerreise nach Jerusalem angetreten, kehrte nicht mehr zurück. Darauf wurden die Franzosen, Geistliche und Laien, „weil sie verderbliche Einrichtungen eingeführt, unrecht gerichtet, Unräthliches gerathen," mit wenigen Ausnahmen geächtet.

Nationale Reaction. 1052.

Die Angelsachsen gaben sich der freudigen Hoffnung hin, daß sie nun in ihren nationalen Eigenthümlichkeiten nicht ferner durch fremde Einwirkungen gestört werden würden. Aber es war eine kurze Täuschung. Denn damals schon erfüllte der flüchtige Erzbischof den ritterlichen Wilhelm, den natürlichen Sohn des Herzogs Robert von der Normandie, mit dem Gedanken, das Reich des kinderlosen Vetters Edward, der ihn kurz zuvor bei einem Besuche so huldvoll aufgenommen und vielleicht mit stolzen Verheißungen entlassen hatte, dereinst als Erbe anzusprechen und wirkte auch in Rom in diesem Sinne.

Schon im folgenden Jahr starb Godwin, der streitbare und redegewandte Verfechter der angelsächsischen Nationalität gegen die französisch-normännische Bildung, bei einem Mahle; die normännisch-gesinnten Schriftsteller unterließen nicht, seinen Tod als eine Strafe des Himmels für die Ermordung Alfreds darzustellen; aber seine Volksgenossen wehklagten, daß in ihm der letzte Anker wider die heranwogende Fremdherrschaft zerrissen sei. Wessex kam an seinen tapfern Sohn Harald; einem andern Sohne, Tostig, verlieh Edward die Grafschaft Northumbrien, wo eben der riesenstarke Kriegsheld Siward, der Ueberwinder des Königsmörders Macbeth und seiner normännischen Bundesgenossen, gestorben war, gleich den Helden der Vorzeit in voller Rüstung und mit der Streitaxt bewaffnet den Tod erwartend.

Godwins Tod. 1053.

Edwards Regierung u. Charakter. Edward „der Bekenner" überlebte Godwin noch über zwölf Jahre; aber die Geschichte hat wenig von ihm zu berichten. Unthätig und ohne Kriegsmuth, widmete er sich ausschließlich den Werken des Friedens und der Frömmigkeit; auch beweisen seine Gesetze, welche die Nation als die theure Hinterlassenschaft des letzten angelsächsischen Herrschers in hoher Verehrung hielt, daß seine Rechtspflege von keinem Vorwurf befleckt ward. Aber in jenen eisernen Zeiten standen die Tugenden des Friedens nur in zweiter Linie; die kriegerische Kraft, welche die Feinde niederwarf und Leben und Eigenthum gegen den wilden Räuber schirmte, hatte größere Geltung; nur den muthigen Streiter in der Feldschlacht verherrlichte das Lied der Barden.

Harald. Diese Eigenschaften besaß Godwins Sohn **Harald**, das Muster eines tapfern Ritters, in hohem Grade. Seine glorreichen Waffenthaten wider die Waliser, welche aus ihren Bergen und Schluchten hervorbrechend das westliche Grenzland überfielen, die Felder verwüsteten, die Städte niederbrannten, bildeten den Inhalt der Geschichtsbücher und der Dichtung.

Noch lange erzählte man sich, wie Harald seine Truppen an den Fußkampf mit leichten Waffen und an Entbehrung gewöhnt in das Waliser Gebirgsland geführt, dort den König Griffith mit seinen Kriegsschaaren bis in die Schluchten und Höhlen des Snowdon verfolgt und solche Niederlagen unter den Feinden angerichtet, daß sich bald Mangel an Männern zeigte und die Waliserinnen mit Engländern Ehen eingehen mußten, wie er allenthalben Denksteine mit Siegesinschriften errichtet und nicht geruht habe, bis er das Haupt des feindlichen Fürsten, den endlich seine eigene Unterthanen erschlugen, zu des Königs Füßen legen konnte, zugleich dessen Hoheit über das bezwungene Volk ausdehnend. Graf Leofric v. Coventry. An solchen Erinnerungen, an den Erzählungen vom reichen und freigebigen Grafen Leofric von Mercien, dessen edle bürgerfreundliche Gattin Godiva noch bis zur Stunde den Gegenstand der Volkssage in Coventry bildet, erfreuten noch lange die Angelsachsen ihr Herz in den Tagen der Bedrängniß unter der Fremdherrschaft. Denn bei der Schlaffheit und unkriegerischen Natur des Königs war die einherrliche Gewalt in England auf ähnliche Weise geschwächt worden und auf eine Anzahl Volkshäupter oder Stammfürsten übergegangen, wie zur Zeit der letzten Karolinger im östlichen und westlichen Frankenreich.

Edwards Tod. Harald zum König gewählt. 5. Jan. 1066. Die Einweihung der vollendeten Westmünster-Abtei am Weihnachten 1065 war Edwards letzte Handlung. Schon zu Anfang des folgenden Jahres wurde er als Leiche in seiner neuen Schöpfung beigesetzt. Die Großen des Reichs wählten sofort den ritterlichen Harald zum König mit solcher Eile, daß die Trauerfeierlichkeiten mit dem Krönungsfest zusammenfielen. Edgar Aetheling, der Enkel Edmunds des Eisernen, welcher aus Ungarn nach der Heimath seiner Väter zurückgekehrt war, wurde wegen zu großer Jugend bei der Königswahl übergangen, aber von Harald mit der Grafschaft Oxford beschenkt.

Haralds Sieg über Tostig. Sept. 1066. Godwins Sohn entfaltete auf dem Throne alle Tugenden eines tapfern Kriegers und eines weisen und gerechten Herrschers, die er bisher in seiner geringeren Stellung bewiesen. Als sein Bruder Tostig, der wegen seiner Gewaltthätigkeiten von den northumbrischen Großen seiner Würde beraubt und in die

Verbannung gejagt worden war, mit Hülfe des ihm befreundeten Herzogs von Flandern und des Königs Harald Hardrada von Norwegen sich nach einer blutigen Schlacht bei York wieder in den Besitz seines Landes setzte und dann nach höheren Ehren trachtete, rückte Harald wider ihn und seine Verbündeten ins Feld. Bei Stamfordbridge am Dervent kam es zum Treffen. Von beiden Seiten wurde mit Heldenmuth den ganzen Tag über gekämpft; als aber der norwegische König, der mit Berserkerwuth seine Feinde um sich her vernichtete, durch einen verhängnißvollen Pfeil am Halse getödtet ward und auch Tostig endlich zu Tode verwundet neben dem Banner „Landesöde" niedersank, neigte sich der Sieg auf Haralds Seite. Groß war die Niederlage der fremden Krieger. „Die gebleichten Beine der Gefallenen waren noch nach vielen Jahren auf der Wahlstätte zu sehen, und die Gegend lange unter dem Namen der Schlachtenbrücke bekannt gewesen." Die Beute an Gold, die in des Siegers Hände fiel, war sehr bedeutend, aber Haralds unzeitige Sparsamkeit entfremdete ihm viele seiner Anhänger.

Tostigs Wittwe Judith, welche bei ihrem Vater in Brügge geblieben war, reichte in der Folge ihre Hand und ihre Reichthümer dem Grafen Welf IV., dem Stifter der jüngeren Welfischen Linie. Harald sollte sich jedoch seines Sieges nicht lange erfreuen. Noch in demselben Monat rief ihn die Kunde von einer neuen gefährlicheren Invasion nach dem Süden.

Wilhelm von der Normandie, in dem der Wikingergeist seines Ahnherrn Rollo verbunden mit der Cultur des Jahrhunderts sich noch einmal kräftig erhob, jagte mit seinen Genossen im Forste von Rouen, als ihm die Botschaft überbracht ward, daß König Edward gestorben und Harald sein Nachfolger geworden sei. Die heftige Gemüthsbewegung, in die ihn die Botschaft versetzte, wie das nachsinnende Schweigen, in das er während des Heimwegs versunken war, verriethen den innern Kampf, von dem seine Seele bewegt ward. Es kann nicht bewiesen werden, daß ihm der verstorbene König Edward jemals bindende Zusicherungen über die Thronfolge gegeben, oder ihn gar in einem früheren Testament zum Erben eingesetzt und es ist kaum mehr als eine Sage, daß im vorhergehenden Jahre Harald selbst in der Normandie gewesen und dem Herzog, der ihn als Gastfreund bei sich aufgenommen, das feierliche Versprechen gegeben habe, ihm dereinst zur Erwerbung der englischen Königskrone behülflich zu sein. Auch die Rechtsansprüche, die Wilhelm als Großneffe der Emma, Edwards Mutter, erheben konnte, waren, abgesehen von seiner unehelichen Geburt, von geringem Gewichte, da noch direkte Abkömmlinge der angelsächsischen Königsfamilie vorhanden waren. Aber dem mangelnden Recht verlieh er Nachdruck durch den festen Willen und Entschluß, seine angeblichen oder vermeintlichen Ansprüche mit den Waffen zu erkämpfen. Wilhelm von der Normandie. geb. 1027.

Wilhelm hatte eine schwere Jugendzeit durchgemacht und in einer erfahrungsreichen Lebensschule sich zum Heerführer und Regenten ausgebildet. Sein Vater Robert, Wilhelms Jugend.

den die Zeitgenossen „den Teufel" nannten und den man beschuldigte, durch die Ermordung seines Bruders Richard III. (1026—1028) sich den Weg zur Herrschaft
22. Juli 1035. gebahnt zu haben, war auf einer Pilgerreise nach Jerusalem zu Nicäa in Bithynien gestorben, ehe noch der Sohn die Jahre der Volljährigkeit erreicht hatte. Die Nachricht von seinem Tode gab das Zeichen zu Aufständen und Thronkämpfen, indem mehrere Verwandte und einheimische Großen dem „Sohn der Kürschnerstochter" die Anerkennung und Huldigung versagten und ihm die Nachfolge streitig machten. Mehr als einmal schwebte Wilhelms Leben in Gefahr und wurde nur durch die Hingebung einiger Getreuen gerettet. Selbst der König von Frankreich zog wiederholt gegen denselben ins Feld, in der Absicht, das Herzogthum wieder in seine Gewalt zu bringen. Erst als Wilhelm durch seine Vermählung mit Mathilde, Tochter des Grafen Balduin von Flandern, sich einen mächtigen Beschützer gewonnen, gelang es ihm, sich in dem väterlichen Erbe zu befestigen und dasselbe dann durch Tapferkeit und Kriegsmuth, wie durch seine geistige Ueberlegenheit und seine kühne vor keiner That zurückschreckende Energie nach allen Seiten auszudehnen. Wilhelm stand in der Kraft der Jahre und auf dem Höhepunkt des Ruhmes, als ihn das Schicksal auf einen größeren Schauplatz rief. Vor der Entschlossenheit seines Willens beugte sich Alles. Laie und Klerus, Tugend und Laster dienten ihm als Mittel und Werkzeuge seiner Pläne.

Wilhelm wirbt Verbündete und Kampfgenossen. Während Harald beschäftigt war, seine Herrschaft wider die inneren Feinde zu befestigen, suchte Wilhelm durch Ueberredung, List und Verheißungen sich des Beistandes der normännischen und bretonischen Großen mit ihren Kriegsmannen zu versichern, bei den Franken und Flamändern Kampfgenossen zu werben und sich den Segen der Kirche zu verschaffen. Seine Bemühungen waren nicht umsonst. Der Thatendrang der Zeit, die Lust zu einem fahrenden Kriegsleben, besonders im Dienste der triumphirenden Kirche, der Abenteurergeist des damaligen Ritterthums, verbunden mit den lockenden Aussichten auf Schätze, Güter und Lehen, führte ihm Streiter aus allen Gegenden zu. Der Papst, schon früher durch vertriebene fränkisch-normännische Geistliche gegen Godwin und sein der Kirche nicht besonders zugewandtes Haus eingenommen, begünstigte das Unternehmen, um dem apostolischen Stuhl stärkeren Einfluß in England zu verschaffen und die Herstellung des Peterspfennigs zu bewirken. Uneingedenk der hohen Verdienste, welche sich einst die angelsächsischen Glaubensboten um den römischen Primat erworben, sandte der Papst dem Normannen-Herzog eine geweihte mit dem heil. Kreuze bezeichnete Fahne und einen Ring mit dem Haare des Apostels Petrus, „gleichsam zum Zeichen göttlicher und päpstlicher Belehnung mit dem zu erobernden Lande."

Wilhelms Landung. 29. Sept. 1066. Es war um Michaeli des Jahres 1066, daß Herzog Wilhelm von der Normandie an der Spitze von etwa 60,000 kampflustigen und beutegierigen Kriegern auf einer großen Flotte über den Kanal setzte und bei Pevensey und Hastings landete. Wilhelm selbst sprang aus dem schnellsegelnden Schiffe Mora, das ihm seine Gemahlin geschenkt, unter den ersten an die Küste. Er strauchelte und fiel auf die Erde. Die Umstehenden erschraken über das schlimme Vorzeichen; aber entschlossen rief er: „Bei Gottes Glanze, ich habe mit den

Händen von dem Lande Besitz ergriffen, mir kann es nicht wieder geraubt werden; ganz ist es unser." Darauf ließ er die Schiffe ans Land ziehen, abtakeln und unter sichere Obhut stellen.

Harald feierte in York seinen Sieg über Tostig und die Norweger, als ein Eilbote ihm die Nachricht von Wilhelms Landung brachte. Er begab sich sofort nach der getreuen Stadt London, wo er die Landwehr und was er von kampffähigen Männern schnell aufzutreiben vermochte, um sich sammelte. Schon am 13. Oktober konnte er ein Kriegsheer den Normannen entgegenstellen. Am folgenden Tag wurde die Schlacht bei Senlac oder Hastings geliefert, an jener Stelle unweit des Meeres, wo in der Folge eine stattliche noch jetzt in ihren Ruinen sichtbare Abtei durch ihren Namen „Battle" die kommenden Geschlechter an den ereignißvollen Kampf erinnerte, der auf dieser Wahlstatt unter der geweihten Fahne des Papstes ausgefochten worden. Schlacht von Hastings (Senlac) 14. Oct. 1066.

Die Angelsachsen waren auf einer niedrigen Anhöhe aufgestellt; aber dieser Vortheil wurde auf Seiten der Normannen durch die bessere Bewaffnung aufgewogen. Denn während dort nicht alle Kämpfer mit der eigentlichen Kriegswaffe, der Streitaxt versehen waren, vielmehr gar manche nur Kolben, eiserne Furken, Schleudern und Knüppel führten, glänzte die normännische Schlachtordnung durch ihre stattliche Reiterei und ihre geübten Bogenschützen. Unter Trompeten- und Hörnerschall rückten die Normannen heran, an ihrer Spitze ein edler und gesangreicher Ritter, Taillefer genannt, in reichem Waffenschmuck und ein Lied vom großen Karl und Roland singend. Aber trotz der Tapferkeit der normännischen Ritterschaft und der anfeuernden Reden des Herzogs und seines Bruders, des Bischofs Odo, prallte der erste Angriff an der festgeordneten Schlachtreihe der Angelsachsen ab. Die auf dem linken Flügel aufgestellten Hülfsschaaren der Bretonen und Söldner wandten sich zur Flucht; das Mitteltreffen, wo der Herzog selbst mit dem Kerne des Heeres stand, fing an zu wanken; drei Pferde sanken unter ihm; Eustathius von Boulogne rettete ihn aus den feindlichen Schaaren; ein Gerücht lief um, er sei gefallen; plötzlich sprengte er mit zurückgeworfenem Helm heran und die Seinigen durch Flammenworte an ihre Waffenthaten erinnernd, brachte er die wankenden Glieder wieder zum Stehen. Es gelang ihm eine feindliche Abtheilung, die sich zu weit vorgewagt, durch einige Reiterschaaren vom Hauptheer zu trennen und fast gänzlich zu vernichten. Dieses selbst aber war in seiner festen Stellung nicht zu erschüttern, wie sehr die Krieger von den Pfeilen der feindlichen Bogenschützen zu leiden hatten. So wogte die Schlacht unentschieden hin und her bis zur dritten Nachmittagsstunde. Da ersann Wilhelm eine Kriegslist. Er gebot eine Scheinflucht, in der Voraussetzung, daß die Angelsachsen sich zur Verfolgung anschicken und dadurch ihre festgeschlossenen Reihen auflösen würden. So geschah es. In viele kleine Haufen getrennt, stürzten die Angelsachsen in die Ebene herab, um die Fliehenden mit Hohngeschrei zu verfolgen. Plötzlich wandten sich die Normannen auf den Ruf der Hörner um; ihre Reiter fielen den zerstreuten Schaaren der Gegner in den Rücken, Tod und Niederlage verbreitend. „Doch noch immer flatterte stolz wogend die englische Standarte, um welche herum ein Kern des Heeres unbesiegt focht." Endlich verbanden sich zwanzig edle Normannen zu einem gemeinsamen Angriff, und diesem Entschluß verdankte Wilhelm den Sieg. Gang der Schlacht.

Harald von einem Pfeil ins Auge getroffen sank neben dem Reichsbanner nieder, und die Blüthe des angelsächsischen Adels deckte die Wahlstatt. „Suffer, Haralds Ende.

die Wiege der Größe des Godwin'schen Hauses, war auch dessen Grab geworden." Lange suchten zwei Mönche vergebens den letzten angelsächsischen König unter den Gefallenen; erst das Auge der Editha Schwanenhals entdeckte in einem entstellten und zertretenen Leichnam den Geliebten. Ueber den Ort, wo derselbe beigesetzt wurde, haben sich verschiedene Sagen erhalten.

Wilhelms Siegeslauf.

Wenige Ereignisse der Weltgeschichte sind von so eingreifenden Folgen gewesen, als die Schlacht bei Senlac oder Hastings. Die angelsächsischen Krieger, welche den feindlichen Pfeilen entronnen waren, flohen in die festen Städte oder an ihren heimischen Heerd, ohne Anstalten zum Widerstande zu treffen. Nur die Stadt London, wo sich Haralds Gemahlin Aldgythe, ihre tapfern Brüder Edwin und Morkar und die treuesten Rathgeber des unglücklichen Königs und der Geistlichkeit befanden, bereitete sich zur Gegenwehr. Adel und Bürgerschaft riefen den jungen Edgar Aetheling, den Sprößling des angelsächsischen Herrscherhauses zum König aus. Aber innere Zwietracht und Unschlüssigkeit schwächte die Kräfte. Edwin und Morkar, verstimmt, daß sich die Königswahl nicht für einen von ihnen entschieden, verließen die Hauptstadt und zogen mit ihren Kriegsmannen in ihre nördliche Grafschaft, in der Hoffnung, sich dort eine unabhängige Herrschaft zu gründen. Die Folgen dieses Zwiespalts gaben sich bald kund. Die Nachricht von den Plünderungen und Gräuelthaten, welche die beutegierigen Kriegsschaaren der Normannen in der nach geringer Gegenwehr eroberten Stadt und Burg Dover und in den benachbarten Grafschaften begingen, erfüllte die Anhänger Haralds mit Schrecken und machte sie zur Unterwerfung bereit. Als Wilhelm sich der Stadt Canterbury näherte, gingen die Einwohner dem Eroberer entgegen, um durch schnelle Huldigung und reiche Gaben dessen Gnade zu erflehen. Der Erzbischof Stigand, der aus London herbeigeeilt war, gab den von ihm gekrönten königlichen Knaben auf und legte gegen die Bestätigung der Gerechtsame seiner Kirche, „huldigend seine Hände in die eisernen des normannischen Herzogs." Seinem Beispiel folgten der Erzbischof von York, der Bischof von Worcester und endlich sogar Edgar und die Bürger von London. Selbst eine Krankheit, die den Sieger mehrere Wochen in Canterbury ans Lager fesselte, und seinen zuchtlosen Kriegern und Abenteurern Gelegenheit bot, ihrer Raubgier und ihren wilden Lüsten zu fröhnen, war nicht vermögend, die englische Nation aus ihrer Betäubung und Niedergeschlagenheit zu reißen und die Kräfte des Widerstands zu sammeln. Schon um Weihnachten empfing Wilhelm in dem Münster St. Petri im Westen Londons durch den Erzbischof von York die Krönung und Salbung und leistete den herkömmlichen Königseid in fränkischer Sprache, während seine Krieger, die Jubelrufe in der Kirche für Aufruhrgeschrei haltend, sich zum Rauben und Brennen in die Häuser stürzten. Erst die Ankunft des Neugekrönten vermochte die Ordnung herzustellen.

Nach der Krönungsceremonie traf Wilhelm Anstalten zur Befestigung seiner Herrschaft in dem ganzen Reiche. Nachdem er sich der königlichen Schätze und sämmtlicher Kronländereien bemächtigt und durch die Errichtung fester Burgen in London (Tower) und Winchester sichere Rückhalte geschaffen, suchte er einen zuverlässigen Waffenadel um sich zu sammeln, theils durch Verleihung englischer Grafschaften, Güter und Würden an normannische Ritter, theils, indem er die Häupter der Angelsachsen zur Huldigung aufmunterte und durch Wechselheirathen mit den Siegern zu versöhnen bemüht war. Unter den vielen angesehenen und reichen Männern, die dem Eroberer den Eid der Treue schwuren, befanden sich auch die Grafen Edwin und Morkar, so wie mehrere Anverwandte des Königshauses und des Godwin'schen Geschlechtes. Er befestigt sich in der Herrschaft.

So erhielt Wilhelm Fitz-Osbern, ein Verwandter des Herrscherhauses, der sich bei dem ganzen Eroberungswerk durch Rath und That und durch Hingebung besonders hervorgethan, der die durch Burgen geschützte Insel Wight eroberte und später in den Kämpfen des Nordens durch Tapferkeit und Menschlichkeit sich auszeichnete, die Würde eines Grafen von Hereford, mit der ausdrücklichen Erlaubniß, mit dem Schwert seine Besitzungen über die walisische Grenze auszudehnen; so wurde Gautier Gifford Earl von Buckingham; Roger von Montgomery, ein gerechter und frommer Herr, empfing die Stadt Chichester, die Burg von Arundel (Sussex) und die Grafschaft Shrewsbury; Rob. von Moretaine, des Königs Bruder, die Grafschaft Cornwallis; Gherbodo der Fläminger, die von Chester, welche nach dessen Rückkehr ins Vaterland dem Hugo von Avrenches, einem der rohesten Sinnlichkeit ergebenen Manne, ertheilt ward; Odo von Champagne, Wilhelms Schwager, wurde mit der Grafschaft Holdernesse (York) belehnt; Radulf von Guader, der Schwiegersohn des Wilh. Fitz-Osbern, mit der Grafschaft Norwich. — Nach der einige Jahre später vollzogenen Krönung in York vertheilte Wilhelm die Besitzungen der Aufständischen, namentlich der Earle Morkar und Edwin, an seine Anhänger. Alain Fergant (der Rothe), Graf von Bretagne, erhielt in Northumberland die Gegend in welcher er die Burg Richmont aufführte; Gilbert de Lacy bekam Pontefract; Drogo Bruière, ein Fläminger, Odo von Champagne, Gamel aus Meaux u. A. empfingen große Ländereien zwischen Humber und Tees; Robert, Sohn des Humfrid von Telleuil, wurde mit Nordwales belehnt, das er sich von seiner Burg Roelent aus erobern sollte.

Im folgenden Frühjahr kehrte Wilhelm nach der Normandie zurück, um sich seinem Erblande, das während seiner Abwesenheit die Herzogin Mathilde unter dem Beistande erfahrener Männer, besonders des Roger von Beaumont, verwaltet und gegen äußere Feinde bewacht hatte, in seinem neuen Glanze zu zeigen. Als er in Fécamp das Osterfest feierte, strömten französische Fürsten und Edelleute herbei, um den gewaltigen Mann zu sehen, den List und Waffenglück so hoch über seine früheren Genossen erhoben. Alle bewunderten die Pracht und den Reichthum, welche der König und sein Gefolge entfaltete, priesen die Freigebigkeit, womit er Geistliche und Laien beschenkt entließ und betrachteten mit Erstaunen die blondgelockten angelsächsischen Edelleute in golddurchwirkten Gewändern und zierlichem Waffenschmuck, die er zu seiner Begleitung auserlesen. Unter ihnen befanden sich viele der angesehensten Männer, die er unter dem Scheine von Ehrenbezeigungen gleichsam als Geißeln Wilhelm in der Normandie. 1067.

mit sich führte, wie die Grafen Edwin und Morkar, der gekrönte Prinz Edgar Aetheling, der Erzbischof Stigand, der Abt von Glastonbury, Waltheov, Siwards Sohn, dem er seine Nichte Judith vermählte und die väterliche Grafschaft Northampton verlieh u. A.

Aufstände in England

Sehr verschieden von diesen Jubeltagen auf dem Festlande waren die Erscheinungen jenseit des Kanals. Die Männer, denen Wilhelm bei seiner Abreise die Verwaltung und Bewachung Englands anvertraut hatte, Bischof Odo von Bayeux, sein Bruder, Fitz Osbern, sein Schwiegersohn Warren, später Graf von Surrey, Hugo von Montfort, Befehlshaber von Dover u. A. besaßen nicht Kraft und Ansehen genug, den Bedrückungen und Mißhandlungen des angelsächsischen Volkes durch fremde Ritter und Abenteurer zu wehren. Ein allgemeines Gefühl des Unwillens, der Entrüstung, der Unzufriedenheit bemächtigte sich der Gemüther und gab sich in verschiedener Weise kund. Während viele streitbare Männer aus den angesehenern und wohlhabenderen Familien ihrem Vaterlande den Rücken zuwandten, um bei den Sachsen und Skandinaviern, in Flandern und Frankreich Hülfe oder eine neue Heimath zu suchen, oder im Dienste des griechischen Kaisers mit den Wäringern vereinigt als starke Schutzmannschaft das morsche Reich des Ostens aufrecht zu erhalten, sammelten einzelne unternehmende Ritter, wie Junker Edric „der Wilde,“ Enkel des erwähnten Edric Streona, bewaffnete Schaaren um sich und führten, in Verbindung mit den Kelten von Wales, und zum Theil unterstützt von normannischen Mißvergnügten, von ihren festen Burgen aus einen Bandenkrieg wider die fremden Eroberer. Selbst Graf Eustathius von Boulogne, der von dem Felde von Hastings mit einer schweren Wunde weggetragen worden war, erhob, ergrimmt daß ihm der Besitz von Dover entgangen, die Waffen gegen die früheren Gefährten. Eine drohende Gährung trat im ganzen Lande zu Tage; Earl Copsi, der von dem Sieger die Grafschaft Northumbrien zu Lehn genommen, fiel, von seiner Sippschaft als Landesverräther geächtet, durch eine nationale Vehme auf der Schwelle einer Kirche, wo er Zuflucht suchen wollte; in der wohlbefestigten Stadt Exeter, wo Briten und Sachsen in freier Stadtverfassung friedlich neben einander lebten und Haralds Mutter ihren Wohnsitz genommen hatte, trat die Bürgerschaft unter die Waffen und wehrte den Normannen den Einzug in ihre Thore, ein ermunterndes Beispiel für die benachbarten Städte.

Wilhelms Rückkehr nach England. 1067.

Wilhelm verkannte die Gefahr nicht, welche dieser nationale Widerstand seiner Herrschaft bringen konnte. Durch kluge Unterhandlungen, durch Geschenke und Höflichkeiten hatte er den Erzbischof Adalbert von Bremen, Heinrichs IV. Günstling und die Könige von Dänemark und Norwegen gewonnen, daß die Hülfegesuche der angelsächsischen Flüchtlinge sowohl am Kaiserhof als im Norden ohne Wirkung blieben. Aber den Widerstand im Lande selbst glaubte er nur durch seine persönliche Gegenwart bewältigen zu können. Er

setzte daher mitten im Winter über den Kanal. In London, wo er das Weihnachtsfest feierte, erließ er eine Ansprache an Adel und Volk voll beruhigender Zusicherungen, erleichterte die Steuerumlage und suchte durch freundliches, entgegenkommendes Wesen Vertrauen zu wecken. Die Bürgerschaft von Exeter gab jedoch ihren Widerstand nicht auf; da aber eine Spaltung zwischen den für Unterwerfung gestimmten Vornehmen und dem auf Vertheidigung bestehenden Volke entstand, wodurch die Kraft des Handelns gebrochen ward, so erlag die Stadt nach kurzer Belagerung der äußern Gewalt und dem inneren Verrath. Die alte Gräfin Gytha entfloh nach St. Omer an der flandrischen Grenze, wo sie, die letzte des glorreichen Stammes, ihre Tage in stiller Trauer beschloß. Wilhelm behandelte die Stadt mit Schonung und stellte sie unter die Aufsicht eines normannischen Ritters, Balduin de Moles, den er zum Vicomte von Exeter ernannte. Einige Zeit nachher setzte Wilhelms Gemahlin Mathilde mit vielen Rittern und Edelfrauen über den Kanal, um in der alten Hauptstadt Winchester von der Hand des Erzbischofs Aldred von York zur Königin gekrönt und geweiht zu werden. In ihrem Gefolge befand sich Bischof Guido von Amiens, der in zierlichen Hexametern die Schlacht und ihre Folgen besungen hat. Die neue Königin und ihre Begleitung wurden mit reichen Geschenken erfreut. Aber Mathilde schändete ihren Namen durch eine That grausamer Rachsucht. Ein angelsächsischer Ritter, Brithric, der einst am Hofe zu Brügge ihre Liebe verschmäht hatte, wurde nach Winchester geschleppt und dort verrätherisch ermordet, und die Königin wählte unter den ihr zum Geschenke angebotenen Gütern gerade die Besitzungen dieses Mannes in Glocester und Cornwallis.

Dec. 1067. Fall von Exeter. Mathilde's Krönung und Rache.

Mit dem Falle von Exeter war der Widerstand des Südens gebrochen. Dagegen beharrte im Norden die Stadt York, wohin sich der zurückgekehrte Edgar Aetheling mit seiner Mutter und seinen Schwestern und viele tapfere Ritter aus der Umgegend mit ihren Kriegsmannschaften gezogen hatten, in ungebeugtem Trotze und auch Oxford hielt noch zur vaterländischen Sache. Aber Mangel an einheitlicher Führung machte alle Anstrengungen der Patrioten zu nichte. Oxford und die übrigen unfügsamen Städte des mittleren Landes wurden erobert und theilweise verheert und mehrere Burgen, die bei Warwic, Nottingham, Derby u. a. O. errichtet und der Obhut zuverlässiger Normannen anvertraut wurden, hielten das Land im Gehorsam. Auch York, das stärkste Bollwerk der Vaterlandsvertheidiger mußte sich nach heftiger Gegenwehr unterwerfen und edle Geißeln für seine künftige Treue stellen; und Adel und Klerus, an ihrer Spitze der mächtige Bischof von Durham, zögerten nun nicht länger sich durch Huldigungserklärungen die Gnade des Siegers zu erkaufen. Selbst König Malcolm von Schottland, der den Edgar Aetheling bei sich aufgenommen und sich mit dessen reizender Schwester Margaretha vermählt hatte, warb um die Freundschaft des mächtigen Nachbars. Zwei neue

Fall von Oxford und York. 1068.

Castelle mit starken Besatzungen in der Nähe von York sollten weiteren Erhebungen vorbeugen. Auch auf Lincoln, Huntingdon und Cambridge blickten feste Burgen unter normannischen Befehlshabern drohend hernieder. Am Ende des zweiten Jahres schien die Eroberung Englands vollendet zu sein, so daß Wilhelm einen Theil seiner Ritter und Söldner in die Heimath entließ.

Der Aufstand im Norden. 1068. Aber die Ruhe war nur eine scheinbare. In den Gemüthern glühten noch Haß, Rache und Leidenschaften aller Art, und der Uebermuth und Frevelsinn der siegenden Kriegsschaaren trieben neue Flammen auf. Als zu Anfang des In Durham. Jahres Robert de Comines mit einer Reiterschaar in Durham einzog und die siegestrunkene Besatzung sich an den Einwohnern arg verging, wurde der Feuerstab, das nordische Sturmzeichen, von Dorf zu Dorf getragen, worauf alles Landvolk in der Nacht herbeiströmte und, bei Tagesanbruch in die Thore eingelassen, mit den Bürgern vermischt die Normannen im Schlafe überfiel und bis auf den letzten Mann tödtete. Der Graf und seine Ritter fanden in den In York. Flammen des angezündeten bischöflichen Palastes einen elenden Tod. Auch der Befehlshaber der einen Burg von York erlag mit vielen der Seinen der stürmenden Menge. Die Nachricht von diesem Aufstand erfüllte die in Schottland weilenden Flüchtlinge mit neuen Hoffnungen; sie eilten mit Edgar Aetheling nach York, aber nur um einige Monate nachher durch Fitz Osbern eine schwere Niederlage zu erleiden.

Die dänische Hülfsflotte im Humber. Ihr Muth wurde jedoch aufs Neue belebt, als sie vernahmen, daß eine dänische Flotte von 240 Fahrzeugen unter der Führung der beiden Königssöhne den Humber heraufsegele, um in Verbindung mit den Eingebornen die Normannen zu vertreiben. Rasch schlossen sich alle Flüchtlinge den Landenden an und rückten auf York los. Bei ihrem Anblick gerieth der Erzbischof in solchen Schrecken, daß er heftig erkrankte und nach wenigen Tagen starb. Kaum war seine Leiche in St. Petri Münster beigesetzt, so wurde die Kirche sammt der inneren Stadt ein Raub der Flammen. Die normannischen Krieger hatten die Bürgerhäuser vor ihren Castellen anzünden lassen, aber das Feuer von einem Sturmwind getrieben, hatte auch die übrigen holzgebauten Häuser ergriffen. Die Wuth über diese Zerstörung erhöhte die Kampflust der Angelsachsen. Die Mauern wurden erstiegen, die Mannschaft niedergemacht bis auf die zwei Führer, deren Lösegeld die Beute vermehren sollte. Die Kunde von diesen Vorgängen rief auch in andern Landschaften die Patrioten unter die Waffen; in In Shrobshire. Shrobshire sammelten sich Angelsachsen und Waliser unter der Fahne Edrics In Somerset. des „Wilden“ und verbrannten die Stadt Shrewsbury; in Somerset und Dorset stand das Landvolk auf und bedrohte die normannischen Burgen; im Gau von Stafford erhoben die Grafen Edwin und Morkar aufs Neue die Fahne des Aufruhrs. Die Herrschaft der Normannen wankte in ihren Grundfesten.

Unterdrückung des Aufstandes u. Verwüstung des Landes.

Aber nur zu bald schlug das Verderben auf die Angreifer zurück. Wie hätten die ungeordneten Schaaren ohne Plan und einheitliche Führung den stahlfesten Reihen der normännischen Ritter auf die Dauer widerstehen sollen? Ein so kriegs- und menschenkundiger Fürst wie Wilhelm entdeckte bald die schwache Seite seiner zahlreichen Gegner. Während er mit Blut und Eisen die angelsächsischen Aufrührer im Felde niederwarf und mit der Brandfackel die Dörfer und Gehöfte, die Kornfelder und das aufgehäufte Getreide zerstörte, wußte er durch Gold und reiche Gaben die Dänen in Unthätigkeit zu halten und die reichen Bürger und Kaufherren der größeren Städte hielt er durch Furcht und Versprechungen in einer verderblichen Neutralität. Der schreckliche Mann erreichte seinen Zweck. Schwert, Hungersnoth und Seuchen, lichteten die Reihen der Angelsachsen und schufen Raum zu neuen Ansiedelungen und Einrichtungen. Die Verfolger machten keinen Unterschied zwischen Schuldigen und Unschuldigen; bis in die Schluchten und Höhlen suchte das Normannenschwert seine Opfer und noch schrecklicher waren die Verheerungen, welche der Hunger anrichtete. Auf der Landstraße und in abgelegenen Häusern und Gassen blieben die Leichen unbeerdigt liegen und füllten die Luft mit Modergeruch. Die Angst und Verzweiflung im Herzen flüchteten sich Tausende nach der Meeresküste, nach einem Schiffe spähend, daß sie und den geringen Rest ihrer Habe in andere Länder entführen möchte. Am schrecklichsten war das Schicksal der Landschaften im Norden des Humber.

Krönung in York. 1068.

Weihnachten. 1068.

Nachdem die Häupter des Aufstandes, so viele dem Schwert entronnen, entweder wie Edgar nach Schottland entflohen waren oder sich unterworfen hatten, veranstaltete Wilhelm in dem verödeten York ein neues Krönungsfest und vertheilte dann die eingezogenen Ländereien und Burgen an seine Getreuen. Aber Northumbrien und die angrenzenden Gegenden waren zur Wüste geworden: „an der einst lebhaften Heerstraße von York bis Durham vermochte man, so weit das Auge umherblickte, kein bewohntes Dorf zu erspähen; in den Trümmern und Höhlen hausten zum Verderben des Wanderers nun Raubgesindel und Wölfe“. Um das Maaß der Leiden voll zu machen, erschien nach Wilhelms Abzug der König von Schottland als Verbündeter Edgar Aethelings in dem unglücklichen Lande, richtete neue Verwüstungen an und schleppte die rüstige Jugend in Knechtschaft.

Einführung des Lehnswesens und des römischen Kirchensystems.

Der Aufstand bot dem Eroberer einen willkommenen Anlaß zu der durchgreifendsten Umgestaltung der öffentlichen Verhältnisse. Nicht nur, daß er seine normännischen Ritter mit dem Raube der angelsächsischen Edlen bereicherte, er führte auch das französische Lehnswesen in England ein, nahm in der Gerichtsordnung manche Veränderungen vor und begünstigte das römisch-normannische Kirchensystem. Französische Geistliche, die mit Schild und Schwert unter Wilhelms geweihtem Banner ins Land gezogen waren, erhielten die einträglichsten Kirchenämter; die alten Klöster wurden geschatzt und nach gallicanischer Weise

reformirt; die Schätze, Kostbarkeiten und werthvollen Urkunden, welche die Angelsachsen nach alter Sitte den heiligen Orten anvertraut, wurden nebst einem großen Theil des Kirchenvermögens geraubt und der königlichen Schatzkammer zugewiesen, der angelsächsische Cultus in der Landessprache verschwand aus dem Gottesdienst, die Satzungen der römischen Synode galten fortan als Kirchengesetze. Lanfranc aus Pavia, Abt des Stephansklosters zu Caen, einer der gelehrtesten Theologen und Rechtsgelehrten seiner Zeit und Wilhelms vertrautester Rathgeber in geistlichen Angelegenheiten, wurde Erzbischof von Canterbury, nachdem der Angelsachse Stigand von den päpstlichen Legaten, die Wilhelm aufs Neue krönten und weihten, seiner Würde entsetzt und seiner Schätze beraubt worden; die Bisthümer von Winchester und Ostanglien erhielten zwei Capelläne des Königs; den erzbischöflichen Stuhl von York bestieg ein der Verschwendung und Weltlust ergebener Domherr von Bayeux, Remigius, ein Mönch von Fecamp, wurde Bischof von Worcester (Lincoln); auch viele Abteien erhielten neue Vorsteher und das wichtige Bisthum Durham, dessen Bischof Agelvine im Gefängniß zu Westminster sein Leben beschloß, wurde zuverlässigeren Händen anvertraut.

Lanfranc.

Die bald nachher getroffene Anordnung, daß die Bischofsitze in befestigte Städte verlegt werden sollten, hatte den Zweck, die normannische Geistlichkeit durch die Burgmannschaften zu beschützen, die angelsächsische besser zu überwachen. So wurden die Bischofsitze von Shirburn nach Sarum, von Selsea nach Chichester, von Litchfield nach Chester, von Dorchester nach Lincoln verlegt. „Eine unausbleibliche Folge der Einführung der Priester fremder Zunge war, daß die Eroberer, der künftige Adel des Landes, nun ihre französische Sprache und heimathliche Bildung beibehielten und die Unterjochten die reine Sprache ihrer Vorfahren verdarben und bald nicht länger verstanden. Der Gesammtertrag der geistigen Anstrengungen und Erfahrungen des angelsächsischen Stammes, welcher in der reichsten Literatur unter den germanischen Brüdern in ausdrucksvoller Prosa oder künstlich verschränkter, rhythmisch-alliterirender Poesie niedergelegt war, die Weisheit grauer Vorzeit im Sprichworte, alle Lehren, alles belebende, erheiternde Beispiel in der volksthümlichen Tradition gingen verloren." Uebrigens hat Lanfrancs hoher und rastloser Eifer ein milderndes, wenn nicht versöhnendes Licht auf die erst durch ihn wahrhaft vollendete Eroberung geworfen. Selbst die Angelsachsen haben ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn gleich er der eigentliche Begründer des römischen Kirchenthums in England geworden ist. Nachdem er von den Bischöfen Giso von Wells und Walter von Hereford, zwei Lothringern, kanonisch geweiht worden, vollzog er selbst die Ordination des Erzbischofs von York, wobei er nicht unterließ die Rechte seiner Kirche auf das Primat Englands hervorzuheben. Seinem religiösen Eifer war es zuzuschreiben, daß bei der Besetzung der Bisthümer auf würdige und gelehrte Männer Rücksicht genommen ward und daß dem eigennützigen und willkürlichen Verfahren des Königs, der die Vorstandsstellen mancher Klöster an unwürdige Aebte verkaufte, Einhalt geschah. — „Die Normannen erdrückten die angelsächsische Bildung nicht völlig", sagt Lappenberg, „aber pfropften auf diesen Stamm ein Reis, welches ihn so sehr veränderte, als, ohne ihn zu ertödten, möglich war, und brachten so der Zukunft Englands für mehrere Jahrhunderte ihre abenteuer- und herrschlustigen Enkel, ihre Kriege, ihre Feldlager-Verfassungen, ihre Hofdichter

und Rechtssprache, ihre Sitten, Ausschweifungen, Moden, kurz Alles was eine Herrscherkaste zu allen Zeiten und in allen Theilen der Erde auszeichnet und langsam mit ihr wieder untergeht."

Hereward der angelsächs. National-held. 1071.

Das Bestreben des Königs, die Träger und Verfechter der nationalen Elemente zu vernichten, um Raum für seine neuen Einrichtungen und für die Ansiedelung ergebener und zuverlässiger Männer aus seiner Umgebung zu gewinnen, verletzte die Angelsachsen in ihren tiefsten Gefühlen und trieb sie zu neuen vaterländischen Erhebungen. Hereward, der tapfere Sprosse eines alten Geschlechtes in Lincolnshire, eilte aus Flandern, wo er durch seine ritterlichen Thaten die Hand einer edlen Flamänderin erworben hatte, in sein Vaterland, und im Kloster Peterborough zum Vorkämpfer der bedrohten Nationalität sich weihend sammelte er die letzten Kräfte des geknickten Volkes auf dem Eiland Ely in einer durch Sümpfe und Ueberschwemmungen geschützten Gegend an der breiten Seebucht, der Wash genannt. In Verbindung mit den Grafen Morkar und Edwin und vielen vaterländisch gesinnten Männern fügte Hereward, eben so schlau und gewandt als tapfer, den Normannen großen Schaden zu und schlug alle Angriffe siegreich zurück. Weithin erscholl der Ruhm des kühnen Kämpen und seiner Gefährten; sein Name war ein Lichtstrahl in dunkeln Tagen. Die Normannen empfanden mit Schmerz, daß nicht mehr der heldenmüthige Wilhelm Fitz Osbern, der Markgraf von Hereford und Statthalter des nördlichen Englands, ihre Unternehmungen leitete; er hatte kurz zuvor in einem Kriege seines Mündels, des Grafen Balduin VI. von Flandern, wider seinen Oheim Robert den Friesen durch einen Hinterhalt sein Leben eingebüßt, ein Mann von wunderbarer Tapferkeit und wegen der Liebenswürdigkeit seines Charakters, der Milde und Anmuth seiner Sitten und der Freigebigkeit seines Wesens allgemein geliebt und verehrt. An seiner Stelle führte der rauhe Yvo Taillebois den Oberbefehl.

Fitz Osberns Tod.

20. Febr. 1071.

Ausgang der nationalen Erhebung.

Allein wie tief auch der Name des Ritters von Lincoln sich dem Herzen seines Volkes einprägte, also daß noch lange die Heldenthaten, Abenteuer und wunderbaren Rettungen der tapfern Kämpfer von Ely in Sage und Lied gefeiert wurden; es waren vergebliche Anstrengungen: Graf Morkar beschloß sein wechselvolles Leben in Fesseln auf einer normannischen Burg; sein Bruder Edwin fiel durch Verrath und Meuchelmord, ihre Stammgüter wurden mit der Hand ihrer Schwester dem verhaßten Taillebois gegeben; Hereward erkaufte sich durch freiwillige Unterwerfung die Gnade des Siegers. Auch Malcolm von Schottland, der die angelsächsische Erhebung begünstigt hatte, suchte den Eroberer, der drohend an die schottische Grenze rückte, zu versöhnen, stellte seinen Sohn und andere Edele als Geißeln seiner Treue und wies den von Wilhelm verbannten Grafen Gospatrik, einen der nordischen Parteiführer, aus seinem Reiche. 1072.

Edgar Aetheling's Unterwerfung und Ende.

Auch seinen eigenen Schwager Edgar Aetheling sandte Malcolm über das Meer, damit er, unterstützt von dem König von Frankreich, dem Grafen Fulko von Anjou und vielen unzufriedenen normannischen und fränkischen Baronen seinen Nebenbuhler in dessen Erbland befehden möchte. Aber auch hier bewährte sich Wilhelms Glück. Die Aufständischen wurden durch Gewalt oder Verträge zur Niederlegung der Waffen gebracht, Fulko zum Frieden gezwungen, und Edgar Aetheling, als er in den Reihen des feindlichen Heeres eine große Zahl angelsächsischer Krieger erblickte, zum Aufgeben seiner Ansprüche und seiner hoffnungslosen Unternehmungen bewogen. Er fügte sich in sein unvermeidliches Schicksal. Mit einem reichen Gnadensold beschenkt, verbrachte der letzte Sprößling des angelsächsischen Königshauses den Rest seines Lebens zu Rouen in Unthätigkeit und leeren ritterlichen Zerstreuungen, vom Feinde überwacht, von seinem Volke vergessen.

Verschwörungen.

Edgars Abtreten vom Schauplatz der Geschichte entzog allen ferneren Aufständen der Angelsachsen den Charakter der Legitimität und der nationalen Erhebung. Ohne Mittelpunkt und legale sittliche Zwecke konnten von nun an die bürgerlichen Kämpfe nur als Verschwörungen angesehen und behandelt werden, die blos dazu dienten, die Fesseln der Gewaltherrschaft noch fester zu ziehen. Als Roger von Hereford, Fitz Osberns Sohn, unzufrieden, daß die Verdienste seines Vaters ihm nicht höher angerechnet wurden, mit Radulf von Guader und einigen angelsächsischen Mißvergnügten einen verrätherischen Bund schloß, um mit bewaffneter Hand und unterstützt von einer dänischen Flotte sich im Norden ein unabhängiges Königreich zu schaffen, ereilte nicht blos ihn, sondern alle Mitschuldigen und Verdächtigen das Verderben. Roger selbst, von den erkauften Dänen treulos verlassen, endete als Gefangener seine Tage im Kerker und Banden; von seinen Genossen starben viele am Galgen, andere wurden geblendet oder verstümmelt; Radulf und seine Bretonen aus dem Lande getrieben. Aber vor Allem schrecklich war das Loos des angelsächsischen Grafen Waltheov, der sich anfangs gezwungen den Aufständischen angeschlossen, dann aber seiner Lehnspflicht eingedenk, dem König durch den Erzbischof Lanfranc die Pläne der Verschworenen verrathen hatte. Von seiner eigenen Gemahlin Judith, des Königs Nichte, angeklagt, wurde der von seinen Landsleuten wegen seiner Frömmigkeit und Gerechtigkeit hochverehrte Mann zum Kerker verurtheilt, dann aber auf Befehl des mißtrauischen Königs vor den Thoren von Winchester vor Anbruch des Tages enthauptet.

(Roger von Hereford. — Waltheov. — 31. Mai 1075.)

„Mit der Ermordung Waltheovs", bemerkt Lappenberg, „verließ den König sein altes Glück; Leidenschaftlichkeit, Jähzorn und alle jene Stürme, wodurch die sich selbst ertödtende bessere Stimme unbewußt das Auge des Geistes verdunkelt, ließen keinen seiner späteren Pläne gedeihen." Nicht einmal die Bestrafung des Hauptschuldigen, Radulf von Guader, gelang ihm. Bald darauf erhob sein Erstgeborner, Robert, kühn und streitbar, aber leidenschaftlich und ein leichtsinniger Verschwender, die Waffen gegen den Vater und bekämpfte im Bunde mit vielen normannischen und auswärtigen

(Robert Wilhelms Sohn.)

Grafen und Baronen denselben so lange, bis Wilhelm ihm die Verwaltung des Herzogthums überließ. Auch in dem schwer heimgesuchten Northumbrien erhob der Aufstand noch einmal drohend sein Haupt, als die beiden Günstlinge des Bischofs Walcher von Durham, Gilbert und Leobvine, einen einheimischen Grafen meuchlings ermorden ließen. Der Bischof und Gilbert wurden von den Aufrührern erschlagen und Leobvine durch die Flammen der angezündeten Kirche gezwungen, den heiligen Schutzort zu verlassen und dann von der wüthenden Menge in Stücke zerhauen. Ein furchtbares Strafgericht stellte die Ruhe wieder her und zwei Normannen regierten fortan die Grafschaft und das Bisthum; aber Gewalt, Druck und Ungerechtigkeit waren nicht geeignet die Gemüther zur Versöhnung und zum Frieden zu stimmen. Fast gleichzeitig mit diesen nordischen Vorgängen entstanden auch im Süden Störungen, veranlaßt durch Wilhelms Bruder Odo, Bischof von Bayeux, der in Abwesenheit des Königs dessen Stelle in England vertrat. Ehrgeizig und habsüchtig, suchte er die Normannen in den Krieg zu verwickeln, der damals zwischen Kaiser Heinrich IV. und Papst Gregor VII. entbrannt war, in der Hoffnung, für sich selbst die apostolische Würde zu erringen. Aber der König ließ den geistlichen Bruder in den Kerker legen und bemächtigte sich seiner erpreßten Schätze. Die Verwendung des römischen Kirchenfürsten war eben so erfolglos als dessen Forderung, Wilhelm möge in Anerkennung der ihm von dem Oberhaupte der Kirche bei der Besitznahme Englands geleisteten Dienste dem päpstlichen Stuhle den Eid der Lehnstreue leisten. Seit sich Wilhelm fest auf dem Throne fühlte, machte er auch dem apostolischen Stuhl gegenüber seine Herrscherwürde geltend. Gregor wagte es nicht die strengen Grundsätze über Simonie und Cölibat, die er gegen den Kaiser mit solcher Heftigkeit verfocht, auch gegen den Eroberer in Anwendung zu setzen. Dieser fuhr fort die Abtstellen zu verkaufen und unter dem angelsächsischen Klerus fanden sich noch lange verheirathete Geistlichen aller Grade.

Bischof Walcher von Durham. 1080. Odo von Bayeux. 1081. Wilhelm u. Gregor VII.

Von den letzten sechs Regierungsjahren des Eroberers sind wenige Thatsachen erhalten. Die Nachricht, daß König Knud der Heilige, Svend Estrithsons Nachfolger, in Verbindung mit dem König Olaf Kyrre von Norwegen und dem Grafen Robert dem Friesen von Flandern mit einer großen Flotte nach England zu segeln gedenke, um seine vertriebenen Anverwandten, die Söhne Haralds, zu rächen oder eigene Erbansprüche geltend zu machen, wurde von Wilhelm benutzt, die Küsten durch starke Befestigungen zu sichern und behufs der Kriegsrüstungen die Unterthanen mit der Erneuerung des Dänegelds und andern Lasten zu drücken. Ja, damit die Dänen nicht schon an der Kleidung Feind und Freund erkennen möchten, wurde den angelsächsischen Bewohnern geboten, ihre väterliche Tracht abzulegen und ihre langen Bärte zu scheeren. Diese Vorkehrungen, verbunden mit den „goldenen Pfeilen", die Wilhelm auch diesmal mit Vortheil anwandte, scheinen die Dänen und ihre Verbündeten von ihrem Vorhaben abgeschreckt zu haben. Aus dieser Zeit stammt das merkwürdige Grundbuch, „Doomsdaybook" genannt, das ausführliche Verzeichniß aller Landbesitzungen nebst der Zahl der Einwohner nach Stand und Vermögen in den verschiedenen Gauen mit Ausnahme der nördlichen Grafschaften; ein statistisches Land- und Zinsbuch, von großer Wichtigkeit für die Erkenntniß der Zustände jener Jahre, zugleich aber auch ein treues Gemälde des Verfalls und Elends des früher so blühenden Inselreiches.

Wilhelms letzte Regierungszeit. 1084. Das Doomsdaybook.

Wilhelms des Eroberers Ausgang. Bald nachdem Wilhelm diese mit Benutzung älterer Arbeiten angefertigten Aufzeichnungen seiner Beamten im Archiv zu Winchester aufgestellt und seinen Mannen nochmals den Eid der Lehnstreue abgenommen und ihnen ihre
1086. Besitzungen in England bestätigt hatte, setzte er über den Kanal, um einen von dem König von Frankreich angeschürten Krieg normannischer und französischer Barone und Grafen zu unterdrücken. Da warf in Mantes, wo er die Burg und viele Gebäude in Brand setzte, sein durch einen glühenden Balken scheu gewordenes Pferd den Reiter ab. Eine Wunde nahm bei dem schweren, wohlbeleibten König bald eine so gefährliche Wendung, daß er, nach Rouen gebracht, in Kurzem dem Tode erlag. Vor seinem Hingang vertheilte er zur Beruhigung seines Gewissens alle seine Schätze an Klöster, Kirchen, Geistliche und Arme, entließ die gefangenen angelsächsischen und normannischen Edlen ihrer Haft und verfügte dann, daß sein ältester Sohn Robert die Normandie mit den andern Besitzungen und Rechten in Frankreich, der zweite, Wilhelm, das Königreich England erben sollte, der dritte Sohn Heinrich erhielt nur ein Legat von 5000 Pfund Silber, aber zugleich die Aussicht auf eine reiche Zukunft. Bald
7. Sept. 1087. nachher verschied Wilhelm der Eroberer. Sein Tod gab das Zeichen zur allgemeinen Flucht. Die anwesenden Vornehmen eilten in ihre Behausungen, um das Ihrige zu schützen oder zu verbergen; das Gesinde stürzte nach dem Palaste, um Gewänder, Gefäße und werthvolles Hausgeräthe zu rauben, so daß der Leichnam des mächtigsten Herrschers mehrere Stunden lang unbedeckt auf dem Fußboden liegen blieb. Da von den Söhnen keiner zugegen war, um dem Vater die letzte Ehre zu erweisen, so besorgte endlich ein einfacher Ritter die Bestattung auf eigene Kosten. Er brachte die Leiche nach Caen, wo sie endlich, bereits in Verwesung übergegangen, in dem Klostergewölbe beigesetzt wurde, nachdem man noch zuvor die allzu enge Gruft hatte erweitern müssen.

Sein Charakter. Dies war das Ende eines Mannes, der, von geringen Anfängen ausgehend, durch eigene Kraft sein väterliches Erbe vermehrte und sicherte und zum mächtigsten König seiner Zeit sich emporschwang. Seine Lebensgeschichte, die wir in den obigen Blättern in ihren Hauptzügen dargestellt, ist zugleich das Spiegelbild seines Charakters. Kriegsmuth und Tapferkeit, in jenen Jahren die hervorragendste Mannestugend, war bei ihm mit einer wunderbaren Körperkraft gepaart. Den Bogen, welchen ein Anderer kaum stehend zu handhaben vermochte, spannte er auf dem Rücken des flüchtigen Rosses. Diese Eigenschaften, die den Führer des Heeres auch zugleich zum Vorfechter und ersten Krieger machten, flößten den Feinden Furcht, den Freunden Vertrauen und Gehorsam ein. Er war stets bereit, selbst im Zweikampf mit dem Gegner die Entscheidung zu suchen. Diese Kraft und Kampfslust, die sich bei Wilhelm nicht blos in seinem ununterbrochenen Kriegsleben kund gab, sondern auch in seinem unbezwinglichen Hang zum Waidwerk, in seiner leidenschaftlichen Jagdliebe zu Tage trat, war in seiner Natur vereinigt mit einer unbeugsamen Energie, Wil-

lensfestigkeit und Entschlossenheit, die ihn antrieben, allen Feinden kühn die Stirn zu bieten, allen Gefahren und Widerwärtigkeiten unbedenklich entgegen zu gehen, Eigenschaften, die bei großartigen Unternehmungen und getheilten Gegnern schwer in die Wagschale fallen, zumal wenn sie mit einer solchen Strenge und Herzenshärtigkeit gepaart erscheinen, wie bei Wilhelm. War diese That- und Willenskraft die Quelle, aus welcher des Herzogs Beruf zum Kriegshelden und Eroberer floß, so waren die Weltklugheit und Menschenkenntniß, so waren der überlegene Verstand und die klare und scharfe Erkenntniß und Beurtheilung der Verhältnisse, so waren die Einsicht in die Schwächen der Menschen und das ihm innwohnende Talent der Selbstbeherrschung, Zurückhaltung und Verstellung, die Gaben und Anlagen, welche ihn zum Regenten befähigten, welche ihn die zur Beherrschung einer trotzigen, unfügsamen Nation geeigneten Maßregeln wählen ließen, welche ihn in Stand setzten, bei seinen Feinden bald die Macht der Furcht, bald die sanften Mittel der Bestechung und Verführung mit Erfolg in Anwendung zu bringen. Wie Knud der Große war auch Wilhelm der Normanne auf blutigen Wegen zur Macht und Herrschaft in einem fremden Reiche emporgestiegen; aber während bei jenem in späteren Jahren die edlere Naturanlage die Oberhand gewann und ihn antrieb, die Härten und Fehler einer rauhen Jugendzeit durch das Licht christlicher Tugenden und nützlicher Einrichtungen zu verdecken, war Wilhelm durch seine Natur wie durch die größere Schwierigkeit der Verhältnisse gezwungen, die auf Blut und Eisen, auf Argwohn und Falschheit gegründete Staatskunst bis zu seines Lebens Ende durchzuführen. Darum ist auch der Name Knuds des Großen vom Lichte der Poesie und Sage verherrlicht auf die Nachwelt gekommen, indeß Wilhelm nur als der „Eroberer" in den Jahrbüchern der Geschichte dasteht mit allen großen und allen dunkeln Seiten, die solchen gewaltigen Naturen anhaften.

4. Die inneren Zustände Englands in der Uebergangszeit.

Die normannische Eroberung griff tief in das gesammte Staats- und Rechtsleben des englischen Volkes ein. Waren schon während der Wikingerzüge und durch die dänischen Ansiedelungen die alten Geschlechter- und Markenverbände vielfach zersetzt und verändert und die Scheidung des Eigenlandes (Bocland) vom Gemeinland (Folkland) und vom „Laenland" schärfer ausgeprägt worden (IV. S. 722), so schuf die Uebertragung des französisch-normannischen Lehns- und Vassallenwesens durch Wilhelm den Eroberer ganz neue Besitz- und Eigenthumsverhältnisse und führte zu durchgreifenden Reformen im Heerwesen, in der Rechtspflege, in der Machtstellung des Königs und in der Kirche. Die neuen Verhältnisse.

Wie aus dem erwähnten Reichsgrundbuch (Doomsdaybook) hervorgeht, schied der König aus dem gesammten Reichsgebiet 60,215 Ritterlehen aus, wovon die Hälfte an weltliche Herren verliehen, die andere Hälfte der Krone und der Kirche zugetheilt 1. Lehnwesen und Volksstände.

ward. Diese über das ganze Reich zerstreuten Lehnsgüter mit Gebäuden, mit Grundbesitz und Waldung, mit Einkünften aller Art, als Zehnten, Zöllen, Marktgeldern und andern Gefällen, und mit einer entsprechenden „Bekleidung des Bodens," d. h. einer zu Schutzgeldern, Abgaben und Dienstleistungen verpflichteten unfreien oder halbfreien Bevölkerung wurden nach den Grundsätzen des in der Normandie geltenden Beneficien- und Vasallenrechts in der Weise verliehen, „daß das Gut durch Absterben des Besitzers ohne lehnsfähige Nachkommenschaft (escheat) und durch Verwirkung wegen Felonie (forfeiture) zurückfällt, mit einer Verpflichtung zu schweren Gebühren beim Besitzwechsel, mit nutzbarer Vormundschaft über den minderjährigen Erben und mit einer Beitragspflicht in außerordentlichen Ehren- und Nothfällen (auxilia)." Die Inhaber dieser Lehen sind je nach der Größe derselben zur Stellung und Erhaltung eines oder mehrerer Schwerbewaffneten zu Pferde verbunden. Etwa 1400 der größten Beneficialgüter wurden an Kronvasallen hergegeben, mit der Verpflichtung, auf den Ruf des Königs sich mit allen ihren Mannen persönlich unter dessen Fahne zu reihen, oder, falls Bischöfe oder Aebte die Inhaber waren, ihre „Aftervasallen" einrücken zu lassen. Da nämlich die Besitzungen der Meistbelehnten oder Kronvasallen (tenentes in capite) oft sehr umfangreich waren und die „großen Barone" mithin ganze Fähnlein Schwerbewaffneter zu stellen hatten, so bildete sich der Gebrauch der Afterbelehnung sowohl bei geistlichen wie bei weltlichen Beneficiaten. Die Untervasallen, in deren Reihen hauptsächlich die Gutsbesitzer mittleren Ranges, die Gentry oder kleineren Thane eintraten (denn die Großthane waren meistens durch die normannischen Ansiedler verdrängt worden), hatten einen Eid zu leisten, welcher die dem Lehnsherrn zu gelobende Treue auch auf den König, den Oberlehnsherrn, ausdehnte, also daß die Kriegspflicht für König und Reich Alle band. Neben der dreifachen Gattung von Vasallen, den größeren und kleineren Baronen und den Untervasallen der geistlichen und weltlichen Lehnsträger, werden im Grundbuch noch als heerpflichtige Leute aufgeführt Gemeinfreie (liberi) und Sokemannen, jene etwa 12,000, diese 23,072 Köpfe stark. In den „freien Männern" wird man den geringen Rest der alten „Ceorle" erblicken dürfen, einst der Kern der angelsächsischen Landbevölkerung, der freien Bauern und Viehzüchter, auf denen die Kraft, der Wohlstand und das germanische Volksthum ruhte. Und selbst dieser schwache Bestandtheil darf so wenig zu den ganz freien Eigenthümern gezählt werden als die andere Klasse von noch geringerem Rechte. Sie waren zu mancherlei Diensten und Leistungen an den Grundherrn verpflichtet, in dessen Lehnsgebiet ihre Güter lagen; nur daß ihr Besitzthum auf ihre mündigen Söhne vererbbar war. Die übrigen Ceorle waren bereits in die Zahl der hörigen Leute gefallen, welche die Normannen mit dem verächtlichen Namen der „Villani" bezeichneten, eine arme, gedrückte Menschenklasse von unfreien und leibeigenen Bauern, kaum besser gestellt als Sclaven, deren das Grundbuch gleichfalls Erwähnung thut.

Kronvasallen. — Aftervasallen. — Freie u. Sokemannen. — Villani u. Sclaven.

2. Heerwesen. Volkswehr u. Dienstmannschaft in der angelsächs. Zeit.

Mit diesen Umgestaltungen in Besitzstand und Lebensstellung waren Veränderungen im Heer- und Gerichtswesen nothwendig verbunden. Schon in der angelsächsischen Zeit war die ursprüngliche allgemeine Heerpflicht dahin ermäßigt worden, daß nicht jeder Inhaber einer Bauernwirthschaft (Hid) zum persönlichen Kriegsdienst auf eigene Kosten aufgeboten ward, sondern die „Hundertschaften" oder Waffenverbände zur Stellung einer bestimmten Zahl Kriegsmannen mit Rücksicht auf den Vermögensstand der Eingesessenen angehalten waren, daneben aber sich um die Volkshäupter eine bewaffnete Gefolgschaft aus dem freien Haus- und Hofgesinde bildete. Kampflust und Ehrbegier, Aussicht auf Beute und Lohn mehrte die Zahl der freien Dienstmannen, die sich als „Gesinde" (Gesith) um den König schaarten, seinem persönlichen Aufgebot folgten und für ihre Treue und Anhänglichkeit von demselben mit „Bockland" ausge-

stattet oder mit andern Gaben und Gunstbezeugungen belohnt wurden. In ähnlicher Weise bildeten auch größere Gutsherren aus waffengeübten Hörigen oder jüngeren Söhnen freier Bauern einen kriegerischen Hausstaat. Diese kampfbereiten Wehrmannschaften kamen gewöhnlich bei den zahlreichen kleinen Fehden der Könige gegen innere und äußere Feinde in Anwendung, indeß der Rückgriff zur Volkswehr mehr auf Fälle allgemeiner Landesnoth beschränkt blieb. So lange die Kriege der Gaukönige nur gegen einander oder gegen die Reste der Kelten gerichtet waren, hatte diese königliche Wehrmannschaft der „Thane" ausgereicht, aber während der dänischen Invasionen hatte sie sich als unzulänglich gezeigt, zumal da häufig eine Theilung der Streitkräfte eintreten mußte. Deshalb hatte Alfred d. Gr. den Heerbann dahin umgestaltet, daß er die Großbauern, die wenigstens fünf Gehöfte oder Hiden im Besitz hatten, in die Zahl der Thane oder Landedle aufnahm und sie zur Entgeltung dieser Rangerhöhung und Auszeichnung den persönlichen Diensteid zum ersten Aufgebot leisten ließ, so daß die Masse der freien Kleinbauern zwar noch waffenpflichtig blieb aber nur als Landwehr in zweiter Linie aufgeboten werden sollte. Diese Heerordnung, die im Wesentlichen bis zum Untergange des angelsächsischen Reiches bestanden hat, nur daß unter Knud die Garde der „Huscarle" eine vom Grundbesitz völlig losgelöste „Soldatengilde" bildete, erfuhr nun unter der Normannenherrschaft eine bedeutende Umänderung, indem die in der alten Einrichtung enthaltenen Elemente des Lehnswesens nunmehr zu einem fest geschlossenen System zusammengefaßt und ausgebildet wurden. Schon in dem veränderten Königsrecht lag auch für die Unterthanen die Nothwendigkeit einer veränderten Rechtsstellung. Während der angelsächsische König nicht ausschließlich durch das Geburts- oder Erbrecht zu seiner Würde gelangte, sondern die Wahl oder Zustimmung des Volkes oder doch der weltlichen und geistlichen Großen dabei wesentlich mitwirkte, trat nach der Eroberung das legitime Erbrecht des Herrscherhauses in unantastbarer Heiligkeit auf. Von einer Königswahl, die sich nicht immer an das Recht der Erstgeburt hielt, ja die sogar mitunter von dem Herrschergeschlecht abzugehen wagte, ist nun keine Rede mehr. Waren doch die eigenen Ansprüche Wilhelms nicht auf die Wahl der Nation, sondern auf eine angebliche Berufung und Rechtsübertragung durch König Edward gegründet! War demnach die angelsächsische Dienstgefolgschaft der Thane ein freier Waffenbund mit gegenseitigen Pflichten und Rechten und mit dem altgermanischen Band der Treue, so ist der normannische König als „Senior" und Oberlehnsherr eine geheiligte Persönlichkeit. Die Lehnsgüter werden nur mit der Bedingung der Heeresfolge vergeben; der Treueid knüpft den Vasallen und Untervasallen unmittelbar an den König als den höchsten Kriegsherrn, Abfall oder Ungehorsam werden als treuloser Verrath (Felonie) mit Verlust des Gutes, der Ehre, ja des Lebens bestraft. Die ganze waffenfähige und heerpflichtige Bevölkerung erscheint nach den Begriffen und Grundsätzen des normannischen Lehnsrechts als eine streng gegliederte Wehrgenossenschaft, dem König zu persönlichem Waffendienst verbunden unter Führern, die nur in seinem Auftrag handeln und gebieten. Selbst die geringen Reste der Gemeinfreien müssen sich unter das Fähnlein des Territorialherrn stellen, in dessen Lehngebiet sie eingewiesen wurden.

Der König als Oberlehnsherr.

Die normännische Heeresfolge.

Wenn in den Besitz- und Heerverhältnissen die Normannenzeit durch eine weite Kluft von der angelsächsischen Periode geschieden ist, so schließt sie sich dagegen im Rechtsleben und Gerichtswesen um so enger an dieselbe an. Kraft der eidlichen Zusicherung „die guten und bewährten Gesetze Edwards des Bekenners aufrecht erhalten zu wollen," ernannte Wilhelm rechtskundige Männer, „um solche Gesetze und Gewohnheiten festzustellen, welche zur Zeit der Sachsenkönige in Gebrauch gewesen," und gebot, daß nach denselben Formen und Grundsätzen das Recht gehandhabt werde, wie vor der Eroberung. Das „Hundertschaftgericht," das alle Monate zusammentre-

3. Rechtsleben und Gerichtswesen.

Hundertschaftgericht.

tend die kleineren Rechtsfälle für den engeren Kreis einer Gesammtgemeinde entschied, hatte schon gegen das Ende der angelsächsischen Herrschaft an Bedeutung verloren, und so war es denn bei dem allmählichen Verschwinden der freien Bauernschaften und bei der wachsenden Ausdehnung des Lehnsverbandes über alle Stände und Verhältnisse ein natürlicher Gang, daß die vor das Gericht der Hundertschaft gehörigen Rechtsfälle immer mehr abnahmen und auf die gutsherrliche Gerichtsbarkeit der Fronhöfe übergingen. Dagegen bewahrten die „Grafschaftsgerichte" oder Shire-Gemote, welche jährlich zweimal zusammen kamen, um unter dem Vorsitz der Eoldormen und ihrer Gehülfen, der „Vögte" oder Shirgerefen (Sherife), die Streitsachen und öffentlichen Anliegen der Grafschaft zu erledigen, auch in der Normannenzeit ihre Bedeutung, nur daß an die Stelle der Thane oder Großbauern die Kron- und Untervasallen als Beisitzer und Rechtsfinder traten, und daß Streitigkeiten über Kronlehen einem eigenen königlichen Oberhof (curia) vorbehalten blieben. Dieser königliche Gerichtshof nahm aber mit der Zeit an Ansehen und Geschäftskreisen zu, da bei den Grafschaftsgerichten häufig über Willkür und Parteilichkeit der Gerichtsvögte geklagt ward, welche die Verschiedenheit der alten und neuen Rechtsformen und Gewohnheiten im eigenen oder nationalen Interesse ausbeuteten, so daß die Berufung an das königliche Obergericht als eine Wohlthat erschien und mit Vorliebe gesucht ward. Auch die altgermanischen Institute der Eideshelfer, der Gottesurtheile, des Wehrgeldes und der „Friedensbewahrung," wornach die Geschlechtsverbände für ihre Glieder, der Guts- oder Hausherr für seine Leute und die Gemeinde oder Zehntschaft für ihre Angehörigen einzustehen hatten, dauerten in der Normannenzeit fort. Die kraft dieser „Gesammtbürgschaft" nothwendige Bedingung, daß jeder landlose Mann in einen Schutzverband eintrete, wurde aber in der Normannenzeit zur Ausdehnung der Feudalrechte des Lehnsherrn über die angesessene Bevölkerung besonders bei neuen Ansiedelungen durch strenge Niederlassungsgesetze häufig mißbraucht. Eine wesentliche Neuerung trat unter der Normannenherrschaft in dem Gerichtswesen nur dadurch ein, daß sich von dem Grafschaftsgerichte das Wandergericht abzweigte, eine Einrichtung, nach welcher der Gerefe wenigstens zweimal jährlich die einzelnen Hundertschaften bereiste, um als königlicher Bevollmächtigter an Ort und Stelle die leichteren Bußfälle zu erledigen, so wie das Institut der „Civil-Jury," wornach bei Besitz- und Erbschaftsklagen jede Partei das Recht hatte statt des Beweises durch Zweikampf „die Feststellung durch eine Commission von Gerichtsmännern zu beantragen" (recognitio). Auch das Städterecht entwickelte sich zunächst durch eine Ablösung von dem Grafschaftsgerichte und dem Geschäftskreis der Eoldormen und Gerefen. Von den größeren Städten, die noch den alten Ehrennamen einer City (civitas) führten, im Gegensatz zu den Burghs (Boroughs) und Towns, hatte der König nach Beendigung des Eroberungswerks die meisten sich selbst vorbehalten, nur wenige den einzelnen Kronvasallen übergeben. Als befestigte Orte werden im Doomsdaybook aufgeführt: Canterbury, Nottingham, York, Oxford, Hereford, Leicester, Stafford, Chester, Lincoln und Colchester. Die „Männer der Stadt" waren gehalten an das Schatzamt des Königs oder Schutzherrn einen „Schoß" zu zahlen, für die aus- und eingehenden Waaren Zölle zu entrichten und bei Nothständen oder Ehrenfällen denselben mit Hülfsgeldern beizuspringen. Dafür erhielten sie allerlei Rechte, die mit dem zunehmenden Wohlstand und der steigenden Bedeutung der Städte in den Friedensjahren sich mehrend allmählich zu einem eigenen Gerichtsstand mit besonderem Stadtrechte, zu einer selbständigen Verwaltung unter königlichen Stadtvögten, zu einer nach Gilden gegliederten freien Bürgerschaft führten. Die Städte wurden der feste Kern einer neuen aus den alten Verhältnissen der Freien, der Sokemannen und Schutzbefohlenen (Villani) gemischten Standesbildung.

Grafschaftsgerichte.

Der königliche Gerichtshof.

Friedensbewahrung u. Gesammtbürgschaft.

Wandergericht.

Civil-Jury.

Städterecht.

Nicht nur auf das Staatsleben war die normannische Eroberung von den wichtigsten Folgen, auch in die kirchlichen Verhältnisse griff sie tief ein. Wir haben gesehen, wie großen Werth Wilhelm auf den Segen und die Weihe des Papstes bei seinem Unternehmen legte, und wie sehr er bemüht war, das ganze Religions- und Kirchenwesen Englands mit Rom in Uebereinstimmung zu setzen. Die Uebertragung der wichtigsten Kirchenämter an normannische Geistlichen hatte hauptsächlich zum Zweck, die Einführung der römischen Liturgie und der kanonischen Satzungen in die anglikanische Kirche zu vermitteln und zu erleichtern. Daß dieses Ziel nicht vollkommen erreicht ward, daß namentlich der Cölibat der Kleriker erst nach vielen Kämpfen durchgesetzt werden konnte, und daß überhaupt Wilhelm in seinen späteren Jahren dem herrschsüchtigen Gregor VII. gegenüber eine feste Haltung anzunehmen wußte, wurde früher bemerkt. Dennoch hat der Eroberer der Kirche und ihren Trägern stets ein warmes Interesse bewahrt und ihre Stellung und Gerechtsame festgestellt. Nicht nur daß er die zwei Erzbisthümer und 13 Bisthümer bei ihrer reichen Ausstattung beließ, ja noch manche neue Gaben und reiche Klosterstiftungen hinzufügte; die kirchliche Gerichtsbarkeit wurde von den weltlichen Gerichten getrennt und nicht blos Alles was auf Religion, Kirche oder geistliche Disciplin Bezug hat, sondern auch Ehesachen, letztwillige Verfügungen, eidliche Erhärtungen und alle Vergehen gegen die Sittlichkeit den geistlichen Gerichten unter dem Vorsitz des Bischofs oder Archidiaconus zugewiesen. „Kein Gerichtshalter (Vicecomes), Vogt oder königlicher Diener", heißt es in einer Verordnung, „noch sonst ein Laie soll sich einmischen in irgend einen Gegenstand der Beurtheilung, welcher dem Bischof zugehört." Aber eine so durchgreifende Trennung von Kirche und Staat, wie in andern Ländern Europa's trat in dem normannischen England nie ein. Nicht nur, daß der König fortfuhr die Bischöfe und Aebte nach altem Herkommen, meistens aus dem Kreise seiner Vertrauten und Kapellane zu ernennen, so daß die vorausgehende Wahl der Domherren und Mönche nur eine Förmlichkeit war; die Kirchen- und Klostergüter unterlagen denselben Verpflichtungen des Heerbannes und Lehndienstes wie die weltlichen Besitzungen, sie wurden zu den Abgaben und Landeslasten beigezogen, außer in den wenigen Fällen, wo ausdrückliche Befreiung obwaltete; und bei den Hoftagen, die in der ersten Zeit der Normannenherrschaft an die Stelle der „Witenagemote" traten, jener alten Versammlungen von Beamten und Volkshäuptern, welche die angelsächsischen Könige zur Berathung und Beschlußfassung in wichtigen Anliegen nach einer ihrer größeren Städte einzuberufen pflegten, waren die Erzbischöfe, Bischöfe und Aebte in ähnlicher Weise neben den großen Vasallen und Lehnsträgern dem König gewärtig, wie sie einst in der Versammlung der Witigen neben den Eoldormen, Gerefen und Großthanen, den Vertretern des Heeres und Gerichtes ihre Sitze hatten. Aber unter der Lehnsmonarchie hatten diese Hoftage nicht mehr die Bedeutung der alten „Notablenversammlungen;" sie dienten zunächst zur Entfaltung der königlichen Macht und Herrlichkeit und zur Heerschau und wenn bei besonderen Veranlassungen in der glänzenden Festversammlung auch mitunter Kriegs-, Gerichts- und Kirchenangelegenheiten zur „Besprechung" kamen, so war doch dabei keine Spur von einer „gesetzgebenden oder richterlichen" Gewalt. Die versammelten Großen geistlichen und weltlichen Standes wurden nur um ihre Meinung befragt. Alle Gewalt war in dem königlichen Oberlehnsherrn concentrirt, dem zur Besorgung der Reichsgeschäfte ein Kanzler zur Seite stand.

4. Die neuen Kirchenverhältnisse.

Die Hoftage.

d) Normannen in Unteritalien und Sicilien.

Die apenninische Halbinsel war, wie die früheren Blätter zur Genüge dargethan, mehrere Jahrhunderte lang der Schauplatz der heftigsten Parteikämpfe

Zustände in Unteritalien.

und der wildesten Kriege und zugleich das Ziel aller Raubzüge und Eroberungsgelüste. Nirgends jedoch trat das anarchische Treiben, trat die leidenschaftliche Erregung, trat der ununterbrochene Krieg Aller gegen Alle greller zu Tage als im Süden des Landes, wo sich drei Nationalitäten, Langobarden, Griechen und Araber, berührten, der bürgerlichen Parteiung reichliche Nahrung zuführten und die Herrschgelüste und Unternehmungen kühner und ehrgeiziger Volkshäupter förderten und unterstützten. Es wäre zwecklos, die bürgerlichen Kämpfe und das unruhige, mit Verrath, Mord und Frevelthaten aller Art verbundene Parteitreiben, woraus das geschichtliche Leben der kleineren langobardischen Herrschaften in Spoleto und Benevent, in Capua, Neapel, Salerno u. a. O. besteht, in einzelnen Erscheinungen vorzuführen; es wäre ermüdend, die mit Raub, Verwüstung und Scenen wilder Zerstörungswuth gepaarten Piratenzüge und Landungen, Ueberfälle und Fehden zu schildern, wodurch ein ewiger Kriegsstand begründet, die Früchte friedlicher Arbeit vernichtet, das Gedeihen des Handels und jeglicher Gewerbthätigkeit verhindert wurden. Nur die Unternehmungen der Normannenschaaren, die in Unteritalien und Sicilien zu dauernden Niederlassungen und Staatenbildungen geführt haben, verdienen einen Platz in den Büchern der Weltgeschichte. Das selbstsüchtige Parteitreiben der einzelnen Städte und Herrschaften begünstigte auch hier die fremden Ansiedelungen und das Aufkommen einherrlicher Gewalten. Denn die Parteistellung hatte hier keinen sittlichen Boden, sie war nur das Ergebniß persönlicher Leidenschaft und Losgebundenheit. „Familienzwist, gekränkte Eitelkeit, beleidigter Eigennutz, Sinnlichkeit, Rache, das sind die Triebfedern, welche den Einzelnen bestimmten, sich dieser oder jener Partei anzuschließen, oder die andere zu verlassen." Wir haben früher gesehen, wie der Bischof Athanasius von **Neapel** seinen Bruder blenden ließ und dann die geistliche und weltliche Herrschaft vereinigte. Anfangs vom Papst begünstigt, dann von demselben gebannt, schloß er mit den Arabern ein Bündniß, um mit ihrer Hülfe das Stadtgebiet von der Zinspflicht zu befreien, welche bald der griechische Statthalter von Sicilien, bald der Herzog von Benevent der Bürgerschaft auferlegte, und unterstützte die Raubzüge in das Capuanische und in den Kirchenstaat, um dafür an der Beute Theil zu nehmen. Des Athanasius Neffe und Nachfolger Gregorius ging andere Wege, indem er das arabische Bündniß aufgab und sich wieder den christlichen Herrschern von Benevent näherte. Seine Nachfolger erkannten äußerlich die Hoheit der deutsch-römischen Kaiser an, so oft diese in der Nähe waren; weilten diese aber ferne von Italien, so schlossen sie sich an die Griechen oder an andre Fremde an, um sich der erzwungenen Abhängigkeit zu entziehen. — Im zehnten Jahrhundert wurden die drei langobardischen Fürstenthümer **Benevent**, **Capua** und **Salerno** durch den unternehmenden und klugen Herzog **Pandulf** gen. der „Eisenkopf", einen Abkömmling Atenulfs, der sich zur Zeit Guido's das Fürstenthum Benevent erworben, auf kurze Zeit vereinigt. Sein

Randnotizen: Neapel. — † 915. — Benevent. Capua. Salerno.

Geschlecht behauptete sich auch im folgenden Jahrhundert in den meisten dieser Stadtgebiete, indem sie mit den Ottonen in freundliche Verhältnisse traten, doch gelang es im J. 983 dem unternehmenden Herzog Manso von Amalfi sich der Herrschaft von Salerno zu bemächtigen; und wenn auch die Salernitaner einige Zeit nachher den fremden Usurpator wieder vertrieben, so kehrten sie doch nicht mehr unter die Langobardenfürsten von Capua zurück; vielmehr stand sowohl Salerno als Amalfi unter eignen kleinen „Herzogen", die dem byzantinischen Hofe für die Ertheilung der Würde einen Zins entrichteten. Lange bewahrte Amalfi trotz der schwierigen Zeitverhältnisse nicht nur seine alte Verfassung mit der Wahlfreiheit seiner Präfekten (Grafen oder Herzoge) und seiner städtischen Beamten, sondern entwickelte auch eine große Handelsthätigkeit und besetzte die kleinen Inseln in der Nähe von Neapel. Durch Handelsverträge mit den Saracenen geschützt waren die Amalfitaner die Vermittler des Nordens und Südens, des Ostens und Westens. „Man zählte 50,000 Bürger in den Wällen von Amalfi, und keine Stadt war mit Gold, Silber und den Gegenständen theurer Ueppigkeit reichlicher versehen." Ihren erfahrnen Seeleuten verdankt die Welt die Erfindung des Compasses. Die Kaufleute von Amalfi besaßen Handelsniederlassungen in Constantinopel, Antiochia und Alexandrien. Einer gleichen Unabhängigkeit erfreute sich Gaeta. Auch hier wählte die Bürgerschaft einen Herzog, den der griechische Hof bestätigte; und die am Gärigliano seßhafte Araber-Colonie leistete ihr Hülfe gegen die Angriffe des Papstes und den Fürsten von Capua. — Die Besitzungen der Griechen wurden mehr und mehr die Beute der Saracenen. Als am Ende des neunten Jahrhunderts die letzten Städte Siciliens, welche der byzantinischen Herrschaft und dem Christenthume treu geblieben nach der tapfersten Gegenwehr in die Hände der Ungläubigen gefallen, und die einst so blühende Insel durch Mord und Verwüstung, durch Hunger und Seuchen arm und öde geworden, wurden auch, wie wir früher gesehen, die Küstenstädte des Festlandes, Tarent, Bari u. a. O. von den mohammedanischen Raubschaaren erobert und zu Stützpunkten weiterer Streifzüge zu Wasser und zu Lande benutzt. Doch behaupteten die Griechen noch beträchtliche Territorien in Calabrien und Apulien, über welche ein Statthalter, Katapan genannt, das Regiment führte. Die Stadt Bari, die, wie früher erwähnt, durch den kräftigen Beistand Kaiser Ludwigs II. den Ungläubigen wieder entrissen ward, war der Hauptsitz des byzantinischen Befehlshabers. Im zehnten Jahrhundert, als innere Zwietracht und Sektenspaltung die Kraft und den Ungestüm der Saracenen gebrochen, leisteten die Griechen in Verbindung mit den christlichen Clientelfürsten den Saracenen nicht nur erfolgreichen Widerstand, sondern entrissen ihnen auch wieder fast alle Besitzungen. Aber bald zogen aus Deutschland und der Normandie neue Feinde gegen sie heran, welche ihre Herrschaft in Unteritalien auf immer vernichteten. — Auch auf Sardinien und Corsica hatten die Saracenen festen Fuß gefaßt und

Amalfi.

Gaeta.

Griechen u. Saracenen.

Sardinien u. Corsica.

die christlichen Bewohner theils unterjocht, theils in das innere Gebirgsland gedrängt oder zur Flucht über das Meer gezwungen. Durch flüchtige Sarden
Pisa. gelangte die Stadt Pisa zu neuer Blüthe, so daß in der Folge ihre Nachkommen von jener Handelsstadt aus die Wiedereroberung der Insel mit Erfolg in Angriff nehmen konnten. Ihr Beispiel ermunterte die Päpste zu ähnlichen Versuchen auf die Insel Corsica, auf welche der apostolische Stuhl in Folge der fränkischen Schenkungsurkunden alte Ansprüche geltend machte, so daß im elften Jahrhundert dieses Eiland großentheils in den Besitz römischer Adelsgeschlecher kam.

Niederlassung der Normannen. Mitten unter griechischer, italienischer und arabischer Bevölkerung erwuchs im elften Jahrhundert aus unscheinbaren Anfängen die Herrschaft der Normannen. Zwei apulische Herren, Melus und Datus, die nach einer mißlungenen Empörung gegen die Griechen ihrer Vaterstadt Bari Schutz bei den Fürsten von Capua gesucht, sahen sich nach fremder Hülfe zur Erneuerung ihrer Angriffe um. Da trafen sie auf eine Schaar Normannen, welche der angeborne Wanderungstrieb aus ihrer westlichen Heimath auf eine Pilgerfahrt nach der heiligen Grotte des Berges Garganus in Apulien geführt hatte. Das kühne Aussehen der bewaffneten Krieger im Pilgerkleide flößte Vertrauen ein. Durch große Versprechungen wurden sie leicht bewogen, die beiden Apulier in ihrem Kampfe gegen die verweichlichten Griechen zu unterstützen. Ihre Unternehmungen waren indessen anfangs nicht vom Glück begünstigt. Sie mußten sich vor den Mauern von Bari zurückziehen; ihre Beschützer flohen nach Deutschland, sie selbst irrten zwischen den Bergen und Thälern Campaniens umher, ihren Unterhalt mit dem Schwerte erobernd. Ihre Tapferkeit und Kühnheit erregte bald die Furcht und Bewunderung der Umgegend, so daß die Fürsten von Capua und Neapel, Benevent und Salerno in ihren Kämpfen wider einander oder gegen die Griechen und Araber sie in ihre Dienste nahmen. Ihr Muth und ihre Mannszucht bewirkten, daß die Seite, wo sie standen, in der Regel den Sieg davon trug und sie waren klug genug, ein gewisses Gleichgewicht der Gewalten unter den kleinen Fürsten Unteritaliens zu erhalten, damit nicht die Uebermacht des einen oder andern ihre Hülfe entbehrlich machte.

Gründung von Aversa. 1027. Im Jahr 1027 unterstützten die Normannen den Herzog Sergius von Neapel gegen seinen Feind Pandulf IV. von Capua und führten den Verstoßenen in seine Herrschaft zurück. Zum Dank für diesen Dienst verlieh er ihnen einen an Korn und Früchten gesegneten Landstrich, wo sie die Stadt Aversa bauten und unter ihrem Führer Rainulf eine unabhängige Grafschaft gründeten. Das Gerücht von ihren Erfolgen zog jedes Jahr neue Schaaren von Pilgern und Kriegern herbei, die unter der Fahne von Aversa Reichthum und Waffenruhm suchten. Die Erzählungen von den seligen Küsten von Salerno, von dem ewigen Frühling des Landes, von den Feigen und süßen Früchten und von den Schätzen, welche tapfere Männer dort erbeuten könnten, führten viele

thatkräftige Ritter aus der Normandie nach dem reizenden Süden. Einen neuen Impuls empfingen die normannischen Unternehmungen als die heldenmüthigen Söhne des alten Grafen Tancred von Hauteville, eines normannischen Ritters von mittlerem Stande und mäßigem Vermögen, mit ihren Mannen sich den früheren Ansiedlern anschlossen und ihren Waffen ein größeres Thatenziel gaben. Nur zwei der Brüder waren zurückgeblieben, um ihr Haus fortzupflanzen und das Alter ihres Vaters zu pflegen. Die übrigen zehn waren über die Alpen gezogen, um sich in der Fremde ein Erbe zu erkämpfen. Unter diesen ragten besonders hervor Wilhelm, genannt der „Eisenarm", Drogo, Humfred, Roger, ein schöner und herrlicher Mann von mächtigem Wuchs, tapfer und beredt und Robert Guiscard (der Schlaukopf), der an Heldenkraft keinem seiner Brüder weichend, sie alle übertraf an kluger Staatskunst, Feinheit und Verschlagenheit des Geistes.

„Die Normannen", sagt ein italienischer Schriftsteller der Zeit, „sind ein schlaues und rachsüchtiges Volk; Beredsamkeit und Verstellung scheinen ihre erblichen Eigenschaften zu sein; sie können sich herablassen zu schmeicheln; wenn sie aber nicht durch den Zwang der Gesetze im Zaume gehalten werden, fröhnen sie der Zügellosigkeit der Natur und Leidenschaft. Die Fürsten streben nach dem Ruhme der Freigebigkeit gegen das Volk; das Volk bewahrt die Mitte oder vermengt vielmehr die äußersten Enden der Habsucht und Verschwendung, verachtet in seinem Durste nach Reichthum und Herrschaft, was es besitzt, und hofft, was es wünscht. Waffen und Pferde, prachtvolle Kleider, das Vergnügen der Jagd und Falknerei bilden die Wonne der Normannen; bei dringenden Anläßen vermögen sie jedoch mit unglaublicher Geduld die Unbilden jedes Klima's und die Beschwerlichkeiten und Enthaltsamkeit des Kriegslebens zu ertragen."

Hatten die normannischen Ritter bisher hauptsächlich den langobardischen Fürsten in ihren Fehden als Hülfsmannschaft gedient und zum Dank manchen schönen Preis davon getragen, so gedachten jetzt die Griechen Unteritaliens sich ihrer zu bedienen, um den von innerer Zwietracht, Parteiwuth und Sektenhaß zerrissenen Arabern die Insel Sicilien wieder zu entreißen. Als Bundesgenossen des Katapan setzten sie über die Meerenge. Die Saracenen, welche alle früheren Angriffe der verweichlichten Griechen, „die den Eunuchen nicht nur die Bewachung ihrer Frauen, sondern auch den Oberbefehl über ihre Männer anvertrauten", mit Erfolg zurückgeschlagen hatten, fühlten bald die Tapferkeit des neuen Feindes. Messina mußte sich ergeben, der Emir von Syracus blutete unter der Lanze des „Eisenarms", und so erfolgreich waren die Waffen der Normannen, welche, in der Vorhut fechtend, die Schlachten entschieden und ihren griechischen Bundesgenossen nur „die Mühe der Verfolgung" übrig ließen, daß in Kurzem der größte Theil des schönen Eilandes wieder die Hoheit des byzantinischen Kaisers anerkannte. Aber bei der Theilung der Beute vergaßen die Griechen der Verdienste ihrer nordischen Bundesgenossen. Umsonst forderten diese ihren Antheil; mit Hohn und Drohungen abgewiesen, kehrten sie nach dem Festlande zurück und richteten nun, mit ihren Brüdern in Aversa verbun-

Die Normannen in Apulien. Die Grafschaft Melfi.

1038.

den, ihre Waffen gegen die byzantinischen Besitzungen in Apulien. Vergebens stellte der Katapan, nachdem er die Legionen von Sicilien abberufen, den französischen Abenteurern ein überlegenes Heer von Griechen und Schutzgenossen entgegen; in der berühmten Ebene von Cannä zurückgeschlagen, waren sie nicht lange im Stande die Niederlassung der tapfern Fremdlinge in ihrer Mitte zu verhindern. Die Normannen bemächtigten sich der Stadt Melfi und machten
1040—1043. sie zum Mittelpunkt weiterer Eroberungen. Bald waren alle Besitzungen der Griechen bis auf die vier Seestädte Tarent, Otranto, Brindisi und Bari in ihren Händen, also daß Wilhelm der Eisenarm, den sie zu ihrem Oberhaupte gewählt, sich „Graf von Apulien“ nannte. Zwölf Ritter, die ihn als Gleichberechtigte umgaben, ihn aber als den Ersten unter sich ehrten, bildeten seinen kriegerischen Senat. Noch drei Jahre führte Wilhelm der Eisenarm die tapfern Schaaren zu Sieg und Beute. Als er ins Grab sank, trat sein Bruder Drogo an seine Stelle, eben so tapfer im Streit, aber minder geschickt, die Ritter von Gewaltthätigkeiten abzuhalten. Die Klagen der mißhandelten Völker und die Besorgniß vor der wachsenden Macht der fremden Kriegsmannen riefen endlich die Häupter der Christenheit im Abendland und Morgenland wider sie unter die Waffen. Papst Leo IX., ein Deutscher von edler Herkunft und ein Fürst von ehrwürdigem Charakter und unbescholtenem Leben, zeigte den größten Eifer in ihrer Bekämpfung. Gern hätten die Griechen vor Ausbruch der Feindseligkeiten die Normannen beredet, in ihre Heere einzutreten und die Feinde in Asien abzuwehren; als aber ihre Anerbietungen mit Unwillen zurückgewiesen wurden, sannen sie auf Verrath. Auf Anstiften des griechischen Befehlshabers Argyros, eines Sohnes des früher erwähnten Melus, wurde Drogo in einer
1051. Kirche ermordet und viele seiner Gefährten theilten sein Loos. Aber Humfred, der dritte der Heldenbrüder, trat an die verwaiste Stelle und rächte den Tod der Seinen. Der Anstifter des Mords floh verwundet vom Schlachtfeld und barg sich hinter die Mauern von Bari, und Kaiser Konstantin, mit nähern Anliegen beschäftigt, überließ den Kampf den beiden Häuptern des Abendlandes. Allein auch Heinrich III. entsprach nicht den Erwartungen. Statt daß der Papst, der sich Hülfe suchend über die Alpen begeben hatte, mit einem deutschen Heer zurückkam, war er nur von einigen hundert Mann Schwaben und Lothringer begleitet, die den Kern eines bunt gemischten unkriegerischen italischen Heeres bildeten, womit jetzt Leo unter der heiligen Kreuzesfahne nach Unteritalien zog. Die Normannen, voll Ehrfurcht für das Haupt der Christenheit und durch den Aufstand der Apulier im Bezug der Lebensmittel abgeschnitten, baten den Papst um Frieden mit dem Erbieten, seine Lehnsleute zu werden. Aber Leo ließ ihnen nur die Wahl zwischen Krieg und Abzug aus Italien. Da wollten sie lieber unter den Schwertern der Feinde verbluten als mit Schmach und Armuth bedeckt in die Heimath zurück-
1053. kehren. Sie erstiegen den Berg von Civitella und in die Ebene hinuntersteigend

Krieg mit den Byzantinern und dem Papste.

Schlacht von Civitella.

griffen sie die Feinde mit Ungestüm an. Die auf dem linken Flügel und im Mitteltreffen aufgestellten Italiener wichen bald dem Angriff des Robert Guiscard und des Grafen Richard von Aversa, das deutsche Fußvolk dagegen auf 1053. der rechten Seite leistete den von Humfred selbst geführten Reiterschaaren hartnäckigen Widerstand. Als auch sie, von den Feinden umringt, der Uebermacht erlagen und ihre Leichen die Wahlstatt deckten, war die Niederlage entschieden. Der Papst selbst gerieth in Gefangenschaft. Aber die Ehrfurcht, womit ihm Die Normannen Lehnsleute des Papstes. die Normannen begegneten, stimmte ihn zur Versöhnlichkeit. In der Stille der Einsamkeit beweinte der wohlmeinende Kirchenfürst das vergossene Christenblut und, den Widerspruch seiner Würde mit seinem kriegerischen Auftreten tief beklagend, reichte er in Benevent, wohin ihn seinem Wunsche gemäß die Normannen sicher geleitet, die Hand zum Frieden. Er ertheilte den Siegern seinen Segen und belehnte sie gegen die Zusicherung eines Erbzinses an den apostolischen Stuhl mit allen Ländern Unteritaliens, die sie bereits erobert hatten oder in Zukunft von Griechen und Arabern erobern würden. Darauf kehrte Leo über Monte Cassino nach Rom zurück, wo er bald starb. So wurde das Recht 1054. der Eroberung, dem die Normannen ihre Besitzungen verdankten, durch die kirchliche Weihe zur Legitimität gestempelt.

Einige Zeit nachher starb Humfred und da seine Söhne ihres zarten Alters 1056. Robert Guiscard. wegen der Heerführerschaft nicht gewachsen waren, so wurde ihr Oheim Robert Guiscard von den Normannen auf den Schild gehoben und als Graf von Apulien begrüßt. In ihm vereinigten sich alle Eigenschaften, die guten wie die schlimmen, durch welche die Normannen in Italien zur Macht und Herrschaft emporstiegen. Der geistreiche Historiker Gibbon hat von diesem merkwürdigen Mann ein so zutreffendes Charakterbild entworfen, daß wir uns an seine Worte halten zu dürfen glauben:

Robert war der älteste der sieben Söhne zweiter Ehe, und selbst das zögernde Lob der Feinde hat ihm die heldenmüthigen Eigenschaften eines Kriegers und Staatsmannes zuerkannt. Sein hoher Wuchs überragte die Größten seines Heeres; seine Gliedmaßen waren in dem richtigen Ebenmaß von Stärke und Schönheit geformt, und bis zum Abend des Lebens bewahrte er die ausdauernde Kraft der Gesundheit und die gebieterische Würde der Gestalt. Seine Gesichtsfarbe war gebräunt, seine Schultern breit, Haar und Bart lang und von hellblonder Farbe, Feuer strahlte aus seinen Augen und seine Stimme vermochte, gleich jener des Achilles, Gehorsam und Schrecken mitten im Gewühl der Schlacht zu verbreiten. In den roheren Zeiten des Ritterthums sind solche Eigenschaften der Beachtung des Dichters oder Geschichtschreibers nicht unwürdig; sie mögen bemerken, daß Robert zugleich und mit derselben Gewandtheit mit der rechten Hand sein Schwert, mit der linken seine Lanze schwingen konnte, daß er in der Schlacht von Civitella drei Pferde verlor und daß man ihm in dem Kampfe dieses denkwürdigen Tages den Preis der Tapferkeit vor allen Kriegern beider Heere zuerkannte. Sein grenzenloser Ehrgeiz stützte sich auf das Bewußtsein höheren Werthes; auf der Laufbahn zur Größe hemmten ihn niemals Rücksichten auf Gerechtigkeit, rührten ihn selten die Gefühle der Menschlichkeit; obschon nicht unempfindlich gegen Ruhm, entschied doch nur sein augenblicklicher Vortheil die Wahl zwischen offenen oder gehei-

men Mitteln. Der Beiname Guiscard wurde diesem Meister politischer Klugheit, welche nur zu oft mit Ausübung der Verstellung und des Betrugs verwechselt wird, gegeben, und der Dichter Wilhelm von Apulien rühmt von Robert, daß er Ulysses an List, Cicero an Beredsamkeit übertroffen habe. Doch verbargen sich diese Künste hinter dem Anschein kriegerischen Freimuthes; im höchsten Glück war er zugänglich und leutselig gegen seine Waffengefährten, und während er den Vorurtheilen seiner neuen Unterthanen huldigte, erkünstelte er in Tracht und Sitten Beibehaltung der alten Weise seines Vaterlandes. Er nahm mit habsüchtiger Hand, um es mit freigebiger wieder vertheilen zu können; seine ursprüngliche Dürftigkeit hatte ihn Mäßigkeit gelehrt; der Gewinn eines Kaufmanns war ihm nicht zu gering; und seine Gefangenen wurden mit langsamer und unbarmherziger Grausamkeit gefoltert, um die Entdeckung ihrer geheimen Schätze zu erzwingen. Nach den Griechen hätte er die Normandie mit einem Gefolge von nur fünf Reitern und dreißig Mann zu Fuß verlassen; aber selbst diese Angabe scheint zu groß. Der sechste Sohn Tancreds von Hauteville zog als Pilger über die Alpen und seine erste Kriegerschaar war unter den Abenteurern Italiens ausgehoben. Seine Brüder und Landsleute hatten die fruchtbaren Ländereien Apuliens unter sich getheilt, bewachten aber ihre Besitzungen mit der Eifersucht des Geizes, der aufstrebende Jüngling wurde vorwärts nach den Bergen von Calabrien getrieben, und in seinen ersten Thaten gegen die Griechen und Eingebornen ist es nicht leicht den Helden von dem Räuber zu unterscheiden. Ein Schloß oder Kloster zu überrumpeln, einen reichen Bürger zu überfallen, die umliegenden Dörfer zu plündern um die nöthige Nahrung zu erhalten, das war die obscure Thätigkeit in der die Kräfte seines Geistes und seines Körpers sich bildeten und übten. Die Freiwilligen aus der Normandie schaarten sich unter seine Fahne, und unter seiner Anführung nahmen die Bauern von Calabrien den Namen und Charakter von Normannen an.

Robert Herzog von Apulien. Wie Humfred suchte auch Robert mit dem apostolischen Stuhle sich freundlich zu stellen. Die Ehrfurcht und Ergebenheit, die der Normanne dem Papst Nicolaus II. auf der Synode in Melfi bewies, bestimmte diesen den Bann, den Robert sich durch einen Kirchenfrevel zugezogen, zu lösen, die Belehnungen Leo's zu wiederholen und die herzogliche Würde, die derselbe sich beigelegt, zu bestätigen. Die Waffengefährten des Normannen zögerten nicht, nachdem er durch einen glücklichen Feldzug gegen Cosenza und Reggio die bei Civitella bewiesene Kriegskunde und Tapferkeit aufs Neue bewährt, dem „Herzog von Gottes und des heil. Petrus Gnaden" zu huldigen und den Eid der Treue zu leisten. Aber die Länder, die ihm der Papst zugetheilt, mußten erst den Griechen, den Saracenen und den langobardischen Fürsten entrissen werden; und wie entschlossen und thatkräftig er auch das Eroberungswerk angriff, so vergingen doch noch mehr als zwei Jahrzehnte, ehe er zum Ziel kam. Der Neid der übrigen Grafen über seine Erhöhung, die Nachstellungen seiner Neffen, der Widerspruch seiner Räthe, Aufstände in Apulien und innere Zwietracht lähmten häufig seine Unternehmungen, und an den festen Mauern der Städte brach sich die Kraft der normannischen Ritterschaft, die nur an den Kampf im offenen Felde gewöhnt war. Salerno leistete acht Monate Widerstand, die Belagerung von Bari dauerte vier Jahre; aber Muth und Ausdauer überwanden alle Hindernisse; weder die Gefahren, die sein Leben bedrohten, noch die Entbehrungen und Anstrengun-

gen, denen er sich aussetzen mußte, vermochten ihn von der Bahn eines Eroberers und Reichsstifters abzubringen. Nachdem er die kleineren langobardischen Fürstenthümer zur Unterwerfung gebracht und den Griechen Calabrien und Apulien, sammt den Städten Tarent, Otranto, Troja u. a. entrissen hatte, brachte er auch Bari, den letzten Sitz der byzantinischen Herrschaft, auf der 1071.
Halbinsel zu Fall. Während der langen Umlagerung wohnte er in einer aus Baumzweigen erbauten und mit Stroh bedeckten Hütte, dem Ungemach des Klimas und den Wurfspeeren der Feinde ausgesetzt. Mittlerweile hatte sein Roger auf Sicilien.
jüngster Bruder Roger, geschmückt mit den Vorzügen der Jugend und Schönheit und mit gleicher Tapferkeit und gleichem Ehrgeiz begabt, im äußersten Süden des Landes solche Fortschritte gemacht, daß er des Bruders Eifersucht erregte. Unzufrieden mit der Behandlung setzte Roger mit einer kleinen Schaar treuer Gefährten über die Meerenge, um die Insel Sicilien, die nach dem Abzug der Griechen wieder in die Gewalt der Araber gefallen war, den Ungläubigen zu entreißen. Der Augenblick war günstig. Die Macht der Saracenen hatte sich in eine Menge kleiner Herrschaften aufgelös't, die ohne ein gemeinsames Band in den einzelnen Landschaften und Städten ein selbständiges Sonderleben führten und ihre geringen Kräfte oft durch innere Fehden schwächten. So hatte sich der Oberrichter (Alkade) Abdallah Ibn Menkut in Trapani und der Umgegend festgesetzt; so gebot der Alkade Ibn Naamh mit dem Beinamen Ibn al Huasch über Enna und Girgenti; so hatte Ibn al Themanh Syracus und Catania in seine Gewalt gebracht, so herrschten Andere anderwärts. Aber wie sehr auch diese Zerrissenheit die Unternehmungen der Normannen begünstigte, so grenzt doch die Eroberung der Insel sowohl wegen der Schnelligkeit der Unterwerfung als wegen der geringen Streitmacht, die den Angreifern zu Gebote stand, ans Unglaubliche. Mit 300 Kriegsleuten bemächtigte sich Roger der Stadt Messina, schlug dann ein Belagerungsheer, das ihn im Schlosse von Trani hart bedrängte, zurück und bahnte sich mit dem Schwerte den Weg in das Innere. Da stellte sich Ibn al Themanh bei ihm ein und bat ihn um Beistand gegen Ali Ibn Naamh. Der letztere war als Rächer seiner Schwester, welche der andere, ihr Gemahl, einst im trunkenen Uebermuthe wegen eines Wortwechsels mißhandelt und zur Flucht gebracht hatte, ins Feld gezogen und hatte den hartherzigen Schwager aufs Haupt geschlagen. Aber in der Ebene von Enna wurde das Heer Ali's Ibn Naamh, das auf 15000 Mann angegeben wird, von 700 normannischen Rittern unter Rogers Führung besiegt. Der Emir selbst verließ als Flüchtling sein Land, das bald, nebst dem Gebiete des Gegners die Beute der christlichen Ritter ward. Die Zwietracht der Brüder drohte dem Fortgang der normannischen Waffen Einhalt zu thun; aber das gemeinsame Interesse führte bald eine Versöhnung herbei und Robert vereinigte nach dem Falle von Bari seine Waffen mit denen seines Bruders. Dieser vereinten Macht vermochten die arabischen Häuptlinge nicht lange zu widerstehen,

insbesondere seitdem auch die Pisaner mit ihren Galeeren die Unternehmungen der Normannen unterstützten. Ein Jahr nach der Eroberung von Bari, welche die Macht der Griechen gebrochen, fiel Palermo, der Mittelpunkt der saracenischen Herrschaft auf Sicilien, in die Hände der Normannen. Die Pisaner, welche die den Hafen schließende Kette gesprengt und die feindliche Flotte in Flammen gesetzt hatten, kehrten stolz und mit Beute schwer beladen in ihre Vaterstadt zurück. Viele der edelsten und vornehmsten Araber wandten der Insel den Rücken, um sich in Afrika oder in andern mohammedanischen Reichen vor dem Schwerte und dem Religionseifer der Christen zu bergen. In den nächsten zwei Jahrzehnten wurden Syracus, Girgenti und Enna erobert und damit die Normannenherrschaft in der ganzen Insel begründet. Robert Guiscard, mit neuen Eroberungsplänen gegen die Griechen beschäftigt und, wie wir später sehen werden, in die Angelegenheiten Italiens verflochten, überließ das Inselreich seinem Bruder Roger als Lehn. Dieser nannte sich Graf von Sicilien und gab sich alle Mühe durch Gerechtigkeit und Schonung dem schwer heimgesuchten Lande wieder Kraft, Frieden und Wohlstand zu verleihen.

(Marginalia: Eroberung v. Palermo. 1072. — Syracus. 1088. — Girgenti. 1089. — Enna. 1091.)

(Marginalia: Sicilien unter der Herrschaft der Normannen.)

Den in Sicilien zurückbleibenden Moslimen wurde der freie Genuß ihrer Religion und ihres Eigenthums gewährt; und wenn auch die Reste der Christen, die unter der mohammedanischen Herrschaft ihren Glauben mühsam bewahrt und die Normannen in ihrem Eroberungswerke unterstützt hatten, sich mancher Vorrechte, namentlich in Bezug auf Gewerbthätigkeit und Handel erfreuten, und wenn auch Roger, um sich die Gunst und den Segen des Papstes zu gewinnen, für die Anstellung von Bischöfen und Priestern eifrig besorgt war und die Geistlichkeit durch freigebige Zutheilung von Kirchen und Klöstern zu befriedigen suchte, so liegen doch Beweise vor, daß noch gegen zwei Jahrhunderte mohammedanische Glaubensgenossen, selbst edle Geschlechter, auf der Insel nach eigenen Gesetzen und unter eigenen Richtern lebten, Eigenthum besaßen und in ihren Sitten und Gebräuchen nicht gestört wurden. Ein mäßiger Tribut war für solche Rechte keine zu schwere Last. Auch die kriegerische Thätigkeit der Saracenen erstarb nicht unter der Fremdherrschaft; fast überall kämpften arabische Krieger in den Heeren der sicilischen Fürsten. Arabische Gelehrte, wie der Arzt und Philosoph Majora, wurden von Roger begünstigt und geehrt. Und wie sehr auch die normannischen Fürsten allezeit den engen Bund mit dem Papstthum suchten, so wußte doch Roger mit Klugheit die Oberhoheit der Krone in Sachen der Kirche zu wahren. Eine Bulle Urbans II. ernannte die Grafen von Sicilien zu erblichen und immerwährenden Legaten des römischen Stuhles, ein Vorrecht, das die Einsetzung der Bischöfe dem Staatsoberhaupte in die Hand gab. Die Rechtssicherheit und der Wohlstand, die nun wiederkehrten, ließen die Normannenherrschaft für alle Bewohner als eine Wohlthat erscheinen und die Insel blühte von Neuem auf. „Das eigenthümlichste Staats- und Culturleben entwickelte sich seitdem in Sicilien aus einer Mischung französischer, italienischer und orientalischer Elemente, welches auf das Festland Italiens nicht ohne tiefere Einwirkung blieb und selbst Deutschland berührte, indem es den letzten unserer großen Kaiser von Jugend an umfing."

(Marginalia: Roberts Kriegszug gegen das morgenländische Reich.)

Während Roger mit der Bewältigung Siciliens und mit der Begründung friedlicher Zustände und dauernder Herrschaft beschäftigt war, trug sein Bruder Robert seine Waffen über das ionische Meer und wagte es mit dem

oströmischen und mit dem deutsch-römischen Kaiser in den Kampf zu gehen. Wir werden später Gelegenheit finden der Rolle zu gedenken, welche dem Normannenherzog in dem verhängnißvollen Weltdrama zwischen Gregor VII. und Heinrich IV. vom Schicksale zugetheilt war. Zugleich fühlte er die Kraft und den Beruf in sich, das griechische Kaiserreich zu erschüttern, vielleicht in der Hoffnung, seinem Sohne Boemund den Herrschersitz von Konstantinopel zu erkämpfen. Das Hülfegesuch eines flüchtigen Kronprätendenten aus Byzanz gab ihm den willkommenen Vorwand, nachdem sämmtliche langobardische Herrschaften bis auf Capua, das der normannische Graf Richard als päpstliches Lehn behauptete und auf seinen Sohn und Enkel vererbte, in seine Hände gefallen, mit beträchtlicher Heeresmacht über Korfu nach der Küste von Albanien zu setzen. In der Nähe der alten Griechen- und Römerstadt Dyrrhachium, wo Schlacht bei Durazzo. einst Cäsar und Pompejus ihre Kräfte maßen, ereignete sich an einem Junitage Juni 1081. eine heiße Schlacht. Lange kämpfte das griechische Heer, das der waffenkundige Kaiser Alexius, der Stifter des berühmten Herrscherhauses der Komnenen, selbst ins Feld geführt und in welchem die normannische Leibwache der Waringer (Warangen), verstärkt durch flüchtige Angelsachsen (S. 722), das Vordertreffen bildete, wider das normannisch-italische Heer unter dem Oberbefehl Roberts und seiner heldenmüthigen Gattin Gaita von Salerno mit abwechselndem Glücke, und die Entscheidung schwankte hin und her. Endlich trug der Ungestüm der schweren Reiterei unter des Herzogs Banner über die weit stärkeren Streitkräfte der Griechen den Sieg davon. Alexius irrte als Flüchtling zwei Tage und zwei Nächte in den Gebirgen umher, bis er hinter den Mauern von Lychnidus ein sicheres Obdach fand. Seine Waringer sammt ihren angelsächsischen Gefährten blieben auf dem Schlachtfelde. Jene hatten für eine fremde Sache ihr Blut vergossen gegen Krieger, deren Väter einst mit den ihrigen Abstammung und Vaterland getheilt und deren Verwandtschaft, trotz der veränderten Sprache und Sitten, sie noch in der gleichen Tapferkeit und Kriegsweise erkennen mochten; die Angelsachsen aber erlagen hier demselben Feinde, der ihre Brüder in der fernen Heimath unter das Joch des Feudalismus gebeugt und dem sie zu gehorchen verschmäht hatten. Eine große Beute an Kostbarkeiten, Reichthümern und Siegeszeichen, die das griechische Lager darbot, verherrlichte den Sieg, der nur mit geringen Opfern erkauft war. Unter den Gefallenen befand sich auch der kaiserliche Prätendent Michael. Noch über ein Einnahme von Durazzo. halbes Jahr widerstanden die Mauern und die muthige Besatzung von Du- 1082. razzo den Normannen, deren Gezelte und Bretterhütten die Stadt rings umschlossen hielten; und als endlich durch den Verrath eines venetianischen Edlen die Wälle und Festungswerke erstiegen wurden, dauerte der Kampf noch in den Straßen fort. Nach dem Falle von Durazzo drang Robert in das Herz von Rückkehr der Normannen. Epirus und Thessalien vor, näherte sich der Stadt Thessalonich und machte den 1082. Kaiser in Konstantinopel zittern. Als ihn die Nachricht von den kriegerischen

Bewegungen in Italien und von der Bedrängniß des heiligen Vaters nach seinem apulischen Reiche abrief, ließ er den größten Theil des Heeres seinem Sohne Boemund zurück, der in des Vaters Fußstapfen tretend den Krieg in Thessalien fortsetzte. Aber die Vertheidigungsanstalten von Larissa und die Stärke des durch neue Anwerbungen vermehrten und trefflich geübten feindlichen Heeres hemmten die Fortschritte des ritterlichen Fürstensohnes. Unfähig mit seiner durch Verlust und Abfall geschwächten Kriegsmannschaft den ungleichen Kampf weiter fortzusetzen, räumte er die überseeischen Eroberungen und kehrte zu seinem Vater nach Italien zurück. Der Kriegszug des deutschen Königs Heinrich IV. gegen Rom bewog den Papst bei Robert Guiscard Hülfe zu suchen. Zwar hatte das gute Einverständniß zwischen den Normannen und dem apostolischen Stuhl eine Störung erlitten und auf Roberts Haupte ruhte der Fluch der Kirche; allein das gegenseitige Interesse führte schnell zur Versöhnung. Der Herzog, vom Banne befreit, zog als Gregors VII. Beschützer in Rom ein, um die heil. Stadt wider den nach Rache dürstenden deutschen König, den Alexius durch eine Ehrengesandtschaft mit reichen Geschenken in seinem Vorhaben ermunterte, zu vertheidigen. Kaum aber war der römische Krieg zu Ende und der Papst zu Salerno in Sicherheit, so rüstete Robert aufs Neue wider das Morgenland. Aber nicht Epirus oder Thessalien bildete diesmal den Schauplatz des Kampfes, sondern das Meer; und so fruchtbar und schöpferisch war der Geist des Normannenfürsten, daß er selbst auf dem fremden Elemente gegen die Griechen und ihre seekundigen Bundesgenossen, die Venetianer, mit Ehren bestand. Nach zwei verlornen Treffen in der Nähe von Korfu, versuchte er zum drittenmal das Kriegsglück und trug einen glänzenden Sieg davon. Im nächsten Frühjahr segelte er nach den griechischen Inseln hinüber, um von dort aus das ägäische Meer zu durchschneiden und den Kaiser des Ostens im Herzen seines Reiches anzugreifen. Aber sein Leben neigte dem Ende zu. Auf der Insel Kephallenia erlag Robert Guiscard im siebenzigsten Jahre seines Alters einer ansteckenden Krankheit, kaum zwei Monate nach dem Tode seines Bundesgenossen Gregors VII. Seine Leiche wurde in Venusia dem Geburtsorte des Dichters Horatius beigesetzt. Roberts Söhne Boemund und Roger, theilten nach einigen Kämpfen das väterliche Erbe in der Art, daß der letztere Apulien und die Herzogswürde erlangte, jener dagegen sich mit Tarent und einem Theil von Calabrien begnügte. Boemunds Name glänzt unter den heiligen Streitern des ersten Kreuzzuges, aber nicht blos Ruhm gewährte ihm das Morgenland, sondern auch ein frühes Grab, und mit seinem Sohne erlosch sein Geschlecht in Antiochien. Auch der jüngere Zweig des Guiscardschen Stammes ging mit Rogers Sohn Wilhelm zu Ende. Dagegen wurde Roger II. von Sicilien, der Sohn des Eroberers gleichen Namens, der Gründer eines königlichen Geschlechtes, das die schönsten Länder der Erde unter seinen Herrscherstab brachte. Nicht sobald nämlich empfing Roger auf

Neuer Krieg gegen Byzanz u. Roberts Ende. 1084—1085.

17. Juli 1085.

Fernere Schicksale des normannischen Herrscherhauses in Italien.

1127. Roger II. König von Sicilien u. Apulien.

Sicilien die Kunde von dem Ableben des Enkels seines Oheims, als er entschlossen und ehrgeizig mit sieben Galeeren aus dem Hafen von Palermo auslief und in der Bucht von Salerno vor Anker ging. Seine Mannschaft mehrte sich rasch durch den Anschluß italischer Stammgenossen und anderer freiwilliger Krieger christlichen und mohammedanischen Glaubens, so daß er die Fürsten, Barone und Städte, die ihre Unabhängigkeit bisher noch bewahrt oder wieder erlangt hatten, zur Unterwerfung brachte und den Plan seines Oheims Robert zur Vollendung führte. Sowohl die langobardischen Territorien als die normannische Grafschaft Capua und Neapel und die Republiken Gaeta und Amalfi mußten seine Oberhoheit anerkennen und Papst Anaklet II. ließ sich nach einigem Bedenken bereit finden, ihn zu Palermo zum König von Neapel und Sicilien zu krönen, wogegen sich Roger verpflichtete, 25.Dec.1130.
den Nachfolger des heil. Petrus als Lehnsherrn zu ehren und seine Ansprüche auf das Stadtgebiet von Benevent anzuerkennen. Aber noch schwere Kämpfe standen dem neuen König bevor. Anaklets Gegenpapst Innocenz II. belegte den Normannen mit dem Bannfluche der Kirche und zog in Verbindung mit dem deutsch-römischen Kaiser Lothar wider denselben ins Feld. Nach tapferem Widerstande wurde Roger von dem Festlande Italiens verdrängt und sein Gegner Rainulf von Alifa mit dem Herzogthum Apulien belehnt, wobei der Papst und der Kaiser zum Zeichen ihrer oberherrlichen Rechte die beiden Enden der Fahne (Gonfanon) faßten. Aber der Triumph der Feinde Rogers war von kurzer Dauer. Ihre Heere minderten sich durch Krankheit und Abzug; der apulische Herzog wurde von dem normannischen Fürsten, „der weder den Todten noch den Lebendigen verzieh," mit allen seinen Anhängern ausgerottet und der Papst selbst gleich seinem Vorgänger Leo IX. gefangen. Nun überzeugte sich der Papst bald von dem Rechte des Normannenfürsten. Er befreite ihn vom 1139.
Banne und bestätigte ihn gegen Zusicherung einer jährlichen Lehnsabgabe in der Würde eines Königs von Sicilien und Herzogs von Apulien. — Damit war jedoch Rogers Ehrgeiz und Herrschsucht nicht befriedigt; er strebte nach dem Ruhm, den normannischen Namen auch in Afrika geehrt und gefürchtet zu machen und in Griechenland die Entwürfe seines Oheims und Vetters auszuführen. (Rogers Kriegszüge nach Afrika u. Griechenland.) Nachdem er die Insel Malta besetzt und in einem Krieg wider die Zereiden von Tunis und Tripolis sich das Küstenland Nordafrika's, wo einst die thätigen Karthager ihr reiches Handelsleben entfaltet, unter seine Herrschaft gebracht, sandte er seinen sicilischen Flottenführer Georg mit siebenzig Galeeren 1146.
in die östlichen Meere, um Rache zu nehmen für den beleidigenden Hochmuth, womit der byzantinische Hof seine Brautwerbung zurückgewiesen. Korfu wurde belagert, aus den alten Griechenstädten Athen, Theben, Korinth wanderten die werthvollsten Sachen, welche die Bewohner noch aus bessern Zeiten geborgen, so wie die Erzeugnisse ihrer Kunstfertigkeit in den Werken der Spindel und des Webstuhls nach Italien, in den Kaiserpalast von Byzanz schleuderten die nor-

mannischen Seefahrer ihre Pfeile; aber schnell wechselte das Kriegsglück, als der tapfere Kaiser Manuel seine Schiffe sammelte und im Bunde mit den Venetianern die normannische Flotte zerstreute, mehrere ihrer Fahrzeuge versenkte oder wegführte und dann seinen Admiral Paläologos nach Unteritalien schickte, damit er in den Bewohnern Apuliens die alten Erinnerungen und Sympathien wecke und sie zum Abfall von der sicilischen Zwingherrschaft der Normannen und von dem Joche des Feudalismus reize. Seine Unternehmungen waren nicht erfolglos. In einem mehrjährigen Kriege brachte der tapfere Flottenführer viele Städte zur Anerkennung der byzantinischen Herrschaft; von Otranto bis Ancona beherrschte die griechische Seemacht das Meer und die Küste, und der byzantinische Kaiser mochte sich mit dem stolzen Gedanken tragen, er könne, unterstützt von den kirchlichen Waffen des Papstes Alexander III. die Deutschen und die Normannen über die Alpen jagen und das abendländische und morgenländische Kaiserthum wieder unter seinem Herrscherstab vereinigen. Ein leeres Traumgebilde! Nach dem Tode des Paläologos gingen in Kurzem alle Vortheile wieder verloren, der byzantinische Kaiser entsagte den hochfliegenden Plänen und erkannte in einem Frieden Rogers Königswürde und Herrschaft an.

Blühender Zustand des Königreichs.

Nicht lange nachher starb Roger II. und wie streng auch seine Herrschaft mitunter war und wie sehr die Unterthanen den Druck des fränkisch-normannischen Gerichts- und Lehnswesens, das er in seinen Staaten eingeführt, empfinden mochten; dennoch erhob sich während seiner Regierung das normannische Königreich beider Sicilien unter den Segnungen des Friedens, der Ordnung, der Gerechtigkeitspflege zu einem Wohlstand und zu einer Blüthe, mit denen sich keiner der übrigen Staaten Italiens vergleichen konnte. Palermo und Amalfi wetteiferten mit Venedig und Pisa in Handelsthätigkeit; Ackerbau und Industrie nahmen einen fröhlichen Aufschwung; die Lehranstalten zu Salerno für Heilkunde und Naturwissenschaften, in Amalfi und Neapel für Rechtskunde bewahrten ihren Ruhm noch über ein Jahrhundert; bei Besetzung der Aemter wurde weniger auf Abstammung und edle Geburt, als auf Fähigkeit und Tüchtigkeit gesehen und neben fränkischen und normannischen Baronen fanden Griechen und Mohammedaner Gelegenheit zu Ehrenstellen und Auszeichnungen. Noch in den letzten Regierungsjahren Rogers bekleidete Georg Majo, Sohn eines Kaufmanns von Bari, der im Oelhandel große Geschäfte gemacht, die Würde eines Kanzlers des sicilischen Reichs.

Ausgang der Normannenherrschaft in Italien.

Aber der kraftvolle Herrscherstamm ging im üppigen Süden einem raschen Ende entgegen. Aus der Verbindung wilder Zügellosigkeit, wie sie die nordischen Abenteurer mitbrachten, mit den feineren Lastern eines heißen Himmelsstriches entwickelte sich ein Zustand grenzenloser Verderbniß, der sich bald über den ganzen normannischen Adel ausdehnte. Rogers Sohn und Nachfolger

Wilhelm I. 1154—1166.

Wilhelm, dem die Zeitgenossen den Beinamen des „Bösen" gaben, lebte ...

ein orientalischer Fürst in Wollust und Ueppigkeit, während sein Günstling Majo, gleich einem Großvezier am Chalifenhof die Geschäfte leitete, mehr auf Befriedigung seines Ehrgeizes und seiner Leidenschaften bedacht, als auf die Wohlfahrt der Unterthanen. „Sicilien hatte von der arabischen Eroberung her eine tiefe Färbung orientalischer Sitten eingesogen, den Despotismus, die Pracht, ja selbst den Harem eines Sultans, und ein christliches Volk wurde durch den Einfluß der Eunuchen, welche die Religion Mohammeds offen bekannten oder insgeheim übten, unterdrückt oder mißhandelt.“ Empörungen und Verschwörungen, welche den Sturz und die Ermordung des Günstlings und eine vorübergehende Einkerkerung des Königs selbst zur Folge hatten, waren nur kurze Unterbrechungen in dem Regimente der Lüste. Doch gaben diese Tage der Noth und Gefahr dem sonst trägen und weichlichen Wilhelm Gelegenheit zu zeigen, daß auch in ihm die normannische Tapferkeit und Waffenlust nicht erstorben sei. — Die unruhigen Bewegungen der Großen reichten auch noch in die ersten Jahre seines Sohnes Wilhelm II., während dessen Minderjährigkeit seine Mutter die vormundschaftliche Regierung führte. Aber als er die Zügel der Herrschaft in die eigene Hand nahm, gewann er bald durch seine liebenswürdige Persönlichkeit, wie durch Verstand und Gerechtigkeit die Herzen seiner Unterthanen. „Die Jugend, Unschuld und Schönheit machten ihn der Nation theuer; die Parteien söhnten sich aus, die Gesetze erhielten wieder Kraft, und Sicilien genoß unter ihm eine kurze Periode des Friedens, der Gerechtigkeit und des Glücks, deren Werth durch das Andenken der Vergangenheit und die Furcht vor der Zukunft erhöht wurde.“ Noch lange glänzte die Regierung des „guten“ Königs Wilhelm als die goldene Zeit politischen Glücks in der Erinnerung der Sicilianer und Apulier. Mit dem kinderlosen Absterben dieses Fürsten erlosch die rechtmäßige männliche Nachkommenschaft Tancreds von Hauteville, worauf die schönen und reichen Länder Italiens an das deutsche Herrschergeschlecht der Hohenstaufen fielen. Im J. 1186 war nämlich die einunddreißigjährige Constanze, Tochter Rogers II. und einzige Erbin der normannischen Besitzungen, unter großen Hochzeitsfeierlichkeiten zu Mailand mit dem um zehn Jahre jüngeren Sohne Friedrichs Barbarossa Heinrich (VI.) vermählt worden; aber der Wechsel des Herrschergeschlechts war der Anfang neuer Drangsale für die Völker. — Noch jetzt erinnern die schwärzlichen Ruinen alter Thürme und Castelle, die am reizenden Golf von Sorrento und Salerno auf steilen Felsenhöhen in den blauen Himmel emporragen, und manche stattliche Bauten auf Sicilien, in Palermo, Monreale, Cefalu u. a. O. an die romantische Normannenzeit.

Wilhelm II. 1166—1189.

e) Rußland und Island.

1. Varinger und Russen.

Normännische Niederlassungen in Rußland.

Mit dem weitverbreiteten Volksstamme der Finnen oder Tschuden, der einst alle Länder im Norden und auf beiden Seiten des baltischen Meeres inne hatte und zu dem nicht nur die Letten, Liven und Esten, in den Ge-



genden, die noch jetzt von ihnen den Namen tragen, die Karelen und Lappen im unfruchtbaren Norden, sondern auch die Magyaren (Ungern) gerechnet werden, waren die fahrenden Banden der Skandinavier aus Schweden und Norwegen, von den Finnen „Rodsen“ d. i. Ruderer genannt, schon in uralten Tagen in Berührung gekommen, bald in feindseliger Weise indem sie mit dem Schwerte jene zwangen ihnen Tribut in Fellen, dem einzigen Reichthum des Landes, zu entrichten, bald in friedlicher Art, indem sie an der Stätte, wo aus dem Holmgard der Sage in der Folge die mächtige Handelsstadt Nowgorod erwachsen ist, mit den Bewohnern des schwarzen Meeres und der Wolga die Waaren tauschten. Im Gefolge jener griechischen Gesandtschaft, die im J. 839 Ludwig dem Frommen mit Geschenken nahte, befanden sich einige Männer aus dem Volke „Rhos“, welche diesen Weg zur Rückkehr in ihre Heimath der alten Straße von Byzanz nach der Bernsteinküste vorzogen: bei näherer Untersuchung ergab sich, daß dieselben Normannen aus Schweden waren. Etwa zwanzig Jahre später, erzählt die Chronik des russischen Mönchs Nestor, ermannten sich die finnischen und slavischen Völker der Gegend, warfen die Zinspflicht der Varinger ab und schlugen sie über die Ostsee zurück. „Doch jetzt entbrannten unter den Freigewordenen die Leidenschaften der Einzelnen, Hader und innerer Zwist nahmen überhand, ein Geschlecht stand gegen das andere auf, denn jedes wollte herrschen, keines gehorchen, und aus der neu errungenen Freiheit entsprang ein blutiger Bürgerkrieg.“ In dieser Noth, vielleicht auch gequält von der Furcht, die Varinger möchten wiederkehren und die inneren Zerwürfnisse zur Rache benutzen, beschlossen jene, sich freiwillig unter die Herrschaft eines fremden Fürsten zu stellen. Sie schickten also, wie die Sage berichtet, nach gemeinsamem Beschluß zu den Waräger-Russen und ließen ihnen sagen: „Unser Land ist groß und fruchtbar, aber Ordnung ist nicht darin; darum kommt zu uns, seid unsere Herrscher und gebietet über uns!“ Die Russen folgten dem Rufe. Unter der Führung von drei Brüdern Rurik, Sineus und Truwor zogen sie in großer Zahl über die Ostsee und ließen sich an verschiedenen Orten in der Mitte der
Rurik. † 879. alten Einwohner nieder. Rurik der Erstgeborene schlug seinen Herrschersitz in Nowgorod auf und wurde, da seine Brüder ohne Nachkommen starben und er somit auch ihre Herrschaften erbte, der alleinige Gebieter des neugestifteten Reichs, das von den Gründern und Herren den Namen „Rußland“ empfing, und der Stammvater eines Geschlechts, das sieben Jahrhunderte über das weite Flachland im Osten gebot. Lange bildeten die neuen Ansiedler, die Varinger, einen bevorzugten Kriegerstand, welcher den Königen als Heerführer, Räthe, Vorsteher von Landschaften und Städten zur Seite standen und höheren Sold und größeren Antheil an der Kriegsbeute erhielten. Durch neue Ankömmlinge, welche die russischen Fürsten bei ihren inneren und äußeren Kriegen ins Land riefen, wurde das Stammgefühl immer wieder aufgefrischt. Erst als diese Zuzüge aufhörten, und ihre Vorrechte gemindert wurden, gingen sie allmählich in der

großen Masse der slavischen und finnischen Bevölkerung auf und verloren mit ihrer Sprache und ihren nationalen Sitten auch jede Erinnerung an die alte Stammgenossenschaft.

Die Finnen oder Tschuden, ein von der indogermanischen Sprach- und Völkerfamilie verschiedener Menschenstamm, waren einst über den größten Theil von Skandinavien und den Norden des heutigen Rußland ausgebreitet; aber durch die Einwanderung germanischer Völker weiter nordwärts gedrängt, nahmen sie an den Geschicken und an der Cultur Europa's wenig Antheil. Doch scheinen sie in alten Zeiten mehr Industrie, Wohlstand und Bildung besessen zu haben als heut zu Tage. Das uralte Biarmische Reich zwischen dem weißen Meer, der Wolga und dem Uralgebirg, berühmt durch seinen Reichthum, seinen Handel und seine Macht, war von einem finnischen Stamm bewohnt. Mittelpunkt desselben und Hauptstapelplatz war das große und alte Perm (jetzt Tscherdyn, am Kolweflusse, wo noch Ruinen der alten Stadt übrig sein sollen), wo persische und indische Waaren gegen Pelzwerke und andere nordische Erzeugnisse vertauscht wurden. Von Skandinavien aus wurden früh schon Handels- oder Wikingsfahrten nach dem weißen Meer und Biarmaland unternommen. Ottar, ein norwegischer Mann, erzählte seine Reise dahin (870) dem König Alfred von England, und dieser uns noch erhaltene Bericht ist der älteste, den wir über eine Umsegelung des Nordcaps besitzen. Eine andere berühmte Fahrt war die der drei Männer Karli, Gunstein und Therer Hund, welche unermeßliche Schätze nach der Heimath zurückbrachten, die sie aus dem Heiligthum des Gottes Jumala am Ausfluß der Dwina geraubt hatten. Im Jahr 1222 wurde die letzte Fahrt nach Biarmaland unternommen und der Handelsweg war hierauf mehr als drei Jahrhunderte vergessen, bis ihn die Engländer unter Elisabeth wieder entdeckten. Das Reich der Biarmier ging um das Jahr 1236 bei dem Eindringen der Mongolen unter Dschingis-Chan unter und wurde später durch den Czar Iwan Wasiljewitsch gegen das Ende des 15. Jahrhunderts dem russischen Scepter unterworfen. — „Die Finnen lebten in roher Unwissenheit und Trägheit, waren finstern Gemüthes und mißtrauisch, kannten nicht die zarten Bande des Familienlebens, denn despotisch herrschte der Mann über Weib und Kind. In Gefahren zeigten sie Muth und Ausdauer; in Unternehmungen, wo Gewinn sie reizte, Kühnheit und Stärke; in der Liebe zu ihrem Vaterlande und zur Freiheit aber standen sie den edelsten Völkern des Alterthums nicht nach. So wenig wir indessen eine Stufenfolge in ihren socialen bürgerlichen Verhältnissen antreffen, eben so wenig finden wir dieses in ihrer Mythologie. Sie verehrten mehrere Götter und opferten ihnen theils auf den höchsten Felsen, theils am Ufer steiler oder auch tobender Landseen, woher noch bis heute viele Gewässer in Finnland den Beinamen pyhä (heilig) führen. Von einem Verbande zu staatsrechtlichen Zwecken finden sich bei ihnen keine Spuren, nur einzelne durch Verwandtschaft vereinte Familien schlossen sich näher an einander und bildeten jene Gunda, die mit den aristokratischen Republiken des Mittelalters verglichen werden können.“ Die Finnen.

„Die Esten bewohnten das gegenwärtig nach ihnen genannte Estland, Ingermanland und die Insel Oesel, waren eine höchst kriegerische und für ihre Freiheit tapfer kämpfende Nation und trieben gerne Seeräuberei, weil ihnen diese für ein ehrenvolles Handwerk galt. Ihr röthlich straffes Haar, kleiner Wuchs, tiefliegendes falsches Auge zeichnete sie schon äußerlich sehr von ihren Nachbarvölkern aus; aber auch ihre Kleidung, Sitten und Gewohnheiten schieden sie merklich von einander. Nur mit großer Mühe und nach harten Kämpfen konnten die Deutschen sich dieselben unterwerfen. Sie waren roh und unwissend, daher auch ihre Sprache arm an Ausdrücken, doch war sie in frühster Zeit schon in zwei Hauptdialekte getheilt. Mit Jagd, Fischfang, wenig Esten.

Ackerbau und Viehzucht fristeten sie ihr armseliges Leben und wohnten in niedern Hütten, wo Schmuz, Armuth und Noth Ekel und Mitleid erregten. Sie lebten frei und unabhängig von einander, doch in Kriegszeiten erkannten sie einen Oberbefehlshaber an."

Liven. „Die Liven befanden sich auf der untersten Stufe der Cultur, wohnten in elenden Hütten gemeinschaftlich mit dem Vieh und kannten nur wenig vom Ackerbau. Sie lebten von der Jagd und dem Fischfange, einzeln zerstreut, Niemandem gehorchend, roh an Herz und Geist, und unter Jumala ein höchstes Wesen verehrend, dem sie in Wäldern und auf Felsen die grausamsten Menschenopfer brachten. Allgemein fürchteten sie sich vor Magie und Zauberei und glaubten an Verwandlungen. Arm war ihre Sprache und für eine große Menge abstrakter Begriffe fehlten ihnen die Worte. Merkwürdig ist die Art von Gottesurtheil, das bei ihnen stattfand: es mußten nämlich die Schwörenden bei Schwüren über bloße Schwerter gehen." — Zu den finnischen Stämmen sind auch die Lappen, oder, wie sie sich selbst nennen, Same, zu zählen, wenn gleich die Finnen diese Verwandtschaft, auf welche die Lappen stolz sind, nicht anerkennen mögen. Allerdings ist eine große, sowohl physische als moralische Verschiedenheit zwischen beiden Völkern bemerkbar. Eine sonderbare Mischung von Eigensinn, Mißtrauen und kindischen Affekten bezeichnet den Lappländer, ein bestimmtes kraftvolles Wesen, ein oft düsterer Ernst den Finnen. Die Lappen, welche die Kälte des Klimas im Wuchse verkürzt, in ihren Fähigkeiten beengt hat, sind ein absterbendes Volk, während die kräftigere Natur des Finnen die Cultur angenommen hat. Aber die anerkannt unbestreitbare Verwandtschaft der Sprachen bezeugt dennoch, daß beide demselben Hauptstamm angehören.

Die Slaven in Rußland. Die Slaven im heutigen Rußland zerfielen in viele Stämme, deren Sitten und Wesen Nestor als sehr verschieden darstellt; denn während er die Derewier, Sewerier, Radimitschen und Wjatitschen als rohe Naturmenschen schildert, die jeder Leidenschaft fröhnten, in Vielweiberei lebten und ihren Götzen mit blutigen Opfern dienten, rühmt er an den Polänen, den Erbauern von Kiew, ihren friedlichen Sinn, ihre Sanftmuth und häuslichen Tugenden. Das einförmige dürftige Leben dieser Slavenstämme bewegte sich in den ursprünglichen Formen patriarchalischer Verfassung, in dem Dienste roher Naturmächte, unter denen der Donnergott Perun die erste Stelle einnahm (IV. S. 792), in Kämpfen und Raubfahrten, mit denen Gelage und Feste abwechselten. „Elende, von Flechtwerk erbaute Hütten", bemerkt Ph. Strahl, „schützten die Slaven gegen Wind und Wetter, und in schmutziger Kleidung, zur Winterszeit in Häute von wilden und Haus-Thieren eingehüllt, labten sie sich beim selbstbereiteten Meth am Buchweizen und der Hirse, deren Genuß sie über Alles liebten und auf deren Bau sie vielen Fleiß verwandten. Ihre Armuth, einfache Lebensweise und ihre zerstreuten Wohnsitze weckten in ihnen keine Wünsche nach Luxussachen; aber theils kannten sie sie auch gar nicht, theils fühlten sie nicht ihre Bedürfnisse. Sie trieben auch keinen Handel, noch bauten sie solche Producte, die den Fremden in ihr Land des Handels wegen hätten ziehen können; sie tauschten blos Vieh, Häute und im Krieg erbeutete Dinge gegen andere ihnen nothwendig scheinende Gegenstände um, und blieben demnach, wennschon nicht beglückt mit den Segnungen eines lebendigen Handelsverkehrs, doch auch frei von den Lastern, die im Gefolge des großen Handels sich befinden. Wie alle Kinder der rohen Natur ergötzten sich die alten Slaven gern am Tanz und Gesang, besonders wenn ihre und ihrer Väter Großthaten den Inhalt ihrer Lieder bildeten. Die Empfindungen ihres Herzens in Freude und Leid, beim Brautbette und beim Grabe, besangen sie in melodischen Tönen, beim Klange der liegenden Harfe, oder der zweisaitigen Cither, oder der Rohrpfeife, oder des Kuhhorns, oder anderer einfacher musikalischer Instrumente Mit Tanz feierten sie jedes fröhliche Ereigniß und religiöse Fest, aber dieser war auch mehr ein Geberdenspiel

und der Ausdruck roher Leidenschaft, als ein solch gefälliges leichtes Bewegen, womit die sittigen Chöre griechischer Chariten das Auge und Herz ergötzten. — Charakteristisch bleibt der Slaven Liebe und Anhänglichkeit an ihre Sprache, deren Reinheit sie in allen Wechseln der Schicksale, die sie zu ertragen hatten, soviel wie möglich zu erhalten suchten. — Auch die russischen Slaven lebten unter einer demokratischen Verfassung und wachten eifersüchtig auf die Erhaltung ihrer wilden, uneingeschränkten Freiheit. In der Familie regierte der Hausvater über Frau und Kind, der Bruder über die Schwester, der Stärkere über den Schwächern. Bei allgemeiner Gefahr folgten sie dem Rathe des erfahrenen Alters oder der erprobten Tapferkeit des Jüngern, im Getümmel der Schlacht entzog sich aber Mancher, ungestraft und seinem eigenen Gefühle folgend, dem seiner Freiheit widrigen Oberbefehle eines Andern."

Damals waren die Chazaren, die sich allmählich von der Küste des kaspischen (chazarischen) Meeres und der kaukasischen Landenge über den Don und Dniepr (Borysthenes) ausgedehnt, zum Schutze ihrer Heerden und Habe in den Steppen und an den Gestaden der Flüsse ummauerte Zeltstädte erbaut und die alte Stadt Kiew unter ihre Herrschaft gebracht hatten, das mächtigste und gefürchtetste Volk im Osten. (S. 587.) Zum Schutze gegen sie hatte einst der große Perserkönig die „kaukasischen Thore" mit einer großen Mauer geschlossen, deren Ruinen noch jetzt in Erstaunen setzen und die byzantinischen Kaiser hatten sich öfters ihre Freundschaft durch Geschenke und fürstliche Heirathen erkauft. Den Großchan (Chagan) in Atel (Astrachan) umgaben 12,000 „Unsterbliche" als Leibwache. Dieses große Nomadenvolk das die Zinspflicht, die es den Stämmen an der Oka auferlegt, weiter auszudehnen bemüht war, wurde einige Jahrzehnte nachher von dem vereinigten Volke der „Russen" mit Glück bekriegt und nachdem die beiden Varingerhäuptlinge Askold und Dir die wichtige Stadt Kiew, das Kiänugard der nordischen Sage, zur Unterwerfung gebracht, gezwungen Zins und Schoß zu entrichten. — Bald fühlten auch die Byzantiner den unternehmenden Geist, der durch die nationale Vereinigung über das neue Volk gekommen. Die Erzählungen der von Konstantinopel zurückgekehrten Kaufleute von den Schätzen und Reichthümern der griechischen Hauptstadt reizte die Begierden der Barbaren. Bereits in der zweiten Hälfte des neunten Jahrhunderts segelte eine Flotte von 200 größeren Ruderbooten den Dniepr hinab, fuhr mit großer Kühnheit über das schwarze Meer in den Bosporus ein und legte sich vor die Stufen des Kaiserpalastes. Zitternd verbrachte Michael III. die Nacht im Gebete in der Marienkirche, und der Sturm, der am andern Tage die feindlichen Fahrzeuge zerstreute oder versenkte, wurde der Wunderkraft des heiligen Gewandes der Mutter Gottes zugeschrieben, das der Patriarch Photius in das Meer getaucht hatte. Aber die nächste Generation wiederholte das Unternehmen. Oleg, der Vormund von Ruriks Söhnen, ein kluger und kräftiger Regent, welcher den Varinger Häuptlingen die Stadt Kiew mit List entriß und seinen Herrschersitz dahin verlegte, erschien im Anfang des zehnten Jahrhunderts mit einem stark bemannten Geschwader von langen Kähnen im Angesichte der

Kämpfe mit den Chazaren u. Griechen.

865.

Oleg. 879—912.

907.

byzantinischen Hauptstadt, setzte den Kaiser Leo durch die verheerende Kriegsweise und blutige Grausamkeit seiner Krieger so sehr in Schrecken, daß dieser in einem merkwürdigen Friedensvertrag den Russen große Handelsvortheile und Vorrechte zugestand, und kehrte, nachdem er zum Zeichen seines Sieges seinen Schild an einem der Thore befestigt, mit Beute und Geschenken beladen nach Kiew zurück. Ein Jahr nach diesem Friedensschluß, der dem jungen Russenreiche die Anerkennung von Seiten des byzantinischen Kaiserthums, der ersten Großmacht jener Zeit, verschaffte, starb Oleg in hohem Alter, nachdem er während einer mehr als dreißigjährigen Regierung das Reich nach allen Seiten ausgedehnt, die Stadt Smolensk unterworfen und eine Menge kleiner slavischen Staaten und Völkerschaften tributpflichtig gemacht. Den Kriegerstand der Varinger, dessen er sich bei seinen Unternehmungen am liebsten bediente, ehrte er
Igor. 912–945. mit Einkünften, Gütern und Befehlshaberstellen. Igor, Ruriks Sohn, der die schöne **Olga**, eine Jungfrau normannischer Abkunft, als Gemahlin heimgeführt, war Olegs würdiger Nachfolger. Wenn auch der erste Angriff auf das
941. byzantinische Reich, den er nach dem Beispiele seines Vorgängers mit einer großen Anzahl stark bemannter Fahrzeuge unter gleichen Verwüstungen und Grausamkeiten unternahm, durch die furchtbare Gewalt des griechischen Feuers vereitelt ward und der größte Theil der Krieger in den Fluthen oder durch das Schifffeuer oder Schwert der Feinde den Tod fand; so wußte er dennoch die Macht und das Ansehen Rußlands zu wahren und zu mehren. Er führte glückliche Kriege gegen das wilde, räuberische Hirtenvolk der **Petschenegen** (Petzinaken) an der Wolga und am Ural und unternahm dann im Bunde mit
944. ihnen einen neuen Zug gegen das griechische Reich. Die Kunde von dem Anzuge der rachedürstenden Russen setzte den Kaiser Romanus in Schrecken. Er schickte Gesandte an die Mündungen der Donau, wo die russischen Boote lagen und erkaufte ihre Abfahrt mit reichen Geschenken und durch Erneuerung und Erweiterung des früheren Friedens- und Handelsvertrags. Bald nachher fand Igor und ein großer Theil seiner Leibwache den Tod im Kampfe gegen die slavische Völkerschaft der **Derewier**, welche die waldbedeckten Gegenden an den Quellen des Bug und Pripetz im heutigen Volhynien bewohnten und von dem russischen Großfürsten mit schweren Abgaben gedrückt worden waren.

Anfänge des Christenthums in Rußland. Olga. † 969. Seine Gattin **Olga**, die während der Minderjährigkeit ihres Sohnes **Swätoslav** die vormundschaftliche Regierung führte, nahm in Verbindung mit dem tapfern Feldherrn Swjeneld, Igors Günstling, schwere Blutrache an den Derewiern. Sie durchzog ihr Land mit Feuer und Schwert, machte die Gefangenen zu Sclaven und legte den Ueberlebenden schweren Tribut auf. Olga's Name strahlt hell in den Annalen und Sagen der Russen: nicht durch Eroberungen, sondern durch gute Einrichtungen, durch geordnetes Steuerwesen, durch Anlegung von Straßen, durch Bevölkerung öder Landstrecken, durch Eintheilung des Reiches in Gaue oder Kreise machte sie die Jahre ihrer Regentschaft

denkwürdig. Vor Allem aber wurde sie gefeiert, weil sie die erste christliche Herrscherin war. Konstantin Porphyrogennetus, der gelehrte Beherrscher des Morgenlandes, hat mit umständlicher Genauigkeit die Ankunft und den Aufenthalt 955.
der Großfürstin von Kiew in der byzantinischen Hauptstadt, ihre Bekehrung und die Feierlichkeiten ihrer Taufe beschrieben, wobei der Kaiser selbst Pathenstelle vertrat. Auch ihr Gefolge, ihre Frauen und Diener und vier und vierzig russische Kaufleute folgten ihrem Beispiele. Aber wie treu sie auch nach ihrer Rückkehr das bei der Taufe abgelegte Bekenntniß bewahrte und wie eifrig sie bemüht war, durch byzantinische Glaubensboten die Lehre des Heils auch ihrem Volke verkünden zu lassen, so beharrten die Russen doch noch lange bei ihren rohen Göttern und ihren blutigen Menschenopfern. Selbst ihr Sohn Swätoslav Swätoslav. 945—972.
wies die Aufforderung der Mutter zur Taufe mit den Worten zurück: „mein Gefolge würde über mich lachen!“ Aber die Lehren und das Beispiel der frommen Olga blieben darum nicht ohne tiefe Wirkung und die Vergleichung des prunkvollen Cultus, den die russischen Kaufleute auf ihren Handelsfahrten nach der byzantinischen Hauptstadt bewunderten, mit dem rohen Götzendienste in ihrer Heimath erwarb dem Christenthume viele geheime Bekenner. Swätoslav selbst zwar und seine Varinger, die unter ihm noch immer ihre vorherrschende Stellung behaupteten, fuhren fort den Göttern ihrer Väter mit wilden Opfern zu dienen; aber unter seinem Sohne Wladimir gelangte im Gefolge der Politik die neue Lehre zum Sieg.

Swätoslav war ein gewaltiger Kriegsheld und Eroberer. Nicht sobald Swätoslavs Eroberungszüge.
hatte er nach erlangter Volljährigkeit die Zügel der Regierung in die eigene Hand genommen, so unterwarf er den Slavenstamm der Wjetitschen, die an 1. Im Osten. 964. 965.
der Oka, am Don und an der Wolga seßhaft waren, nöthigte dann die Chazaren, nachdem er sie in einer furchtbaren Schlacht überwunden und ihre Hauptstadt erobert, den Tribut eines Schillings vom Pflug, den sie bisher von den Wjetitschen bezogen, ihm selbst zu entrichten. Weder die weiten Steppen am Kuban, noch die hohen Terrassen des Kaukasus mit seinen wilden Schluchten und reißenden Strömen hemmten den Siegeslauf des rauhen Herrschers, der gewöhnlich auf der Erde schlief, in ein Bärenfell gehüllt und das Haupt auf einen Sattel gelehnt und seinen Hunger mit geröstetem Pferdefleisch stillte.

Als Swätoslav die Grenzen seines Reiches weit nach Osten ausgedehnt, 2. Im Süden.
bot sich ihm eine günstige Gelegenheit dar, seine Kriegsschaaren an die Donau 967. 968.
zu führen. Ergrimmt, daß die **Bulgaren** die Ungarn durch ihr Land gelassen und somit die Länder im Süden der Donau ihren Raubzügen preisgegeben, sandte der Kaiser Nicephorus eine Gesandtschaft an Swätoslav und bot ihm 1500 Pfund Goldes, wenn er die Bulgaren bekriege. Der russische König ließ sich überreden. Er zog mit einem Heer von 60,000 Mann an den breiten Strom; die bulgarischen Bogenschützen vermochten der Uebermacht der mit Schild und Schwert mächtig andrängenden Feinde nicht lange zu widerstehen.

Der besiegte König sank ins Grab, seine Kinder wurden zu Gefangenen gemacht, sein Gebiet bis zum Hämus von den Söhnen des Nordens unterjocht oder verheert. Das Land an der Donau gefiel dem Eroberer. „Hier fließt alles Gute zusammen“ sprach er; „die Griechen schicken Gold, reiche Stoffe, Wein und Früchte, die Böhmen und Ungarn Silber und Pferde; die Russen
969. Pelzwerk, Wachs, Honig und Sclaven.“ Um dieselbe Zeit starb seine Mutter Olga, von der Ueberlieferung die Listige, von der Kirche die Heilige, von der Geschichte die Weise genannt. Swätoslav begrub sie in Kiew und setzte dann an der Spitze seines Heeres, in das er Petschenegen, Bulgaren und Ungarn aufgenommen, über den Donaustrom. Der vornehme Grieche, der früher an der Spitze der byzantinischen Gesandtschaft das russische Lager besucht, schloß sich dem Barbarenkönig an, in der Hoffnung sich des Thrones zu bemächtigen; er zeigte ihm den Weg nach der Kaiserstadt und versprach die Schätze der morgenländischen Welt mit ihm zu theilen.

Swätoslav u. Tzimisces. Zu dieser Zeit wurde Nicephorus, der Urheber dieses Unglücks, das Opfer einer Verschwörung, und sein Thron und seine schuldbedeckte Gattin kamen in den Besitz seines Feldherrn Johannes Tzimisces, der in kleinem Körper den Muth und die Eigenschaften eines Helden besaß. Der neue Kaiser versuchte zuerst den Weg der Güte und Versprechungen; als aber Swätoslav seine Anerbietungen verächtlich zurückwies und mit seinen wilden Kriegshorden den Hämus überschreitend sich vor den Mauern Adrianopels lagerte; rückte der Byzantiner mit seinen aus Asien herbeigerufenen Legionen dem nordischen Feinde entgegen. Der Vernichtung der Petschenegen durch den kaiserlichen Unterfeldherrn Bardas folgte eine Niederlage der Russen selbst, worauf Swätoslav mit dem Ueberrest seiner Streitkräfte nach der Donau zurückkehrte. Tzimisces folgte ihm jedoch auf dem Fuße und zwang ihn unter den Mauern der Donaustadt Dristra zum Gefechte. Nach einer Reihe von Kämpfen überzeugte sich indessen der byzantinische Herrscher, daß der russische Großfürst entschlossen sei, lieber den Tod auf dem Schlachtfeld als Rettung in der Flucht zu suchen und daß seine Krieger diese Gesinnung theilten. „Wo dein Haupt liegt, da mögen auch die unsrigen liegen!“ riefen sie ihm zu, als er ihnen seinen Entschluß kund gab. Tzimisces hielt es daher für klüger, dem Feind eine goldene Brücke zu bauen, als die Verzweiflung zum Kampf herauszufordern. Gegen die eidliche Versicherung friedlichen Verhaltens wurde den Russen ungestörter Rückzug zugestanden, jedem Krieger ein Maß Korn gereicht und die Freiheit des Handels und der Schifffahrt hergestellt. Nach einer persönlichen Zusammenkunft am Ufer der Donau schieden die beiden Kriegsfürsten; aber während der byzantinische Herrscher hoch zu Roß mit dem Lorbeerkranz und dem Diadem geschmückt in die jubelnde Hauptstadt einzog, voran das Bild der Mutter Gottes mit dem Kinde auf einem Siegeswagen, wurde Swätoslav auf dem Rückzuge, als er mit seinem zusammengeschwundenen Heer bei den Stromschnellen des Dniepr

Rast machte, von den Petschenegen überfallen und erschlagen. Aus seinem Schädel ließ sich der barbarische Häuptling nach der Sitte seines Volkes einen Trinkbecher bereiten, den er bei ihren wilden Gelagen zu leeren pflegte. 972.

Swätoslavs Tod war für das russische Reich der Anfang blutiger Bürgerkriege und schwerer Drangsale. Jaropolk. 972—980. Schon vor seinem Weggang hatte der König seine drei Söhne zu Reichsverwesern in verschiedenen Landschaften eingesetzt. Aber der Erstgeborne, Jaropolk, welcher in Kiew seinen Sitz hatte, erhob Krieg gegen seine Brüder Oleg im Lande der Derewier und Wladimir in Nowgorod. Jener fand auf der Flucht über eine Brücke in den Fluthen eines tiefen Grabens seinen Tod, dieser eilte über das Meer, um in der alten Heimath der Varinger Hülfe zu suchen. Nach einiger Zeit kehrte er mit vielen Kriegsmannen zurück, vertrieb den Bruder aus Kiew und ließ ihn, als er zu Friedensunterhandlungen sich in Wladimirs Schloß einfand, durch gedungene Mörder aus warägischem Geschlechte meuchlings ermorden. Auf blutigen 980. Wegen war Wladimir zum Thron gelangt, aber seine Thaten und Eigen- Wladimir der Große. 980—1015. schaften machten ihn der Herrschaft würdig. Die Nachwelt vergaß den Brudermord, der ohnedies durch die Pflicht der Blutrache in den Augen der Nation in einem milderen Lichte erschien, und belegte den gewaltigen Herrscher, den die Ueberlieferung als einen Mann zugleich von den heftigsten Leidenschaften und der finnigsten Ueberlegung schildert und mit Attila und Theoderich zusammenstellt, mit dem Beinamen des Großen. Sein Streben war auf Verschmelzung aller Volkstheile zu einer einheitlichen Nation gerichtet. Zu dem Zweck brach er die Macht des übermüthigen Kriegerstandes der Varinger, indem er ihre Vorrechte vernichtete und die Auswanderung der Unzufriedenen in das byzantinische Reich beförderte. Ein noch wirksameres Mittel die durch das Schwert bezwungenen slavischen Völkerschaften zu einer großen Nation zu vereinigen, war die Einführung eines gemeinsamen Gottesdienstes, die Vertilgung des vielgestaltigen heidnischen Religionswesens. Als Wladimir die „weißen Bulgaren,“ die seit undenklichen Zeiten an der Wolga und Kama seßhaft waren, ein gesittetes, durch lebhaften Handel mit Persien und Armenien wohlhabendes Volk, zu einem Friedensvertrag gezwungen, den sie zu halten versprachen, „bis der Stein schwimme und der Hopfen im Wasser sinke,“ zog er südwärts und eroberte die alte Stadt Cherson auf der taurischen Halbinsel. Von hier sandte er nach Konstantinopel und warb um die Hand der Anna, der Schwester des Kaisers Basilius und jener Theophania, die der deutsch-römische Kaiser Otto II. heimgeführt. Die Nähe des gewaltigen Kriegsfürsten aus dem den Herrschern von Konstantinopel schon damals furchtbaren Rußland, machte es rathsam auf den Antrag einzugehen; doch stellte der Hof die Bedingung, daß Wladimir sich taufen lasse. Der Großfürst, der mit seinen Edlen bereits über die Annahme Einführung des Christenthums in Rußland. des Christenthums Raths gepflogen hatte, ging leicht auf die Bedingung ein, und in Cherson wurde von dem christlichen Bischof zugleich die Taufe und die

988. Vermählung gefeiert. Seinem Beispiele folgten die anwesenden Bojaren. Darauf übergab Wladimir die Stadt seinem kaiserlichen Schwager und kehrte mit seiner Braut und mit mehreren Reliquien, Heiligenbildern und Siegeszeichen nach Kiew zurück, begleitet von Priestern, welche bei dem bevorstehenden Bekehrungswerke Dienste leisten sollten. Nun wurde auf seinen Befehl Peruns Bild, das er früher so hoch verehrt, an den Schweif eines Pferdes gebunden, mit Keulen geschlagen und in den Dniepr gestürzt und Wachen ans Ufer gestellt, damit das erschrockene und betrübte Volk den ungestalteten Götzen nicht wieder aus den Fluthen ziehe. Zugleich erging ein Gebot, daß Alle, weß Standes sie auch seien, am nächsten Tage die Taufe empfangen sollten, widrigenfalls sie als Feinde Gottes und des Großfürsten behandelt werden würden. Alsbald füllten sich die Flüsse mit Tausenden von gehorsamen Unterthanen, indeß die Priester auf Flößen die Taufgebete ablasen. Am Ufer des Dniepr lag Wladimir während der Handlung auf den Knien und dankte Gott für die seinem Volke erwiesene Gnade. Auf der Stätte des umgestürzten Götzenbildes in Kiew ließ er eine christliche Kirche errichten. Aehnliches geschah im ganzen Reiche; allenthalben wurden die Idole in die Wellen der Flüsse versenkt und in Kurzem war die Lehre des gekreuzigten Heilandes die herrschende des Landes. Aber nicht an Rom schlossen sich die Russen an, sondern sie folgten dem Lehrbegriff und Cultus der griechischen Mutterkirche, dem schon die heil. Olga angehangen. Der Metropolite von Kiew stand unter der Gerichtsbarkeit des griechischen Patriarchen. Die Bibel in der slovenischen Uebersetzung wurde das Lehrbuch für Religion, Sprache und jegliche Bildung. Wladimir erlebte noch die Bekehrung eines großen Theiles seines Volkes und er war bedacht, durch Gründung von Städten, durch Errichtung von Schulen und durch zweckmäßige Anstalten auch den Boden zu bereiten, auf dem das aufgezwungene Christenthum mit der Zeit eine gedeihliche Wirkung hervorbringen konnte. Mußte er auch noch oft zum Schwert greifen, bald um die stets zu Raub und Mord bereiten Petschenegen abzuwehren, bald um innere Aufstände niederzuschlagen, so war doch seine Hauptsorge auf Begründung dauernder Friedenszustände und auf Hebung seines Volkes gerichtet. Darum glänzt auch sein Name unter allen Herrschern hervor. Die russische Geistlichkeit sprach ihn heilig und weihete ihm Kirchen und Kapellen, und bis zur Stunde beugen fromme Waller vor seinem Haupte in Kiew ehrfurchtsvoll ihre Knie.

Wladimirs letzte Regierungszeit u. Ausgang.

„Wladimirs Gedächtniß", bemerkt Strahl, „feiert die russische Kirche jährlich an
1015. seinem Sterbetage, und in den alten Volkssagen lebt das Andenken an seine Tafelrunde und prächtigen Gastgebote, an die Helden seiner Zeit und ihre Wunderthaten, denen der Unwissende gern vollen Glauben schenkt und sie oft erzählt. Doch nicht allein durch große Waffenthaten, durch die Dämpfung des Aufruhrs seiner Unterthanen, durch die Siege über die tapfern Jatwjeser, den mächtigen Metschislav und die räuberischen Petschenegen, sondern auch durch seine weisen inneren Staatseinrichtungen, durch die Einführung und Verbreitung der christlichen Religion, durch Achtung und Schonung

der Werke griechischer Kunst, durch Errichtung von Schulen und Verbannung schädlichen Aberglaubens, durch Erbauung von Städten und Kolonisirung fremder Völker im Innern des Landes, durch Erweiterung der Grenzen des Reiches gegen Westen, durch kräftige Unterstützung der Nothleidenden, durch Entfernung der dem russischen Staatswohle gefährlichen Waräger, durch Bezähmung seiner wilden Leidenschaften und durch andere Herrschertugenden mehr machte sich Wladimir um den russischen Staat verdient, und eine glänzende Zeit hätte ihm nachfolgen müssen, hätte die Herrschsucht nicht den Samen der Zwietracht unter seine Nachkommen gestreut und Bruder gegen Bruder bewaffnet."

2. Die Normannen in Island.

Entdeckung der Insel.

Unter allen Schöpfungen der Wikinger erregt das normannische Gemeinwesen auf Island das höchste Interesse. Jenes merkwürdige Land im äußersten Norden, mit romantischen Naturschönheiten, voll heißer Sprudelquellen und hoher Berge, deren Gipfel mit Schnee bedeckt sind, während Feuer in ihrem Innern rast, wurde in der zweiten Hälfte des 9. Jahrh. von einigen kühnen Seefahrern von Norwegen aus entdeckt. Nadd-Odd, ein Normanne von den Faröer Inseln, war der erste Seefahrer, der das ferne Eiland besuchte. Er nannte es „Schneeland," aber der dritte Entdecker, der berühmte Wikinger Floke Wilgerdson, gab ihm von dem Treibeis den Namen Island. Harald Harfagar war um diese Zeit König in Norwegen, und da sein Streben dahin ging, die Einheit des Reichs zu begründen und die Macht der Unterkönige und freien Grundbesitzer zu brechen, so zogen Schaaren von Unzufriedenen aus der alten Heimath fort nach der fernen neu entdeckten Insel, meist Männer aus den edelsten Geschlechtern, oft aus königlichem Blut. Auch aus Schweden und Dänemark zog mancher kühne Seefahrer dahin. Bald entstand auf Island ein freies blühendes Gemeinwesen, eine skandinavische Republik, „frei von der Könige und der Gewaltigen Druck." Wenn ein Kolonist sich Island näherte, warf er seine Hausgötter ins Meer, mit dem Gelübde sich da niederzulassen, wo sie ans Land kämen; war der Ort für die Wohnung auf diese Weise bestimmt, so führte er gewöhnlich Feuer um die Stelle, welche er in Besitz zu nehmen gedachte, dies hieß: sich das Land heiligen. Dann theilte der Anführer das in Besitz genommene Gebiet unter seine Verwandten, Freunde und andere Begleiter, und es erwuchs hieraus ein Härad (Gerichtsbezirk); am Göttertempel war die Gerichtsstelle, Thing, und der Anführer der Kolonie blieb gewöhnlich Häuptling des Härads und Priester. Die ersten Einwanderer eigneten sich ungehindert große Strecken Landes an, bald aber wurde durch eine beschränkende Bestimmung festgesetzt, daß Jeder nur so viel Land in Besitz nehmen dürfe, als er mit seinen Genossen vom Morgen bis zum Abend mit Feuer heiligen konnte, dabei war aber genau bestimmt, in welcher Weise diese Weihung vorgenommen werden müßte. Das Allthing war die jährliche allgemeine Versammlung und der durch freie Wahl bestimmte Lagmann der höchste Beamte des Gemeinwe-

sens. So wurde die neue Heimath nach den Begriffen und Sitten geordnet, welche die Auswanderer aus der vorigen mit herüber gebracht hatten, und wir sehen altes Gesetz und Recht, die vaterländischen Götter und die alte skandinavische Sprache hier fortleben, wo sie sich durch die Abgeschiedenheit der Lage lange vor jedem fremden Einfluß rein bewahrt haben, die Grundzüge der alten nordischen Zustände vor den Augen der Nachwelt darstellend. Nur sehr allmählich fand das Christenthum Eingang auf der Insel und die Missionare und Bischöfe mußten manche Zugeständnisse an den alten Glauben machen. Von einem der ersten Männer auf Island, Helge der Magere genannt, welcher der Vater eines großen Geschlechts war, und von dem auch Snorre Sturleson abstammte, wird erzählt, er habe, obwohl er getauft und Christ war, doch sein größtes Vertrauen auf Thor gesetzt, und sei also „sehr gemischten Glaubens" gewesen; ähnlich war es bei vielen; und es fand sich, als in der Mitte des 11. Jahrhunderts das Christenthum zur Herrschaft gelangte, bereits eine hohe, auf Einfachheit und Sittenreinheit gegründete Cultur vor. Daher erhielten sich hier die Denkmale des Heidenthums am längsten und reinsten, und besonders waren es die alten mythologischen Heldensagen, die Erzählungen von den Thaten der Vorfahren in der alten Heimath, die in der Erinnerung des Isländers fortlebten; und als es den christlichen Glaubensboten endlich gelang, mit der Runenschrift und den alten Göttern auch die heidnische Poesie zu verdrängen, bewahrte die isländische Sprache mit ihrem Reichthum an Formen und Wortbildungen noch immer die Spuren der altgermanischen Cultur. Durch Sagen und geschichtliche Erzählungen verkürzten und erheiterten die Bewohner die langen Winternächte, und ersetzten den ihrer armen, kalten Insel versagten Reiz und Genuß der Natur durch das Großartige, Romantische und Abenteuerliche der alten Heldenlieder. Von Island stammte die Mehrzahl der Skalden; sie waren vor allen berühmt und fanden sich an allen normannischen Königshöfen, auch noch in der christlichen Zeit die Thaten der Vorzeit, die alten Geschichten des heidnischen Nordens im Liede feiernd.

Auch die beiden großen Sagensammlungen, welche den Namen der ältern und jüngern Edda führen und die Hauptquelle der skandinavischen Mythengeschichte bilden, wurden auf jenem fernen Eilande zusammengestellt. Die ältere oder poetische Edda entstand um das Jahr 1100; Sämund Sigfusson (Frode, der Gelehrte genannt) sammelte 40 der alten Heldenlieder, die er zu einem Ganzen verband, welches den Titel Edda, d. i. Weisheit oder Verstand führte. Die bedeutsamsten Theile derselben bilden die Völuspa oder der Gesang der Sibylle Vola, welcher die ganze nordische Götterlehre von der Weltschöpfung bis zum Weltuntergang in rascher Darstellung behandelt und das „hohe Lied" Hávamál, der Sage nach von Odin selbst gedichtet. Wie die Mythologie, enthält auch die skandinavische Poesie, wie sie uns in der Edda überliefert ist, viele Anklänge an die altgermanischen Heldensagen, weßhalb auch manche Forscher eine Uebertragung „der Grundstoffe" aus Deutschland annehmen. Die deutschen Sagen von den Helden der Burgunder und Gothen erklangen auch im Norden und in dieser Umformung ist uns manche sonst ver-

lorene Erzählung erhalten. Diese Sagendichtung ist aufs Innigste mit der Götterlehre verflochten und ihrem Wesen nach episch, wenn gleich nicht zu einem großen zusammenhängenden Ganzen verbunden, sondern in viele einzelne Heldendichtungen gespalten. Die darin herrschende Phantasie ist, wie die nordische Natur, düster, sonnenlos und eintönig, aber kräftig und erhaben, „es sind Bruchstücke einer riesenhaften, gleichsam versteinerten Poesie, diese einzelnen im Norden überbliebenen Hieroglyphen der Heldenthaten, Erinnerungen und Sitten jener großen Völkerwanderung in der vollen Kraft des ursprünglichen Heidenthums;“ von sich selbst haben diese heroischen Gesänge der älteren Edda vorhergesagt, „daß sie in allen Ländern fortleben werden,“ und daß durch Vergleichung mit den von ihnen besungenen Schicksalen „jede Männerbrust werde erleichtert, jeder weibliche Kummer werde gemildert werden.“ — In der jüngeren Edda sind die poetischen Dichtungen der älteren prosaisch bearbeitet und mit Zusätzen aus andern schriftlichen Aufzeichnungen erweitert, in ein mythisch-historisches System gebracht; einen Theil derselben bildet die „Skalda,“ eine Abhandlung über die nordische Dichtkunst, die Versarten und die Dichtersprache. Sie wurde im Anfang des 13. Jahrhunderts zusammengestellt und trägt den Namen Snorre Sturlesons, eines gelehrten und berühmten Isländers aus dem Stamme der alten Schwedenkönige, der Jarl in Norwegen und zweimal Lagmann in seiner Heimath war und auch der Sammler der nordischen Königs-Sagen und Verzeichnisse ist, die den Namen Heimskringla (nach dem ersten Wort der Vorrede) führen. Diese Denkmale der isländischen Literatur sind alle in der Muttersprache verfaßt, in einer Zeit, da in dem ganzen übrigen Europa lateinisch geschrieben wurde. — „Wenn der Winter die schläfrige Natur überfiel und in sein großes Leichentuch schnürte“, so schildert Dahlmann die Veränderung, die das Christenthum auf Island schuf, „welches nur von siedenden Wassersprudeln und flammenden Vulkanen durchbrochen ward, wenn die Gerichtshöfe schwiegen, der Bauer draußen wenig mehr zu wirthschaften fand, ging ihm bei der Heimkehr aus Sturm und Kälte in sein Feuerhaus neben den Seinen und dem überwinternden fremden Gastfreunde eine neue Welt der Erinnerung auf. Gewiß dem Isländer ward von allen Söhnen des Nordens am meisten geraubt, als ihm seine Götter verleidet wurden. Er verlor Alles, worin er Meister war, seine alte Naturanschauung und mit ihr den bildlichen Grund aller seiner Wissenschaft, seine Lehre von der Schöpfung der Welt und ihrem Untergang, welcher wohl nur in diesem Lande des Frostes und der Gluten sich so durchbilden konnte, wie er in Völuspa dasteht, verlor allen zusammengesparten Reichthum der Phantasie, welcher der Sohn seiner Armuth war und sein Trost für den Mangel an Kriegsfreude und Kriegsruhm, — um in der Lehre des Südens ein Schüler zu werden und zu bleiben. Denn er konnte weder ihre heilige Musik machen, noch ihre Bilder; seine hölzernen Gotteshäuser, oft so klein, daß die Hangematte des Reisenden, der darin übernachtet, mit dem einen Ende am Altargitter, dem andern am Kanzelpfeiler befestigt wird, erhoben sich nie zu Domen und eine lebendige Theilnahme an der lateinisch redenden Wissenschaft war hier unmöglich. Blos die mit den Christen eingewanderte Kunst der Schrift durfte er als baaren Gewinn betrachten und wandte diese früh und eifrig auf seine Muttersprache an.“

In den ersten Jahren nach der Einwanderung war Island kein Gesammtstaat. Einer unbestimmten Zahl von „Goden“ lag, jedem in seinem Bezirk, „Godorde“, die Erhaltung des Tempels, die Abhaltung der Opfer und des Things, des ganzen Gerichtswesens und der Verwaltung ob. Die Rechtsprechung selbst ging zwar nicht vom Goden aus, aber er war es, der die Richter ernannte Im Ganzen entsprach die Würde der Goden der der Fylkenkönige (Unterkönige) in Norwegen, und verblieb in der Regel dem Anführer einer Kolonie von Einwanderern, dem ersten Besitzergreifer eines Landstriches, welchen er unter seinen Ausbildung der Verfassung.

Freunden und seinem Gefolge vertheilt hatte. Jedoch war dies nicht immer der Fall; durch großes persönliches Ansehen konnte sie erworben werden, wie sie auch umgekehrt einem Unwürdigen entzogen und von seinem ganzen Geschlechte auf ein anderes übertragen werden konnte. Ursprünglich religiöser Natur, war die Würde nothwendig mit dem Besitz eines Tempels und einer Opferstätte verbunden. Das „Godord" war aber kein geographisch begrenzter Bezirk, sondern nur eine Oberherrschaft über eine bestimmte Anzahl von Personen, „die Dingleute," denen es frei stand sich an einen andern Goden anzuschließen. 60 Jahre nach der ersten Einwanderung (c. 930) erst erfolgte die Begründung des Gesammtstaats durch eine gemeinsame Gesetzgebung, die Ulfljot, ein isländischer Mann aus norwegischem Königsgeschlecht, ausarbeitete. Die wichtigste Neuerung darin war die Einsetzung des Allthings als allgemeine Landesversammlung über den Thingen der einzelnen Godorde, und im Zusammenhang damit die Einführung eines neuen Amtes, eines gemeinsamen Gesetzesbeamten für die ganze Insel, des „Lagmanns." Diesem lag ob, rechtliche Gutachten jedem zu ertheilen, der solcher bedürfe und einen regelmäßigen Rechtsvortrag zu halten, und es wurde ihm eine gewisse Vorstandschaft am Allthing eingeräumt, doch wurde ihm das Amt nur auf 3 Jahre anvertraut, obwohl nach Ablauf dieser Zeit die Wahl denselben Beamten wieder treffen konnte. Etwa 30 Jahre nach dieser Gesetzgebung wurde eine weitere Veränderung vorgenommen, nämlich die Eintheilung der ganzen Insel in vier Viertel, von denen jedes in drei Dingbezirke und jedes dieser drei Dingbezirke in drei Godorde oder Haupttempel zerfiel; doch scheinen auch diese Landesviertel und Dingbezirke keine territorialen Gebiete, sondern bloße Inbegriffe einer Anzahl von Personen gewesen zu sein; im Zusammenhang hiermit wurde am Allthing für jedes Landesviertel ein eigenes Gericht niedergesetzt, und diese Gerichte getrennt von der gesetzgebenden Versammlung (lögretta), in welcher ausschließlich die Goden Sitz hatten.

Der Schlußstein zu der isländischen Verfassung, wie sie von dem an mit geringen Modificationen bis zum Untergang der Republik bestand, wurde 40 Jahre nach diesen von Thorer Gellir beantragten Neuerungen durch Njall, einen mächtigen, einflußreichen, ehrenhaften und klugen Mann, gelegt, es geschah dies durch die Einführung eines fünften Gerichts am Allthing, welches in Fällen, wo die bisherigen Gerichte nicht competent waren, entscheiden sollte, und dadurch die Abschaffung des Zweikampfes als eines Rechtsmittels bezweckte und zur Folge hatte.

Weitere Entdeckungen. Grönland u. Winland.

Island war ein armes Land; weder Feldfrüchte noch Waldungen gediehen unter den Schrecknissen seiner wilden Natur, nur Grasfluren und wenige dürftige Birken waren der Schmuck des Sommers und Viehzucht der Hauptnahrungszweig der Bewohner. Oft aber, wenn das grönländische Treibeis starke Kälte brachte, erfroren sogar die Schafe und Rinder. Zwar hatte der Isländer von jeher eine solche Anhänglichkeit an seine Heimath, daß ein altes Sprichwort sagt: „Island ist das beste Land, auf welches die Sonne scheint", aber trotzdem waren sie genöthigt, schon wegen der nothwendigsten Lebensbedürfnisse, wie Getreide und Brennholz in fremde Länder zu fahren; und so blieb das Meer stets ihr Element. Mit dem Mutterlande blieben sie schon aus alter Anhänglichkeit in stetem Verkehr. Die Inseln der Nordsee, Schottland, Irland, die Faröer wurden vielfach von ihnen besucht; aber auch kühne Wikingsfahrten nach fernen und unbekannten Himmelsstrichen unternahmen die furchtlosen und abgehärteten Söhne Islands. Am Ende des 10. Jahrhunderts wurde von ihnen Grönland entdeckt und bevölkert. Erich der Rothe, ein isländischer

Mann war der Entdecker und erste Ansiedler in dem neuen Lande und ihm und seiner Familie folgten noch viele andere Kolonisten. Sein Sohn Leif, der in Norwegen Christ geworden war, führte das Christenthum dann ein, und es werden uns von da an mehrere Bischöfe von Grönland genannt.

Leif Erichson war auch einer der ersten, der im Süden von Grönland eine andere Küste besuchte, von den Entdeckern „Winland das gute" genannt, wegen der wildwachsenden Reben, die sie daselbst gefunden hatten. Es giebt viele Sagen und Berichte über Fahrten, die von Grönland aus nach Winland gemacht wurden; Thorfinn Karlsefne, ein norwegischer Mann, machte auch den Versuch einer Ansiedlung daselbst, die sich aber gegen die Angriffe der Skrälinger, wie die Normannen die Ureinwohner nannten, nicht halten konnte. Die Skrälinger sind wahrscheinlich Eskimos gewesen, die damals noch weiter nach Süden ausgebreitet waren, als heute. Auch Hvitramanaland, ein Land noch mehr südwärts als Winland, etwa dem heutigen Georgia oder Karolina entsprechend, sollen Isländer besucht haben. Der großen Gefahren halber, konnten jedoch diese Fahrten nicht oft gemacht werden, und so versanken die kaum entdeckten Länder bald wieder völlig in Vergessenheit. Auch die Ansiedelungen in Grönland verschwinden mit dem 14. Jahrhundert aus der Geschichte; von dem Mutterland wenig mehr besucht, und durch Pest und Blattern noch vermindert, unterlag die ohnehin geringe normannische Bevölkerung wahrscheinlich den von Amerika her eindringenden Skrälingern.

Der Freistaat auf Island erhielt fast vier Jahrhunderte lang seine Selbständigkeit, bis er durch innere Unruhen und grauenvolle Bürgerkriege zerrüttet, sich entkräftet dem norwegischen König Hakon VI. unterwarf und im Jahr 1380 mit Norwegen an Dänemark fiel.

Seitdem ist es öde geworden auf dem einst so blühenden Eiland. Mit der Freiheit verschwand auch der Sinn für das öffentliche und gemeine Wohl und die Thingstätten wurden verlassen. Im Jahr 1690 wurde der letzte Allthing unter freiem Himmel in Thingvalla gehalten. „Wehmuth ergreift den Wanderer, wenn er jetzt in das einst so belebte, und nun so verödete Thal tritt. Es wird auf der einen Seite durch einen Wasserfall, auf der andern durch einen Felsenberg geschlossen. Rings umher sieht man nichts als rothe Gebirge, eine Ebene, auf der einige elende Gesträuche wachsen, einen großen See, und an den Ufern desselben das so bescheidene Kirchlein von Thingvalla."

Um das Jahr Eintausend hat das Christenthum im Norden und Nordosten Europa's theils festen Boden gewonnen, theils den Weg zu weiteren Siegen gebahnt. Die alten Götter wichen langsamen Schrittes aus der sonnigen Menschenwelt in die düstern Räume der Schatten und Nebel, in die Sitze des Elends, der Noth und der Armuth. Nur im Gemüthe des Volks erhielt sich

Das Christenthum im Norden u. Nordosten.

noch längere Zeit eine stille Trauer über den Fall der heimischen Götterbilder und den Sieg des fremden Christus, und in der Sage und Poesie des Nordländers behaupteten sie noch fortwährend den Ehrenplatz. Wie die Germanen, so befreundeten sich auch die verwandten Skandinavier nur mühsam mit den christlichen Vorstellungen; ihre Phantasie belebte die Natur und die häuslichen Räumlichkeiten noch mit den heiteren oder unheimlichen Gestalten der alten Fabelwelt und die christlichen Glaubensboten mußten geschehen lassen, daß die neue Religion nur neue Namen in den Götterkreis der nordischen Völker einführte, daß Christus und die Heiligen zuerst nur neben Odin und Thor ihre Stellen erhielten, daß das Kreuz noch als Hammer des Kriegsgottes gedeutet ward und daß in Cultus und Vorstellungen die alten Gewohnheiten und Ueberlieferungen unter neuen Namen und Formen fortlebten. Aber die Sache des Christenthums war eins geworden mit dem Oberkönigthum; der Untergang der Stammkönige, die mit den alten Göttern zugleich ihre Rechte vertheidigten, war daher zugleich der Sieg des Kreuzes. Man mag beklagen, daß auf Island und im skandinavischen Norden der lebendige Born der Sage und Poesie mit der Einführung des Christenthums versiegte, daß der mächtige Strom der Heldendichtung gehemmt ward und das innere Leben ärmer und einförmiger wurde; dagegen brachte die christliche Kirche andere nicht minder werthvolle Gaben und Güter und legte den Keim zu neuen Lebensgestaltungen. Von der Kirche entlehnten die nordischen Völker die Formen und Organismen des Staatslebens, die Gliederung der Gesellschaft, die Scheidung der Lebensberufe; erst seit der Einführung des Christenthums wuchsen die normannischen und slavischen Völker in das geschichtliche Leben herein, hörten die Raubfahrten auf, begann die Ordnung, die segensreiche Himmelstochter, ihre schöpferische Thätigkeit zu entfalten. Das Christenthum milderte die rauhe Kriegslust durch die Tugenden der Menschlichkeit, es wehrte der Raubgier und der mörderischen Gewaltthat durch das Gebot der Nächstenliebe; es lockerte die Schranken zwischen Herr und Sclave, zwischen Freien und Unfreien durch die Lehre von der göttlichen Ebenbildlichkeit des Menschen und von der Wohlthat der Erlösung, durch die Aufnahme Aller zu gleicher christlicher Lebensgemeinschaft und durch die Verleihung der Gnadengaben an Alle, die da glaubten und getauft wurden. Und wie die christliche Kirche bemüht war, den Kriegen und Raubfahrten nach Kräften zu steuern, statt des allgemeinen Kriegszustandes einen ewigen Frieden als die normale Grundverfassung des Menschengeschlechts aufzustellen, so suchte sie auch unter den Völkern und Staaten selbst den Werth und die Würde des Menschen zu heben und in diesem Sinne auf Verfassung, Recht und Gesetzgebung einzuwirken. Die Blutrache wurde unterdrückt, die alte Sitte des Wergeldes, die dem Menschenleben einen willkürlichen Preis beilegte und den Werth des Mannes nicht nach inneren Vorzügen, sondern nach Geburt und Stand bestimmte, kam mehr und mehr in Abnahme, auch die Gottesurtheile, ohnedies wegen des Miß-

brauchs der Religion von der Kirche nie begünstigt, wurden ihrer Schroffheiten entkleidet. Die Ehe und Familie, die Grundlage jedes sittlichen Gesellschaftszustandes wurde unter die Obhut der Religion gestellt und dadurch mit heiligen Banden umschlungen. Die Glaubensboten und Mönche, welche unter den Slaven und Skandinaviern das Evangelium pflanzten, gaben das edle Beispiel der Hingebung und Opferwilligkeit; um dermaleinst der himmlischen Glückseligkeit theilhaftig zu werden, ertrugen sie Armuth, Drangsale und Gefahren, brachten die Botschaft des Heils in Zelte und Hütten und unterzogen sich den Leiden und Beschwerden eines unwirthlichen Klimas, eines nordischen Winters. Bald zeigten sich die Früchte ihrer Thätigkeit. Die Benedictiner, die sich in dem von Schneebergen durchzogenen, von Strömen, Seen und Buchten zerrissenen skandinavischen Lande ansiedelten, legten nicht nur den Keim zur geistigen Ausbildung und machten die Bewohner mit den Erzeugnissen der Kunst und Wissenschaft gebildeterer Völker bekannt, sie veredelten auch die Lebensweise und lenkten den Sinn der Nation auf die Vortheile der Cultur. Sie führten die Schreibkunst ein und verdrängten die rohe, mangelhafte Runenschrift durch das lateinische Alphabet; sie beförderten den Feldbau und pflanzten neue Getreidearten, sie bauten Mühlen, legten Bergwerke an und richteten die Blicke des rauhen, nur auf Krieg und Seefahrt bedachten und von Viehzucht und Fischfang lebenden Volkes auf die Werke des Friedens, auf Gewerbwesen, Landbau und Handel. Doch waren diese Wirkungen nicht überall gleich. Denn während in Skandinavien, in Polen und Böhmen, wo das römische Christenthum durch germanische Missionsthätigkeit Eingang fand (S. 652), das Volk sich an die Culturstaaten des Abendlandes anlehnte und von dort her stets neue Belehrung, stets neue Bildungselemente schöpfte; wurde die Verbindung der griechischen Kirche Rußlands mit der byzantinischen Mutterkirche mehr und mehr gelockert, theils durch das Eindringen wilder Völker, theils durch die Ohnmacht des hinwelkenden Kaiserreichs am Bosporus.

Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.



